WIDENER
HN L21Q 4



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Unter ständiger Mitarbeiterschaft
von A. Bebel, Fr. Mehring u. A.
redigiert von **Karl Kautsky**

Einunddreißigster Jahrgang * Zweiter Band

Verlag Detlev Auvermann KG · Glashütten im Taunus
1974

Soc 713.8 (31 pt.2)

HARVARD UNIVERSITY
LIBRARY
MAY 9 1975

FAS

Unveränderter Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1913
Mit freundlicher Genehmigung des Verlages
J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Hannover
Druck: Bläschke & Ducke GmbH, Darmstadt
Printed in Germany

Inhalts-Verzeichnis.

(A. bedeutet Artikel, F. Feuilleton, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Zeitgeschichte und soziale Zustände.

(Siehe auch II. und VI.)

1. Asien.

Spectator, Alfons Paquet, Li oder im neuen Osten. R. 94

2. Balkanstaaten und türkisches Reich.

Armenier, Ein, Das armenische Problem vor dem Forum der Großmächte. A. 379

Dergeweſtis, Dem. Her., Die allgriechische Bewegung auf Cypern. A. 646

Rothſtein, Th., Der Streit um die Bagdadbahn. A. 520

Sakaſoff, Janko, Die neue Balkangefahr. A. 366

Wendel, Hermann, Um Albanien. A. 1

— Zwiſchen Krieg und Krieg. A. . . 185

3. Belgien.

Man, Hendrik de, Der belgiſche Wahlrechtsſtreik. A. 244

4. China.

Rothſtein, Th., Chinas Erdroſſelung. A. 343

5. Dänemark.

Bang, Guſtav, Die politiſche Lage in Dänemark. A. 843

6. Deutſchland.

A. Allgemeines.

Hilferding, Rudolf, Zum Parteitag. A. 873

Hirſch, Paul, Die preußiſchen Landtagswahlen. A. 190

— Das Ergebnis der preußiſchen Landtagswahlen. A. 362

Kautsky, Karl, Auguſt Bebel. A. . 737

— Der Parteitag. A. 1001

Kolb, A., Zur Bekämpfung der Reaktion. A. 724

— Neueinteilung der Reichstagswahlkreiſe. A. 940

Lehmann, G. A., Der Landtagswahlkampf in Baden. A. 953

Martin, Jean, Die Rückkehr zur Diktatur in Elſaß-Lothringen. A. . . 297

Olberg, Oda, Adele Schreiber, Mutterſchaft. R. 1025

Rothſtein, Th., Die deutſch-engliſche Annäherung. A. 197

Säckler, J., Fünfundzwanzig Jahre bayeriſcher Entwicklung. N. . . . 509

Schulz, Heinrich, Zum Maitag. A. . 113

B. Maſſenſtreikfrage.

Breitſcheid, Dr. R., Die Stimmung der Maſſe und der Maſſenſtreik. A. 473

Eggerſtedt, Otto, Nochmals „Nachdenkliche Betrachtungen". A. . . 607

Ernſt, Joſeph, Eine Richtigſtellung (zu Luxemburg, Das Offiziöſentum der Theorie). N. 1029

Hartleib, Joſeph, Der Maſſenſtreik und die Pſychologie der Maſſen. A. . 652

Kautsky, Karl, Nachgedanken zu den nachdenklichen Betrachtungen. A. 532 558

— Nachbemerkung (zu Trabinger „Zu Kautskys Nachgedanken uſw.") A. . 662

Klühs, Franz, Die kritiſchen Wochen. A. 603

Luxemburg, Roſa, Das Offiziöſentum der Theorie. A. 828

Meerfeld, J., Nachdenkliche Betrachtungen. A. 398

— Mein Schlußwort. A. 857

Perner, Richard, Maſſenſtreik um das Preußenwahlrecht? A. 546

Salzmann, H., Zur Frage des politiſchen Maſſenſtreiks. A. 656

Steigerwald, W., Zum politiſchen Maſſenſtreik. A. 547

Trabinger, Jakob, Zu Kautskys Nachgedanken zu den nachdenklichen Betrachtungen. A. 658

C. Militarismus und Wehrvorlage.

Heilmann, E., Unſere Taktik im Kampf gegen die Rüſtungsvorlage. A. . . 393

Kautsky, Karl, Die Berner Konferenz. A. 265

M., Die Sozialdemokratie in der Armee und die Wehrvorlage. A. . . . 259

Mehring, F., Miliz und ſtehendes Heer. A. 553 673 705 850 909

Noske, Guſtav, Die Taktik der Fraktion. A. 425

n., Jaurès, Jean, Die neue Armee. R. 702

Pannekoek, Anton, Der Streit um die Deckungsfrage. A. 769

Schulz, Heinrich, Nach den Schlachten. A. 513

Schulz, Hugo, Der Militarismus in der Sackgaſſe. A 67

Ströbel, H., Die neue Wehrvorlage. A. 33

Wendel, Hermann, Schwarze Tage. A. 65

— Mars und Merkur. A. 153

D. Organiſationsfrage.

Braun, Adolf, Organiſationsprobleme. A. 914

Pichler, Benno, Organiſationsfragen. A. 753

Tanneberger, Rudolf, Warum eine neue Organiſation? A. 1021

7. Frankreich.

Compère-Morel, Die kapitalistische Konzentration in Frankreich. A. 202 252
Leder, Z., Ad. Tecklenburg, Die Entwicklung des Wahlrechts in Frankreich seit 1789. R. 727
n., Die ökonomische Rückständigkeit Frankreichs. N. 949
Rappoport, Ch., Der Kampf gegen den Militarismus in Frankreich und der Kongreß in Brest. A. . . . 47
Thomas, Albert, Die politische Situation in Frankreich. A. 329
Tr., Fr., Volksbildung und Militarismus in Frankreich. A. 577

8. Großbritannien.

Beer, M., Dr. Jessie Marburg, Die sozialökonomischen Grundlagen der englischen Armenpolitik im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. R. 208
— Die erste Gewerbezählung in England. A. 1007
n., Die Höhe der Klassengegensätze in England. N. 213
Pumpiansky, L., Sidney und Beatrice Webb, Das Problem der Armut. R. 979
Sachse, J., Die Independent Labour Party. A. 52

9. Italien.

Olberg, Oda, Der syndikalistische Generalstreikversuch und die Partei. A. 781

10. Niederlande.

Wibaut, F. M., Das Ergebnis der Parlamentswahlen in Holland. A. 540

11. Oesterreich-Ungarn.

Ferch, J., Österreichs Rechtsprechung. A. 758
Popp, Adelheid, Die Kinderarbeit in Oesterreich. A. 1012
Varga, Eugen, Absolutismus in Ungarn. A. 450

12. Persien.

Barth, Erwin, Die persische Eisenbahnfrage. A. 679 719

13. Portugal.

Peluso, Edmondo, Die politische Lage in Portugal. A. 610

14. Rußland.

Spectator, Der Einfluß der Agrarunruhen von 1905 und 1906 auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Rußland. A. 84
— S. Prokopowitsch, Über die Bedingungen der industriellen Entwicklung Rußlands. R. 982
Stiekloff, G., Grégoire Alexinsky, La Russie Moderne. R. . . . 581

15. Schweden.

Sköld, Hannes, Skizzen zur schwedischen Parteigeschichte der letzten Jahre. A. 585 640

16. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Eckstein, Gustav, Die Sterblichkeit im mittleren Lebensalter in Amerika. N. 293
Gudde, Erwin, Ein neues Ausnahmegesetz gegen die Japaner in den Vereinigten Staaten. A. 410
Osohl, Charles W. Eliot, The Future of Trade-Unionism and Capitalism in a Democracy. R. . . 505
Pawlowitsch, M., Der Panamakanal und der Kampf um die Weltmärkte. A. 965
Spectator, Dr. P. Tafel, Die nordamerikanischen Trusts und ihre Wirkungen auf den Fortschritt der Technik. R. 507

II. Sozialpolitisches.

1. Agrarisches.

Braun, Otto, Die deutsche Sozialdemokratie und die Agrarfrage. A. . . 886
Die technische Überlegenheit des Großbetriebs in der Landwirtschaft. N. . 264
Eckstein, G., Über die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande. N. . . 389
Grumach, Dr. Wilhelm, Weiteres zur Frage der Ansiedlung von Landarbeitern. A. 143
— Die Einteilung der landwirtschaftlichen Betriebe. A. 401
Hofer, A., Die sozialistische Lösung der Landarbeiterfrage. A. 16
Kautsky, K., Arbeitsaufwand und Betriebsgröße in der Landwirtschaft. N. 325
Landau-Gumplowicz, Dr. Helena, Ein Beitrag zur Frage des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs. A. . 957
Schmidt, K., Die Landarbeiter und Dienstboten und die Sozialdemokratie. A. 761
— Der Jenaer Parteitag und die Agrarfrage. A. 900

2. Alkoholfrage.

Wilhelm, Alb., Pfarrer Fritz Rudolf, Das Alkoholverbot in Amerika. R. 944

3. Arbeiterrecht, Arbeiterversicherung.

Braun, Adolf, Professor Dr. J. Jastrow, Arbeiterschutz. R. 210
Hoch, Gustav, Professor Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. R. 181
— Dr. med. Alfons Fischer, Die sozialhygienische Bedeutung der Reichsversicherungsordnung. R. . . . 211
— Otto Hagen, Kommentar zum Versicherungsgesetz für Angestellte. R. . 322
Kleeis, Fr., Der Krebsgang der Unfallversicherung. A. 288

Kleeis, Fr., Die Fortentwicklung der öffentlichen Arbeitslosenversicherung. A. 924
Kliche, Joseph, Arbeiterferien, unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in der Metallindustrie. R. 262
Mattutat, H., Rentendrückerei und Unfallrechtsprechung. A. 932

4. Arbeitsmarkt.

Barth, Erwin, Dr. Ernst Bernhard, Die Vergebung der öffentlichen Arbeiten in Deutschland im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit. R. 870
Barthel, Paul, Die Entwicklung des Arbeitsmarktes im Jahre 1912. A. 495

5. Bergbau.

Osterroth, Nik., Ein verelendendes Bergrevier. A. 133
Woldt, R., Georg Werner, Wie die Wetter schlagen. R. 701

6. Bildungswesen.

Hanauer, J. Büchereireformen. N. . 149
Kette, Max, Leitfaden für die Bildungsarbeit in Groß-Berlin. R. . . . 764
Rauch, Emil, Zur Organisation der Arbeiterbildung. A. 313
Seidel, Richard, Museumsführer und Arbeiterbildungswesen. (Engelbert Graf, Führer durch das Berliner Museum für Naturkunde.) F. . . 230

7. Frauenbewegung.

Beer, M., William Godwin, Erinnerungen an Mary Wollstonecraft. R. 147
Katayama, S., Die Stellung der Frau in Japan. A. 500
Schlesinger, Therese, Pankhurst, The Suffragette; Fawcett, Women's Suffrage; Schirmacher, Die Suffragetts. R. 667
Zietz, Luise, Die proletarische Frauenbewegung des verflossenen Jahres. A. 880

8. Geburtenrückgang, Gebärstreik.

Kautsky, Karl, Der Gebärstreik. A. . 904
Meyer, Ernst, Zur Frage des Geburtenrückganges. A. 382

9. Genossenschaften.

Fleißner, H., Nach zehn Jahren. A. 270
Göhre, Paul, 25 Jahre des Konsumvereins „Vorwärts" in Dresden. R. 728
Stiekloff, G., E. Vandervelde, La Coopération neutre et la Coopération socialiste. R. 664

10. Gewerkschaften.

Braun, Adolf, Dr. Karl Goldschmidt, Die Werkvereine. R. 727
— Adolf Cohen, Die Technik des Gewerkschaftswesens. R. 945
Ellinger, A., Die Tariferneuerung im Baugewerbe. A. 348
Roßhaupter, Alb., Die Unterdrückung des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes. A. 172
R., W., Die Gewerkschaftsbewegung der Schauspieler und das kommende Reichstheatergesetz. A. 696
Sachse, J., Gesetzlicher Minimallohn und Streikrecht. A. 317
Umbreit, Paul, Die Konzentrationsbewegung bei den deutschen Gewerkschaften. A. 87
Wagner, Dr. med. Georg, Dr. Theodor Plaut, Der Gewerkschaftskampf der deutschen Ärzte. R. 803
Winnig, A., Franz Klühs, Terror. R. 323
— Jakob Heller, Einigungsamt und Bautarife in München. R. . . . 324

11. Glasindustrie.

Puchta, Fritz, Eine vergessene Industrie. A. 75

12. Handwerk.

Andrée, Ernst, Dr. Karl Vogel, Einkommen der Handwerker im Stadtkreis Hannover. R. 666

13. Heimarbeit.

ar, C. F. Goldschmidt, Heimarbeit. R. 871
Rabold, Erwin, Der Verfall der Hausweberei im schlesischen Eulengebirge. A. 412

14. Jugendbewegung.

Heinzelmann, Paul, Die Gewinnung der Jugend zwischen dem 18. und 21. Lebensjahre! N. 292
Schiller, Paul, Die sozialistische Jugendorganisation. A. 942
Schulz, Heinrich, Jungdeutschland oder Jungvolk? A. 633

15. Klerikalismus.

Erdmann, August, Staat und Kirche. A 275 302
— Der Katholikentag. A. 825

16. Kolonialpolitik.

Kautsky, Karl, Ein Buch über Zentralafrika. (Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg, Vom Kongo zum Niger und Nil.) A. 371
Krätzig, H., Die Stellung der Sozialdemokratie zum Anbau der Baumwolle in den Kolonien Afrikas. A. 284
— Zur Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie. A. 355
— Die Stellung der Sozialdemokratie zur Bewilligung von Reichsmitteln zum Baumwollbau. A. 920
Quessel, Ludwig, Sozialdemokratie und tropische Landwirtschaft. A. . . . 774

17. Kommunales.

Wurm, Emanuel, Dr. H. Lindemann, Dr. R. Schwander, Dr. A. Südekum, Kommunales Jahrbuch. R. . 292

18. Pazifismus.

Eckstein, G., Alfred H. Fried, Der Weg zum Weltfrieden. R . . . 730

19. Privatangestellte.

Kette, Max, Die Lage der deutschen Rechtsanwaltsangestellten. A. . . 976

20. Schuhindustrie.

Zinner, Dionys, Eine gewerkschaftliche Denkschrift über die Verhältnisse in den amerikanischen und deutschen Schuhfabriken. A. 799

21. Strafrecht.

Weinberg, Siegfried, Der Strafrechtsentwurf. A. 490

22. Versicherungswesen.

Actuarius, Gustav Grunwald, Einrichtung und Betrieb einer großen deutschen Versicherungsgesellschaft. R. 420

III. Sozialismus, Sozialphilosophie, politische Oekonomie und Politik.

(Siehe auch I. und VI.)

1. Allgemeines.

Kautsky, K., Andlers Anklagen. N. . 148

Leder, Z., Das Proportionalwahlrecht. A. 5 56

— Charles Albert und Jean Duchêne, Le Socialisme révolutionnaire, son terrain, son action, son but. R. 30

Perner, R., Direkte Gesetzgebung durch das Volk. A. 797

2. Geschichte des Sozialismus.

Beer, M., Dr. Auguste Jorns, Studien über die Sozialpolitik der Quäker. R. 93

Braun, Ad., Wilhelm Schröder, Geschichte der sozialdemokratischen Parteiorganisation in Deutschland. R. . 947

Drahn, Ernst, Zur Literatur über Bakunin. N. 872

Eckstein, G., Zur Geschichte des Sozialismus in England. A. 741 789 860

— Herr Brandes, der Historiker. N. . 984

G., R., Briefe von Wilhelm Liebknecht aus dem Jahre 1850. N. . . . 1028

Kautsky, Karl, Lassalles historische Leistung. A. 233

— Lassalle und Marx. A. 476

— Ein Vertrauensmann. A. . . . 600

Mehring, F., Antwort auf Johns Spargos Brief. F. 111

— Ein journalistischer Katilinarier. F. 1000

— Mein Vertrauensbruch. Eine Abwehr. A. 592

— Neue Beiträge zur Parteigeschichte. F. 627

— Neue Schriften über Marx. F. . 985

— Noch einige Beiträge zur Parteigeschichte. F. 820

— Über den Gegensatz zwischen Lassalle und Marx. A. 455

Pumpiansky, L., Die Internationalität der Arbeiterbewegung in den dreißiger Jahren. A. 125

Spargo, John, Ein Brief. F. . . 109

Stiekloff, G., Histoire des Partis Socialistes en France (Geschichte der sozialistischen Parteien in Frankreich). Herausgegeben unter der Leitung von Alexandre Zévaès. R. . .63

— Marc de Préaudeau, Michel Bakounine. Le Collectivisme dans l'Internationale. Etude sur le Mouvement social. R. 729

— Bogutscharsky, Die revolutionären Volksstimmler der siebziger Jahre. R. 805

— Zur Ergänzung einer Richtigstellung. N. 948

— Fritz Brupbacher, Marx und Bakunin. R. 1023

Wendel, H., Lassalle in Frankfurt. A. 241

3. Philosophie.

Pannekoek, Anton, Dietzgens Werk. A. 37

4. Politische Oekonomie.

Braun, Adolf, Lohnstatistische Probleme. A. 686

Eckstein, Gustav, Militarismus und Volkswirtschaft. A. . . . 116 165

— Löhne und Steuern. A. 333

Hilferding, Rudolf, Heinrich Dietzel, Kriegssteuer oder Kriegsanleihe. R. 90

— M. Nachimson, Die Staatswirtschaft. R. 943

Kautsky, K., Krieg u. Kapitalismus. A. 428

Mai, August, Wehrvorlage und Volkswirtschaft. A. 307

Markwald, Hans, Verstaatlichung und Verstadtlichung. A. 712

Meyer, Ernst, E. W. Sand, Die Ursachen der Teuerung. R. 422

— Dr. Adolf Henningsen, Die gleitende Skala für Getreidezölle. R. . . . 503

Spectator, Dr. G. Stutz, Reichs- und Landessteuern im Hinblick auf die Deckung der Wehrvorlagen. R. 419

— Kurt Wiedenfeld, Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat. R. . . 946

Wilhelm, Albert, W. Wygodzinski, Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. R. 360

— Adolf Braun, Statistik. R. . . . 978

— Dr. Ernst Müller, Einführung in die Statistik. R. 978

— Textbücher zu Studien über Wirtschaft und Staat. R. 1027

IV. Kunst und Literatur.

Bothe, Franz, Die Uraufführung der Hekatoncheiren. N. 948

Diefenbach, Bildende Kunst, W. Hausenstein, Der Bauern-Bruegel. F. . 105

Diefenbach, Bildende Kunst, W. Hausenstein, Rokoko. F. 105
Elsner, Fritz, Das Kinodrama. F. . 460
Geck, Adolf, Die Erstaufführung der Arbeiterhymne „Die Hekatoncheiren". N. 423
Grötzsch, Robert, Glückspelle. F. . 997
Hörnle, E., Ernst Lissauer, 1813. F. 470
Kreowski, Ernst, Zur neuesten Wagnerliteratur. F. 467
Linke, Felix, Präzision. F. 809
Ludwig, G. G., Über die sozialen Grundlagen der Gotik. F. . . . 217
Luxemburg, Rosa, Tolstois Nachlaß. F. 97
Mehring, F., Ein Nachzügler. F. . 101
— Georg Büchner, Dramatische Werke. F. 109
— Heine-Reliquien. F. 229
— Wilhelm Blos, Der Prinzipienreiter. F. 230
— Wolfgang der Kleine und Gerhart der Große. F. 457
— Der Fall Hauptmann. F. . . . 631
— Erich Schlaikjer, Gegenwart und Zukunft der deutschen Schaubühne. F. 631
— Erich Schmidt. F. 632
— Eine neue Büste Lassalles. F. . . 824
Romm, Julie, Ein französisches Drama in Amerika. F. 816
Schikowski, John, Kunststile und Kunstmoden. F. 617
Schlesinger, Therese, Alfons Petzold, Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden. F. 471
— Per Halström, Ein Schelmenroman. F. 472
Wendel, Hermann, Klara Viebig, Das Eisen im Feuer. F. 108
Wurm, E., Ungedruckte Männerchöre Robert Schumanns. N. 731

V. Naturwissenschaft, Hygiene und Technik.

Drucker, S., Die Beziehungen zwischen Krankheit und sozialer Lage. A. . 156
— Naturwissenschaftliches. (Tschulok, Entwicklungstheorie. Wasmann, Wie man die Entwicklungstheorie mißbraucht.) F. 463
Olberg, Oda, Ein italienischer Kongreß für Gewerbekrankheiten. A. . . . 568

VI. Geschichte, Urgeschichte und Ethnologie.

Albert, Robert, Gegen die Geschichtsfälschungen in unseren Schulbüchern. F. 226
Arnulf, Die bildende Kunst in der Urzeit. F. 623 812 991
Blos, Wilhelm, Theodor Schwartz, Heinrich Paternostermaker. R. . . 612
Bronski, M., Dr. Stanislaw Kutrzeba, Grundriß der polnischen Verfassungsgeschichte. R. 579
Ravesteijn, W. van, Ein Bekämpfer des Islam. A. 25

VII. Zeitschriftenschau.

Eckstein, Gustav 150 1030
Köttgen, J. 31 183 423 510 703 765 807.
Olberg, Oda 389 613
Pohl, Otto 454
Schlesinger, Anna 94 214 326 582 669 950.
Schlesinger, Therese 732
Stiekloff, Georg 294 549

VIII. Feuilletonbeilage.

Nr. 62 (S. 97 bis 112). Nr. 63 (S. 217 bis 232). Nr. 64 (S. 457 bis 472). Nr. 65 (S. 617 bis 632). Nr. 66 (S. 899 bis 824). Nr. 67 (S. 985 bis 1000).

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Actuarius, Rezension: 420.
Albert, Robert, Feuilleton: 226.
Andrée, E., Rezension: 666.
ar, Rezension: 871.
Armenier, Ein, Artikel: 379.
Arnulf, Feuilleton: 623, 812, 991.
Bang, Gustav, Artikel: 843.
Barth, Erwin, Artikel: 679, 719. Rezension: 870.
Barthel, Paul, Artikel: 495.
Beer, M., Artikel: 1007. Rezension: 93, 147, 208.
Blos, Wilh., Rezension: 612.
Bothe, Franz, Notiz: 948.
Braun, Adolf, Artikel: 686, 914. Rezension: 210, 727, 945, 947.
Braun, Otto, Artikel: 886.
Breitscheid, Dr. R., Artikel: 473.
Bronski, M., Rezension: 579.
Compère-Morel, Artikel: 202, 252.
Dergewestis, D. H., Artikel: 646.
Diefenbach, Feuilleton: 105.
Drahn, Ernst, Notiz: 872.
Drucker, S., Artikel: 156. Feuilleton: 463.
Eckstein, G., Artikel: 116, 165, 333, 741, 789, 860. Rezension: 730. Notizen: 293, 389, 984. Zeitschriftenschau: 150, 1030.
Eggerstedt, O., Artikel: 607.

Ellinger, A., Artikel: 348.
Elsner, F., Feuilleton: 460.
Erdmann, A., Artikel: 275, 302, 825.
Ernst, Joseph, Notiz: 1029.
Ferch, Joh, Artikel: 758.
Fleißner, H., Artikel: 270.
G. R., Notiz: 1028.
Geck, Adolf, Notiz: 423.
Göhre, P., Rezension: 728.
Grötzsch, Robert, Feuilleton: 997.
Grumach, Dr. W., Artikel: 143, 401.
Gudde, Erwin, Artikel: 410.
Hanauer, J., Notiz: 149.
Hartleib, Joseph, Artikel: 652.
Heilmann, E., Artikel: 393.
Heinzelmann, P., Notiz: 292.
Hilferding, R., Artikel: 873. Rezension: 90, 943.
Hirsch, Paul, Artikel: 190, 362.
Hoch, Gustav, Rezension: 181, 211, 322.
Hofer, A., Artikel: 16.
Hörnle, E., Feuilleton: 470.
Katayama, S., Artikel: 500.
Kautsky, K., Artikel: 233, 265, 371, 428, 476, 532, 558, 600, 662, 737, 904, 1001. Rezension: 325. Notizen: 148, 325, 949.
Kette, Max, Artikel: 976. Rezension: 764.
Kleeis, Fr., Artikel: 288, 924.
Kliche, Joseph, Rezension: 262.
Klühs, F., Artikel: 603.
Kolb, A., Artikel: 724, 940.
Köttgen, J, Zeitschriftenschau: 31, 183, 423, 510, 703, 765, 807.
Krätzig, H., Artikel: 284, 355, 920.
Kreowski, E., Feuilleton: 467.
Landau-Gumplowicz, Dr. Helena, Artikel: 957.
Leder, Z., Artikel: 5, 56. Rezension: 30, 727.
Lehmann, G. A., Artikel: 953.
Linke, Felix, Feuilleton: 809.
Ludwig, G. G., Feuilleton: 217.
Luxemburg, R., Artikel: 828. Feuilleton: 97.
M., Artikel: 259.
Mai, August, Artikel: 307.
de Man, H., Artikel: 244.
Markwald, H., Artikel: 712.
Martin, Jean, Artikel: 297.
Mattutat, H., Artikel: 932.
Meerfeld, J., Artikel: 398, 857.
Mehring, F., Artikel: 455, 553, 592, 673, 705, 850, 909. Feuilleton: 101, 109, 229, 230, 457, 627, 631, 632, 820, 824, 985, 1000.
Meyer, Ernst, Artikel: 382. Rezension: 422, 503.
Noske, G., Artikel: 425.
Olberg, Oda, Artikel: 548, 781. Rezension: 1025. Zeitschriftenschau: 389, 613.
Osohl, Rezension: 505.
Osterroth, N., Artikel: 133.
Pannekoek, Anton, Artikel: 37, 769.
Pawlowitsch, M., Artikel: 965
Peluso, Edmondo, Artikel: 610.
Perner, Richard, Artikel: 546, 797.
Pichler, Benno, Artikel: 753.
Pohl, O., Zeitschriftenschau: 454.
Popp, Adelheid, Artikel: 1012.
Puchta, F., Artikel: 75.
Pumpiansky, L., Artikel: 125. Rezension: 979.
Quessel, L., Artikel: 774.
R., W., Artikel: 696.
Rabold, Erwin, Artikel: 412.
Rappoport, Ch., Artikel: 47.
Rauch, Emil, Artikel: 313.
Ravesteijn, W. van, Artikel: 25.
Romm, Julie, Feuilleton: 816.
Roßhaupter, Albert, Artikel: 172.
Rothstein, Th., Artikel: 197, 348, 520.
Sachse, J., Artikel: 52, 317.
Säckler, J., Notiz: 509.
Salasoff, Janko, Artikel: 366.
Salzmann, H., Artikel: 656.
Schikowski, John, Feuilleton: 617.
Schiller, Paul, Artikel: 942.
Schlesinger, Anna, Zeitschriftenschau: 94, 214, 326, 582, 669, 950.
Schlesinger, Therese, Rezension: 667. Feuilleton: 471, 472. Zeitschriftenschau: 732.
Schmidt, K., Artikel: 761, 900.
Schulz, Heinrich, Artikel: 113, 513, 633.
Schulz, Hugo, Artikel: 67.
Seidel, Richard, Feuilleton: 230.
Skölb, Hannes, Artikel: 585, 640.
Spargo, J., Feuilleton: 109.
Spectator, Artikel: 84. Rezension: 94, 419, 507, 946, 982.
Steigerwald, W., Artikel: 547.
Stiekloff, G., Rezension: 63, 581, 664, 729, 805, 1023 Notiz: 948. Zeitschriftenschau: 294, 549.
Ströbel, H., Artikel: 33.
Tanneberger, Rudolf, Artikel: 1021.
Thomas, Albert, Artikel: 329.
Tr., Fr., Artikel: 576.
Trabinger, Jakob, Artikel: 658.
Umbreit, P., Artikel: 87.
Varga, E., Artikel: 450.
Wagner, G., Rezension: 803.
Weinberg, Siegfried, Artikel: 490.
Wendel, Hermann, Artikel: 1, 65, 153, 185, 241. Feuilleton: 108.
Wibaut, F. M., Artikel: 540.
Wilhelm, Albert, Rezension: 360, 944, 978, 1027.
Winnig, A., Rezension: 323, 324.
Woldt, R., Rezension: 701.
Wurm, E., Rezension: 292. Notiz: 731.
Zietz, Luise, Artikel: 880.
Zinner, D., Artikel: 799.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 27 Ausgegeben am 4. April 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Um Albanien.

Von **Hermann Wendel.**

Vor Jahresfrist noch war dem durchschnittlichen Europäer Albanien mit all seinen wilden Reizen so unbekannt wie etwa der Caprivizipfel, und selbst mancher Politiker wußte nicht mehr von diesem Lande, als daß es, undurchdringlich und undurchforscht, eben das „europäische Tibet" sei. Jetzt aber diskutiert man hinter jedem Weißbierkelch so sachverständig über Prizrend und Djakowa, über Skutari und Durazzo, als ob sich's um Spandau oder Potsdam, um Halensee oder Neukölln handelte. Diese Namen haben sich in unser Hirn eingeätzt, weil ihr Klang für ganz Europa mit der Gefahr eines vernichtenden Weltkriegs verknüpft war. Auch vor ein paar Tagen, da Montenegro noch in letzter Minute vor den österreichischen Kanonen klein beigab, hätte es um ein Haar einen Krieg gesetzt, freilich einen Krieg des Elefanten gegen die Maus, einen Krieg der großmächtigen Donaumonarchie gegen die Handvoll Leute aus der Czernagora, aber da die Südostecke Europas in Flammen steht, kann die winzigste und lächerlichste neue kriegerische Verwicklung zu dem großen europäischen Kladderadatsch führen.

Auch diesmal ging der Konflikt um Albanien. Die angeblichen Verletzungen des Völkerrechtes, die Vergewaltigung des ungarischen Dampfers „Skodra" wie die Beschießung der Spitäler und Konsulate von Skutari waren nur billige Vorwände, die man im rechten Augenblick zur Hand hatte, und auch der Mortimer in der Franziskanerkutte, der P. Palic in Djakowa, kam den Machthabern am Wiener Ballplatz sehr gelegen. Wer übrigens die Affäre Prohaska in ihren einzelnen Stadien noch vor Augen hat, kann füglich zweifeln, ob die Märtyrerschaft Palics sich nicht lediglich darauf beschränkt, daß er Tag für Tag durch die Spalten der „Reichspost" und verwandter Blätter geschleift wurde. Aber sei dem, wie es will: die gar nicht bestrittene Tatsache ist, daß die auswärtige Politik des Herrn Berchtold mit ihrer neuesten glorreichen Aktion die serbisch-montenegrinischen Belagerungstruppen von Skutari zurückscheuchen wollte, denn Skutari in den Händen Nikitas hätte einmal die Anwendung österreichischer Waffengewalt zur Ver-

treibung der Eroberer nötig gemacht und zum zweiten einen neuen Zankapfel unter die Großmächte geworfen, die noch eben in London mit Ach und Krach über die Grenzen Nordalbaniens und das Schicksal Skutaris einig geworden sind, ist es doch eine große Zweifelsfrage, ob Rußland mit der gewaltsamen Vertreibung seiner „slawischen Brüder" aus der eroberten Stadt so ohne weiteres einverstanden wäre.

Wenn die unselige albanische Frage jetzt nicht gründlich erledigt wird — und es gibt nur eine Lösung, die, so oder so, Albanien dem Balkanbund angliedert! —, so liegt das an der Eifersucht Österreich-Ungarns und Italiens, von denen jede Macht der anderen eher die gänzliche Vernichtung als die unbestrittene Herrschaft über die Adria gönnte. Nun ist Albanien für Österreich-Ungarn, dessen Küstenland in der Tat sehr eng begrenzt ist, schon lange ein Sehnsuchtsziel; und da es vorauszusehen war, daß die europäische Türkei doch eines schönen Tages aus den Fugen gehen würde, suchte sich die Donaumonarchie wie ein Maulwurf in dem Lande der Schkipetaren einzuwühlen. Deshalb übt das Haus Habsburg das Protektorat über die katholischen Albaner aus, deshalb zahlt die k. k. Staatskasse den albanischen Priestern ihre Gehälter, deshalb grüßt in jedem römisch-katholischen Pfarrhaus im Stromgebiet des Drin das Patriarchenantlitz Franz Josephs von der Wand, deshalb versorgt Wien die Albaner mit allerhand Gegenständen, von den heiligsten bis zu den unheiligsten, von Rosenkränzen bis zu Mauserflinten, deshalb betätigen sich die österreichisch-ungarischen Konsuln als beflissene Agenten der habsburgischen Expansion in Albanien, deshalb wird in österreichischen Schulen in Prizrend und anderwärts den albanischen Hosenmätzen schon die österreichische Nationalhymne eingepaukt — mit einem Wort: Österreich-Ungarn hatte in Albanien seit jeher, um den Ausdruck eines schwarzgelben Chauvins zu brauchen, eine „erbgesessene Position". Das ging so lange gut und friedlich, bis in dem verbündeten Italien die tumultuarische Propaganda für das „mare nostro" begann, die die Adria zu einem italienischen Meer umwandeln und zu diesem Ende die albanische Küste unter den Einfluß Roms bringen wollte. Von diesem Zeitpunkt an, etwa Mitte der neunziger Jahre, hob auch ein heftiges italienisches Liebeswerben um die unsterblichen Seelen der Albaner an. Italien arbeitete mit denselben Mitteln wie Österreich-Ungarn: Konsulate, Spitäler, Geistliche, Schulen, obschon die Hebung des Schulwesens in Süditalien und Sizilien erheblich mehr vonnöten wäre, und die verwandtschaftliche Verbindung der Dynastie Savoyen mit dem Herrscher der Schwarzen Berge tat noch ein übriges: der Bahnbau von Antivari nach Vir-Bazar und die Schiffahrtskonzession auf dem Skutarisee war eine entschiedene Mehrung des italienischen Einflusses an der Westküste des Balkans. Das Vordringen Italiens wurde in Wien mit der äußersten Besorgnis betrachtet, denn in der Tat! wenn in Valona an der albanischen Küste die grün-weiß-rote Fahne weht, kann alles, was von Österreichs Macht und Herrlichkeit auf Schiffsplanken schwimmt, wie in einem Sacke eingeschnürt werden, die Adria wäre italienisch, fast ein italienischer See, und Österreich wäre auf den Export seiner Waren über Aussig und Hamburg angewiesen, ein wirtschaftlicher Vasall Deutschlands. Darum betrachteten sich die beiden Bundesgenossen immer nur mit den geschärften Blicken des Argwohns. Wenn etwa Österreich daran dachte, die Verbindungsstrecke zwischen seiner bosni-

schen Bahn und der bei Mitrowitza endenden türkischen Bahnlinie zu bauen, so erregte das in der römischen Kammer einen Sturm der Entrüstung, und umgekehrt war es nicht viel anders. Das schlimmste Los aber, was für jeden der beiden Rivalen die Zukunft im Schoß haben konnte, war die Liquidierung der albanischen Frage ohne ihr Zutun, denn jede plötzliche Änderung der Dinge mußte den latenten Gegensatz zwischen Österreich und Italien akut werden lassen, während der sogenannte Statusquo unter türkischem Regime die Konservierung durch Fäulnis darstellte. In diesem Sinne schrieb der österreichische Nationalist Freiherr v. Chlumecky: „Jedwede ohne die vorwiegende Führung Österreich-Ungarns sich vollziehende Loslösung Mazedoniens von der Türkei, jede nicht durch und mit uns erfolgte ‚Autonomisierung' Mazedoniens würde ebenso wie jedwede Balkankonföderation die schwersten Erschütterungen für die Monarchie im Gefolge haben." Aber wie es wirklich gekommen ist, sah wohl niemand voraus. Auftauchende Befürchtungen wehrte der italienische Minister des Äußern, Tittoni, in der Kammer lächelnd ab: „Glaubt man wirklich an ein Wiederaufleben der Völkerwanderungen, an die Möglichkeit, daß die Slawen zu den Ufern der Adria hinabsteigen, die Albanesen von dort verjagen und sich selbst an deren Stelle setzen können?" Das war 1908, und vier Jahre später lebte die Völkerwanderung wieder auf und stiegen die Slawen zu den Ufern der Adria hinab. Nun galt es zu der veränderten Lage Stellung zu nehmen.

Wenn sich Serben und Griechen an der albanischen Küste häuslich niederließen, war eigentlich der Konfliktsstoff zwischen Österreich und Italien aus der Welt geschafft, und die Frage, ob jener oder dieser Macht die Herrschaft über die Adria zufallen sollte, war mit einem bündigen: Keiner von beiden! beantwortet. Aber schon der Großmachtsdünkel der Wiener wie der römischen Machthaber konnte nicht dulden, daß so junge Völker dort ernteten, wo sie selbst gesät hatten, und Österreich-Ungarn im besonderen hatte noch eine ganze Mandel von Befürchtungen, deren wichtigste die wirtschaftliche und politische Erstarkung Serbiens und seine Anziehungskraft auf die drangsalierten österreichischen Slawen war. Darum mußte Albanien der Einflußsphäre des Balkanbundes entzogen werden, und da weder Italien die Annexion des Landes durch Österreich noch Österreich die durch Italien zugegeben hätte, sann man nach einem Ausweg und verfiel schließlich auf die Kateridee des „autonomen" Albanien. Das hieß die Entscheidung zum mindesten hinauszögern, und Zeit gewonnen, alles gewonnen! dachte jede der beiden Mächte. Die schwarzgelben Schreier hatten bislang immer behauptet, der Gedanke einer Autonomie Albaniens sei im Lande selbst ganz unbekannt und es handle sich hier nur um einen Einfuhrartikel Italiens. „In gleicher Weise ist aber auch," schrieb 1907 der Freiherr v. Chlumecky, „das von Italien importierte Rezept: Albanien den Albanesen! nur mit allergrößter Vorsicht zu gebrauchen. Auch dieser Ruf ist nur ein Deckmantel für Absichten ganz anderer Natur." Aber 1912/13 schrien sich dieselben Schwarzgelben die Kehle heiser mit ihrem Rufe: Albanien den Albanesen!

Nun zeigt schon, was von den Absichten der Londoner Botschafterkonferenz über die Abgrenzung Albaniens bekannt geworden ist, um was für ein unglückseliges Verlegenheitsgebilde es sich bei dem neuen Staate handelt. Wenn die Stämme der Kastrati und Klementi dem neuen Albanien zuge-

sprochen werden, ist es nicht einzusehen, warum die Hoti montenegrinisch werden sollen, und wenn denn schon Dibra, die albanesischste Stadt Albaniens, an Serbien fällt, warum denn auch nicht Unter-Dibra? Dergleichen ungelöster und unlösbarer Fragen enthält die Grenzregulierung durch die Großmächte noch mehrere, aber davon ganz zu schweigen ist Albanien aus inneren Gründen schon unfähig, das selbständige Staatswesen zu bilden, das die Mächte aus ihm machen wollen.

Jede Woche fast wirft jetzt eine Reihe von Büchern und Broschüren auf den Markt, die sich mit dem Balkanproblem im allgemeinen und mit der albanischen Frage im besonderen befassen. Da visiert etwa Pierre Loti,[1] der bekannte französische Dichter, die Entwicklung der Dinge vom Standpunkt einer weinerlichen Sentimentalität aus und stimmt seine ganzen Ausführungen auf den Ton: Die armen Türken! Da erzählt sein Landsmann Louis-Ivray[2] eine Reise, die er vor drei Jahren durch Albanien gemacht hat, mit einem erheblichen Aufwand von Wichtigtuerei und Großspurigkeit, ohne Neues oder Interessantes sagen zu können. Ernster zu nehmen ist eine Broschüre,[3] deren Autor das Pseudonym Balkanicus gewählt hat und den Kern der albanischen Frage, soweit sie zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zur Frage steht, sehr gut heraushebt und vor allem eine andere, die den früheren serbischen Ministerpräsidenten Vladan Georgewitsch[4] zum Verfasser hat. Der einst Serbien als schier unbeschränkter Diktator beherrscht hat, ist natürlich in dieser Frage Partei, aber seine Schrift ist gleichwohl oder gerade deshalb für jeden lesenswert, der die Albaner noch durch die Lupe einer indianerhaften Romantik betrachtet und glaubt, in den albanischen Bergen fiebere ein ganzes Volk nach nationaler Freiheit und nationalem Zusammenschluß und es sei des Schweißes der demokratischen Edlen wert, diesem Volke zu dieser Freiheit und diesem Zusammenschluß zu verhelfen. Freilich greift Georgewitsch in den falschen Topf, wo er sich in die Pose des Sittenpredigers wirft und vom ethischen Standpunkt die Albaner als eine minderwertige Rasse ausgefallener Spitzbuben abzutun sucht, denn auch Laster und Tugenden ganzer Völker sind Produkte der Umstände und wandeln sich mit der Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Aber daneben bringt Georgewitsch so viel und so wenig einseitig zusammengesuchtes Material bei, um die unglaublich niedrige Entwicklungsstufe der Albaner zu kennzeichnen, daß jedes Wort in dem Satz dokumentiert ist, in den er seine Auffassung zusammenpreßt: „Die Albanesen haben keinen nationalen Typus, haben keine einheitliche Sprache, haben kein nationales Territorium, haben nie einen nationalen Staat gebildet, haben sogar nie versucht, zu einem eigenen nationalen Staatswesen zu gelangen."

Sehr scharf hebt Georgewitsch auch den Einfluß der anarchischen Zustände, vor allem der Blutrache, auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Albaniens hervor. Wochenlang sperren die Miriditen oft die Handelsstraße Priz-

[1] Pierre Loti, Die sterbende Türkei. Deutsch im Verlag von J. Ladyschnikow. Berlin. 116 Seiten.

[2] Gabriel Louis-Ivray, L'Albanie Inconnue. Librairie Hachette & Co., Paris.

[3] Balkanicus, Le Problème albanais, la Servie et l'Autriche-Hongrie. Augustin Challemel, Editeur, Paris.

[4] Dr. Vladan Georgewitsch, Die Albanesen und die Großmächte. Verlag von S. Hirzel, Leipzig.

rend-Skutari, die einzige, die das Innere mit der Küste verbindet, und auch die Armut der Bevölkerung ist nichts Verwunderliches in einem Lande, in dem die Fruchtwechselwirtschaft unmöglich, der Eisenpflug unbekannt ist und in dem vor allem die Männer wegen einer Blutrache sich oft jahrelang nicht auf ihren Acker hinaustrauen und alle Feldarbeit den Frauen überlassen. „Die besten Viehweiden," schildert das einer der wenigen Kenner Albaniens, Hassert, „bleiben unbenützt, der Ackerbau ist auf die allernächste Umgebung der Siedlungen beschränkt, und auf größeren Wanderungen sucht man stets in Begleitung mehrerer Dorfgenossen auszugehen." Und die Folge ist, „daß ganze Hochländerstämme unter ihrer Schuldenlast zusammenbrechen, dann auf ihren Grund und Boden einfach verzichten und sich in die Metschia flüchteten, um sich dort als Pächter und Arbeiter eine neue Existenz zu gründen".

Soll also das autonome Albanien unter der Ägide der Großmächte wirtschaftlich und damit auch politisch lebensfähig sein, so genügt es nicht, einen der zahlreichen Prätendenten aus der dynastischen Reservearmee auf den neugebackenen Thron zu setzen, sondern zunächst muß die Bevölkerung entwaffnet werden. Dabei aber setzt es blutige Köpfe, und vor allem: wer soll die Entwaffnung durchführen? „Eine Regierung," schreibt Georgewitsch, „welche eine solche Reorganisation beabsichtigt, müßte über eine starke militärische Gewalt verfügen; wo aber ist in Albanien eine solche Militärgewalt? Kann man aus den albanischen Elementen eine solche Körperschaft bilden? Wenn jemand im Sumpfe versinkt, kann er sich selbst retten?" Hier also türmt sich schon eine unüberwindliche Schwierigkeit auf, oder aber Österreich-Ungarn und Italien liefern bereitwillig die Militärmacht zur „Pazifierung" Albaniens, und dann haben wir in Albanien ein Abbild Schleswig-Holsteins zwischen 1864 und 1866: ein Territorium, das die Gegensätze zwischen den beiden Anwärtern auf die Adriaherrschaft zur schnellen Reife bringen muß. Aber auch Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Italien kann den Weltkrieg bedeuten.

So ist, selbst wenn oder erst recht wenn jetzt nach dem Fall Adrianopels der Balkankrieg seinem Ende zugeht, das „autonome" Albanien eine Pandorabüchse, aus der eines Tages ein ganzer Schwarm von Gefahren für die internationale Lage aufsteigen wird. Eines Tages, das heißt: bald!

Das Proportionalwahlrecht.

Von **Z. Leder.**

Die Verhältniswahl ist schon seit zwanzig Jahren eine Programmforderung der deutschen Sozialdemokratie, und dem gegenwärtigen Reichstag und einigen Landtagen liegen Vorschläge zu ihrer Einführung vor. Im Reichstag beantragte die Fraktion, „die Reichstagswahlen künftig nicht innerhalb abgegrenzter Wahlkreise für je einen Abgeordneten, sondern nach dem Verhältniswahlsystem abzuhalten". Im sächsischen Landtag haben die sächsischen Genossen am 5. März vorigen Jahres einen Antrag auf Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes mit der Proportionalvertretung gestellt, wobei Genosse Fleißner die letztere Forderung mit der Erwägung begründete, „die Sozialdemokratie wolle

dem Einwand vorbeugen, daß bei Einführung der allgemeinen Wahlen die Minoritäten nicht zu Worte kommen und ausgeschaltet würden." In Württemberg sind die Sozialdemokraten vom Anfang der Wahlreformbewegung für den Proporz eingetreten, und Genosse Keil stellte im Namen der Partei im Jahre 1906 den Antrag auf Anwendung des Proporzwahlsystems auf die Wahlen im ganzen Lande.

Zunächst sei hier die Entwicklung des Proporzgedankens in der deutschen Sozialdemokratie in einigen Strichen geschildert. Vor 1890 wurde die Frage in einer Reihe von Artikeln in der „Zukunft" im Jahre 1877/78 eingehend erörtert, wobei fast lauter Anhänger des Proporzes — Lübeck, Büchner, Bebel und andere — auftraten. Nur ein Gegner, Max Kayser, trat gegen das Verfahren und für das bestehende System grundsätzlich ein. Noch einige Jahre früher trat gegen das Verfahren der bekannte Verfechter der direkten Gesetzgebung durch das Volk, Rittinghausen, auf (Sozialdemokratische Abhandlungen, Köln 1869, zitiert nach Saripolos, La démocratie et l'election proportionelle, Paris 1899, S. 697). Im Jahre 1890 auf dem Parteitag in Halle und im Jahre 1891 in Erfurt trat für die Forderung Liebknecht ein (Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags zu Halle, S. 170 bis 171, Protokoll zu Erfurt, S. 331 bis 332 und 344 bis 345). In Erfurt ist der Proporz als eine Forderung des Minimalprogramms angenommen worden. Im Jahre 1894 ist Bebels Broschüre „Die Sozialdemokratie und das allgemeine Wahlrecht" erschienen, wo Bebel der Proportionalwahl ein Kapitel widmet, sich für dieselbe kategorisch erklärt und seinen Vorschlag aus der „Zukunft" erneuert. In demselben Jahre finden wir in der „Neuen Zeit" einen Artikel von P. Braun „Für zahlenrechtes Wahlverfahren" (XII, 2, Nr. 36 und 37, S. 303 bis 312, 333 bis 344), wo er zur Beseitigung des bestehenden Wahlverfahrens den Proporz fordert, den Bebelschen Vorschlag aber ablehnt und seinen eigenen aufstellt. Ein anderer Vorschlag wurde vom Genossen H. K. in Heft 48, XII, 2 (Notizen) gemacht. Im nächsten Jahre meldete sich zum Worte ein prinzipieller Gegner des Proporzes, Genosse Advokatus, der in zwei ausführlichen Artikeln in der „Neuen Zeit" dieses Wahlverfahren bekämpft, sich grundsätzlich für die Einzelwahl nach absoluter Stimmenmehrheit ausspricht und sogar die Streichung der Forderung aus dem Parteiprogramm fordert (Advokatus, Das Proportionalwahlsystem und die Reichstagswahlen, „Neue Zeit" 1895, XIII, 2, Nr. 29 bis 31). Im nächsten Jahrgang der „Neuen Zeit" finden wir einen aus dem Englischen durch Bernstein übersetzten Vortrag Mac Donalds (Probleme der Demokratie in England, XIV, 1, 1895, S. 357 bis 365), wo dieser ebenso gegen die Proportionalwahl auftritt. Im Jahre 1896 veröffentlicht die „Neue Zeit" einen Artikel E. Bernsteins (ohne Unterschrift) „Das demokratische Prinzip und seine Anwendung" (XIV, 1, 1896, Nr. 1, S. 19 ff.), wo dieser, wenn nicht als ausgesprochener Gegner des Proporzes, so jedenfalls ihm gegenüber skeptisch auftritt. Seitdem haben wir in der „Neuen Zeit" keinen Artikel gefunden, der die Frage näher untersucht hätte. Auf die Tagespresse gehen wir aus verständlichen Gründen nicht ein. Heben wir nur noch hervor, daß Parvus — nach Bernsteins Worten — sich in der „Sächsischen Arbeiterzeitung" gegen den Proporz, der „Vorwärts" aber für diesen erklärt hat.

1. Zur prinzipiellen Bewertung des Proporzes.

Die Proportionalisten zählen etwa 160 Systeme der Verhältniswahl; manche sprechen sogar von 300.[1] Wie der gegenwärtige eifrige Verfechter des Proporzes in Frankreich, Benoist, noch in seiner antiproportionalistischen Periode mit beißender Ironie sagte: „Die Proportionalvertretung hat das Unglück, daß man sie nicht gleichzeitig behandeln und klar sein kann, ohne darauf zu verzichten, erschöpfend zu sein, oder daß man sie nicht behandeln und vollständig sein kann, ohne aufzuhören, klar zu sein."

Dies scheint aber nur beim ersten Blick auf das Problem. Wie bei jeder Gruppe von Erscheinungen und Tatsachen, ist es auch hier möglich, Klarheit zu schaffen. Zwar bietet das gewisse Schwierigkeiten, aber welche wissenschaftliche Erkenntnis stößt nicht auf solche?

Vor allen Dingen müssen wir aus der Betrachtung sogenannte Systeme der „Minderheitenvertretung" oder „empirische Systeme" — die Stimmenhäufung (die „Kumulation") und das beschränkte Votum — ausschalten. Alle Proportionalisten sind sich darin einig, daß diese Verfahren zu der Proportionalvertretung nur „im Verhältnis einer illegitimen Verwandtschaft" stehen.[2] Es bleiben also die eigentlichen „rationellen" Proportionalwahlsysteme.

Wie gesagt, ist die Scheidung der letzteren keineswegs leicht. Denn was bildet das Prinzip, das Wesen der Verhältniswahl? Die Proportionalisten gehen in der Beantwortung dieser Frage ziemlich weit auseinander. Die einen sehen das Wesentliche darin, daß die Verhältniswahl das einzige Wahlverfahren ist, das die Gleichheit der Wähler zur Basis hat. Jeder Wähler hat hier dasselbe Recht auf einen Vertreter, jede Wählergruppe von bestimmtem, für alle gleichem Umfang hat einen Vertreter. Wieder andere meinen, das Wesentliche der Verhältniswahl liege darin, daß bei diesem Wahlverfahren die Zahl der Vertreter jeder Partei, jeder Meinungsgruppe strikt verhältnismäßig zu der Zahl der Anhänger dieser Partei, dieser Meinung steht. Noch andere stellen vor allen Dingen den Gegensatz zu dem Mehrheitssystem in den Vordergrund, und andere wieder heben hervor, daß die Proportionalwahl im Gegensatz zu der den Mehrheitswahlen zugrunde liegenden Einzelwahl eine Listenwahl, eine Parteiwahl ist.

Alle hier hervorgehobenen Merkmale kennzeichnen tatsächlich in geringerem oder höherem Grade verschiedene Systeme der Verhältniswahl, alle können deshalb mit gewissem Rechte zur Basis der Einteilung der Proportionalwahlverfahren dienen. Uns scheinen in der Proportionalvertretung zwei Elemente am wesentlichsten zu sein. Einerseits ist in der Proportionalvertretung das Element der persönlichen Wahl schwächer oder stärker mit dem Element der Parteiwahl verbunden. Andererseits werden die Vertreter verschiedener Parteien oder Meinungsgruppierungen in derjenigen Zahl ernannt, die der ihrer Anhänger entspricht. Um diesen Zweck zu erreichen, um diese beiden Prinzipien zu verwirklichen, müssen entsprechende

[1] Vergl. Report of the R. Commission appointed to enquire into electoral systems. London 1910. S. 13.

[2] Benoist, De l'organisation du suffrage universel, S. 125 bis 126; auch sein Parlamentsbericht, Duguit, Manuel de droit Constitutionnel Français. 1907. S. 364.

Mittel angewandt werden, muß die Wahl verschiedene entsprechende Formen annehmen, wobei in allen Fällen das Prinzip der Wahl nach der Mehrheit vor dem Prinzip der Proportionalität weicht — vor dem Prinzip, daß jeder Gruppe gewissen Umfangs ein Vertreter zukommt.

So aufgefaßt, ist die Verhältniswahl schon kein bloßes System der Stimmenzählung — wie es Bernstein mit vielen Antiproportionalisten annahm —, es ist eine wesentlich andere Art, die Volksvertretung zu organisieren. Nach der klassischen Doktrin des Vertretungssystems, die ihren Ausdruck in der bekannten Bestimmung der Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte[1] findet, müßte jeder Bürger direkt vertreten werden. Ja, er müßte so vertreten werden, daß sein Vertreter möglichst treu die eigenen Meinungen des Wählers wiedergäbe, dessen Interessen im möglichst besten Einklang mit seiner eigenen Auffassung verfechte. Eine solche Vertretung wird aber durch die Mehrheitswahlsysteme unmöglich gemacht. Der Vertreter des Wahlkreises ist nur Vertreter der Mehrheit der Wähler dieses Kreises. Wollte man als Kompensation für die unterliegenden Wähler des Kreises A betrachten, daß sie ihren Vertreter in der Gesamtheit der Gewählten derselben Partei aus den Wahlkreisen M, N, O, P usw. finden, so wäre jedenfalls eine derartige Kompensation nur eine Verleugnung des Prinzips, das die direkte Vertretung, und zwar die Vertretung durch einen Menschen, nicht durch eine Partei voraussetzt. So mußten die Anhänger des Mehrheitssystems, um dieses System theoretisch rechtfertigen zu können, auf die Theorie des Wahlrechtes als eines subjektiven Rechts verzichten und sich die reaktionäre deutsche Theorie aneignen, derzufolge das Wahlrecht nur eine „Funktion" des Wählers ist, vermittels welcher die metaphysische „juristische Persönlichkeit", der Staat, sich seine „Organe" schafft. Wie bekannt, ist diese Theorie nicht nur dazu geeignet, die Mehrheitssysteme zu rechtfertigen, sondern alle Arten des Wahlunrechtes — das zensitäre Wahlrecht, die Pluralwahl und andere reaktionäre Angriffe auf die Volksrechte „theoretisch" zu begründen.

Wenn wir von den abstrakten staatsrechtlichen Erwägungen, denen immer mehr oder weniger juristische Fiktionen und ethische Vorstellungen zugrunde liegen, zu der realistischen und materialistischen Untersuchung der Frage übergehen, so sehen wir die Richtigkeit des Prinzips der Proportionalvertretung mit desto größerer Klarheit ein. Sie setzt nämlich die gemischte, gleichzeitig persönliche und Parteiwahl voraus mit der Gleichheit der Wähler nach beiden Richtungen hin — nach der Richtung der abgegebenen Stimmen ebenso wie in bezug auf die Zahl der Vertreter. Das entspricht aber vollständig den Erfordernissen des modernen politischen Lebens. Seine Grundlage ist die Klassenteilung und der Klassenkampf, und daher muß erstens jeder Bürger nicht für sich vereinzelt, sondern zusammen mit anderen Klassengenossen beziehungsweise mit anderen Gleichgesinnten seine Vertreter suchen; zweitens muß er direkt vertreten sein, also in keinem Falle kann er einen Vertreter gutheißen, der ihm durch seine Klassenstellung und politische Gesinnung fremd, ja feindlich gegenübersteht. Drittens dürfte keiner

[1] „La loi est l'expression de la volonté générale. Tous les citoyens ont personnellement ou par leurs représentants le droit de concourir à sa formation." (Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger haben das Recht, persönlich oder durch ihre Vertreter an seiner Bildung mitzuwirken.)

Gruppe der Klassengenossen beziehungsweise der Gleichgesinnten eine einzige von ihren Stimmen verloren gehen. Die Praxis des modernen Lebens führt in die klassische Doktrin und in die Praxis des Vertretungssystems eine unentbehrliche Korrektur ein. Nicht nur jeder Bürger hat das Recht, sondern jede freie Gruppierung der Bürger hat das Interesse und das Recht, an der Bildung der Gesetze teilzunehmen. Die Gesamtheit der auf Grund einer sozialen und politischen Weltanschauung stehenden Bürger sollte eine entsprechende, eine „zahlengerechte" Vertretung in den Bürgern derselben Weltanschauung finden.

Zweierlei Einwendungen werden gegen diese These erhoben. Einerseits behauptet man, folgerichtig entwickelt und bis zum Ende durchdacht, müßte die Proportionalvertretung dazu führen, daß die National- und Volksvertretung in eine Berufs- und Interessenvertretung ausarte. Ja, Advokatus nimmt sogar an, daß die Verhältniswahl uns dazu bringen könnte, daß wir anstatt einer sozialdemokratischen Partei mehrere Vertretungen verschiedener einzelner Berufsgruppierungen wie Bäcker, Schlächter usw. im Parlament bekommen würden. Andererseits erhebt man gegen die Proportionalvertretung die Einwendung, daß sie mit dem demokratischen Prinzip gar nicht im Einklang ist. Dieses erfordere ja angeblich nicht eine einfache Vertretung nach der Kopfzahl, sondern setze voraus die Rücksichtnahme auf das Territorium, seine Eigenschaften, die Beschäftigungen seiner Einwohner. So zum Beispiel Mac Donald.

Beide Einwände scheinen uns ungerechtfertigt zu sein.

Ohne Zweifel hat die Proportionalvertretung manches mit der „organischen Vertretung" oder der Interessenvertretung gemeinsam, wie diese von manchen bürgerlichen Ideologen und von manchen Reaktionären befürwortet wird. Merkwürdigerweise sind auch manche Anhänger der Interessenvertretung ins proportionalistische Lager übergegangen — so zum Beispiel Ch. Benoist, während wieder manche Proportionalisten den Proporz zugunsten der Interessenvertretung verraten haben (so zum Beispiel in Frankreich der bekannte christliche Demokrat Abbé Lemire). Aber die Interessenvertretung hat neben ihrer reaktionären Seite eine revolutionäre Spitze: es ist nämlich die Reaktion gegen den Individualismus der Aufklärungsphilosophie und der gleichzeitig mit ihr und unter ihrem Einfluß entstandenen gesellschaftlichen und politischen Ordnung.[1] Ohne Zweifel, wir Sozialdemokraten ver-

[1] Der Historiker des französischen Wahlrechtes A. Tecklenburg schreibt über den Ausgangspunkt der Idee der „organischen Vertretung" folgendes: „Negativ war es der Kampf gegen den Individualismus, den Rousseau verkündet und die Revolution verwirklicht hatte, und positiv das Bestreben, den Gedanken, der in der ständischen Gliederung des ‚ancien régime' lebte, die Gruppierung der Menschen nach sozialen Beziehungen in die neue Entwicklung wieder einzufügen und einzupassen." (Die Entwicklung des Wahlrechtes in Frankreich seit 1789, S. 157. Tübingen 1911.) Der bekannte französische Rechtsgelehrte Duguit, der selbst ein Anhänger der Berufsvertretung ist, nennt unter den Anhängern dieser: Prins, de Greef, La Grasserie, Schäffle, Benoist — also jedenfalls eine sehr gemischte Gesellschaft. (l. c. S. 368.) Der obengenannte Tecklenburg weiß neben der reaktionären Schule der katholischen Assoziation und dem gemäßigten und konservativen Benoist auch Saint-Simon als Vorläufer der organischen Vertretung zu nennen. Aber auch unsere Altmeister — Marx und Engels — waren doch strenge Kritiker der politischen Philosophie der Revolutionszeit mit ihrem Individualismus (Marx besonders in

werfen die Interessen- oder Berufsvertretung in ihrer reinen Form als eine Wiedergeburt alter, überlebter und längst überholter Gesellschaftsformen. Aber gleichzeitig sind wir dafür, daß die politische Partei des Proletariats möglichst nahe seiner gewerkschaftlichen Bewegung und Organisation stehe, und daß sie auf solche Weise auch die Gesamtheit seiner ökonomischen Interessen möglichst treu widerspiegele und vertrete. Auch wäre die Proportionalvertretung als eine Art indirekter Interessenvertretung keineswegs eine reaktionäre Erscheinung, sondern im Gegenteil eine natürliche Folge und ein Ausdruck der Tendenzen der ökonomischen und sozialen Entwicklung.[1]

Andererseits kann die Annahme der zersetzenden Wirkung des Proporzes auf das Parteiwesen auf keinen Fall der Kritik standhalten. Der bekannte belgische Sozialist Destrée, der eine ähnliche Befürchtung im Jahre 1900 äußerte,[2] gesteht im Jahre 1909 ein, daß die belgische Praxis sie nicht gerechtfertigt hat.[3] Die Annahme ist im vollständigen Widerspruch mit unserer ganzen sozialen Auffassung und mit den täglich beobachteten Tatsachen. Das Wahlverfahren als ein rechtliches Mittel, das politisch Seiende zur Geltung zu bringen, kann nur eine untergeordnete Wirkung auf die Formation von großen Parteibildungen ausüben; in erster und in letzter Linie ist diese durch die Gesamtheit der ökonomischen Faktoren bedingt. Daher kann die Annahme der Zersplitterung der Partei des Proletariats in mehrere Berufsvertretungen nur als ein Schreckensbild der überspannten Einbildungskraft betrachtet werden.

Andererseits können auch die Einwendungen gegen die angeblich antidemokratischen Tendenzen der Proportionalvertretung nicht ganz ernst genommen werden. Denn mögen wir auch im Zählen der Köpfe nur ein sehr unvollkommenes Mittel der Erkenntnis der Wahrheit sehen — jedenfalls kennen wir keinen besseren, ja sogar keinen anderen Weg, den „allgemeinen Willen" der Massen zur Geltung zu bringen. Je weiter aber die moderne Entwicklung fortschreitet, desto fester wird der Wille der Volksmassen, nur durch diesen „allgemeinen Willen" und in keinem Falle durch eine „aufgeklärte Vernunft" ihre Geschicke leiten zu lassen. Jede andere Form der Demokratie unterstützen wollen, heißt, der Reaktion in die Hände arbeiten.[4]

---

seinen Jugendschriften). Auch der Syndikalismus, der sich den Zukunftsstaat gern in der Form einer Assoziation korporativer Vereine ausmalt, besitzt ja doch ohne Zweifel eine stark revolutionäre Seite.

[1] Auch sorgt dafür die ökonomische Entwicklung in bezug auf die bürgerlichen Klassen. Vergl. darüber die interessanten Ausführungen im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Januar 1912, für Deutschland. In Frankreich erklären manche bürgerliche Politiker, daß die politischen Parteien durch die Syndikate ganz unnötig gemacht würden (in diesem Sinne Lemire und Maginot in der Debatte über die Wahlreform, Journ. Off. Deb. parl. 1909, S. 2282; S. 2193, 1911).

[2] In der Einleitung zu dem Buche J. L. Bretons, Contre la Proportionelle. Paris 1909.

[3] Siehe die oben zitierten Aufsätze in der Neuen Zeit.

[4] Es ist interessant, daß die Auffassung des Sozialisten Mac Donald mit der des christlichen Demokraten Lemire zusammenfällt. Dieser meint, das Vertretungsprinzip müßte so gestaltet werden, daß „der Abgeordnete in erster Linie den Grund und Boden, dann die Bevölkerung und alles, was im Wahlkreis lebt —

Wir müssen hier noch eine andere Einwendung gegen die Proportionalvertretung untersuchen. Die Antiproportionalisten behaupten, daß durch die Einführung des Proporzes „das erste Prinzip der Demokratie", das Prinzip der Mehrheit, gestürzt wird. Die Behauptung beruht auf doppeltem Irrtum. Erstens ist das Prinzip der Mehrheit keineswegs das „erste" Prinzip der Demokratie — jedenfalls keiner ihrer herkömmlichen Grundsätze.[1] Zweitens, wie noch vor einem halben Jahrhundert einer der Vorläufer der Proporzbewegung, Considérant, festgestellt hat, besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Vote délibératif und dem Vote représentatif. Diesen grundsätzlichen Unterschied zu verwischen sind keine Sophismata der Antiproportionalisten imstande. Auch betonen die Proportionalisten mit Recht, daß die Verhältniswahl das einzige Wahlverfahren ist, das der Mehrheit grundsätzlich auch in der Vertretung die Lage der Mehrheit einräumt; bei den sogenannten Mehrheitssystemen kann sich dieses Resultat nur zufällig ergeben.

Nun zu den politischen Wirkungen der Proportionalvertretung.

Über die angebliche Zersplitterung der Parteien haben wir schon gesprochen. Ohne Zweifel gibt es Proportionalwahlsysteme, die dazu beitragen können, daß sonst verkannte „Genies" und verschiedene Gernegroße ein Mandat erobern. Das trifft zu in bezug auf jene Systeme, in denen das Element der persönlichen Wahl das Element der Parteiwahl ganz zurückgedrängt (zum Beispiel das System Andrae-Hares). Auch wurde dies von John Stuart Mill als Hauptvorteil des Proporzes betrachtet; auch Liebknecht sah darin einen Vorteil. Wenn man nun auch in einer solchen Wirkung des Proporzes kein großes Unglück sehen könnte, so muß man doch für die Praxis gleichzeitig entschieden bestreiten, daß bei der Proportionalwahl solche Fälle als Regel vorkommen sollten. Im Gegenteil. Da in jedem Proportionalwahlsystem das Element der Parteiwahl schwächer oder stärker hervortritt, so können sich bei der Verhältniswahl einzelne politische Nüancen und Parteischattierungen nur mit größter Schwierigkeit behaupten und werden dadurch gezwungen, sich zu einer großen Partei zusammenzuschließen. Diese Erscheinung hat man in Belgien beobachtet; auch in Frankreich erwartet man allgemein, daß die Proportionalwahl die vielen kleinen Parlamentsgruppen dazu treiben wird, sich zu einigen großen Parteien zusammenzuschließen.

Damit hängt die Frage zusammen, ob die Verhältniswahl die Parteityrannei nicht fördert. Die Beantwortung der Frage hängt davon ab, mit welchem Proportionalwahlsystem wir zu tun haben. Ohne Zweifel wird die Allmacht der Parteien durch alle jene Proportionalwahlsysteme gesteigert, bei denen die persönliche Wahl hinter der Parteiwahl ganz zurücktritt. Auch meinen wir, daß Systeme, die aus der Wahl eine

---

Menschen und Tiere... Hausticre und Raubtiere... die Reichtümer des Bodens und des Untergrundes vertrete" (Journ. Off. Deb. parl., S. 2285, 1909). Es ist — bemerkte jemand mit Recht — die Sprache des den Vöglein predigenden Franziskus von Assisi.

[1] Vergl. darüber Jellinek, Das Recht der Minoritäten, S. 1 bis 2. Wien 1898. Auch Esmein gibt es zu, und Tecklenburg (l. c.) weist es ausführlich nach.

reine Parteiwahl machen würden (wie zum Beispiel der Bebelsche Vorschlag), zu verwerfen wären. Bei diesen Systemen könnte der Wähler als solcher absolut keinen Einfluß auf die Verteilung der Sitze innerhalb der Partei ausüben, er würde ganz zum Werkzeug der Parteimaschine degradiert. Auch würden solche Wahlsysteme — wie man schon wiederholt bemerkt hat — den Parlamentarismus ganz vernichten, und das Parlament könnte durch eine Versammlung einiger Parteivertreter ersetzt werden. Schließlich würde ein solches System den Parteien fast gänzlich den erfrischenden und belebenden Einfluß der Wählermassen entziehen und dazu führen, daß sie sich viel mehr als heute für nur eine Wählerelite verantwortlich halten.

Andererseits ist gar nicht einzusehen, warum ein System, das die persönliche Wahl mit der Parteiwahl in harmonischer Weise verbinden würde, die Parteityrannei steigern sollte. Das Beispiel Frankreichs und besonders der Vereinigten Staaten Amerikas zeigt, daß die Parteityrannei auch ohne das Proportionalwahlsystem gedeiht — daß sie viel mehr von allgemeinen politischen und sozialen Zuständen als vom Wahlverfahren abhängt. Hier — wie in vielen anderen Fällen — scheinen uns die beiden Parteien, Proportionalisten und Antiproportionalisten, dem Wahlverfahren eine viel zu bedeutende Rolle und Wirkung auf die politischen Verhältnisse zuzuschreiben.

Die Parteityrannei hängt vor allen Dingen von der Passivität oder Aktivität der großen Wählermassen ab; diese aber hängt mit der geringeren oder größeren Entfaltung der politischen Bildung, der Organisation und der Agitation zusammen. Insoweit die Verhältniswahl eine Steigerung der Intensität der Agitation und ein festeres Zusammenschließen der Wähler in Organisationen erfordert, insofern sollte auch die Aktivität der Wähler sich heben und die Parteityrannei entsprechend abnehmen. Insbesondere, wie übrigens auch die Erfahrung lehrt, können durch ein organisiertes Vorgehen der Wähler Versuche der Parteikomitees, einen bei ihnen unbeliebten Parteikandidaten zu Fall zu bringen, zunichte gemacht werden.[1]

Viel wichtiger ist die Frage des Einflusses der Proportionalvertretung auf den allgemeinen Charakter des parteipolitischen Wesens. Die französischen Befürworter des Proporzes, und zwar sowohl die Bürgerlichen wie die Sozialisten, versprechen sich in dieser Hinsicht große Dinge von der Verhältniswahl. Sie glauben, der Proporz werde allen Parteien den Anstoß geben, ihre Organisationen auszubauen, ihre Programme zu präzisieren; sie hoffen, daß dank dem Proporz in den Parteiverhältnissen eine viel größere Klarheit, als sie bisher war, geschaffen werde. Auch die demoralisierende Politik der Kundschaft und der Kirchturmsinteressen solle die Proportionalvertretung nach dieser Auffassung aus der Welt schaffen und ein normales Verhältnis zwischen den Wählern und dem Gewählten schaffen.

Die Übelstände, von denen hier gesprochen und deren Heilung von der Proportionalvertretung erwartet wird, hängen so fest mit den spezifisch französischen Zuständen zusammen, daß wir es vorziehen, die Besprechung dieser Seite der Wirkungen der Proportionalwahl hinauszuschieben, bis wir die

[1] Ein Beispiel dafür in „Reports from his Majesty's Representatives in foreign countries and in British colonies, respecting the application of the Principle of Proportional Representation to public elections", S. 9. London 1907.

Stellung der Sozialdemokratie zur Proportionalwahl untersuchen werden. Hier wollen wir nur hervorheben, daß die obenerwähnten Übelstände nicht so sehr von dem jetzt bestehenden Wahlverfahren abhängen, sondern daß sie fest mit dem Regime der bürgerlichen Demokratie verbunden sind. Ohne Zweifel fördern die Arrondissementswahlen die Unklarheit und Verschwommenheit der Parteiprogramme. Aber an und für sich ist diese Eigenschaft der bürgerlichen Parteiprogramme unzertrennbar von dem demokratischen Wesen des modernen politischen Lebens einerseits, von der Herrschaft des Kapitals auf dem ökonomischen Gebiet andererseits. In ihr löst sich der Widerspruch auf, der zwischen der „Souveränität" des Bürgers im politischen und seiner Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Machthabern im ökonomischen Leben besteht. Ebenso ist die Politik der Kundschaft und der Kirchturminteressen aufs innigste mit dem Wesen des modernen Großstaates, des Parlamentarismus, des Kapitalismus verbunden. Und die Unterwerfung der „Volksvertreter" unter den Willen der momentanen Herrscher und die Interessen der finanziellen Machthaber ist nur die andere Seite der Politik der Kundschaft, der Politik der Liebedienerei gegenüber dem kleinen Wähler. Nicht umsonst fällt das Urteil, das so gemäßigte und konservative Forscher wie Ch. Benoist über das moderne Regime Frankreichs fällen,[1] mit der Auffassung des Theoretikers der Sozialdemokratie oder eines Publizisten der revolutionären Syndikalisten zusammen![2]

Noch einige andere Fragen wollen wir — wenn auch flüchtig — hier untersuchen. Welche Wirkung wird die Verhältniswahl auf die agitatorische Tätigkeit der Parteien und die politische Betätigung der Wähler ausüben? Wird sie nicht zu einem konservativen und die Entwicklung hemmenden Faktor im Leben des Landes ausarten? Welches ist ihre Bedeutung für den Mechanismus der Wahlen selbst (die Stichwahlen) und für die Wahlbündnisse?

Die Bedeutung der Verhältniswahl als eines Anspornes für die agitatorische Tätigkeit der Parteien und für die Betätigung der Wähler scheint uns vielfach überschätzt zu werden.[3] Insbesondere erwarten manche von der Verhältniswahl eine Ver-

[1] „Wir bewegen uns gegenwärtig noch immer in den Äußerlichkeiten, in dem Schein (décors) und Rahmen des britischen Parlamentarismus; aber wir haben ihn durch die schlimmste Seite des amerikanischen Systems ergänzt — wir haben ihn amerikanisiert. Nicht der Leader (Führer) ist es, der jetzt regiert, sondern der Boss (Chef der Organisation); es ist nicht die Regierung, sondern die ‚Maschine'.... Die Regierung ist nichts anderes als der Beauftragte, der Vollmachtträger, der Agent der Komitees. Auch bei uns ist die wahre Regierung die ‚Maschine', und der wirkliche Chef der Regierung — es ist der Boß." (Ch. Benoist, Pour la Réforme électorale, S. 30 u. ff., S. 61. Paris 1908.

[2] Wir meinen: K. Kautsky in seinen Aufsätzen über die französische Republik und F. Delaisi in seinem Buche La Démocratie et les Financiers. Paris 1910. Darüber, daß die Vereinheitlichung des Parteiwesens noch keineswegs die Klarheit in den Parteimeinungen bedeutet — vielleicht ist eher das Gegenteil der Fall — vergl. interessante Beispiele aus Belgien bei Brouckère (H. de Man und L. de Brouckère, Die Arbeiterbewegung in Belgien, Ergänzungsheft Nr. 9 der Neuen Zeit vom 10. März 1911, S. 61).

[3] Vergl. den Artikel Brackes in der Humanité vom 14. Juli 1906 (zitiert im Bericht J. L. Bonnets für den Kongreß der Radikalen im Jahre 1910).

minderung der Stimmenthaltungen. Diese scheinen uns zu vergessen, daß der hauptsächlichste Faktor, der das Interesse des Wählers für die Wahlbeteiligung bestimmt, sein Interesse für die Tätigkeit der gesetzgebenden Körper ist. Was aber den subjektiven und rein psychologischen Faktor betrifft, so wird dieser durch die Verhältniswahl in zwei verschiedenen Richtungen beeinflußt werden. Einerseits spornt das Bewußtsein, daß seine Stimme in keinem Falle verloren gehen wird, den Wähler zur intensiveren Wahlbeteiligung an. Andererseits hat eine einzelne Stimme nicht mehr die ausschlaggebende Bedeutung, die sie bei dem Majoritätssystem besitzt; daher kann sich eine größere Gleichgültigkeit den Wahlen gegenüber ergeben.

Sowohl viele Sozialisten, die die Verhältniswahl aus diesem Grunde stark bekämpfen, wie ebenso viele Konservative, die sie aus demselben Grunde befürworten, meinen, die Proportionalvertretung sei ein konservativer, ein „staatserhaltender" Faktor. Auch in manchen Argumenten der sozialistischen Befürworter des Proporzes findet man scheinbar eine Bestätigung dieser Auffassung. So rührt zum Beispiel das vielzitierte Wort von Jaurès her: „Dieser wird jenen totschlagen — das ist die Einzelwahl; diese werden jene totschlagen — das ist die Formel der Listenwahl; diese und jene werden ihr gerechtes Teil davontragen — das ist die Formel der Listenwahl unter Anwendung des Proporzes." Ebenso sagte Louis Blanc: „Mit der Majoritätswahl schlägt man sich; mit dem Proporz zählt man sich." Und wie der bekannte reaktionäre Publizist Drumont bemerkte, diesen beiden Formeln reiht sich vollkommen die Anschauung — eines klerikalen Schriftstellers Lasserre, des Historikers der Notre Dame de Lourdes an, der nach den Worten Drumonts im Jahre 1873 in einem Buche über die Organisation der allgemeinen Wahlen die Proportionalvertretung mit denselben Worten wie Jaurès rühmt, als ein die Wahlsitten hebendes Verfahren.[1]

Ebenso lobt in Deutschland Bebel die sittigende Wirkung des Proporzes, und ein Botschaftrat, L. v. Hirschfeld, sieht in ihm aus diesen und anderen Gründen ein Abwehrmittel gegen die Sozialdemokratie.[2] In Belgien bekämpft ihn der Sozialist Destrée aufs schärfste als einen mächtigen Faktor des Konservatismus, der Konservative Beernaert sieht in ihm aus demselben Grunde eine große Errungenschaft der Zivilisation.[3]

Tatsächlich gibt das schöne Bild von Jaurès und Blanc die Wirklichkeit keineswegs so, wie sie ist, wieder. Deshalb sind auch die Folgerungen in bezug auf den Proporz viel zu übereilt und jedenfalls einseitig. Auch mit dem Proporz zählt man nur diejenigen, die man schon früher erobert hat. Deshalb — wie auch die neuesten belgischen Wahlen klar beweisen — braucht der Proporz absolut nicht die Leidenschaftlichkeit der Wahlkämpfe zu schwächen. In dieser Hinsicht ist von der „antirevolutionären", staatserhaltenden, „kon-

[1] Libre Parole vom 23. November 1905, zitiert im Proportionaliste, S. 133. 1906.

[2] L. Hirschfeld, Die proportionelle Berufsklassenwahl, ein Mittel zur Abwehr der sozialistischen Bewegung, zitiert bei Advokatus, a. a. O., und bei Saripolos, l. c. (S. 643 bis 645). Als „staatserhaltende" Reform haben den Proporz in Deutschland auch Trendelenburg und Schäffle befürwortet (Saripolos, l. c.).

[3] Das zitierte Buch von Breton; Saripolos, l. c.

servativen" Wirkung in Wirklichkeit nichts zu spüren — wenigstens dort, wo Klassenkämpfe überhaupt geführt werden.

Aber sowohl die Gegner wie die Anhänger des Proporzes haben noch andere Beweise der konservativen Wirkung des Proporzes. Bei dem Majoritätsverfahren bringt jede Wahl ziemlich bedeutende Verschiebungen der Parteigestaltung mit sich, die Proportionalwahl verursacht hingegen nur ganz unbedeutende, kaum bemerkbare Verschiebungen. Dadurch komme in das öffentliche Leben die Stagnation. Auch die Parteien werden dank dem Proporz unabhängiger von den Wählermassen und dadurch konservativer und fremder allen Neuerungen. Die Tatsache wird sogar von solchen eifrigen Proportionalisten wie P. Deschanel zugegeben und als Nachteil der Proportionalvertretung hervorgehoben.[1] Wenn Vandervelde sogar in dieser Wirkung der Proportionalvertretung einen Vorteil sieht und meint, daß die Verhältniswahl die Partei vor „der Gefahr der schnellen Eroberung der Macht bewahren werde",[2] so können wir uns für einen derartigen „Vorteil" nicht erwärmen, schon aus dem einfachen Grunde, weil wir an die stufenweise Eroberung der Gewalt durch das Proletariat nicht glauben. Trotzdem meinen wir, daß dieser Nachteil des Proporzes nicht überschätzt werden sollte: angesichts jener revolutionären Faktoren, die die wirtschaftliche Entwicklung fortwährend in die Welt setzt, kann diese regulierende Wirkung der Proportionalvertretung nicht als besonders ernster konservativer Faktor betrachtet werden.

Sehr allgemein wird in den sozialistischen Reihen als ein wichtiger Vorteil der Verhältniswahl — der ihr speziell eigen sei — betrachtet, daß sie die Stichwahlen beseitigt[3] und daß mit ihr die Notwendigkeit der Wahlbündnisse wegfalle. Die beiden Behauptungen erweisen sich bei näherer Untersuchung als hinfällig. Die Vorschläge, die im vorigen Jahre in der französischen Kammer gestellt wurden, zeigten, daß durch die Anwendung des Systems der assoziierten Listen die Stichwahlen auch bei Mehrheitswahlen beseitigt werden können. Andererseits schließt auch die Verhältniswahl die Wahlbündnisse nicht aus. Wer an die Notwendigkeit und die Zweckmäßigkeit der Wahlbündnisse in gewissen politischen Situationen glaubt, der muß sie auch bei der Proportionalvertretung mit in den Kauf nehmen. Hier wie dort ist der unmittelbare Effekt größer, wenn man vereinigt, als wenn man getrennt schlägt. Bei der Verhältniswahl nehmen aber die Wahlbündnisse in gewisser Hinsicht eine noch schlimmere Form als bei den Einzelwahlen an, denn oft fordern sie die Aufstellung einer gemeinsamen Liste von Anfang an, was selbstverständlich die Klarheit der Agitation keineswegs fördert. (Schluß folgt.)

---

[1] Journ. Off. Déb. parl., S. 2188. 29. Mai 1911. Wir weisen übrigens nochmals auf die interessanten Ausführungen Broukères hin, l. c.

[2] Vandervelde et Destrée, Le Socialisme en Belgique, Ch. IX.

[3] So zum Beispiel bei Bebel, Vandervelde und anderen. Auch in den Erläuterungen zum Erfurter Programm von K. Kautsky und B. Schönlank, S. 30. Berlin 1905.

Die sozialistische Lösung der Landarbeiterfrage.

Von R. Hofer (Plein-Lauken).

Die Lehre, die Karl Marx auf Grund seiner wissenschaftlichen Erkenntnis vor bald einem halben Jahrhundert seinen Zeitgenossen predigte, daß die wirtschaftlichen Gebilde die Tendenz hätten, sich immer mehr zu konzentrieren und immer gigantischere Formen anzunehmen, hat für die Industrie glänzende Bestätigung gefunden. Wir sehen an der Hand der Statistik, wie die Betriebe der Handwerker und Kleinunternehmer immer mehr zertrümmert und aufgesogen werden von den industriellen Riesenunternehmungen.

Für die Landwirtschaft zeigt uns die Statistik diesen Vorgang nicht. Wir sehen da einen Stillstand der Konzentrationsbewegung, ja es scheint beinahe, als ob der Kleinbetrieb hier Oberwasser erhalten will.

Allerdings müssen wir in Betracht ziehen, daß seit einigen Jahrzehnten künstlich in den natürlichen Entwicklungsgang der wirtschaftlichen Betriebsverhältnisse auf dem platten Lande eingegriffen wird. Wir erleben, daß seit geraumer Zeit viele hundert Millionen Mark von der preußischen Regierung verausgabt sind, um die polnischen Großbetriebe in Posen und Westpreußen zu zerschlagen und deutsche Bauern anzusiedeln. Die Zahl der so angesiedelten Bauern hat zehntausend schon längst überschritten.

Wir wissen, daß die preußische Regierung die Landgesellschaften unterstützt, deren Aufgabe ebenfalls in der Schaffung von bäuerlichen und kleinbäuerlichen Betrieben auf Kosten der Großbetriebe zu suchen ist. Wir wissen ferner, daß Privatbanken und Privatleute die Parzellierung landwirtschaftlicher Großbetriebe in die Hand genommen haben.

Wenn trotzdem der landwirtschaftliche Kleinbetrieb nur ganz allmählich an Boden gewinnt, so ist es fraglos, daß neben dieser Zersplitterung landwirtschaftlicher Großbetriebe auch eine Konzentrationsbewegung nebenher schreitet.

Nun stehen wir aber vor der Frage, warum geht in der Landwirtschaft nicht in demselben Verhältnis wie in der Industrie die Konzentrationsbewegung vonstatten. In technischer Hinsicht ist der Großbetrieb dem Kleinbetrieb hier ebenso überlegen, wie es in den Industriebetrieben der Fall ist. Und es muß auch eine Zeit gegeben haben, in der die technische Überlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebs dadurch auch entsprechend in die Erscheinung trat, so daß dieser Großbetrieb sich auf Kosten des Kleinbetriebs mächtig ausdehnte. Wo sollten sonst die vielen landwirtschaftlichen Großbetriebe herstammen, die es, abgesehen von den Rittergütern, gibt?

Nun zeichnete sich in der Tat die Mitte des vorigen Jahrhunderts dadurch aus, daß auf Kosten landwirtschaftlicher Kleinbetriebe Großbetriebe gebildet wurden. Eine ungezählte Schar von Bauern wurde in jener Zeit von den Großbesitzern ausgekauft.

Es war das die Zeit, in der die Maschinen Eingang in die Landwirtschaft fanden. Da machte sich sofort die ungeheure technische Überlegenheit des Großbetriebs geltend.

Allerdings lange Zeit hat diese Konzentrationsbewegung auf dem Lande nicht gedauert. Als mit den siebziger Jahren der kolossale industrielle Auf-

schwung in Deutschland einsetzte, da blieb die landwirtschaftliche Konzentrationsbewegung in den Kinderschuhen stecken. Die Industrie sog dem landwirtschaftlichen Großbetrieb die Arbeitskräfte fort.

Nun könnte der Einwurf gemacht werden, warum war der Großbetrieb in der Landwirtschaft nicht imstande, die Arbeitskräfte zu halten? Wenn er prosperierte, konnte er doch die Arbeiter so stellen, daß dieselben keinen Anlaß hatten, den Agenten, die für die Industrie warben, in die Arme zu laufen?

Nun allein mit der Entlohnungs- und Behandlungsfrage hängt die Abwanderung der ländlichen Arbeitskräfte wohl auch nicht zusammen. Zunächst ist der moderne mit Maschinen wirtschaftende landwirtschaftliche Großbetrieb ein Saisonarbeitsbetrieb geworden, der nur eine verhältnismäßig kurze Zeit sehr viel Arbeitskräfte braucht.

Und dann, wandern denn nur landwirtschaftliche Arbeiter vom Lande ab? Wir erinnern nur an den berüchtigten Bremserlaß, der die Abwanderung der Lehrer nach dem Westen verhindern sollte! Wir erinnern ferner daran, daß hier in Ostpreußen zum Beispiel auf dem platten Lande noch eine sehr große Zahl von Ärzten ihr gutes Brot finden würden, und doch sehen wir, wie die Ärzte sich in den Großstädten zusammendrängen, dort vielfach geradezu hungern und oftmals Armenunterstützung beziehen, aber das platte Land trotzdem meiden. Und betätigen die Gutsbesitzer nicht ebenfalls sehr häufig den Zug nach der Stadt?

Gewiß, den Landarbeitern, die ihren Lohn immer noch in der Hauptsache als Naturallohn beziehen, verhältnismäßig wenig bar Geld in die Finger bekommen, erscheint es verlockend, wenn sie hören, der ungelernte Arbeiter verdiene in der Stadt täglich seine 3 Mark oder darüber. Das erscheint ihm riesig hoch. Aber mit dem Einsetzen unserer sozialdemokratischen Agitation sind die Löhne auf dem Lande doch auch gestiegen. Mit 750 bis 850 Mark müssen wir die Löhne, die die Landarbeiter erhalten, heute allemal in Rechnung bringen. Jedenfalls kann sich die Lage der Landarbeiter in Ostpreußen mit der der ungelernten Arbeiter in den ostpreußischen Städten immerhin messen.

Trotzdem geht die Abwanderung nach wie vor vonstatten. Ganz allein mit der schlechten Lage der Landarbeiter ist dieser Zug nach dem Westen sicher nicht zu erklären. Natürlich spielt das ökonomische Motiv dabei eine mächtige Rolle. Doch wirken wohl auch noch andere Momente mit, die nicht so leicht bloßzulegen sind. Die Eintönigkeit des Landlebens wird sicherlich auch von den Landarbeitern empfunden. Das einzige, was das Landleben verklärt, Vertrautsein mit der Natur, das Empfinden ihrer Schönheiten im großen wie auch im kleinsten, das kommt für die Masse der Landarbeiter nicht in Betracht, weil man sich ängstlich hütet, die Landarbeiterkinder über die Geschehnisse der Natur in den Schulen zu unterrichten.

Da geht es denn den Landarbeitern sicher so wie den meisten auf dem Lande, daß die Sehnsucht sie einmal packt, hinauszuwandern und Besseres zu suchen.

So an schönen Herbstabenden, wenn die Luft so wunderbar durchsichtig und klar ist, daß die weite Ferne ganz nahe gerückt erscheint, wenn die Vögel hoch oben, den kommenden Winter ahnend, nach gastlicheren Gegenden ziehen, wenn im Westen die sonst so drohenden Wolken so goldig

umrahmt im Äther schweben, wen faßt da nicht die Sehnsucht, mit der Sonne zu wandern? Dort über dem Berge, da wohnet das Glück!

Jedenfalls haben wir mit der Tatsache zu rechnen, daß die Industrie von dem Moment an, wo sie Arbeitsgelegenheit bot, die ländlichen Arbeitskräfte zu sich lockte.

Die Arbeiterknappheit, die nun in den landwirtschaftlichen Großbetrieben entstand, wirkte in dreifacher Beziehung.

Erstens einmal fehlten und fehlen die Arbeitskräfte, zweitens sind die auf dem Lande zurückbleibenden Arbeitskräfte naturgemäß nicht gerade die kräftigsten, gesündesten und intelligentesten, und drittens wird es den wenigen auf dem Lande zurückbleibenden Arbeitern allmählich klar, wie notwendig sie für die Gutsbesitzer sind.

Lassen wir im folgenden einmal die Gutsbesitzer zu Worte kommen und hören wir, was die Herren, zwar nicht in der Öffentlichkeit, aber wenn sie unter sich sind, über die Arbeiterverhältnisse auf dem platten Lande reden.

Da sagen die Herren: In früheren Zeiten, da war das Wirtschaften keine Kunst. Die Arbeiter mußten samt ihrem Nachwuchs auf dem Lande bleiben, weil die Industrie noch nicht entwickelt war, um die Arbeiter aufzunehmen. Da hatten wir billige Arbeitskräfte vollauf. Aber nicht nur billig waren diese Arbeitskräfte, sondern auch willig; dann wehe demjenigen Arbeiter, der sich das Mißfallen seines Herrn oder dessen Vertreters zuzog. Er wurde kurzerhand vom Hofe gejagt und konnte dann sehen, wo er bleibe. Alle landwirtschaftlichen Unternehmer hatten genug Arbeitskräfte. Wenn dann in den Ziehschein des Arbeiters noch eine entsprechende Bemerkung des Herrn gesetzt war, so konnte dieser Arbeiter zunächst einmal mit seiner Familie Hungerpoten saugen.

Aus dieser Abhängigkeit und weil auch für den Nachwuchs keine andere Arbeitsgelegenheit zu finden war, erklärt es sich, daß die einzelnen Arbeiterfamilien zwei, drei oder gar mehr Hilfskräfte, sogenannte Scharwerker stellten.

Durch diese Abhängigkeit respektive durch diese Hungerpeitsche, die die Gutsbesitzer schwangen, wurde damals den Landarbeitern Fleiß, Zuverlässigkeit und vor allem Interesse eingebleut. Recht häufig wurde allerdings auch die Hungerpeitsche um ihre ersten beiden Silben verkürzt und trat als unsymbolisches Zeichen in Aktion.

Indes wurde damals zur Zeit der „Nurnaturalentlohnung", als der Flegeldrusch auf Anteil noch allgemein war, auch dadurch das Interesse der Arbeiter wachgehalten.

Doch wie sind die Zustände heute? Wir lassen immer die landwirtschaftlichen Unternehmer sprechen.

Heute, sagen die Herren, hängen wir von den Arbeitern ab. Die kräftigen jungen Arbeiter ziehen in die Städte und nach dem Westen, auf dem Lande bleiben nur die Alten, die körperlich oder geistig invaliden, oder solche, die ihrer besonders großen Kinderschar wegen in der Bewegungsfreiheit gehemmt sind. Wir bekommen kaum so viel Familien, um auch im Winter den Betrieb aufrechterhalten zu können.

Aber auch diese Arbeiter sind sich bewußt geworden, wie notwendig sie dem Herrn sind. Während in früheren Zeiten die Entlassung eines Arbeiters von diesem als großes Mißgeschick empfunden wurde und er lange suchen

konnte, bis er wieder eine Stelle fand, wird heute eine Entlassung, selbst wenn dieselbe plötzlich außerhalb der üblichen Mietszeit stattfindet, nicht als Strafe empfunden. Der nächste Nachbar holt die Familie sofort mit Freuden auf seinen Hof.

Aus diesem Grunde können wir den Arbeitern kein Interesse mehr für den Betrieb einpauken. Durch diese Interesselosigkeit erwachsen uns in den großen Betrieben Schäden, die bis zu vielen tausend Mark gehen, teilweise aber auch gar nicht mal geschätzt werden können.

Da schaffen wir uns teure Maschinen an, aber sie werden durch die Unachtsamkeit und Schwerfälligkeit der Arbeiter zunichte gemacht und erfordern bald kostspielige Reparaturen. Da werden beim Dungfahren, beim Einbringen des Getreides die Türgriffe durch die Unachtsamkeit der Gespannfahrer kaputt gefahren, Wagendeichseln und Wagenleitern zerbrochen. Da wird das Geschirrzeug zerrissen. Früher wurden Kleinigkeiten von den Knechten selbst ausgebessert und gebunden, heute werden schadhafte Stellen im Geschirr vollends zerrissen, damit der Riemer neue anfertigen muß und sie nicht in die Lage kommen, knüpfen zu müssen. Da werden tagtäglich Fensterscheiben zerbrochen und ganze Hausecken zuschanden gefahren.

Das teure lebende Arbeitsmaterial, Pferde und Ochsen werden schlecht behandelt, Ochsen kaputt gepflügt, Pferde dämpfig gefahren. Wehe, wenn ein Gespannführer auf ein Pferd eine besondere Pieke hat, er bringt es unter Umständen langsam zu Tode.

Bei der Aufzucht von Jungvieh tritt diese Kalamität besonders zutage. Kälber und Lämmer gehen ein, weil das Personal den jungen Tieren nicht genügend Obacht zuteil werden läßt. Die Kühe verkalben, weil sie gestoßen und geschlagen werden.

Die Aufzucht von jungen Füllen, die früher allgemein vom Großbetrieb gehandhabt wurde, hat dieser jetzt beinahe vollständig aufgegeben, weil die Leute die tragenden Stuten zu roh behandelten und es sehr häufig zu Fehlgeburten kam und dabei die Stuten selbst zum mindesten als Mutterstuten zugrunde gingen. In früheren Zeiten wurden die Remonten, die die Gutsbesitzer dem Militärfiskus verkauften, auch auf dem Gute geboren. Die Mutterstuten leisteten ihre Arbeit und das Füllen war sozusagen eine Extraeinnahme.

Wenn heute ein Großagrarier 20 oder 30 Remonten der Remontierungskommission jährlich vorstellt, so hat er, weil er die Selbstaufzucht der Füllen aufgeben mußte, diese Remonten als Absatzfüllen vom Bauer zu kaufen. Der Durchschnittspreis für ein Absatzfüllen ist heute wenigstens 300 Mark. Welche Summe geht hier allein den Besitzern der Großbetriebe verloren! Der Bauer, der mit seiner trächtigen Stute selbst ackert und fährt, kann die Füllenaufzucht betreiben.

Die Herren sagen, daß sie früher, als sie ihren Arbeitern das Interesse beizubringen vermochten, auch Füllen aufziehen konnten.

Dann wird weiter viel über das Hüten geklagt. Durch die Interesselosigkeit der Hirten würden die Weiden nicht richtig ausgenutzt und gebe es außerdem Verluste durch Aufblähen des Viehes.

Die Arbeiter sollen heute, sagen die Herren, faul sein, nichts leisten. Akkordarbeit zu machen, weigerten sie sich vollständig, weil sie sich dabei zu sehr anstrengen müßten.

Die Arbeitsteilung, ein Vorteil des Großbetriebs, könne nicht mehr durchgeführt werden, weil die Arbeiter darauf beständen, daß die Arbeit gleichmäßig gewechselt würde.

Derartige Klagen über die Landarbeiter, deren einige wir eben angeführt haben, hört man von den Gutsbesitzern heute allgemein. Die Herren behaupten sogar, durch die Arbeiterverhältnisse würde ihnen vielfach der Betrieb so verekelt, daß sie am liebsten verkaufen wollten, oder zum mindesten abverkaufen, ihren Betrieb verkleinern wollten, um weniger Ärger zu haben. Jedenfalls denken sie niemals an ein Vergrößern ihres Betriebs.

Selbstredend wissen wir als Sozialdemokraten, daß *diese Klagen*, die sicher mit vom Klassenhaß diktiert werden, *gewaltig übertrieben* sind; immerhin, *etwas Wahres* wird der Sache schon zugrunde liegen. Auch wir als Sozialdemokraten können ruhig zugestehen, daß die Gutsbesitzer in manchem recht haben mögen. Der Preis einer Ware wird eben bedingt durch Angebot und Nachfrage. Da jetzt die Nachfrage nach Arbeitern auf dem platten Lande groß ist und das Angebot gering, so nutzen selbstverständlich die ländlichen Arbeiter die für sie günstige Konjunktur in gewissem Grade aus. Nicht etwa, daß sie bewußt in ihren Leistungen nachlassen; die Landarbeiter sind überzeugt, voll und ganz ihre Schuldigkeit zu tun; aber es kommt ganz von selbst, daß sie nur so viel herausgeben, als nach Lage der Dinge von ihnen seitens der Unternehmer herausgeholt werden kann.

Nun könnte eingewendet werden, falls tatsächlich die Interesselosigkeit der Landarbeiter daran mitschuldig ist, daß die Zunahme des Großbetriebs nicht flott vonstatten geht, dann sollte doch seitens der landwirtschaftlichen Unternehmer ein Modus gefunden werden, dieses Interesse, wenn die drohende Hungerpeitsche nicht mehr anwendbar ist, durch andere Mittel zu erwecken. Als solch ein Mittel könnte die *Beteiligung am Reingewinn* angeführt werden. Dieses Mittel wurde und wird auch verschiedentlich versucht. Es scheitert aber vornehmlich an der Abhängigkeit der Landwirtschaft von sehr verschiedenen Faktoren, vor allem an den Witterungsverhältnissen. Es werden immer Jahre kommen, in welchen der Reingewinn eines landwirtschaftlichen Betriebs durch ungünstige Witterung oder durch Seuchen und Krankheiten auf Null heruntergehen oder gar sich als Minus darstellen wird.

In solchen Fällen würde das durch den Klassengegensatz vorhandene Mißtrauen leicht zu Mißhelligkeiten führen können.

Die Industrie hat da eben ganz andere Verhältnisse. Die bestehende Reservearmee von Arbeitslosen ermöglicht es den Industrieunternehmern, mißliebige Arbeiter zu maßregeln, eventuell gar auf die „Schwarze Liste" zu setzen. Die Gemaßregelten können dann sehen, wo sie bleiben, und in der Reservearmee untertauchen.

Aus diesem Grunde können die Industrieunternehmer die Akkordschraube bei ihren Arbeitern bis zum äußersten anspannen. Sie lassen ihre Maschinen schneller surren und zwingen den Arbeitern schnellere Handreichungen, ein schnelleres Tempo auf.

Allerdings auch hier ist glücklicherweise gesorgt, daß die Seligkeit der Industrieherren nicht gleich in den Himmel wächst. Auch die Industrieunternehmer haben heute ihr Skelett im Hause, das sind die Gewerkschaften

und die politische Partei mit ihrem Drängen nach Arbeiterschutzgesetzen. Eben weil die Lage der Dinge den Industriearbeitern die absolute Notwendigkeit aufzwingt, wenn anders sie sich nicht, getrieben durch die Hungerpeitsche ihrer Unternehmer, bis zum Weißbluten ausbeuten lassen wollen, aus Selbsterhaltungstrieb sich gewerkschaftlich zu organisieren, deshalb sehen wir eben das ungeheure Wachstum der Industriearbeitergewerkschaften.

Allerdings haben die Gewerkschaften gerade in Zeiten der wirtschaftlichen Hochkonjunktur ein besonders starkes Wachstum zu verzeichnen. Die Arbeiter haben dann aber die Zeit der industriellen Krisis durchgemacht und suchen in der für sie besseren Zeit der Hochkonjunktur in den Schutz der Gewerkschaft zu kommen, um für die Zeit der Krisis Deckung zu finden.

Wäre für die Industriearbeiter immer Hochkonjunktur, wer weiß, wie es dann um die Gewerkschaften bestellt wäre! Die Wahlen von 1907 fanden statt, als eine beispiellose Hochkonjunktur längere Zeit angedauert hatte. Ob damals nicht manche Arbeiter, bei denen die sozialistische Aufklärung noch nicht tief gesessen hatte, gedacht haben, der kapitalistische Sperling ist doch eigentlich gar nicht so mager?

Also die absolute Herrschaft der Großgrundbesitzer auf dem Lande über ihre Arbeiter wird, da können wir den Gutsbesitzern in manchem nicht ganz unrecht geben, durch die Knappheit des Arbeiterangebots eingeschränkt und gemildert. Wir stehen jetzt vor folgenden Tatsachen:

1. Der landwirtschafliche Großbetrieb krankt daran, daß die Arbeiter, die er beschäftigt, kein Interesse an dem Betrieb haben und daß infolge des knappen Angebots von Arbeitskräften den Leuten das nötige Interesse durch Schwingen der Hungerpeitsche nicht beigebracht werden kann.

2. Trotz dieser Kalamität für die Großgrundbesitzer und trotz der weiter oben erwähnten künstlichen Kolonisations- und Ansiedlungsbestrebungen verliert der Großbetrieb nur beinahe unmerklich an Terain, weil ihm in technischer Beziehung eine ungeheure Überlegenheit über den Kleinbetrieb innewohnt.

3. Wir wissen, daß der landwirtschaftliche Kleinbetrieb durch das Interesse seines Arbeiters begünstigt wird, der zugleich Besitzer ist, aber der Kleinbetrieb krankt an seiner technischen Inferiorität.

Welche Folgerungen haben wir Sozialdemokraten daraus zu ziehen?

Zunächst, die liberalen Parteien, denen eine prinzipielle, das heißt revolutionäre Umgestaltung der Dinge natürlich nicht in den Gesichtskreis tritt, stellen die Frage mit entweder — oder gegen den Kleinbetrieb. Sie entscheiden sich für ihn, das heißt sie wollen den landwirtschaftlichen Großbetrieb beseitigen und ganz Deutschland nur mit Bauern besiedeln.

Diesen Parteien, die den Handel, das Bankkapital und die Großindustrie politisch vertreten, ist es natürlich ein riesiger Stachel, daß sie die Ausbeutung des Volkes mit den Agrariern und Junkern teilen müssen, wobei ihnen nicht einmal der Löwenanteil zufällt. Sie allein wollen das Volk ausbeuten. Sie hoffen, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt, die Bauern bald im bürgerlichen Sinne lenken zu können und dann ihr Schäfchen zu scheren.

Diese Politik können wir Sozialdemokraten nicht mitmachen. Ob das Volk heute von den Junkern gebraten oder später von dem Bürgertum gesotten wird, dünkt uns gleichmäßig von Übel.

Oder glaubt außer Genossen Artur Schulz noch jemand, daß, wenn die Großgrundbesitzer und Junker verdrängt sind, und wenn dann in ihren Wahlkreisen die Herren von der Industrie, vom Handel und vom Bankkapital sitzen, daß dann das freie Wahlrecht seine höchsten Triumphe feiern wird?

Für uns Sozialdemokraten steht die Frage nicht mit entweder — oder, wir wollen weder das eine Übel behalten noch auch das andere Übel wählen. Das überlassen wir den Liberalen, die an kein anderes Mittel denken können als an ein solches, das in ihrer bürgerlich-kapitalistischen Apotheke steht.

Wir Sozialdemokraten scheuen vor einer grundstürzenden Umänderung der Dinge nicht zurück.

Der Großbetrieb krankt an der Interesselosigkeit seiner Arbeiter, besitzt aber die ungeheure technische Überlegenheit. Der Kleinbetrieb besitzt das Interesse seines Arbeiters, des Besitzers, krankt aber in technischer Hinsicht.

Folglich müssen wir das Kranke, Ungesunde der beiden Betriebsarten ausschalten und die guten Seiten, welche die beiden Betriebe haben, zusammenspannen.

Also: Großbetrieb mit selbstarbeitenden Genossenschaftern.

Über die Möglichkeit und selbst Notwendigkeit, den Großbetrieb zu enteignen, wenn das Interesse der Allgemeinheit es erfordert, brauchen wir uns heute nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Die preußische Regierung und die reaktionären Parteien im Abgeordneten- und Herrenhaus haben uns im Enteignungsgesetz gegen die Polen das Geleise vorgefahren.

Es könnte uns nun aber von Zweiflern der Einwurf gemacht werden, die Landarbeiter wären nicht fähig, gemeinsam einen Großbetrieb ordnungsgemäß und einhellig zu leiten.

Dieser Einwurf kann dann aber auch für die industriellen Großbetriebe, die wir doch ebenfalls genossenschaftlich gestalten wollen, erhoben werden.

Gewiß geben wir zu, daß an den Landarbeitern noch viel Organisationsarbeit zu leisten ist, vor allem aber, daß die allgemeine Bildung noch tüchtig zu steigen hat.

Daß die ländlichen Schulen so miserabel sind und den Landarbeiterkindern an reellem Wissen und gediegener Bildung so blutwenig beigebracht wird, liegt doch auch nur an den heutigen Verhältnissen. Vor allem an dem Schandwahlrecht zum preußischen Landtag. Dieses Wahlgesetz muß geändert werden, wenn wir nicht ersticken wollen.

Die preußischen Domänen würden sich übrigens vortrefflich dazu eignen, als genossenschaftlich bewirtschaftete sozialistische Musterbetriebe eingerichtet zu werden!

In früheren Zeiten hat die preußische Regierung es sich auch etwas kosten lassen, Musterlandwirte auf Domänen anzusetzen, die in Gegenden mit zurückgebliebenem landwirtschaftlichem Betrieb vorbildlich wirken sollten.

Im übrigen findet der aufmerksame Beobachter auch heute schon bei den Arbeitern der landwirtschaftlichen Großbetriebe mannigfache Anhaltspunkte dafür, daß Keime vorhanden sind, die sich in dem sozialistisch-genossenschaftlichen Großbetrieb zum schönsten Blühen entfalten können.

Wir haben vorhin die Gutsbesitzer zum Worte kommen lassen mit ihren Klagen über die Interesselosigkeit der Landarbeiter. Die Interesselosigkeit erstreckt sich aber nur auf das, was den Herrn angeht.

Wenn die eigene Kuh zum Kalben ist, dann sieht die Sache anders aus. Dann wachen die Landarbeiter wochenlang nachtsüber im Stalle. Das Kalb wird in die Stube genommen, damit ihm nur ja nichts zustoßen kann in den ersten Tagen der Anfälligkeit.

Wenn im Sommer Futter eingefahren wird für die Deputatkühe — hei, wie sind die Landarbeiter da auf dem Posten, daß das Futter auch gut gewonnen wird und regenfrei einkommt.

Oder im Herbste, wenn die Pflugarbeiten ausgeführt werden, dann brennen die Arbeiter schon darauf, möglichst zuerst den Acker zu stürzen, auf dem im nächsten Jahre ihre Deputatkartoffeln gebaut werden sollen. Niemand weiß, auf welchen Plan gerade seine Kartoffeln kommen werden; aber dann arbeitet einer für alle und alle für einen! Da wird so eigen und gründlich gepflügt und so schnell gearbeitet, daß der Herr respektive sein Vertreter nur zu sehen haben, daß die Pferde nicht überhetzt werden.

Ebenso steht die Sache mit dem Acker für das Menggetreide und dann wieder im Frühjahr mit dem Fertigmachen des Ackers und dem Setzen der Kartoffeln und dem Säen des Menggetreides.

Ähnlich steht es mit dem Hüten. Durch schlechtes Hüten kann viel Schaden gemacht werden. Die Weiden werden nicht richtig ausgenutzt, das Vieh nimmt schlecht zu oder es bläht durch Unachtsamkeit des Hirten auf, und es kann Verlust geben. Ist nur Vieh, das dem Herrn gehört, bei der Herde, kommt alles mögliche vor. Sind aber auch die Kühe der Leute dabei, dann paßt der Hirte ganz anders auf und sorgt, daß die Weide richtig genutzt wird und sonst nichts passiert.

Warum soll ein genossenschaftlicher Großbetrieb auf dem Lande nicht bestehen können? Die Arbeiter wählen vielleicht immer auf ein Jahr aus sich heraus ein Direktorium mit einem Vorsitzenden, der die Pflicht hat, auch selbständig zu handeln, wenn Eile einmal nottut. Dieses Direktorium wird naturgemäß die älteren Genossen umfassen, die nicht mehr so arbeitsfähig sind, dafür aber die größere Erfahrung haben. Selbstverständlich muß jede Genossenschaft das Recht haben, Taugenichtse und unverbesserliche Faulpelze aus der Genossenschaft auszuschließen.

Nun ist, wenn wir nicht irren, vom Genossen Artur Schulz einmal der Einwand gemacht worden, sozialistische landwirtschaftliche Betriebsgenossenschaften wären aus dem Grunde unmöglich, weil es zu lange dauere, bis die Ware verkaufsfertig hergestellt ist. Von der Vorbereitung des Ackers bis zum Versand des fertigen Getreides wäre ein zu weiter Weg. Ebenso dauere es zu lange, bis das Kalb zum schlachtreifen Tiere herangewachsen sei.

Ja wie lange dauert es denn, bis ein modernes Schiff vom Stapel gelassen werden kann? Sollen sozialistisch betriebene Baugenossenschaften unmöglich sein, weil ein großes Bauunternehmen unter Umständen mehrere Jahre bis zur Fertigstellung währen kann?

Hier steht ein Satz schlachtreifer Tiere zum Verkauf bereit. Der nächste jüngere Satz kommt nach sechs Monaten heran, und so stuft sich die Sache herunter bis zu den neugeborenen Kälbern.

Was der Partei heute vor allem nottut, ist nur die klare Erkenntnis der wahren Verhältnisse auf dem platten Lande und daraus resultierend die klare Auf-

stellung unseres scharf umrandeten sozialistischen Endziels.

Gewiß, wir dringen auch heute Schritt für Schritt auf dem Lande vor. Unsere Wahlstimmen mehren sich, unsere Organisationen wachsen. Wie könnte es anders sein? Wir brauchen den Landarbeitern ihr Los gar nicht schwarz in schwarz zu malen, wir halten und können uns freihalten von allen Übertreibungen.

Wenn auch die Landarbeiter heute im allgemeinen vor direktem Hunger und vor Existenzunsicherheit einigermaßen geschützt sind, so ist damit alles, aber auch alles, was der Mensch sonst vom Leben beanspruchen müßte, erschöpft.

Selbstredend ist mit obigem nicht gesagt, daß die Löhne nicht auch noch gewaltig steigen müssen, um halbwegs befriedigend zu sein. Die Wohnungsverhältnisse für die Landarbeiter spotten auch heute mit ganz geringfügigen Ausnahmen geradezu jeder Beschreibung. Wenn man Landarbeiterkinder fragt, was sie sich am meisten wünschen, erhält man oft die Antwort: „Einmal allein in einem Bettchen schlafen zu können". Die Arbeitszeit, die im Winter allerdings eine Zeitlang unter die achtstündige heruntergeht, ist im Frühling und Sommer viel zu lang. Im Winter, wenn Schnee und Eis alles in Banden geschlagen hat, sitzen die Arbeiter in ihren mit fürchterlicher Luft angefüllten Stuben und haben nichts von der Freizeit. Namentlich im Frühling und in den Monaten bis zur Ernte könnte die Arbeitszeit tüchtig verkürzt werden.

Gesindeordnung und Koaltionsverbot stellt die Landarbeiter auch heute noch unter ein Ausnahmegesetz. In allen kommunalen Angelegenheiten sind sie rechtlos. Geregelte Krankenkassen existieren trotz der Reichsversicherungsordnung noch immer nicht auf dem Lande. In den Schulen lernen die Landarbeiterkinder auch heute nicht viel anderes als „Heil dir im Siegerkranz" singen und Vaterunser beten. Das Hütekinderunwesen steht immer noch in Blüte. Das preußische Landtagswahlrecht stempelt auch die Landarbeiter zu Bürgern dritter Klasse. Bei den Reichstagswahlen sind sie infolge der kleinen Wahlbezirke und der mangelnden einwandfreien Wahlurnen schlechter daran wie die Industriearbeiter.

Wie sollte bei diesem fruchtbaren Boden unsere Agitation nicht Erfolg haben? Aber was nützt das bloße Wühlen in der Unzufriedenheit und in dem Elend?!

Wir alle haben wohl das Gefühl, es geht zu langsam. *Wohlan! Entfalten wir unser Banner als Sozialisten!* Weisen wir den Landarbeitern den Weg, der allein sie vom bloßen Dahinvegetieren zum wahren Menschentum führen kann: *Expropriation der Großgrundbesitzer und genossenschaftliche Bewirtschaftung ihrer Betriebe durch die Arbeiter.* Langsam erst wird diese Idee in die Hirne der Landarbeiter Eingang finden. Aber die Zahl der Begreifenden wird sich mehren und vergrößern. Dann schlägt die Flamme der Begeisterung aus den Massen. Dann mögen die Herren Gutsbesitzer ihre hölzernen Zigarrenkisten als Wahlurnen ruhig beibehalten.

Ein Bekämpfer des Islam.

Von W. van Ravesteijn (Rotterdam).

Mit einem gewissen Hohne sprechen die bürgerlichen Gelehrten von der Unterscheidung zwischen „proletarischer" und „bürgerlicher" Gesellschaftswissenschaft. Aber sie selbst können sich nicht von den Vorurteilen befreien, die ihre Klassenzugehörigkeit ihnen unwillkürlich einprägt. Darum sind die besten bürgerlichen Historiker zweifellos diejenigen, die sich mit der eifrigen und gewissenhaften Sammlung und Sichtung von Tatsachen begnügen und sich um die Theorien ihrer Wissenschaft nicht viel kümmern.

So wie Sombart liefert auch der Islamforscher Martin Hartmann, der sich mit Vorliebe an ein breiteres Publikum wendet, für diese Behauptung ein negatives sprechendes Beispiel. Die Schlüsse, die er zieht, die Erklärungen, die er für die Tatsachen gibt, lassen überall die Beengtheit des bürgerlichen Horizontes erkennen.

Hartmann behandelt in seinen zwei jüngst erschienenen populären Schriften „Fünf Vorträge über den Islam" und „Islam, Mission, Politik" den Islam, sein Entstehen, seine Zukunft und besonders das Verhältnis der europäischen Kulturwelt zur islamitischen. Die erste Schrift gibt eine kurzgefaßte Geschichte des Islam sowie eine Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Welt des Islam. Die zweite behandelt im Rahmen einer Besprechung einige Schriften über Mission, christliche natürlich, allerhand koloniale und imperialistische Probleme, soweit diese sich auf islamitische oder durch den Islam bereits „bedrohte" Völker beziehen.

Das Schema, das den Erörterungen Hartmanns zur Grundlage dient, definiert er an verschiedenen Stellen der zwei kleinen Werke, so wie er das schon in früheren größeren Arbeiten getan hat,[1] und zwar zum Beispiel mit diesen Worten:[2]

Bei der Behandlung des einzelnen gehe ich nach dem Plane vor, den ich Ihnen am Anfang entwickelte, das heißt, ich betrachte die Erscheinungen des Blutverbandes, des völkischen Lebens, des Wirtschaftslebens und des Vorstellungslebens, und wie sich auf diesen das staatliche Leben aufbaut. Vor dem Eintreten in das einzelne stelle ich fest, daß in allen islamitischen Ländern alle Lebensbetätigungen in intensiverer Weise von der Religion beherrscht sind als im Abendland. Ich frage deshalb bei jeder Gruppe: Was sagt die Religion, das heißt das religiöse Recht, dazu? Und wie werden seine Bestimmungen ausgeführt?

Eine sonderbare Methode in der Tat! Herr Hartmann zerteilt die Erscheinungen, die er in der islamitischen Gesellschaft antrifft, zuerst völlig willkürlich in einige Rubriken, die er gesondert betrachtet, obwohl sie in der Wirklichkeit gar nicht gesondert sind. Dann stellt er fest, „daß in allen islamitischen Ländern alle Lebensbetätigungen in intensiverer Weise von der Religion beherrscht sind als im Abendlande". Und so ist zugleich der Islam und die islamitische Kultur verurteilt, denn es versteht sich ja von selbst, daß man als moderner und dazu grundgelehrter Europäer nur mit einer Mischung von Mitleid und Verachtung auf die Kindereien hinabschauen kann, die die große Masse der Anhänger des Islam noch mit tiefster Ehrfurcht betrachtet.

[1] Zum Beispiel in: Der islamitische Orient, 2. Band, Die arabische Frage. Leipzig 1909. S. 5.

[2] Fünf Vorträge, S. 115; siehe auch daselbst, S. 55.

So kommt er dann zu Urteilen wie folgendes:

Wie steht es mit der Gesellschaft, um die die islamitische Religion ein Band schließt? Wie hat sie das Problem gelöst, die verschiedenen Triebe und die sie vertretenden Gruppen wirken zu lassen, ohne daß sie in immerwährendem Hader liegend einander vernichten?

Die Antwort kann nur lauten: Ausgenommen die kurze Zeit der Herrschaft des Propheten und seiner beiden Nachfolger... ist die Geschichte der islamitischen Gesellschaft eine ununterbrochene Reihe der schlimmsten Vergewaltigungen, es ist die Geschichte einzelner kleiner Gruppen, die in unerhörter Weise eine Gewaltherrschaft üben über alle anderen Gruppen. Man wird geneigt sein, diesem harten Urteil entgegenzuhalten, daß es in der christlichen Welt des Abendlandes auch nicht anders gewesen sei, daß auch da einzelne Gesellungen, in vorderster Reihe die Gesellung des Blutes, das heißt die Versippung, und die Gesellung der Religion, die Kirche, in zahlreichen Ländern das übelste Unwesen getrieben und die allgemeine Entwicklung niedergehalten haben. Aber es ist doch ein Unterschied...

Es folgen Vorbilder, wie die christliche Welt es doch besser gemacht!

Oder wir vernehmen diesen Ausspruch:[1]

In der Tat kann das Urteil über den Zustand des Islam in der Gegenwart kaum anders lauten als: Der Islam ist als religiös-politische Macht gebrochen, und die Völker der Islamwelt sind im Begriffe, in die allgemeine Kulturwelt einzugehen. Einsichtige Muslime begrüßen diesen Wandel mit Freuden. Denn sie wissen, daß die Verquickung von religiösem und staatlichem Leben das größte Unheil über die Islamvölker gebracht hat, und wir wissen, daß bei der Herrschaft der Kirche über den Staat das Wohl aller Staatsangehörigen schwer geschädigt wird und daß durch solche Verbindung auch die Entwicklung der Kirche gehemmt wird. Eben diese Gebundenheit des Staates an die Kirche und die Dienste, die der Staat der ganz einseitig orientierten Kirche leistete, war der Fluch des Islam. Unter diesem Fluche kam es dazu, daß da, wo der Islam seine Herrschaft aufgerichtet hatte, blühende Gefilde zu Einöden, daß gewerbreiche, mit allerlei Vorrichtungen zum öffentlichen Wohle versehene Städte elende Dörfer wurden, daß an die Stelle national empfindender, in Künsten und Wissenschaften eifrig sich betätigender Völker fanatische Massen traten, deren Denken auf theologische Probleme von geringem Interesse und daneben nur noch auf Befriedigung niederer Gelüste sich beschränkt.

Hartmann nennt dies selbst ein zwar hartes, aber nicht ungerechtes Urteil. Und tatsächlich könnte irgendein christlicher Pfaffe kaum eine härtere, moralische Verdammung über den Islam aussprechen.

Die Frage bleibt jedoch: Ist ein solches Urteil auch gerechtfertigt, und vor allem, bringt es uns einen Schritt weiter, sogar in dem Falle, daß es richtig wäre?

Zuerst ein paar Worte über die Richtigkeit dieser Verdammung. Jeder Schulknabe weiß, daß es unter islamitischer Herrschaft blühende, hochkultivierte Staaten gegeben, wie zum Beispiel das Reich der Omaijaden auf der iberischen Halbinsel, und daß dort „blühende Gefilde erst zu Einöden, gewerbliche, mit allerlei Vorrichtungen zum öffentlichen Wohle versehene Städte elende Dörfer wurden, an die Stelle national empfindender, in Künsten und Wissenschaften eifrig sich betätigender Völker fanatische Massen traten, deren Denken usw.", als die Herrschaft des Islam gebrochen und christliche Könige und Mönche die Herrschaft angetreten hatten.

Hartmann gibt uns aber selbst ein Beispiel dafür, wie unsinnig sein allgemeines Urteil über die kulturzerstörende Macht des Islam ist, wo er schreibt:[2]

[1] Fünf Vorträge, S. 3. [2] Islam, Mission, Politik, S. 58.

Es ist nicht bekannt geworden, daß Ägypten in den sechs Jahrhunderten vor der islamitischen Eroberung seit der Schlacht von Actium politische Bedeutung gehabt habe außer in dem Sinne, daß es das Schmerzenskind des Römischen, dann des Romäerreiches war.... Wohl aber erlebte Ägypten unter den Fatimiden eine wahre Glanzzeit. Diese mächtigen Fürsten waren für die ganze islamitische und nichtislamitische Welt die Herrscher eines gewaltigen und blühenden Staates, und auch von Barbarei kann man unter ihnen kaum sprechen, denn damals war Ägypten ausgezeichnet durch hervorragende Schöpfungen in Wissenschaft und Kunst, und daß das Land sich eines bedeutenden Wohlstandes erfreute, wird durch die ungeheuren Summen erwiesen, mit denen die Staatsverwaltung rechnete. Selbst unter den Mameluckensultanen sind die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht sehr ungünstige. Erst mit der Eroberung durch die Osmanen und dem Eindringen der Paschawirtschaft setzt der Verfall ein.

Kann man schlagender die Behauptung widerlegen, der Islam sei an sich „kulturfeindlich"? Nur der ödeste ideologische Rationalismus kann zu einem Urteil kommen, wie wir ihn soeben vom Islamgelehrten Hartmann vernommen haben. Mit vollkommen demselben Rechte könnte man etwas Derartiges vom Christentum behaupten, das ja auch in den ersten Jahrhunderten von einem unaufhörlichen Niedergang der Kultur begleitet wurde, wie es später noch öfters der Fall war. Andererseits hat dasselbe Christentum als ideologische Begleitung und Triebfeder gewaltiger gesellschaftlicher und kultureller Revolutionen gedient, wie zum Beispiel die verschiedenen Formen des asketischen Protestantismus.[1]

Umgekehrt könnte man mit viel mehr Recht die Behauptung aufstellen: der Islam, nicht der bloß als zusammenfassender Begriff bestehende, die ganze historische Entwicklung seit Mohammed umschließende, sondern der Islam, wie er sich heutzutage in seinen Hauptströmungen hervortut, stehe in religiöser Hinsicht auf einer höheren Stufe als die hauptsächlichsten christlichen Kirchen. Denn wie auch Hartmann in „Islam, Mission und Politik" an verschiedenen Stellen nachweist, das religiöse System des Islam ist ein viel konsequenter durchgeführter Monotheismus als zum Beispiel der Katholizismus oder die orientalisch-christlichen Kirchen, ja sogar der orthodoxe Protestantismus ihn zeigen. Bekehrungen von Anhängern des Islam — Einzelfälle seien dahingestellt — zum Christentum sind denn auch ausgeschlossen schon aus dem Grunde, weil sogar der einfache Bekenner des

[1] Der Islam ist bekanntlich als Offenbarungsreligion entstanden und hat dadurch vom Anfang ab seine Ansprüche auf die Weltherrschaft begründet. Vor kurzem nun hat der bekannte Historiker E. Meyer in einer Geschichte des Mormonentums, das bekanntlich am Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten von Nordamerika entstanden ist, nachgewiesen, daß diese christliche Offenbarungsreligion ihrer Entstehung nach in den wichtigsten Punkten gänzlich mit der Entstehung des mohammedanischen Glaubens übereinstimmt. Es besteht bloß dieser wichtige Unterschied: die Religion der Gebrüder Smith, die sich in der Mitte der zahlreichen einander bekämpfenden protestantischen Sekten auch als eine neue herrschende Weltreligion hervortat, war den Offenbarungen Mohammeds im siebten Jahrhundert gegenüber um so viel roher, niedriger und kulturwidriger, wie die ökonomischen und sozialen Zustände und die Kultur der christlichen Hinterwäldler im damaligen Staate New York niedriger stand als die Entwicklung Arabiens und Mekkas zur Zeit Mohammeds. Mit anderen Worten: Das Christentum des neunzehnten Jahrhunderts konnte unter Umständen barbarischere und kulturwidrigere Formen annehmen als der Islam des siebten Jahrhunderts.

Islam der Mehrheit der Christen gegenüber mit Leichtigkeit beweist, ihre Religion sei nicht eine höhere, sondern stehe auf einer niedrigeren Stufe.

Wie unsinnig die Behauptung ist, der Islam an sich sei kulturwidrig, ersehen wir ja auch noch aus der Geschichte der islamitischen Geistesströmungen.

Averroes und andere sind gemäßigt, wenn sie sagen, die Offenbarung des Korans sei nur ein Erziehungsmittel, keine Lehre. Berühmte Philosophen vertraten die Ansicht, die Religion sei nur für den gemeinen Mann da, dem sie allerdings aus Nützlichkeitsgründen erhalten bleiben müsse. Omar Chajjam, einer der größten Gelehrten und dabei tiefsten Dichter des Islams, machte sich in seinen scharfpointierten Vierzeilern in unverblümter Weise über die Dogmen des Islams lustig und steht damit nicht vereinzelt da.[1]

Und es ist eine bekannte Tatsache, daß es heutzutage bereits in allen islamitischen Ländern, die mit der europäischen Kultur in Berührung kommen — es gibt bekanntlich nicht sehr viele mehr, wo das nicht der Fall ist —, Anhänger des Islam gibt, die sich mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft vertraut gemacht haben, ohne daß sie darum aufhören, Anhänger des Islam zu sein. Wie das möglich ist, müssen sie für sich selbst ausmachen, gerade wie die katholischen Gelehrten, die Astronomie oder irgendeine andere Naturwissenschaft dozieren und doch an alle Dogmen der Kirche treu festhalten.

Während Hartmann nun ein so hartes Urteil über die islamitische Religion und die islamitische Geistlichkeit fällt,[2] ist sein Urteil über die christlichen Pfaffen, die unter den Islamvölkern und den „Heiden" Mission treiben, auffallend milde. Die Schrift „Islam, Mission, Politik" besteht, wie bereits bemerkt, zum größten Teil aus zwei ausführlichen Besprechungen von Schriften, die sich mit dieser Mission beschäftigen, und zwar einer Arbeit von Mirbt: Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten (1910) und J. D. Richters: Mission und Evangelisation im Orient (1908) sowie eines Buches des Missionars Simon: Islam und Christentum im Kampfe um die Eroberung der animistischen Heidenwelt (1910).

Hartmann sieht nun zwar, was eigentlich die Bedeutung der christlichen Mission ist, nämlich die wirtschaftlichen Folgen, die sie zeitigt. Er sagt dies zum Beispiel Seite 19 mit folgenden Worten:

In der Tat, das wirtschaftliche Moment ist es, welches bei dem Problem der Erziehung zur Arbeit die Hauptrolle spielt und welches auch von den Missionaren, soweit sie neben ihrer religiösen Tätigkeit eine andere treiben zu wollen sich bekennen, in den Vordergrund zu stellen sein wird. Je mehr sie sich mit dem Gedanken durchdringen, daß sie neben Missionar auch Wirtschaftspolitiker im besten Sinne des Wortes sein sollen ..., desto größer und erfolgreicher wird ihre wirtschafts-

[1] H. Reckendorf, Mohammed und die Seinen, S. 128.

[2] Sehr charakteristisch für seine Auffassungen ist zum Beispiel auch folgende Stelle aus seiner gelehrten Schrift: Die arabische Frage, S. 398: „Daß die Muslime sich nicht um die Zustände der hochkultivierten Agrarländer vor der Überflutung durch die barbarischen Beduinenscharen gekümmert haben, hängt mit der Religion zusammen, die, sobald sie den Anspruch der Offenbarung macht, fast immer zu Überhebung und Feindschaft führt, im Islam führen mußte, weil der Verfasser des heiligen Buches selbst kein Verständnis für das Fremdartige besaß und gegen alle ‚Ungläubigen' Kampf bis zur Vernichtung befiehlt."

politische Tätigkeit sein, und desto natürlicher werden sie auch nach den Richtungen wirken, die daneben noch in Betracht kommen: der völkischen und der staatlichen, ja auch der religiösen.

Und in Herrn Dernburg, „dem mit Recht als ein besonderes Verdienst angerechnet wird, den Wert der schwarzen Menschen als Betriebskapital klargestellt zu haben",[1] erkennt er eine der Mission verwandte Seele. Aber diese Verwendung der Religion, der christlichen nämlich, findet er vortrefflich ... das heißt in den deutschen Kolonien, wo der Islam noch ein großes Gebiet erobern könnte. Und in diesen deutschen Kolonien ist die staatliche Kolonialpolitik „zur Hemmung einer die nationalen Werte auslöschenden Internationalisierung und geistiger und moralischer Verödung berufen, die durch die dem Großkapital innewohnenden gefährlichen Tendenzen zur vollkommeneren Vermischung der völkischen sowie zur Begrabung aller geistigen und moralischen Werte unter den ökonomischen Interessen" hervorgerufen werden könnten.

Die christliche Mission soll also eine doppelte Aufgabe erfüllen: sie soll erstens die noch nicht islamitischen Eingeborenen in den deutschen Kolonien zur „Arbeitsfreudigkeit" erziehen, das heißt sie in Material verwandeln, das für die Ausbeutung durch den europäischen Kapitalismus geeignet ist, und zweitens einen Damm aufwerfen gegen das Vordringen des Islam, das Herr Hartmann als eine Gefahr für die deutsche Herrschaft betrachtet. Hartmann sagt im Anfang seiner Schrift über Mission usw., er bemühe sich, sich von der Suggestionierung durch irgend ein religiöses oder politisches Parteiprogramm freizuhalten. Wir können nicht zugeben, daß ihm dies gelungen ist. Seine Auffassungen, die besonders in dieser Schrift hervortreten, sind tatsächlich nichts anderes als theoretische Rechtfertigungen der „fortschrittlichen" Kolonialpolitik des Herrn Dernburg, wobei die deutsche Regierung wie eine Art unparteiische, über den Parteien schwebende göttliche Macht den schlimmsten Exzessen des kolonialen Kapitalismus entgegenarbeiten soll. Es wird nicht nötig sein, zu zeigen, wie die deutsche Regierung diese Rolle so wenig wie irgend eine kapitalistische Regierung erfüllen kann. Wir müssen zum Schlusse kommen.

Der „unparteiische" Forscher Hartmann erweist sich in der Praxis als ein gehässiger Feind der Religion nicht nur, sondern auch der Kultur des Islam, die nun einmal die Kultur eines bedeutenden Teils der Menschheit ist, und die noch fortwährend in Afrika neue Gebiete erobert. Er sagt zwar selbst (S. 79):

Man glaube nicht, daß bei der Masse (der türkischen und überhaupt der islamitischen Bevölkerung) durch die Berührung mit Europa eine Abwendung vom Islam als Form des religiösen Gemeinschaftslebens eingetreten ist. Kein Türke wird zugeben, daß die islamitische Kirche einer anderen inferior an Güte und Zuverlässigkeit der Lehre und an sittigender Kraft sei, aber es wird die Kluft zwischen den Geboten der Sharia und dem tatsächlichen Rechtsleben und auch dem Vorstellungsleben immer tiefer werden. Es hat sich eine solche Kluft schon in sehr früher Zeit gebildet, indem undurchführbare barbarische Bestimmungen des Gesetzes einfach fallen gelassen wurden, wie die Bestrafung des Diebstahls mit Handabhauen.... Dieser Prozeß geht unaufhaltsam weiter, und es wird die Zeit kommen, wo auch im Islam selbst die stärksten Anhänger des Buchstabens nicht ohne Erfolg Einspruch er-

[1] S. 27 derselben Arbeit.

heben werden gegen die einschneidendsten Bestimmungen, wie das ja auch im Christentum der Fall ist.

Aber statt daraus den allein wissenschaftlichen und unparteiischen Schluß zu ziehen, die einzige wirklich ziviliſatoriſche Politik dem Islam gegenüber sei die Behandlung des Islam und der islamitischen Staaten als völlig Gleichberechtigte, wie zum Beispiel der große französische Kenner des Islam, Le Chatelier, will, kann Herr Hartmann den europäisch-christlich-preußischen Dünkel nicht fallen lassen, und herrscht er zum Beispiel den Türken an wie folgt:[1]

Man kann den Türken wünschen, daß sie in Asien mit dem Reste ihres staatlichen Lebens ein neues Reich sich bauen, aber man wird jeden Versuch ihrerseits, die Verquickung der Staatsverwaltung mit der Religion weiterzutreiben, sofort zu brechen haben. Erste Bedingung der Duldung einer neuen Türkei in Asien muß sein unbedingte und von der Regierung mit aller Kraft durchgeführte Religionsfreiheit und damit unbehinderte Tätigkeit der Missionen.

Das ist der Ton eines Feldwebels einem preußischen Rekruten gegenüber. Und ein derartiger Ton, den Herr Hartmann beileibe nicht gegen das mächtige Rußland mit seiner Intoleranz anwendet, ist wohl die richtige Art und Weise, um die Türken für die deutschen „Kulturbestrebungen" zu gewinnen!

Wahrlich, Proben deutscher Gelehrsamkeit, wie sie Herr Hartmann bietet, sind nicht sehr geeignet, dieses patriotische und nationale Ziel zu fördern.

Literarische Rundschau.

Charles Albert und Jean Duchêne, **Le Socialisme revolutionnaire, son terrain, son action, son but** (Der revolutionäre Sozialismus, sein Gebiet, seine Wirksamkeit und sein Ziel). Paris 1912, Guerre Sociale. 136 Seiten. Preis 75 Centimes.

Wir möchten das Büchlein neben Hervés „Mes Crimes" stellen;[2] ist es doch auch eine Art „Revision". Es entstammt nämlich der Feder zweier Anarchisten, die aber jetzt von ihren früheren Meinungsgenossen als ehemalige Anarchisten bezeichnet werden und die selbst eingestehen, daß der Anarchismus sich als praktische Bewegung überlebt hat. Heute können sie ihren Anschauungen nach zu den „Sozialrevolutionären" oder „Sozialanarchisten" gezählt werden.

Es ist der praktische Zweck der Verfasser, zu beweisen, daß eine Sammlung jener sozialistisch-revolutionären Elemente notwendig und möglich ist, die weder in der geeinigten sozialistischen Partei noch in der syndikalistischen Bewegung Platz finden können, da die erstere durch ihre Wahlpraxis in ihren Augen zu einer rein demokratischen Partei heruntergesunken, der letztere aber zu exklusiv sei. Die Grundlage — oder, richtiger gesagt, die notwendige Voraussetzung — dieser neuen „Partei" soll der Antiparlamentarismus, allerdings nicht der kämpfende, aktive, sondern ein rein passiver Antiparlamentarismus sein.

Das politische Unternehmen der Verfasser ist von vornherein zum Mißerfolg verurteilt — ja totgeboren. Neben der sozialistischen Partei und der Gewerkschaftsbewegung ist auch in Frankreich wie anderwärts keine andere revolutionäre Massenbewegung möglich. Trotzdem ist das Schriftchen sehr interessant. Manche seiner Abschnitte sind klar, durchsichtig und eindringlich geschrieben. Vor allen Dingen zeigt aber das Büchlein, was die Verfasser auch mehrmals wiederholen, daß der einst in Frankreich so starke Anarchismus gegenwärtig zu einer

[1] S. 160.

[2] Vergl. Neue Zeit, XXI, 1, S. 741.

kleinen Sekte ohne Einfluß und Bedeutung herabgesunken ist. Es bringt weiter jene tiefe Unzufriedenheit zum Ausdruck, die in verschiedenartigsten Kreisen der revolutionären französischen Bewegung — bis auf die Partei selbst — durch den hyperparlamentarischen und vor allen Dingen hyperelektoralen Charakter der sozialistischen Partei — neben der fast vollständigen Abwesenheit der Massenagitation, die bis auf die letzte Zeit der C. G. T. überlassen wurde — hervorgerufen wird. Und drittens beweist das Schriftchen durch seine Vermittlungs- und Vereinbarungstendenzen, durch seine schwankende Stellung in bezug auf den Parlamentarismus, daß die weitesten revolutionären Kreise früher oder später zu der Einsicht kommen müssen, daß die Arbeiterklasse auf keines ihrer Werkzeuge in ihrem Kampfe um ihre Erlösung verzichten kann oder darf. Z. L.

Zeitschriftenschau.

Die erste Nummer einer neuen sozialistischen Zeitschrift, „The University Socialist", ist jüngst erschienen. Das 68 Seiten starke Heft wird alle drei Monate herauskommen. Die Zeitschrift ist für die sozialistische akademische Jugend Großbritanniens bestimmt, die sich vor noch nicht langer Zeit zu einem Verband zusammengeschlossen hat. Dem Verband (University Socialist Federation) sind fast alle sozialistischen (meist fabischen) Gesellschaften der britischen Universitäten angeschlossen. In seinem Einführungsschreiben sagt der Redakteur: „Es ist überdies notwendig, daß es weit gewöhnlicher wird, daß diejenigen, die in ihren Studententagen Sozialisten werden, in der großen Welt in die Reihen des Sozialismus übergehen, wenn sie den Hörsaal verlassen; daß ihr Sozialismus nicht nur ein angenehmer Zeitvertreib und eine angenehme Erinnerung an die Universitätstage ist." Dasselbe Thema berührt Louis A. Fenn in einem Artikel über **„Die University Socialist Federation und ihre Arbeit"**. Er führt die Abtrünnigkeit ehemaliger akademischer Sozialisten teilweise darauf zurück, daß keine Organisation besteht, die es sich zur Aufgabe macht, die die Universität verlassenden sozialistischen Studenten mit den in der praktischen Politik tätigen sozialistischen Organisationen in Berührung zu bringen. Weiter weist er darauf hin, daß bei dem ins praktische Leben eintretenden jungen Akademiker der Kampf ums Dasein zwischen dem oberen Mühlstein der Privilegierten und dem unteren der rebellischen Arbeit seinem Sozialismus häufig den Todesstoß versetzt.

In einem Aufsatz über den **Sozialismus auf den Universitäten und die Autoritäten** schreibt C.: „Wenn man die Freiheit, die den Fabischen Gesellschaften und dem Fabiertum auf den älteren und von gestifteten Einkommen lebenden Universitäten eingeräumt wird, mit der Mißbilligung vergleicht, die ihnen auf den Universitäten zuteil wird, die in unseren industriellen Mittelpunkten aus dem Boden springen und die in großem Maßstab von den Stiftungen erfolgreicher Kaufleute und Fabrikanten dieser Städte erhalten werden, ist es schwer, den Verdacht zu unterdrücken, daß einer der Hauptgründe für diese Mißbilligung der ist, daß sich diese geriebenen Kapitalisten vollkommen bewußt sind, daß der Sozialismus die Abschaffung ihres Profits und ihrer Macht und schließlich ihrer Stellung bedeutet — und daß die Universität gezwungen worden ist, ihre Seele für das liebe Brot zu verkaufen."

Ein Bericht über die Tätigkeit der **Fabischen Gesellschaft der Liverpooler Universität** wirft ein interessantes Licht auf die soziale Stellung — wenn man so sagen darf — des Fabiertums in Großbritannien. Es heißt dort: „Anfänglich war beabsichtigt, den Titel Sozialistische Gesellschaft anzunehmen, aber die Vorstellungen der Universitätsautoritäten führten zur Bildung einer Fabischen Gesellschaft, da diese dem Laiengemüt weniger schrecklich erscheint und weniger geeignet ist, der Universität die Sympathie und Unterstützung der Öffentlichkeit zu entziehen."

Von den übrigen Beiträgen ist namentlich ein Artikel über „Die **Politik der Arbeiterpartei**" von Clifford Allen zu erwähnen. Der Verfasser ist Vorsitzender des

akademischen Verbandes und Sekretär des Organs der Arbeiterpartei, des „Daily Citizen". Er ist mit der von der Arbeiterpartei befolgten Politik durchaus nicht einverstanden und wendet sich besonders gegen das Vorgehen der Arbeiterpartei in der Frage des Osborneurteils. Die Umstürzung dieses Urteils sei für die Partei eine Lebensnotwendigkeit. Doch trotz des Bestehens einer parlamentarischen Arbeiterpartei, trotz der Unterwürfigkeit der Partei dem Liberalismus gegenüber, die bei den Massen Entmutigung hervorgerufen habe, seien die Arbeiter geschlagen worden. Er fordert ein forscheres, „dramatisches" Auftreten der Parlamentarier. Aber er warnt entschieden davor, die Partei zu verlassen, und schreibt: „Die Tragödie unserer Bewegung ist der beständige Vorgang der Erschöpfung. Sobald einige unserer Mitglieder mit ihrer Organisation unzufrieden sind, verlassen sie sie nach einer kurzen, von unnötig heftiger Agitation erfüllten Zeit. Das unvermeidliche Resultat ist eine Vervielfältigung der Organisationen und die sich daraus ergebende Uneinigkeit. In zahllosen Fällen hat dies als Resultat gehabt, daß unsere eifrigsten Mitglieder Sonderorganisationen gründeten, neue Organe schufen und ihre indifferentesten und kraftlosesten Kollegen als Leiter der alten Organe zurückließen; und die unseligste Erscheinung ist immer die Genugtuung gewesen, mit der die alte Sippschaft den Abzug der Unzufriedenen wahrnahm. Wir haben eine gewaltige Organisation geschaffen, die gewaltige Summen Geldes gekostet, aber auch wertvolle Erfahrungen gesammelt hat, und die keinesfalls wegen der Gründung von Sonderorganisationen eingehen wird. Wir Kritiker müssen alle innerhalb der Partei bleiben und unsere Kritik hier organisieren, was allein uns die Hoffnung geben kann, daß unsere Kritik angehört wird. Niemand läßt sich von der Kritik — noch weit weniger von Anspielungen — beeinflussen, die von außen kommen."

In der Märznummer der „Socialist Review" schreibt J. W. S. Davidson in anregender Weise über die **„Höhe der Lebenshaltung"**. Der Inhalt des etwas langen Artikels mit seinen theoretischen und historischen Betrachtungen über Lohn und Bevölkerung läßt sich schwer resümieren. Die Schlußfolgerungen lassen jedoch einigermaßen die Tendenz der Argumentation erkennen. Davidson schreibt: „In der ersten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts standen die Löhne weit unter dem gewöhnlichen Maße der Lebenshaltung der Zeit, so niedrig dieses Maß war, während sie jetzt durchschnittlich um ein geringes über dem heutigen Niveau der bloßen Existenz stehen." Nach den Untersuchungen von Booth in London und Rowntree in York würden etwa 30 Prozent der Bevölkerung Englands unter dem Niveau der bloßen Existenz leben; weitere 30 Prozent würden das gewöhnliche Maß der Lebenshaltung erreichen; wiederum 30 Prozent, die Aristokratie der Arbeit und das Kleinbürgertum, lebten über diesem Maß; die übrigen 10 Prozent repräsentierten die Bourgeoisie und die obere Klasse. Dieser Zustand sei nicht etwa das Resultat der Operation eines ehernen Lohngesetzes, sondern der Höhepunkt einer mehrere Generationen dauernden materiellen Entwicklung, wie sie die Welt zuvor nicht gesehen, und das Resultat eines Jahrhunderts wirtschaftlicher Kämpfe des Proletariats. Der Verfasser fragt sich alsdann, ob diese Zustände innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung verändert werden können. Er glaubt nicht, daß dies möglich sei. Die Grenze der Lohnerhöhung, die die Arbeiterklasse vom Kapital erzwingen könne, sei ungefähr erreicht. Das Vermögen der Arbeiter, durch ihre assoziierte Tätigkeit Mehrwert zu produzieren, werde automatisch in „immaterielles Kapital" verwandelt, das ihnen als permanente Last durch den Mechanismus der Börse und der Aktiengesellschaften aufgebürdet werde. Eine Reihe von Ursachen wirkten dazu zusammen, um die Kaufkraft des Geldes immer mehr herabzudrücken. Wenig oder keine Besserung der bestehenden Zustände könne noch im normalen Verlauf der kapitalistischen Entwicklung erwartet werden. Nur der Sozialismus könne dem Proletariat noch helfen.

J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 28 Ausgegeben am 11. April 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die neue Wehrvorlage.

Von **H. Ströbel.**

Die deutschen Rüstungen drängen sich in einem Tempo, daß es nachgerade unmöglich wird, die nicht mehr abreißende Kette der Heeres- und Flottenverstärkungen auch nur noch einigermaßen zu übersehen. Nachdem uns erst 1911 das Quinquennat beschert worden war, wurden wir 1912 mit einer neuen Riesenvorlage beglückt, die für die Landarmee bis zum Jahre 1917 rund 440 Millionen mehr verlangte und für die Marine die Kleinigkeit von 210 Millionen, zusammen also rund 650 Millionen mehr. Die herrliche Kriegsflotte insbesondere war durch die beiden Flottengesetze vom Jahre 1898, namentlich aber 1900 zu dem Range einer Seemacht ersten Ranges emporgehoben worden, während doch noch der Staatssekretär des Reichsmarineamtes v. Hollmann das Vorhandensein solcher ehrgeiziger Absichten ernstlich bestritten hatte, gar nicht einmal zu gedenken der Aussprüche der Caprivi oder gar Bismarck, die den Gedanken an die Schaffung einer auch nur Frankreich ebenbürtigen Kriegsflotte weit in das Fabelreich verwiesen hatten. Bismarck war ja noch so altväterisch gewesen, zu meinen, daß es schon anmaßlich sei, es — Spanien auf dem Gebiet des Marinewesens gleichtun zu wollen. Als aber die Riesenvorlage von 1900 kaum ein paar Jahre bestanden hatte, da kam schon 1905 ein drittes und wiederum nur ein paar Jahre später, 1908, ein viertes Flottengesetz, dem sich dann als fünfte Vorlage die vom Jahre 1912 anreihte.

Dahin sind längst die guten alten Zeiten, wo eine einzige simple Militärvorlage einen Entrüstungssturm auch in den Reihen des Bürgertums entfesselte, wo die Parteien ihre Agitationsunkosten viele Monate lang aus dem Fonds dieser Entrüstung bestritten und wo noch nach Jahr und Tag die Erinnerung an den letzten militaristischen Aderlaß die Leidenschaften der Massen aufzustacheln vermochte. Das war noch so vor zwanzig, ja vor fünfzehn Jahren. Fortschritt und Zentrum donnerten damals noch um die Wette gegen die „Schraube ohne Ende", wenn sie sich schließlich auch heroisch ins Unvermeidliche fügten. Heute dagegen befinden wir uns in einer rasch-

lebigen Zeit, die ein gar kurzes Gedächtnis hat und bei der Rüstungsvorlage des laufenden Jahres schon den Aderlaß vergessen zu haben scheint, den der unersättliche Vampir Militarismus erst im vorigen und vorvorigen Jahre an dem nationalen Organismus verübt hat. Die deutsche Bourgeoisie ist rettungslos dem Weltmachtfieber verfallen, das ihr profithungrige Kapitalistencliquen und gloireſüchtige Militärkreise einzuimpfen verstanden haben. Und weite Kreise des Kleinbürgertums haben sich in den Taumel der weltpolitischen Beute- und Großmannssucht widerstandslos hineinreißen lassen, so daß ein wirklich ernster und prinzipieller Widerstand gegen welthändelsüchtige Aspirationen und sinnlosestes Wettrüsten nur noch von dem klassenbewußten Proletariat geleistet wird, dem sich alle bürgerlichen Elemente angeschlossen haben, in denen noch etwas von den Kulturtraditionen lebt, die dem deutschen Volke einst den heute längst verwirkten Ehrentitel des Volkes der Dichter und Denker erworben haben.

Daß das besitzende Bürgertum sich mit Haut und Haaren dem Imperialismus und Militarismus verschrieben hat, hat sicherlich seine triftigen Gründe. Sowohl das mobile wie das immobile Kapital hat ja unter der neuen Ära sein glänzendes Geschäft gemacht. Handel und Industrie weisen teils trotz, teils wegen dieses Imperialismus eine glänzende Blüte auf, und erst recht dem Großgrundbesitz hat das agrarische Schutzzollsystem, das zugleich die finanzielle Säule unseres Militarismus bildet, Milliarden und aber Milliarden in den Schoß geworfen. Daß nicht nur das städtische Kleinbürgertum und das Proletariat schwer unter den Lasten dieses Systems seufzt, sondern daß, wie erst jetzt der bayerische Zentrumsmann Dr. Heim statistisch nachgewiesen, auch der mittlere und kleine Bauernstand unter der Entziehung der familiären Arbeitskräfte durch die immer rücksichtslosere Rekrutierung geradezu vernichtend getroffen wird, fällt den Interessen der führenden politischen Schichten gegenüber einstweilen nicht ins Gewicht. Über den Protest des Proletariats geht man auch diesmal wieder zur Tagesordnung über, und die Klagen des Bauernstandes verhallen, solange Hansabund und Bund der Landwirte den Rüstungsplänen ihren Segen spenden.

Wenn daher nicht alles trügt, wird die Regierung auch diesmal ihre ungeheuerlichen Projekte durchzudrücken vermögen, auch wenn sie sich diesen oder jenen Abstrich gefallen lassen müßte oder wenn ihr Steuerplan auch diese oder jene Korrektur erfahren sollte. Aufs einzelne kommt es ihr ja nicht so sehr an, denn sie hat diesmal den Rahmen ihrer Forderungen so ungeheuer weit gespannt, daß es ihr nicht allzu sauer fallen wird, wenn sie wirklich genötigt werden würde, ein paar Löcher zurückzustecken. Übertrifft doch das, was sich diesmal die Heeresverwaltung zu fordern erkühnt, die verwegensten Phantasien.

1291 Millionen sollen dem Militarismus innerhalb der nächsten drei Jahre mehr in den Schlund geworfen werden, 393 Millionen fortdauernder und 898 Millionen einmaliger Ausgaben soll die neueste Wehrvorlage verschlingen. Um 136 000 Mann soll das stehende Heer erhöht werden, um 117 000 „Gemeine", 15 000 Unteroffiziere und 4000 Offiziere. Mit 186 Millionen fortdauernder Mehrausgaben soll dann 1915 der Beharrungszustand erreicht sein, vorausgesetzt, daß nicht bis dahin eine neue Wehrvorlage die Ausgaben abermals beträchtlich erhöht. Denn es wäre ein bodenloser Optimismus, anzunehmen, daß dieser Wunschzettel der letzte wäre, der uns in

absehbarer Zeit präsentiert werden wird. Sicherlich wird sich der Marinismus, der diesmal unbedacht bleiben soll, bald genug wieder melden, und zweifellos wird der Luftmilitarismus auch fernerhin ein unheimliches Wachstum bekunden.

Nicht weniger als 650 Millionen wurden erst im Jahre 1912 bewilligt, und 1300 Millionen fordert die Wehrvorlage von 1913. Annähernd 2000 Millionen sollen in drei Jahren für den Militarismus vergeudet werden! Welche Zumutung! Und welche Aufnahme dieser Zumutung! Wohl nörgelt man innerhalb der bürgerlichen Parteien an allerhand Einzelheiten herum — aber zu einem runden, ehrlichen Nein hat sich nicht ein einziger Kritiker verstiegen. Das Radikalste hat bis jetzt an Kritik das „Berliner Tageblatt" geleistet, das sämtliche Positionen auf Abstriche hin untersucht hat. Und das Resultat? Es sollen 32 Millionen fortdauernder und 120 Millionen einmaliger Ausgaben zu ersparen sein. Was verschlägt das gegenüber der Milliardenforderung? Dabei ist es mehr als fraglich, ob das Mosseblatt mit seiner Kritik Gehör finden wird. Denn wenn es galt, sich mit den Kapazitäten der Regierung über militärtechnische Einzelheiten herumzuschlagen, haben die bürgerlichen Parteien noch immer vor der Autorität der Sachverständigen der Regierung gar bald die Segel gestrichen!

Das allerdings beweist auch die Kritik des „Berliner Tageblatt", daß die Regierung mit einer Sorglosigkeit aufs Ganze gegangen ist und die Einzelpositionen ihrer Forderungen mit einer Leichtfertigkeit aufgestellt hat, die ihresgleichen sucht. Und wenn es den bürgerlichen Parteien wirklich darauf ankäme, die Forderungen gewissenhaft nachzuprüfen und überall rücksichtslos Abstriche zu machen, so könnten sicherlich ganz kolossale Reduktionen stattfinden. Aber diesen Eifer und diese Gewissenhaftigkeit wird man schwerlich aufbringen. Man wird ja die Vorlage so rasch als möglich durchzuhetzen suchen und schon deshalb die Kommissionsberatungen nach Möglichkeit abkürzen. Obendrein wird sich die Regierung noch hinter allerhand militärische Geheimnisse verschanzen, so daß jede gründliche Nachprüfung strittiger Fragen durch die Öffentlichkeit von vornherein ausgeschlossen ist. Schon jetzt hat ja die offiziöse Presse vor Indiskretionen gewarnt, die dem Ausland allzu tiefen Einblick in die deutschen Organisationspläne gewähren könnten. So hat die Regierung zum Beispiel ihre luftmilitaristischen Pläne in dichtestes Dunkel zu hüllen versucht. Wir wissen nur, daß 79 Millionen an einmaligen Ausgaben für die Zwecke des Luftmilitarismus vorgesehen sind, daß darüber hinaus auch die Luftflotte der Marine außerordentliche Ansprüche stellt und daß bereits im Oktober 1913 rund 5000 Mann allein für die Zwecke des Luftmilitarismus bereitgestellt sein werden. Wie stark diese Organisationen in den Jahren 1914 und 1915 werden sollen und was sie uns schließlich an laufenden Ausgaben kosten werden, läßt sich einfach nicht feststellen.

Ebenso rätselhaft ist die Kostenberechnung der Vorlagen. Die „Wehrvorlage" im ganzen soll, wie schon erwähnt, 393 Millionen einmaliger und 898 Millionen fortlaufender Ausgaben erfordern. Die Kosten der Heeresprässenzverstärkung werden uns aber in amtlichen Aktenstücken nur für das Jahr 1913 mit 54 Millionen angegeben; wieviel sie in den beiden folgenden Jahren betragen werden, verraten uns die Vorlagen nicht. Nur das läßt sich aus nachträglichen, durch den „Vorwärts" provozierten Erklärungen der

„Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" entnehmen, daß die Kosten für die Jahre 1914 und 1915 im Vergleich zur Kostenziffer für das Halbjahr 1913 ganz unverhältnismäßig hoch sein sollen, so daß es schließlich schleierhaft ist, wozu denn eigentlich rund 100 Millionen fortdauernder Ausgaben dienen sollen. Denn selbst unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Mannschaftsbestand am 1. Oktober 1913 noch um 15 000 bis 16 000 Mann an „Gemeinen" und Unteroffizieren geringer sein wird als in den folgenden beiden Jahren, bleibt das Hinaufschnellen der Jahresausgabe von $2 \times 54 = 108$ Millionen auf 170 Millionen schlechtlich unerklärlich. Und wenn es sich hier auch „nur" um ein Mehr oder Weniger von etwa 50 Millionen pro Jahr handelt, so hätte doch früher ein solches Mehr allein schon für eine voll ausgewachsene stattliche neue Militärvorlage ausgereicht! Außerdem ist es doch auch recht interessant, zu erfahren, wohin wir mit unserer Rüstungspolitik denn eigentlich steuern.

Der Deckungsplan der Wehrvorlage ist nicht minder merkwürdig. Zunächst will man wieder einmal den Etat strecken, um so aus den rechnerischen Mehrerträgen für das Jahr 1913 24 Millionen und für die Jahre 1914 und 1915 je 16 Millionen mehr an Deckungsmitteln zu gewinnen. Dem gleichen Zwecke sollen die 75 Millionen Überschüsse aus dem Jahre 1911 und 1912 dienen. Der Illusion der „Schuldentilgung", die ja ohnehin nur in der Ausschreibung von Neuanleihen bestand, will man nun also endgültig Valet sagen. Das Prunkstück der neuen Deckungspläne ist aber der „Wehrbeitrag", die einmalige Vermögensabgabe von einem halben Prozent für alle Vermögen von über 10 000 Mark. Darüber, daß man schon kleine Vermögen von 10 000 und 20 000 Mark besteuert, dagegen die Riesenvermögen auch nur mit der gleichen Rate belasten will, ist bereits so viel gesagt worden, daß wir hier auf eine nochmalige Kritik dieses skandalös unsozialen und abschreckend plutokratischen Verfahrens verzichten können. Auch daß die Steuerfreiheit der Fürsten trotz des Jubiläumsjahres der Fürstenbefreiungskriege gewahrt bleiben soll, ist bereits gebührend vermerkt worden.

An laufenden Steuern ist zunächst die Erhöhung des Stempels von Gesellschaftsverträgen und von Versicherungsquittungen vorgeschlagen, die im Beharrungszustand 64 Millionen Ertrag bringen soll, einstweilen wegen der Abfindungsquoten an die solche Steuern bereits erhebenden Bundesstaaten jedoch 1913 nur 22, 1914 und 1915 44 Millionen abwerfen wird. Ferner wird aus der „Erweiterung des Erbrechtes des Staates", einem kläglichen Surrogat der dem Agrariertum so verhaßten Reichserbschaftssteuer, ein Ertrag von 15 Millionen erwartet. Und endlich sollen, aber erst vom Jahre 1916 ab, „veredelte Matrikularbeiträge" erhoben werden, die im ganzen 80 Millionen bringen sollen. Diese Steuern zusammen mit der konservierten Zuckersteuer sollen dann die 186 Millionen laufender Kosten vom Jahre 1916 an decken; bis dahin soll der einmalige Wehrbeitrag mit zur Deckung auch der fortlaufenden Ausgaben herangezogen werden.

Der springende Punkt bei all diesen Steuern ist die Scheu vor einer direkten Reichssteuer, gleichviel welche Form sie auch haben möge. Die Junker und Junkergenossen haben ihren Willen durchgesetzt: ihr Portemonnaie soll nicht der aus dem gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Vertretung des Volkes ausgeliefert, sondern der schonenden Nachsicht der auf einem Klassenwahlrecht beruhenden einzelstaatlichen Vertretungskörperschaften anemp-

fohlen werden. Gelingt dieser Plan, so ist es mit der Deckung auch nur der diesmaligen Rüstungssteigerung durch die besitzende Klasse nichts als faulster Zauber. Denn daß die besitzende Klasse in den Einzelstaaten schon Mittel und Wege finden wird, um sich vom Steuerzahlen nach Möglichkeit zu drücken, das beweist ja am lehrreichsten die pfiffige Steuerpolitik Preußens, desjenigen Bundesstaats, dem zwei Drittel der Reichsbevölkerung angehören. In Preußen waren seit vier Jahren Zuschläge zur Einkommen- und Ergänzungssteuer zu zahlen, von deren Gesamtertrag in Höhe von 62 Millionen nachweislich 52 Millionen von den Reichen und Allerreichsten zu zahlen waren. Um nun ja nicht die auf Preußen entfallende Rate der „veredelten Matrikularbeiträge" von 50 Millionen in Gestalt neuer direkter Steuern aufbringen zu müssen, geht das ganze Trachten der preußischen Landtagsmehrheit dahin, die Steuerzuschläge zu beseitigen, um so die Lasten der Wehrforderung möglichst paralysieren zu können. Nicht die Junker und Schlotbarone Preußens würden unter solchen Umständen die neuen Lasten der erhöhten Matrikularbeiträge verspüren, sondern vornehmlich die 800 000 Staatsbeamten und Staatsarbeiter, durch deren potenzierte Ausbeutung der Ausfall an Ergänzungssteuererträgen wieder ausgeglichen würde.

So ist die Wehrvorlage in allen Teilen ein wahres Monstrum, dessen grinsende Fratze aller verkleisternden Schminke der bürgerlichen Verschönerungskünstler spottet.

Dietzgens Werk.

Von **Ant. Pannekoek.**

Als vor wenigen Wochen der dreißigjährige Todestag von Marx in der sozialistischen Presse gefeiert wurde, konnte mit Recht hervorgehoben werden, wie sehr jetzt überall der Befreiungskampf des Proletariats von dem Geiste und dem Namen Marxens beherrscht wird. Der heutige Sozialismus stützt sich in all seinen Taten und Äußerungen bewußt auf die Wissenschaft, die wir Marx verdanken, als seine Grundlage, und jede Richtung beruft sich auf Marx, sei es auch in der Weise, daß sie über ihn hinauszugehen sucht. Dasselbe kann nicht von Joseph Dietzgen gesagt werden, seit dessen Tode am 15. April fünfundzwanzig Jahre verflossen sind. Noch vor einem Jahrzehnt mußte als etwas Neues besonders auf seine Bedeutung für den wissenschaftlichen Sozialismus hingewiesen werden, und erst innerhalb dieser letzten Jahre hat sich die Anschauung durchgesetzt, daß Dietzgen als dritter im Bunde neben Marx und Engels zu den Begründern der sozialistischen Wissenschaft gehört, daß er als selbständiger Forscher mitgebaut hat an den Grundlagen der Wissenschaft, auf die sich die sozialistische Arbeiterbewegung stützt.

Der Gegensatz, der zwischen den Persönlichkeiten von Marx und Engels einerseits, von Dietzgen andererseits besteht, verkörpert sich auch in ihrem Werke; eben weil sie völlig verschiedene Persönlichkeiten waren, deren Sinnen und Streben auf völlig verschiedenem Gebiet lag, konnten sie einander ergänzen. Marx war der Kämpfer und der Gelehrte, Dietzgen war der Philosoph. Marx vereinigte in seltener Weise in sich die Leidenschaft des revolutionären Kämpfers und die Genialität des objektiven wissenschaftlichen Forschers; daher konnte er die konkrete Wissenschaft der Gesell-

schaft aufbauen, die dem Proletariat für seinen Kampf unentbehrlich war. Dietzgen war keine Kämpfernatur; er war der Typus des praktischen — im Gegensatz zum weltfremden — Philosophen, der die Praxis der großen Weltbewegung völlig in sich aufnimmt, nicht um sich selbst dreinzumischen, sondern damit sie ihm als Material diente, aus dem im stillen seine philosophische Weltanschauung heranreifte; so konnte er die Philosophie aufbauen, die Wissenschaft des Geistes, die die von Marx aufgebaute Wissenschaft ergänzte und stützte.

Über die Frage, welche Bedeutung dem Lebenswerk Dietzgens zukommt, welche Stellung es zu dem proletarischen Kampfe, zu dem wissenschaftlichen Sozialismus und zu den verschiedenen philosophischen Richtungen einnimmt, ist in den letzten Jahren oft heftig gestritten worden. Während ihm von einer Seite jede selbständige Bedeutung abgesprochen wurde, da an dem Marxismus nach der philosophischen Seite nichts zu ergänzen sei (Plechanow), wurde von der anderen Seite seine Lehre unter dem Namen „Dietzgenismus" in einen gewissen Gegensatz zu dem jeder philosophischen Klarheit baren „engeren" Marxismus gebracht (Untermann). Beide Auffassungen müssen als unhaltbar bezeichnet werden. Die philosophischen Lehren Dietzgens bilden ein organisches Ganzes mit dem gesamten Marxismus, mit dem sie untrennbar verwachsen sind; sie konnten nur auf dem Boden der Marxschen Gesellschaftslehre entstehen. Sie bilden aber auch in diesem Marxismus, in diesem zusammengehörigen Ganzen der Wissenschaften, die den Sozialismus tragen, einen notwendigen Teil und ergänzen wesentlich die von Marx selbst stammenden Errungenschaften.

Man braucht sich als Beweis der Tatsache, daß Dietzgen seine Lehren nur auf dem Boden der Marxschen Lehren aufbauen konnte, nicht einmal auf die vielen Stellen seiner Schriften zu berufen, wo er ausdrücklich hervorhebt, daß im Keime die neue Philosophie schon in den Sätzen von Marx enthalten ist.[1] Es ergibt sich auch aus der Natur ihrer wissenschaftlichen Leistungen selbst. Philosophie in unserem modernen Sinne von Erkenntnislehre ist die Theorie des Denkens und Wissens, die Wissenschaft der Wissenschaft. So wie die Tatsachen der wirklichen Welt das Material der Wissenschaften bilden, die sie theoretisch zusammenfassen, so bilden diese Wissenschaften selbst und ihre Praxis, bildet das menschliche Wissen und Denken überhaupt wieder das Material der Philosophie. Jede bedeutende Erweiterung des Wissens, jeder Umschwung des Denkens muß daher auch die Philosophie aufs tiefste beeinflussen, indem ihr neue wichtige Materialien, vergleichbar mit neu entdeckten Tatsachen in der Naturwissenschaft, zugeführt werden. Eine solche Erweiterung, ein solcher Umschwung von gewaltiger Bedeutung war die neue Gesellschaftslehre von Marx, die wir als historischen Materialismus bezeichnen.

Der historische Materialismus erklärt, daß die bewegenden Kräfte der geschichtlichen Entwicklung in den Produktivkräften zu finden sind; die Ideen, das Denken und Wollen der Menschen, die wir als unmittelbare Triebkräfte wahrnehmen, werden selbst durch die materiellen Lebensverhältnisse, namentlich durch die Produktionsverhältnisse bestimmt. Daß alle Erkenntnis von der Erfahrung der materiellen Welt ausgeht und daß es außerhalb dieser Erfahrung kein wirkliches Wissen gibt, das war als Aus-

[1] Vergl. Henriette Roland-Holst, Joseph Dietzgens Philosophie, S. 36 bis 40.

druck der Errungenschaften der Naturwissenschaft schon früher festgestellt worden; aber daneben blieben immer noch andere Ideen und Anschauungen in dem Menschenkopf, denen man einen übernatürlichen Charakter zuschrieb, weil ihr gesellschaftlicher Ursprung nicht bekannt war. Marx' Wissenschaft der Gesellschaft räumte damit auf; alle Ideen im Menschenkopf stammen aus dem Material, das ihnen die umgebende Welt der Natur oder der Gesellschaft bietet. In dem Satze „Das gesellschaftliche Sein der Menschen bestimmt ihr Bewußtsein", der den Grundsatz des historischen Materialismus ausspricht, ist in der Tat eine neue Philosophie im Keime enthalten; man braucht ihn nur in der Form auszudrücken: „Alles, was im Menschenkopf ist, alles Geistige, stammt aus der wirklichen Welt draußen", um das klar zu erkennen. Er hat also eine doppelte Bedeutung; als theoretischer Satz der Gesellschaftswissenschaft beruht er auf der Erfahrung gesellschaftlicher Tatsachen; aber zugleich geht er als philosophischer Satz, der das Verhältnis von Denken und Sein ausspricht, weit über die Grenzen dieser Erfahrung hinaus und gibt jener Theorie die feste, unerschütterliche Sicherheit, die in der These liegt, daß es keine Wunder geben kann. Weil alles, was in der Menschenwelt geschieht, durch den Menschenkopf hindurch gehen muß, muß die Wissenschaft der Gesellschaft zugleich Wissenschaft des Geistes sein. Aber diese Wissenschaft des Geistes ist von Marx nicht ausgearbeitet, sondern nur in ein paar Sätzen ausgedrückt worden; sie war gleichsam nur „zwischen den Zeilen" zu lesen, wie Dietzgen 1867 an Marx schrieb.

Diese Wissenschaft des Geistes hat Dietzgen in gründlicher und klarer Weise ausgearbeitet und dargelegt; dabei mußte er nach zwei Seiten über die kurze Formulierung von Marx hinausgehen. Die völlige Abhängigkeit des Geistes von der materiellen Welt, die in Marx' Gesellschaftslehre die gesellschaftliche und natürliche Umgebung des Menschen ist, mußte in die allgemeinere Fassung einer Abhängigkeit des Menschengeistes von der Gesamtwelt gebracht werden. Die Bedeutung dieser Seite seiner Lehren, die er selbst besonders in seiner zweiten größeren Schrift „Das Akquisit der Philosophie" darstellt und die von einigen seiner Schüler als „kosmischer Universalzusammenhang" und „Weltdialektik" vor allem als seine Großtat hervorgehoben und der Enge des eigentlichen Marxismus gegenübergestellt wird, besteht mehr in einer wunderbaren Klarheit, die er über die Grundbegriffe der Philosophie verbreitet, als in einer Erweiterung der Wissenschaft.

Viel wichtiger ist die andere, nicht formelle, sondern wesentliche Erweiterung der Marxschen Theorie. Der historische Materialismus hatte festgestellt, *daß* das Bewußtsein vom Sein bestimmt wird; er sagte, daß für die Ideen keine andere Quelle als die wirkliche (sogenannte materielle) Welt zu finden sei und daß der ganze Inhalt des Geistes aus der Außenwelt stammt. Aber damit ist über das *Wie* noch nichts gesagt worden; vielmehr ist auf dieser Grundlage erst die Frage nach dem Wie möglich. Die Wirkung der Außenwelt geht in den Kopf hinein und bildet dort Gedanken, Ideen, Begriffe; diese sind verschieden von den Dingen draußen, aber worin besteht der Unterschied? Der Geist hat kein anderes Material als die Eindrücke der Welt; diese nimmt er auf und bildet sie zu *etwas anderem* um, zu etwas Geistigem, eben zu Gedanken und Begriffen; was macht er dabei nun und worin besteht seine Tätigkeit, seine Wirkungsweise? Mit dieser Frage nach der Natur, nach dem Wesen, der speziellen Arbeitsweise

des menschlichen Geistes hat Marx sich nicht beschäftigt. Für die Gesellschaftslehre genügte der Nachweis, woher der Geist seinen Inhalt hat, und daß er ihn nur aus der wirklichen Welt hat. Dabei blieb die Frage offen, was der Inhalt des Geistes selbst ist und was seine Beziehung zu seinem Material ist. Diese Frage hat Dietzgen gelöst. In seinem ersten Werke „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit" hat er dargelegt, daß das Denkvermögen aus der unendlichen Vielheit der konkreten Erscheinungen das Gemeinsame, Bleibende, das Allgemeine heraushebt und in seinen Begriffen und Ideen in fest geronnener Form niederlegt. Die Begriffe drücken immer das Allgemeine der in ihnen dargestellten Wirklichkeit aus; der Geist ist das Organ des Allgemeinen, die Vernunft ist die Fähigkeit, dem Besonderen das Allgemeine zu entnehmen. Marx hatte dargelegt, wie die Welt, die Gesellschaft, die Wirtschaft wirkt, indem sie auf den Menschenkopf einwirkt und ihm einen bestimmten Inhalt bietet. Dietzgen legte dar, wie der Geist selbst wirkt, indem er diesem Inhalt seine besondere geistige Form gibt. Marx hat das Wunder aus dem gesellschaftlichen Geschehen hinausgeworfen, indem er die denkenden, empfindenden, bedürfnisvollen, handelnden Menschen in das Zentrum der Welt stellte; alles Geschehen ist Wechselwirkung zwischen Menschen und Welt. Aus der Welt drängen auf die Menschen die Eindrücke und Leibesbedürfnisse ein, und aus den Menschen wirken umgekehrt Ideen und Ziele mittels ihrer Taten auf die Welt ein und verändern sie. Nur eine Lücke bleibt in diesem geschlossenen Kreise: was in den Menschenkopf hineingeht, ist etwas anderes, als was herauskommt. Marx hat festgestellt, daß, was herauskommt, nur eine Umbildung, ein Ausdruck dessen ist, was hineinging; aber was da eigentlich in diesem Kopfe vorgeht, wie aus dem, was hineinging, sich das andere bildet, das herauskommt, das konnte nur die ausgearbeitete Wissenschaft des Geistes, die Erkenntnistheorie, zeigen, die Dietzgens Werk ist.

* * *

Die Bedeutung von Dietzgens Werk war nicht auf die soziale Wissenschaft beschränkt. Was er gab, war eine Wissenschaft des Denkens, eine *Theorie der Wissenschaft*. Aber die Muster hochentwickelter Wissenschaft waren die Naturwissenschaften; in ihnen hatte sich das systematische Denken die schönsten Trophäen geholt; sie waren die stolzesten Errungenschaften des menschlichen Geistes. Eine neue gründliche Denklehre mußte vor allem hier Anwendung finden, als Theorie, zu der jene die Praxis lieferten, und die daher zugleich als ihr Kritiker auftrat, wo sie selbst über ihre eigene Praxis hinaus zu einer Art primitiver Theorie gekommen waren. Die Naturwissenschaft hatte die handfesten Dinge der Alltagspraxis zerkleinert zu Molekeln und Atomen mit ungewöhnlichen absoluten Eigenschaften; sie waren die eigentlichen Wesenheiten der Welt. Zwischen ihnen wirkten Kräfte, die als geheimnisvolle Kobolde ihre Bewegungen lenkten und zu den Ursachen aller Erscheinungen wurden. Hinter der uns sichtbaren Welt der Erscheinungen erblickte die Wissenschaft eine andere, die eigentliche wesentliche Welt der Stoffe und Kräfte, der Atome und ihrer Bewegungen, aus deren einfachen Gesetzen sie die Erscheinungen erklärte.

Dieses Gebilde durchleuchtete Dietzgen mit seiner Denklehre. Er wies nach, wie auch hier die Tätigkeit des wissenschaftlichen Denkens nur in der Aufsuchung des Allgemeinen in dem Besonderen besteht. Das Allgemeine,

das uns die Wissenschaft in ihren Begriffen zeigt, ist aber nicht ein tieferer Inhalt der Welt, der als ihr Wesen, als etwas Realeres den Erscheinungen zugrunde liegt; es besteht nur in unserem Kopfe als Abstraktion. Ursachen sind Produkte des Geistes, die als das Allgemeine aus den konkreten Wirkungen gebildet werden. Die Trennung von Ursache und Wirkung ist eine Formalität der Vernunft, aber eine notwendige. Kräfte sind abstrakte Zusammenfassungen des Allgemeinen in einer Reihe von Erscheinungen. Das bleibende Ding, das Wesen des Dinges, das hinter den wechselnden Erscheinungen des praktischen Dinges stehen soll, besteht nur als abstraktes Gedankending in unserem Kopfe. „Erscheinungen erscheinen, voilà tout." Und so entpuppen sich natürlich auch die Atome — über die Dietzgen selbst nicht besonders handelt — als Gedankendinge, nicht in dem Sinne von Phantasien, sondern von Abstraktionen, die zur Darstellung der realen Erscheinungen dienen; so erklärt es sich, wie solche offenbar mit unmöglichen Attributen (wie zum Beispiel vollkommener Elastizität) ausgestatteten Dingelchen dennoch als „Erklärungen" eine so nützliche Rolle in der Physik spielen konnten.

Seine Darlegungen, die schon 1869 erschienen, sind, soviel bekannt, völlig außerhalb des Gesichtskreises der Naturforscher geblieben. Aus ihren eigenen Bedürfnissen heraus haben sie sich nachher allmählich zu ähnlichen Anschauungen emporgerungen. Als Kirchhoff von der Mechanik sagte, daß es ihre Aufgabe sei, die Bewegungen in der Natur möglichst einfach und vollständig zu „beschreiben" — statt sie durch Kräfte zu „erklären", wie der alte Ausdruck lautete —, fand er zunächst starkes Achselzucken; aber ein paar Jahrzehnte später war derselbe Ausdruck schon für alle Wissenschaft und alle Erscheinungen der Natur geläufig geworden. In den achtziger Jahren erschien von dem Amerikaner Stallo eine scharfe Kritik der physikalischen Theorien, wobei besonders die mechanische Wärmetheorie, die die Wärmeerscheinungen auf den Bewegungen der Molekel aufbaut, schlecht wegkam. Vor allem sind es aber die Schriften von Ernst Mach gewesen, die seit den achtziger Jahren immer stärker das Denken der Physiker beeinflußt haben. Er hob die Wesenhaftigkeit der Dinge auf, indem er darauf hinwies, daß sie nur Gedankensymbole sind für gewisse Komplexe von Elementen (Elementarerscheinungen), die in großer Stabilität immer zusammen vorkommen. Weil sie gerade den Menschen in ihrer Praxis wichtig waren, wurden sie mit besonderen Namen bezeichnet, wobei von den kleineren fortwährenden Änderungen abgesehen wird. „Das Ding ist eine Abstraktion, der Name ein Symbol für einen Komplex von Elementen, von deren Veränderung wir absehen." Das eigentlich Reale der Welt, die Elemente, aus denen sie aufgebaut ist und aus denen wir alle Begriffe, auch die Dinge bilden, sind die Töne, Farben, Drucke, Räume, Zeiten, die wir gewöhnlich als Empfindungen bezeichnen. Die Grundlage dieser Begriffsbildung sowie aller theoretischen, wissenschaftlichen Tätigkeit ist die „Ökonomie des Denkens". Alle Wissenschaft hat den Zweck, „Erfahrungen zu ersetzen oder zu ersparen durch Nachbildung und Vorbildung von Tatsachen in Gedanken". In dem Ding „Tisch" ist eine ganze Masse der verschiedensten Wahrnehmungen und Erfahrungen sowie Erwartungen über weitere Erfahrungen zusammengefaßt; das Gesetz der Schwerkraft ersetzt mir eine Unmenge der verschiedensten Erscheinungen bewegender und ruhender Dinge,

erspart mir die Mühe, sie alle im Kopfe zu behalten und bestimmt meine Erwartung über künftige Erscheinungen. Die ganze Mathematik ist eine ungeheure Entlastung des Gehirns, indem durch die einfachen abstrakten Rechnungsregeln, die man im Kopfe behält, das Abzählen und Messen in jedem praktischen Einzelfall unnötig wird. Dieses Ökonomieprinzip bestimmt auch das Verhältnis von Ursache und Wirkung, das wir zur Hervorhebung besonders wichtiger und auffallender Zusammenhänge benutzen; in der Natur gibt es keine Ursache und keine Wirkung, sondern nur in der Abstraktion. Die „Kräfte" sind nur Überreste des alten Fetischismus aus der theologischen Periode der Wissenschaft.

Die große Übereinstimmung der Machschen Anschauungen, die unter den Physikern immer mehr Anhang finden, mit den früheren Ausführungen Dietzgens muß jedem auffallen; und es ist ein treffender Beweis für die klärende Macht der sozialistischen Weltanschauung und Gesellschaftswissenschaft, daß sie Dietzgen befähigte, den klarst denkenden Naturforschern so weit voranzugehen. Die Verwandtschaft zwischen Mach und Dietzgen ist schon vor mehreren Jahren an dieser Stelle vom Genossen Friedrich Adler vorzüglich hervorgehoben worden;[1] man hat sogar, vor allem unter russischen Wissenschaftlern, Mach in den engsten Zusammenhang mit dem Marxismus bringen und den „Machismus" gleichsam als eine proletarische Philosophie dem Gebäude der sozialistischen Wissenschaft angliedern wollen. Daher ist es angebracht, hier auch auf die Differenzen hinzuweisen. Nicht in dem Sinne, als widersprächen sie einander und müsse darüber gekämpft werden, wer recht und wer unrecht hat. Sondern in dem Sinne, daß Dietzgen und Mach sich auf verschiedenen Gebieten bewegen, von vornherein aus einem verschiedenen Milieu kommen und daher verschiedene Ziele haben. Ihre Arbeiten können daher nicht zusammenfallen, sondern nur dort, wo sie einander berühren, bildet ihre Übereinstimmung eine schöne gegenseitige Bestätigung.

Dietzgen ist in seinem ganzen Wesen der sozialistische Philosoph; er will nichts als das Denkinstrument, das wir im Kopfe haben, gründlich kennen lernen und erhellen. Dagegen liegt die Bedeutung Machs vor allem in der Untersuchung der Geschichte der Wissenschaft und der Methode der wissenschaftlichen Forschung. Hier hat er, ohne es als solches zu kennen, das Prinzip des historischen Materialismus angewandt. Die Geschichte der Wissenschaft ist ihm nicht die Aufeinanderfolge großer Männer, die aus ihrer Genialität heraus große Entdeckungen hervorzaubern; die Probleme, die aus der Praxis des Lebens emporkommen, werden mit den Denkmethoden des Alltagslebens in stufenweisen Fortschritten bewältigt, indem immer das Prinzip der Ökonomie, der Ersparung überflüssiger Gehirnarbeit, maßgebend bleibt; was wir in der Vollendung als wunderbares Gedankending, als vollkommenste, von aller Materialität losgelöste Abstraktion anstaunen — wie zum Beispiel die Gebilde der Mathematik —, wird uns hier in seiner allmählichen geschichtlichen Entwicklung aus praktischer Erfahrung vorgeführt.[2] So ist Machs Werk wesentlich anders als Dietzgens Werk. Mach zeigt das Ziel der Wissenschaft, die Ökonomie des Denkens; er zeigt, wozu das Denkinstrument

[1] F. Adler, Friedrich Engels und die Naturwissenschaft. „Neue Zeit", XXV, 1, S. 620.

[2] Vergl. Fritz Tischler, Materialistische Geschichtsauffassung und Mathematik. „Neue Zeit", XXIV, 2, S. 223.

dienen soll, was es leisten soll und wie es praktisch, in der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft, in der Tat diese Leistung vollbrachte. Dietzgen zeigt den inneren Bau, das Wesen dieses Denkinstrumentes und wie es innerlich wirkt und arbeitet. So ergänzen sie einander; von verschiedenen Anfängen ausgehend, der eine als Gelehrter die wissenschaftliche Methode geschichtlich prüfend, der andere als Philosoph das menschliche Denken überhaupt erforschend, kommen sie zu derselben Aufklärung der wissenschaftlichen Grundbegriffe.

Mach ist kein Philosoph, oder besser — denn sein Werk hat das Wesen der Erkenntnis bedeutend aufgeklärt, und in seiner Klarheit ist er ein echterer Weisheitsucher als die meisten Fachphilosophen —, er will kein Philosoph sein. In dem Vorwort zu seinem Werke „Erkenntnis und Irrtum" erklärt er ausdrücklich, daß er kein Philosoph, sondern „nur Naturforscher" ist. In der ironischen Verbeugung, die er dabei vor der Philosophie mit dem Ausspruch macht, daß das Land des Transzendenten ihm verschlossen ist und daß dessen Bewohner seine Wißbegierde nicht im geringsten zu reizen vermögen, hört man zwar, daß er die Philosophie nicht hoch einschätzt, aber zugleich, daß er sie nicht überwunden hat; er kümmert sich bloß nicht um sie, sobald sie ihr Unwesen nicht mehr in der Naturwissenschaft treibt. Dagegen sucht Dietzgen hier gerade sein Hauptziel; seine Aufklärung über das menschliche Denken soll nicht bloß in der Praxis der Naturforschung, sondern überall den alten metaphysischen Hirngespinsten den Garaus machen. Auch der vorurteilsloseste Naturforscher kann nicht über die Grenze hinwegkommen, die ihm seine Klassenlage zieht; das Gebiet der gesellschaftlichen, sogenannten geistigen Wissenschaften ist ihm fremd, er kann nicht wissen, ob die Metaphysik, die er auf seinem Gebiet nicht duldet, dort nicht ihre Berechtigung hat, und für die Praxis seiner Kollegen, der Professoren in Ethik, Metaphysik, Theologie, Rechtslehre und Nationalökonomie weiß er nicht etwas Besseres, eine wirkliche Wissenschaft an die Stelle ihrer Vorstellungen zu setzen. Dagegen kennt der marxistische Sozialist die materialistische Gesellschaftswissenschaft, die auf jenen Gebieten den alten bürgerlichen Glauben an geheimnisvolle geistige Mächte beseitigt hat; daher kann er sich als materialistischer Philosoph, als Kritiker der ganzen bürgerlichen Philosophie mitten in dieses Gebiet stellen. Daher konnte Dietzgen die Philosophie als metaphysische Lehre völlig überwinden und sie zu einer empirischen Wissenschaft des Geistes machen.

Mit dieser Verschiedenheit des Standpunktes hängt auch ein anderer Unterschied zusammen. Wenn der philosophierende Naturforscher das Wesen der menschlichen Begriffe und Abstraktionen aufklärt, leitet ihn ein praktisches Ziel: die Praxis der Naturforschung zu verbessern. Seine Kritik der alten physischen Wesenheiten, der Dinge, Kräfte, Gesetze und Agentien soll zugleich eine Korrektur sein. Der sozialistische Philosoph will nicht mehr als das Wesen dieser Begriffe, ihren wirklichen Sinn erläutern, da es ihm auf die Aufklärung des Denkens im allgemeinen ankommt. Beide sagen: Das „Ding" ist nur Abstraktion, nur die Erscheinungen sind wirklich; die Kräfte sind nicht wirklich da, sondern nur Gedankendinge. Dann folgert aber der Naturforscher: Also weg mit diesem Ding, mit diesen Kräften; setzen wir etwas Besseres an ihre Stelle! Bei Stallo herrscht dieser Standpunkt völlig vor; für ihn ist zum Beispiel die Erklärung der Wärme durch Bewegungen

und Zusammenstöße der kleinsten Körperteile einfach eine Verirrung des menschlichen Geistes, die durch bessere philosophische Einsicht beseitigt werden soll — eine völlig unhistorische Ansicht. Auch bei Mach tritt, wenn auch in viel geringerem Maße, diese Auffassung mitunter hervor, zum Beispiel wo er in „Philosophisches und naturwissenschaftliches Denken“[1] das „Ding“, das der Geist sich bildet, mit einer Täuschung vergleicht und als das einzige, was uns interessiert und also das Ziel der Forschung sein soll, die funktionale Abhängigkeit der Elemente voneinander bezeichnet,[2] ohne damit nun die alten Begriffe mit Pech und Schwefel ausrotten zu wollen: „Gruppen solcher Elemente können immerhin als Dinge (als Körper) bezeichnet werden.“ Der sozialistische Erkenntnistheoretiker steht von vornherein auf einem anderen Standpunkt; gerade seine marxistische Geschichtsbetrachtung hat ihn gelehrt, die Gedanken der Menschen nicht als Dummheiten, sondern als Ausdruck ihrer Verhältnisse, als Abstraktionen aus ihrer Erfahrung, also als natürliche Erscheinungen zu begreifen. Daher betrachtet er auch hier die wissenschaftlichen Begriffe als natürliche Erscheinungen, erklärt ihr Wesen, kritisiert nur das metaphysische Streben, sie als die wesentlichsten Realitäten anzusehen, aber denkt nicht daran, sie deshalb beseitigen zu wollen. „Die Praxis des Erkennens soll und kann durch ihre Theorie nicht verändert werden, sondern durch die Theorie soll das Bewußtsein nur den sicheren Schritt empfangen,“ sagt Dietzgen.[3] Der Gebrauch solcher Abstraktionen wie Dinge, Kräfte, Wärme, Elektrizität, Schwerkraft ist nicht eine dumme Unart, sondern eine notwendige Praxis der forschenden Menschen; es kann sich nur darum handeln, bestimmte Abstraktionen durch bessere Abstraktionen zu ersetzen, was nicht durch irgendwelche Philosophie, sondern durch die Praxis der speziellen Wissenschaft bestimmt wird. Die mechanische Wärmetheorie war berechtigt, weil sie ein großes Tatsachengebiet gut zusammenfaßte und auf uns vertrautere Erscheinungen zurückführte; sie hat sogar unbekannte Erscheinungen richtig vorausgesagt. Ob sie jetzt besser durch eine andere Theorie zu ersetzen ist, haben die Physiker zu entscheiden; aber auch was an ihre Stelle tritt, wird gerade so gut ein Gedankending, eine Abstraktion sein. Wer sie aber, wie Stallo, als eine metaphysische Ungeheuerlichkeit darstellt, weil sie mit unmöglichen, absolut harten Kugelchen operiert, der zeigt damit, daß er das Wesen und die Unentbehrlichkeit wissenschaftlicher Abstraktionen nicht durchschaut; der steckt in derselben Weise noch voll von Metaphysik, wie der bürgerliche Atheist in seiner Bekämpfung der Religion noch voll Theologie steckt. Hier zeigt sich, wie der sozialistische Philosoph gerade durch das weitere Gebiet, das er überblickt, in der Klarheit über die Grundfragen noch über die ihm am nächsten stehenden philosophischen Naturforscher hinausgeht.

Dabei ist es wohl überflüssig, noch besonders auf einen anderen Punkt hinzuweisen, wo Dietzgen über die Naturforscher hinausgeht. Diese können nie mehr als das theoretische Denken aufklären; sie kennen nur den Menschen,

[1] Erkenntnis und Irrtum, S. 10.

[2] Ähnlich spricht Max Verworn, der auch zu den klarst denkenden Naturforschern gehört, davon, daß die „konditionale“ Betrachtungsweise an die Stelle der „kausalen“ gesetzt werden soll. „Kausale Gesetzmäßigkeit ist spekulative Mystik, konditionale Gesetzmäßigkeit ist Erfahrung.“ (Grenzen der Erkenntnis, S. 17.)

[3] Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit, S. 97.

der als wißbegieriger und forschender Beobachter der Natur gegenübersteht. Aber diese Seite des menschlichen Wesens ist nur ein Teil des Ganzen, ein Mittel zu anderen Zwecken. Der Mensch ist in erster Linie ein bedürfnisreiches, wollendes, handelndes Wesen. Von dieser Seite weiß die Naturforschung nichts, der Sozialismus aber um so mehr. Und es ist nicht die geringste der Leistungen Dietzgens, daß er auch dieses Gebiet der „praktischen Vernunft" in den Bereich seiner Erörterungen zog und nachwies, daß hier auf dem Gebiet von Sitte, Moral und Recht der menschliche Geist auch als Organ des Allgemeinen auftritt, das aus der unendlichen Vielheit der konkreten Bedürfnisse und Notwendigkeiten das Wesentliche, das Allgemeine und Bleibende hervorhebt. Für das Gebiet des praktischen Lebens, der Gesellschaft und der Geschichte ist sein Werk nicht weniger wichtig als für die Theorie der Wissenschaft.

* * *

Aus dem proletarischen Klassenkampf, aus der Theorie der sozialistischen Arbeiterbewegung ist Dietzgens Philosophie hervorgekommen. Daher liegt die Frage nahe, welchen Nutzen umgekehrt die Arbeiterbewegung aus ihr gezogen hat oder ziehen kann. Schon im Anfang wurde hervorgehoben, daß von einer ähnlichen Bedeutung wie bei der Marxschen Nationalökonomie und Geschichtslehre keine Rede sein kann; das zeigt auch schon die Erfahrung. Die Theorie des Denkens liegt weiter von der unmittelbaren Praxis des Tageskampfes entfernt. Ihre Bedeutung liegt nicht in einer unmittelbaren Anwendbarkeit auf die Praxis, sondern — was einigermaßen auch für die Marxschen Lehren gilt — in der größeren Klarheit der Einsicht, die sie denjenigen, die sie in sich aufgenommen haben, für die Behandlung der auftauchenden Fragen, sowohl im theoretischen Kampfe mit den Gegnern wie in bezug auf die eigene Taktik, bringen kann.

In erster Hinsicht liegt ihr Wert in ihrem Charakter als Ergänzung der wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus. Für eine Klasse wie das moderne Proletariat, die ihren Befreiungskampf auf die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt gründet, muß jede Lücke in diesem wissenschaftlichen Gebäude ein Mangel und eine Schwäche sein. Ohne Dietzgens philosophische Aufklärung würde aber eine solche Lücke bestehen. Die umwälzende Bedeutung des Marxismus lag darin, daß er aus der Geschichts- und Gesellschaftslehre eine Wissenschaft desselben Charakters, derselben strengen Gesetzlichkeit gemacht hat, wie es die Naturwissenschaften sind; seine Schlußfolgerungen, die alle alten bürgerlichen Anschauungen widerlegten, hatten daher dieselbe Sicherheit wie die von jedem anerkannten Gesetze der Natur. Was mußte die herrschende Klasse darauf erwidern? Sie mußte durch ihre Denker den Wert und die Sicherheit der Wissenschaft überhaupt in Frage stellen. Mit ihren Argumenten aus der Gesellschaft, deren Gesetze jetzt bekannt waren, verjagt, mußte sie sich in das Reich des reinen Geistes zurückziehen, um dort sich selbst und den Proletariern ihren Hokuspokus vorzumachen. Die bürgerliche Philosophie, die als Kritik der Erkenntnis die Grundlagen der sich selbst so unerschütterlich dünkenden Erfahrungswissenschaft angreift, die auf eine andere höhere Welt hinweist, von der diese irdische nur ein kläglicher Abklatsch ist, und mit der der Mensch durch seinen Geist in Beziehung steht, ist daher die letzte Zufluchtsstätte des bürgerlichen Denkens. Solange an dem Wesen des Geistes noch etwas unaufgeklärt ist,

ist der Wunderglaube nicht völlig zu besiegen. Darin liegt die Bedeutung der proletarischen Philosophie Dietzgens, daß sie den Wunderglauben aus seinem letzten Schlupfwinkel verjagt hat; sie macht den menschlichen Geist zu einem einfachen Naturding, dessen Wirken uns völlig verständlich und bekannt ist. Damit ist es erst ermöglicht, allem Vorurteil, allem alten Aberglauben, der noch in den Menschenköpfen steckt, gründlich zu Leibe zu gehen, wie Dietzgen es selbst in seiner Schrift über „Die Religion der Sozialdemokratie" sowie in seinen „Streifzügen" vorbildlich gezeigt hat. So wird das wissenschaftliche System, das unseren Kampf trägt, völlig niet- und nagelfest gemacht.

Der breite Platz, den die bürgerlich-philosophischen Ideen in dem Revisionismus einnehmen, wie es vor gut einem Jahrzehnt in den ersten theoretischen Diskussionen über die Grundlagen des Marxismus zutage trat, hat auch den Wunsch geweckt, aus der philosophischen Klarheit Dietzgens einen Gewinn für die taktischen Auseinandersetzungen zu ziehen. Auch mußte bei der oft allzu scharfen Tonart in unseren gegenseitigen Streitigkeiten der Wunsch auftauchen, die philosophische Lehre, daß alle Gegensätze nur relativ sind und in einer höheren Einheit aufgehen, möge als Gegengift dienen, um die Streitenden gegen Verbohrtheit und Einseitigkeit in Parteikämpfen zu immunisieren. So sehr aber die einseitige Hervorhebung des Gegensatzes ohne die philosophische Vermittlung von Übel ist, so ist es das Umgekehrte noch mehr. Wozu die allgemeine abstrakte Philosophie ohne die scharfe praktische Klassenkampflehre des Marxismus führt, ersieht man aus dem Beispiel eines der lautesten Rufer für den „Dietzgenismus", der von dem höheren „kosmischen" Gesichtspunkt, im Gegensatz zu den Marxisten mit ihrem Klassenstandpunkt, für das Einwanderungsverbot in Amerika plädierte. Nicht in einer Veredelung unserer gegenseitigen polemischen Sitten, sondern vor allem in der philosophischen Klärung der Grundlagen des Marxismus liegt die Bedeutung von Dietzgens Werk für den praktischen Kampf.

Es gibt Gründe, anzunehmen, daß für die Zukunft diese praktische Bedeutung immer mehr steigen wird — dieselben Gründe, die erklären, weshalb sie bisher nur gering war. Der Kampf des Proletariats war bisher wesentlich Vorbereitung, Sammlung der Kräfte; daher mußte die theoretische Forschung in dieser Zeit vorwiegend historisch und nationalökonomisch sein. Der Marxismus betonte, daß der politische Überbau sich notwendig mit der Produktionsweise umwälzen müsse, daß der Geist durch die Materie der realen Welt bestimmt wird und daß diese reale Wirtschaftswelt immer mehr die Bedingungen des Sozialismus verwirklicht; diese Sicherheit gibt dem Proletariat Kraft zur langen Vorbereitung. Das Objekt der geschichtlichen Forschung war vor allem, überall die wirtschaftliche Entwicklung als Grundlage der politischen Umwälzungen nachzuweisen. In dieser politischen Geschichte hatte man also immer nur mit den materiellen Kräften und mit ihrem fertigen Resultat, mit den in den politischen Aktionen sich durchsetzenden Ideen, zu tun. Was dazwischen lag, der langsam reifende Prozeß in den Köpfen der Menschen, darauf kam es hier, wo alles Interesse sich auf die Tat konzentrierte, wenig an; und auch die Ideen waren nebensächlich, da nicht sie, sondern die Notwendigkeiten der Wirtschaft das schließliche Resultat bestimmten. Will aber die geschichtliche Untersuchung tiefer ins

einzelne gehen, das allmähliche Werden der Ideen in den einzelnen Personen und den Einfluß der Traditionen verfolgen, dann muß sie über den Satz, daß das Materielle den Geist bestimmt, hinausgehen und die Wissenschaft anwenden, die uns lehrt, wie das Materielle sich in dem Geiste der Menschen umbildet.

Das Interesse für diese Seite der Frage wird nun zweifellos mit der weiteren Entwicklung der Arbeiterbewegung wachsen. In dem Maße, wie die praktischen Kämpfe des Proletariats sich zu einem wirklichen Kampfe um die Herrschaft entwickeln, tritt die aktive Seite des Marxismus mehr in den Vordergrund. Wenn folgenschweres Handeln an die Menschen herantritt, genügt ihnen nicht mehr der Nachweis, daß die Materie den Geist bestimmt, sondern die Frage, wie weit dieser Prozeß schon gediehen ist, drängt sich auf. Was in der Geschichte kaum hervortritt, da wir dort immer nur mit dem Augenblick der Tat zu tun haben, das langsame Reifen der Ideen, die Überwindung der hemmenden Tradition, das wird in der Arbeiterbewegung, in der wir selbst die Tat vorbereiten, zu einer wichtigen praktischen Frage. In diesen Fragen kann nur durch Heranziehen der Wissenschaft, die den menschlichen Geist erklärt, das Werden der Ideen und das Wesen der Traditionen beleuchtet, volle Klarheit geschaffen werden. Noch befinden wir uns erst in dem Anfang dieser Entwicklung, und genau so wie vor dreißig Jahren Kautsky höhnisch gefragt werden konnte, wo denn die Werke seien, in denen der Wert des Marxismus für die Geschichte hervortrete, genau so kann man heute dieselbe Frage in bezug auf Dietzgens Werk stellen. Und genau so dürfen wir erwarten, daß seine Fruchtbarkeit für den proletarischen Kampf sich in der kommenden Zeit immer mehr zeigen wird.

Der Kampf gegen den Militarismus in Frankreich und der Kongreß in Brest.

Von **Ch. Rappoport** (Paris).

Die Franzosen gelten vielfach als kriegslustiges und kriegsfreudiges Volk. Die Gründe dieser Meinung liegen auf der Hand. Frankreich ist äußerst stolz auf seine militärische Vergangenheit. Es ist heißblütig, ruhmsüchtig, drängt zu Taten. Während Jahrhunderten spielte es die erste Rolle in der Welt. Seit Cäsars Schilderung des gallischen kriegerischen Naturells wird diese Meinung als fester Bestand aller Geschichtschreiber und als Gemeinplatz betrachtet.

Das kriegslustige Frankreich gehört dem Bereich der Vergangenheit an. Der oberflächliche Beobachter — und fast jeder Ausländer, der das intime Volksleben kaum studieren kann, ist zu einer solchen Oberflächlichkeit verurteilt — läßt sich leicht durch äußerliche Anzeichen irreführen. Man pflegt Frankreich nach seiner Hauptstadt Paris und das letztere nach den äußeren effektvollen Erscheinungen — Presse, Straßen- und Theaterleben, öffentliche Reden und Zeremonien — zu beurteilen. Und man vergißt leicht dabei, daß Paris bloß den zwölften Teil Frankreichs darstellt. Man übersieht ebenfalls die Schauspielernatur der Pariser, die selbst ihren eigenen Lärm nicht allzu ernst nehmen. Den Bauern, die noch immer fast die Hälfte der Bevölkerung

bilden, ist der Krieg in der tiefsten Seele verhaßt. Von der Kriegslust des Proletariats kann selbstverständlich keine Rede sein. Der Hervéismus ist auf dem Lande geboren und hat eine günstige Aufnahme in den Großstädten gefunden. Als es auf dem Balkan zum Klappen kam, da wurden mit einem Male die schlimmsten nationalistischen Schreier mäuschenstill. Sie fürchteten den Krieg wie das Feuer.

Man darf den unzähligen Pariser bürgerlichen Korrespondenten, die ihre Berichte meist aus der Pariser geschäftsmäßig nationalistischen Presse abschreiben und deren Berührung mit dem französischen Leben sich lediglich auf den Verkehr mit der Zeitungsfrau und der Pförtnerin beschränkt, nur wenig Vertrauen schenken. Die französische Stimmungsmache wird von ihnen gewissenlos zur Stimmungsmache in Deutschland ausgenützt. Der Durchschnittsfranzose liebt und versteht das Leben und liebt und kennt Lebensfreude und Lebensgenuß zu gut, um sich leichtsinnig in den blutigen Abgrund eines europäischen Krieges zu stürzen.

Die Republikaner wissen auch genau, daß die Reaktionäre nur auf einen Krieg lauern, um wieder zur Herrschaft zu gelangen. Ein Krieg setzt nicht bloß das materielle Schicksal des Landes, sondern auch den Bestand der Republik und der politischen Freiheit aufs Spiel. Die Hauptursache der Beliebtheit der Republik bei den Bauern besteht gerade darin, daß die Republik ihnen einen vierzigjährigen Frieden gesichert hat.

Die Dreyfusaffäre bewies mit blendender Klarheit, daß die kirchliche und adlige Reaktion mit den hohen Militärs ein Bündnis auf Leben und Tod geschlossen hat. Die Dreyfuskampagne war in ihrer ersten heroischen und selbstlosen Periode vor allem ein Kampf gegen den das Volksleben vergiftenden Militarismus.

Leider hat die Furcht des Kleinbürgertums, genährt indirekt durch die halbanarchistische „revolutionäre Gymnastik", das Land wieder der Reaktion in die Arme getrieben. Briands „Versöhnungstaktik" mit der Rechten und dem Zentrum, Clemenceaus gehässige Verfolgung der organisierten Arbeiterklasse mußten naturgemäß zum Aufleben der Reaktion führen. *Mit der Reaktion atmete sein Zwillingsbruder, der Militarismus, wieder von neuem auf.* Der Renegat Millerand stiftete ungeheures Unheil. Er suchte die spärlichen Errungenschaften der Dreyfußkampagne restlos auszurotten. Sein zynisch eingestandenes Programm war, Frankreich *zurückzuführen* bis zum Beginn der Dreyfusaffäre. Er schmeichelte zu diesem Zwecke dem nationalistischen Pariser Mob mit Säbelrasseln und Trommelklang.

Das gutgemeinte momentane Bündnis der Sozialisten mit den Reaktionären zum Zwecke einer Wahlreform hat tatsächlich bis jetzt der Reaktion Vorschubdienste geleistet. Dank dem energischen Kampfe für den Proporz eroberte die gemäßigte Reaktion allmählich sämtliche führende Stellungen: das Präsidium der Republik und der Kammer sowie die Regierung. Die Armee, das Gericht, die Diplomatie und die Finanzverwaltung waren sowieso schon seit langem in den Händen der Reaktion, die die Republik haßt, oder gegen einträgliche Ämter in der Republik nichts einzuwenden hat.

Diese Umstände bewirkten einen dreisten *offensiven* Angriff der militaristischen Reaktion. Der deutsche Militarismus, die deutsche Diplomatie mit ihrem „Pantherſprung" gab ihrem Busenfreund und Doppel-

gänger diesseits der Vogesen, dem französischen Militarismus, den heißersehnten Anlaß, auf der ganzen Linie loszuschlagen. Gestützt auf die Hilfe der deutschen neuen Militärvorlage, erdreistete sich der französische Militarismus zur Forderung der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit. Noch vor einigen Monaten wäre ein solcher ungeheuerlicher Sprung nach rückwärts als eine reine Unmöglichkeit betrachtet worden. Die zweijährige Dienstzeit gilt mit Recht als eine der besten Errungenschaften der Demokratie.

Unter dem Zeichen des Kampfes gegen diese militaristische Reaktion stand der Kongreß in Brest, der bloß zwei Tage dauerte.

* * *

Der Kongreß in Brest ist der zehnte Kongreß der geeinigten Partei. Der objektiv gefaßte Bericht des Genossen Louis Dubreuilh zieht folgende Parteibilanz seit der Einigung auf dem Pariser Kongreß im Jahre 1905 („Salle Globe"):

Die Mitgliedstände betrugen nach den Berichten:

Auf dem Kongreß	Mitgliederzahl	Zuwachs
In Paris Salle Globe (Anfang 1905) . . .	34688	—
" Chalons (Ende 1905)	40000	+ 5312
" Limoges (1906)	43462	+ 3462
" Nancy (1907)	48237	+ 4775
" Toulouse (1908)	49348	+ 1111
" Saint-Etienne (1909)	51692	+ 2344
" Nimes (1910)	53928	+ 2296
" Saint-Quentin (1911)	63358	+ 9430
" Lyon (1912)	63657	+ 299
" Brest (1913)	68903	+ 5246

Mit Deutschland verglichen, bemerkt Genosse Dubreuilh selbst, ist diese Zahl unbedeutend. Man darf aber in dieser Beziehung an Frankreich nicht mit dem organisatorischen Maßstab Deutschlands herantreten. Wenn man die obige Tabelle an sich betrachtet, so ist folgendes hervorzuheben: 1. Seit der Einigung ist die Partei im ständigen Wachsen begriffen; 2. seit 1905, dem Einigungsjahr, wurde die Mitgliederzahl verdoppelt; 3. das größte Wachstum der Partei fällt mit den Wahljahren (1906, 1910 allgemeine Wahlen, 1912 Gemeindewahlen) zusammen. Das ständige Wachstum der Partei, das keine Ausnahme kennt, beweist, daß die Partei in der Einigung endlich den richtigen Weg zum Fortschritt gefunden hat. Daß ihre parlamentarischen Fortschritte bedeutender und rascher sind als ihre organisatorischen, zeugt von manchen Mängeln organisatorischer Art, was auch der Kongreß in Brest dadurch anerkannte, daß er eine Fünferkommission zur Reorganisation der Parteiverwaltung ernannte.

Die stärkste Organisation ist wie immer die „guesdistische" Nordföderation, die mit ihren 12 325 Mitgliedern an der Spitze aller Föderationen steht. Die zweite Stelle nimmt die Seineföderation mit 10 100 Mitgliedern ein. Diese letztere, die Paris einschließt, hat einen bedeutenden Fortschritt zu verzeichnen. Sie gewann nämlich 1500 Mitglieder, während sie im vorigen Jahre bloß von Verlusten zu erzählen hatte. In diesem Jahre haben nämlich die Freunde der „Guerre Sociale", Insurrektionelle und Hervéisten, beschlossen, dem Beispiel Hervés zu folgen und der Partei gegenüber „abzurüsten". Daher der Zuwachs, der übrigens teilweise auch durch die Gemeindewahlen zu erklären ist.

Hat auch die Partei im großen und ganzen zugenommen, so hat sie leider in einzelnen Abteilungen — in 22 Föderationen, das ist in einem Viertel der Departements — abgenommen; darunter sind so wichtige Föderationen wie Allier, die vier sozialistische Deputierte besitzt, und Bouches de Rhone mit Marseille, der zweitgrößten Stadt Frankreichs. Ein neuer Beweis, daß unsere organisatorischen Erfolge bis jetzt nicht gleichen Schritt mit den parlamentarischen Siegen halten. Drei Föderationen: Martinique, Haute-Saone und Tunis, sind ganz aus der Reihe ausgefallen und haben wegen der winzigen Zahl ihrer Anhänger das Recht auf Vertretung verloren. Die Gesamtzahl der Föderationen, die fast sämtlich nach den Departements desselben Namens organisiert sind, ist also von 84 auf 81 gesunken.

Dafür weiß der Parteibericht zum Kongreß in Brest von guten Erfolgen bei den Gemeindewahlen zu erzählen. Im Mai 1912 stellte die Partei in 2000 Gemeinden Kandidaten auf, während sie 1908 bloß in 800 gekämpft hatte. Das Résultat entsprach der Anstrengung. Statt 197 Gemeinden, die wir 1908 eroberten, haben wir im Jahre 1912 deren 294 erobert. In 400 anderen Gemeinden besitzen wir eine Minderheit, die oft von Bedeutung ist. Die Partei besitzt 297 erste Bürgermeister („Maire" genannt), 400 zweite Bürgermeister („Adjoint") und mehr als 3000 Gemeinderäte. (Im ganzen gibt es rund 36 000 Gemeinden und 400 000 Gemeinderäte.) Die Partei verlor die Städte Saint-Quentin, La Ciotat, Roanne, Lievin, Toulon. Dafür gewann sie solche bedeutende Städte wie Toulouse, Limoges, Brest, Roubaix, Commentry und andere.

Die Partei hat im Berichtsjahr eine äußerst bedeutende und opfervolle Tätigkeit im Kampfe gegen den Militarismus entfaltet. Sie hat sich nicht mit einer allgemeinen mündlichen und schriftlichen Propaganda begnügt, sondern hat große Demonstrationen, internationale Meetings mit Rednern der Bruderparteien des Auslandes veranstaltet. Eine historische Bedeutung erreichte die Demonstration vom 17. November 1912 am Tor von Paris in der sozialistischen Gemeinde Pré-Saint-Gervais, wo unter anderen die Genossen Scheidemann, Pernerstorfer, Mac Donald und Vandervelde sprachen. Wenigstens 100 000 Personen nahmen an dieser Volksdemonstration teil, die auch den Gegnern stark imponiert hat.

Die Partei hat zur Bekämpfung des Militarismus und der Kriegsgefahr einen außerordentlichen Parteitag einberufen, der eine Vorbereitung zum Baseler Kongreß darstellte, auf dem die französische Delegation eine der zahlreichsten war (127 Delegierte, die 70 Föderationen vertraten).

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der französische Sozialismus gegen die modernen Barbaren, gegen Nationalisten und Kriegshetzer, einen glänzenden und musterhaften Kampf geführt hat und führt. Unter dem Drucke der Verhältnisse und um diesen Kampf fortführen zu können, war die Partei sogar gezwungen, die Tagesordnung des Kongresses in Brest umzuändern und seine Sitzungen von sieben auf zwei Tage (23. und 24. März) zu reduzieren.

Der Kongreß in Brest sollte laut dem auf dem Kongreß in Lyon (1912) gefaßten Beschluß sich mit einer großen theoretischen Debatte über die allgemeine Aktion der Partei befassen. Den Anlaß dazu gaben die Taktikdifferenzen und die verschiedene Wertung des sogenannten Staats- und Gemeindesozialismus. Die Frage wurde von Jaurès, Jules Guesde,

A. Thomas, Mazeuce und Rolde aufgerollt. Nun wurden Genossen Jaurès durch seinen glänzend geführten und aufreibenden Kampf gegen die Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit in der Kammer und Jules Guesde durch Krankheit verhindert, nach Brest zu kommen. Auch sämtliche Deputierten mußten auf ihrem Kampfposten in der Kammer bleiben. Die große Mehrheit des Kongresses war der Meinung, daß unter solchen Bedingungen die Debatte nicht ihr volles Gewicht erhalten könne, und schlug daher vor, die große theoretische Diskussion bis zum nächsten Kongreß aufzuschieben. Dieser Vorschlag hat Unwillen in einer großen Zahl von Föderationen hervorgerufen. Die Schuld lag teilweise an der Leitung, die die Genossen in der Provinz nicht rechtzeitig von der Unmöglichkeit der Beibehaltung der Tagesordnung verständigte. Zahlreiche Genossen aus der Provinz verließen Brest unzufrieden und betrachteten den Kongreß als „mißlungen". Die Genossen aus der Parteileitung werden dafür zu sorgen haben, den Enttäuschten nächstens durch Veranstaltung eines „theoretischen" Kongresses eine genügende Entschädigung zu gewähren. Heute aber handelt es sich vor allem um den energischsten Kampf gegen Imperialismus und Militarismus. Daß dieser Kampf, der nicht bloß in unserem Interesse liegt, sondern auch in dem der gesamten europäischen Kultur, fast ausschließlich von uns — die bürgerlichen Parteien versagen vollständig — ausgefochten wird, ist ein historisches Mißgeschick, an dem wir nichts ändern können.

Wie in Basel, gab es auch in Brest eigentlich keine Diskussion über die einzige wichtige Frage des Kongresses. Die Resolution, die zum Kampfe gegen die dreijährige Dienstzeit und die militärische Reaktion aufruft, wurde einstimmig angenommen — ohne Debatten. Sie lautet:

In Erwägung, daß die Entwicklung der Rüstungen und die Rolle der dreijährigen Dienstzeit von der Nation und der ganzen Welt als offenbare und charakteristische Beweise einer nationalistischen und chauvinistischen Politik angesehen werden würden;

in Erwägung, daß das einzige Mittel zur Sicherung der nationalen Verteidigung die Entwicklung der Miliz durch die allgemeine Volksbewaffnung ist und daß, wenn jede Abkürzung des Militärdienstes ein Schritt auf diesem Wege ist, jede Verlängerung des Aufenthaltes des jungen Soldaten in der Kaserne ihre Negation ist;

in Erwägung, daß die durch den bewaffneten Frieden, der für die Völker gefährlich und für das ökonomische und soziale Leben der Nationen tödlich ist, hervorgerufenen Lasten nicht vermindert werden können, solange nicht die Entwicklung und Befestigung der Schiedsgerichte alle internationalen Schwierigkeiten regelt, deren Verschwinden vom Verschwinden des kapitalistischen Regimes selbst abhängt;

in Erwägung endlich, daß zwei große Nationen wie Deutschland und Frankreich das Signal zur parallelen und gleichzeitigen Abrüstung durch eine Entente und eine loyal und öffentlich kundgemachte Verständigung geben können;

aus diesen Erwägungen beglückwünscht sich der zehnte Kongreß der französischen Sektion der Arbeiterinternationale zur gemeinsamen Aktion der sozialistischen Parteien Deutschlands und Frankreichs und erklärt sich vollständig einig mit den Sozialisten Elsaß-Lothringens, die der Gesinnung der ganzen Bevölkerung Ausdruck gaben, als sie erklärten, um keinen Preis eine Revanche zu wollen, die einen Zusammenstoß Frankreichs und Deutschlands herbeiführen würde.

Der Kongreß beauftragt die sozialistische Parlamentsfraktion und die Verwaltungskommission der Partei, im Parlament und im Lande die energischste und die entschlossenste Aktion zugunsten der deutsch-französischen Verständigung, der

internationalen Schiedsgerichte, der nationalen Milizen und gegen die dreijährige Dienstzeit zu führen.

In dieser Resolution hielten die Genossen Vaillant und Francis de Pressensé, einer der besten Kenner der internationalen Politik, der vor seiner Bekehrung zum Sozialismus während der Dreyfusaffäre 25 Jahre lang ausländischer Redakteur des „Temps" war, zwei bedeutende Referate.

Für Vaillant besteht die Aufgabe der äußeren Politik Frankreichs in der deutsch-französischen Verständigung. Solange Deutschland und Frankreich, die beiden Träger der europäischen Zivilisation, einander anfeinden, ist jeder Kulturfortschritt gehemmt, unmöglich. Die militärische Frage kann bloß durch die Einführung des Milizsystems gelöst werden.

„De Pressensé" beleuchtete die internationale Lage und deckte den Widerspruch des Hurrapatriotismus auf, der 80 000 Mann nach Marokko schickt, dadurch die Grenze entblößt und sich zugleich als den Vaterlandsretter aufspielt. Die Herrschenden wollen keine Miliz, die nicht gut gegen den inneren Feind zu brauchen ist. Die auswärtige Politik hatte bis jetzt einen Raubcharakter. Es handelte sich darum, die schwachen und schlecht verteidigten Völker unter die Großmächte zu verteilen. Bündnisse werden bloß zu diesem Zwecke geschlossen. Die Entente Cordiale zwischen England und Frankreich hat Ägypten endgültig an England und Marokko an Frankreich ausgeliefert. Der tripolitanische Raubzug und der Balkankrieg waren die Folgen dieser Raubpolitik. Der Kampf ist nicht zu Ende. Er wird zwischen den Siegern auf dem Balkan neu auflodern. Auch „De Pressensé" befürwortet die Verständigung zwischen England und Deutschland. Auch er sieht im Sozialismus die einzige Friedensmacht.

Genosse Hervé, der sich zum „revolutionären" Patriotismus bekehrt hat, will die Frage der Autonomie Elsaß-Lothringens als Vorbedingung der deutsch-französischen Verständigung geregelt wissen. Hervé treibt nach seiner Gewohnheit Politik ins Blaue, ohne Rücksicht auf die realen Verhältnisse. Er betrachtet sich schon als Großmacht, mit der die anderen Großmächte über Völker- und Länderschicksale zu verhandeln haben. „De Pressensé" hat ihn ruhig zur Wirklichkeit zurückgerufen.

Der Kongreß in Brest wird in die Geschichte des französischen Sozialismus als ein Kriegsruf gegen den Krieg und den ihn vorbereitenden Militarismus eingetragen werden. Er ist die Fortführung des in Basel begonnenen Feldzugs auf französischem Boden.

Die Independent Labour Party.

Von J. Sachse (London).

Die Independent Labour Party (I. L. P.) hat ihre zwanzigste Jahreskonferenz hinter sich. Sie rüstet sich, im nächsten Jahre in ihrem Geburtsort Bradford und unter der Leitung ihres ersten Vorsitzenden Keir Hardie ihre Großjährigkeitsfeier zu begehen. Da ist es natürlich, daß sie sich jetzt mehr als sonst bemüht, sich Rechenschaft abzulegen über den zurückgelegten Weg, über die heutige Stellung innerhalb der Arbeiterbewegung und über die Aufgaben der Zukunft.

Die I. L. P. hat Großes geleistet. Sie war es vor allen, die die britische Arbeiterpartei ins Leben gerufen hat. Seitdem im Jahre 1906 eine beträchtliche Arbeiterfraktion im Unterhaus einzog, war es die Aufgabe der I. L. P., diese Partei fest auf die eigenen Füße zu stellen, dafür zu sorgen, daß sie unter allen Umständen formell und sachlich ihre Unabhängigkeit den bürgerlichen Parteien gegenüber wahrte, und sie mit den Grundgedanken des Sozialismus zu erfüllen. Das sind Aufgaben und Wirksamkeitsgebiete, wie sie sich kein Sozialist dankenswerter oder erhabener wünschen kann. Wir sind nicht der Ansicht, daß die I. L. P. zu jeder Zeit diesen Aufgaben voll gerecht geworden ist, daß sie alle ihr gebotenen Gelegenheiten richtig genutzt hat. Sie hat zuweilen mehr als die allenfalls erforderliche Rücksicht auf die zurückgebliebenen Elemente der Arbeiterpartei genommen, und zuweilen schien es gar, als ob gewisse Führer der I. L. P. die Notwendigkeit dieser Rücksichtnahme als Vorwand benutzten, die innere Entwicklung der Arbeiterpartei zu hemmen. So kam es, daß die I. L. P. manchmal ins Hintertreffen geriet, anstatt an der Spitze der Armee zu marschieren. Aber wenn die Arbeiterpartei heute, nach allen Wechselfällen des Schicksals, nach einer Periode der beispiellosen Blüte des Sozialliberalismus, dennoch auf eigenen Füßen steht und man heute bereits sagen kann, daß ihr die ernstesten Gefahren nicht mehr von innen, sondern von außen, von ihren Feinden drohen, so ist das ohne Zweifel in erster Linie der I. L. P. zu danken. Die Verdienste, die sich namentlich Keir Hardie und auch George Barnes als Vorsitzende der Arbeiterfraktion um die Sicherung der Unabhängigkeit der Arbeiterpartei erworben haben, können nicht leicht überschätzt werden.

Aber gerade ihre großen tatsächlichen Erfolge stellen die I. L. P. vor neue Schwierigkeiten und neue Probleme. Ihr großes Werk ist vollbracht. Die Arbeiterpartei ist da, ihre künftige Unabhängigkeit ist so gesichert, wie die I. L. P. sie überhaupt zu sichern vermag, die Grundanschauungen des Sozialismus sind in der Arbeiterpartei Gemeingut geworden. Wohl stehen der Arbeiterpartei noch harte, vielleicht ihre härtesten Kämpfe bevor, sowohl nach innen wie nach außen, aber deren Führung ist heute nicht mehr die Aufgabe der Vertreter der I. L. P., sondern der Masse und der Organe der Arbeiterpartei selber.

Die I. L. P. fühlt den Beruf in sich, der Arbeiterpartei auch fürderhin Führerin und Wegweiserin zu sein. Was bleibt ihr aber Besonderes zu tun? Sie weiß zwar nur zu gut, wie unendlich viel noch zu tun ist, aber dennoch weiß sie nicht recht, wo sie Hand anlegen soll.

Das ist das Problem, mit dem die I. L. P. gegenwärtig ringt. Das fühlen die meisten ihrer Mitglieder mehr oder minder klar, daß es die geistige Auseinandersetzung mit dem Liberalismus gilt, daß sich die Arbeiterpartei geistig und theoretisch auf die eigenen Füße stellen muß, wenn sie eine sichere Grundlage für ihre organisatorische Unabhängigkeit und ihr künftiges Wachstum haben soll. Wie soll das aber bewerkstelligt werden?

Am klarsten ringt sich das Problem bei den zwei systematischsten Köpfen der I. L. P. durch, bei dem Genossen W. C. Anderson, der die letzten drei Jahre hindurch Präsident der Partei war, und bei dem Genossen F. W. Jowett, dem Parlamentsvertreter von Bradford. Anderson

nähert sich dem Problem von der konstruktiven Seite, Jowett von der kritischen. Anderson sagt: Wir müssen der liberalen Sozialreform ein ganzes System der eigenen Gegenwartsforderungen entgegensetzen, nämlich die Forderung des nationalen Minimums, eines gesetzlich garantierten Mindestmaßes von zivilisiertem Leben für alle. Jowett denkt: Wir müssen durch unser Verhalten im Parlament die innere Scheidung herbeiführen, indem wir bei jeder einzelnen Frage unseren eigenen besonderen Maßstab anlegen und damit schließlich auch das ganze gegenwärtige Parteiregierungssystem sprengen. Seine Formel ist die bekannte Bradforder Resolution, die von der Arbeiterfraktion verlangt, über jede Frage streng nach ihrem sachlichen Werte abzustimmen ohne Rücksicht auf etwaige politische Folgen. Nach diesen beiden Grundgedanken gravitierten insbesondere die Beratungen der eben stattgehabten Jahreskonferenz in Manchester.

Die Gegenüberstellung bürgerlicher und proletarischer Sozialreform und der Gedanke des nationalen Minimums durchzog die ganze Eröffnungsrede des Präsidenten Anderson. Sehr bedeutsam ist auch die von einer besonderen Vorstandskommission abgefaßte Prinzipienerklärung, die mit dem Syndikalismus einerseits und der liberalen Pseudosozialreform andererseits abrechnet und beiden den durch die Methode der unabhängigen politischen Arbeitervertretung erstrebten Sozialismus entgegensetzt. Allerdings gelangte diese Prinzipienerklärung auf der Konferenz schließlich nicht zur Verhandlung.

Die Bradforder Resolution Howetts wurde nach einer sehr lebhaften Debatte mit 150 gegen 114 Stimmen abgelehnt, das ist mit einer erheblich geringeren Mehrheit als im vorigen Jahre. Ihre Gegner, darunter namentlich der Abgeordnete Snowden, behaupten, daß die Arbeiterfraktion sich ohnehin schon regelmäßig von sachlichen Erwägungen leiten lasse, daß aber allerdings auch Fälle vorkommen könnten, wo die Arbeiterpartei im eigenen Interesse auch erwägen müßte, ob sie durch ihre Abstimmung nicht etwa den Sturz der Regierung herbeiführen würde. Wenn die Bradforder Resolution trotz dieser Einwände an Anhang gewonnen hat, so nicht deshalb, weil ein so großer Teil der I. L. P. die Arbeiterfraktion auf ihren Wortlaut festlegen möchte, sondern weil viele in dieser Resolution das Verlangen nach vollständiger politischer und geistiger Loslösung der Arbeiterpartei von den bürgerlichen Parteien ausgedrückt finden. Was an der Arbeiterfraktion im Unterhaus ausgesetzt wird, ist nicht so sehr, daß sie etwa keine Arbeiterforderungen erhöbe oder gar gegen solche stimmte, um die Regierung nicht zu stürzen, sondern daß sie bei wichtigen allgemeinen Fragen keinen unabhängigen Standpunkt zu finden weiß, und daß sie bei Anlässen wie die zahlreichen Budgetabstimmungen, an denen die Arbeiterpartei kein unmittelbares Interesse hat und gegen die sich vom kritischen Arbeiterstandpunkt so viel sagen ließe, stets zur Hand ist, mit einem Worte, daß sie sich faktisch als Teil der Regierungsmehrheit betrachtet.

Aber weder der konstruktive noch der kritische Standpunkt genügt für sich allein, die geistige Unabhängigkeit der Arbeiterpartei herzustellen. Die Forderung des nationalen Minimums ist nicht umfassend genug, auch sind die Liberalen ganz gern bereit, ihr wenigstens Lippendienst zu erweisen. Die Bradforder Resolution will den kritischen Gedanken in einer technischen Formel ausdrücken und leidet an Unklarheit. Andere Führer der I. L. P. wie Burgeß und Keir Hardie meinen, der Sozialismus selber müsse in

Form von Resolutionen oder Initiativanträgen vor das Unterhaus gebracht werden. Was aber wirklich nottut, das ist die Zusammenfassung der konstruktiven und kritischen Gedanken in einem klaren System. Das heißt mit anderen Worten nichts anderes, als daß die Arbeiterpartei von den Gedanken des bewußten Klassenkampfes durchdrungen werden muß, die sie nicht nur bei den besonderen Arbeiterforderungen, sondern in allen Fragen der Politik leiten könnten. So ausgerüstet, könnte die Arbeiterpartei auch in den Wahlkreisen dem Liberalismus zuversichtlich entgegentreten und die dauernde Begeisterung der Arbeitermassen erwecken.

Die Durchdringung der Arbeiterpartei mit den Gedanken und der Theorie des Klassenkampfes wäre die nächste Aufgabe der I. L. P. Aber leider müßte diese da etwas geben, was sie zunächst selber nicht besitzt. Das ist ihre Schwäche. Aber uns scheint der Sinn der internen Diskussionen der I. L. P. eben darin zu liegen, daß sie sich von der Praxis des Klassenkampfes allmählich zur Theorie des Klassenkampfes durchringt. Es gibt Sozialisten, die der Ansicht sind, daß die I. L. P. durch ihren Kontakt mit der Arbeiterpartei ihren Sozialismus gleichsam entweiht habe. In Wirklichkeit liegt die Sache umgekehrt. Gerade die Zugehörigkeit zur Arbeiterpartei bringt der I. L. P. die Erkenntnis des Klassenkampfes bei und befähigt sie, ihrerseits wieder die Arbeiterpartei zum klaren Klassenbewußtsein zu erziehen. Es ist nicht so lange her, daß das Wort „Klassenbewußtsein" die Wortführer der I. L. P. zum Spott reizte. Das ist nun vorbei. Die Mitgliedschaft der I. L. P. ist für die Ideen des Klassenkampfes außerordentlich empfänglich geworden, und viele ihrer jüngeren Führer sind bereits unmerklich in sie „hineingewachsen". Je mehr die jüngeren Elemente zur Geltung kommen, die nicht den Pionierkampf um die Gründung der Arbeiterpartei mitgemacht und damit gewissermaßen ihr Lebenswerk vollbracht haben, um so rascher wird sich der geistige Fortschritt der I. L. P. vollziehen.

Der Parteitag von Manchester hat eigentlich nur zwei neue Beschlüsse gefaßt. Der eine bezieht sich auf das Frauenstimmrecht, der andere auf das Proportionalwahlsystem. In der Frage des Frauenstimmrechtes offenbart die I. L. P. ihre schwächste Seite. Hier kann sie sich am schwersten von ihren alten ideologischen Auffassungen losreißen, und hier ist ihr die Arbeiterpartei, das heißt die politisch handelnden Gewerkschaften, weit voraus. Erst trat die I. L. P. für ein undemokratisches Frauenstimmrecht ein. Als dies von der politischen Bildfläche verschwand, wollte sie sich jeder Erweiterung des Männerwahlrechtes so lange widersetzen, bis das Frauenwahlrecht eingeführt ist. Es gelang ihr, die Arbeiterpartei auf ihrem letzten Parteitag mit sich zu reißen. In Manchester ging die I. L. P. weiter und sprach sich gegen jede demokratische Reform des bestehenden Wahlrechtes, insbesondere auch gegen die Abschaffung des Pluralvotums aus, solange die Frauen nicht das Wahlrecht bekommen. Der Beschluß wird zunächst keine praktischen Folgen haben, da er über die Forderungen der Arbeiterpartei hinausgeht; denn diese wandte sich nur gegen Erweiterungen des Männerwahlrechtes, und darauf hat die liberale Regierung in sehr zuvorkommender Weise verzichtet. Die Abschaffung des Pluralvotums ist dagegen keine Erweiterung, sondern eine Einschränkung des Männerwahlrechtes, und dagegen richtet sich der Beschluß des Parteitags der Arbeiterpartei augenscheinlich nicht. Andererseits ist der neue Beschluß der I. L. P. immerhin

noch vernünftiger als der alte. Denn die Abschaffung des Pluralvotums liegt tatsächlich in erster Linie im Interesse der Liberalen, und das Argument hat wenigstens einen Sinn, daß mit der Drohung, diese Reform zu vereiteln, ein Druck auf die Regierung ausgeübt werden könnte, das Frauenstimmrecht zu gewähren. Von der Bekämpfung des allgemeinen Männerwahlrechtes läßt sich dies jedoch nicht sagen.

Die Frage des Proportionalwahlrechtes rückt zusehends in den Vordergrund des politischen Interesses in England, und die Arbeiterschaft tut gut daran, sich über diese Frage nach jeder Richtung hin klar und schlüssig zu werden, ehe sie von der Regierung vor vollendete Tatsachen gestellt wird oder höchstens Ja oder Nein sagen kann. Bis vor wenigen Jahren galt der Proporz auch in England als selbstverständliche Arbeiterforderung. Auf der Jahreskonferenz der Arbeiterpartei in Leicester wandte sich aber Ramsay Macdonald plötzlich leidenschaftlich gegen den Proporz, worauf dieser vom Parteitag prompt abgelehnt wurde. Das hatte zur Folge, daß man anfing, die Frage einer gründlichen selbständigen Untersuchung zu unterziehen. Der diesjährige Parteitag der Arbeiterpartei faßte keinen endgültigen Beschluß, sondern beauftragte den Vorstand, die Frage gründlich zu untersuchen und Bericht zu erstatten. Der Parteitag der I. L. P. aber sprach sich jetzt nach einer eingehenden Debatte fast einstimmig für den Proporz aus. Da es in England keine Stichwahlen gibt und schon die relative Mehrheit entscheidet — ein System, das das Zweiparteiensystem künstlich stärkt und das Aufkommen einer dritten Partei außerordentlich erschwert —, ist es verständlich, daß viele Sozialisten zunächst einmal diesen Mißstand abgeschafft sehen wollen. An Stelle der Stichwahlen schlagen sie jedoch das „alternative vote", das alternative Stimmrecht, vor. Dieses würde die Stichwahl überflüssig machen, indem jeder Wähler schon bei der ersten Abstimmung angeben könnte, wie er bei einer etwa nötigen Stichwahl stimmen würde. Es ist erfreulich, daß die Konferenz von diesem System nichts wissen wollte, denn es ließe sich vom prinzipiellen Gesichtspunkt noch viel mehr dagegen einwenden als gegen die Stichwahlen.

Die I. L. P. hat noch eine andere große Rolle in der Arbeiterpartei: den Kampf gegen Militarismus und Kriegshetze und die Pflege der internationalen Solidarität. Diese Aufgabe ist bei der I. L. P. in sehr guten Händen, und auf diesem Gebiet hat sie sich unvergängliche Verdienste erworben und erwirbt sie sich noch täglich. Davon haben auch die Beratungen und Beschlüsse des Parteitags von Manchester mehr als einmal Zeugnis abgelegt.

Das Proportionalwahlrecht.

Von **J. Leber.**

(Schluß.)

2. Die praktische Anwendbarkeit der Verhältniswahl.

Der Kardinalfehler der Verhältniswahl sei nach ihren Gegnern ihre — Unrealisierbarkeit. „Zu viel Systeme und kein einziges gutes" — schrieb einst Benoist. „Je ‚zahlenrechter', um so komplizierter und dadurch unausführbarer, je einfacher und ausführbarer, um so weniger zahlenrecht" — meinte auch Advokatus.

Heute, nachdem verschiedene Verhältniswahlsysteme sich durch die langjährige Praxis in Belgien, in mehreren schweizerischen Kantonen, in Würt-

temberg, in Tasmanien, in Finnland und anderen Ländern bewährt haben, kann diese Behauptung nicht mehr aufrechterhalten werden. Nachdem das Prinzip des Proporzes wiederholt in Frankreich gebilligt wurde und dort die Einführung eines derartigen Systems bevorsteht, hat auch das Argument seine Kraft verloren, daß, „was für den Tessin (oder sogar für Belgien) paßt, sich nicht für einen Großstaat (wie Deutschland) eignet". Nicht nur die Proportionalwahlsysteme, die auf der Abgrenzung in Wahlkreise beruhen, sondern auch die Proportionalwahl für das ganze Reichsgebiet bietet in Wirklichkeit in der Praxis keine besonderen Schwierigkeiten. Denn auch im letzteren Falle brauchen der Abstimmung nicht die für das ganze Reich aufgestellten Listen zugrunde gelegt zu werden; im Gegenteil, sie kann in größeren oder kleineren Wahlkreisen stattfinden, wobei nur die Resultate der Abstimmungen in einer Zentralstelle konzentriert und die Verteilung der Sitze auf Grund der gesamten Resultate vorgenommen werden. Die strengsten Kritiker der Proportionalvertretung geben nun jetzt schon zu, daß der Einwand der Kompliziertheit nicht stichhaltig ist.[1] Darum meinen wir, daß die Zerrbilder, die die Antiproportionalisten ausmalen, nur von der panischen Angst vor dem Unbekannten, vor dem Neuen zeugen, die auch bei der Sozialdemokratie Zutritt findet.

Wir werden auf die Untersuchung einzelner Proportionalwahlsysteme nicht eingehen, denn das würde uns zu weit führen. Wir haben schon die Überzeugung ausgesprochen, daß jenes System am geeignetsten wäre, das in möglichst harmonischer Weise die persönliche mit der Parteiwahl verbindet, und das gleichzeitig möglichst „zahlenrecht" wäre. Um das letztere zu erreichen, muß die Verteilung der Sitze auf Grund der gesamten Resultate und für das gesamte Reich vorgenommen werden. Das erstere kann auf zweifache Weise geschehen. Entweder kann die Wahl in kleinen Wahlkreisen, auf die nur ein Abgeordneter kommt, vorgenommen werden, wobei jeder Wähler eine Stimme für eine Partei und eine Stimme für einen bestimmten Kandidaten abgibt. Oder sie findet in größeren Bezirken statt, wobei jeder Wähler für eine Parteiliste stimmt und so viel Stimmen abgibt, als sein Wahlkreis Abgeordnete zu wählen hat. Im ersteren Falle könnte die Freiheit der persönlichen Wahl dem Wähler soweit garantiert werden, daß er für einen anderen als für den offiziellen Parteikandidaten stimmen könnte, ohne dadurch seine Partei um seine Stimme zu bringen und auf solche Weise zu schädigen. Im zweiten Falle könnte eine ähnliche Freiheit durch das Vorzugsvotum, die Stimmenhäufung oder sogar die Freiheit des „Panachierens"

[1] So vergl. zum Beispiel Destrée in der Einleitung zu Bretons Buch, l. c. S. 23 und 28, J. L. Breton in der Rede vom 28. Oktober 1909. In demselben Sinne die englische Parlamentskommission, die übrigens den Proporz ablehnend beurteilt (Report..., S. 21, London 1910). Andererseits scheint es uns viel zu gewagt, zu behaupten, wie es in der Parteipresse oft geschieht, daß der Proporz „äußerst einfach" sei. (Vergl. zum Beispiel neulich in der Neuen Zeit die Rezension der Schrift Kolbs, Nr. 33, S. 255, 1912, wo der Rezensent behauptet, die Verhältniswahl sei „bei weitem einfacher als Kolbs Vorschlag". Der Rezensent hat dabei wahrscheinlich das Verhältniswahlsystem im Auge, das „eine Wahlkreiseinteilung überhaupt überflüssig macht". Wie ein solches System überhaupt zu realisieren ist, darüber erfahren wir nichts Näheres. Vielleicht handelt es sich um Bebels Vorschlag, dieser ist aber kaum annehmbar.)

(die Freiheit, verschiedene Listen miteinander zu vermischen) sichergestellt werden.[1]

Die nationale Verteilung bietet ohne Zweifel den Nachteil, daß manche Wahlkreise einen Abgeordneten bei ihr bekommen würden, der nur die relative Mehrheit oder sogar die Minderheit der Stimmen in diesem Wahlkreis bekommen hat. Jedenfalls ist dieser Nachteil viel geringer als der, den die Majoritätssysteme und sogar die Proportionalwahlsysteme bieten, die auf der Abstimmung und der Verteilung der Sitze in den Wahlkreisen beruhen: wie bekannt, kommt es bei diesen Systemen sehr häufig, ja fast immer vor, daß die Minderheiten der gesamten Bevölkerung durch die Mehrheiten der Abgeordneten vertreten sind. Auch sollen wir nicht vergessen, daß auch beim Mehrheitssystem Parteien Wahlkreise vertreten, in denen sie nur eine geringe Minderheit der Stimmen hinter sich haben. Dabei kommt es vor, daß Parteien Kreise verlieren, wo sie verhältnismäßig viel stärker vertreten sind, andere aber erobern, wo sie viel schwächer sind.[2]

Aber auch der auf die Einteilung in Wahlkreise basierte Proporz bietet gewisse Vorteile im Vergleich mit den Majoritätssystemen. So gehört zum Beispiel das in Frankreich gegenwärtig bestehende Wahlsystem zu den besseren in seiner Art. Und doch beträgt die Summe der Abweichungen von der richtigen Vertretung (in irgendeiner Richtung) dort für alle Parteien 7,35 Prozent der Nationalvertretung, während sie durch die Anwendung verschiedener Proporzsysteme auf 4,85 bis 4,12 Prozent herabgesetzt werden könnte.[3] Jedenfalls wäre also auch das eine erwünschte Besserung der Ungerechtigkeiten der Mehrheitswahl — besonders in Deutschland, wo sie die Vertretung viel mehr als in Frankreich fälscht.[4]

Ohne Zweifel bieten die Verhältniswahlsysteme, die auf die Abstimmung und die Verteilung in einzelnen Wahlkreisen begründet sind, keine besonders großen Vorteile. Das geben ohne weiteres die eifrigsten Propor-

[1] Ein System dieser Art — das übrigens keine neue „Erfindung", sondern nur eine leichte Modifikation schon bekannter Systeme darstellt, hat in einer französischen Broschüre F. Leboulanger, La R. P. et les différents systèmes de votation, Paris 1908, näher behandelt. Auch der Vorschlag des Genossen H. K. in der Neuen Zeit (oben zitiert) ist ihm verwandt.

[2] So zum Beispiel in den Wahlen vom Jahre 1907 eroberte die deutsche Sozialdemokratie in der Stichwahl 5 Wahlkreise, in denen sie nicht einmal 40 Prozent der abgegebenen Stimmen zählte, verlor dagegen 51, in denen sie 40 bis 49,5 Prozent der Stimmen zählte (vergl. Die Neue Zeit, Nr. 12, 1911, XXX, 1, Zur Statistik der Reichstagswahlen). Ebenso in den Wahlen vom Jahre 1912 eroberte sie in der Stichwahl 12 Wahlkreise, in denen sie unter 40 Prozent (31,4 bis 38,5 Prozent) der abgegebenen Stimmen erhielt. (Die „Leipziger Volkszeitung", Nr. 68, vom 22. März 1912, Die 110 roten Wahlkreise.)

[3] La Chesnais, La Représentation Proportionelle et les Partis Politiques. 1904. S. 154 bis 155, 181 bis 183. Die Daten beziehen sich auf die Wahlen im Jahre 1902.

[4] Aus der Tabelle der „Leipziger Volkszeitung", Nr. 27, vom 2. Februar 1912 folgt, daß die Summe der Fehler in Deutschland im Jahre 1912 12 Prozent, im Jahre 1907 19 Prozent, im Jahre 1908 13 Prozent betrug. Die sozialistische Partei, die nach La Chesnais in Frankreich im Jahre 1902 um 2½ Prozent, im Jahre 1906 nur um 0,82 Prozent der Nationalvertretung beraubt wurde, verlor in Deutschland nach der zitierten Tabelle: im Jahre 1903 12 Prozent, im Jahre 1907 18 Prozent, im Jahre 1912 7 Prozent der Nationalvertretung.

tionalisten zu, und La Chesnais meint, daß, „falls gegen die Einzelwahl nur dieser Grund (der ‚Zahlenungerechtheit') entscheidend sein sollte, so hätte er wirklich wenig Kraft".[1] Auch soll man nicht vergessen, daß, bei geschickter Wahlgeometrie, die auf der Abgrenzung in Wahlkreise aufgebaute Verhältniswahl das Verhältnis der Parteikräfte in dem Maße fälschen kann, daß die Minderheit im Lande durch eine Mehrheit im Parlament vertreten wird. So geschah es in Belgien zweimal im Laufe der letzten zehn Jahre.

Selbstverständlich spricht dieser Umstand gegen die echte, vollständige Proportionalwahl ebensowenig, wie es gegen das allgemeine Wahlrecht spricht, daß seine Resultate durch die Ungleichheit der Wahlkreise, durch den Zensus oder das Pluralvotum gefälscht werden. Anstatt daher zu sagen (wie es Bernstein, Mac Donald, Destrée sagen): man kann sich nicht für die Proportionalwahl von vornherein erklären, man müßte früher untersuchen, um welches bestimmte Proportionalwahlsystems es sich handelt, dürfte man sagen: wir müssen das Prinzip der Proportionalwahl billigen und dann von diesem Prinzip ausgehend das gegebene Proporzsystem bewerten.

Welches sind aber die Aussichten der Verwirklichung der Proportionalwahl? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Das Proportionalwahlsystem ist, ebenso wie das allgemeine Wahlrecht, ein zweischneidiges Schwert. Es findet seine Anhänger sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite der Barrikade, sowohl unter den konservativen und „staatserhaltenden" wie unter den revolutionären und „umstürzlerischen" Elementen. Es wird von den konservativen Botschaftsräten als bestes Abwehrmittel gegen die sozialdemokratische „Gefahr" empfohlen, gleichzeitig aber befürwortet es ein Junker, Herr Abgeordneter Dietrich von Oertzen, als — eine Einleitung zum Staatsstreich.[2] Die Regierung Württembergs führt die Proportionalwahlsysteme ein, um zu verhindern, daß „intelligente Minderheiten durch numerische Mehrheiten erdrückt werden", um „ein Gegengewicht der zu großen Macht der Menge zu bieten",[3]

---

[1] l. c., S. 60 und 64. In demselben Sinne in der Broschüre La Représentation Proportionnelle, S. 5, Paris 1909, im Parteiverlag. Über die Proportionalität der Einzelwahl und verschiedener Proporzsysteme vergl. T. Ferneuil (La Revue politique et parlamentaire, XLIX, S. 465 bis 466, 1909), F. Buisson (1912, J. O., Déb. parl. Ch. D., S. 786), E. Flandin in seinem Bericht (J. O., Doc. parl. Ch. D., Nr. 883, S. 257, 1907) und andere.

[2] Er schrieb vor kurzem im „Tag": „Die Analogie unserer gegenwärtigen inneren Lage zu der äußeren im Jahre 1866 und 1870 ist packend, der Krieg aller erhaltenden Gewalten des monarchischen Staates mit der als republikanisch demaskierten Sozialdemokratie ist unvermeidlich.... Wäre es da wirklich unrecht, wenn ein mutiger Staatsmann die Auseinandersetzung beschleunigte, geschickt herbeiführte? Der Wege, die zu diesem Ziele führen, gibt es viele. Es braucht zum Beispiel nur mit der Norm, daß auf je 100000 Deutsche ein Abgeordneter kommt, ernst gemacht werden, und die Wellen des roten Meeres werden den Reichstag überfluten." Und dann... ist der Vorwand zu einem Staatsstreich leicht zu finden. (Zitiert nach der „Leipziger Volkszeitung" vom 8. März 1912.)

[3] J. Fontaine, La Représentation Proportionelle en Wurtemberg. Paris 1909. S. 94 bis 101. Verhandlungen der württembergischen Kammer der Abgeordneten. 1906. M. Dobranicki, Das Proportionalwahlgesetz in der württembergischen Verfassungsreform. Leipzig 1912.

gleichzeitig aber lehnen alle bürgerlichen Parteien den sozialdemokratischen Antrag auf die Anwendung des Proporzes für die Wahlen aller Sitze ab, da der Proporz nur der Sozialdemokratie beziehungsweise dem Zentrum förderlich wäre. Manche bürgerlichen Publizisten, wie zum Beispiel Cahn, versuchen die Proportionalwahl den bürgerlichen Parteien dadurch schmackhafter zu machen, daß sie schon die Zeit voraussehen, wo die Mehrheitswahlen zugunsten der Sozialdemokratie fälschen werden;[1] die eine reaktionäre Masse scheint aber lieber das günstige Ohr den junkerlichen Staatsstreichrezepten als solchen liberal-wohlwollenden „wissenschaftlichen" Erwägungen zu leihen. Das Votum der Freisinnigen für den Proporz scheint an dieser Vermutung nicht viel ändern zu können. Um so weniger, als die Zeit, wo die Majoritätswahl zugunsten der Sozialdemokratie zu fälschen beginnen wird, noch ziemlich ferne zu sein scheint. Nach A. Kolb waren es 1903 58, 1907 53, 1912 93 Wahlkreise, in denen die sozialistischen Wähler über 40 Prozent der gesamten Wählerzahl ausmachen, die daher als sozialistisch betrachtet werden können. Nach der für sie abgegebenen Stimmenzahl sollte aber die Sozialdemokratie im Jahre 1903 127, 1907 83, 1912 138 Sitze innehaben.[2]

Daher, ohne prophezeien zu wollen, erlauben wir uns die Meinung zu äußern, daß die Chancen der Realisation des Proporzes in Deutschland in absehbarer Zukunft nicht besonders groß sind. Aber ist damit gesagt, daß die Sozialdemokratie die Forderung der Proportionalwahl aufgeben solle? Mit dieser Frage gehen wir zum dritten und letzten Teile unserer Untersuchung über.

3. Die Stellung der Sozialdemokratie.

In unseren bisherigen Ausführungen haben wir versucht, die Proportionalvertretung möglichst allseitig vom prinzipiellen Standpunkt zu beleuchten. Wie soll nun, praktisch genommen, die Stellung der Sozialdemokratie ihr gegenüber sein?

Prinzipiell *muß die Sozialdemokratie für den Proporz eintreten*. Denn die Proportionalvertretung ist die vollkommenste Form des Repräsentativsystems, das seinerseits die vollkommenste Form der Herrschaft der Bourgeoisie darstellt. Hat die Proportionalvertretung auch gewisse Nachteile wie zum Beispiel den, daß sie das Beharrungsvermögen der bestehenden Gesellschaftsordnung zum Ausdruck bringt, so handelt es sich eben eher um eine dieser Gesellschaft innewohnende Eigenschaft als um einen speziellen Nachteil der Proportionalwahl. Die Proportionalwahl *registriert* nur jene langsamen und stufenmäßigen Änderungen, die im täglichen politischen Leben, in den Stimmungen der Bevölkerung, in der Gestaltung der Kräfteverhältnisse stattfinden. Dadurch aber bringt sie um so klarer zum Bewußtsein, daß *entscheidende* Änderungen in den Gestaltungen der Kräfteverhältnisse nur im Laufe *revolutionärer Ausbrüche* realisiert werden. Nichts ist lehrreicher in dieser Hinsicht als das belgische Exempel. Haben alle konser-

[1] Das Verhältniswahlsystem in den modernen Kulturstaaten. Berlin 1909. Zitiert bei Dobranicki, siehe oben.

[2] A. Kolb, Die sozialistischen Wahlkreise, Neue Zeit 1912, XXX, 1, S. 826.

vativen Elemente auf den Proporz ihre Hoffnungen gesetzt mit der Zuversicht, daß er das Land vor den revolutionären Erschütterungen bewahren wird, haben die Liberalen und „liberalisierenden" Sozialisten von ihm erwartet, daß er schließlich der Opposition, das heißt dem liberal-sozialistischen Block die Gewalt — wieder ohne revolutionäre Erschütterungen — zu ergreifen erlauben wird, so haben die Ereignisse des letzten Jahres die Erwartungen beider Seiten als Illusionen entlarvt. Die liberale Bourgeoisie hat die Lage der Klerikalen, das heißt der Partei des sozialen Konservatismus par excellence, dadurch gerettet, daß sie für die Klerikalen gestimmt hat! Auf solche Weise hat sie die Wirkung des Proporzes total gefälscht und somit den revolutionären Aufstand der Arbeiterklasse unentbehrlich gemacht. Der Kampf um die Gewalt wird — auch beim Proporz — durch die Aktion der Masse ausgefochten.

Auch der zweite Nachteil des Proporzes — die verhältnismäßige Kompliziertheit des Proporzes — kann nicht als ein prinzipieller Einwand gegen die Proportionalvertretung betrachtet werden. Die Kompliziertheit ist untrennbar von jedem Fortschritt auf allen Gebieten des modernen Lebens. Mit Recht sagt La Chesnais: „Sollen wir etwa vor einer komplizierteren Wahlmaschine zurückschrecken, wenn es sich darum handelt, ein besseres und gerechteres Repräsentativsystem zu schaffen, während wir doch nicht davor zurückschrecken, immer kompliziertere Maschinen zu bauen, um vollkommenere Produkte herzustellen?" Übrigens führt die Kompliziertheit der Maschine hier wie anderwärts eine fortschreitende Arbeitsteilung herbei: den großen Bevölkerungsmassen fällt ebenso wie früher eine einfache Aufgabe zu, während nur wenige einen komplizierteren und zarteren Wahlmechanismus handhaben müssen.

Wie soll nun die Stellung der Sozialdemokratie gegenüber verschiedenen Abweichungen vom Prinzip des Proporzes sein? Nehmen wir als Beispiel Frankreich. Hier sehen wir Zweifaches. Einerseits ist allen französischen Entwürfen der Proportionalvertretung (strikte: „Minderheitenvertretung") die Einteilung des Landes in Wahlkreise zugrunde gelegt, und nicht nur die Abstimmung, sondern auch die Verteilung der Sitze findet innerhalb der Departements statt. Andererseits haben die letzten Entwürfe zur Basis keineswegs das reine Prinzip des Proporzes, sondern sie verkoppeln das Prinzip der Majoritätswahl mit dem der Proportionalvertretung. Lassen wir es dahingestellt sein, ob aus einer derartigen Verkoppelung zweier grundverschiedener Systeme und gleichzeitig aus der Beschränkung des Proporzes auf ein so enges Gebiet wie das Departement etwas mehr als ein zweifelhafter Fortschritt über die bestehenden Zustände hinaus sich ergeben kann. Jedenfalls wäre es vielleicht angebracht, wenn die französische Partei sich in bezug auf diese Kompromisse — wenn diese schon durch die objektive Lage erzwungen sind — Reserve und Zurückhaltung auferlegen würde. Wenn die Reform dem Volke eine vollständige Enttäuschung bringen wird, so wird diese nicht nur der bürgerlichen Demokratie, sondern auch der sozialistischen Partei gelten.

Daher meinen wir, daß die Sozialdemokratie grundsätzlich für die integrale Proportionalvertretung (die Verteilung der Sitze im ganzen Reiche, die Abstimmung in den Wahlkreisen) und gegen jede Verkoppelung des Prinzips der Proportionalvertretung mit der Majoritätswahl ein-

treten sollte. Für alle Abweichungen von diesen Forderungen müßten schon die bürgerlichen Parteien die Verantwortlichkeit übernehmen.

Man wird vielleicht einwenden, daß bei einer derartigen Auffassung der taktischen Linie die Proportionalwahl zu einer völlig unrealisierbaren Aufgabe wird. Einerseits wird die integrale Proportionalwahl kaum von einer anderen Partei als von uns verfochten werden, andererseits verspricht sie noch in absehbarer Zukunft alle Vorteile der Sozialdemokratie und kann sich daher der Sympathie der bürgerlichen Parteien nicht erfreuen. Wir glauben, daß auch dieser Einwand hinfällig ist. Sicherlich werden die bürgerlichen Parteien die Proportionalvertretung nicht deshalb einführen, weil sie theoretisch die vollkommenste Form der Volksvertretung ist. Die Zeit, wo sie noch von der Realisation verschiedener „natürlichen Menschenrechte" schwärmte, ist längst vorbei — und zwar seitdem das Proletariat auf dem Kampfplatz der Geschichte erschienen ist. Aber die „hohle Phrase", zu der für die Bourgeoisie jetzt die Berufung auf die natürlichen Menschenrechte geworden ist, kann leicht dank der geschichtlichen Dialektik für die Bourgeoisie zu einer historischen *Notwendigkeit*, zu einem der Rettungsmittel ihrer Klassenherrschaft werden. Dann wird sie sich auch an das „vollkommenste" Vertretungssystem — an die Proportionalvertretung — erinnern.[1] Und sollte ein solcher Moment in Deutschland nie kommen — desto schlimmer für den bürgerlichen Parlamentarismus, für die Bourgeoisie: sie wird beweisen, daß sie außerstande ist, ihre *eigenen* Ideale zu verwirklichen, daß diese nur das Proletariat — auf einer ganz neuen Basis — verwirklichen kann.

In Zusammenfassung unserer Ausführungen stellen wir folgende Thesen auf:

Die Proportionalvertretung ist grundsätzlich eine vollkommenere Form des Repräsentationssystems als die Majoritätsvertretung.

Als ein System, das die Vertretung der Parteien in einer reinsten und arithmetisch vollkommensten Weise zu schaffen gestattet, steht die Verhältniswahl vollständig im Einklang mit den Tendenzen der modernen Entwicklung, die, wenn nicht die direkte, so jedenfalls die indirekte Interessenvertretung als Regel voraussetzt.

---

[1] Der französische Minister des Innern Steeg gab einst in den folgenden Worten gut der politischen Philosophie der Bourgeoisie in bezug auf die Proportionalvertretung Ausdruck: „Ein Wahlverfahren" — sagte Steeg in der Sitzung vom 18. März 1912 — „hat keinen absoluten und ihm an und für sich eigenen Wert. Es entspricht keiner Idee der politischen Metaphysik, es ist noch weniger ein Faktor der Hebung der politischen Sitten, da die Sitten mehr die Gesetze als die Gesetze die Sitten beeinflussen; ein Wahlsystem ist das Resultat des politischen Lebens der Nation... Wäre die proportionalistische Idee nur eine Vernunftvorstellung, nur ein Ausdruck des Gerechtigkeitsbedürfnisses, des Strebens nach der Hebung der politischen Sitten, dann wäre sie nicht erst im Jahre 1906 aufgetaucht, sondern gleichzeitig mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts...." Und Steeg bewies, daß die Proportionalvertretung in Frankreich zu einer historischen Notwendigkeit dadurch geworden ist, daß die sozialistische Partei auf dem Kampfplatz erschienen ist und die kleinbürgerliche Demokratie als eine Klasse, die „die Ordnung im Fortschritt" realisieren will, ohne die Proportionalvertretung unter der reaktionären Großbourgeoisie, die „die Ordnung ohne den Fortschritt", und dem revolutionären Proletariat, das den „Fortschritt ohne die Ordnung" anstrebt, zerdrückt würde. (J. O., Ch. D. Déb. parl., 1912, S. 789 bis 790.)

Insofern kann die Proportionalvertretung nicht den Interessen der Sozialdemokratie widersprechen, sondern fällt mit diesen zusammen. Die Sozialdemokratie muß daher für sie eintreten, aber dabei muß sie diese in reinster Form anstreben. Andererseits muß sie hervorheben, daß die Proportionalvertretung keineswegs imstande ist, die bestehenden grundsätzlichen Mißstände des Parlamentarismus zu beheben, da diese nicht in der Natur des Wahlverfahrens liegen, sondern mit dem Wesen unserer Gesellschaftsordnung verbunden sind.

Literarische Rundschau.

Histoire des Partis Socialistes en France (Geschichte der sozialistischen Parteien in Frankreich). Herausgegeben unter der Leitung von Alexandre Zévaès. 11 Bände à 0,75 Franken. Paris 1911/12. Verlag von Marcel Rivière & Co.

Die „Geschichte der sozialistischen Parteien in Frankreich", herausgegeben unter der Leitung des bekannten früheren Deputierten und alten Guesdisten Alexander Zévaès, die im Verlage von Marcel Rivière im Verlauf von zwei Jahren erschienen ist, ist nunmehr beendet. Die neue Geschichte der sozialistischen (und syndikalistischen) Bewegung in Frankreich besteht aus 11 kleinen Bänden von je ungefähr 100 Seiten; sie umfaßt die Periode von Babeuf bis auf unsere Zeit und ist somit vollständiger als alle bisherigen analogen Geschichtswerke. Die Titel dieser 11 Bände sind: 1. A. Chaboseau, De Babeuf à la Commune (Von Babeuf bis zur Kommune); 2. A. Zévaès, De la Semaine Sanglante au Congrès de Marseille (Von der blutigen Woche bis zum Kongreß von Marseille) 1871 bis 1879; 3. A. Zévaès, Les Guesdistes; 4. Sylvain Humbert, Les Possibilistes; 5. Maurice Charnay, Les Allemanistes; 6. Charles Da Costa, Les Blanquistes; 7. J. L. Breton, L'Unité Socialiste (Die sozialistische Einheit); 8. Albert Orry, Les Socialistes Indépendants (Die unabhängigen Sozialisten); 9. Sylvain Humbert, Le Mouvement Syndical (Die Gewerkschaftsbewegung); 10. Jacques Prolo, Les Anarchistes; 11. A. Zévaès, Le Socialisme en 1912 (Der Sozialismus im Jahre 1912). Schlußfolgerungen und Anhang. Der letzte Band enthält einige Urkunden, die Aufzählung der sozialistischen Journale und Revuen, die Liste der sozialistischen Parlamentsvertreter im Jahre 1912 und anderes mehr und wird noch durch eine Studie von Gabriel Deville über den Ursprung der Worte Sozialismus und Sozialist und einen Artikel über sozialistische Dichtung und Lied vervollständigt.

Die neue Geschichte des Sozialismus in Frankreich kann dem Leser als Sammelwerk einer Menge Tatsachen, die in alten und seltenen Zeitschriften verstreut sind, gute Dienste leisten. Im übrigen ist das Werk weit davon entfernt, die Frage erschöpfend zu behandeln, und es fehlt ihm sogar nicht an materiellen Lücken. Die Darstellung ist stellenweise, besonders in den Bänden, die sich mit den ersten Versuchen der sozialistischen Einigung, der Charakterisierung der gegenwärtigen Bedingungen der französischen sozialistischen Bewegung und anderem mehr beschäftigen, etwas gar zu lückenhaft und flüchtig. Immerhin ist es, abgesehen von den kleinen von Paul Louis und Zévaès selbst verfaßten Büchern, die erste große Arbeit über den französischen Sozialismus, die von den tätigen Genossen der Bewegung (es sind freilich meist ehemalige Genossen) selbst geschrieben worden ist. Daher ist das Werk frei von jenen Entstellungen, von denen die Bücher der bürgerlichen Schriftsteller wimmeln, weil diese in den meisten Fällen nicht in das Wesen und die Seele der proletarischen Bewegung, die sie schildern, eingedrungen sind.

Auf der anderen Seite hat aber die Geschichte der sozialistischen Parteien in Frankreich auch beträchtliche Fehler, die eng mit der bei ihrer Abfassung angewendeten Methode verknüpft sind. Zunächst hat es ihr geschadet, daß die Geschichte der verschiedenen Phasen der Bewegung sowie der verschiedenen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzte, von vielen Autoren verfaßt worden ist. Mit wenigen Ausnahmen sind es Männer, die persönlich dieser oder jener sozialistischen Fraktion angehört haben und nun beauftragt wurden, die entsprechende Rubrik zu redigieren: so hat der ehemalige Guesdist Zévaès über die Guesdisten, der ehemalige Broussist Humbert über die Possibilisten, der ehemalige Allemanist Charnay über die Allemanisten, der ehemalige Blanquist Da Costa über die Blanquisten, der ehemalige Unabhängige Orry über die Unabhängigen geschrieben usw. Daraus ergibt sich nun aber eine etwas sonderbare Situation; jeder Verfasser ergeht sich in Lobsprüchen über seine Fraktion (wenn es auch freilich seine ehemalige ist) und ist bestrebt, alle anderen Fraktionen derartig herabzusetzen, daß sich daraus nicht nur wunderliche, sondern geradezu lächerliche Widersprüche zwischen den verschiedenen Bänden ergeben. Der Leser, der nicht über die verwickelte Geschichte der früheren französischen sozialistischen Fraktionen informiert ist, wird außerstande sein, über diese Nichtübereinstimmung ins klare zu kommen und sich zu entscheiden, wer von den sich widersprechenden Verfassern recht oder unrecht hat. Aber so groß auch die Meinungsverschiedenheit der Verfasser ist, sie sind sich alle einig in einem tief eingewurzelten, unerbittlichen Haß gegen die Guesdisten (oder Marxisten), und nicht ein einziger von ihnen läßt die Gelegenheit vorübergehen, dieser Partei, obwohl sie der französischen Proletarierbewegung unberechenbare Dienste geleistet hat, einen heimtückischen Hieb zu versetzen.

In dieser Beziehung erreicht M. Charnay in seiner Broschüre über die Allemanisten den Rekord; mit der ernsthaftesten Miene trägt der Verfasser von neuem alle unsinnigen Verleumdungen vor, die je von den Gegnern der Guesdisten zur Zeit der Parteikämpfe zwischen den verschiedenen französischen sozialistischen Fraktionen erdichtet worden sind.

Ein weiterer Fehler des Werkes besteht darin, daß seine Verfasser zum großen Teil ehemalige Sozialisten sind, die zwar früher in den Reihen der Partei gekämpft, sie aber dann verlassen haben, um die sogenannte „Republikanisch-Sozialistische (?) Partei" zu gründen — diesen Haufen von Politikern, die im Dienste von Überläufern wie Briand, Millerand, Viviani und Augagneur stehen. Man konnte von derartigen Persönlichkeiten natürlich nicht erwarten, daß sie die Geschichte des französischen Sozialismus und vor allen Dingen die Tätigkeit der geeinigten sozialistischen Partei in richtigem Lichte darstellen würden. Schon allein die Tatsache, daß das besprochene Werk dazu ausersehen ist, den Verrat Millerands, Briands und aller anderen mitsamt einem Teil der Verfasser wie Zévaès, Prolo, Orry, Breton usw. zu rechtfertigen und zu beschönigen, zeigt, daß wir uns auf die Objektivität dieser Historiker nicht verlassen können. Und tatsächlich ist diese ganze „Geschichte der sozialistischen Parteien in Frankreich" im Grunde genommen nur ein politischer und historischer Rechtfertigungsversuch des sogenannten „unabhängigen" Sozialismus — der unabhängig vom Proletariat, aber sehr abhängig von der demokratischen Bourgeoisie und der bürgerlichen Regierung ist.

Es fehlte uns eine derartige Geschichte, und wir haben sie jetzt. Das Erscheinen dieser Geschichte im Sinne der „Unabhängigen" kann aber nur nützlich sein: für den Leser ist es zur Klärung und Befestigung seiner Ansichten von Vorteil, auch einmal die Gegenpartei zu hören. G. Stiekloff.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 29 Ausgegeben am 18. April 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Schwarze Tage.

Von **Hermann Wendel.**

Den Sieg der militärischen Autorität über die parlamentarische Kontrolle hat Scheidemann in seiner wuchtigen und hinreißenden Rede die Aufnahme der ungeheuerlichsten aller Heeresvorlagen bei den bürgerlichen Parteien genannt, und ein Wort des alten Demokraten Franz Ziegler mag man sofort beifügen: Die Autoritäten haben sich noch immer blamiert. Was in der Tat neben dem wohlverdienten reichen Erfolg der Sozialdemokratie von den dreitägigen Reichstagsdebatten über die militärische und politische Seite der Armeeverstärkung am ehesten im Gedächtnis haftet, ist die Blamage der amtlich abgestempelten Autoritäten. Diese Blamage entspringt aber nicht einer intellektuellen Unzuträglichkeit, auch nicht allein der Faulheit der Sache, die es zu vertreten gilt, sondern es fehlt bei den leitenden Männern geradezu der Wille, sich nicht zu blamieren. Weil ihre junkerlich-bureaukratische Denkungsart die „Kerls" im Parlament innerlich tief mißachtet, geben sie sich erst gar keine Mühe, ihnen zu gefallen, und stürzen sich nicht in große geistige Unkosten. Es lohnt ihnen eben nicht. Schon daß derselbe Kanzler und derselbe Kriegsminister, die vor ein und zwei Jahren unser Heer als erzbereit gepriesen hatten, jetzt die Einstellung von neuen 136 000 Mann dem Reichstag als dringendste, zwingendste Notwendigkeit plausibel machen mußten, ist eine Rücksichtslosigkeit gegen die Volksvertretung. In allen anderen irgendwie mit einem Parlament versehenen Staaten hätte man wenigstens die Firmenträger gewechselt. In Deutschland aber geht es auch so. Nicht minder war, was der Kriegsminister in ein paar Minuten und mit erlesener Nonchalance sich den Volksvertretern an „Begründungen" vorzusetzen gestattete, eine Brüskierung des Reichstags. Und schließlich kam bei einem Untergeordneten die ganze Mißachtung dieser Berufsmilitärs gegen das Parlament unverhüllt zum Durchbruch. Der bayerische Bundesratsbevollmächtigte kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, mit wenigen Sätzen das Verhältnis zwischen Soldateska und Parlament aufgedeckt zu haben, als er in hochfahrender Weise den General turmhoch über den Abgeordneten stellte und

sich eine absprechende Kritik über den Beifall anmaßte, den ein Mitglied des Hauses auf der Linken erhielt. Das alles sind nicht Zufälligkeiten, sondern Ausflüsse der Tatsache, daß der Taufschein des deutschen Parlamentes nicht mit dem Blute revolutionärer Straßenschlachten geschrieben ist, sondern daß es als ein gnädiges Geschenk des Gewaltmenschen Bismarck dem deutschen Volke auf den Spitzen der Bajonette dargeboten wurde. Dieser sein reaktionärer Ursprung wird dem Reichstag noch lange nachhängen, und noch lange werden subalterne Gamaschenknöpfe die Volksvertretung als eine beliebige Minderwertigkeit mißachten. Es verschlägt dabei nichts, daß der bayerische General am Tage nach seinen Klobigkeiten, da es sich doch immerhin um das Zentrum, diese vor allem im blauweißen Königreich mächtigste Partei handelte, eine zierliche Entschuldigung stammeln mußte.

Entschuldigt hat sich ja auch Herr v. Bethmann Hollweg in einer Art und hat nachträglich versucht, wieder gutzumachen, was er mit seinem Ausrutscher über den Zusammenprall von Germanentum und Slawentum gesündigt. Aber gesprochenes Wort bleibt gesprochenes Wort, und landauf und landab werden jetzt bereits die Hetzblätter zwischen Prag und Laibach über den merkwürdigen Bundesgenossen lärmen, der einen Zusammenstoß zwischen den Deutschen und den Slawen voraussieht, da doch das verbündete Österreich-Ungarn zu drei Fünfteln von Slawen bewohnt wird! Auch sonst war, ohne jeden großen Zug und Schwung, die Rede des Reichskanzlers ein mühsam herausgepreßtes Kolleg über die angebliche Verschiebung der angeblichen Machtverhältnisse in Europa durch den Balkankrieg, eine Rede, niemanden fortreißend, niemanden erwärmend, niemanden überzeugend. Die Freunde der Vorlage waren enttäuscht, weil sie mehr Geklirr und Gerassel, mehr Stahl und Eisen in den Worten des sozusagen leitenden Staatsmannes erwartet hatten, und die Gegner lachten fröhlich auf, als er in besorgtem Tone und mit Stirnfalten von dem herausfordernden Widerstand von Montenegro sprach, gleich als ob wir gegen das Völkchen der Schwarzen Berge unser Heer verstärken müßten. Nicht die Notwendigkeit eines neuen Uniformknopfes und eines neuen Schilderhauses wies der Kanzler nach, wie denn seine vorsichtige Rede überhaupt nichts Kriegerisches an sich hatte: was von seinen Lippen floß, war die Milch der frommen Denkungsart und der Honig des Friedens, aber wenn solche Friedensbeteuerungen nur der Mantel für hunderttausend neuer Bajonette sind, so mißtrauen mit Recht, da sie die Taten sehen, die Nachbarn ringsum den Worten.

Was soll man von den bürgerlichen Parteien sagen? Sie alle sind ja ohne Ausnahme militärfromm wie ein alter Trompeterschimmel, und wenn sie die altvertrauten Töne des Signals: Sammeln! vernehmen, so spitzen sie die Ohren und reihen sich ins Glied. Es hat fürwahr nichts Verwunderliches, daß die Konservativen und Nationalliberalen ihre gewohnte Fanfare bliesen — Hurra! Hurra! Hurra! —, und es ist vielleicht nur verwunderlich, daß ein Mann, der so in Plattheiten schwelgt und so mit Nichtigkeiten um sich wirft wie Herr Bassermann, überhaupt noch als Politiker angesprochen werden kann. Es hat ebensowenig Verwunderliches, daß die Fortschrittspartei in der Kritik bestehender Zustände durchaus kein Blatt vor den Mund nahm, aber bei allen Voraussetzungen zu einem entschiedenen Nein doch die Bereitwilligkeit zu einem schüchternen Ja bereits kundgab. Und das Zentrum endlich hätte die übliche Mischung von Hurrapatriotismus und Nör-

gelei geboten — Spahn als Patriot und Erzberger als Nörgler —, wenn nicht der alte General in seinen Reihen, Herr Häusler, als dritter Redner auf die Tribüne gestiegen wäre. Dieser zweifellos erfahrene und sachverständige Militär, der kein gewöhnlicher Frontoffizier und Rekrutendriller gewesen ist, sondern nach Absolvierung verschiedener höherer Militärbildungsschulen in der Infanterie, der Feldartillerie und im Generalstab gedient hat, lieferte den Fanatikern des Militarismus einen Strauß, daß die Fetzen flogen. Hieb folgte auf Hieb, und jeder saß, Schlag folgte auf Schlag, und jeder ein Treffer! Der Kriegsminister bekam vor Schreck ganz runde Augen, die Konservativen knurrten und murrten in die peinlichen Ausführungen des Generalmajors a. D. hinein, und die eigenen Fraktionsgenossen rutschten, unangenehm berührt, auf ihren Sesseln hin und her.

In dem Auf und Ab der Debatten war die Rede Häuslers einer jener Höhepunkte, von denen aus man die ganze Brüchigkeit und Hohlheit des Militarismus im allgemeinen und seines neuesten Auswuchses im besonderen überschauen konnte. Auch die Reden der sozialdemokratischen Sprecher führten zu solchen Gipfeln empor, wie denn überhaupt die Sozialdemokratie, die in glänzender Weise sofort auf der ganzen Linie die Offensive ergriff, den wirklichen Erfolg dieser drei Tage für sich buchen darf. Ein schwarzer Tag! schrieb bekümmert ein Blatt der verbissensten Reaktion, als der Mittwoch mit den Reden Francks und Häuslers den Nachweis gebracht hatte, daß die Position für die Militaristen nicht mehr zu retten war. Aber alle drei waren schwarze Tage, für die Regierung, die in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle dastand, für die bürgerlichen Parteien, die bis an die Knie im Morast des Militarismus wateten, aber auch für das deutsche Volk, dem diese drei Tage zeigten, daß es der fürchterlichen neuen Belastung nicht entrinnen wird. Aber niemals war auch die Stellung der Sozialdemokratie stärker, und für die schwarzen Tage wird, wenn's wieder Stimmzettel schneit, das Volk mit roten Tagen zu quittieren wissen.

Der Militarismus in der Sackgasse.

Von **Hugo Schulz.**

Die bürgerliche Presse Deutschlands und Frankreichs und die weisen Politiker streiten und ereifern sich darüber, ob die deutsche oder die französische Regierung die Schuld an den jüngsten Ausschreitungen des Wettrüstens trage. Die Dinge liegen aber so, daß sowohl die deutschen als auch die französischen Militärmachthaber, indem die Tatsachen ihnen die inneren Widersprüche des militärischen Wesens immer deutlicher enthüllen und ihnen zeigen, daß oft verborgene, schier unbeachtete Subtilitäten diese Widersprüche nach der einen oder der anderen Seite hin wirksam machen können, in einen Taumel geraten sind, dessen wirbelnde Drehung alle praktischen und strategischen Erfahrungssätze entwurzelt oder gelockert hat. Nichts ist da fest geblieben als die „rage du nombre", die Idee der Zahl, die desto ausschließlicher die militärischen Gehirne beherrscht, je widerspruchsvollere Bilder die Erfahrungen der letzten Kriege zeigen und je mehr die einst bei den Schülern Clausewitzens nicht übel entwickelte Fähigkeit abnimmt, diese Widersprüche dialektisch aufzulösen. Das Abnehmen dieser Fähigkeit hat ja

seine guten Gründe, denn die militärische Dialektik findet eine unübersteigliche Schranke daran, daß sie notwendigerweise zur Selbstaufhebung der militaristischen Wesensbegriffe führt und mit unwiderstehlicher Gewalt in eine Begriffswelt überleitet, deren wesentliche Bestimmungen nur noch im demokratischen Volksheer gegenständlichen Ausdruck finden können. Um sich der Gedankengänge, die diesen Weg einschlagen müßten, zu entschlagen, hat die offizielle Militärwissenschaft in den letzten Jahren einem lediglich auf technischen Feststellungen gerichteten Empirismus gehuldigt, der die Erfahrungstatsachen, möglichst losgelöst von ihren historischen Bedingtheiten, bloß auf ihre mechanischen Wirkungen und Ergebnisse hin prüfte, wobei dann höchstens noch die besonders auffälligen massenpsychologischen Quellen des Handelns mit ein paar oberflächlichen Wendungen gestreift wurden. Die Tatsachen sind aber so boshaft gewesen, auf ihren historischen Bedingtheiten, in denen sich ausnahmslos die Überlegenheit des Demokratischen, Milizmäßigen, bekundete, zu bestehen. Für sich selbst betrachtet, bieten sie nur ein so grellbuntes, aus lauter Gegensätzen zusammengestoppeltes Bild, daß die Fachmänner der Strategie und Taktik, insbesondere aber die letzteren, heute nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht, und schwindelnd zusehen, wie alle ihre Leitsätze haltlos hin und her schwanken. Pathetische und heroische Redensarten, die sich in der Militärwissenschaft, dort, wo die Begriffe zu fehlen beginnen, noch leichter einstellen als in anderen Geistessphären, verhüllen diese Ratlosigkeit nur sehr schlecht. Nüchterne Militärs, die nicht zur Selbsttäuschung neigen, werden sich heute wohl zugestehen, daß sie nach den allerjüngsten Beobachtungen kriegerischer Vorgänge absolut keine Ahnung mehr haben, was die mechanischen Energien im Gefüge einer Armee für den Ernstfall bedeuten, welche Wirkungen von ihnen erwartet werden dürfen und welche Wirkungsweisen Erfolg versprechen. Sie wissen nicht, was die Disziplin wert ist, was der Drill wert ist, und sie wissen auch nicht, was die Individualisierung des Einzelkämpfers wert ist, die nun einmal im Zuge der modernen taktischen Entwicklung liegt, sie wissen vor allem nicht, wie sich auf technische Art der Widerspruch lösen läßt, daß man zwar nur im Angriff siegen kann, daß aber die Verteidigung unter Umständen sogar um ein Vielfaches dem Angriff taktisch überlegen ist. Statt gesicherter Erfahrungssätze haben die modernen Kriege nur Rätsel gegeben und Überraschungen, die insbesondere das Widerspiel der beiden gegensätzlichen Prinzipien Angriff und Verteidigung so hirnverwirrend gestalteten, daß sich nun kein militärischer Gelehrter mehr getraut, einen taktischen Leitsatz auszusprechen, den er nicht sofort durch einen einschränkenden Nebensatz in blauen Dunst auflöste.

Es gibt in allen modernen Kriegen seit 1866 nur eine Erfahrungsreihe, die so gleichartig und widerspruchslos verläuft, daß sie einen Induktionsschluß zuläßt. In allen ernsthaften Kriegen seit 1866 ausnahmslos hat sich immer die Armee als die taktisch und moralisch stärkere erwiesen, die nach ihrem inneren Gefüge oder nach ihrer geistigen Verfassung die *milizhaftere* war. Das ist ein durchgängiges empirisches Gesetz, dem nur eine einzige Tatsache gegenüberzustehen scheint, nämlich die Erfolglosigkeit der aus dem Boden gestampften Armeen Gambettas in der zweiten Hälfte des Deutsch-Französischen Krieges. Daß aber selbst diese Tatsache nur äußerlich der allgemeinen Erfahrung widerspricht, geht schon daraus hervor, daß die

militärischen Geschichtschreiber dieses Krieges der allzu locker improvisierten französischen Volkserhebung die höchste Anerkennung widerfahren lassen und ihren militärischen Leistungen höheren Respekt zollen als denen der echt militaristischen Armee, die bei Metz und Sedan in die Brüche ging. Sieht man aber von den Mißerfolgen dieser französischen Volksaufgebote ab, die sich übrigens zwanglos daraus erklären, daß ein Erfolg überhaupt unmöglich war und daß diese Volksaufgebote doch auch keine regelrechte Miliz, sondern in der Hauptsache ein zusammengeraffter Landsturm gewesen sind, so ist die Tatsache, daß sich in den Schlachten der Gegenwart immer jene Armee besser geschlagen hat, die der gegnerischen, wenn auch bloß oft nur um kleine Nuancen, an demokratischer Wesensfärbung überlegen war, einfach unbestreitbar. Am meisten auffällig hat sie sich im Burenkrieg zur Geltung gebracht, am wirksamsten, wenn auch am wenigsten sichtbar, im Russisch-Japanischen Kriege, und es tut mir nur leid, daß es mir im Rahmen dieses Artikels nicht vergönnt ist, mit einer genauen Analyse der japanischen Armeen, die bei Liaojang und Mukden den numerisch überlegenen Gegner aus dem Felde schlugen, aufzuzeigen, in welch überraschend hohem Maße das demokratische Wehrprinzip an diesen Siegen beteiligt ist. Daß die siegreichen Armeen der Balkanstaaten Milizheere sind, die kaum noch einen kleinen Einschlag von feudal-militaristischem Wesen in sich tragen, liegt offen zutage. Die Wahrheitsliebe gebietet, zu erwähnen, daß auch die türkischen Aufgebote nicht den Normalfall einer echt militaristischen Armee darstellen. Aber hätten sie gesiegt, wie wäre es da über die armen bulgarischen oder serbischen Milizen hergegangen, und wie hätte mit den Türken die militaristische Idee triumphiert, während ihre Vertreter jetzt umgekehrt mit Eifer bemüht sind, den eisernen bulgarischen Regimentern alle Merkmale der preußischen Garde anzudichten und die staubgeborenen Iwanows und Jowanowitsch oder Sawows und Sawitsch als ritterbürtige Kriegsjunker feinster Marke auszustaffieren.

Wenn es also überhaupt eine durchweg gültige Erfahrung im modernen Kriege gibt, so ist es die von der unwiderstehlichen Sieghaftigkeit der demokratischen Kriegsgewalt, und wäre der Militarismus seinen Lebensgesetzen nach eben nicht etwas ganz anderes als nach seinem Daseinszweck auf dem Schlachtfeld, dann würden eben die Gedankengänge der militärischen Theoretiker von dieser Erfahrung aus ihren Weg nehmen, um so lieber, als dieser Weg in der Richtung ihrer alten Clausewitzschen Dialektik liegt. Mochte es ihnen zunächst auch ganz mysteriös erscheinen, warum der Kriegsgott die Aktionen der demokratischer gearteten Heere so merkwürdig begünstigt, mit der Zeit würden sie schon die Ursachen dieser Überlegenheit des Milizentums entdecken. Sie würden schon dahinter kommen, warum gerade diese minder stramm disziplinierten Volkswehren, die obendrein an einem kläglichen Offiziersmangel leiden, eine so merkwürdige Geschicklichkeit besitzen, das große taktische Problem des modernen Krieges instinktiv zu lösen und wie im Traume die Synthese zu finden, die den unentrinnbaren Widerspruch des modernen Krieges, daß man zwar Angreifer sein muß, um siegen zu können, daß aber die Verteidigung unvergleichlich besser daran ist, in einer höheren Synthese der beiden taktischen Gegensätze aufhebt. Aber die Gedankengänge, die in diese Richtung führen, sind eben unstatthaft, der Militarismus muß sie sich versagen, weil er sich auf diese Weise selbst in Grund und Boden

denken würde. Dort, wo auch nur in blauer Himmelsferne die schattenhaften Umrisse einer demokratischen Volkswehr auftauchen, setzen die militärischen Gelehrten sofort ihren Verstand still und bescheiden sich mit der trivialen Weisheit, daß es der Kriegsgott mit den starken Bataillonen hält. Einen wenn auch noch so problematischen Vorsprung in der Zahl zu gewinnen, ist heute der Inbegriff ihres Sinnens und Trachtens, und so schöpfen sie denn bedenkenlos die Reservoirs der allgemeinen Wehrpflicht aus, immer größere Volksmassen in die immer enger und unerträglicher werdende Zwangsjage des militaristischen Prinzips hineinpferchend.

In Deutschland will man jetzt das Friedensheer auf einen zahlenmäßigen Stand bringen, den im Jahre 1870 das Kriegsheer samt der Landwehr faktisch nicht erreicht hat. Um nicht weniger als 116 000 Mann soll die Kopfzahl der Friedenspräsenzstärke an zweijährig dienenden Mannschaften erhöht werden — von 544 000 auf 661 000. Zu welchem Zwecke? Um eine durch die Machtverschiebungen auf der Balkanhalbinsel angeblich erfolgte unbedeutende Verschiebung der phantomhaften Ziffernrelation, die alle militärischen Gehirne beherrscht und ihre Berechnungen bestimmt, wieder auszugleichen. Der kleine Vorsprung in der Zahl, den nach sehr problematischen Schätzungen die Streitkräfte des Dreibundes gegenüber denen der Tripelentente behaupteten, soll sichergestellt werden. Auf wie lange? Auf ein Jahr höchstens, denn länger kann es nicht dauern, bis Rußland dieser Aufforderung, auch seinerseits die unerschöpfliche Menschenkraft, über die es verfügt, etwas mehr auszunützen, nachgekommen ist. Zu einer eigenen Initiative in dieser Hinsicht hat Rußland um so weniger ein Bedürfnis, als ja immer hervorgehoben wird, daß es zwischen Deutschland und dem Zarenreich eigentlich keine Interessengegensätze gibt. Wenn also Rußland sich in der nächsten Zeit entschließen wird, seine schwachen Finanzen abermals anzuspannen und noch ein paar Armeekorps aufzustellen, deren Aufstellung es lieber unterlassen hätte, so wird das russische Volk wissen, wem es diese Bescherung zu verdanken hat. Aber auch in den herrschenden Kreisen wird die Freundschaft für Deutschland nicht wachsen, denn wenn man auch sonst in Petersburg gegen Deutschland nichts hätte, so spürt man doch die vielen Millionen neuer Ausgaben, die einem der an sich vielleicht gleichgültige Nachbar aufnötigt, recht schmerzhaft. Es wird also, um einen ganz ephemeren und überdies, wenn man die kolossalen Streitermassen, um die es sich handelt, gegeneinander abwägt, ziemlich belanglosen Zahlenvorsprung zu sichern, Haß und Verbitterung gesät, es wird, um einen mehr eingebildeten als wirklichen Vorteil zu gewinnen, nicht nur die Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes auf die höchste Probe gestellt, sondern obendrein die Kriegsgefahr, die man doch angeblich beseitigen will, mehr als je verschärft.

Während die deutsche Heeresreform, so verwerflich sie politisch auch sein möge, doch wenigstens in der Bahn bleibt, die seine eigene innere Entwicklung dem Militarismus vorzeichnet, ist das bürgerlich-demokratische Frankreich im Fiebertaumel des Rüstungswahnes ganz ins Gleise der schwärzesten militärischen Reaktion geraten und hat sich zu einem Schritt entschlossen, der die gesamte europäische Demokratie auf das tiefste schädigen muß. Auch jenseits des Rheines ist es die „rage du nombre", die heute alles militärische Denken ausschließlich beherrscht, und weil man dort nicht mehr hoffen kann, den Vorsprung, den Deutschland durch das Wachs-

tum seiner Bevölkerung gewonnen hat, jemals wieder einzuholen, so ist man auf die Idee verfallen, durch Erhöhung der Dienstzeit auf drei Jahre die numerische Übermacht in den Friedensstand zu verlegen. Das ist nicht so aberwitzig gedacht, wie es auf den ersten Blick scheint, sondern bloß reaktionär. Es ist ein Versuch, auf der Basis der ausgedehntesten allgemeinen Wehrpflicht eine Armee bonapartistischen Gepräges zu gewinnen, die zunächst für sich allein ohne Ergänzung durch die Reservisten operationsbereit ist und mit überlegenen Streitkräften den Angriff eröffnen kann, ehe der Gegner durch Mobilisierung der Reserven seine schwachen Stände auf Kriegsfuß zu stellen vermag. Man will durch die dreijährige Dienstzeit erreichen, daß die Feldkompagnien zumal bei den Grenzkorps schon im Frieden nahezu kriegsstark sind und im Moment der Kriegserklärung aktionsbereit dastehen. Dieser Gedanke, den die Militärs ausgeheckt haben, hat sich mit gewaltiger Suggestionskraft der Köpfe fast aller bürgerlichen Politiker Frankreichs bemächtigt, und zwar desto unwiderstehlicher, je weniger sie von der Wirklichkeit der militärischen Dinge wissen. Die guten Patrioten ahnen in ihrer grenzenlosen Hingabe an den Militarismus nicht im entferntesten, daß sie die französische Jugend einem Phantom opfern und — daß von dieser ganzen tollreaktionären Reform nur die Qual wirksam werden kann, die das Verlängern der Dienstzeit hervorrufen muß, sonst aber nichts. Der französische Feldherr muß noch geboren werden, der die Verantwortung übernehmen wollte, mit einer, sei es auch noch so starken Friedensarmee und mit Kompagnien, die statt 120 Mann zwar 180 Mann zählen, aber doch auch nicht 300 Mann, wie es der richtige Kriegsstand heischt, den Angriff zu eröffnen. Wenn das aber doch geschähe, so wäre das ein sehr vorsichtiger und zaghaft vorwärtstastender Angriff mit tausend Bedenken und Hemmungen, über welche die kostbare Zeit verloren ginge. Schließlich wäre dann nichts weiter erreicht als ein kolossaler Wirrwarr bei der Mobilisierung der Reserven und damit der Zustand von 1870, wo ja ein guter Teil des Unglücks daraus entstand, daß man die Armee ohne Reserven für kriegsbereit hielt und sie durch Nachschübe glatt ergänzen zu können glaubte, als sie bereits in Bewegung war.

Die französischen Militärs haben allerdings für die Notwendigkeit einer Erhöhung der Friedensstände bei den Unterabteilungen noch ein Argument in Bereitschaft, sie sagen nämlich, daß sie bei der zweijährigen Dienstzeit überhaupt mit zu niedrigen Truppenständen arbeiten müssen und daß die Ausbildung darunter leide. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig und trifft auch für Deutschland zu; es ist aber nicht klug, wenn die Kriegsverwaltungen dieses Schwächemoment allzusehr hervorheben, weil sie damit nur das Grundübel der echt militaristischen Heeresorganisation enthüllen. Das organisatorische Gefüge einer militaristischen Armee ist starr, spröde und bar aller Anpassungsfähigkeit an die jeweilig gegebenen wirklichen Verhältnisse, weil es der bildnerischen Kraft einer einzigen, alles beherrschenden Tatsache unterworfen ist, die in der Hauptsache eine fixe Größe darstellt. Die Zahl der Mannschaften, die man jeweilig unter den Fahnen hat, ist variabel; die Zahl der Offiziere aber und der niedereren Elemente, die mit ihnen gemeinsam sich als kastenmäßig abgesondertes Söldnerkorps über das „Volk in Waffen" erheben, ist konstant. Sie allein aber ist das Maß der Dinge und der Einteilungsgrund des jeweilig verfügbaren Menschenmaterials. Die echt militaristischen Staaten wie Deutschland und Frankreich unterhalten ein außer-

ordentlich starkes Offizierkorps, damit im Kriege selbst die primitivsten und geringfügigsten Kommandostellen in den Händen des privilegierten Soldatentums bleiben. Im Frieden würden nun die meisten Offiziere ein müßiges Faulenzerleben führen müssen, wenn man die vorhandenen Truppen nicht nach ihrer, der Offiziere, Zahl einteilte, und so geschieht es, daß bei der Friedensausbildung die Kompagnien oft mit lächerlich geringen Ständen ausrücken müssen, wobei dann allen Beteiligten der Sinn für die wirklichen Größenverhältnisse abhanden kommt. Bei einer Volkswehr, die kein privilegiertes, in sich abgeschlossenes Offizierkorps, sondern höchstens eine gewisse notwendige Zahl von berufsmäßigen Instruktionsoffizieren hat, bestünde diese Frage nicht, denn sie kann die Einteilung ihrer taktischen Einheiten so vornehmen, wie die jeweilig gegebenen Truppenstände es heischen.

Von bürgerlich-demokratischer und, wie ich bemerkt habe, selbst von sozialdemokratischer Seite wird es nun der französischen Heeresreform gewissermaßen als mildernder Umstand zugebilligt, daß von der dreijährigen Dienstzeit auch alle Klassen der Nation in gleicher Weise betroffen werden sollen, und daß nach wie vor niemand ein gesetzliches Privileg haben soll, weniger als drei Jahre zu dienen. Das ist aber täuschender Schein, hinter dem sich eine Wirklichkeit verbirgt, die keine anderen Tatsachen zeitigt, als sie in Deutschland durch das Einjährig-Freiwilligenrecht gegeben sind. Wo die gesetzlichen Privilegien für die Söhne der Bourgeoisie fehlen, da stellt die Korruption zur rechten Zeit sich ein. Die „gebildete" Jugend Frankreichs wird höchstens mit einer größeren Willkür bei der Beurteilung ihrer Ansprüche auf Bevorzugung zu rechnen haben als die deutsche, aber sicher nicht härter angefaßt werden als diese. Selbst jene Elemente, die eine vorzeitige Beurlaubung zum Zwecke der Fortsetzung ihrer Studien, wie sie die Reformkommission ohnedies schon zugestanden hat, nicht erreichen werden, haben immer noch Aussicht, in den Schreibstuben vor den Rauhigkeiten des Dienstes Zuflucht zu finden, und sind dann immer noch bequemer daran als anderwärts die „Einjährigen", denen wenigstens die Strapazen des Drills nicht erspart bleiben. Es wäre lächerlich naiv, die demokratische Pose einer Bourgeoisie, die die ganze männliche Jugend ihrer Nation ausnahmslos auf drei Jahre dem Moloch zu opfern verspricht und nicht einmal für ihre eigenen Sprößlinge eine Bevorzugung in Anspruch nehmen will, auch nur einen Augenblick ernst zu nehmen. Die Wirklichkeit wirft da die Phrase gar rasch über den Haufen, und in Wirklichkeit ist es überhaupt nicht denkbar, daß die Bourgeoisie eine dreijährige Militärzeit für ihre Söhne erträgt, weil sie damit alle Möglichkeit, ihnen eine höhere Fachbildung oder eine Vorbereitung für intellektuelle Berufe angedeihen zu lassen, schlechthin preisgeben müßte. Sie würde gar bald entdecken, daß es für niemand ersprießlich ist, wenn man der demokratischen Billigkeit halber die Hochschulen veröden läßt, um bloß die Kasernen zu füllen.

Bis vor einiger Zeit noch konnte man glauben, daß die Entwicklung des Militarismus zur Miliz sich auf dem Wege allmählicher Demokratisierung in langsamen Übergängen vollziehen werde. Man ahnte nicht, daß sich die europäischen Großstaaten auch die schwersten Belastungsproben ihrer finanziellen Kraft so ruhig gefallen lassen würden. Man hatte daher zureichenden Grund, anzunehmen, daß das Bedürfnis, die Wehrkräfte der Nationen durch völlige Ausschöpfung des Reservoirs der allgemeinen Wehrpflicht aufs

äußerste in Anspruch zu nehmen, zum mindesten immer weitergehende Verkürzungen der Dienstzeit herbeiführen werde. Nun zeigte sich, daß der Militarismus unter dem Beifall der besitzenden Klassen hüben wie drüben in der Anspannung der Wehrkraft so weit gehen darf wie die Miliz, ohne sich damit selber preiszugeben. Scheint das nicht zu beweisen, daß die Lebensenergien der militaristischen Gewalt stark genug sind, um aller Gifte, die das Innerste ihres Wesens zersetzen möchten, dauernd Herr zu werden? Nein! Es beweist nur, daß statt einer allmählichen Umbildung ein katastrophaler Zusammenbruch erfolgen wird, der unter der Überanspannung der Finanzen doch eintreten muß, und zwar dann, wenn erst die wirkliche Probe auf das Exempel gemacht wird — im Kriege. Die große Waffenentscheidung, auf die alles hinarbeitet, wird den Militarismus katastrophenhaft zu Fall bringen und mit ihm wahrscheinlich noch etwas mehr. Diese Waffenentscheidung wird aller Voraussicht nach einen ganz anderen Verlauf haben als den bisher üblichen. Die Überraschung, die der nächste Krieg im Schoße birgt, wird die sein, daß es keinen Sieger geben wird. Auch die taktisch erfolgreiche Armee wird nicht mehr erreichen, als daß sie die Offensive des Gegners stoppt und ihn auf seine Defensivstellungen zurückwirft, an denen sich dann bei der Unmöglichkeit einer Flankenwirkung oder Umgehung jeder Angriff verbluten muß. Das Bild, das schon die Schlachten des Russisch-Japanischen Krieges geboten haben und das sich nun wieder an der Tschataldschalinie wieder zeigt, ist das Bild eines zukünftigen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich, denn die Massen, die für diesen Krieg in Betracht kommen, sind so groß, daß auf beiden Seiten der verfügbare Raum für die ungeheure Aufmarschfront selbst den in erster Linie operierenden Korps zu enge werden muß. Da werden sich denn beiderseits die Kräfte in vieltägigem frontalen Ringen aneinander abreiben, die Blutverluste werden ungeheuer sein, da und dort wird es dem moralisch oder numerisch Stärkeren glücken, den Gegner ein paar Kilometer zurückzudrängen, vielleicht sogar stellenweise seine Front zu durchbrechen, aber ein Wörth oder Gravelotte wird es da nicht geben, geschweige denn ein Königgrätz oder gar ein Sedan. Der Sieger wird an seinem Siege, dessen Kosten er selbst tragen muß, genau so verbluten wie der Besiegte an der Niederlage, und die Rückwirkungen des Krieges werden daher in beiden kriegführenden Staaten dieselben sein, jedenfalls von Grund aus andere als bei den Kriegen früherer Epochen, die dem einen Staate mit dem entscheidenden Siege eine gewaltige Stärkung des Militarismus brachten, den anderen aber gerade durch die Niederlage zwangen, dem Sieger auf seiner Bahn zu folgen.

Welche Aufgaben erwachsen nun der deutschen Sozialdemokratie gegenüber dem Kriegsrummel? Einerseits muß sie alle Rüstungen auf das entschiedenste bekämpfen und ausgiebige Einschränkungen verlangen, andererseits muß sie den Milizgedanken immer schärfer herausstellen und eindringlicher propagieren. Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch. Denn wohl ist die Miliz keine Abrüstung, sondern bedeutet im Gegenteil eine Aufrüstung der Nationen bis an die möglichen Grenzen, aber es geht ihr von vornherein jede Angriffstendenz ab, während dagegen im militaristischen Staate jede Heeresverstärkung eine Provokation des Nachbars ist und dadurch eine Gefährdung, zum mindesten eine Vergiftung des Friedens. Unter echt militaristischen Verhältnissen ist daher der Protest und die Agitation gegen alle

Militärforderungen zu Rüstungszwecken einzige Möglichkeit, praktische Friedenspolitik zu machen. Man könnte sich nun allerdings in Deutschland auch auf den Standpunkt stellen, daß man die Erhöhung des Friedenspräsenzstandes um volle hundertdreißigtausend Mann benützen müsse, um dafür vom Militarismus als Kompensation Fortschritte auf dem Wege zur Demokratisierung des Heeres zu fordern. Wenigstens eine Herabsetzung der Dienstzeit auf achtzehn Monate und, was bei energischem Ansturm sogar praktisch erreichbar wäre, die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei den reitenden Truppen. Eine solche Politik bliebe allerdings im Bereich der Möglichkeit, aber nur dann, wenn die deutsche Heeresvorlage eine Abwehrmaßregel gewesen wäre gegen vorausgehende Rüstungsaktionen Frankreichs und Rußlands, während ja in Wirklichkeit der deutsche Militarismus die Rolle des anfangenden Karnickels gespielt hat.

So, wie die Dinge gegenwärtig liegen, kommt aber eine solche Kompensationspolitik, wie sie selbst einige Bürgerliche — darunter sogar ein General — aus Angst vor der „Vermögenskonfiskation" vorschlagen, für uns überhaupt nicht in Betracht. Die Position der Sozialdemokratie in allen Wehrfragen ist mehr denn je der Milizgedanke, und um so fester wird diese Position gegenüber allem patriotischen Gesalbader, je deutlicher sich erweist, daß die Miliz nicht bloß die demokratischere, sondern auch die stärkere Wehrverfassung ist. Das zu erweisen ist aber nach den Erfahrungen der letzten Feldzüge wirklich nicht mehr schwer; denn daß der demokratische Massenwille im Kriege eine stärkere Macht ist als die mechanische Disziplin, geben die Militärgelehrten nachgerade schon selbst zu. Sie werden überdies nicht bestreiten können, daß eine gut organisierte Miliz auch in technischer Hinsicht hinter dem Militarismus nicht zurücksteht und zumal in den Ländern mit hochentwickeltem Verkehrswesen ihre Formationen ebenso rasch auf schlagfertigen Stand bringen kann wie jener. Wozu noch kommt, daß die Miliz die Wehrkraft der Nation voll auszunutzen vermag, ohne durch ein dauerndes Übertrainieren der schwächeren Elemente die Bevölkerung schon im Frieden physisch zu schädigen, wie es in Frankreich bereits der Fall, wo der Waffendienst allmählich ein Förderungsmittel der physischen Entartung wird, statt eine Gesundungsquelle zu sein, wie er es bei einem vernünftigen Maße von körperlicher Erziehung sein könnte.

Es gibt mithin nichts Einfacheres als unsere Politik gegenüber den neuen Ausschreitungen des Rüstungswahnsinns. Indem wir den Frieden wollen, kämpfen wir auf das entschiedenste für die Einschränkung aller militärischen Rüstungen, indem wir aber auch die Verteidigungsfähigkeit des Reiches wollen, verlangen wir die Umwandlung des stehenden Heeres in eine Miliz, von der wir wissen, daß sie die militärische Sicherheit des Landes besser gewährleistet als der Militarismus. Wir wollen die Miliz, weil sie eine Armee ohne Angriffstendenz ist, wir wollen sie aber auch, weil die Erfahrung lehrt, daß die Milizen ihr Vaterland besser und, wenn man will, sogar mit größerer Wut verteidigen als die Drillsoldaten, weil wir ferner wissen, daß die Volkswehr einen anpassungsfähigeren Organismus hat als die militaristische Armee, und weil wir schließlich erkannt haben, daß der demokratische Wehrinstinkt auch die taktischen Probleme der modernen Feldschlacht besser zu meistern versteht als der eingewerkelte Drill.

Eine vergessene Industrie.

Von Fritz Puchta.

Die aufrüttelnde und stürmende Kraft, mit der die Arbeiterbewegung sich Bahnen bricht und in den Herzkammern der industriellen Welt ihre Throne baut, wirkt magnetisch weit über ihr unmittelbares Tätigkeitsgebiet hinaus. Von den leuchtenden Zeichen einer aus proletarischer Vereinigung geborenen und mit wachsender Unwiderstehlichkeit sich durchsetzenden Massenkraft fallen hoffnungweckende Lichtscheine in die zurückgebliebensten Gegenden. Der Wille zum tatenfrohen Widerstand gegen zunehmende Verelendung reift bei den Unterdrücktesten heran. So vollzieht sich gerade jetzt ein Aufrecken gegen Generationen lang ertragene herbe Not in einer von aller Welt vergessenen Industrie.

An die waldigen Bergesrücken des Fichtelgebirges geklebt liegen die weitgebauten, zwar ärmlichen, aber freundlichen Dörfer, in denen die uralte Industrie der Glasperlenmacherei zu Hause ist. Die Herstellung der einfachen bunten Glasperlen ist eine Spezialarbeit des Fichtelgebirges und blickt dort auf eine jahrhundertelange Geschichte zurück. Der Sagenkranz, der die graueste Vorzeit dieses an Reizen reichen Mittelgebirges umgibt, enthält manche Andeutung auf die Glasmacherei. Die „Venediger", wie die ursprünglich aus dem alten Sitze der Perlenmacherei Zugewanderten hießen, belebten einst die fast endlosen Wälder dieses Gebirges. Der unermeßliche Holzreichtum, die Möglichkeit, das zur Herstellung des Glases nötige mineralische Rohmaterial ohne besondere Mühe am Orte selbst aus dem Boden zu graben, machte die Gegend für eine Heimstätte der Glaserzeugung wie geschaffen. Im siebzehnten Jahrhundert schon werden die Gläser des Fichtelgebirgsortes Bischofsgrün erwähnt, und im achtzehnten Jahrhundert genießen sie eine Berühmtheit. Die Kaufleute aus ganz Deutschland rissen sich um den Glasstand. Kein Wunder, daß bei den kärglichen Erwerbsmöglichkeiten im Fichtelgebirge die Glasmacherei sich über die ganze Gegend ausbreitete. Die Herstellung beschränkte sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr auf Perlen. Eine sprunghafte Entwicklung brachten die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Perlenindustrie. Zwei oder drei Jahrzehnte später trat ein verwüstender Rückschlag ein. Die Öfen in den „Glashütten" zu Brandholz, Weidenberg, Grünberg, Erbendorf, Brand, Kaiserhammer, Furthammer und vielleicht noch andere, jetzt längst vergessene, erloschen.

Während die technische Entwicklung in unerhörtem Siegeszug durch die Welt fegte, mit unwiderstehlicher Kraft in die festesten Verhaue der Handarbeit eindrang und überlebte Produktionsmethoden als Plunder über den Haufen blies, blieb sie vor den Glashütten der Perlenmacher wie festgewurzelt stehen. Vor einem Vierteljahrtausend wurde die Glasperle mit genau den gleichen Werkzeugen auf genau die gleiche Weise gemacht wie heute! Äußerlich und innerlich hat der Betrieb nicht die geringste Änderung erfahren. Eine düster und mürrisch in die entzückende Naturszenerie dreinschauende und stets baufällig aussehende große Scheune (wenigstens macht sie den Eindruck einer solchen) ist die „Glashütte". Allerlei Gerümpel, Fässer mit Rohmasse, Kisten

und Körbe, riesige Holzvorräte umgeben sie. Im Innern herrscht ständige Dämmerung, was dem rußigen Raume ein besonders trostloses Aussehen gibt. Das Dach ist meist schadhaft, und der Regen tropft herein. Den Fußboden bildet fast immer die unbedeckte Erde. Die Fenster sind spärlich und lassen nur wenig Licht herein, da die Glasscheiben schmutzig und durch die im Raume sich entwickelnden eigentümlichen Dünste (giftiges Feuerwasserstoffgas, das aus dem Flußspat sich bildet) stets blind sind. Um den ringförmigen, etwa 5 Meter im Durchmesser betragenden Schmelzofen, der eine wie ein Kanal fast den ganzen Ofen durchziehende Schüröffnung hat, zu dessen Seiten die weißglühenden und mit flüssiger Glasmasse gefüllten viereckigen großen Behälter stehen, sitzen immer etliche zwanzig Menschen bei der Arbeit. Die Entfernung der Arbeitsplätze von der Ofenwand, die eine furchtbare Hitze ausstrahlt, ist ungefähr ein Meter. Diese Entfernung kann nicht größer sein, da die Perlenmacher ununterbrochen mit dünnen Eisenstäben durch die vor dem Arbeitsplatz in der Ofenwand vorhandene Öffnung in die flüssige Glasmasse langen müssen. Der Stab wird dann schnell wieder herausgenommen und mit der an seiner Spitze haften gebliebenen kleinen Menge flüssigen Glases schnell gedreht, wodurch das Glasteilchen rund und hart wird. Wieder wird der Eisenstab in die mit der flüssigen Glasmasse gefüllten „Arbeitstöpfe" im Ofen getaucht, herausgenommen und wieder gedreht. Der Vorgang wiederholt sich mehrere Male, bis sich am Stabe eine Anzahl fertige Perlen befinden, die dann durch Klopfen auf den Stab von ihm gelöst und in einen bereitstehenden Behälter geworfen werden.

Die Mischung der Rohstoffe für das im Ofen zu schmelzende Glas (Quarzsand, Soda, Pottasche, Flußspat usw.) wird meist in einem vom Arbeitsraum getrennten Gelaß vorgenommen. Aber bei der Überführung dieser Masse in die Tiegel des Glasofens läßt es sich nie völlig vermeiden, daß der Staub sich auch in der Glashütte verbreitet. Die längere Zeit weißglühend-flüssig erhaltene Masse wird gereinigt, herausgenommen und durch Übergießen mit Wasser plötzlich zum Erkalten gebracht. Diese Prozedur wird sehr häufig in der Glashütte neben den Arbeitsplätzen vorgenommen, dicke Dämpfe erfüllen dabei den ganzen Arbeitsraum. Die so bearbeitete Glasmasse kommt dann in die direkt vor den Arbeitsplätzen im Ofen eingebauten Arbeitstiegel, wo sie in der geschilderten Weise verarbeitet wird. Die Feuerung des Ofens geschieht mit Holz. Die erzeugte Hitze beträgt in der Regel 1400 bis 1600 Grad Celsius.

Vor diesem glühenden Höllenrachen sitzen nun die Perlenmacher zusammengekauert und drehen mit verblüffender Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, ohne aufzuschauen, die flüssigen Glasklümpchen zu den einfachen, wenn auch in einigen dreißig Farben und verschiedenen Größen vorhandenen Glasperlen. Da die Öfen ununterbrochen unter Feuer stehen, weil die Glasmasse flüssig erhalten werden muß, besteht *ununterbrochener Betrieb*. Die Perlenmacher arbeiten in zwei Schichten zu je zwölf Stunden. Die eine Schicht beginnt ungefähr um 12 Uhr mittags und endet nachts 12 Uhr, die andere beginnt um diese Zeit, um dann mittags 12 Uhr wieder zu enden. Vorschriften über die Pausen bestehen nicht.

Die Art der Arbeit macht es gänzlich unmöglich, die zwölf Arbeitsstunden in voller Intensität auszunützen. Im Sommer, wenn zu der vom Ofen aus-

strahlenden Hitze noch die Einwirkung der Lufttemperatur von außen kommt, macht der Arbeiter länger und öfters Pause wie im Winter, wo durch die von allen Ritzen und Öffnungen des elenden Gebäudes eindringende Kälte die Hitze in der „Hütte" gemildert wird. Immer aber tritt nach fünf oder sechs Stunden ununterbrochener Tätigkeit eine totale Erschöpfung der Arbeiter ein, die 1 bis 2 Stunden Ruhe zur unabweisbaren Notwendigkeit macht. Man findet deshalb in allen Perlhütten Schlafräume. Es sind dies wahre Höllen. Sie sind räumlich völlig unzureichend und starren vor Schmutz. Ungeziefer, besonders Flöhe gedeihen bei der darin fast immer brütenden Wärme wundervoll. Ich sah einen solchen „Erholungsraum", der 1,90 Meter hoch war und 12 Quadratmeter Flächenraum hatte. Auf dem Fußboden lag handhoch der Schmutz. Eine Reinigung hatte keinen Zweck, denn auf der einen Seite des kleinen Raumes stand ein großer Bottich, in dem die Tonmasse hergestellt wurde, aus dem die feuerfesten Schmelztiegel für den Betrieb verfertigt werden. Das war ungefähr so, als wenn man in einem Schlafzimmer Kalk löschen und Sandsäcke ausstäuben würde. Der Staub der Tonmischung erfüllte natürlich den Raum bis in die letzte Ritze. Auf den Fußboden hatte man Bretter gelegt und diese mit alten Säcken bedeckt, deren Gewebe mit dem mehlfein geriebenen Glasrohstoff gefüllt war. Das war die Schlafstätte für einige zwanzig Arbeiter. Und das ist — wie man mir versicherte — noch lange nicht die schlechteste.

Es ist durchaus begreiflich, daß die Leute während ihrer Erholungspausen sich gar nicht besonders nach solchen Räumen drängen. Sie lagern sich häufig unmittelbar im Arbeitsraum in Staub und Schmutz und Hitze, um aus einer Stunde besinnungslosen Erstarrens Kraft für die Weiterarbeit zu schöpfen.

Man findet in den Betrieben auch vereinzelt Lehrlinge, meist Söhne der Perlenmacher. Wenn sie das 16. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, dürfen sie nur 6 Stunden arbeiten, weshalb für diese Kinder der Tag auf vier Schichten geteilt ist. Doch wird diese Arbeitszeit nicht mit besonderer Gewissenhaftigkeit eingehalten. Oft finden sich nur drei der jungen Arbeiter zur Teilung der 24 Arbeitsstunden, manchmal fehlt noch einer, dann arbeiten die beiden eben solange sie mögen — die Gewerbeaufsicht verirrt sich ja fast nie in diese Waldesgründe und Bergesschluchten.

Eine Sonntagsruhe hat man früher bei den Perlenmachern kaum gekannt. Die Gesetzgebung und die Arbeiter selbst haben inzwischen ja manches gebessert, aber auch heute noch vermag sich der Perlenmacher auch nicht am Sonntag von seinen Arbeitsqualen völlig zu befreien. Formell ruht heute in den Perlenhütten am Sonntag die Arbeit 24 Stunden. Aber auch an diesem Tag muß der Perlenmacher 3 bis 4 Stunden in der Hütte zubringen, wenn er bei Beginn seiner Schicht alles in Ordnung haben will. Er muß seine „Arbeitstöpfe" richten oder frisch einstellen, den Glaswechsel vornehmen, wenn die Perlen eine andere Farbe bekommen sollen und was dergleichen Arbeiten mehr sind. Besorgt er das nicht am Sonntag, so muß er es während der Arbeitsschicht tun, wodurch sein Lohn wesentlich geschmälert wird. Denn für all diese notwendigen Vorbereitungsarbeiten wird nichts bezahlt.

Nach Beendigung der zwölfstündigen Schicht schleppt der müde Arbeiter sein meist mehr als zentnerschweres Arbeitsprodukt in einem Sack nach

Hause, denn die Perlen müssen noch an Fäden aufgezogen werden, ehe sie dem Unternehmer abgeliefert werden. Das „Anfädeln" ist Heimarbeit, die von den Angehörigen des Perlenmachers, meist von der Frau und den Kindern, geleistet wird. Um die vom Manne täglich hergestellten Perlen auf Fäden zu ziehen, hat die Frau 4 bis 5 Stunden zu arbeiten.

Wo sich die Lohnarbeit in ihrer abstoßendsten Form — der Heimarbeit — zeigt, hat sie die Einspannung der zarten Kinderhände in die Lohnfron im Gefolge. So auch in der Perlenindustrie. Zum Anfädeln der Perlen werden Kinder jeden Alters, bis herab zu den Sechs- und Fünfjährigen, verwendet. Als vor Jahren eines der Perlenmacherdörfer mit einem neuen Pfarrer beglückt wurde, ereignete sich etwas, das die sonst recht fromme Bevölkerung fast zu einer kleinen Revolution gegen diese göttliche Obrigkeit getrieben hätte. Der Pfarrer entdeckte die Kinderarbeit und die damit verbundene Übertretung der Kinderschutzgesetze. Er machte die Behörde aufmerksam, und die sandte einen Gendarmen hin, der des Pfarrers Angaben bestätigt fand. Darauf flatterten ins Dorf einige Strafzettel, was die hellste Empörung hervorrief. Es wiederholen sich hier eben in kleinem Stile und in milder Form die Erscheinungen, die Marx in der Sturmzeit der englischen Textilindustrie fand und im „Kapital" so packend schilderte.

Der Lohn des Perlenmachers stellt also die Bezahlung für seine, der Frau und, unter Umständen, seiner Kinder Arbeit dar. Und dieser Lohn ist ganz unfaßbar niedrig. Für die Herstellung und das Anfädeln von tausend Rundperlen werden jetzt zwanzig Pfennig bezahlt. Wenn der Perlenmacher mit seiner Frau täglich 3 Mark verdienen will, muß er 15 000 Perlen liefern können! Nur eine durch Generationen hindurch vererbte und gesteigerte berufliche Geschicklichkeit und unzulängliche Pausen bei überlanger Arbeitszeit ermöglichen es dem Perlenmacher, bei dieser Entlohnung das zu verdienen, was zur allerkärglichsten Ernährung nötig ist. Die mir vorliegende Lohnliste eines Betriebs, der die Perlenmacher in der üblichen Weise entlohnt, zeigt uns folgendes: 1910 war der von einem Arbeiter erreichte Jahreshöchstverdienst 971 Mark 60 Pfennig. Von 49 Arbeitern dieses Betriebs waren nur 5, die mehr als 800 Mark Jahreslohn erzielten. 17 verdienten weniger als 500 Mark! Auch das Jahr 1911 verklärt dieses Elendsbild nur wenig. Der höchste Jahreslohn war hier 1004 Mark 64 Pfennig, nur 6 hatten mehr wie 800 Mark Verdienst, und 10 mußten sich mit weniger als 500 Mark Lohn für ein Jahr voller Mühe begnügen. Eine andere Perlenhütte hatte 1911 als Höchstlohn 998 Mark zu verzeichnen, der niedrigste Jahreslohn war hier 560 Mark. Immer aber ist dabei zu bedenken, daß die Perlenmachersfrau den Mann zur Erreichung dieser Löhne noch unterstützen mußte. Dabei stellen diese Löhne noch einen Fortschritt dar gegen die vor einigen Jahrzehnten üblichen! Es wurden damals für 1000 Rundperlen nur 15, ja sogar nur $12^1/_2$ Pfennig gezahlt. Zu Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hingegen wurden für 1000 Rundperlen, die allerdings etwas sorgfältiger hergestellt waren, 90 Pfennig Arbeitslohn gegeben. Das war die Zeit, wo die Kaufleute am Ofen hinter dem Perlenmacher standen und auf jede Perle warteten. Ein weißköpfiger Siebzigjähriger erzählte leuchtenden Auges von jener Zeit; er hat damals einmal in 14 Tagen 39 Gulden (etwa 67 Mark) verdient, der höchste Lohn in seinem langen Leben!

Die niedrigen Akkordlöhne werden noch geschmälert durch das „Hinausschreiben". Wenn nämlich der Unternehmer bei der Ablieferung eine kaum merkbare Gewichts- oder eine völlig belanglose Farbenabweichung der Perlen entdeckt, wird für sie nichts bezahlt. Früher ist mit diesem grausamen Brauch geradezu willkürlich verfahren worden, in neuerer Zeit hat es sich etwas gebessert.

Das Abliefern der angefädelten Perlen erfolgt oft täglich, in manchen Betrieben jedoch nur zwei- oder dreimal in der Woche. Mit Zentnerlasten bepackt klettern dann die Frauen der Perlenmacher von den Höhen herab, auf denen ihre Wohnstätten stehen. Wo die Lieferfristen länger sind, muß vor dem Liefertag oft bis 3 oder 4 Uhr morgens „angefädelt" werden. In irgendeiner Schupfe erfolgt die Abnahme der Perlen. Zwei und drei Stunden harren da die Frauen, bis die Reihe an sie kommt. An Schimpfworten aus dem Mund des Unternehmers fehlt es dabei nicht, und unvermutetes „Hinausschreiben" wirft heute noch manche bescheidenen Hoffnungen und Pläne der Perlenmachersfrau über den Haufen. Der Arbeiter hat sich auch die Werkzeuge noch von seinem Lohn selbst zu kaufen. Sie sind zwar bei ihrer äußerst primitiven Art nicht teuer. Die nötigen Eisenstäbe und ihre Reparaturen, die Beschaffung der gebrauchten Tonlösung, der Arbeitstöpfe und verschiedene Reparaturen an ihnen und am Ofenteil vor dem Arbeitsplatz verursachen jährlich etwa 15 Mark Kosten. Immerhin ist das ein Durchschnittswochenverdienst, dessen Verlust bei dem kläglichen Haushaltsetat des Perlenmachers ins Gewicht fällt.

Der Unternehmer — „der Herr" wird er genannt — kümmert sich um die Einzelheiten im Betrieb sehr wenig. Eine Beaufsichtigung der Arbeiter ist ja auch nicht nötig, da das Akkordsystem, verschärft durch die niedrigen Lohnsätze, die Arbeiter ruhelos voranjagt. Dafür aber kümmert sich „der Herr" um etwas, das ihn gar nichts angeht: er beobachtet scharf, wo der Arbeiter seine Lebensmittel kauft. Denn alle Besitzer der Perlenhütten sind zugleich Inhaber von Krämerläden. Daraus hatten sich früher schändliche Zustände entwickelt, die dem Kampfe gegen das Truckſystem glänzende Waffen hätten liefern können. Diese „idyllischen" Zustände gehören nun freilich der Vergangenheit an, oder richtiger: sie treten nach außen hin nicht mehr in Erscheinung. Aber im Verborgenen blühen sie immer noch. Sie sind nur modernisiert. Ein dunkles Gefühl, das durch zweideutige Äußerungen des Unternehmers noch gestärkt wird, sagt dem Perlenarbeiter, daß es seiner elenden Existenz nicht förderlich ist, wenn er dem Verkaufsladen „des Herrn" fernbleibt. Im Unternehmerladen sind in der Regel die Preise höher wie anderwärts. Ein Laden, in dem nur fünfzig Perlenmacher ihre Bedürfnisse deckten, erzielte in einem Jahre 2600 Mark Reingewinn. Wie unsäglich kleinlich mitunter die Habgier eines Unternehmerkrämers sich regt, mag die Tatsache zeigen, daß von verkauftem Gutschein-Seifenpulver die Verpackung gelöst wurde und die Gutscheine im Besitz des Unternehmers blieben, damit dieser sich die Geschenke der Seifenfirma verschaffen konnte!

So frißt Unternehmerhunger noch an der kärglichen Frucht, die dem Arbeitsfleiß der Perlenmacher bleibt. Selbst die erhabene Schönheit der Natur, in der die Perlenmacherdörfer gebettet liegen, wird diesen Proletariern zum Schaden. Die Dörfchen entwickeln sich zu Sommerfrischen, in die sich ein

Strom von Erholungssuchenden aus den Städten ergießt. Dadurch werden die Lebensmittelpreise derart in die Höhe getrieben, daß sie sich durch nichts von denen der Großstädte unterscheiden. Kartoffeln — auf alle mögliche Art zubereitet —, Käse, billiges Gemüse, Heringe sind darum die Hauptnahrungsmittel der Perlenmacher, während Fleisch auf ihrem Küchenzettel nur äußerst selten zu finden ist. Aber auch zur Beschaffung dieser wohlfeilen und minderwertigen Nahrungsmittel würde der Lohn nicht ausreichen, wenn die Leute nicht etwas Landwirtschaft treiben oder sich mit Taglöhnern bei den Gütlern, mit Holzfahren, Stückgraben, Holzschälen, ja sogar Steinhauen einen Nebenverdienst verschafften. Manche fassen in einer unternehmungslustigen Laune den verwegenen Entschluß, sich ein paar Schweinchen zu mästen. Bis die Borstentiere zum Schlachten reif sind, hat der Perlenmacher so viel Schulden für gekaufte Futtermittel, und es lockt ihn das beim Verkauf der Schweine herauszuschlagende Geld — mit dem er Dutzende drängender Forderungen befriedigen könnte — so sehr, daß er seine vierbeinigen Lieblinge in einem heroischen Entschluß häufig wieder *verkauft*. Die leckeren Schinken und Würste sind eben durch des Geschickes Macht nicht für des Perlenmachers Magen bestimmt.

Mit der Nebenbeschäftigung *steigt aber die Arbeitszeit ins Ungemessene*. Es wurde mir ein Fall geschildert, wo ein Perlenmacher, der mittags $^1/_2$12 Uhr seine zwölfstündige Schicht beendet hatte, regelmäßig noch *bis abends 8 Uhr Nebenarbeit* leistete. Und was erzielte der Mann an Lohn? Rund 600 Mark mit der Perlenmacherei und ungefähr 400 Mark aus der Nebenarbeit. Das sind 1000 Mark Jahreslohn bei täglich *zwanzig Stunden Arbeit*!

Die Anwesenbesitzer („Gütler") vermieten oft zu billigem Preise an die Perlenmacherfamilien Wohnungen, wofür dann die Mieter dem Gütler unentgeltlich landwirtschaftliche Arbeiten leisten müssen. Im allgemeinen sind die Wohnungsverhältnisse unbefriedigend. In der Regel hat eine Perlenmacherfamilie ein Zimmer und ein Kämmerlein zur Verfügung, wofür 50 bis 70 Mark Jahresmiete gezahlt werden muß. Der Zugang zu der Mieterwohnung geht nicht selten durch die Wohnung des Vermieters. Die Fälle, wo sich der Glasmacher den „Luxus" *zweier* Wohnräume gestattet, sind recht selten.

Die ungenügende Ernährung würde im Verein mit der langen Arbeitszeit und den schlechten Wohnungsverhältnissen allein genügen, den Gesundheitszustand der Perlenmacher herabzudrücken. An der Zermürbung der Gesundheit dieser Leute arbeitet aber mit besonderer Wirksamkeit die Eigenart der Produktionsweise. Hierüber hat ein Mediziner, der jetzige Landesgewerbearzt Dr. *Franz Koelsch* in München, sehr beachtenswerte Feststellungen gemacht.[1]

Er schildert die Folgen der Staubentwicklung, die dem Arbeiter zwar nach einiger Zeit nicht mehr so lästig fällt, seinem Organismus aber, besonders seine Lungen in der schwersten Weise schädigen. Die Lungen sollen oft bis zu 22,7 Prozent Kieselsäure und Sand enthalten, die als „Lungensteine" ausgehustet werden. Auch die sich beim Arbeitsprozeß entwickelnden

[1] Dr. med. *Franz Koelsch*: *Die Glasperlenfabrikation im Fichtelgebirge*. Eine hygienisch-soziale Studie. Erschienen in „Friedreichs Blätter für gerichtliche Medizin". 1907

Gase sind oft höchst schädlich, besonders da als Farbstoffe sowie als sogenannte Verbesserungsmittel Substanzen wie Arsen, Antimon, Kupfer, Chrom, Uran, Kobalt, Blei usw. verwendet werden. Die Folgen zeigen sich in schweren Störungen im Magen-Darmtraktus, in nervösen Störungen, die sich bisweilen bis zu Lähmungen steigern, und in Abmagerung und Mattigkeit bis zu schwerer Anämie und schnellem Marasmus. Die heftige Wärmeausstrahlung der Öfen führt zu Kehlkopf- und Bronchialkatarrhen, Muskel- und Gelenksrheumatismus, sie begünstigen vor allem das Auftreten von Infektionskrankheiten. Dazu kommen Kopfschmerzen und Schwindelgefühl und Blutandrang zum Gehirn, der in heißen Sommern eventuell bis zum Sonnenstich führen kann. Das grelle den Öfen entströmende Licht führt zu Erkrankungen der Augen, besonders zu Trübungen der Linse.

Koelsch erwähnt da eine Augenuntersuchung von 506 Glasbläsern, die unter ähnlichen Umständen arbeiten wie die Perlenmacher. Von den Untersuchten litten 59 gleich 11,6 Prozent an degenerierten Linsen! Auch bei den Perlenmachern liegen die Dinge nicht anders, schon in früher Jugend läßt bei ihnen das Augenlicht nach, und es sind nur wenige, deren Augen sich dauernd widerstandsfähig erweisen. Von den mechanischen Verletzungen erwähnt Koelsch: Verbrennungen, Schwielenbildung und Ekzeme an den Händen, Fingerkrämpfe bei Anfängern, Sehnenscheidenentzündungen und — infolge ständigen gebeugten Sitzens — Deformationen der Wirbelsäule. „Endlich wäre als indirekte Folge mangelnder Arbeitspausen eine gewisse Unterernährung anzuführen, sei es, daß bei der kurzen benützten Zeit die Nahrungsmittel allzu hastig aufgenommen werden, oder daß auf eine ausgiebige Nahrungsmenge von vornherein verzichtet wird, nachdem die nötige Zeit hierzu nicht zur Verfügung steht."

Bis vor kurzem wurden die gesundheitlichen Verhältnisse der Perlenmacher noch durch einen starken Schnapskonsum ungünstig beeinflußt. Der Unternehmer hatte gar nichts dagegen, wenn sich die Arbeiter betranken, wenn nur der Fusel von ihm bezogen war. Als die Sozialdemokratie vor Jahren dem Schnaps den Krieg erklärte, verschwand er auch aus den Perlenhütten so ziemlich. Eine genossenschaftlich betriebene Perlenhütte hatte bei der Proklamierung des Schnapsboykotts gerade 16 Fässer des Fusels auf Vorrat. Bezahlt war das Zeug nun einmal, und so tranken denn die Arbeiter ganz verzweifelt fast noch ein ganzes Jahr aus Leibeskräften, um die Fässer leer zu kriegen. Bestellt wurde aber von dem Gifte nichts mehr.

Es hat nie an Versuchen unter den Arbeitern gefehlt, in der vergessenen Glasperleninduſtrie gesunde Verhältnisse zu schaffen. In neuerer Zeit haben sich die Perlenmacher gewerkschaftlich organisiert, politisch gehören sie — bis auf die Arbeiter eines oberpfälzischen Betriebs — seit langem zur Sozialdemokratie. Vor einigen Jahren klammerten sich die Perlenmacher an die Genossenschaftsidee, in der sie die Möglichkeit einer Rettung aus ihrem Elend sahen. Es bestehen jetzt zwei Perlenhütten, die von den Arbeitern in der genossenschaftlichen Form betrieben werden. Eine davon befindet sich in Warmensteinach. Sie wurde im Jahre 1900 im Anschluß an einen Kampf gegen die damals unerträglich gewordenen Lohn- und Arbeitsverhältnisse gegründet.

Aber auch die Genossenschaftshütten können sich den Tendenzen nicht entziehen, die das ganze Gewerbe der Glasperlenfabrikation am Boden halten. Die Glasperle ist eben kein notwendiger Bedarfsartikel und findet in der Hauptsache nur Absatz in Ländern, die von der modernen Kultur noch nicht erfaßt sind. Indien, Südamerika, Afrika sind die Absatzgebiete. Doch auch dort wird der Markt immer enger. Japan tritt als Marktbestreiter auf und soll in einem Jahre für 8 Millionen Mark Glasperlen von der im Fichtelgebirge erzeugten Art nach Indien geliefert haben. Dabei geht der Bedarf sogar in diesen „unkultivierten" Ländern zurück, da die dort lebenden Völker auch zu höheren Lebensgewohnheiten aufsteigen und verfeinerte Bedürfnisse bekommen. Die Folge des mangelnden Absatzes ist eine Verminderung der von der Perlenerzeugung lebenden Arbeiter. Der noch vorhandene Rest dieser Industrie kann sich nur behaupten, indem er mit äußerster Billigkeit arbeitet. Dem wirken aber die steigenden Rohstoffpreise entgegen. Die in das Fichtelgebirge eingedrungene Eisenbahn schleppt die dort vorhandenen Holzmassen fort. Ein bestimmtes Quantum Holz (1 Ster), das früher 2,50 bis 3 Mark kostete, muß heute mit 7 bis 8 Mark bezahlt werden. Holz ist aber für den Betrieb einer Perlenglashütte der wichtigste Artikel.

Die bedrohte Industrie hat sich durch Verwendung billigerer Materialien zu helfen versucht, aber dadurch gewann nicht die Qualität der Perlen. Die heute erzielten Verkaufspreise sind allen möglichen kontrollierbaren und unkontrollierbaren Einflüssen ausgesetzt und darum schwankend. Preise von 36 bis 38 Pfennig für 1000 Stück gewöhnliche Perlen sind da, wo Zwischenhändler und Exporteure die Abnehmer sind, sehr hoch. Der Zwischenhandel besonders saugt das Perlenmachergewerbe blutleer. Er hat bestimmte Betriebe völlig seiner Herrschaft unterworfen und ist ihr zwar nicht formeller, aber tatsächlicher Gebieter. Manchmal findet man den Zwischenhändler als den alleinigen Rohstofflieferanten. Der Betrieb muß von ihm die Rohstoffe kaufen und dafür zahlen, was der Händler begehrt. Derselbe Händler kauft dann die fertigen Perlen häufig zu Preisen, die er selber festgesetzt hat.

Wenn eine Hilfe für diese von der technischen Entwicklung übersehene und von der Öffentlichkeit vergessene Industrie möglich ist, dann kann sie nur kommen 1. aus dem Übergang zu neuen, technisch vervollkommneten Produktionsformen, 2. durch Herstellung moderner, dem künstlerischen Empfinden der Neuzeit mehr entsprechender Produkte, 3. durch eine moderne Organisation des Absatzes unter Ausschaltung der gewinnsaugenden Zwischenhändler.

Ein Versuch, aus dem Riesenfortschritt der Technik auch etwas für dieses unglückliche Gewerbe zu retten, ist vor Jahren tastend gemacht worden. Man hat einen Ofen mit Gasheizung eingerichtet. Von den Resultaten dieser Neuerung hört man nichts, und die anderen Unternehmer bleiben bei ihrem primitiven System. Man darf eben die Perlenhüttenbesitzer nicht vergleichen mit den scharfsinnigen, alle Vorteile herausgrübelnden, jeden technischen Fortschritt sofort erfassenden und ausnützenden Leitern unserer industriellen Großbetriebe. Die Unternehmer in der Perlenindustrie sind von bäuerlich-spießbürgerlichem Charakter und treiben die Perlenfabrikation

und die Arbeiterausnützung nur so nebenbei. Meist haben sie noch Landwirtschaft, oder sie betreiben eine Gasttwirtschaft oder Holzhandel, oder sie brauen Bier. Da bleibt nicht allzuviel Energie für die Leitung des Perlengeschäftes übrig. An dieser Rückständigkeit scheiterte auch bisher der Versuch, die Zwergbetriebe unter eine geschäftliche Leitung zusammenzufassen, um das Gewerbe den Klauen der Exporteure zu entwinden.

Der Übergang zu der Erzeugung moderner Produkte mit bestimmtem künstlerischen Wert und damit die Öffnung des Inlandsmarktes könnte möglich sein, wenn in den Glashütten Leute zum Experimentieren freigestellt würden. Aber bei dem mangelnden Weitblick der Unternehmer ist das nicht zu erwarten, und den Genossenschaftsbetrieben fehlen die Mittel, Leute zu bezahlen, die mit dem Entwerfen von neuen Artikeln beauftragt wären, einer Beschäftigung, die für den Augenblick nichts einbringt.

Wann und ob jemals ein modernerer Zug in die Perlenindustrie kommt, läßt sich nicht sagen. Wenn er kommt, so haben ihn die Arbeiter gerufen — vielleicht ohne daß ihnen dies zum Bewußtsein kam. Denn in dem Augenblick, wo sie höhere Löhne durchsetzen und sich entschieden weigern, dieses Leben unaufhörlicher Entbehrung fortzuführen, wird die Glasperlenindustrie zur Schaffung moderner Produktionsmethoden und zur Neuregelung des Absatzes gezwungen sein — wenn sie nicht sterben will. Und dieser Augenblick scheint da zu sein. Die Arbeiter haben Lohnforderungen gestellt und stehen jetzt mit den Unternehmern in Unterhandlung über den Abschluß eines neuen Tarifs.

Solange die Arbeitskraft spottbillig ist, wird man sie mit veralteten Produktionsmethoden zwecklos verwüsten. Erkämpft sie sich einen höheren Preis, dann wird der Unternehmer ihre Ausbeutung produktiver gestalten müssen. Und das kann nur durch neue Arbeitsmethoden, durch bessere Produktionsmittel, durch möglichste Ausschaltung schmarotzender Zwischenglieder — der Händler — geschehen. Darum wird von einem Erfolg der Arbeiter der Fortschritt und die relative Gesundungsmöglichkeit dieser Industrie abhängen.

Freilich, jahrhundertelang bestandene Unterdrückung und Elend sorgten dafür, daß auch jetzt noch viele Perlenmacher zu finden sind, die an eine bessere Zukunft ihres Gewerbes gar nicht mehr zu glauben vermögen. Diese Schicht macht sich kaum mehr ernste Gedanken über ihr Mißgeschick. Ob draußen die Sommersonne mit tausend Freuden lacht, ob die Winterstürme mit rasender Kraft an den elenden Produktionsstätten rütteln — die mit Hemd und schmutziger Hose bekleideten Gestalten kümmert's wenig. Sie sitzen wie ihre Urgroßväter am hitzespeienden Ofen und drehen Perlen — rastlos, unermüdlich, schweißnaß und mit brennenden Augen — wie Generationen vor ihnen jahrhundertelang.

Aber das Erwachen hat doch begonnen. Das Selbstbewußtsein steigt und führt einen siegreichen Kampf gegen ererbte Gleichgültigkeit. Auch in den Schluchten und Waldeshöhen, wo die Perlenmacherei wohnt, versteht heute die Arbeit um ihr Recht zu ringen.

Der Einfluß der Agrarunruhen von 1905 und 1906 auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Rußland.

Von **Spectator.**

Die russische Regierung hat vor einigen Wochen die „Immobiliar-Besitzwechselstatistik in 47 Gouvernements des europäischen Rußland im Jahre 1906" veröffentlicht, die sehr wertvolle Angaben zur Beurteilung des Einflusses der Agrarunruhen auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse enthält. Die Agrarunruhen, die nach der „Bauernbefreiung" fast nie geruht hatten, nahmen seit 1903 einen intensiven Charakter an und erreichten im Frühjahr und Herbst 1905 und 1906 ihren Kulminationspunkt. Im Herbst 1905 brachen sie in 161 Kreisen, das heißt in 37 Prozent aller Kreise des europäischen Rußland aus, wobei sie in dem zentrallandwirtschaftlichen Schwarzerdegebiet am ausgedehntesten und stärksten waren.[1] 1906 umfaßte die Bauernbewegung 215 Kreise oder die Hälfte aller Kreise, war aber am stärksten in den südwestlichen Gouvernements.

Das Gebiet der Schwarzerde, wo der Landhunger der Bauern am größten ist, blieb die Jahre 1905 und 1906 hindurch der Herd der Bewegung. Es läßt sich auch ein gewisser Zusammenhang zwischen den Zielen der Bewegung und den Kampfesformen konstatieren. Wo der Kampf sich in der Hauptsache um den Grund und Boden drehte, dort zeigte die Bewegung die schroffste Form, die der Brandstiftungen und Pogrome. So im zentrallandwirtschaftlichen Rayon mit seinen mittelalterlichen Ausbeutungsformen. Dort war die Zahl der niedergebrannten Gutshäuser am größten. Dagegen nahm die Bewegung in den Gebieten mit kapitalistischer Landwirtschaft einen mehr modernen Charakter an, meist die Form von Versammlungen, die Forderungen aufstellten, und von Streiks. 1906 konnte man allerdings die interessante Erscheinung konstatieren, daß die Bauern die Streiks als Mittel im Kampfe um den Boden anwandten, indem sie auf diese Weise die Gutsbesitzer zwangen, ihnen den Boden abzutreten. Am häufigsten griffen sie aber zum „Ausräuchern" der Gutsbesitzer.

Die verschiedenen Kampfesmethoden mußten naturgemäß auch einen verschiedenen Eindruck auf die Gutsbesitzer ausüben. Wo terroristische Mittel zur Anwendung kamen, war natürlich zunächst eine Panik die Folge, und die Gutsbesitzer sahen sich gezwungen, ihren Besitz möglichst rasch zu veräußern. Das läßt sich auch aus der eingangs erwähnten offiziellen Publikation feststellen, da in den Gouvernements, wo diese Art Unruhen am meisten vorkamen, auch der Besitzwechsel am größten war.

So wurden die Brandschäden der Gutsbesitzer vom Herbst 1905 auf insgesamt 29 Millionen Rubel geschätzt. Davon entfielen auf das Gouvernement Saratow 9,55 Millionen, auf Samara 3,9 Millionen. In diesen beiden Gouvernements hat sich 1906 auch der adlige Grundbesitz am stärksten (um rund 300 000 Deßjätinen)

[1] Die Untersuchung der russischen Regierung bezieht sich auf 47 Gouvernements (also mit Ausnahme von den 3 baltischen und 10 polnischen Gouvernements), und zwar auf Schwarzerdegebiet: 1. Zentrallandwirtschaftlicher Rayon: Woronesch, Kasan, Kursk, Orel, Pensa, Rjasan, Saratow, Simbirsk, Tambow, Tula. 2. Kleinrußland: Poltawa, Charkow, Tschernigow. 3. Südwestliche Gouvernements: Wolhynien, Kiew, Podolien. 4. Steppengebiet: Bessarabien, das Gebiet der Donschen Kosaken, Jekaterinoslaw, Taurien und Cherson. 5. Östliche Gouvernements: Samara, Uffa, Orenburg. Gebiet außerhalb der Schwarzerdezone: 1. Industriegouvernements: Wladimir, Kaluga, Kostroma, Moskau, Nishnij Nowgorod, Smolensk, Twer, Jaroslaw. 2. Nördliche Gouvernements: Petersburg, Nowgorod, Wjatka, Wologda, Olonezk, Perm, Pskow. 3. Nordwestliche Gouvernements: Wilna, Witebsk, Grodno, Kowno, Minsk, Mohilew.

vermindert. Überhaupt war der Besitzwechsel im Schwarzerdegebiet viel häufiger als in den anderen. So wurden veräußert (in tausend Deßjätinen):

	1863 bis 1902	1903	1904	1905	1906
In 45 Gouvernements	2972	3183	2696	2247	2917
Im Gebiet der Schwarzerde . . .	1474	1899	1647	1358	1977
" zentrallandwirtschaftlichen Gebiet	426	523	436	343	803
In den anderen Gebieten	1498	1284	1049	890	940

In den Gebieten, die außerhalb der Schwarzerdezone liegen, wurde 1906 ebenfalls etwas mehr Land verkauft als 1905, aber weniger als in den vorhergehenden Jahren. In der Zone der Schwarzerde, wo, wie erwähnt, der Kampf der Bauern besonders heftig war, überstieg der Besitzwechsel von 1906 den von 1905 um 46 Prozent, den von 1904 um 205 Prozent und den durchschnittlichen Besitzwechsel der Jahre 1863 bis 1902 um 34 Prozent.

Besonders groß war aber der Besitzwechsel in dem zentrallandwirtschaftlichen Gebiet, dem Herde der Agrarunruhen, wo er fast doppelt so groß war wie in den früheren Jahren. Im Verhältnis zum gesamten Privatbesitz war der Besitzwechsel in der Schwarzerdezone 1906 gleich 4,1 Prozent, während er in den Jahren 1863 bis 1902 3 Prozent, 1903, im Jahre der anwachsenden Agrarunruhen, 3,9 Prozent, im Jahre 1904 3,4 Prozent und im Jahre 1905 nur 2,8 Prozent ausmachte. Im zentrallandwirtschaftlichen Rayon betrug der Besitzwechsel gar 5,3 Prozent. Dagegen war er im Industriegebiet und in den nördlichen Gouvernements sogar bedeutend niedriger als in den vorhergehenden Jahren und stellte sich auf 1,8 Prozent beziehungsweise 1,3 Prozent des gesamten Privatbesitzes. Hier war auch die Bauernbewegung relativ schwach. Im Steppengebiet mit seinen umfangreichen extensiv bewirtschafteten Gütern hielt sich der Besitzwechsel auf der Höhe der früheren Jahre.

Daß der Besitzwechsel im Jahre 1905 gering war, erklärt sich wohl daraus, daß 1905 nur schwer Käufer zu finden waren. Denn die Bauern dachten noch gar nicht daran, den Großgrundbesitzern das Land abzukaufen, das sie noch umsonst zu erhalten hofften. Wer 1906 als Käufer erschien, werden wir gleich sehen. Es kauften beziehungsweise verkauften 1904 bis 1906 Grundbesitz (in tausend Deßjätinen):

	Adlige			Bauern			Kaufleute			Juristische Personen		
	1904	1905	1906	1904	1905	1906	1904	1905	1906	1904	1905	1906
Es kauften . . .	757	571	461	1135	816	947	342	292	220	104	256	1079
Es verkauften . .	1377	1128	1796	475	387	340	400	348	474	121	114	56
Überschuß . . .	−620	−557	−1335	+660	+429	+607	−58	−56	−254	−17	+142	+1023

Daraus ist zu ersehen, daß die Bauern 1905 sich von Käufen zurückhielten und noch 1906 nur wenig Land erwarben. Jedoch verkauften sie auch nicht ihren Bodenbesitz, da sie erwarteten, ihn vergrößern zu können. Dagegen enthielten sich die Adligen neuer Käufe, da für sie der Grundbesitz eine Quelle von Verlegenheiten wurde, ja, sie suchten möglichst viel von ihrem Besitz abzustoßen. Als Käufer erscheinen die „juristischen Personen", das heißt in der Hauptsache die „Bauernbank", die 1906 nicht weniger als 1 010 000 Deßjätinen Land erwarb. In wessen Interesse sie dies tat, geht deutlich genug aus den ungeheuerlichen Preisen hervor, die sie zahlte.

Vergleicht man die von verschiedenen Gesellschaftsschichten gezahlten Preise beziehungsweise die Preise, zu denen sie ihren Grundbesitz veräußerten, so ergibt sich die auch sonst schon konstatierte Erscheinung, daß die Bauern am teuersten kaufen und am billigsten verkaufen. So veräußerten die Adligen eine Deßjätine zu 116 Rubel, während sie nur 77,77 zahlten, das heißt sie verdienten dabei 38,23 Rubel pro Deßjätine. Die Kaufleute veräußerten zu 93,03 Rubel und kauften selbst zu 75,54 Rubel, machten also einen Verdienst von 17,49 Rubel. Die Bauern zahlten pro Deßjätine bei Einzelerwerb 92,76 Rubel, bei Erwerb durch Genossenschaften 121,97 und durch die Gemeinde gar 133,54 Rubel. Dagegen veräußerte der einzelne Bauer die Deßjätine zu 91,08 Rubel, die Genossenschaft zu 74,33 und die Gemeinde zu 91,29 Rubel.

Der einzelne Bauer verliert also beim Besitzwechsel 1,68 Rubel, die Genossenschaft 47,54 und die Gemeinde 42,25 Rubel pro Deßjätine.

Die „juristischen Personen" (das heißt die Bauernbank) zahlten 1906 nicht weniger als 123 Rubel pro Deßjätine und verkauften diese zu 176,89 Rubel. Die Bauernbank setzte sich 1906 zum Ziele, dem bedrängten Großgrundbesitz zu Hilfe zu kommen. Und es gelang ihr in der Tat, die Preise noch weit über die der früheren Jahre hinauszutreiben. Noch deutlicher tritt aber die Tendenz der Käufe durch die „Bauernbank" hervor, wenn wir die Entwicklung der Bodenpreise nach der Größe der veräußerten Güter sondern.

Teilt man die veräußerten Güter in drei Kategorien, in Kleinbesitz mit bis 25 Deßjätinen, Mittelbesitz mit 25 bis 500 Deßjätinen und Großbesitz von 500 Deßjätinen und darüber, so machten die großen Güter der Fläche nach 1904 58,8 Prozent aller Verkäufe aus und 1906 66,6 Prozent. Der Großgrundbesitz verlor 1906 nicht weniger als 1 545 200 Deßjätinen, der mittlere 400 000 und der kleine etwas weniger als 100 000 Deßjätinen. Der Großgrundbesitz fühlte sich also am stärksten durch die Agrarunruhen betroffen. Trotzdem vermochte er weit höhere Preise als in den früheren Jahren zu erhalten. So stellte sich der Preis einer Deßjätine in Rubeln:

	Landgüter	1903	1904	1905	1906
Außerhalb der Schwarzerdezone	kleine . . .	122,1	124,1	129,6	141,7
	mittlere . . .	69,6	68,3	63,6	62,7
	große . . .	38,6	42,1	44,7	57,5
Schwarzerdezone	kleine . . .	175,2	162,5	160,9	152,5
	mittlere . . .	132,1	141,7	141,4	151,4
	große . . .	108,9	108,5	89,4	119,8

In dem außerhalb der Schwarzerdezone liegenden Gebiet hat die Revolution überhaupt nur auf die Preise der mittleren Landgüter eingewirkt. Das starke Ansteigen der Preise für Großgüter für 1906 ist aber auch hier schon ein Resultat der Käufe durch die „Bauernbank". Noch weit bedeutender für den Großgrundbesitz und zum Teil auch für den mittleren gestaltet sich aber ihre Tätigkeit in der Zone der Schwarzerde, dem Herde der Agrarunruhen. Hier war es den Bauern gelungen, 1905 die Bodenpreise zu drücken. Das Eingreifen der Bauernbank zugunsten des Adels machte aber diesen Erfolg der Revolution zunichte. Der Großgrundbesitz konnte trotz der Unruhen „seinen" Boden zu noch nie dagewesenen Preisen abstoßen. Die Revolution hat also seiner materiellen Lage nur wenig geschadet, nur den Prozeß des Überganges des adligen Besitzes in die Hände der Bauern und anderer Besitzer etwas beschleunigt, ein Prozeß, der schon mit der Bauernbefreiung begonnen hatte. Von 1862 bis 1906 hat sich der adlige Grundbesitz um 42,7 Prozent vermindert. Er macht heute noch 49,9 Millionen Deßjätinen aus. Dagegen ist der Grundbesitz der anderen Dorfbewohner auf das Viereinhalbfache gestiegen. Der Besitz der Adligen hat sich von 87,1 auf 49,9 Millionen Deßjätinen oder um 37,2 Millionen vermindert; der private Besitz der anderen Dorfbewohner stieg von 5,65 auf 25,23 Millionen. Mehr als die Hälfte des von Adligen veräußerten Bodens geriet also in die Hände der Bauern.

In den folgenden Jahren hat sich dieser Prozeß verlangsamt. Die hohen Getreidepreise machen aus dem Grundbesitz eine sehr reiche Einnahmequelle. Die Bodenpreise gingen noch weiter in die Höhe. Andererseits können die kapitalkräftigeren Bauern und Spekulanten jetzt, nach der gewaltsamen Auflösung der Dorfgemeinschaft, bäuerlichen Grund und Boden leicht und zu niedrigen Preisen erhalten.

Man kann also sagen, daß der Ansturm gegen den Großgrundbesitz in den Jahren 1905 und 1906 nur einen geringen und vorübergehenden Erfolg gezeitigt hat, was die Form der Bewegung schon einigermaßen erwarten ließ. Dagegen haben die Streiks eine länger dauernde Verbesserung der Arbeitslöhne mit sich gebracht.

Die Konzentrationsbewegung bei den deutschen Gewerkschaften.

Von **Paul Umbreit.**

Daß unser gesamtes Wirtschaftsleben zurzeit von einer starken Konzentrationsbewegung beherrscht ist, dürfte allgemein bekannt sein. Sie tritt uns entgegen in der Produktion, im Handel, in der Wirtschaftspolitik, in der Organisation der Unternehmer und der Arbeiter. Konzentration bedeutet Machtzuwachs; sie ruft naturgemäß auf der Gegenseite den gleichen Drang nach Kräfteverstärkung hervor und erzeugt fortwährend neue Konzentrationstendenzen. Auch die Gewerkschaftsbewegung konnte sich ihrem Zwange nicht entziehen. Die Arbeiterschaft, als der wirtschaftlich schwächere Teil auf dem Arbeitsmarkt, war vielmehr schon frühzeitig auf die Zusammenfassung ihrer Kräfte, auf die Koalition angewiesen und auf diesem Wege eine der ersten, die zielbewußt durch Schaffung von Zentralverbänden, Zentralfonds und Zentralleitungen auf eine möglichst vollkommene Konzentration hinarbeiteten. Der Einheitsgedanke beherrschte von Anbeginn der Arbeiterbewegung die Ideologie und drängte ständig nach Formen, die ihn am besten zum Ausdruck brächten. Mitunter eilte der zentralistische Geist der trägen Materie zu weit voraus, wie es bei der Schaffung des Arbeiterunterstützungsbundes der Schweitzerschen Richtung geschah, mit der Wirkung des Gegenteils von Machtzuwachs. Die Auflösung der Gewerkschaften bei Eintritt des Ausnahmegesetzes zwang die Arbeiter, ihr Organisationswerk von neuem, diesmal mit verstärkter Kraft, zu beginnen. Wieder beherrschte der Konzentrationsdrang als Kampf zwischen Lokalismus und Zentralisation die erste Entwicklungsperiode. Besonders dramatisch gestaltete sich dieser Kampf im Maurergewerbe, wie aus Päplows kurzer Geschichte der Maurerorganisation zu entnehmen ist. Einen wichtigen Schritt zur Konzentration bildete die 1890 erfolgte Einsetzung der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands mit den Aufgaben der Unterhaltung des Verkehrs zwischen den Organisationen, Informierung über wichtige Fragen, Pflege der Statistik, Betreibung der Agitation und Unterstützung bei Lohnkämpfen. Das letztere zeigte sich als ein übereilter Sprung, der der damaligen Entwicklung der Gewerkschaften noch nicht entsprach; er wurde 1896 auf Beschluß des Berliner Gewerkschaftskongresses rückgängig gemacht, und erst 1905 folgte wieder ein Fortschritt in der Richtung der außerordentlichen zentralen Streikunterstützung durch freiwillige Sammlungen, dem sich in Bälde ein weiterer Fortschritt durch Erhebung außerordentlicher Streikmittel im Umlageweg anschließen dürfte. Von Kongreß zu Kongreß sind die Aufgaben der Generalkommission erweitert, ist ihre Machtsphäre vermehrt worden, bald durch Vertretung sozialpolitischer Arbeiterinteressen, bald durch Konzentration der Arbeitervertretung in der Arbeiterversicherung, bald durch Schaffung einheitlicher Unterrichtskurse, durch zentrale Regelung der Beziehungen mit den Genossenschaften, durch Zusammenfassung aller die Arbeitervertretung in Gewerbe- und Kaufmannsgerichten, Arbeiterversicherungsbehörden, Arbeitsnachweisen und dergleichen betreffenden Angelegenheiten in der Sozialpolitischen Abteilung, die zugleich als Zentralinstanz für Bauarbeiterschutz, Heimarbeiterschutz, Bekämpfung des Kost- und Logiszwanges und anderer Arbeiterinteressen fungiert.

Noch weit wechselvoller als in der Zentrale der deutschen Gewerkschaften zeigte sich das Bild der Konzentrationsbewegung in den Gewerkschaften selbst. Die lokalorganisierten oder durch Vertrauensmänner zentralisierten Gewerkschaften sind ausnahmslos in der Zentralisation aufgegangen, aber auch auf dem Gebiete der Verbände hat sich vieles geändert. Von den 78 Verbänden, die neben Lokalorganisationen an dem Halberstädter Gewerkschaftskongreß teilnahmen, sind 37 übrig geblieben, die mit 14 seitdem neu organisierten Verbänden

zusammen der Generalkommission angeschlossen sind. Die Zahl der seit 1892 bestandenen und wieder verschmolzenen Gewerkschaften ist aber weit größer, denn es sind viele Verbände nach 1892 gegründet und später in anderen Gewerkschaften aufgegangen. Im Baugewerbe bestanden 1892 12 Verbände und 2 sind später gegründet; von diesen 14 bestehen heute nur noch 9. In der Metallindustrie hatten sich damals schon die Verbände der Klempner, Mechaniker und die durch Vertrauensmann zentralisierten Metallarbeiter zum Industrieverband der Metallarbeiter zusammengeschlossen, neben dem in Halberstadt 1892 noch 7 Verbände aus der Metallindustrie vertreten waren; heute bestehen davon noch 2. In der Holzindustrie gab es damals 11 Verbände, heute nur noch 5, in der Leder- und Bekleidungsindustrie damals 9, heute nur 6, obwohl in der Zwischenzeit mehrere Verbände gegründet worden waren. Und so geschah es fast in allen Industriegruppen; überall setzt sich der Zusammenschluß zu größeren Organisationen durch, kaum gegründete Verbände gehen nach kurzer Zeit wieder in anderen auf, und Riesenverbände mit Hunderttausenden von Mitgliedern nehmen heute die Stelle von Zwergverbändchen früherer Jahrzehnte ein.

Dem in der Bewegung stehenden Gewerkschafter ist dieser Prozeß so geläufig geworden, daß er ihn fast wie einen Naturvorgang betrachtet. Er sieht ihn alle Tage, er nützt ihn für seine Agitation, er berücksichtigt ihn bei der Vorbereitung und Durchführung der Lohnkämpfe, er trägt ihm in den Tarifverträgen Rechnung und vor allem weiß er ihn trefflich zu verwerten in seinen Beziehungen zu allen berufsverwandten Organisationen, den Objekten des Verschmelzungsgedankens. Weniger dagegen kommt es ihm zum Bewußtsein, wie mannigfaltig sich dieser Konzentrationsprozeß vollzieht, wie vielseitig die Ursachen und Formen des Zusammenwirkens, wie verschiedenartig die Ordnung der Verhältnisse im neuen Verband geregelt wird, welche Hemmnisse zu überwinden sind und welche Wirkungen die Konzentration nach sich zieht. Es ist deshalb sicher als ein recht glücklicher Griff zu bezeichnen, den Dr. Alexander Wende mit der speziellen Untersuchung und Darlegung der Konzentrationsbewegung bei den deutschen Gewerkschaften[1] machte. Der Verfasser stützt sich dabei ausschließlich auf gewerkschaftliche Quellen, die er augenscheinlich mit großem Eifer studiert und mit vielem Verständnis benutzt hat.

Er untersucht zunächst die Ursachen, die den Gewerkschaften eine Zusammenfassung der Kräfte nahelegen, und unterscheidet dabei Ursachen produktionswirtschaftlicher und organisatorischer Natur. Zu ersteren rechnet er die Kombinierung früher selbständiger Produktionsprozesse (zum Beispiel im Wagenbau, in der Möbelfabrikation, im Kunstverlag, in der Maschinenindustrie), die besonders die Tarifvertragspraxis der Gewerkschaften beeinflussen. Oft arbeiten Mitglieder zweier oder mehrerer Verbände häufig im selben Betrieb und sind ständig aufeinander angewiesen (Bäcker und Konditoren, Sattler und Portefeuiller, Tischler und Drechsler). Die gleiche Erscheinung bringt die Bildhauer, Glaser und Tapezierer dem Holzarbeiterverband näher. Kleine Baubranchen werden von den großen Baugeschäften aufgesogen (Stukkateure). Die gleichen Kombinationen führen jahrelange Grenzstreitigkeiten zwischen den Gewerkschaften hervor, die schließlich zu einer gewissen Regelung (Kartellverträge) und nicht selten auch zu Verschmelzungsaktionen führen. Manche Gewerkschaften sind über die Stufe der Kartellverträge noch nicht hinausgekommen (besonders im graphischen Gewerbe); in anderen Fällen ist eine Verschmelzung nicht möglich (zum Beispiel der im Wagenbau, Automobilbau, im modernen Schiffbau usw. beteiligten Verbände). In letzterem Falle hat die Schaffung der Zentralwerftkommission den Weg gezeigt, auf dem die größeren Gewerkschaften die wachsenden Schwierigkeiten zu meistern versuchen. Weitere wirtschaftliche Ursachen sind die wachsende Arbeitsteilung im Großbetrieb, besonders hinsichtlich der vermehrten Beschäftigung ungelernter Arbeiter, sowie

[1] Karl Heymanns Verlag. Berlin 1913. 84 S. 2 Mark.

die Fortschritte der Technik, die die Voraussetzungen und die Grenzen der Gewerkschaften verschieben und den Anschluß an größere Verbände beziehungsweise den Zusammenschluß zu größeren Organisationen nahelegen (zum Beispiel der Übergang vom Holz zum Eisen im Schiffbau, die Erfindung der Flaschenmaschine in der Glasindustrie und die Fortschritte der Zentralheizung im Töpfer-[Ofen-]gewerbe, die Einführung des Betonbaus im Baugewerbe). Umwälzungen der Technik und Baustile drängten den Stukkateurverband dem Bauarbeiterverband zu. Änderungen des Kunstgeschmacks waren es, denen die Selbständigkeit des Vergolderverbandes zum Opfer fiel; das gleiche Schicksal steht dem Bildhauerzentralverein bevor.

Die organisatorischen Ursachen erkennt Dr. Wende vor allem in der Ausbreitung und Konzentration der Arbeitgeberverbände, die teils direkt durch ihr Bestehen, teils mittelbar durch ihre wachsende Widerstandskraft und durch ihre Massenaussperrungstaktik die Gewerkschaften zur Verschmelzung anspornten. Neben dem Bestreben, den Arbeitgeberverbänden besser gewachsen zu sein, bringt nicht selten die Konkurrenz der Gewerkschaften selbst in der Werbung neuer Mitglieder, die sich in der starken Entwicklung des Unterstützungswesens äußert, in Zwangslagen, die das Aufgehen in größeren Verbänden beschleunigen. Wende weist auch hierfür auf zahlreiche unbestreitbare Beispiele hin, die er durch Literaturnachweise belegt.

Daß diese Konzentration sich nicht immer gleich ohne Widerstand durchsetzt, weiß in der Gewerkschaftsbewegung jedermann. Zwei Erscheinungen besonders verdeutlichen diese Hemmungen, nämlich die Grenzstreitigkeiten mit ihrer oft erbitterten Austragung und die Anfeindungen, auf welche die Übertrittsagitation so lange stößt, bis sie eine ausreichende Mehrheit hinter sich hat. Wende unterscheidet hier zwischen Hemmungen sachlicher und solchen persönlicher Art. Sachliche Hemmnisse erblickt er in der Verschiedenheit der Arbeitsbedingungen, vor allem der Löhne, der Ausbildung der Tarifverträge, in der Ausbreitung der Heimarbeit, in der verschiedenartigen Berufsentwicklung, in Unterschieden der strategischen Stellung, des Organisationsgrades und der Organisationszusammensetzung (Hilfsarbeiter, Frauen), sodann in erheblichen Verschiedenheiten der Organisationsstärke und -einrichtungen, besonders des Unterstützungswesens. Persönliche Hemmungen waren sowohl bei den Mitgliedern als bei den Vorständen zu überwinden. Bei ersteren äußern sie sich als Selbständigkeitsdrang, „Berufs-, Dünkel- oder Zunftstolz", künstlerisches Standesgefühl, nicht selten aber auch Treue zur alten, liebgewordenen Organisation usw. Daß Wende auch radikalere und opportunistischere Gesinnungen als hemmende Faktoren entdeckt haben will, ist sicherlich mehr auf mißverstandene Äußerungen weniger geschulter Gewerkschafter als auf tatsächlich vorhandene Strömungen zurückzuführen. Daß auch die führenden Kreise der Gewerkschaften dem Verschmelzungsgedanken oft langwierigen Widerstand entgegensetzen, sucht Wende ebenfalls aus persönlichen, menschlich verständlichen Gründen nachzuweisen. Allerdings geschehe es nicht aus Furcht, brotlos zu werden, denn in der Regel werden sie vom neuen Verband übernommen und sichergestellt, sondern weil ihnen eine untergeordnete Tätigkeit im letzteren keinen Ersatz für die Aufgabe ihrer leitenden Stellung bieten könne. „Lieber in einem kleinen Verband der erste, als in einem größeren der zweite sein." Derartige Empfindlichkeiten mögen hier und da in die Erscheinung getreten sein, aber sie haben nur in solchen Fällen ein größeres Hindernis für den Zusammenschluß bewirken können, wo sie sich hinter sachlichen Schwierigkeiten oder hinter der Rücksicht auf die Empfindungen der Mitglieder selbst verbergen konnten.

Sodann beschäftigt sich das Buch Dr. Wendes noch mit den verschiedenen Stufen und Formen der Konzentration. In den Kartellverträgen erkennt er teils Vorläufer, teils Surrogate der Verschmelzung; auch das

internationale Zusammenwirken berufsverwandter Verbände bereitet manchmal, wie im Transportgewerbe, den Zusammenschluß vor. Zentral- und Ortskommissionen wirken in gleichem Sinne. Die Verschmelzung selbst stellt oft die schwierigsten Probleme. Da sind Fragen zu entscheiden hinsichtlich der Berücksichtigung der aufzunehmenden Berufe und Gruppen in der Verfassung und Verwaltung (Verbandstage, Reichssektionen, Zentralkommissionen mit Befugnissen verschiedener Tragweite, Ausschuß, Bezirksinstanzen). Die Beitragsregelung stellt neue Schwierigkeiten, besonders in Organisationen ohne Beitragsstaffelung, nicht minder der Ausgleich der Unterstützungseinrichtungen in Höhe und Dauer der Leistungen und in den Karenzen. Das Bestehen beziehungsweise der Mangel einer Arbeitslosenunterstützung ist von sehr großem Einfluß auf den Verlauf einer Verschmelzungsaktion.

Zum Schlusse beschäftigt sich der Verfasser mit der Bedeutung und den Wirkungen des Konzentrationsprozesses. Der letztere verfehlt seine Wirkung, wenn der Zusammenballung der oft verschiedenartigen Elemente nicht das gegenseitige Vertrauen und das harmonische Zusammenarbeiten aller Glieder des Ganzen folgt. Der wachsende Umfang der Organisation zwingt hier manchmal zu einer gewissen Dezentralisation. Als solche sind schon die Gau- und Bezirksleitersysteme anzusprechen, die überall eine Folge des Wachstums der Verbände sind. Daneben macht sich das Bestreben geltend, Einrichtungen zu schaffen, die dem Mißtrauen der Mitglieder gegen die Zentralleitungen den Boden entziehen. Die Bedeutung der Bezirkseinteilung bekundet sich in dem vielfach zutage tretenden Bestreben, dieselbe möglichst derjenigen der Arbeitgeberorganisation anzupassen, um gleichartige Agitations- und Tarifgebiete zu erhalten. Keine Aussicht auf Verwirklichung habe freilich die Utopie eines allgemeinen Gewerkvereins, der von einigen Ideologen erstrebt, von seinen Gegnern aber als „Gewerkschaftsbrei" abgetan werde. Sicherlich aber führe die Rücksicht auf die immer straffere Zentralisation der Arbeitgeberverbände dazu, die Gesamtvertretung der freien Gewerkschaften weiter auszubauen und mit größeren Machtbefugnissen auszustatten — eine Entwicklung, deren Vorhandensein ich schon einleitend dargelegt habe.

Die äußerst knappe und sachliche Darstellung, verbunden mit reichhaltigen Quellennachweisen, machen das Buch Dr. Wendes zu einer wertvollen Spezialschrift, die sowohl in Kreisen der Gewerkschaften selbst als auch in solchen, die sich über diese gewerkschaftlichen Vorgänge rasch und zuverlässig informieren wollen, mit großem Nutzen gelesen wird.

Literarische Rundschau.

Heinrich Dietzel, **Kriegssteuer oder Kriegsanleihe.** Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 65 Seiten. 1,60 Mark.

In den letzten Jahren ist eine ganze Literatur entstanden, die sich mit der finanziellen Kriegsbereitschaft befaßt. Ihr Einfluß ist nicht unbedeutend. Er zeigt sich in verschiedenen Maßnahmen der Reichsbankleitung, ihrer Zins-, Devisen- und Kreditpolitik, in der Vermehrung der Ausgabe kleiner Banknoten, um das in der Zirkulation umlaufende Gold in die Keller der Bank zu leiten, in der Verdreifachung des Kriegsschatzes und nicht zuletzt auch in dem Plane, die einmaligen Kosten der Heeresvorlage durch eine Vermögensabgabe zu decken und so eine neue Anleihe zu vermeiden. Denn der Regierungsvorschlag hat nicht nur den demagogisch-politischen Zweck, durch die scheinbare Größe des Opfers, das den Besitzenden auferlegt werden soll, die Opposition der Massen gegen die neuen Heereslasten zu besänftigen und zugleich den Weg für ein rationelles Reichsbesitzsteuersystem zu verbauen, er entspricht auch der Forderung, die von den meisten deutschen Steuertheoretikern mit steigendem Nachdruck erhoben worden ist, unproduktive Ausgaben, also insbesondere

solche für Kriegsrüstung oder Kriegführung, nur durch Steuern, nicht aber durch Anleihe aufzubringen.

Dietzel tritt dieser Feindschaft gegen Anleihen in der vor kurzem erschienenen Broschüre entgegen. Diese gewinnt gerade jetzt vermehrte Aktualität, und in zwei Artikeln der „Frankfurter Zeitung" vom 28. und 29. März wendet der Verfasser ja auch die dort dargelegten Ansichten auf den Plan der Vermögensabgabe an, um diesen zu verwerfen und die Aufbringung der Milliarde durch eine Anleihe zu fordern.

Dietzel formuliert seinen Standpunkt folgendermaßen: „Ob bei Kriegssteuer eine Summe x den Steuerzahlern auf einmal entwunden wird oder bei Kriegsanleihe allmählich — in Gestalt des laufenden Steuerplus, das behufs Verzinsung und Tilgung sich benötigt —, kommt volkswirtschaftlich auf dasselbe heraus. Volkswirtschaftlich verschlägt nur, daß die Summe x unproduktiv verausgabt ist; wie sie eingetrieben wird, ist irrelevant. Und es verschlägt auch privatwirtschaftlich nichts; ob bei Kriegssteuer ein Steuerzahler heute den Betrag y hinzugeben gezwungen wird, dafür aber künftig frei bleibt von einer dem Zins- und Tilgungserfordernis dieses Betrags entsprechenden Steuer, das heißt künftig um so viel mehr konsumieren oder kapitalisieren kann; oder bei Kriegsanleihe heute nur die normale Steuer zu tragen hat, künftig aber mit einem laufenden Steuerplus sich schleppt, das insgesamt dem Betrag y sich gleichstellt, das heißt künftig um so viel weniger konsumieren oder kapitalisieren kann — seine Wirtschaftslage wird bei Kriegssteuer wie Kriegsanleihe gleich affiziert.

Aus dem Zinsen- beziehungsweise Steuerminus für die Zukunft läßt sich ein Vorteil des Wenigerborgens nicht herleiten. Mit diesem Argument kann man das Problem Steuerdeckung oder Anleihedeckung nicht entscheiden. Auf die Dauer ist es volks- wie privatwirtschaftlich egal, ob der Extrabedarf so oder so befriedigt wird.

Im Moment aber ist es keineswegs egal! Da differieren die Wirkungen von Kriegssteuer und Kriegsanleihe — und zwar nicht nur die wirtschaftlichen Wirkungen — außerordentlich. Wird die Bilanz gezogen, so ergibt sich ein starkes Saldo zugunsten der Kriegsanleihe!"

Als solche Vorteile der Anleihe führt Dietzel zunächst an, daß bei Anleihe das Geld rascher zur Stelle sei. Sodann aber sei diese wirtschaftlicher und zweckmäßiger. Zwar „Wirtschaftsstörung tritt ein, wie die Summe auch beigebracht wird", aber die Anleihe wirkt milder, die Summe kommt größtenteils von solchen her, die Geld disponibel haben, sie wird gleichsam auf die Privaten umgelegt nach dem Quantum disponiblen Kapitals, das jedem eignet. Bei Steuerdeckung ist dies viel weniger verbürgt, und die Korrektur durch privates Borgen ist unvollständig, ganz abgesehen davon, daß die privaten Anleihen den einzelnen viel teurer zu stehen kommen als dem Staat die seine, so daß bei hohen Kriegssteuern eine Massenverschuldung der Kapitallosen an wenige Kapitalkräftige eintreten muß. Zudem wirkt bei dem gegenwärtigen noch sehr mangelhaften und unvollkommenen System der Besitzveranlagung eine hohe Kriegssteuer durch die in Wirklichkeit ganz verschiedene Belastung ungerecht. Die Beteiligung ausländischen Kapitals schließlich, die nur bei Anleihe möglich ist, vermindert die Schädigung, die der heimischen Produktivität durch die Entziehung so großer Summen zugefügt wird.

Man wird diesen Gedankengängen — immer unter der Voraussetzung, daß die Anleihe durch reine Besitzsteuern verzinst und in möglichst kurzer Zeit amortisiert wird — im allgemeinen zustimmen können, ohne doch die Schlußfolgerungen für die Vermögensabgabe, die Dietzel zieht, unterschreiben zu müssen. Dietzel selbst zeigt ja, daß es sich um eine sekundäre Frage handelt. Ob Anleihe oder Steuer, der Schaden, der durch die Milliardenvergeudung der Volkswirtschaft zugefügt wird, ist das Wesentliche.

Dies muß übrigens schon deshalb mit aller Schärfe betont werden, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, daß Besitzabgaben, seien es dauernde oder ein-

malige, nicht auch das Proletariat schwer belasten, wenn sie zu unproduktiven Zwecken Verwendung finden. Diese Belastung ist eine vielfache: Einmal fehlen die Mittel für Kulturzwecke, weil sie für den Militarismus vergeudet werden. Die aufgebrachten Summen werden verwendet zum Ankauf von Waffen, zum Bau von Kasernen und Festungen, also wirtschaftlich nutzloser Dinge, die Arbeit kosten, ohne neue Arbeit — um kapitalistisch zu sprechen — unterhalten zu können. Sodann bedeutet die Entziehung der Milliarde eine Verschiebung der Akkumulation und Konsumtion. In den Konsumtionsmittelindustrien sinkt die Nachfrage, während in den Waffenindustrien vermehrter Bedarf entsteht. Es muß eine Änderung der Kapitalverteilung in den Produktionszweigen erfolgen, die sich nicht ohne Reibungen durchsetzen kann. Eine solche plötzliche Verschiebung in den Proportionsverhältnissen der Industrien ist aber ein krisenbefördernder Faktor. Und das fällt um so mehr ins Gewicht zu einer Zeit, wo ohnehin die kapitalistische Produktion wieder in jenem labilen Gleichgewicht sich befindet, das der Krise vorangeht. Zugleich bedeutet diese Verschiebung eine relativ raschere Ausdehnung von Produktionszweigen mit hoher organischer Zusammensetzung, also geringerem Arbeitsfassungsvermögen, und Einschränkung der Konsumtionsmittelindustrien, in denen die lebendige Arbeit eine verhältnismäßig größere Rolle spielt.

Deswegen steht ja die Sozialdemokratie an sich jeder Vermehrung militaristischer Ausgaben ablehnend gegenüber, ganz gleich, wie sie aufgebracht werden. Nur wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, ob die einmal gegen ihren Willen beschlossenen Ausgaben durch Besitz- oder aber durch Konsumsteuern zu decken sind, dann stimmt sie selbstverständlich für die Besitzsteuer als kleineres Übel.

Die Bedenken, die Dietzel gegen die Vermögensabgabe entwickelt, reichen aber nicht aus, um für die Deckung durch Anleihe einzutreten. Daß die Abgabe einige Härten enthält, die der Anleihe fremd sind, braucht nicht geleugnet zu werden. Aber für Abgabe statt Anleihe sprechen in diesem besonderen Falle so starke politische Gründe, daß vor ihnen die steuertechnischen Bedenken zurücktreten müssen. Die Abgabe erfüllt ein politisches Erziehungswerk, das dringend notwendig ist. Sie bedeutet die Anerkennung des Grundsatzes der direkten Reichsbesteuerung, ja sogar — prinzipiell, wenn auch praktisch nur zu 5 Promille — das Verfügungsrecht der Gesamtheit über das Vermögen der Privaten. Sie schafft eine allgemeine, wenn auch noch unzulängliche Vermögensaufnahme und damit eine wichtige Vorbedingung für die absolut nötige Reichsvermögens- und Einkommensteuer. Auf der anderen Seite würde die Anleihe und ihre Verzinsung und Amortisation innerhalb genügend kurzer Frist mehr als 100 Millionen jährlicher Besitzsteuer erfordern, die sich allerdings allmählich verminderte. Die Aufbringung einer solchen Steuer aber würde der Deckung der jährlichen Ausgabenvermehrung durch Besitzsteuern noch mehr politische Schwierigkeiten bereiten. Aus all diesen Gründen können wir der Stellungnahme Dietzels, der sich die „Frankfurter Zeitung" angeschlossen hat, nicht folgen.

Die ganze Diskussion über die finanzielle Kriegsbereitschaft leidet an unauflöslichen Widersprüchen. Ihre beiden Hauptforderungen müssen sein, einmal ein möglichst elastisches Steuersystem zu erhalten — und das könnte nur eine quotisierbare Einkommen- mit entsprechender Vermögensergänzungssteuer sein —, und zum zweiten den Staatskredit in Friedenszeiten möglichst wenig anzuspannen, um ihn in Kriegszeiten um so mehr ausnützen zu können. Das erste scheitert an der Steuerscheu der Besitzenden, die hier die Ausrede produziert, die Besitzsteuern müßten für den Kriegsfall aufgespart bleiben, obwohl es klar ist, daß Steuerimprovisationen im Kriegsfall ganz besonders schwer zu machen sind. Und die andere Forderung der finanziellen Kriegsbereitschaft scheitert an den Ansprüchen der militärischen, die immer wieder die Defizit- und Anleihewirtschaft erzeugt. Das oberste Erfordernis der finanziellen Kriegsbereitschaft wäre eben die Einschränkung der militaristischen Vergeudung, und an diesem praktischen Widerspruch werden alle guten Vorsätze zuschanden. R. H.

Dr. Auguste Jorns, Studien über die Sozialpolitik der Quäker. (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschule. Neue Folge, Heft 10.) Karlsruhe 1912, Braunscher Verlag.

Das Buch ist eine Mischung von wissenschaftlichem Forschen und einseitigem Sekteneifer. Auf der Hochschule lernte die Verfasserin ökonomische Untersuchungsmethoden, aber ihr Herz gehört der „Gesellschaft der Freunde" — wie die Quäker in England genannt werden. Die Verfasserin sieht in den menschenfreundlichen Handlungen einer kleinen Sekte ein System der Sozialpolitik und in den reformerischen Bestrebungen einzelner Quäker die Konsequenzen der dem Quäkertum angeblich innewohnenden sozialpolitischen Tugenden. Es soll freilich nicht geleugnet werden, daß die Quäker sich durch Menschenfreundlichkeit auszeichnen; ihr Christentum ist wesentlich eine religiös-ethische Praxis, aber mit Ausnahme von John Bellers, der bekanntlich einen sozialpolitischen Plan ausarbeitete, ist unter ihnen — wenigstens soweit aus den Forschungsergebnissen der Verfasserin hervorgeht — von Sozialpolitik keine Spur zu finden. Und Bellers gehörte zur ersten Quäkergeneration, die also noch keine spezifische Quäkerkultur haben konnte. Bis eine bestimmte Geisteskultur den sich ihr unterwerfenden Menschen wirkungsvolle Motive liefern kann, müssen Generationen vergehen, die ernst an der Ausführung der ihnen gesetzten Zwecke arbeiten und hierdurch ihrer Psyche eine bestimmte Tendenz geben. Trotz ihrer eingehenden Forschungen hat die Verfasserin keine anderen Beweise für ihre These erbringen können, als daß die Quäker einander unterstützen, Schulwesen und Mäßigkeit fördern. Philanthropie, das heißt private Wohltätigkeit und Sozialpolitik sind aber nicht nur nicht gleichbedeutend, sondern schließen einander aus. Sozialpolitik ist die Durchführung staatlicher Maßnahmen zur Überflüssigmachung der Philanthropie — zur Abschaffung der Armut und aller caritativen Betätigung. Das Gebot der Nächstenliebe — ja die Entstehung der religiösen Ethik bezeichnete historisch den Verfall der primitiven Sozialpolitik.

Wie weit Quäkertum und Sozialpolitik voneinander entfernt sind, mögen folgende berühmte Quäker zeigen. William Penn, der Gründer der amerikanischen Siedlung Pennsylvanien, hatte sicherlich die beste Gelegenheit, seine Verfassung sozialpolitisch auszugestalten. Er tat aber nichts dergleichen. Und John Bright war einer der eifrigsten Gegner von Lord Ashleys Zehnstundenbill (1844 bis 1845); er sprach mehrmals gegen sie und stimmte gegen sie.

Nur einen einzigen Quäker gab es, der den Ehrentitel Sozialpolitiker in vollem Maße verdient. Wir meinen Thomas Paine. Der zweite Teil seiner „Rights of Man" (1792) sowie seine „Agrarian Justice" (1797) haben ein erhebliches Stück moderner Sozialpolitik vorweggenommen. Paines „Rights of Man" war die Bibel des britischen Proletariats vom Jahre 1792 bis 1850. Paine, Owen und Cobbett sind die Lehrer der Arbeiter Großbritanniens. Paine schlug im Jahre 1792 vor, daß der Staat eine progressive Bodensteuer einführen sollte, um hieraus die Kosten der Alterspensionen und der Unterstützung der Kranken und Invaliden zu bestreiten. Kein einziger Quäker hat demokratisch und sozialpolitisch auch nur Annäherndes geleistet wie Thomas Paine, und doch hat ihn die Verfasserin vollständig vergessen! Paine gehört offenbar nicht zur Quäkerorthodoxie.

Sekteneifer ist der Tod der Wissenschaft. Auf S. 53 ihrer Studien stellt die Verfasserin Behauptungen auf, die allen historischen Tatsachen ins Gesicht schlagen. Sie erzählt, daß, als nach dem Tode David Dales, des Gründers von New Lanark, Robert Owen die Mittel zur selbständigen Fortführung des Werkes fehlten, die Quäker Allan, Fox und Walker als Teilhaber ins Geschäft eintraten. „Owen behielt die Leitung, während sich das Interesse der Quäker auf die Fürsorge für die Arbeiterschaft, vor allem der Kinder, konzentrierte." Diese Behauptung ist fromme Geschichtskonstruktion. Die nüchterne Wahrheit ist, daß Allan, Fox und Walker im Jahre 1814 zu Teilhabern wurden und seit 1817 Owens Leben verbitterten, aber erst im Jahre 1822 Owen mitteilten, daß ihm der Einfluß auf die Schule entzogen werden sollte. Inzwischen war das Etablissement in New Lanark welt-

berühmt und Owen als dessen Schöpfer und Leiter weltbekannt geworden. In den Jahren zwischen 1814 und 1824 besuchten es Tausende von Personen, darunter Gelehrte, Kaufleute und Fürsten, die, soweit sie darüber schriftliche Berichte hinterließen, samt und sonders Owen als die Seele des Etablissements betrachteten.

Auf derselben Seite behauptet die Verfasserin, „die Freihandelsbewegung wurzelte im Quäkertum". So wie die Verfasserin dies sagt, ist es ganz falsch, dennoch steckt etwas Wahres darin. In den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war nämlich das Quäkertum bereits die Quintessenz der Bourgeoisie. Unter den Gründern der Corn Law Association in London (1836) befand sich kein einziger Quäker, ebensowenig unter den Gründern der Corn Law Association in Manchester (1838). Erst nachdem das Komitee der letzteren gegründet war, schloß sich ihm John Bright im Oktober 1838 an, aber nicht als Quäker, sondern als Fabrikant; und ein Jahr später wurde er auf Cobdens Drängen zum Agitator der Anti-Kornzoll-Liga. Cobden, der mit dem Quäkertum nichts zu tun hatte, war der wirkliche Leiter der Freihandelsbewegung.

Ähnliche Übertreibungen der Leistungen geben dem sonst fleißig, methodisch und im ökonomischen Rahmen gearbeiteten Buche den Charakter einer Sektenschrift.

M. Beer.

Alfons Paquet, **Li oder im neuen Osten.** Frankfurt a. M. 1912, Verlag Literarische Anstalt Bütten & Loening. Preis 3 Mark.

Alfons Paquet ist ein guter Kenner des Ostens, den er mehrmals bereist hat. Im erwähnten Werke gibt er seine Reiseeindrücke aus Sibirien, der Mongolei, Japan und China wieder. Man trifft hier flüchtige, aber interessante Bemerkungen über die sozialen Zustände und die Lebensweise der asiatischen Völker an; der leitende Gedanke ist auch bei Paquet wie bei vielen anderen Schriftstellern, die über Asien schreiben, dieses Neuland für den deutschen Handel zu erforschen. Aber auch Nichthandelsleute werden das Schriftchen mit Interesse lesen. A. Paquet besitzt nicht nur ein scharfes Auge, sondern auch die Gabe künstlerischer Darstellung, und sein Reisebericht liest sich wie ein Roman. Sp.

Zeitschriftenschau.

Das Märzheft des „Kampf" bringt einen Artikel von Karl Renner: **„Ein Menschenalter nach Marx' Tode"**, der zeigt, daß die Lehren von Karl Marx heute noch nichts an Bedeutung verloren haben trotz aller Marxvernichter.

Vieles, was Marx entdeckt hat und was damals kühne Neuheit war, ist heute Gemeingut aller Völker geworden. Vieles, was sein gewaltiger Geist vorausgesehen, beginnt eben erst sich zu verwirklichen und gibt damit den vollen Beweis für die Richtigkeit seiner Lehren. Ein großer Teil von Marx' Schriften stammt aus der Zeit vor 1848, in der Deutschland noch so gut wie ohne Bahnen, Telegraphen und Fabriken war. Noch war das Bürgertum nicht zu politischer Macht gelangt, noch fühlten sich alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft als das einige Volk im Kampfe gegen die Feudalmächte. Marx aber sah schon damals den Klassenkampf zwischen Bürgertum und Proletariat voraus und zeigte auch schon die Bedingungen auf, unter denen die Befreiung des Proletariats möglich sein wird. Die gewaltigen politischen und die immer schärfere Formen annehmenden wirtschaftlichen Kämpfe der letzten Jahre haben Marx' Voraussagungen zu einer für alle sichtbaren Tatsache gemacht.

Auch die Katastrophen- und Verelendungstheorie hat sich noch nicht, wie immer wieder behauptet wird, als unrichtig erwiesen. Zwar hat sich in der Zeit der raschen kapitalistischen und kolonialen Expansion des Deutschen Reiches von 1890 bis 1900 die materielle Lage der Arbeiterschaft absolut und relativ verbessert. Aber die gesellschaftliche Kluft zwischen Proletarier und Kapitalisten hat sich nur noch

mehr erweitert. Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sinkt der Reallohn der Arbeiter infolge der steigenden Preise immer mehr. Teuerungsrevolten in ganz Europa und in den Vereinigten Staaten sind Zeichen der augenblicklichen Verelendung.

Auf der anderen Seite wächst die Kapitalskonzentration ins Ungeheure durch Kartelle und Trusts. Wir leben bereits, wie Hilferdings „Finanzkapital" erklärt, in der von Marx vorausgeschauten letzten Phase des Kapitalismus. In seinem letzten Kampfe gegen die kapitalistische Gesellschaft wird Marx dem Proletariat als Führer voranschreiten, und er wird fortleben in den kommenden Generationen.

In einem Artikel **„Karl Marx und die Wiener ‚Presse'"** erzählt N. Rjasanoff von Marx' Mitarbeiterschaft an einem Wiener Blatt. Die Wiener „Presse", die schon vor dem Revolutionsjahr gegründet worden war, stand in den fünfziger Jahren an der Spitze der liberalen Journalistik und war das bedeutendste Tagblatt Österreichs. 1856 trat Max Friedländer, ein Vetter Lassalles, in die Redaktion ein. Dieser wendete sich erst durch Vermittlung Lassalles, dann auch direkt an Marx, um ihn zur Mitarbeiterschaft an der „Presse" zu gewinnen. Auf Grund des Briefwechsels zwischen Marx und Engels und zwischen Marx und Lassalle sowie an der Hand von Briefen, die Friedländer an Marx geschrieben, schildert Rjasanoff die Unterhandlungen und die Bedingungen, die Marx vorgeschlagen wurden.

Erst 1861 ging Marx auf das Anerbieten ein, vom November an wurde er als regelmäßiger Mitarbeiter engagiert. Sein erster Artikel über den nordamerikanischen Bürgerkrieg erschien an der Spitze des Blattes. Aber Marx bemerkte bald, daß die „Presse" einen Teil seiner Artikel nicht druckte. Die Redaktion fand sie ungeeignet für ihr Publikum. Die „Presse", die früher „demokratisch" gewesen und für das ganze „Volk" gekämpft hatte, war nun ein reines Bourgeoisblatt geworden. Darum konnte die Mitarbeiterschaft von Marx auch nicht lange dauern. Am 4. Dezember 1862 erschien sein letzter Artikel „Zur Lage in den Südstaaten".

Der „Kampf" veröffentlicht drei von den Artikeln aus Marx' Feder, die in der „Presse" erschienen waren: **„Der nordamerikanische Bürgerkrieg"**, noch vor Ausgang des Krieges geschrieben, legt die Triebfedern dieses Kampfes dar, der nichts anderes war als ein Kampf zweier sozialer Systeme, des Systems der Sklaverei und des Systems der freien Arbeit. In dem **„Die Krise in England"** betitelten Artikel besprach Marx die furchtbare Wirkung, die der amerikanische Bürgerkrieg auf die englische Baumwollindustrie und damit auf das ganze Wirtschaftsleben Englands ausübte. Denn der Krieg machte jede Zufuhr von Baumwolle nach England unmöglich. Eine längere Dauer des Krieges hätte über England die größte ökonomische Katastrophe gebracht, die das Land bisher erlebt hat.

In dem dritten Artikel **„Die Brotfabrikation"** schilderte Marx, wie sich eben in England der Großbetrieb durch Einführung von Maschinen für Teigbereitung und Anwendung von Kohlensäure statt der Hefe zur Teiglockerung auch der Brotbereitung bemächtigt. Diese Umwälzungen erregten um so mehr das allgemeine Interesse in England, als gerade damals die ganze Öffentlichkeit entsetzt war über die Enthüllungen, die der vom Minister des Innern ernannte Berichterstatter über die ekelerregenden und gesundheitsgefährlichen Zustände in den Londoner Bäckereien gemacht hatte.

In einem Artikel **„Die Südslawen und die Weltpolitik"**, der die Anschauungen und Stimmungen, die jetzt unter den südslawischen Genossen stark verbreitet sind, wiedergibt, mit dessen Inhalt sich aber die Redaktion nicht in allen Punkten einverstanden erklärt, untersucht Juraj Demetrovic, welche Rolle der Sozialdemokratie bei den Entscheidungen über die Fragen, die die Ereignisse auf dem Balkan aufgeworfen haben, zufällt. Es ist begreiflich, daß die Kulturnationen die Erhaltung des Statusquo auf dem Balkan wünschten und daß die sozialdemokratischen Parteien dieser Nationen, wie Viktor Adler sagte, den Konflikt möglichst hinauszuschieben suchten, bis zu dem Augenblick, wo das Proletariat ein entschei-

bendes Wort sprechen könnte. Die geschichtslosen Balkanvölker aber mußten den Statusquo hassen, da er für sie in der Türkei eine feudal-barbarische, in den übrigen Balkanstaaten eine kolonial-kapitalistische Sklaverei bedeutete. Das Problem, die gerechten Interessen aller Nationen ausfindig zu machen und international zu vertreten, ist nicht leicht, aber man muß einen Standpunkt suchen, der alle Nationen befriedigt. Vor allem muß die internationale Sozialdemokratie mehr Einfluß auf die auswärtige Politik auszuüben trachten als bisher, und weiters darf sie nicht für die Erhaltung der privilegierten Stellung der geschichtsbestimmenden gegenüber den geschichtslosen Nationen eintreten. Denn obwohl es nicht Aufgabe der Sozialdemokratie sein kann, als Vorkämpferin der zurückgebliebenen bürgerlichen Klasse der geschichtslosen Nationen aufzutreten, muß sie doch die freiere Entwicklung und den Fortschritt der Produktivkräfte dieser Nationen zu fördern suchen, um dadurch dem Proletariat dieser Nationen größere Bedeutung zu verschaffen. Diese Notwendigkeit ergibt sich deutlich aus den Ereignissen auf dem Balkan und aus der südslawischen Frage, die immer größere Wichtigkeit für ganz Europa erlangt.

In eingehender Schilderung der Lage der Südslawen in der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Verhältnisses der Monarchie zu den anderen südslawischen Staaten zeigt Demetrovic, wie sich Österreich-Ungarn vor Provokationen und Fälschungen nicht scheute. Die österreichische Sozialdemokratie hat sich bisher zu sehr gesorgt um das elende Fristen des „Volksparlaments", um die Erhaltung der Illusion einer demokratischen Verfassung und hat dem südslawischen Problem zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aufgabe der österreichischen Sozialdemokratie ist es, eine gemeinsame Politik in diesen Fragen festzustellen und diese einig und geschlossen ohne Rücksicht auf die staatsrechtlichen Verhältnisse überall in der Monarchie durchzuführen. Das ist der Weg zu einer so notwendigen Gesamtpartei in Österreich-Ungarn.

Der Balkanbund ist eine revolutionäre Schöpfung der bürgerlichen Klasse des Balkans, denn die Monarchen, die ihn repräsentieren, sind nur die Träger der bürgerlichen Politik. In den Balkanstaaten haben die Dynastien keinen großen Einfluß. Der Balkanbund, dessen Programm lautet: „Der Balkan den Balkanvölkern", wird auch nach dem Friedensschluß seine Aufgabe nicht erfüllt haben, denn Albanien, das die Adriaküste bekommt, bleibt außerhalb des Balkanbundes und schafft neuen Konfliktstoff nicht nur zwischen Österreich-Ungarn und Italien, sondern vor allem auch zwischen Österreich-Ungarn und dem Balkanbund. Ein revolutionäres Moment in der künftigen Entwicklung des Balkans bildet auch die Bestrebung für die nationale Einheit der Südslawen. Früher oder später wird die bürgerliche Klasse der südslawischen Völker durch planmäßige Kultur- und Schulpolitik eine einheitliche südslawische Nation schaffen müssen. Der Balkanbund hat da noch große Aufgaben vor sich, und da sich die Donaumonarchie durch ihre schlechte Politik die Feindschaft aller österreichisch-ungarischen Südslawen zugezogen hat, muß der Balkanbund, der eine demokratische Föderation zu sein verspricht, auch in Zukunft große Anziehungskraft auf die österreichisch-ungarischen Südslawen ausüben. Damit wird er auch rechnen. So bereiten sich schon neue Weltgefahren vor. Damit „der Konflikt hinausgeschoben werde, bis das Proletariat ein entscheidendes Wort wird sprechen können", müssen die südslawischen bürgerlichen Klassen in Österreich-Ungarn zum staatlichen Leben zugelassen werden, muß in der Donaumonarchie und auf dem Balkan gleiches Recht und Freiheit für alle geschaffen werden.

Anläßlich der Ablehnung des Antrags Renner, den zehnten Teil des Mehrertrags der neuen Branntweinsteuer zur Bekämpfung des Alkoholismus zu verwenden, bespricht Julius Deutsch in einem Artikel „Das Alkoholzehntel" die Einführung des Alkoholzehntels in der Schweiz und dessen Verwendung und Wirkung. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 62 o o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 18. April 1913

Inhaltsverzeichnis: Tolstois Nachlaß. Von Rosa Luxemburg. Ein Nachzügler. Von Franz Mehring. Bildende Kunst. Von Diefenbach. — Bücherschau: Klara Viebig, Das Eisen im Feuer. Georg Büchner, Dramatische Werke. — Lose Blätter: Ein Brief Spargos.

Tolstois Nachlaß.

Von **Rosa Luxemburg.**

Der literarische Nachlaß Tolstois, der in deutscher Sprache bei Ladyschnikow in Berlin erschienen ist, umfaßt in den drei Bänden neben mehreren kleineren Skizzen und Fragmenten in der Hauptsache die große historische Erzählung „Chadschi-Murat", die uns die Unterwerfung des Kaukasus durch Rußland um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schildert, drei Tendenzerzählungen: „Der Teufel", „Der gefälschte Coupon" und „Vater Sergius", zwei Dramen: „Das Licht, das im Dunkel leuchtet", sowie „Der lebende Leichnam", endlich zwei Schilderungen des russischen Dorflebens aus der Zeit der Leibeigenschaft: „Ein Idyll" und „Tichon und Malanja". Außer den beiden letzten Novellen, die schon zu Beginn der sechziger Jahre entstanden sind, stammen alle aufgezählten größeren Werke aus den letzten zwei Jahrzehnten des Lebens Tolstois, und man könnte über die Frische, den Glanz und den Reichtum dieser Geistesprodukte eines mehr als Sechzig- und Siebzigjährigen staunen, wenn die Werke selbst nicht zugleich die beste Erklärung für die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Tolstoischen Genies böten.

Die landläufige bürgerliche Auffassung pflegt zwischen dem Künstler Tolstoi und dem Moralisten Tolstoi scharf zu unterscheiden; dem ersten wird jetzt unstreitig ein Platz unter den größten Schöpfern der Weltliteratur zugebilligt, der zweite wird als unheimlicher und abgeschmackter Geselle in die russische Wildnis verbannt, aus dem „slawischen" Hange zum Tiefsinn und ähnlichem Unsinn erklärt und als halber Schwärmer und halber Anarchist, auf jeden Fall als Feind der Kunst im allgemeinen und seiner eigenen Kunst insbesondere beklagt. Aus dieser Auffassung heraus richtete auch seinerzeit Iwan Turgenjew seine bekannte Beschwörung an Tolstoi, sich um Himmels willen von der moralisch-philosophischen Grübelei ab- und der herrlichen reinen Kunst wieder zuzuwenden, die an den prophetischen Marotten Tolstois zugrunde ginge. Eine solche Auffassung zeugt auf jeden Fall von völliger Verständnislosigkeit Tolstoi gegenüber, denn wer sein Ideenleben nicht versteht, dem ist auch seine Kunst oder wenigstens die wirkliche Quelle seiner Kunst verschlossen.

Tolstoi ist gerade darin vielleicht ein einziger in der Weltliteratur, daß bei ihm zwischen dem eigenen inneren Leben und der Kunst völlige Identität besteht, die Literatur ist ihm nur ein Mittel, seine Gedankenarbeit und seinen inneren Kampf auszudrücken. Und weil diese unermüdliche Arbeit und dieser qualvolle Kampf den Menschen ganz erfüllten und bis zu seinem letzten Atemzug nicht aufhörten, deshalb ist Tolstoi der gewaltige Künstler geworden und

hat der Quell seiner Kunst bis an sein Lebensende in unerschöpflichem Reichtum und immer größerer Klarheit und Schönheit gesprudelt. Ohne große Persönlichkeit und große Weltanschauung keine große Kunst. Tolstoi suchte seit dem ersten Erwachen seines bewußten Geisteslebens nach Wahrheit. Aber dieses Suchen ist ihm nicht literarische Beschäftigung, die mit seinem Privatleben nichts zu tun hat, wie bei den sonstigen „Wahrheitssuchern" der modernen Literatur, es ist für ihn ein persönliches Lebensproblem, das all sein Tun und Empfinden erfüllt, das seine Lebensweise, sein Familienleben, seine Freundschafts- und Liebesbeziehungen, seine Arbeitsweise und auch seine Kunst vollkommen beherrscht. Dieses Suchen bewegt sich auch nicht in den zwerghaften Weltschmerzen eines „Individuums", das sein liebes männliches oder weibliches Ich in dem Käfig der kleinbürgerlichen Existenz nicht ausleben kann, wie bei Ibsen oder Björnson. Tolstois ewiges Suchen ist auf solche Lebens- und Daseinsformen gerichtet, die mit dem Ideal der Sittlichkeit im Einklang stehen würden. Sein sittliches Ideal ist aber rein sozialer Natur: Gleichheit und Solidarität aller Gesellschaftsmitglieder, basiert auf allgemeiner Arbeitspflicht, das ist es, nach dessen Verwirklichung die Helden seiner Werke unermüdlich tasten und streben: Pierre Besuchow im „Krieg und Frieden", Lewin in der „Anna Karenina", Fürst Nechljudow in der „Auferstehung" sowie im Nachlaß der „Vater Sergius" und endlich Saryнzew im „Licht, das im Dunkel leuchtet". Die Geschichte der Tolstoischen Kunst ist Suchen nach der Lösung des Widerspruches zwischen diesem Ideal und den bestehenden Gesellschaftsverhältnissen. Da er von seinem Ideal in dem ganzen langen Leben und bis zu seiner Todesstunde um keinen Preis ablassen; mit dem Bestehenden nicht um eines Haares Breite Kompromisse schließen will, zugleich aber den einzigen gangbaren Weg zur Verwirklichung des Ideals: die Weltanschauung des revolutionären proletarischen Klassenkampfes nicht annimmt und als ein echter Sohn des vorkapitalistischen Rußland auch nicht annehmen kann, so ergibt sich daraus die besondere Tragik seines Lebens und seines Todes. Sein vom historischen Boden losgelöstes Gesellschaftsideal schwebt in der Luft der individuellen moralischen „Auferstehung" urchristlicher Färbung oder im besten Falle eines konfusen Agrarkommunismus. In der Lösung seines Problems ist Tolstoi sein Lebtag Utopist und Moralist geblieben. Aber für die Kunst und ihre Wirkungskraft ist nicht die Lösung, nicht das soziale Rezept, sondern das Problem selbst, die Tiefe, die Kühnheit und Aufrichtigkeit in seiner Erfassung entscheidend. Hier hat Tolstoi das Höchste an Gedankenarbeit und an innerem Kampf geleistet, und das hat ihm ermöglicht, das Höchste in der Kunst zu erreichen. Dieselbe unerbittliche Ehrlichkeit und Gründlichkeit, die ihn dazu führte, das gesamte Gesellschaftsleben in all seinen Bedingungen an dem Ideal kritisch zu prüfen, hat ihn auch befähigt, dieses Leben in seinem großen Bau und seinen Zusammenhängen als Ganzes künstlerisch zu erschauen und so zu dem unerreichbaren Epiker zu werden, als welcher er sich in seiner Mannesreife im „Krieg und Frieden" und als Greis im „Chadschi Murat" und im „Gefälschten Coupon" zeigt.

Freilich ist Tolstois Genie von der ursprünglichen, natürlichen Art einer unerschöpflichen Goldader. Wie wenig aber die stärkste künstlerische Begabung ohne den sicheren Kompaß einer großen, ernsten Weltanschauung schöpferisch zu wirken vermag, das zeigte jüngst wieder das Beispiel des Dänen Jensen.

Sein feines, farbiges und geistreiches Erfassen der Handlung und seine souveräne Beherrschung der technischen Mittel der Erzählung machen ihn zu einem geborenen Epiker großen Stils. Und doch, was hat er in seiner „Madame d'Ora", in seinem „Rad" anderes geliefert als ein gequältes, gigantisches Zerrbild der modernen Gesellschaft, eine grellangestrichene Jahrmarktbude mit Abnormitäten, die halb wie dreiste Kolportage wirkt und halb wie *boshafte* Verhöhnung der Leser selbst. Das macht: ihm fehlt eine innere einheitliche Weltanschauung, um die sich die Einzelheiten gruppieren könnten, ihm fehlt der heilige Ernst, die Ehrlichkeit und die Wahrhaftigkeit, mit denen Tolstoi an seine Sachen herantritt.

Alle diese Eigenschaften Tolstois kommen in seinem Nachlaß zur höchsten Entfaltung. Hier macht er nicht die leisesten Kompromisse mehr an die Formschönheit, an das Sensations- oder Beruhigungsbedürfnis der Leser. Hier legt er jedes Beiwerk, alles Literarische beiseite und gelangt zur strengsten Selbstzucht, höchsten Ehrlichkeit und knappsten Ausdrucksmitteln. Hier ist seine Kunst mit der Sache so sehr identisch, daß sie kaum noch überhaupt zu merken ist. Und deshalb ist Tolstoi gerade im Nachlaß, in seinen letzten Lebenswerken zu jener höchsten Kunst aufgestiegen, daß sie ihm zur Selbstverständlichkeit wird, daß ihm alles, was er in die Hand nimmt, gedeiht, sich sofort gestaltet und lebt. Er wählt hier — im „Vater Sergius" zum Beispiel, dem Lebensgang eines büßenden Weltmannes, im „Gefälschten Coupon", der Wanderungsgeschichte einer falschen Banknote durch verschiedene Schichten des russischen Volkes — Themen und Ideen, die als reine Tendenzprosa jede schwächere Kunst und jede nicht so vollkommene Ehrlichkeit unrettbar ertöten würden. Bei Tolstoi entsteht mit den einfachsten Mitteln einer ungekünstelten Erzählung ein grandioses Gemälde menschlicher Schicksale von höchster künstlerischer Wirkung.

Dieselbe tiefe, man möchte sagen: beispiellose Ehrlichkeit verwandelt die beiden Dramen des Nachlasses, trotzdem ihnen so ziemlich alles abgeht, was als „dramatische Handlung" und „Lösung" zu den landläufigen Erfordernissen eines bühnenfähigen Stückes gehört, in Erlebnisse von tiefer, erschütternder Wirkung. Es ist besonders interessant und lehrreich, in einer Theatervorstellung die geistige Kluft zu beobachten, die zwischen diesen beiden genialen Schöpfungen eines großen Dichters und dem bürgerlichen Publikum gähnt. „Das Licht, das im Dunkel leuchtet" ist nichts anderes als das eigene Lebensdrama Tolstois. In diesem Kampfe eines einsamen Titanen gegen die täglichen Umklammerungen des Kompromisses, denen er sich zu entreißen sucht und in denen er verblutet, sieht das Bourgeoispublikum natürlich nur ein rührendes „Ehedrama", einen Konflikt zwischen „Mutterpflichten", „Gattenpflichten" und was dergleichen holde Drangsale des deutschen Philisterschlafzimmers mehr sind. Die erschütterndsten Szenen wie die vor dem Militärkommando, wo ein Jüngling seinen Abscheu vor dem Militarismus in einer entschiedenen Dienstverweigerung zum Ausdruck bringt und dafür einer endlosen geistigen Folter ausgesetzt wird, wie der vergebliche letzte Fluchtversuch des Kämpfers für soziale Gleichheit aus seiner Familie und die tragische Auseinandersetzung zwischen ihm und seiner Frau — alle diese tiefernsten, ehrlichen Worte wirken in dem Milieu des deutschen Bourgeoispublikums, das durch die landläufige Verlogenheit des heutigen Theaters korrumpiert ist, wie etwas durchaus Unpassendes, Befremdendes, Peinliches,

beinahe wie eine Unanständigkeit. Ebensowenig geistiges Band knüpft sich zwischen dem Zuschauerraum und dem anderen Drama Tolstois, dem „Lebenden Leichnam". Das geputzte Publikum des deutschen Theaters, das sich wohl hauptsächlich wegen der Sensation eines Zigeunerchors und der gruseligen Pikanterien der „Eheirrung" zu den Vorstellungen drängt, ahnt offenbar gar nicht, daß es auf es unausgesetzt Ohrfeigen von der Bühne regnet, wo die wohlanständige, honette Gesellschaft in ihrer ganzen inneren Erbärmlichkeit, Beschränktheit und kalten Selbstsucht geschildert wird, während die einzigen Wesen mit fühlender menschlicher Brust und mit großmütigen Regungen unter den sogenannten „Lumpen", unter Verstoßenen und Verkommenen zu finden sind. Das korrumpierte, durch den Panzer der Trivialität ihres Daseins unempfindlich gemachte Bourgeoispublikum, das ins Theater geht nur um sich zu zerstreuen, merkt gar nicht, daß von ihm selbst „die Fabel erzählt", wenn der verlumpte Held des Dramas in seiner letzten Zufluchtsstätte, einer schmutzigen Schenke, seine Lebensgeschichte mit den schlichten Sätzen erklärt: „Wer in den Kreisen, denen ich entstamme, geboren ist, der hat nur drei Möglichkeiten zur Auswahl. Entweder kann er ein Amt bekleiden, kann Geld verdienen und den Schmutz, in dem wir leben, vermehren — das war mir zuwider, oder vielleicht verstand ich es auch nicht, vor allem aber war es mir zuwider. Oder er kann diesen Schmutz bekämpfen, doch dazu muß er ein Held sein, und der bin ich nie gewesen. Oder endlich drittens: er sucht zu vergessen, wird liederlich, trinkt und singt — das habe ich getan, und so weit'hab' ich's damit gebracht..." Die „ein Amt bekleiden, Geld verdienen und den Schmutz vermehren" klatschen begeistert Beifall dem mimenden Schauspieler, aber das geistige Reich des Dichters bleibt ihnen ein böhmisches Dorf, wie ihnen das Geistesleben der modernen Arbeiterbewegung, des Massenhelden, der „den Schmutz bekämpft", auf ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleibt.

Deshalb gehört der Nachlaß Tolstois, sowohl die Erzählungen wie die Dramen, noch mehr als seine früheren Werke vor das Arbeiterpublikum. Tolstoi hatte freilich kein Verständnis für die moderne Arbeiterbewegung, aber es wäre ein schlimmes Zeichen für die geistige Reife der aufgeklärten Arbeiterschaft, wenn sie ihrerseits kein Verständnis dafür hätte, daß die geniale Kunst Tolstois trotzdem den reinsten und echtesten Geist des Sozialismus atmet. Als Todfeind der bestehenden Gesellschaft, als unerschrockener Kämpfer für Gleichheit, Solidarität unter den Menschen und für Rechte der Besitzlosen, als unbestechlicher Entlarver aller Heuchelei und Verlogenheit der heutigen Zustände in Staat, Kirche, Ehe, ist Tolstoi trotz aller utopistisch-moralisierenden Form in seinem Wesen durch und durch geistesverwandt mit dem revolutionären Proletariat. Seine Kunst gehört vor das Arbeiterpublikum, aber allerdings vor ein revolutionär aufgeklärtes, von den Schlacken des deutschen Philistertums gereinigtes Arbeiterpublikum, das imstande ist, sich selbst über alle Vorurteile und jeden Autoritätsglauben zu erheben, und das den Mut hat, auch innerlich alle feigen Kompromisse von sich zu werfen. Namentlich kann es keine erzieherisch bessere Lektüre für die Arbeiterjugend geben als die Werke von Tolstoi.

Ein Nachzügler.

Von Fr. Mehring.

Das Jahr 1912 sah die deutsche Bourgeoisie im Glanze ihrer literarischen Bildung; sie feierte mit dem üblichen Tamtam und Trara die fünfzigsten Geburtstage ihrer bewundertsten Dichterlein, und es gedieh dabei manch lieblicher Humbug. Am lieblichsten trieb es die geschäftige Clique des Herrn Gerhart Hauptmann, worüber in einem unserer letzten Hefte von kundiger Hand berichtet worden ist, und er selbst hat jetzt den Schlußstein in das Gebäude seines kapitalistischen Ruhmes gefügt, indem er, der Träger des Nobelpreises, die Töchter seiner Muse, wie ein Parteiblatt sich kräftig ausdrückt, ins Filmbordell verschacherte.

Nun meldet sich aber noch ein Nachzügler, der am 26. dieses Monats seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, und ihm wollen wir gern die gebührenden Ehren erweisen, so abgeschmackt uns im allgemeinen die Verlegertricks erscheinen, die sich als Huldigungen zu den fünfzigsten Geburtstagen von Dichtern drapieren. Mit Arno Holz sind keine Geschäfte zu machen, und er selbst hat seine Muse nie zur Bettel erniedrigt, die sich heischend an den kapitalistischen Moloch drängt. Das soll ihm unvergessen bleiben, zumal da er an dichterischer Begabung allen Geburtstagskindern des vorigen Jahres überlegen ist. Wenn einer, so hatte er das Zeug dazu, der „Täufer des kommenden Jahrhunderts" zu werden, wie er es in einem seiner jugendlichen Gedichte verheißen hat.

Geworden ist er es freilich nicht, und wenn man fragen wollte, weshalb er es nicht geworden sei, so gäbe es ein langes und trauriges Kapitel. Und am wenigsten würde man es erfahren aus dem Buche des Herrn Robert Reß, das eben unter dem Titel: Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk (verlegt bei Karl Reißner, Dresden 1913) erschienen ist. Eine geschmack- und sinnlosere Lobhudelei läßt sich nicht wohl denken; nach Herrn Reß ist Arno Holz der größte Dichter aller Völker und Zeiten, und jede Zeile, die er geschrieben hat, ist in Erz gegraben. Wir hoffen, daß Arno Holz vor dem Erscheinen dieses Buches nichts von den Absichten des Herrn Reß gewußt hat; er hat sich wohl einmal gerühmt, nicht an Selbstunterschätzung zu leiden, und das beansprucht auch niemand von ihm, aber Größenwahn steht doch auf einem anderen Blatte.[1]

Überblickt man das Lebenswerk dieses Dichters, so entdeckt man unschwer das Verhängnis seines Lebens, den Mangel an „großem historischen Sinn", an der Weltanschauung, die den großen Dichter macht, sei es nun die große Anschauung der Welt oder auch nur die Anschauung der großen Welt. Gleich in seinen Anfängen schwankte Holz zwischen Geibel und — Johannes Scherr, dem er die erste Auflage seines „Buches der Zeit" ge-

[1] Dem Buche ist ein Aufruf „an die gesamte deutsche Presse" beigelegt, worin nicht zu einer „Bettelei", für die der Dichter zu hoch stehe, sondern zu einer „großen nationalen Huldigung" aufgefordert wird. Zur Entgegennahme der Beiträge hat sich die Leitung des „Kunstwart", Dresden-Blasewitz, unter dem Vermerk: Arno-Holz-Spende bereit erklärt. Die Namen der Spender will Herr Reß in einem neuen Buche verewigen, „um so einer kommenden Forschung, die ganz zweifellos revidieren werde, wie das Deutschland dieser Tage im vorliegenden Falle handelte und dachte, die historisch einzig verläßliche Unterlage zu liefern".

widmet hat, jenes wundervollen Liederbuchs, das seinen Namen am längsten erhalten wird. Es ist sehr begreiflich, daß sich ein zwanzigjähriger Jüngling für Scherr begeistert, aber es ist bedenklich, wenn ein echter Dichter nicht über die Entrüstung hinauskommt, die eine unvollkommene Welt in jedem Biedermann erregen muß. Die Entwicklung, die das „Buch der Zeit" zu verheißen schien, ist ausgeblieben; Holz hat sich nicht an die Bourgeoisie verkauft, aber er selbst hat nicht erfüllt, wozu er vor dreißig Jahren die Männer seiner Zeit aufforderte:

Drum ihr, ihr Männer, die ihr's seid,
Zertrümmert eure Trugidole
Und gebt sie weiter, die Parole:
Glückauf, glückauf, du junge Zeit!

Es scheint, daß ihm gewiß nicht der Wille, aber die Fähigkeit fehlt, die tieferen Zusammenhänge der „jungen Zeit" zu verstehen. Das ist nun noch kein Unglück für einen revolutionären Dichter; es ist jüngst erst an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß Freiligrath auch schwerlich das Kommunistische Manifest verstanden hat. Aber ein so ganz unbewußt schaffender Dichter ist Holz doch nicht; er hat einen unglücklichen Hang, zu theoretisieren und zu spintisieren, der ihn je länger je mehr dazu verleitet hat, sich dem wirklichen Leben abzuwenden und seinen revolutionären Drang an den dichterischen Formen auszulassen, das heißt sie zu zerbrechen und dafür neue Formen zu ersinnen, die sich alsbald, da sie nur in seinem Hirn, aber nicht im nationalen Geiste wurzeln, als reine Schrullen auswachsen.

So vollbrachte Holz vor etwa fünfzehn Jahren eine „Revolution" der Lyrik, indem er dem Reim und der Strophe den Krieg bis aufs Messer ankündigte. Manches, was er darüber sagte, ließ sich immerhin hören, und in den ersten Proben seiner „neuen Lyrik", die er 1896 als ein Heftchen unter dem Titel: Phantasus veröffentlichte, fanden sich sehr schöne Gedichte. So etwa diese:

Vor meinem Fenster
singt ein Vogel.
Still hör' ich zu; mein Herz vergeht.
Er singt,
was ich als Kind besaß
und dann — vergessen.
* * *
Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.
Herz, vergiß!
In stiller Sonne
weht linderndster Zauber,
unter wehenden Bäumen blüht tausend Trost.
Vergiß, vergiß!
Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel....
Er singt sein Lied.
Das Lied vom Glück!
Vom Glück.

Aber schon ein Jahr später ist die Schrulle da. Aus einem zweiten Heftchen: Phantasus seien hier nur — um den Verdacht einer willkürlichen Auswahl zu vermeiden — das erste und das letzte Gedicht mitgeteilt:

Sieben Millionen Jahre vor meiner Geburt
war ich eine Schwertlilie.
Meine Wurzeln
saugten sich
in einen Stern.
Auf seinen dunklen Wassern
schwamm
meine blaue Riesenblüte.
* * *
In rote Fixsternwälder, die verbluten,
peitsch' ich mein Flügelroß
durch!
Hinter zerfetzten Planetensystemen, hinter vergletscherten Ursonnen,
hinter Wüsten aus Nacht und Nichts
wachsen schimmernd neue Welten — Trillionen Krokusblüten!

Kaum aber hatte diese „Revolution" der Lyrik begonnen, als sich Arno Holz in „alten Schweinslederscharteken" vergrub, um im Stile des siebzehnten Jahrhunderts zu dichten. „Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte, sämbtliche Freß-, Sauff- und Venuslieder usw." Es ist eine glänzend gelungene Bravourleistung, eine Arbeit von Jahren, aber höchstens ein Kunststück, kein Kunstwerk. Und es war doch die reine Kinderei, wenn die Bewunderer des Dichters seinen Kritikern zuriefen: Aha, das hattet ihr nicht erwartet, daß dieser Verächter des Reims und der Strophe euch so kommen würde, aber das ist die Art des Genies! Holz selbst wollte mit dieser Nachahmung seine Methode, ein Stück Leben künstlerisch so treu wie nur irgend möglich zu geben, auf die Vergangenheit angewandt haben.

Im besten Falle hat er dadurch sein Formtalent in so verblüffender Weise dargetan, wie einst in hinreißender Weise im „Buche der Zeit". „Ein Stück Leben" wirklich in der Kunst lebendig zu machen, ist ihm, wenigstens in halbwegs großem Stile, bisher nicht gelungen. Als er vor fünfzehn Jahren sein Riesenwerk ankündigte: „Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen", meinte Ströbel an dieser Stelle, das werde wohl eine geraume Zeit dauern, denn erst müsse Holz doch die Zeit kennen, die er dramatisch darstellen wolle, und diese Prophezeiung hat sich leider bewährt. Die beiden Dramen, die bisher aus dem Riesenwerk erschienen sind, die „Sozialaristokraten" wie die „Sonnenfinsternis", zeigen klar, daß Holz von der Welt nichts kennt als einen kleinen, einen winzig kleinen Ausschnitt Berliner Künstler- und Literatenlebens. Nun kündigt Herr Reß allerdings eine Riesentragödie von acht Stunden Spielzeit, mit 4782 Regiebemerkungen an, die die Phänomene der modernen Naturwissenschaften behandelt, und danach noch zwei Tragödien, drei Komödien, vier Tragikomödien, die alle in ihren Grundideen bereits konzipiert und festgesteckt seien. Aber er nimmt in seinem Buche den Mund gar zu voll, als daß ihm aufs Wort zu glauben wäre.

Nicht als ob wir nicht wünschten, daß er recht hätte. Holz ist in der „Neuen Zeit" oft und stets mit Achtung genannt worden; von dem Vorwurf des „Totschweigens", mit dem Herr Reß jede Seite fast um sich wirft, trifft uns nicht einmal ein Atom. Aber an dem törichten Treiben der Handvoll Korybanten, die des Dichters beklagenswertes Geschick nicht zum geringsten verschuldet haben, mögen wir uns nicht beteiligen. Wir

haben immer die tiefste Achtung für des Dichters herb-stolze Haltung gegenüber den verfaulten Schichten der Bourgeoisie gehabt; wir verstehen auch, wie Holz dadurch in ein hochmütiges Absonderungsgelüste, ein exklusives Ästhetentum getrieben werden kann, aber wir können nur wiederholen, was Ströbel in der Besprechung der „Sonnenfinsternis" sagte, daß ein Künstler nur dann Großes schaffen konnte, wenn er im Volke lebt, für das Volk denkt und dichtet.

Ob es für Holz zu spät ist, umzukehren, wollen wir nicht untersuchen; zu seinem fünfzigsten Geburtstag können wir nur wünschen, daß er sich noch in zwölfter Stunde auf die hellen Fanfaren seiner Jugend besinne.

* * *

Die vorstehenden Zeilen waren bereits gesetzt, als Arno Holz die Hoffnung, daß ihm die Lobhudeleien des Herrn Reß unwillkommen sein würden, bitter enttäuschte. Er selbst versendet an dreihundert deutsche Zeitungen einen Aufruf, worin er aus dem „schmackhaften Kuchenteig" seines Bewunderers die süßesten Rosinen herausklaubt.

Dazu fügt er ein „privates Zeugnis", worin ihm für sein neuestes, noch nicht veröffentlichtes Werk folgendermaßen gehuldigt wird: „Es möge Dir genügen, wenn ich zerknirscht, zerknittert, gemartert und völlig geschlagen mich heute mehr denn je als eine Null und ein Nichts, als eine krabbelnde Made, als den letzten Fetzen eines abgetrennten Staubtuchlappens fühle." Verfasser dieses Hymnus ist Herr Oskar Jerschke, mit dem gemeinsam Arno Holz ehedem den „Traumulus" geschrieben hat, der über alle deutschen Bühnen ging und die erhabenen Redewendungen von dem mißhandelten Genie in ein eigentümliches Licht stellt.

Immerhin — das mag Arno Holz mit sich selbst abmachen. Aber wenn er sich an der Hand seines Reß auf die Spende beruft, die einst von der Schwelle des alternden Freiligrath die Schattengestalt der Sorge verbannte — des „bescheiden Kleinen", wie Holz sagt, gemessen an ihm, „einem unter jedem Gesichtspunkt und in jeder Beziehung ungleich Größeren", so sollte er nicht den Namen eines Dichters unnützlich führen, der immer ein Mann war, der immer in den großen Kämpfen der Zeit tapfer gestritten hat und zehnmal lieber verhungert wäre, ehe er auch nur einmal die Hand mit einer bittenden Gebärde ausgestreckt hätte. Und das Beste, was Holz als Dichter geleistet hat, ist doch nur, daß er in seinen jungen Jahren sich anschickte, der begabteste Nachfahre Freiligraths zu werden.

Von diesem großen Namen mag Holz also gefälligst die Hände lassen. Mit den sonstigen Unglaublichkeiten seines Aufrufs „an die endliche Einsicht seines Volkes" wollen wir nicht erst rechten; sie richten sich selbst. Wir beklagen aufrichtig, daß Holz preisgegeben hat, was ihm trotz aller Schrullen und Verstiegenheiten doch immer noch die aufrichtigste Sympathie sichern konnte: jener herbe Stolz, der dem kapitalistischen Geßlerhut die Reverenz versagte. Er hat es freilich schon vor siebzehn Jahren geduldet, daß ausgerechnet Herr Maximilian Harden öffentlich den Klingelbeutel für ihn schwang, und schon damals urteilten wir: „Es lohnt sich nicht, auch nur ein ernstes Wort über die kindische Vorstellung zu verlieren, daß ein echter und starker Künstler durch Spenden bürgerlicher Barmherzigkeit für große Ziele gerettet werden kann." Aber Holz selbst hielt sich damals zurück und sträubte sich gegen jedes Almosen.

Nun aber hat er doch den Weg verschmäht, auf den wir ihn damals mit den Worten riefen: „Die junge Zeit allein kann den Dichter retten, der ihr einmal mit genialem Verständnis ins Auge geschaut hat. Erst wenn er alle ‚Trugidole' einer unaufhaltsam verkommenden Gesellschaft zertrümmert hat, wird er frei, erst dann mag er sich zu den Täufern des kommenden Jahrhunderts zählen, und erst dann kann er einen Boden finden, in dem er starke und tiefe Wurzeln zu schlagen vermag. Auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft ist sein Fall unheilbar." Unheilbar wie der Fall Hauptmann; jedes dieser Lichtlein ist aus der gleichen Ursache erloschen, wenn auch an den entgegengesetzten Enden des kapitalistischen Sumpfes.

Bildende Kunst.

Von **Diefenbach.**

W. Hausenstein, **Der Bauern-Bruegel.** Mit 66 Abbildungen. München und Leipzig 1910, Verlag R. Piper & Co., G. m. b. H. 143 Seiten. Gebunden 4 Mark. — **Rokoko.** Französische und deutsche Illustrationen des achtzehnten Jahrhunderts. Mit 90 Abbildungen. München 1912. Verlag R. Piper & Co. 139 Seiten. Gebunden 3 Mark.

In der Vorrede zu seinem Werke über die graphischen Künstler des Rokoko weist Hausenstein darauf hin, daß es sich für ihn hier nicht nur um die „reine Stilanalyse des ästhetischen Produktes" handle, sondern daß er zugleich eine „sozialgeschichtlich-biographische Orientierung" geben wolle. Denselben Grundsatz hat der Verfasser auch in seiner Schrift über Bruegel verfolgt.

Daß Hausenstein sich nicht mit dem bloß ästhetischen Ziele begnügt hat, verdient um so mehr Anerkennung, als er selber eine solche Begrenzung der Aufgabe nach seinem eigenen Geständnis für „literarisch dankbarer" und sogar für „das Höchste kunstwissenschaftlicher Darbietung" halten möchte. Man wird Hausenstein bei dieser Bewertung der abstrakten Stilanalyse nicht leicht zustimmen können, wenn man auf die Unsumme rein ästhetischer Faseleien, unverständlicher Gefühlsexpektorationen, gezierter und möglichst subjektiv gefärbter Kunstbetrachtungen aller Art blickt, die von einer stets wachsenden Zahl kunstschriftstellernder Feinschmecker zurzeit hervorgebracht wird. Demgegenüber scheinen uns gerade die Darstellung der sozialgeschichtlichen Zusammenhänge, aus denen das Werk eines Künstlers erwachsen ist, und die biographischen Angaben, soweit sie die Persönlichkeit des Künstlers beleuchten, die greifbare und reale Grundlage für alle stilistischen und ästhetischen Ausführungen zu bilden. Diese Grundlagen haben einmal den Vorzug, das Verständnis für das Kunstwerk selbst auf die natürlichste Weise anzubahnen, indem sie es in einen allgemeineren, den meisten zugänglichen Zusammenhang stellen und damit das sachliche Wissen des Lesers erweitern. Außerdem aber bieten sie einen anderen, nicht zu unterschätzenden Vorteil: die Schilderung wirklicher Tatsachen und Verhältnisse zwingt den Kunstschriftsteller, einigermaßen bei der Stange zu bleiben; sie erlaubt ihm nicht, wie dies heute in rein ästhetischen Schriften so vielfach der Fall ist, bei seinem verfeinerten Kunstgenuß nach möglichst eigenartigen Regungen zu haschen, ins Blaue hinein zu ästhetisieren und, statt den Geist einer Zeit oder eines Künstlers sachlich darzustellen, vor allem die eigene gehätschelte Persönlichkeit in ihm zu bespiegeln.

Wo der kenntnisreiche und kunstverständige Verfasser das eine zu leisten und das andere zu vermeiden wußte, dort sind für unser Ermessen die beiden Bücher Hausensteins am lehrreichsten und wertvollsten.

Das ältere der Werke hat den als Bauern-Bruegel berühmt gewordenen Maler zum Gegenstand, einen der eigenartigsten und tiefsinnigsten Künstler, den die

Blüte der holländischen Malerei am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit hervorgebracht hat. Bruegel ist um 1525 in einem kleinen Bauerndorf in der Nähe von Breda geboren. Er hat den glänzenden ökonomischen Aufschwung, den die niederländischen Provinzen dank der Verschiebung des Weltverkehrs an die europäische Westküste damals nahmen, miterlebt und in Antwerpen, dem Venedig des Nordens, mit eigenen Augen gesehen. Trotzdem ist er dem Bauerntum, Land und Leuten, seinem innersten Wesen und seinen künstlerischen Interessen nach zeitlebens treu geblieben. Er hat den niederländischen Befreiungskampf gegen die spanischen Blutsauger unter Philipp II. und Alba mit offenen Augen verfolgt — eine Anzahl politischer Karikaturen gegen den Henker der Niederlande glaubte er leider vor seinem Tode mit Rücksicht auf die Angehörigen vernichten zu müssen. — Ohne an der Revolution und am Protestantismus öffentlich tätigen Anteil zu nehmen, ist er mit dem niederen Volke seiner Heimat stets in enger Fühlung geblieben. Sein Künstlertum war seit seiner ersten Kundgebung realistisch-volkstümlich gerichtet, daneben mit einem kühnen Zug mittelalterlich grotesker, grauenhafter Phantastik versetzt. Seine satanistischen wie seine komischen Neigungen lockten ihn immer wieder, mit den tollen Ausgeburten des damaligen Katholizismus ein halb ernstes, halb lachendes, oft fast aberwitziges Spiel zu treiben. Seine diabolischen Späße haben bei allem Reichtum der Einbildungskraft etwas Schwerfälliges und Plumpes, etwas moralisierend Nachdenkliches an sich. Das derb bäuerische und das teuflische Element in seiner Kunst sind immer ihre auffälligsten Kennzeichen gewesen und sie haben ihm schon lange den Übernamen des Höllen-Bruegel oder des Bauern-Bruegel verschafft. Aber durch diese Schlagworte wird die Tiefe seiner Kunst bei weitem nicht erschöpft. Nicht zum wenigsten war Bruegel ein genialer Vorläufer der erst später aufkommenden eigentlichen Landschaftsmalerei, und in der realistisch-holländischen Auffassung seiner religiösen Vorwürfe, in der Stimmungsgewalt der Personen und Gruppen bewies er eine tiefsinnige und selbstsichere Eigenart.

Von dem Geistesleben dieses merkwürdigen Mannes gibt Hausenstein ein umfassendes, feinfühlig ausgeführtes Bild. Und er hat wohl recht, wenn er in dem Gemälde der Blinden, einer seiner letzten Arbeiten, den Höhepunkt von Bruegels künstlerischem Schaffen findet. Der Realist, der Dämoniker, der glänzende, grausam scharfe Charakterzeichner, der kühne Beobachter menschlicher Bewegungen, daneben der beißende Gesellschaftskritiker, der in alle Tiefen menschlichen Elends geblickt hat, faßt hier seine Kraft noch einmal zu einem großen Wurfe zusammen. Eine Kette von sechs blinden Männern, die elend entstellten Gesichter witternd nach vorn gerichtet, an Stöcken tappend und mit den Fingerspitzen am Vordermann Fühlung suchend, tastet einem Flusse zu, in den die beiden ersten eben in verständnisloſem Schrecken hineinstürzen. Im Hintergrund des Bildes ragt von ungefähr eine holländische Dorfkirche auf, säuberlich und beschaulich gemalt und mit jenem Respekt ausgeführt, der einem christlichen Gotteshaus zukommt. Die erschütternde Darstellung des in jener Zeit landläufigen Jammers menschlicher Kreatur erinnert an die grauenhaften Opfer der spanischen Staats- und Glaubensjustiz oder an die Haufen verstümmelter Bauern, die nach der blutigen Erstickung des Bauernkriegs mit ausgestochenen Augen und abgehauenen Händen durch das Land wankten. In den Geist dieser verschiedenen Bildwerke, die in guten Illustrationen vorgeführt werden, ist Hausenstein tief eingedrungen. Er hat den Charakter der moralisierenden Teufeleien mit ihrer wilden Häufung verrückter Gestalten, Bruegels Freude am Spotte und an der Grimasse, das bewegte Leben seiner Kinder- und Faschingsbilder, seine Verherrlichung der bäuerischen Vielfresser auf den berühmten holländischen Kirmessen, er hat den realistischen Reiz der dörflichen Winterlandschaft mit irgend einem historischen oder genrehaften Vorgang im Vordergrund textlich meist treffend ausgeschöpft. Die Beherrschung des Stoffes wirkt in dem Werke über Bruegel wie in dem anderen über den Kupferstich und die Radierung des Rokoko gleich vorteilhaft.

Auch diese zweite Schrift Hausensteins gewinnt durch die Verbindung der ästhetischen Würdigung mit der Andeutung des zeit- und lebensgeschichtlichen Hintergrundes an Anregung und Belebtheit. Das Buch behandelt die Blütezeit einer Kunstgattung des achtzehnten Jahrhunderts, die, wenigstens soweit sie sich mit dem Handwerksmäßigen leicht berührte, inzwischen durch die Photographie ersetzt oder vielmehr verdrängt wurde. Eine Fülle prächtiger Zeichnertypen mit bunten Lebensschicksalen, vornehmen Neigungen und geschmackvoll stilisierenden Kunstbestrebungen taucht in der Gesellschaft des vorrevolutionären Frankreich auf. Wie in den französischen Adel das Bürgertum schon lange vor 1789 dank seinen Reichtümern und seiner geistigen Kultur gesellschaftlich eingedrungen war, so trafen auch auf dem Gebiet der Kunst und der Literatur die begabten Emporkömmlinge aus dem Plebejertum mit den philosophierenden und dilettierenden Vertretern des Adels in ihren ästhetischen Interessen zusammen. Für die allgemeine Richtung des Geschmacks war dabei der Adel maßgebend, der neben der Großfinanz den natürlichen Auftraggeber darstellte. Die künstlerischen Kräfte selbst aber rekrutierten sich in der Hauptsache aus den Kreisen des unteren und mittleren Bürgertums. Ein äußerst moderner, vielseitiger, leichtlebiger Geist beherrschte diese Künstlerschaft schon im vorrevolutionären Paris, wo sich die sozialen Gegensätze eines kunstsinnigen, freigeistigen, bewunderungswürdig frivolen Adels mit der künstlerischen Boheme großstädtisch berührten. Hausenstein schildert die Bedeutung der einzelnen Graphiker und den Übergang ihrer Rokokokunst in den Klassizismus der Revolution und in die kleinbürgerlich-empfindsame Richtung, eine Entwicklung, die durch Rousseaus gewaltigen Einfluß, durch Salomon Geßner, den schweizerischen Herold der bukolischen Idylle, und andere schrittweise angebahnt wurde.

Der Geist jener Zeit mit ihrem ausgeprägten Stilgefühl, ihrem Pomp, ihrer bewußten Grazie und ihrer gewollten Leichtigkeit liegt an sich dem Wesen Hausensteins sehr wohl. Aber er befördert auch die stilistischen Absonderlichkeiten des Verfassers in geradezu quälender Weise und stellt so den Genuß des wertvollen Materials, das Hausenstein bearbeitet, oft bedenklich in Frage. Die Sucht, einen möglichst persönlichen und flüssigen Stil zu schreiben, verführt ihn zu einer unerträglichen Pflege des Fremdwortes, zur Übernahme entlegener französischer Brocken, zur kindischen Nachäfferei des französischen Satzbaus. Das Kokettieren mit winzig kleinen Reizen des Gedankens und der Form wird so stark, daß es schließlich nur das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht. Die überlegene Verachtung für eine alltägliche Ausdrucksweise wird zur sklavischen Pflege einer aufgepfropften Manier. Der leichte Plauderstil entbehrt des natürlichen Flusses und bleibt jeden Augenblick an einem unerwarteten Haken hängen. Das Übermaß von Pikanterien hat den Geschmack des Schriftstellers manchmal bis zur Geschmacklosigkeit abgestumpft. Seitenlang ziert jeden einzelnen Satz irgend ein aufdringliches Schönheitspflästerchen oder eine Dosis Schminke; bei ihrer Anwendung kommt sich Hausenstein mindestens so wichtig und vornehm vor wie irgend ein Perückenkräusler am Hofe Ludwigs XVI. „Frago, der Windhund", so tituliert er eigentlich den berühmten Fragonard, den bedeutenden Vertreter einer leichtgeschürzten erotischen Kunstgattung, gerade als ob er mit ihm seit Jahr und Tag auf dem Duzfuß stünde. Gewiß hat Hausenstein, um in seinem gewählten Stil zu reden, „sein Ding von Kultur", gewiß steckt in den beiden Schriften genug Arbeit und Fachkenntnis. Aber er hat dabei die Gespreiztheit des Ausdrucks „so weit poussiert", daß er schließlich nur noch pour l'art schreibt und allmählich bloß von seinesgleichen ohne Schwierigkeit genossen werden kann. Ein Leser mit bürgerlicher Durchschnittsbildung, ein interessierter Arbeiter oder eine Frau wird sich durch diesen an sich so leichtverständlichen Stoff ohne französisches Wörterbuch und Konversationslexikon kaum durchfinden können. Und das aus dem einzigen Grunde, weil Hausenstein das sachliche Material teilweise in einen Wust von gesuchten Worten eingewickelt hat. Das Verfahren ist um so verkehrter, als er selbst, im

Gegensatz zu so vielen snobistischen Bewunderern des Rokoko, durchaus kein künstlerischer oder politischer Reaktionär ist.

Noch eine andere Unart des Verfassers fällt dem schlichten Leser auf die Nerven. Das ist der Ton nachlässiger Selbstverständlichkeit, mit dem von Hausenstein ebensowohl sämtliche historische Daten aus dem Rokoko oder aus der holländischen Geschichte wie die gleichgültigsten Einzelheiten der graphischen Technik vorausgesetzt werden. Mit diesen Tatsachen, die er sich aus seinen zeit- und kunstgeschichtlichen Quellenschriften eben brühwarm zusammengelesen hat, jongliert der Verfasser so sicher, so überlegen, daß man vor diesem impertinent geistreichen Tausendkünstler nur mit dem Gefühl tiefster Beschämung dasteht.

Such' Er den redlichen Gewinn,
Sei Er kein schellenlauter Tor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor!

Verstand und rechten Sinn, kunstgeschichtliche Kenntnis und Ideen bei der Beurteilung der Malerei hat Hausenstein zur Genüge. Würde er nur die stilistischen Seiltänzereien jenen kostümierten Affen überlassen, die „amouröse Frauen" und „galante Zeiten" als das eigentlichste Gebiet ihrer Feuilletonästhetik betrachten. Eine überwürzte Sauce verdirbt schließlich den besten Braten.

Bücherschau.

Klara Viebig, **Das Eisen im Feuer.** Roman. Berlin W 9, Verlag von Egon Fleischel & Co. Preis 5 Mark.

Wer diesen Roman der bekannten Schriftstellerin anblättert — sein Auftakt ist eine plastische Schilderung der Berliner „Kartoffelrevolution" von 1847 —, der glaubt einen geschichtlichen Roman vor sich zu haben, aber wer sich dann weiter in das Buch versenkt, merkt, daß es sich nur um einen Roman mit geschichtlichem Hintergrund handelt. Freilich soll dieser geschichtliche Hintergrund zugleich ein Sinnbild sein für das, was sich im Vordergrund ereignet, ohne daß es der Verfasserin allerdings gelungen wäre, die Schicksale ihrer Menschen historisch bedingt erscheinen zu lassen. An vielen Stellen ist die Verknüpfung sehr äußerlich.

Am ehesten gelingt es der Verfasserin, ihre Absichten im ersten Teil des Romans zu verwirklichen. Wo sie schildert, wie in die Herzen des Berliner Kleinbürgertums der Märzsturm fegt, aufwühlend und aufstürmend, wo sie die „erste deutsche Fahnenwacht auf deutschen Barrikaden" mit wuchtigen Strichen umreißt, da gibt sie eine Darstellung aus einem Gusse und hat einen Wurf, der der Autorin des „Weiberdorfes" und des „Täglichen Brotes" alle Ehre macht. Aber wo es dann gilt, die Jahre der Reaktion festzuhalten, scheint mit der Zeit auch die Feder der Viebig zu erlahmen, und vollends der Schluß, wo das Jahr 1866 die stockig gewordenen Seelen wieder zu steilen Höhen aufwärts reißt, erweckt den Eindruck der Gekünsteltheit. Zudem hapert es hier arg mit der historischen Treue, denn wir wissen, daß Preußens bürgerliche Klasse in Bismarck alles andere als einen herzerhebenden Heros sah, und daß sie vor Königgrätz den deutschen Feldzug als ein unheilvolles Abenteuer betrachtete.

Der „Held", wenn man denn so will, des Romans ist der Hofschmiedemeister Henze, dem leider etwas Peinliches von den Kraftmenschen Sudermanns anhaftet. Als Schlossergeselle taucht er zuerst in der Handlung auf, wie er sich um die Tochter des typischen Budikers Christian Schulze bewirbt und am 18. März auf Teufel, komm raus! auf den Barrikaden ficht. Aber dann heiratet er in das ertragreiche Hufschmiedegeschäft des Meisters Schehle ein, dessen Witwe auch die illegitime Tochter eines preußischen Prinzen mit in die neue Ehe bringt, und die Welt scheint

vor dem braven Henze dazuliegen wie eine von Blumen buntgesprenkelte Wiese. Aber die faule Zeit, die dumpfe Zeit der Reaktion macht auch sein Herz dumpf und sein Blut faul, und während seine Mitkämpfer vom 18. März der eine zum behaglichen Spießer, der andere zum augenverdrehenden Pfaffen verspimpeln, verplempert er seine urwüchsige Kraft in kleinbürgerlichen Don-Juan-Abenteuern und in kleinbürgerlichen Zechgelagen. Der Ehefrieden geht darüber in die Brüche, die Stieftochter heiratet zudem einen Lumpen, der sie unglücklich macht, und alles ist katzenjämmerlich und grau, bis, ja! bis die Fanfare des Jahres 1866 ertönt: da wittert Meister Henze, der schon dicht daran war, vor die Hunde zu gehen, die bessere Zeit, die „große" Zeit, und lustig fährt, von kräftiger Faust geschwungen, sein Hammer wieder auf den Ambos.

So die Handlung, in der manche Kleinmalerei trefflich gelungen ist. Aber man stößt auch, abgesehen von der dünnen zeitgeschichtlichen Motivierung der Charaktere, auf Stellen, wo man das Wort: Kitsch! nur dem Namen Viebig zuliebe unterdrückt. Man schreibt eben nicht ungestraft Romane für die „Berliner Illustrierte Zeitung", und es kommt ein Zeitpunkt, wo aller redliche Wille nicht mehr dazu ausreicht, mehr zu liefern als bessere Unterhaltungsliteratur, etwa auf der Linie Ompteda.

Hermann Wendel.

Georg Büchner, **Dramatische Werke.** Mit Erklärungen herausgegeben von Rudolf Franz. München, Birk. 231 Seiten.

Die Sammlung enthält die drei Dramen, die Georg Büchner hinterlassen hat. Unter ihnen obenan steht „Dantons Tod", dem die Erklärungen des Herausgebers in erster Reihe gelten. Sie sind ganz dazu angetan, den Arbeitern das Verständnis der berühmten Dichtung zu erleichtern. Zugleich hat Genosse Franz das Drama für die Bühne einzurichten gesucht in einer besonderen Ausgabe, die in dem gleichen Verlag erschienen ist. Sie kommt zum hundertsten Geburtstag Büchners — am 17. Oktober 1913 — gerade zurecht.

Lose Blätter.

Ein Brief Spargos. Genosse Spargo schreibt uns: Mit großem Interesse habe ich Ihren Aufsatz in der „Neuen Zeit" gelesen, der mein Buch: Karl Marx, sein Leben und Werk in seiner deutschen Übersetzung kritisiert.

Mit gemischten Gefühlen, ohne eine Spur von Empfindlichkeit habe ich über jedes Wort in Ihrer Kritik nachgedacht, und ich ziehe dankbar daraus Nutzen, daß Sie auf besondere Fehler aufmerksam machen; ich gebe zu, daß ihrer einer von Wichtigkeit ist. Die Hochschätzung und Achtung, die ich wie jeder nachdenkende Forscher unserer Literatur für den prächtigen geistigen Dienst hege, den Sie unserer Bewegung geleistet haben, lassen es mich bedauern, daß es meinem Buche nicht gelungen ist, ein besseres Urteil von Ihnen zu erhalten. Zugleich überrascht es mich, daß Sie in einen Fehler verfallen sind, der ebenso schlimm ist wie der meinige, indem Sie meine Arbeit nicht verstehen und sie vollständig falsch darstellen. Auch bin ich sehr erstaunt über den teilweise erregten, beinahe hysterischen Ton Ihrer Kritik.

Sie beschuldigen mich zum Beispiel, Liebknechts Werk mit „Herablassung" betrachtet zu haben, und zitieren einen Teil meiner Bemerkungen über jenes Werk, aber die Stellen lassen Sie aus, die eine ganz andere Stellung zu Liebknecht offenbaren würden, als Sie sie mir zuschreiben. Es war mein Glück, daß ich Wilhelm Liebknecht kannte und liebte und durch sein freundliches Interesse angeregt wurde. Meine Genossen hier in Amerika wissen es, daß ich lange Jahre fast ein Anbeter Liebknechts gewesen bin. Ihre eigene Schätzung seiner Denkwürdigkeiten über Marx weicht nicht wesentlich von derjenigen ab, die ich ausgedrückt habe. Auch ich habe das kleine Werk mit einer Künstlerskizze verglichen. In der Vorrede, aus welcher Sie zitieren, nenne ich die Erinnerungen „zart und liebevoll", „wahr im Geiste" und

nur „ungenau in Einzelheiten", „unschätzbar im Wert", und erkläre darin, daß das Buch nicht als Biographie gedacht ist.

Wenigstens muß ich, der ich als ein sehr bescheidener Schüler immer Ehrerbietung für Wilhelm Liebknecht gefühlt habe, in der stärksten Weise die vollkommene Unrichtigkeit jeder Kritik betonen, die mir eine „herablassende" Haltung zuschreibt einem so Großen gegenüber, wie Liebknecht war.

Sie verpflichten mich, indem Sie meinen Irrtum aufdecken, die beiden Brüder der Frau Marx, den Staatsminister und den jüngeren Bruder Edgar, verwechselt zu haben. Ohne meine Notizen bin ich nicht imstande, festzustellen, wie der Irrtum entstanden ist. Ich bin gewiß, Angaben gefolgt zu sein, die ich für zuverlässig hielt. Natürlich wird der Fehler berichtigt werden.

Aber Sie irren sich, wenn Sie annehmen, daß ich auch den in Bruno Bauers Brief vom 12. April 1841 erwähnten „Edgar" mit Jennys Halbbruder verwechsle. Auf Seite 62 (englische Ausgabe) zitiere ich den Brief und mache in einer Fußnote darauf aufmerksam, daß Bauer seinen jüngeren Bruder meint, wenn er sagt: „Laß ihn drucken und Korrektur besorgen". Der Name, den ich brauchte, ist „Edouard", nicht „Edgar". Der Grund zu dieser Umänderung liegt in der glaubwürdigen Feststellung einer bedeutenden Enzyklopädie, daß der jüngere Bruder „Edouard" genannt wurde. Indessen setzt der deutsche Übersetzer, wahrscheinlich besserer Gewähr nach, den Namen „Edgar" (S. 45). In meinem Originalmanuskript schrieb ich „Edgar", und in der Korrektur änderte der sachkundige Assistent es aus dem oben angegebenen Grunde in „Edouard" um.

Meine Angabe, daß Bruno Bauer wünschte, daß Marx sich den Einfluß seines Schwagers sicherte, beruht nicht, wie Sie behaupten, auf einer Verkennung der Beziehung zu Edgar Bauer. Die obenerwähnte Fußnote stellt das klar. Auch machte ich die Angabe nicht, ohne anscheinende Gewähr zu haben. Man braucht hier nicht aus Bauers Briefen herauszugehen: in dem Briefe vom 28. März 1841 wird Marx gedrängt, „alle Hindernisse zu beseitigen", zuzusehen, „ob Du nicht Eichhorn gewinnen kannst. Wissen sie hier erst, daß einer von den Höhergestellten sich für Dich erklärt, so wird alles andere gut sein". Am 31. März desselben Jahres schrieb Bauer wieder und deutete an, daß er daran gedacht habe, in der Angelegenheit an Jenny zu schreiben. Ich meine, das zeigt deutlich genug, daß Bruno Bauer wollte, daß Marx durch die Westphalens Eichhorn und andere „höhergestellte Männer" erreichen sollte, und Ferdinand war natürlich der einflußreichste von ihnen. Ich kann nicht sagen, ob ich den Brief noch bei mir zu Hause in Vermont habe, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, aber das weiß ich, daß ich Madame Lafargue deswegen zu Rate zog und daß sie meiner Auslegung von Bauers Briefen in diesem Punkte zustimmte. Wenigstens wird ein sorgfältiges Durchlesen des Textes Sie überzeugen, daß die vernichtende Kritik, die in Ihren Zeilen: „Alles das phantasiert sich Spargo aus Bruno Bauers Zeilen vom 12. April zusammen" enthalten ist, nicht gerechtfertigt ist.

Im Grunde muß der Historiker und der Biograph etwas mehr tun, als literarische Angaben und Auszüge zitieren; er muß sie in dem Lichte der bekannten Umstände ihres Ursprungs zu erklären suchen. Daß Bauers Briefe dartun, daß er damals Marx drängte, durch den Einfluß der Westphalens zu den „höhergestellten Männern" zu gelangen, ist ganz augenscheinlich: es schien billig, daraus zu folgern, daß es Ferdinand war, dessen Einfluß am meisten gewünscht wurde, obgleich vielleicht nicht ganz so ausschließlich, wie mein Werk angibt.

Die Angabe, Marx habe in Jena persönlich den Doktorgrad erlangt, weicht von Ihrer Angabe ab, daß er ihn in absentia gemacht habe. Natürlich war mir Ihre Feststellung der Sache bekannt, und ich wäre nicht ohne Grund von ihr abgewichen. Warum auch hätte ich so töricht sein sollen? Die von Ihnen angedeutete Art aber, Universitätsgrade zu verleihen, war so seltsam, daß sie unmöglich schien, und deshalb stellte ich zahlreiche Nachforschungen bei deutschen Freunden an, die es wissen

mußten, mit dem Ergebnis, daß mir versichert wurde, daß er persönlich erschienen sein müsse, um für seine Thesen den Doktor verliehen zu bekommen. Das schien mir mit Bauers Vorschlag, das Diplom könne ihm zugesandt werden, nicht in Widerspruch zu sein. Das Diplom, das lange in meinem Besitz war, ist ein gedrucktes Blatt, und es war vernünftigerweise anzunehmen, daß es zu dem Tage, an welchem es verliehen werden sollte, nicht fertig gewesen ist. Mehr als ein deutscher Universitätsmann hat mir versichert, daß nur an Jenenser Studenten, aber nicht an jemand, der auch nicht einen Tag in Jena studiert habe, der Doktor in absentia verliehen sein könnte. Von Ihnen selbst konnte ich kaum Aufklärung darüber erwarten. Zweimal mindestens schrieb ich Ihnen und bat um Aufklärung einiger mehr oder weniger dunkler Punkte, aber Sie schienen es offenbar für unklug zu halten, überhaupt zu antworten. Ich hätte die Sache den Jenenser Universitätsautoritäten vorlegen sollen, gewiß, was ich nun auch tun werde, aber damals schien mir die Sache festzustehen und überhaupt von keiner so besonderen Wichtigkeit.

Auch Ihr Angriff auf meine Darstellung des Bruches in den Beziehungen von Ruge und Marx scheint mir durch die Tatsachen nicht gerechtfertigt zu sein.

Für Amerikaner, für die das Buch geschrieben wurde, würde ein ausgedehnter Bericht über die Differenzen zwischen den beiden Männern von geringem Wert sein. Aber ich sage nicht, daß Verschiedenheiten des Temperaments allein dafür verantwortlich zu machen sind. Im Gegenteil zeige ich, daß Ruge bitter enttäuscht war, weil Marx sich zum Sozialismus bekehrte. Nur der bittere, persönliche Ton von Ruges kritischen Bemerkungen läßt mich die Temperamentsunterschiede als für meine Arbeit genügende Erklärung annehmen.

Wenn ich mein Buch als endgültige, autoritative, vollständige Biographie herausgegeben hätte, so würde ich Ihr strenges Urteil verdient haben. Aber ich habe mit der größten Sorgfalt seine Grenzen festgestellt. Es war für Amerikaner geschrieben, denen nur die dürftigsten Skizzen, meistens von unfreundlicher Hand, zu Gebote standen. Es war nur gedacht als eine Art Skizze nach dem Leben, die einen systematischen und erläuternden Bericht darstellen sollte von einem großen und liebenswerten Leben.

So zeigte ich dem Leser in der Vorrede die Grenzen meiner Arbeit und wies auf die Notwendigkeit einer besseren und ausführlicheren Biographie hin und riet dazu, daß Sie oder Bernstein dieselbe der Welt darbieten möchten. Doch bin ich zufrieden, daß das gezeichnete Bild im „wesentlichen wahr" ist: mehr habe ich nicht dafür beansprucht.

Unter den Tausenden von Sozialisten, welche Ihr großes Werk bewundern und es dankbar anerkennen, ist keiner, dessen Bewunderung größer oder dessen Dankbarkeit aufrichtiger ist als meine. Wenn Sie mich persönlich kennen würden, so würden Sie wissen, daß nichts mir ferner liegt als der selbstsüchtige Wunsch nach Ruhm durch meine schriftstellerischen Leistungen. Ich glaubte, da der ausführliche und endgültige Bericht, auf den wir warten, noch aussteht, daß meine Skizze dazu beitragen würde, die Größe Marxens den Nicht-Sozialisten Amerikas zu enthüllen und ihn den Sozialisten noch lieber zu machen. Und das ist auch noch mein Glaube. Ich bin, so hoffe ich, „einer beleidigenden Nichtachtung der internationalen sozialistischen Bewegung" nicht fähig. Das ist eine ärgerliche und ungerechte Beschuldigung.

9. März 1913. Ihr ergebener John Spargo.

* * *

Ich weiß nicht, wer dem Genossen Spargo das Kompliment gemacht hat, ein „wesentlich wahres Bild" von Marxens Leben und Werk gegeben zu haben; ich bin es jedenfalls nicht gewesen, da ich seine Biographie für „wesentlich unrichtig" halte.

Wenn sie den amerikanischen Genossen genügt — meines Wissens hat sich die deutsch-amerikanische Parteipresse sehr ungünstig über das Buch geäußert —, so

ist das ihre Sache, in die ich mich nicht gemischt habe; sobald das Buch in deutscher Übersetzung erschien, war seine sachliche Zurückweisung die einfachste Parteipflicht.

Irgendwelche wissenschaftlichen Ansprüche habe ich in meiner „beinahe hysterischen" Kritik an die Arbeit Spargos nicht gestellt; nur die bescheidenste Anforderung, die Autoren, die sie *aus*schreibt, wenigstens richtig *ab*zuschreiben. Ich bedaure, daß er mich durch seine Erwiderung noch einmal zwingt, darauf zurückzukommen. Die Geschichte mit der „bedeutenden Enzyklopädie", die entdeckt haben soll, daß „Edgar Bauer" eigentlich „Eduard Bauer" geheißen habe, mag dabei auf sich beruhen bleiben; die amerikanischen Enzyklopädien müssen beneidenswert viel freie Zeit besitzen, wenn sie weitläufige Untersuchungen über die Vornamen einer so beiläufigen und so gänzlich vergessenen Persönlichkeit anstellen, wie Edgar Bauer war.

Nicht so gleichgültig ist, daß Genosse Spargo die Worte Bruno Bauers — sagen wir — ummodelt, um phantastische Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Am 26. März 1841 schrieb Bruno Bauer aus Bonn an Marx, dieser möge Eichhorn, den Kultusminister, oder Ladenberg, den vortragenden Rat des Kultusministeriums fürs Universitätswesen, dafür gewinnen, daß sie sich für Marxens Habilitation in Bonn interessierten. Es heißt dann wörtlich: „Wissen sie hier erst, daß einer von ihnen sich für Dich erklärt, so wird alles kabut sein." Nichts kann einfacher und klarer sein als dieser Satz: vor dem Kultusminister und seinem vortragenden Rat ducken sich die Professoren. Genosse Spargo aber übersetzt: „Wissen sie hier erst, daß einer von den höher gestellten Männern (one of the men higher up) sich für Dich erklärt, so wird alles sonst gut sein (then everything else will be well)." Alles zur höheren Ehre seiner rein aus der Luft gegriffenen Behauptung, daß Bruno Bauer darauf bestanden habe, Marx solle den Einfluß seines Schwagers, der es ein Jahrzehnt später zum preußischen Minister gebracht hat, für seine Habilitation in Bonn ins Spiel setzen. Selbst dem Übersetzer des Genossen Spargo ist diese Leistung zu viel gewesen; er gibt den Satz so wieder, wie Bruno Bauer ihn geschrieben hat, nicht wie ihn der Genosse Spargo umdichten möchte.

Dann noch eine Probe von der Gewissenhaftigkeit des Genossen Spargo. In meiner Nachlaßausgabe hatte ich in einem kurzen Satze bemerkt, daß Marx in Jena abwesend promoviert habe, gemäß einer Auskunft, die mir aus den Akten der Jenaer Universität erteilt worden war. Ich meinte nun, dies habe Genosse Spargo in der ungenauen Form abgeschrieben, Marx sei selbst in Jena erschienen, um den ersten Teil seiner ehrgeizigen Träume zu verwirklichen. In der obigen Erklärung erklärt aber Genosse Spargo: Quod non! Aus Sorge um den guten Ruf der deutschen Universitäten hat er vielmehr eine umfassende Enquete unternommen, um festzustellen, ob Promotionen in absentia in Deutschland möglich seien; er hat zahlreiche Freunde und mehr als einen Universitätsmann entdeckt, die ihn versicherten, so seltsame Dinge gebe es an deutschen Universitäten nicht. Bei mir selbst anzufragen, versagte er sich, weil ich mindestens zwei seiner Briefe nicht beantwortet haben soll, von denen mir beiläufig nicht einmal einer zugekommen ist, und natürlich lag seinem reichen Phantasieleben auch der nüchterne Ausweg fern, in Jena selbst anzufragen. So schien ihm die Tatsache festzustehen, daß Marx persönlich in Jena promoviert habe, und ich muß ihm noch dankbar sein, daß er mich stillschweigend verbessert, während ich eigentlich wohl eine Strafe verdient hätte für mein frevles Attentat auf den guten Ruf deutscher Universitäten.

Nach diesen Proben wird es der Leser verstehen, daß ich weder Lust noch Zeit habe, mich mit dem Genossen Spargo ernsthaft über Dinge auseinanderzusetzen, die sich auf Marx beziehen, und mich mit der Erklärung begnüge, daß ich meine Besprechung seines Buches in jedem Worte aufrecht erhalte. F. M.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



2. Band Nr. 30 Ausgegeben am 25. April 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zum Maitag 1913.

Von **Heinrich Schulz.**

Der erste Mai fällt in diesem Jahre zwar nicht auf einen Sonntag wie im Jahre 1910, aber der Zufall will es, daß er mit einem Erinnerungstag der christlichen Mythe zusammentrifft, mit einem jener Tage, die die christliche Staatsräson zu allgemeinen Feiertagen erhoben hat und die alle Welt „feiern" muß, wenigstens durch erzwungene Arbeitsruhe.

Die Dokumente für die Notwendigkeit dieser christlichen Erinnerungsfeier liefert die Bibel. Als einige Tage nach dem Tode Jesu die elf Jünger beieinander saßen — des Verräters hatten sie sich inzwischen entledigt —, erschien plötzlich der Gekreuzigte unter ihnen und sprach: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Nachdem er dies und noch einiges zu den Jüngern geredet hatte, „ward er aufgehoben gen Himmel". Und darum wird noch heute in allen christlichen Kulturstaaten alljährlich „Himmelfahrt" gefeiert. Und wer nicht christlich im staatlich approbierten Sinne ist, muß dennoch mitfeiern.

Die Dokumente sind etwas dürftig, die Notwendigkeit einer solchen Erinnerungsfeier geht nicht gerade mit zwingender Gewalt aus ihnen hervor. Man muß sich daher um so mehr über die Zähigkeit der christlichen Legende und über ihre erprobte Brauchbarkeit für die Zwecke des christlichen Staates wundern, wenn sie sich bis zum heutigen Tage so beherrschend durchgesetzt hat. Jedenfalls haben die christlichen Interessenten von früh an erkannt, wie wirkungsvoll gewisse Feiern den Zwecken der Demonstration und der Propaganda dienstbar gemacht werden können. An Ehrwürdigkeit des Alters kann sich die proletarische Maifeier nicht mit der christlichen Himmelfahrt messen. Und auch im übrigen werden die beiden Feiern, die am diesjährigen ersten Mai die Massen in Kirchen und Versammlungssäle ziehen, durch einige erhebliche Gegensätze innerlich und äußerlich voneinander getrennt. Es lohnt nicht, diese Gegensätze an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang aufzuzeigen. Zwei Welten scheiden sich auch hier, die eine hält sich an die Vergangenheit mit klammernden Organen und sucht das stürzende

Alte zu halten, die andere reicht voller Hoffnung und Tatbereitschaft dem kommenden Neuen die Hand.

Und doch ist beiden Feiern ein gemeinsamer Zug eigen: gleich ist bei beiden die Hoffnung auf die Internationalität und der Wille zu propagandistischer Arbeit. Auch bei der Einsetzung der Maifeier im Jahre 1889 lautete die Botschaft an die Jünger des Sozialismus, deren freilich mehr als elf waren: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Und diese Botschaft soll dem Proletariat aller Länder in jedem Jahre durch die Maifeier jedesmal wieder mit besonderem Nachdruck zur Nacheiferung ans Herz gelegt werden.

Auch wir Sozialdemokraten wissen den agitatorischen Wert großer gemeinsamer Feste voller Inhalt und Schwung zu würdigen. Wenn man den Druck und das ermüdende Einerlei des Alltags einmal von sich wirft, wenn man die Gewehre zusammenstellt, die Wachtfeuer entzündet und sich zur Erholung und zu froher Geselligkeit im Kreise lagert, so dient man auch damit der Sache und dem Kampfe. Nicht nur durch die körperliche und geistige Erholung. Die Feierstunden lösen Stimmungen und Gefühle, die sich sonst unter der lastenden Wucht der täglichen Sorgen und Pflichten nicht heranwagen. Das Herz wird freier, der Mund beredter, der Geist empfänglicher, der Wille kühner. Und wenn am nächsten Tage auch wieder die Pflicht in ihrem grauen Gewand mit ernstem Blicke und erhobenem Finger mahnt, so reckt man sich doch erfrischt und belebt durch die Anregungen des Feiertags. Alle großen Kulturbewegungen haben deshalb auch den Wert allgemeiner Volksfeste zu würdigen gewußt.

Der festliche Charakter der Maifeier tritt in diesem Jahre in den Vordergrund. Ein Teil ihres demonstrativen Zweckes, ihre eigentliche Kampfaufgabe: der herrschenden Gesellschaft durch die Arbeitsruhe die Kraft und Bedeutung der organisierten Arbeiter unmittelbar und fühlbar zum Bewußtsein zu bringen, fällt in diesem Jahre in sich zusammen, weil schon der christliche Staat dem religiösen Zwecke zuliebe die Arbeiter zur Arbeitsruhe zwingt, der gleiche Staat, der mit allen Mitteln den Arbeitern entgegentritt, wenn sie für *ihre* ernsten Kulturzwecke an einem Tage des Jahres die Arbeit ruhen lassen wollen.

Natürlich darf darunter der *sozialpolitische* Teil der Forderungen des ersten Mai nicht leiden. Die Wünsche des Proletariats nach wirklichem Arbeiterschutz und nach Einführung des Achtstundentags können und müssen durch die übrigen Mittel der Maidemonstration, die uns auch trotz des christlichen Feiertags und vielleicht noch in vermehrtem Maße gerade seinetwegen zur Verfügung stehen, mit dem nötigen Nachdruck zur Geltung gebracht werden.

Aber mehr noch als in irgendeinem Jahre zuvor wird das organisierte Proletariat aller Kulturländer am diesjährigen ersten Mai die eigentlichen *politischen* Forderungen dieses Tages erheben. Der erste Mai des Jahres 1913 muß noch entschiedener als seine Vorgänger in den Dienst des *Völkerfriedens* und des *Kampfes gegen den Rüstungswahnsinn* gestellt werden. Näher als je zuvor ist in dem vergangenen Jahre den zivilisierten Nationen, den europäischen Völkern die grausige Gefahr eines allgemeinen Schlachtens und Mordens gerückt. Im südöstlichen Zipfel Europas wütete das furchtbare Schrecknis des Krieges seit Monaten,

Heere von Zehntausenden und Hunderttausenden kämpften gegeneinander und haben der Welt einen Einblick in die unsagbaren Greuel und Scheußlichkeiten gegeben, die ein Krieg mit sich bringen muß, den die Millionenheere der großen Nationen miteinander ausfechten.

Und auch ein Friedensschluß zwischen den jetzigen kriegführenden Gegnern bietet noch keine Bürgschaft, ja er ist viel eher noch das starke und fruchtbare Samenkorn für neue kriegerische Konflikte zwischen den bisherigen Verbündeten, ein Samenkorn, das auf dem blut- und haßgedüngten Boden der Balkanländer üppig aufsprießen wird. Die nur der gemeinsame Haß gegen die Türken und der gemeinsame Hunger auf die türkischen Provinzen zusammengeführt hat, werden sich beim Kampfe um die Beute wieder entzweien, und hinter ihnen stehen lauernden Blickes und voller Argwohn und Ländergier die Großmächte. Sie werden versuchen, jeder einzelne für sich, die Entscheidungen zu ihren Gunsten zu beeinflussen. „Zu ihren Gunsten" heißt im Interesse des nationalen Kapitals, heißt zugunsten der imperialistischen Unersättlichkeit. Die imperialistischen Gegensätze der Großmächte und ihrer Finanzmächte sind es, die in den gegenwärtigen Balkanwirren und in dem, was ihnen folgt, hart und schroff aufeinanderstoßen.

Und um in diesem großen Beutekrieg, bei dieser Länder- und Machtverteilung möglichst laut und nachdrücklich mitzureden, um bei gegebener Gelegenheit auch furchterweckend mit der gepanzerten Faust auf den Tisch zu schlagen und mit ihrem Klirrklang das gesprochene Wort zu unterstützen, wird in jedem Lande mit Leidenschaft, Hast und Überstürzung gerüstet, drängt eine Heeresforderung die andere. Im vorigen Jahre schon war eine Vermehrung des Heeres und der Flotte dem deutschen Volke auferlegt worden — und wie bescheiden war sie doch gegen die aberwitzigen Forderungen, die der herrschende Militarismus in diesem Jahre an Gut und Blut des Volkes stellt! Würde im vorigen Jahre bei der Beratung der Forderung von 29 000 Mann jemand gesagt haben, daß noch nicht ein Jahr später die gleiche Zahl und noch weit über hunderttausend dazu verlangt werden würden, so hätten die selbstsicheren Herren, die im Reichstag die Ansprüche des Militarismus im Kommandoton vertreten, dies als eine gehässige Verhöhnung der ernsten Notwendigkeiten des Heeres zurückgewiesen. Heute ist die ungeheuerlichste Heeresforderung, die die Welt je gesehen hat, so gut wie angenommen. Die bürgerlichen Parteien nehmen die Unersättlichkeit des Militarismus wie ein unabwendbares Schicksal hin.

Um so mehr ist es die Aufgabe des Proletariats, besonders der deutschen Arbeiterklasse, mit Leidenschaft und Energie gegen die kapitalistische Profitgier und ihre schimmernde Wehr zu protestieren. Ihr wird diese Aufgabe dadurch erleichtert, daß auch in der Wehrfrage je länger je mehr die Richtlinien der Zukunft in die Erscheinung treten. Wider ihren Willen muß die kapitalistische Gesellschaft auch in der Frage der Landesverteidigung die Gebote einer neuen Zeit erfüllen. Die Volkswehr marschiert! Langsam geht es vorläufig nur noch, es wird erst noch mehr zum Vormarsch gesammelt als vorwärtsgeschritten. Aber es geht vorwärts! Noch niemals ist den deutschen Militärinteressenten ihr Geschäft so schwer gemacht worden wie in diesem Jahre, selten hat die Sozialdemokratie bei einer Heeresvorlage so überlegen die Situation beherrscht wie gegenwärtig, wie bis in die letzten Tage hinein, als durch die Enthüllungen

über die Geschäftspraktiken der Militärlieferanten den verdutzten Lobrednern des stehenden Heeres der Atem stockte.

Langsam nur geht es vorwärts. Aber die kommende Maifeier kann wieder in starkem Maße zum Vorwärtsschreiten beitragen, wenn sie den Massen des arbeitenden Volkes die Volksfeindlichkeit und Kulturgefährlichkeit des kapitalistischen Militarismus an der Hand der letzten äußeren und inneren Vorgänge aufzeigt und sie dadurch mit erneuter Kampfeslust für die Kulturziele des Sozialismus im allgemeinen und für sein besonderes militärisches Ziel, für die Volkswehr an Stelle der stehenden Heere, erfüllt.

Aber auch auf das nächste politische Ereignis in Deutschland muß die Maifeier dieses Jahres hinweisen, auf die preußischen Landtagswahlen, auf den Kampf gegen die Junkerherrschaft, gegen die Entrechtung des preußischen Volkes. Preußen ist das Hemmnis in Deutschland, solange es dem Terrorismus seiner ostelbischen Gutsherren ausgeliefert ist. Keine Sozialpolitik, keine Volksrechte, keine Volkswehr, keinen Völkerfrieden, solange die Junker herrschen.

Darum ist die Unterstützung des arbeitenden Volkes in Preußen in seinem Kampfe um ein freies Wahlrecht die besondere Aufgabe der diesjährigen Maifeier in Deutschland.

Zum Himmel sind am ersten Mai die Blicke der gläubigen Christenheit gerichtet, um Erlösung und Hilfe zu erflehen.

Die Klassenbewußten warten auf keine Erlösung aus himmlischen Höhen. Ihre Maiforderungen wurzeln fest im gesunden Erdreich der Wirklichkeit und der Interessen des Volkes und holen von dort Jahr für Jahr neue Kräfte. Dereinst werden sie so stark geworden sein, daß sie den Menschen den Himmel, den sie jahrtausendelang über den Wolken gesucht haben, hier auf Erden zur Wirklichkeit gestalten.

Militarismus und Volkswirtschaft.

Von **Gustav Eckstein.**

I.

Die ungeheuren Anforderungen, die der Militarismus in immer steigendem Maße an die Völker der kapitalistischen Welt stellt, geben der Frage erhöhte Bedeutung, welchen Einfluß denn das Wettrüsten auf die ökonomischen Verhältnisse übt. Die Antworten auf diese Frage gehen recht weit auseinander. Die einen behaupten, der Militarismus entziehe der Volkswirtschaft ungeheure Werte, ohne ihr etwas dafür zu geben; die anderen bestreiten das, indem sie darauf hinweisen, daß die Armeelieferungen ganze Industrien ins Leben gerufen haben und einer gewaltigen Menge von Arbeitern Arbeit und Verdienst geben. Wieder andere heben hervor, daß der Militarismus dadurch, daß er so viele junge Leute in die Kaserne ruft, den Arbeitsmarkt entlaste und dadurch den Lohn steigere. Dagegen wird wieder eingewendet, daß der Militarismus der Volkswirtschaft nicht nur Arbeitskräfte, sondern auch Kapital entziehe, das wohl imstande wäre, diesen Arbeitskräften genügende Arbeitsgelegenheit zu bieten. Jedenfalls gingen aber riesige Werte dadurch verloren, daß so viele arbeitsfähige Leute Jahr für

Jahr zu geschäftigem Müßiggang verurteilt werden, statt sich produktiv zu betätigen. Wieder andere betrachten den Militarismus als den großen Konsumenten für die Produkte der Industrie, die zugrunde gehen müßte, wenn ihr diese Absatzquelle verschüttet würde. Der Militarismus sei also für den Bestand und die Weiterentwicklung des Kapitalismus unbedingt erforderlich. Andere wieder bestreiten diese Notwendigkeit.

Der heftige Streit, der über diese heute so außerordentlich wichtigen Fragen geführt wird, nötigt dazu, auf das Problem prinzipiell und systematisch einzugehen; die Anwendungen auf die gegenwärtige Situation ergeben sich dann von selbst. Wir müssen zu diesem Zwecke zunächst auf die in letzter Zeit so vielbesprochenen Schemata zurückgreifen, in denen Marx die Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals veranschaulicht hat.

II.

Betrachten wir zunächst den Fall der einfachen Reproduktion, wobei also keine Akkumulation stattfindet, die Produktion nicht erweitert wird. Die beiden großen Gruppen der Produktionsmittel produzierenden und der Konsumgegenstände erzeugenden Produktionszweige lassen sich dann in folgendem Schema veranschaulichen:

I. (Produktion von Produktionsmitteln) $4000\,c + 1000\,v + 1000\,m = 6000$
II. „ „ Konsummitteln) $2000\,c + 1000\,v + 1000\,m = 4000$[1]

In diesem Schema ist die organische Zusammensetzung des Kapitals, das Verhältnis zwischen konstantem Kapital und Arbeitslohn, in Abteilung I wesentlich höher angenommen als in Abteilung II, wie es ja auch der Wirklichkeit entspricht. Doch würde auch eine andere Annahme für die vorliegende Frage am Ergebnis nichts ändern. Die Ausbeutungsrate ist in beiden Abteilungen 100 Prozent, das heißt der Arbeiter arbeitet den halben Arbeitstag für sich, den halben Tag für den Kapitalisten.

Betrachten wir nun die Waren- und Wertzirkulation zwischen diesen beiden Abteilungen. Das Produkt der Abteilung I hat einen Wert von 6000. Dieser Wert ist aber vergegenständlicht in der Form von Produktionsmitteln. Da im Laufe der Produktion in Abteilung I nach unserer Voraussetzung konstantes Kapital im Werte von 4000 vernutzt worden ist, muß dieser Kapitalteil wieder in Produktionsmitteln, also in Roh- und Hilfsstoffen, Baulichkeiten und Maschinen ersetzt werden. Von dem Produkt der Abteilung I werden also 4000 zum Ersatz des konstanten Kapitals in derselben Abteilung verwendet. Es bleibt mithin ein Wert von 2000 übrig. Dieser Wert würde zur Hälfte den Kapitalisten als ihr Mehrwert zufallen, zur Hälfte den Arbeitern als ihr Lohn. Allerdings erhalten die Arbeiter ihren Anteil nicht in natura; sie könnten damit auch nichts anfangen; denn eiserne Träger, Baumwollgarn, Dampfmaschinen usw. wären eine recht unverdauliche Nahrung. Um die Sache zu vereinfachen, können wir nach dem Vorgang Otto Bauers[2] annehmen, daß die Kapitalisten ihre Arbeiter in Lebensmitteln bezahlen, sie in

[1] Unter c ist hier der Teil des Gesamtkapitals verstanden, der als konstantes Kapital in die Jahresproduktion eingeht, also der Wert der Roh- und Hilfsstoffe, die Abnutzung von Maschinen, Baulichkeiten usw.; v bedeutet Arbeitslohn, m Mehrwert.

[2] Vergl. Neue Zeit, XXXI, 1, S. 864.

Werkswohnungen behausen usw. Dann ist klar, daß die Kapitalisten der Abteilung I die ihnen verbleibenden Produktionsmittel im Werte von 2000 verkaufen müssen, um Konsummittel für sich und ihre Arbeiter kaufen zu können. Abnehmer finden sie bei der Abteilung II. Denn hier wurde im Laufe der Produktionsperiode, sagen wir eines Jahres, ein konstantes Kapital, das heißt also Produktionsmittel, im Werte von 2000 vernutzt. Diese Produktionsmittel müssen in natura ersetzt werden, wenn die Produktion weitergehen soll. Die Kapitalisten der Abteilung II kaufen also denen der Abteilung I die Produktionsmittel im Werte von 2000 ab und verkaufen ihnen dafür Konsummittel für sie selbst und ihre Arbeiter. Abteilung II hat dann ihr konstantes Kapital ersetzt und kann nun wieder Arbeiter beschäftigen und Mehrwert schaffen lassen. Die Kapitalisten dieser Abteilung brauchen die Konsummittel für sich und ihre Arbeiter nicht bei einer anderen Abteilung zu kaufen. Sie erzeugen ja selbst Konsummittel und brauchen diese daher nur innerhalb derselben Abteilung einander abzukaufen. Es sind damit dieselben Verhältnisse wieder hergestellt wie zu Beginn des ersten Jahres, der Prozeß kann von neuem beginnen.

Nehmen wir nun an, durch indirekte Steuern, Zölle usw. werde den Arbeitern ein Zehntel ihres Lohnes weggenommen und für militärische Zwecke verwendet, etwa zum Bau von Kasernen und Kriegsschiffen und zur Anschaffung neuer Uniformen. Wie ändert sich dadurch unser Schema? Wieviel auch durch den Staat von den Löhnen weggenommen wird, der Mehrwert bleibt so lange unverändert, als nicht die Herabsetzung der Löhne die Arbeitskraft der Arbeiter beeinträchtigt. Geschieht das, dann verringert sich allerdings der Gesamtwert der Jahresleistung und dadurch auch der Mehrwert. Es treten dann dieselben Wirkungen ein wie bei einer Verringerung der Arbeiterzahl. Sehen wir aber davon zunächst ab, so stellen sich die obigen Gleichungen nun folgendermaßen dar:

$$\text{I. } 4000\,c + (1000\,v - 100\,v) + 1000\,m + 100\,a = 6000$$
$$\text{II. } 2000\,c + (1000\,v - 100\,v) + 1000\,m + 100\,a = 3000$$

wobei a die für Armeelieferungen den Arbeitern abgeknöpfte Wertsumme bedeutet.

Der Arbeitslohn ist also jetzt in beiden Abteilungen um ein Zehntel gekürzt worden. Wo sind diese 200 hingekommen? Sie wurden zum Mehrwert geschlagen und dienen nun dem Konsum der Kapitalisten, allerdings in der Form von militärischen Auslagen. Es ist derselbe Erfolg erzielt worden, als wäre die Ausbeutungsrate gesteigert worden, nur daß der Zuwachs des Mehrwertes nicht von den einzelnen Kapitalisten etwa für Lakaien, Mätressen, Reitpferde, Villen und Schlösser, Lustjachten und Parks ausgegeben wird, sondern von der Kapitalistenklasse im ganzen für Kasernen, Kriegsschiffe und Uniformen. Ökonomisch macht es keinen Unterschied, ob ein bestimmter Teil des Mehrwertes für Livreen von Einzelbedienten oder von Staatsbedienten, Soldaten, ausgegeben wird, ob Kasernen oder Schlösser, ob Kriegsschiffe oder Lustjachten gebaut werden. Nach wie vor werden in Abteilung I Produktionsmittel für 6000 produziert, von denen 4000 zum Ersatz der in Abteilung I und 2000 zum Ersatz der in Abteilung II verbrauchten Produktionsmittel dienen. Nehmen wir wieder an, daß die Arbeiter ihre Konsumartikel nicht selbst auf dem Markte einkaufen, sondern daß sie ihnen von den Kapitalisten in natura geliefert werden, so wird die Sache noch

klarer. Die Kapitalisten kürzen nun einfach die Bezüge der Arbeiter um ein Zehntel und verwenden die so gewonnenen Konsummittel für militärische Zwecke. Selbst in dem Gebrauchswert der Produkte von I braucht sich in manchen Stücken nicht viel geändert zu haben. Die Webstühle, auf denen Arbeitskittel hergestellt werden, unterscheiden sich nicht wesentlich von denen für Uniformtuch, und dieselbe Ziegelei, die früher zum Bau von Arbeiterhäusern Material lieferte, tut jetzt dasselbe für Kasernenbauten usw. Der Unterschied gegen früher besteht darin, daß jetzt die Arbeiter ein Zehntel ihres Lohnes hergeben müssen, das sie früher für Lebensmittel, Wohnung usw. verausgabten, das aber jetzt von den Kapitalisten dazu verwendet wird, ihre Staatslakaien zu beköstigen, zu behausen und mit Vernichtungswerkzeugen auszustatten. So wichtig dieser Unterschied für das beraubte Proletariat ist, für die Gesamtheit der Produktion und für die Kapitalistenklasse wäre er gleichgültig, wenn nicht durch Lohnherabsetzungen regelmäßig die Arbeitskraft geschwächt würde und infolgedessen die Folgen einträten, die wir noch sehen werden, und wenn nicht andererseits doch bedeutende Produktionsverschiebungen in Abteilung II, aber infolgedessen auch in I erfolgen müßten. Die Fabrikanten von Arbeiterkleidern, die Erbauer von Miethäusern, die Lieferanten von Lebensmitteln für die Arbeiter müssen ihre Betriebe einschränken oder gehen zum Teil zugrunde, und es ist ein magerer Trost für sie, daß dafür Uniformierungsanstalten, Konservenfabriken usw. gute Geschäfte machen und der Wert der Gesamtproduktion nicht zurückgegangen ist.

Nehmen wir nun den weiteren Fall an, daß die Militärausgaben nicht nur auf die Schultern des Proletariats gewälzt werden, sondern daß die Kapitalisten in *demselben* Maße zu ihnen herangezogen würden, ein Fall allerdings, der in der Praxis wohl kaum jemals vorkommen dürfte. Was wären die Folgen? Das Schema würde dann folgende Form annehmen:

I. $4000\,c + (1000\,v - 100\,v) + (1000\,m - 100\,m) + 200\,a = 6000$
II. $2000\,c + (1000\,v - 100\,v) + (1000\,m - 100\,m) + 200\,a = 3000$

Jetzt hat sich also nicht nur der Lohn um 10 Prozent verringert, sondern auch der Mehrwert, der den Kapitalisten zum individuellen Konsum zur Verfügung stand. Was ist nun aus diesen 400 geworden? Über die 200, die den Arbeitern weggenommen wurden, haben wir schon Aufklärung erhalten. Jetzt hat sich die Kapitalistenklasse selbst weitere 200 weggenommen, die nun dem individuellen Konsum entzogen und dem kollektiven Konsum der Kapitalistenklasse, dem Staatskonsum, zugeführt werden. Wurde früher die Produktion von Arbeitskitteln und Zinshäusern durch die von Uniformen und Kasernen ersetzt, so jetzt die Produktion von Landhäusern, Seidenkleidern, Rennpferden, Luxusautomobilen usw. durch die von Kriegsschiffen, Kanonen, Festungen usw. Auch jetzt wieder werden in I nach wie vor 6000 an Produktionsmitteln und in II 4000 an Konsummitteln hergestellt, und die Form der Gebrauchswerte erfährt dabei vielfach eine noch stärkere Wandlung als im früher betrachteten Falle, da statt Luxusartikeln Massenprodukte hergestellt werden. Das mag auch bewirken, daß die organische Zusammensetzung des Kapitals in Abteilung II nun höher wird, daß also zum Beispiel Kunsthandwerker auf die Straße geworfen und mehr Maschinen eingestellt werden. Doch das sind immerhin sekundäre Erscheinungen, die wir hier nur im Vorbeigehen streifen können. An dem wirtschaftlichen Gesamtprozeß, insbesondere an dem Wert des erzeugten Gesamtproduktes und an der Verteilung des

Gesamtkapitals auf die beiden Abteilungen der Produktionsmittel- und der Konsumgütererzeugung gehen also keine wesentlichen Änderungen vor sich. Allerdings müssen die Arbeiter ihren Konsum einschränken und die Kapitalisten auf manchen individuellen Luxus verzichten; dafür nimmt aber der staatliche Konsum um dieselbe Wertsumme zu. Für die Arbeiter bedeutet das natürlich eine schwere Last; für die Gesamtheit des Wirtschaftsprozesses, insbesondere für den Wert des Gesamtproduktes ist es ohne Bedeutung.

Untersuchen wir aber nun den Fall, daß *ein Zehntel der Arbeiter in den bunten Rock gesteckt und dadurch der Produktion entzogen wird*. Hier ändert sich das Bild sofort wesentlich. Nun sinkt ebenfalls das variable Kapital von 1000 auf 900. Das ist aber nicht mehr der Ausdruck einer Lohneinschränkung, sondern einer Verminderung der Arbeitskräfte. Dadurch sinkt aber zunächst der Wert des konstanten Kapitals, das in die Produktion eingehen kann. Neun Millionen Arbeiter können nicht ebensoviel Rohstoff in Produkte umsetzen wie zehn Millionen. Die Maschinen und Baulichkeiten werden nun nicht mehr in derselben Weise ausgenutzt werden können wie vorher, der Wert des konstanten Kapitals ist daher wenigstens um 5 Prozent zu verringern. Noch stärker aber sinkt der Mehrwert. Bleibt die Ausbeutungsrate die gleiche, so sinkt der Mehrwert im selben Verhältnis wie das variable Kapital. Wir haben dann also folgendes Schema:

I. $(4000\,c - 200\,c) + (1000\,v - 100\,v) + (1000\,m - 100\,m) = 5600$
II. $(2000\,c - 200\,c) + (1000\,v - 100\,v - 50\,v) + (1000\,m - 100\,m - 50\,m) = 3500$

In Abteilung II mußte die Einschränkung der Produktion noch weiter gehen als in Abteilung I. In Abteilung I beträgt jetzt $v + m$ nur mehr $900 + 900 = 1800$. Abteilung II kann also an I auch nicht mehr absetzen und nicht mehr als für 1800 Produktionsmittel aus I kaufen. Das konstante Kapital in Abteilung II muß also nicht nur um 5 Prozent = 100 reduziert werden, sondern um 200. Infolgedessen muß nun aber auch v in II weiter beschränkt werden. Die organische Zusammensetzung des Kapitals wurde etwas gehoben, weil bei der Einschränkung der Produktion die unrationellsten Produktionsstätten natürlich zuerst daran glauben mußten. Außer den zum Militär einberufenen Arbeitern der Abteilung II müssen also noch weitere entlassen werden, weil in Abteilung I die Konsumkraft wesentlich gefallen ist. *Weit entfernt also davon, daß der Militarismus den Arbeitsmarkt entlastet, kann vielmehr die durch ihn herbeigeführte Einschränkung der Produktion* (in unserem Beispiel ist das Gesamtprodukt des Jahres von 10 000 auf 9100 gesunken) *zu weiteren Entlassungen von Arbeitern führen. Wir sehen also, daß die Entziehung von Arbeitskräften aus der Produktion für den Gesamtprozeß des wirtschaftlichen Lebens weit verhängnisvoller ist als die Wegnahme großer Wertsummen aus der Jahresproduktion durch Steuern und Zölle.*

Allerdings führt, wie schon erwähnt, die Verkürzung des Arbeitslohnes auch stets zu einer Verringerung der Arbeitskraft, und dann stellen sich rein wirtschaftlich dieselben Folgen ein wie in dem hier behandelten Falle. Sozial aber sind die Folgen unmittelbar noch schlimmer, weil sie eine Herabdrückung der Lebenshaltung und Lebenskraft der Arbeiter direkt im Gefolge haben. Nun wird vielleicht der Einwand erhoben werden, daß ja die zum Militär

einberufenen Arbeiter deshalb ihren Konsum nicht einstellen, und daß der Staat jetzt einen bedeutenden Konsum an Kriegsmaterial habe, so daß von einer Einschränkung der Industrie nicht die Rede sein könne. Doch dieser Einwand ist völlig irrig. Allerdings müssen die Soldaten verpflegt, müssen Kanonen, Panzerplatten usw. angeschafft werden; aber wieso soll durch all das die Produktion gesteigert werden? Deren Umfang hängt ab von den vorhandenen Arbeitskräften und von dem vorhandenen Kapital. Beide aber werden durch die Militärausgaben und Rekrutierungen nicht nur nicht vermehrt, sondern vielmehr wesentlich vermindert. Die Produktion von Produktionsmitteln sowie die von Konsumgütern kann also nicht vermehrt, sondern nur vermindert werden, und dieser verminderte Vorrat von Konsumgütern muß nun dazu herhalten, nicht nur dieselbe Anzahl von Menschen zu ernähren wie früher (Arbeiter, Kapitalisten und Soldaten), sondern auch noch die Kriegsmaterialien zu liefern. In unserem Schema ist der Wert der Konsumgüter von 4000 auf 3500 gesunken. Von diesen Konsummitteln müssen aber jetzt nicht nur die Arbeiter und Kapitalisten sowie die Soldaten erhalten, sondern auch Kriegsschiffe usw. gebaut werden. Es zeigt sich also, was ja von vornherein nur natürlich, daß dieser dritte Fall, die Einziehung von Rekruten, nur in Verbindung mit den früheren Fällen, der Besteuerung des Arbeitslohnes und eventuell des Mehrwertes, vorkommen kann, wie ja überhaupt die drei Fälle nur in der Theorie einzeln behandelt, in der Praxis aber nicht getrennt werden können.

Damit erledigt sich zugleich ein weiterer Einwand. Es wird vielfach angenommen, und auch in den letzten Reichstagsdebatten war vielfach davon die Rede, daß im Falle der Einberufung der heimischen Arbeiter zu den Waffen eben fremde Arbeiter deren Plätze ausfüllen. Diese Erwartung oder Befürchtung ist aber irrig. Selbst wenn wir von den noch zu untersuchenden Erscheinungen bei erweiterter Reproduktion absehen, ist nicht zu erkennen, woher der Lohn für diese zusätzlichen Arbeiter kommen soll. Das Kapital hat sich ja nicht vermehrt, sondern ist durch die Besteuerung noch vermindert worden, und der für die Arbeiter verfügbare Konsumtionsfonds hat sich verringert. Trotzdem treten freilich Erscheinungen auf, die der obenerwähnten Argumentation recht zu geben scheinen. Für die zum Militär einberufenen Arbeiter werden tatsächlich vielfach fremde Arbeiter eingestellt; aber um so mehr einheimische werden dann brotlos. Die Stahlwerke und Bergwerke usw. rufen Polen, Italiener, Belgier ins Land, und zugleich fliegen einheimische Fleischer, Bäcker, Schneider, Schuhmacher usw. aufs Pflaster.

Doch hat der Militarismus diese Wirkung der Verschiebung der Produktion mit ihrem ganzen Gefolge von Not und Elend für die betroffenen Arbeiter nicht nur unmittelbar, sondern auch mittelbar. Die Verteuerung der Lebensmittel durch indirekte Steuern und Zölle bewirkt eine Änderung der Löhne, damit aber auch eine völlige Preisrevolution. Die Preise der einen Artikel steigen, die der anderen fallen, das Kapital wird aus den einen Produktionsgebieten verdrängt und in andere hineingejagt, die einen Industrien schränken sich ein, die anderen dehnen sich aus, der Arbeiter wird noch rascher als sonst abgestoßen und — vielleicht wieder angezogen.

Wie immer man also die Sache betrachten mag, für die Arbeiter bedeutet der Militarismus auch schon bei einfacher Reproduktion unter allen Umständen und in jeder Hinsicht eine erdrückende Last.

III.

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie der Militarismus auf die Akkumulation des Kapitals einwirkt. Wir gehen hier wieder von dem Marxschen Schema aus. Dieses hat folgende Form: Im ersten Jahre stellen sich

I. 4000 c + 1000 v + 1000 m = 6000
II. 1500 c + 750 v + 750 m = 3000

Hier ist wieder wie im ersten Schema die organische Zusammensetzung in Abteilung I weit höher als in II, die Ausbeutungsrate beträgt in beiden Abteilungen 100 Prozent. Man sieht aber sofort, daß der Umsatz hier nicht in derselben Weise erfolgen kann wie im früheren Beispiel. Von den 6000, die in I produziert wurden, sind wieder 4000 der Ersatz für das in dieser Abteilung vernutzte konstante Kapital, 2000 der Ersatz für Lohn und Mehrwert, aber in der ungenießbaren Form von Produktionsmitteln. Die Arbeiter in I tauschen nun die 1000, die ihnen von ihrem Produkt zufallen würden, wenn dieses in natura zur Aufteilung käme, gegen Konsummittel im selben Werte von II. Natürlich können diese Produktionsmittel in II nicht als Lohn oder Mehrwert verzehrt, sondern nur zum Ersatz des konstanten Kapitals verwendet werden. Die Kapitalisten der Abteilung I setzen aber nun nicht wie vorher ihren ganzen Mehrwert in Konsummitteln um, sondern nur die Hälfte ihres Mehrwertes, die andere Hälfte wollen sie akkumulieren, zum Kapital schlagen, um im nächsten Jahre höheren Mehrwert zu erzielen. Sie kaufen daher von Abteilung II nur Konsummittel im Wert von 500 und verkaufen ihnen Produktionsmittel im selben Wert; die Abteilung II erhält daher zunächst insgesamt aus der Abteilung I Produktionsmittel im Werte von 1500 zum Ersatz ihres vernutzten konstanten Kapitals. Die übrigen 500 m werden von den Kapitalisten der Abteilung I wieder in dieser Abteilung angelegt, akkumuliert. Da von je 100, die in Abteilung I angelegt werden, immer 80 auf das konstante Kapital und 20 auf Arbeitslohn entfallen, teilen sich die neu anzulegenden 500 in 400 c + 100 v. Im zweiten Jahre beginnt also Abteilung I die Produktion mit einem Kapital von 4400 c + 1100 v. Dementsprechend beträgt dann auch der Mehrwert 1100.

Die 500, die von den Kapitalisten in I akkumuliert werden sollten, bestanden wie alles Produkt in Abteilung I aus Produktionsmitteln, also in der richtigen Form, um das konstante Kapital zu vergrößern. Aber in Abteilung I konnten, wie wir sahen, nur 400 zu diesem Zwecke verwendet werden. Der Wert 100 soll zur Vergrößerung des Lohnkapitals verwendet werden, muß also in Konsummittel umgesetzt werden, die nur in Abteilung II zu haben sind. Dadurch bietet sich jetzt den Kapitalisten in II Gelegenheit, auch ihrerseits die Produktion zu erweitern. Sie tauschen von den 750 Mehrwert, die sie in Konsummitteln gewonnen haben, 100 gegen die Produktionsmittel ein, die die Kapitalisten in I zu Löhnungszwecken nicht verwenden können, und vergrößern damit ihr konstantes Kapital. Dieses wächst dadurch auf 1600 an. Um aber dieses vergrößerte konstante Kapital in Betrieb zu setzen, sind nun auch mehr Arbeiter erforderlich. Das Lohnkapital muß von 750 auf 800 steigen; die Kapitalisten in Abteilung II nehmen also noch 50 von ihrem Mehrwert und erhöhen damit die Lohnsumme. Abteilung II beginnt also die Produktion im zweiten Jahre mit dem Kapital 1600 c + 800 v. Die Produktion erfolgt daher im zweiten Jahre nach folgendem Schema:

I. 4400 c + 1100 v + 1100 m = 6600
II. 1600 c + 800 v + 800 m = 3200

Man sieht, die Akkumulation erfolgt in den beiden Abteilungen nicht im selben Maßstab. Die Kapitalisten in I haben von 1000 m 500 akkumuliert, die Hälfte, die Kapitalisten in II aber von 750 m nur 150, ein Fünftel. Tatsächlich werden wahrscheinlich auch die Kapitalisten in II mehr akkumulieren; aber sie können das nicht in ihrer Abteilung, da sonst die Produkte unverkäuflich blieben, sondern sie werden zum größten Teil zur Vergrößerung der Abteilung I beisteuern, wodurch dann wieder auch in II neue Anlagemöglichkeiten geboten werden. In der Praxis geschieht dieser Vorgang meist so, daß die Kapitalisten, die Kapital zur Verfügung haben, dieses entweder selbst in Industriepapieren anlegen, die ihnen gewinnversprechend erscheinen, gleichgültig, welche Produkte in dem betreffenden Betrieb erzeugt werden, oder die Banken diese Verteilung des Kapitals besorgen lassen.

Wie wirkt nun der Militarismus auf die Akkumulation? Nehmen wir wieder zuerst an, daß nur die Arbeitslöhne um ein Zehntel besteuert würden. Wir erhalten dann folgendes Schema für das erste Jahr:

I. 4000 c + (1000 v — 100 v) + 1000 m + 100 a = 6000
II. 1500 c + (750 v — 75 v) + 750 m + 75 a = 3000

Es zeigt sich sofort, daß der Fall hier ganz ähnlich liegt wie vorhin bei Betrachtung der einfachen Reproduktion. Auch hier wird dem Proletariat ein Teil seines Lohnes genommen und von der Bourgeoisie für Kriegsmaterial verausgabt, es wird also nur die Form der Konsummittel geändert, die erzeugt werden müssen, um dem neuerlichen gesellschaftlichen Bedürfnis zu entsprechen. Und auch an den Verhältnissen der Akkumulation ändert sich nichts. Für den Kapitalisten in Abteilung I liegt gar kein Grund vor, jetzt einen größeren oder geringeren Teil seines gleichbleibenden Mehrwertes zu akkumulieren als vorher. Die organische Zusammensetzung der beiden Kapitalgruppen hat sich trotz der oben geschilderten Verschiebungen in der Produktion nicht wesentlich geändert, die Akkumulation schreitet daher ebenso vorwärts wie früher.

Das Schema für das zweite Jahr ist nun:

I. 4400 c + (1100 v — 110 v) + 1100 m + 110 a = 6600
II. 1600 c + (800 v — 80 v) + 800 m + 80 a = 3200[1]

Anders aber stellt sich die Sache, wenn wir einen Schritt weiter gehen und die Folgen einer Besteuerung auch des Mehrwertes betrachten. Das Schema des ersten Jahres ist dann folgendes:

I. 4000 c + (1000 v — 100 v) + (1000 m — 100 m) + 200 a = 6000
II. 1500 c + (750 v — 75 v) + (750 m — 75 m) + 150 a = 3200

Zunächst treffen hier wieder die Betrachtungen zu, die sich an den entsprechenden Fall bei einfacher Reproduktion geknüpft haben. Gehen wir aber

[1] Es ist hier der Einfachheit halber angenommen, daß die Militärausgaben im selben Verhältnis wachsen wie die Produktion. Das trifft in der Tat nicht zu. Die Steigerung der Militärlasten erfolgt stoßweise; doch haben sie wenigstens in den letzten Jahren sicherlich im Durchschnitt rascher zugenommen als die Produktion. Vergl. M. Nachimson, Die Belastung der deutschen Volkswirtschaft durch den Militarismus. Neue Zeit, XXIX, 1, S. 516 ff.

zur Untersuchung der Akkumulation in diesem Falle über, so sehen wir, daß die Sache jetzt anders liegt. Vor der Erhebung der Steuer haben die Kapitalisten der Abteilung I von ihren 1000 m 500 konsumiert und 500 akkumuliert. Jetzt sind 100 ihrem individuellen Konsum entzogen und dem Staatsmagen zugeführt worden. Ihr verfügbarer Mehrwert ist also nur mehr 900. Wollen nun die Kapitalisten ihren früheren Einzelkonsum aufrechterhalten, so bleiben zur Akkumulation statt 500 nur mehr 400 übrig. Wollen sie auch nur im gleichen Verhältnis teilen wie früher, dann können nur 450 zum Kapital geschlagen werden. Diese würden sich dann auf c und v wieder im Verhältnis von 4 : 1 verteilen, das Kapital I würde also zu Beginn des zweiten Jahres sein: 4360 c + 1090 v, der Mehrwert wäre entsprechend ebenfalls von 1100 auf 1090 gesunken. Mit der Abteilung II können jetzt auch nur mehr um 10 weniger getauscht werden als früher, da jetzt in I nicht mehr 100, sondern nur mehr 90 zum Lohn geschlagen, also gegen Produkte von II getauscht werden können. Das Kapital der Abteilung II beginnt also das zweite Jahr nicht als 1600 c + 800 v, sondern als 1590 c + 795 v. Das Schema des zweiten Jahres wäre dann also folgendes:

I. 4360 c + (1090 v — 109 v) + (1090 m — 109 m) + 218 a = 6540
II. 1590 c + (795 v — 80 v) + (795 m — 80 m) + 160 a = 3180

Das Gesamtjahresprodukt, das vor den Ausgaben für militärische Zwecke im zweiten Jahre 6600 + 3200 = 9800 betrug, ist nun auf 6540 + 3180 = 9720 gesunken, und es ist klar, daß dieses Zurückbleiben der Produktion infolge des Militarismus von Jahr zu Jahr größer werden muß.

Betrachten wir nun noch den dritten Fall, daß ein Zehntel der Arbeiterschaft in die Kaserne gesperrt wird, so sehen wir sofort, daß hier sich der Wert des konstanten Kapitals und der Mehrwert, damit aber auch der Gesamtwert schon im ersten Jahre verringern. Gehen wir von denselben Voraussetzungen aus wie bei einfacher Reproduktion, so erhalten wir als Schema für das erste Jahr:

I. (4000 c — 200 c) + (1000 v — 100 v) + (1000 m — 100 m) = 5600
II. 1350 c + (675 v — 30 v) + (675 m — 30 m) = 2640

In der Abteilung II mußte das konstante Kapital der Voraussetzung gemäß, da wieder die Hälfte des Mehrwerts akkumuliert werden soll, auf $v + \frac{m}{2}$ der Abteilung I reduziert werden, also auf 900 + 450 = 1350, und dementsprechend mußte v auf weniger als 675, sagen wir um 30, sinken, da sich, wie oben gezeigt, infolge der Produktionseinschränkung die organische Zusammensetzung des Kapitals gehoben hat. Es müssen also hier wieder Arbeiter entlassen werden.

Natürlich verlangsamt sich hier auch die Akkumulation, da nicht mehr 500, sondern nur mehr 450 zum Kapital geschlagen werden. Der Ausfall am Werte des Produktes ist also in diesem Falle wieder weitaus am größten.

Die Betrachtung der Einwirkung des Militarismus auf die Kapitalsvermehrung hat also das Ergebnis der früheren Untersuchung darin bestätigt, daß zwar für das Proletariat unmittelbar die Wegnahme eines Lohnteils die schmerzlichste Seite des Militarismus ist, daß aber der Schaden für die Gesamtheit des Wirtschaftsprozesses und damit doch auch wieder für die Arbeiter hauptsächlich in der Stillsetzung der zahlreichen

Arbeitskräfte liegt, die in die Kaserne gesperrt werden. Während aber die Besteuerung des Mehrwerts bei einfacher Reproduktion für die Gesamtheit des Wirtschaftsprozesses bedeutungslos war, zeigt sich nun bei Betrachtung ihres Einflusses auf die Akkumulation, daß sie diese zu verzögern und dadurch auch das Proletariat zu schädigen vermag. (Schluß folgt.)

Die Internationalität der Arbeiterbewegung in den dreißiger Jahren.

Von L. Pumpiansky.

Es ist charakteristisch, daß die moderne Arbeiterbewegung schon in ihren ersten unsicheren, aber hoffnungsfreudigen Schritten einen ausgesprochenen Drang nach Internationalität, ein unzweideutiges Bestreben des Proletariats, mit seinen Leidensgenossen der verschiedenen Länder gemeinsame Sache zu machen, zur Schau trug. Viele Jahre bevor Marx sein Losungswort „Proletarier aller Länder, vereinigt euch" ausgerufen, mehrere Jahrzehnte bevor die erste Internationale zustande gekommen war, haben die Arbeiter verschiedener Länder internationale Beziehungen gepflegt und dadurch den Boden für die heutige mächtige Internationale geebnet.

Es war zu Beginn der dreißiger Jahre. Die proletarisierten Handwerksgesellen und die vom aufsteigenden Großkapitalismus gezüchteten Proletarier erwachten aus ihrem sozialpolitischen Schlummer und traten klassenbewußt in den Kampf für politische Freiheit, soziale Rechte und wirtschaftliche Besserung ihrer Lage ein.

Obgleich die englischen Arbeiter schon in den ersten drei Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts Großes auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet leisteten, wurden doch die französischen Arbeiter durch die politischen Vorgänge in Frankreich damals in den Vordergrund der internationalen Arbeiterbewegung gedrängt.

Das dramatische Auftreten der Pariser Arbeiter in der Julirevolution (1830) machte einen tiefen Eindruck auf die denkende Arbeiterschaft aller europäischen Länder. Der darauf folgende Aufschwung der sozialrevolutionären Gewerkschaftsbewegung in Paris, Lyon und anderen Provinzstädten gestaltete im Zusammenhang mit der sich verbreitenden Ideologie der Saint-Simonisten, Fourieristen und sozialistischen Genossenschafter die Kämpfe der französischen Arbeiter jener Zeit zu einer sozialpolitischen Bewegung großen Stils.

Auch in den benachbarten Ländern rührte sich die Arbeitermasse; in Belgien entstanden Arbeitervereine, und eine sozialistisch-demokratische Agitation wurde laut; aus Deutschland kamen Mitteilungen über Arbeiterausstände in Frankfurt (Schneider), Kassel, Leipzig, und die deutsche Intelligenz trat als Vorkämpferin für die Arbeiterrechte auf. Nach der Julirevolution wurde Paris zum Hauptsitz der kontinentalen Sozialdemokraten, zum Zufluchtsort der Emigranten, zum Mittelpunkt der Bewegung. Hier traten die Führer der Arbeiterbewegung verschiedener Länder zusammen, hier wurden Programme ausgearbeitet und Losungsworte geschmiedet. Die kontinentale Arbeiterbewegung wurde zu Beginn der dreißiger Jahre durch Paris vereinigt.

Die englische Arbeiterbewegung entwickelte sich aber unabhängig von der französischen und war allein ein ebenbürtiger Konkurrent der französischen Bewegung in den dreißiger Jahren. Die englischen Arbeiter haben in den Jahren 1817 bis 1820 eine große Bewegung für die Demokratisierung des Staates durchgemacht, sie haben in den zwanziger Jahren gewaltige wirtschaftliche Kämpfe mit dem Unternehmertum ausgefochten, sie haben am Ende der zwanziger Jahre eine imposante Genossenschaftsbewegung entfaltet und den Owenismus sowie eine Klassenkampfideologie gezeitigt. Zu Beginn der dreißiger Jahre wurde die gesamte soziale Tatkraft des englischen Proletariats zunächst auf die Erkämpfung des allgemeinen Wahlrechtes und, als statt dessen eine sehr gemäßigte Reform vollzogen wurde, auf einen erbitterten Klassenkampf gerichtet, der nach einer Reihe von Niederlagen im Jahre 1834 dem erneuten Aufschwung der politischen Bewegung, in Form des Chartismus, Platz machen sollte.

Die französische und die englische Arbeiterbewegung waren demnach in den dreißiger Jahren die zwei Hauptströmungen und Vorkämpfer der internationalen Arbeiterbewegung jener Zeit; während aber die französische Bewegung durch ihre geographische Lage und politische Ereignisse von selbst mit den übrigen kontinentalen Bewegungen verbrüdert wurde, war die englische Bewegung von der kontinentalen abgeschnitten. Der Internationalitätsdrang jedoch, der den Proletarierbewegungen eingeboren war, führte auch die englischen Arbeiter in den dreißiger Jahren zur Pflege internationaler Beziehungen mit den kontinentalen Proletariern; und es soll im folgenden dargestellt werden, wie die englische Arbeiterbewegung sich mit den kontinentalen jener Zeit verbrüderte, wie sie die Grundlagen für eine Arbeiterinternationale ausarbeitete und sie zu verwirklichen suchte.

Die Julirevolution und die englischen Arbeiter.

Die Julirevolution Frankreichs fand in englischen sozialdemokratischen Arbeiterkreisen großen Beifall. Massenversammlungen wurden einberufen, die Resolutionen annahmen, in denen die Bewunderung für die „unsterblichen Triumphe des französischen Volkes über den Despotismus" ausgesprochen wurde. Gleichzeitig wurden von mehreren Gewerkvereinen Ausschüsse gewählt, die den Zweck hatten, „Geldsammlungen für die Pariser Helden zu unterstützen" (Aufruf des „Vereins der Maschinenbauer und Maschinisten", 1830), und moralische wie finanzielle Hilfe der Engländer blieb nicht aus.

Die Julirevolution bildete einen Ansporn, aber auch eine Lehre für die englischen Sozialdemokraten. Die englischen Arbeiter waren nicht bloß voll Enthusiasmus über die Tapferkeit, Entschlossenheit und politischen Ideen der Franzosen, sie wußten auch aus dem Mißlingen der Pariser republikanischen Bewegung richtige Schlüsse zu ziehen. So sagte Hibbert, ein Führer der Londoner Arbeiter, „er bedaure, daß die Franzosen die Ziele nicht erreicht haben, für die sie so tapfer kämpften, aber Tatsache ist es, daß sie von den mittleren Klassen — den Whigs dieses Landes — im Stich gelassen wurden, und unglücklicherweise ist die von den tapferen Republikanern eroberte Macht in die Hände der Reichen, der Bankiers und Leute gefallen, die sie zur Unterwerfung des Volkes, welches sie gewonnen hat, ausnützen. Wenn es zu einer erneuten Revolution kommen sollte, hoffe er, daß die Arbeiterklassen die

Macht in ihren Händen bewahren und das allgemeine Wahlrecht erobern würden!"

Die englischen Arbeiter wurden durch die Julirevolution vor dem verräterischen Bürgertum gewarnt und nahmen in der demnächst folgenden bürgerlichen Reformbewegung (1831/32) eine entschiedene Klassenstellung ein. Der Tag der Julirevolution ist aber tief im Gedächtnis der englischen Arbeiterintelligenz geblieben, und mehrere Jahre nacheinander wurde er von ihnen durch Massenversammlungen, Resolutionen oder feierliche Zusammenkünfte zur Erinnerung gebracht.

Im Anschluß an die Julirevolution kamen die Ereignisse in Belgien, und die Londoner Arbeiter griffen auch hier ein, indem sie eine „Address to the Belgic People" in einer von 1500 Arbeitern besuchten Versammlung annahmen und nach Belgien schickten.

Darauf folgte die Vergewaltigung Polens durch den russischen Zarismus, was ebenfalls von den Londoner Arbeitern zum Gegenstand von Protestversammlungen und Resolutionen gemacht wurde. Die „Nationale Union der Arbeiterklassen" rief eine Versammlung zusammen, die „ihr Entsetzen wegen der Ereignisse, die damals vom zivilisierten Europa zugelassen wurden", zum Ausdruck brachte. „Das tapfere und heldenmütige Volk," hieß es in der Resolution, „kämpfte in Warschau für seine politischen Rechte und nationale Unabhängigkeit; es wurde unbarmherzig hingemetzelt durch Horden von Barbaren, die von Sibirien und dem Tatarenland gebracht wurden als bequemste Instrumente eines verhaßten und greulichen Despotismus."

Das Interesse der englischen Arbeiter für die politischen Vorgänge in Europa war in den Jahren 1830/31 sehr groß. Eine jede Befreiungsbewegung auf dem Kontinent wurde von den englischen Arbeitern mit Jubel begrüßt, während der Despotismus mit Haß und Entsetzen empfangen wurde. Die englischen Arbeiter solidarisierten sich zunächst mit den Demokraten aller Länder.

Die englische Bewegung und die Saint-Simonisten.

Die Folge des Triumphes der ausbeutungslustigen Bourgeoisie nach dem Scheitern der Julirevolution war ein Aufblühen des Saint-Simonismus, dessen Anhänger täglich zahlreicher wurden. Ihren Einfluß versuchten sie auch nach England auszudehnen, Delegierte der Saint-Simonisten gingen nach England, hielten dort Vorträge und verbreiteten ihre Zeitschrift „Le Globe", doch war ihnen kein Erfolg in England beschieden, sie wurden von den beiden Strömungen der englischen Arbeiterbewegung zurückgewiesen.

Die sozialpolitische Richtung gab ihnen in einem Artikel aus der Feder O'Briens („Midland Representative", 14. April 1832) den für jene Zeit sehr charakteristischen Rat, sich lieber mit Nationalökonomie als mit Religion zu beschäftigen. Die Doktrin der Saint-Simonisten erklärte O'Brien für nicht originell, ähnliche Lehren „seien seit langem in der Welt bekannt gewesen". „Theoretisch," sagte er, „sieht jedermann ein, daß die jetzige Lage der Dinge unnatürlich ist, da sie das Verdienst zum Arbeiten und Hungern zwingt und dem Laster im Luxus zu leben und aller Art Vergnügen zu genießen gestattet;" er hat aber seine Zweifel, ob irgend ein anderer Zustand, der nicht auf einer ähnlichen Ungerechtigkeit begründet wäre, mit der menschlichen Natur vereinbar sei.

Der Kern der Arbeiterbewegung liegt nach O'Brien im politischen Kampfe gegen das Bürgertum, dessen politische Herrschaft dem Proletariat den Weg zur Sozialreform versperrt. „Die Julirevolution," schrieb O'Brien, „hat eine Regierung des Bürgertums errichtet, die unerträglichste von allen Regierungen, weil sie die Regierung der kleinen Unternehmer, der Börsenmacher und Wucherer ist." Das Bürgertum trägt die Schuld an den Leiden der Arbeiterklassen Englands und Frankreichs. Die Arbeiterklassen dieser Länder müssen für die Demokratisierung der Staatseinrichtungen kämpfen. Und das Bürgertum macht einen Fehler, wenn es nicht selber „gesunde Reformen in der Gesetzgebung und Kommunalverwaltung einführt".

„Die Eigennützigkeit des Bürgertums treibt die Franzosen zur Desorganisation der bestehenden Gesellschaft an." „Die Beseitigung des Privateigentums, die Übergabe des individuellen Reichtums an das Volk und eine neue Verteilung der Produkte menschlicher Arbeit unter denen, die sie erzeugen, sind Prinzipien, die in Frankreich täglich an Popularität gewinnen," und „es ist nicht unnütz, das Bürgertum, welches jetzt zum englischen Gesetzgeber wird, daran zu erinnern, daß der einzige Weg, die Verbreitung dieser ‚gefährlichen Doktrine' und der Ideen der ‚sozialen Revolution' unter den unteren Klassen Englands zu vereiteln, in der Erhöhung ihrer Intelligenz, der Vermehrung ihres Wohlstandes und der Hebung ihrer sozialen Lage besteht".

Wir sehen, daß O'Brien, der den sozial-radikalen Flügel der englischen Arbeiterbewegung jener Zeit vertritt, das Saint-Simonistische Programm als utopisch verwirft und es nur zur Einschüchterung des englischen Bürgertums zu verwenden sucht. Der owenistische Flügel stand seiner Ideologie nach viel näher den Saint-Simonisten, und der fünfte Genossenschaftskongreß in England, der von den Owenisten beeinflußt wurde, sandte einen Delegierten nach Paris, um die Saint-Simonistische Bewegung zu studieren. Er berichtete dann dem sechsten Kongreß: „Im Juni 1832 ging ich als Delegierter nach Frankreich, um genaue Kenntnis über die Lage der Bewegung in diesem fortgeschrittenen Lande zu gewinnen, um die Hauptprinzipien sowie die Praxis zu untersuchen und zu finden, ob eine Möglichkeit vorhanden sei, eine Korrespondenz und Freundschaft mit aufgeklärten Leuten und Vereinen anzubahnen, die Prinzipien und Wünsche hegen gleich den unsrigen, den Prinzipien des ‚sozialen Systems', die eine völlige Umgestaltung der gegenwärtigen Lage der Dinge, eine völlige Emanzipation der Menschheit von Unwissenheit und Elend bezwecken." Das Ergebnis der Untersuchung war, daß „das französische Volk zwar den Wunsch, sich und die anderen Völker vom gegenwärtigen Elend zu befreien, besitzt, ihm aber die notwendigen Kenntnisse und die Macht, das wünschenswerte Ziel zu erreichen, fehlen".

Die Verschiedenheiten der Lehren und der praktischen Mittel standen trennend zwischen den englischen und französischen Sozialisten jener Zeit und vereitelten den Wunsch der Owenisten, in engere Beziehungen zu den französischen Sozialisten zu treten.

Trotzdem hat die Bekanntschaft der französischen mit den englischen Sozialisten im Jahre 1832 das Interesse der beiden Bewegungen füreinander erweckt und einen weiteren Schritt zur Annäherung der Arbeiter beider Länder gebildet.

Die ausgesprochene Internationalität.

Die Jahre 1833/34 brachten einen Aufschwung der Arbeiterbewegung sowohl in England wie auch auf dem Kontinent und in Amerika mit sich. Je energischer das Proletariat in seinem Kampfe in den einzelnen Ländern auftrat, desto lauter gab es seinen Internationalitätsgeist kund. Derselbe fünfte Genossenschaftskongreß, der 1832 einen Delegierten nach Frankreich sandte, schickte nach Amerika ein Begrüßungsschreiben, in dem er das Prinzip der Arbeitersolidarität aller Länder als Grundlage der siegreichen Arbeiterbewegung hinstellte. In diesem „Address to the New York Workers from the 5th Cooperative Congress" hieß es:

„Nationale Feindseligkeiten existieren nicht mehr. Das französische und englische Volk haben sich schon verbrüdert; es ist unsere innigste Hoffnung, daß wir nie mehr gegeneinander die tödlichen Waffen der Zerstörung richten werden. Mögen nur die Arbeiterklassen Amerikas, Englands und Frankreichs die entscheidende Macht in der Regierung ihrer Länder gewinnen, und die Tage des Despotismus sind gezählt. Die Arbeiter werden ... die gesamten sozialen und politischen Einrichtungen umgestalten." („The Crisis" 19. Oktober 1833.)

Zwei Deputierte, von denen einer der Sohn Robert Owens war, wurden beauftragt, diesen Aufruf persönlich den amerikanischen Arbeitern zu überbringen. Einige Monate später begrüßten die Arbeiter von Nantes ihre kämpfenden englischen Genossen. In ihrem Aufruf formulierten sie schärfer denn je die Notwendigkeit der Arbeiterinternationalität sowohl für die Arbeiterbewegung selber als auch für den Frieden und die Kultur.

„The Address of the Workmen of Nantes to the English Trades Unions" begann mit dem Motto: „Die Arbeiter aller Länder sind Brüder." „Wir haben," hieß es weiter, „gehört von dem Kampfe, den ihr zum Schutze eurer Rechte begonnen habt, und wir beglückwünschen euch dazu. Ihr habt euch wie Männer benommen, und unsere Gefühle waren fortwährend mit euch!" „Brüder und Freunde," lesen wir dann, „laßt unser Bündnis durch keine Seen und Flüsse, durch keine Staatsgrenzen verhindert werden! Laßt uns alle in Verbindung treten, London, Paris, Manchester, Lyon, Liverpool, Nantes, Bordeaux, Oporto, Lissabon, Madrid, Cadiz, Barcelona, Turin und all die großen Industriezentren der Welt!" („The Pioneer", 7. Juni 1834.)

Die Antwort blieb nicht aus. Die englischen Trades Unions, die gerade damals zur hohen Blüte gelangten, beantworteten prompt das Begrüßungsschreiben der Nanter Proletarier. „Wir haben lange und oft an unsere Brüder in anderen Ländern gedacht und stimmen mit euch herzlich überein, daß die Arbeiter aller Länder Brüder sind!" ... „Die Kriege zwischen den Völkern müssen für immer aufhören." („The Pioneer", 14. Juni 1834.) Und der „Pioneer", das Zentralorgan der Gewerkschaftsbewegung von 1834, veröffentlichte seinen eigenen Aufruf an die Nanter Arbeiter: „Brüder," schrieb er, „unser Joch ist schwer, und schwer wird der Befreiungskampf sein, das Bündnis mit euch hilft unserer Sache sehr.... Die Verbreitung der Wahrheit wird keine Grenzen kennen; wenn Frankreich, England und die befreundeten Völker gemeinsame Sache machen, wird die Herrschaft der Gewalt für immer aufhören müssen."

Und in einer Artikelserie, die vom Pariser Korrespondenten der „Morning Chronicle" im November 1833 veröffentlicht wurde, entrollte der unter

den Initialen „O. P. Q." verborgene Verfasser vor der englischen Öffentlichkeit ein Bild der großen internationalen „sozial-revolutionären" Bewegung der Arbeiterklassen.

„Die Arbeiter Englands, Frankreichs und Deutschlands sind die aufgeklärtesten, aber am schlechtesten bezahlten Arbeiter Europas. Sie haben beschlossen, sich zu vereinigen, und Millionen haben sich vereinigt.... Und laßt mich euch sagen, daß diese gleichzeitigen Bewegungen in Paris, in französischen Provinzstädten, in Deutschland und in England keine zufällige Erscheinung sind.... Denkt nicht, daß diese Bewegung ohne Geldmittel, ohne Zeitungen, ohne Führer oder ohne Ratgeber ist. Bildet euch nicht ein, daß die Interessen der englischen und deutschen den französischen Koalitionen nicht naheliegen und umgekehrt. Glaubt nicht, daß zwischen ihnen kein Briefwechsel vor sich geht!... Die Masse hat ihre Vorstände, ihre Anwälte, ihre Diplomaten, ihre Botschafter, ihre Konferenzen, ja sogar ihre Protokolle; sie veröffentlichen ihre Berichte, Losungsworte und Tagesordnungen.... Es ist eine vernünftige und humane, ja eine philosophische so gut wie natürliche und notwendige Bewegung, die, wenn verstanden und gewürdigt, höchst wichtige, das zukünftige Glück der Menschheit herbeiführende Folgen zeitigen wird."

Die Arbeiterbewegung bekundete in den Jahren 1833/34 ihre Internationalität, ein innerer Zusammenhang wurde zwischen den Kämpfen der Proletarier in allen kapitalistischen Ländern aufgedeckt, die sozialpolitischen Bestrebungen der Arbeiter bekamen den Stempel der Internationalität.

Die Stärkung der Internationalität.

Die folgenden Jahre trugen im hohen Maße zur Verbreitung und Befestigung des Internationalitätsgeistes der Arbeiterbewegungen bei. In der englischen Bewegung waren es namentlich zwei Männer, die sich um die Ausbildung des Internationalitätsgefühles verdient machten. Der eine war Dr. Beaumont, der die Julirevolution, die belgischen Kämpfe und die darauffolgenden Bewegungen der englischen Arbeiter in London und Newcastle mitgemacht hatte. Im Herbste 1836, als der rührige Führer der belgischen und flämischen Arbeiter Jakob Katz eingekerkert wurde, nahmen die Londoner Arbeiter, angeregt durch Beaumont, einen Aufruf „an die Arbeiterklassen Belgiens" an, in dem sie „die Interessen der Arbeiter aller Länder der Welt für identisch" erklärten und sich mit den belgischen Genossen solidarisierten. Dr. Beaumont übersetzte diesen Aufruf ins Französische und verbreitete ihn in Paris und Brüssel. Der Aufruf erregte großes Aufsehen und wurde vom „Courier Belge" mit Erläuterungen veröffentlicht. Die Brüsseler Arbeiter ihrerseits schickten durch Beaumont ein Antwortschreiben („Réponse des ouvriers belges à l'addresse des ouvriers anglais"), dem sich auch die Genter Arbeiter anschlossen. „Arbeiter," schrieben die Belgier, „auch wir wollen eine heilige Allianz bilden und werden uns weigern, unsere Brüder auf Befehl unserer blutdürstigen Bedrücker zu töten.... Wir wollen dem Rate unserer wackeren englischen Arbeiterbrüder folgen und die Arbeiter unserer Städte und Dörfer mit denen Hollands und der Rheinprovinzen vereinigen, um mit gemeinsamer Kraft für die Wiedereroberung unserer Rechte zu arbeiten, damit wir den gerechten Anteil an den Früchten unserer Arbeit erhalten." Diese Aufrufe wurden von öffentlichen Versammlungen

angenommen und bildeten einen wirkungsvollen Faktor in der jungen Proletarierbewegung. Das Verdienst des Dr. Beaumont als Bindeglied zwischen den englischen, französischen und belgischen Arbeitern, als Pionier der Internationalität war in den dreißiger Jahren sehr bedeutend.

Der zweite Mann, der in jener Zeit mit großer Energie den Samen der Arbeiterinternationale säte, war William Lovett, der Vorkämpfer der sozialradikalen Arbeiterbewegung in England. Er war gerade damals, im Jahre 1836, der Begründer der Londoner „Working Men's Association" (Arbeiterverein), die sich als eine Einleitung zur Chartistenbewegung erwies und im Verein mit ihren Bruderorganisationen im Lande eine bedeutende Rolle im Chartismus spielte. Unter den Auspizien der Working Men's Association wurde der oben angeführte Aufruf an die belgischen Arbeiter angenommen,[1] der, nach Lovett, zur „Gründung von Arbeitervereinen in Brüssel, Lüttich und verschiedenen anderen Städten Belgiens" führte. Der Erfolg dieses Aufrufs regte den Londoner Arbeiterverein an, sich auf ähnliche Weise mit den kämpfenden Arbeitern anderer Länder in Verbindung zu setzen.

William Lovett verfaßte in der Zeitperiode 1836 bis 1848 zirka zehn Aufrufe an die Arbeiter verschiedener Länder. Es waren Aufrufe an „das kanadische Volk", an die „französischen Arbeiter", an „die Arbeiterklassen Europas und insbesondere an das polnische Volk" usw. In diesen Aufrufen protestierte er gegen die Knechtung der Völker durch despotische Regierungen und militärisch stärkere Länder, er protestierte im Namen seiner englischen Genossen gegen das Liebäugeln der englischen Regierung mit dem russischen Despoten Nikolaus I. und drückte diesen Protest sehr drastisch in einer Resolution über den Empfang des russischen Zaren in England aus. „Dieser Verein," schrieb William Lovett als Sekretär der National Association for the promotion of social improvement of the people (1844), „hat von dem Empfang der vom Hofe und der Aristokratie dem Nikolaus von Rußland bereitet wurde, gehört und fühlt sich gezwungen, sein Gefühl der Empörung und des Entsetzens auszudrücken über die sklavische Servilität und die erniedrigende Verehrung gegenüber dem, der der Verheerer von Polen, der Vertreiber der Juden, der Bedrücker des Kaukasus, der Feind der Freiheit und Gerechtigkeit überall ist, wohin sich sein Einfluß erstreckt."

In anderen Aufrufen appellierte Lovett an die Internationalität der Arbeiter nicht nur im rein politischen Sinne, er rief die Proletarier der ganzen Welt nicht nur als die konsequentesten Demokraten an, die für politische Freiheit und politische Rechte kämpfen, sondern auch als Sozialdemokraten, als die Vorkämpfer der sozialen Gerechtigkeit. So lesen wir in seinem Antwortschreiben „an die Arbeiter von Frankreich" (10. Dezember 1842):

„Wir betrachten die Eroberung des Wahlrechtes nicht als Ziel, sondern als Mittel zum Ziele. Das Ziel, dem wir zustreben, ist die Beseitigung aller sozialen Übel und Ungerechtigkeiten und die Einführung solcher sozialer Einrichtungen, die am besten die größte und am weitesten verbreitete Menge von Glück sichern würden. Wir sind der Meinung, daß politische Reform der einzige Weg zur Sozialdemokratie ist."

[1] Wie aus den angeführten Aufrufen der englischen Arbeiter in den Jahren 1833/34 ersichtlich ist, ist Lovett im Unrecht, wenn er in seiner Selbstbiographie „Life and struggles etc.", S. 99/100, behauptet, „dem Londoner Arbeiterverein gehöre die Ehre, zuerst die internationalen Aufrufe eingeführt zu haben".

Das war das Programm, welches von Lovett und den übrigen Arbeiterführern der Zeit ihren Bewegungen in den einzelnen Ländern und der Internationalitätsagitation zugrunde gelegt wurde.

Der Austausch von Aufrufen und Antworten, der von Lovett so energisch gepflegt wurde, hatte eine sehr gute Wirkung in jener Zeit. Die Arbeitervereine der englischen Provinzstädte sandten „Adressen" an die Arbeiter anderer Länder, und aus Frankreich sowie von Belgien und Amerika kamen damals zahlreiche Begrüßungsschreiben an die englischen Arbeiter. Auf diese Weise wurde das Interesse der Arbeiter verschiedener Länder füreinander aufrechterhalten, die Arbeiter verschiedener Länder lernten voneinander politische Erfahrungen; sie traten dabei stets als Brüder und Kämpfer für gleiche Ziele auf und kräftigten fortwährend den Sinn der Arbeiterschaft für Solidarität und Internationalität, der den Grundstein für zukünftige Organisationsbildungen und Kämpfe bilden sollte.

Gewerkschaftliche Internationalitätsversuche.

Auch in den gewerkschaftlichen Bestrebungen des jungen Proletariats stoßen wir schon in ihren Kinderjahren auf ein Verständnis der Notwendigkeit internationaler Aktion. Freilich finden wir unter den Gewerkschaften der Industrieländer jener Zeit keinen so regelmäßigen und ausgesprochenen Internationalismus, wie wir es auf sozialpolitischem Gebiet beobachten konnten, aber einzelne Beispiele sind um so interessanter.

Es soll hier ein Versuch der Spitzenarbeiter im Jahre 1825, eine Produktionseinschränkung herbeizuführen, erwähnt werden. Nach zwei Jahren von Hochkonjunktur wurde eine Überführung des Marktes fühlbar, und Ende 1825 stand die wirtschaftliche Krise vor den Türen. Die englischen Gewerkschaften jener Zeit waren stets bestrebt, durch Produktionseinschränkung auf dem Wege der Arbeitszeitverkürzung der Krise respektive völliger Arbeitslosigkeit entgegenzuarbeiten. Dementsprechend faßte die Generalversammlung der Spitzenarbeiter in Nottingham am 27. September 1825 die Resolution, „daß die Spitzenarbeiter zwei Monate lang nur 8 Stunden pro Tag arbeiten sollen". Und zwar waren die englischen Spitzenarbeiter bestrebt, die Produktionseinschränkung mehr oder minder auf *internationalem Wege* durchzuführen. Eine Kopie ihrer Resolution schickten sie an die Ausschüsse der Spitzenarbeiter in Calais, Lisle und St. Quentin und ersuchten um ihre Hilfe im Notfall. Über eine tatsächliche Durchführung des erwähnten Beschlusses ist uns nichts bekannt geworden.

Von einer internationalen Tat in der Gewerkschaftsbewegung erfahren wir erst im Jahre 1846, und zwar ist es diesmal eine organisatorische Vereinigung der Gewerkschaften mehrerer Länder. Die Ehre, den ersten internationalen Verband begründet zu haben, schreiben sich die englischen Schuhmacher zu. „Es muß," hören wir von ihnen, „im Gedächtnis behalten werden, daß wir der erste Beruf sind, der das Problem gelöst hat, Arbeiter verschiedener Länder zu einem gemeinsamen Zwecke zu vereinigen... Wir haben das Problem gelöst, und vielleicht wird es in künftigen Zeiten als ewiger Ruhm unseres Berufes gelten, daß wir die ersten waren, die ein so wünschenswertes und hohes Ziel erreicht haben. Die englischen Schuhmacher haben sich nicht nur in einem Verband (General Union) organisiert, sondern sich auch mit Leuten vereinigt, die ihnen vor ein paar Jahren

feindlich gegenüberstanden. Wenn die anderen Berufe Großbritanniens sich in dem Umfang wie wir organisieren würden, wenn sie ihre Kollegen in verschiedenen Ländern vereinigen würden, wie wir es trotz der Feindseligkeiten unserer Gegner tatsächlich getan haben, dann würden diese organisierten Berufe eine mächtige Phalanx bilden, vor der der vereinigte Despotismus der Welt (sowohl der oligarchische wie der wirtschaftliche und politische) sich beugen würde." („Northern Star", 21. März 1846.)

Der Stolz, mit dem die Schuhmacher von ihrem Internationalismus sprechen, zeigt, wie das Internationalitätsideal in jener Zeit die aufgeklärte, vorwärtstreibende Arbeiterschaft auch in den Gewerkschaften beseelte.

Schluß.

Wohin wir auch unseren Blick in der Arbeiterbewegung der dreißiger Jahre werfen, überall finden wir Keime der Internationalität. Damals machte das Industrieproletariat der neuesten kapitalistischen Länder einen stürmischen Anlauf gegen die Festungen des alten Feudalismus und des neu aufkommenden Bourgeoisregimes, und wenn auch die Arbeiterpositionen, die Organisationen sowie die Ideologie und Taktik in aller Schnelle aufgebaut wurden, zeigte gerade diese Periode die Größe der sozialen Schöpfungskraft, die im Proletariat potentiell vorhanden war und sich in den folgenden Jahrzehnten schrittweise entfaltete. Der Internationalitätsdrang und die Internationalitätspraxis, die wir im Proletariat jener Zeit nach den verschiedensten Richtungen hin beobachten, sowie die Verbrüderung der französischen und englischen Vorkämpfer der sozialpolitischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung der dreißiger Jahre lassen keinen Zweifel darüber übrig, daß schon der Instinkt der Proletarierbewegung sie zur Internationalität trieb.

Zugleich trat das Proletariat von Hause aus als der Träger des Friedensgedankens auf; die Internationalität, die dem englischen Arbeiter den französischen, deutschen oder belgischen Arbeiter als Bruder und Genossen nahebrachte, vernichtete mit Stumpf und Stiel die national-kriegerische Gesinnung im aufgeklärten Arbeiter und warf die Frage auf, die Lovett im Aufruf an die Arbeiterklassen Europas (1837) so formulierte: „Wenn unsere Bedrücker die Macht durch uns erhalten, warum sollten wir uns nicht vereinigen im heiligen Wunsche, die Ungerechtigkeit des Krieges, die Grausamkeit des Despotismus und das Elend, das er über uns verhängt, aufzudecken," und der Widerhall lautete: „Die Arbeiter der ganzen Welt sind Brüder — sie haben ein gemeinsames Interesse." („London Dispatch", 10. September 1837.)

Ein verelendendes Bergrevier.

Von **Nik. Osterroth** (Waldenburg, Schlesien).

Die Arbeiterscharen des niederschlesischen Industriereviers zeigen handgreifliche Merkmale der Verelendung; die höchste Sterblichkeit und vor allem die höchste Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche, erschreckend hohe Krankenziffern in den Knappschafts- und Krankenkassen, Tuberkulose und Rachitis sind in entsetzlichem Maße verbreitet; die Zahl der Totgeburten übersteigt bei weitem den Reichsdurchschnitt. Das Wohnungselend spottet

aller Beschreibung, und niedrige Löhne in Gemeinschaft mit hohen Lebensmittelpreisen haben heute schon die Unterernährung breiter Arbeiterschichten herbeigeführt. Degenerationsmerkmale sind in breitem Umfang zu konstatieren. Es liegt hier eine so absolute Verelendung der Arbeitermassen vor, daß sie zu einer Gefahr für die ganze niederschlesische Volkswirtschaft geworden ist und selbst von einsichtigeren Großindustriellen zugegeben wird.

Die niederschlesische Industrie konzentriert sich in der Hauptsache im Kreise Waldenburg. Von den 33 000 Mitgliedern des Niederschlesischen Knappschaftsvereins sind rund 22 000 im Waldenburger Kreise beschäftigt. Der Bergbau drückt der niederschlesischen Volkswirtschaft seinen Stempel auf. Der Promilleanteil der bergmännischen Berufsbevölkerung beträgt nach der letzten Berufszählung 314. Außerdem hat der Kreis starke Porzellan-, Textil- und Metallindustrie. Das Baugewerbe und die handwerksmäßigen Produktionszweige sind in der großindustriellen Kreisen entsprechenden Weise vertreten. Für die Lohnverhältnisse in fast allen Industriezweigen ist der Stand der Löhne im Bergbau maßgebend.

Zur Erfassung der Lebensverhältnisse der Arbeiter hat nun im August vergangenen Jahres der sozialdemokratische Verein des Kreises Waldenburg mit Unterstützung der Gewerkschaften zehntausend Fragebogen ausgegeben, die die Lohnhöhe, Frauenarbeit, Kinderzahl, Kinderarbeit, Wohnungsverhältnisse usw. feststellen sollen. Außerdem wurden in beschränkterem Maße Haushaltungsbogen an geistig bewegliche und zuverlässige Arbeiter ausgegeben. Aus den Resultaten dieser Umfrage, die zirka sechstausend brauchbare Antworten lieferte, geben wir hier einige allgemein interessierende Proben.

Zunächst über die Lohnverhältnisse der Befragten.

Beruf	Zahl	Höhe des Durchschnitts-Jahreslohns Mark
Bergarbeiter	3886	977
Porzellanarbeiter	306	956
" (weibliche)	113	429
Bauarbeiter (Maurer)	495	1051
" (ungelernte)	145	872
Metallarbeiter	353	1001
Textilarbeiter (männliche)	166	624
" (weibliche)	134	437
Fabrikarbeiter	108	889
Holzarbeiter	91	1106
Transportarbeiter	74	907
Zimmerer	54	1127
Lithographen und Steindrucker	48	1407
Buchdrucker	39	1563

Andere Berufsangehörige interessieren hier nicht.

Die Tabelle zeigt, daß die Lohnhöhe recht wesentlich von den Organisationsverhältnissen abhängig ist. Insbesondere ragen diejenigen Berufsgruppen mit besseren Löhnen über den Durchschnitt

hervor, die durch die Stärke ihrer Gewerkschaften tarifliche Lohnregelung haben. Für die Bergarbeiter stellt sich ja allerdings nach den amtlichen Angaben der „Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen" der Durchschnittslohn für 1911 auf 998 Mark; doch ist hier der Wert der Deputatkohlen mit 36 Mark eingerechnet, so daß unsere Umfrage mit einem höheren Geldlohn abschneidet, was jedoch durch das Fehlen jugendlicher Arbeiter unter den Befragten seine Erklärung findet.

Aus den Familien der Befragten mußten neben 717 Mädchen 382 Ehefrauen oder 7,6 Prozent in Lohnarbeit gehen. Diese Familien hatten zusammen 982 Kinder unter 14 Jahren, die sich wie folgt verteilen:

2	Ehefrauen	hatten	je	8	Kinder	91	Ehefrauen	hatten	je	3 Kinder
4	"	"	"	7	"	92	"	"	"	2 "
12	"	"	"	6	"	51	"	"	"	1 "
24	"	"	"	5	"	48	"	"	keine	"
58	"	"	"	4	"					

Diese Zahlen zeigen das ganze soziale Elend der Frauenarbeit! Man wird ohne weiteres annehmen dürfen, daß die sämtlichen Ehefrauen mit drei und mehr Kindern durch die Not, die infolge des zu niedrigen Lohnes des Familienoberhauptes eingekehrt ist, in die Lohnarbeit getrieben werden. Bei den Ehefrauen mit nur einem Kinde kann man noch wie bei den kinderlosen Frauen zugeben, daß nicht die nackte Not, als vielmehr die Notwendigkeit höheren Einkommens es ist, die sie in die Fabrik drängt. Denn bei den so schlechten Erwerbsverhältnissen treten in der Regel beide Ehegatten ohne Ersparnisse in die Ehe und müssen dann die nötigste Einrichtung auf Abschlagszahlung entnehmen. Die Sorge, möglichst bald schuldenfrei zu werden, veranlaßt dann die Ehefrau zur Lohnarbeit.

Bei den erwerbstätigen Ehefrauen mit größerer Kinderzahl ist aber das graue Elend zu Hause! Hin und wieder ist wohl eine alte Mutter in der Haushaltung; in den meisten Fällen werden aber die noch nicht schulpflichtigen Kinder den Zimmernachbarn anvertraut oder in Kinderbewahranstalten geschickt. Von einer geregelten Haushaltung kann keine Rede sein. Das Mittagessen wird am Abend vorher zurechtgemacht und zum Mittag in aller Eile aufgewärmt. Im übrigen hat die Familie tagsüber „kalte Küche". Die Kinder bleiben sich selbst überlassen, geistige und körperliche Schäden der ungeheuerlichsten Art sind die notwendigen Folgen. Auf die Mutter aber wartet nach der zermürbenden zehnstündigen Arbeit in der Porzellan- und Textilfabrik zu Hause noch die notwendigste Hausarbeit: Kochen, Waschen, Betten machen, Flicken usw. — Es gehört wirklich eine bis zum äußersten gediehene Stumpfheit oder Heldenmut dazu, ein solches Leben auszuhalten.

In hundert Familien mit vier und mehr Kindern wurden besondere persönliche Beobachtungen gemacht. Davon hatten nur achtzehn Familien Wohnungen, die aus zwei Räumen bestehen; die sämtlichen übrigen kampierten in „Wohnungen" aus einem Raume.

Man denke sich sechs bis zehn Personen in einem engen Raume zusammengepfercht, in dem gekocht und gewaschen wird! Müssen solche Wohnungen nicht der ergiebigste Ansteckungsherd für Tuberkulose und andere übertragbare Krankheiten sein? Und wie sieht es mit der Schlafgelegenheit in solchen Wohnungen aus? Darüber wurden folgende Feststellungen gemacht:

8	Familien	mit	54	Personen	hatten	je 1	Bett,
28	"	"	181	"	"	" 2	Betten
62	"	"	435	"	"	" 3	"
2	"	"	18	"	"	" 4	"

688 Personen hatten also nur 258 Betten, und zwar schlesische Betten, die nur eine Durchschnittsbreite von 90 Zentimeter haben und mit alten Kissen und Matratzen ausgelegt sind! Zwei, ja öfter drei und vier Personen, oft skrofulöse und tuberkulöse Kinder darunter, schlafen in einem Bett! Hin und wieder ist auch noch ein altes Sofa als Schlafstelle vorhanden. In diesen hundert Familien schlafen aber noch 142 Kinder ohne Bett auf dem kalten Zimmerboden, auf Lumpen oder Stroh gebettet! Neben der Mutter mußten in 23 Familien dieser Gruppe auch noch 57 schulpflichtige Kinder regelmäßige Lohnarbeit verrichten.

Man glaube nicht, daß wir nur die besonders schlimmen Fälle herausgegriffen hätten; es sei ausdrücklich betont, daß die obigen Mitteilungen sich auf den Kreis gewerkschaftlich organisierter Arbeiter beziehen, die auch im niederschlesischen Industriegebiet nur etwa 27 Prozent der Industriearbeiter ausmachen. Und die Unorganisierten sind oft deshalb für die Organisation nicht zu gewinnen, weil ihre Lage noch schlechter als die der Organisierten ist, so tieftraurig, daß sie den Beitrag für die Organisation nicht aufbringen können. Die organisierten Arbeiterschichten heben sich unstreitig materiell und intellektuell erheblich über den Durchschnitt heraus. Ließe sich das Wohnungs- und Schlafstellenelend der ganzen niederschlesischen Arbeiterschaft statistisch erfassen, man käme zu grauenhaften Resultaten.

Um die Ernährung der niederschlesischen Arbeiterfamilien steht es nicht besser. Das Material zu nachstehender Aufmachung beruht auf den Angaben von 230 zuverlässigen Familien, die vier Wochen lang ihre sämtlichen täglichen Ausgaben in sorgfältig ins einzelne gehende Haushaltungsbogen notierten und sie wöchentlich abschlossen. Aus jeder Familiengruppe wurden nur solche Fragebogen ausgewählt, deren Ausgaben sich auf mittlerer Höhe hielten. Nachstehende Angaben umfassen die Woche vom 22. bis einschließlich 28. September 1912; der angegebene Lohn betrifft ebenfalls den September und umfaßt 25 Schichten. Sämtliche Haushaltungsbogen sind von Bergarbeitern ausgefüllt. Die Statistik umfaßt die wöchentlichen Ausgaben für Nahrungsmittel unter Weglassung unwesentlicher Ausgaben für Gewürze, Genußmittel usw. In allen Familien ist der Vater einziger Ernährer. (Siehe nebenstehende Tabelle.)

Um dem Einwand zu begegnen, daß es sich bei den Haushaltungsbudgets dieser Familien um Ausnahmen handle, greifen wir aus den zur Verfügung stehenden Haushaltungsbogen 94 mit der verschiedensten Kopfzahl, jedoch mit ziemlich gleichgearteten Lohnverhältnissen heraus.

Gruppe	Zahl der Haushaltungen	Kopfzahl der Familie	Wochenausgabe		pro Kopf		Tagesausgabe pro Kopf	
a	5	9	15,87	Mark	1,75	Mark	0,25	Mark
b	7	8	15,06	"	1,88	"	0,29	"
c	8	7	14,29	"	2,04	"	0,29	"
d	11	6	14,17	"	2,36	"	0,34	"
e	12	5	13,82	"	2,76	"	0,39	"
f	16	4	12,34	"	3,08	"	0,44	"
g	21	3	10,89	"	3,63	"	0,52	"
h	14	2	9,98	"	4,99	"	0,71	"

	9köpfige Familie 7 Kinder unter 14 Jahren Hauer verd. 95,60 Mk.		8köpfige Familie 6 Kinder unter 14 Jahren Hauer verd. 94,85 Mk.		7köpfige Familie 5 Kinder unter 14 Jahren Schlepper verd. 81,80 Mk.		6köpfige Familie 4 Kinder unter 14 Jahren Hauer verd. 102 Mk.		5köpfige Familie 3 Kinder unter 14 Jahren Hauer verd. 104,60 Mk.		4köpfige Familie 2 Kinder unter 14 Jahren Hauer verd. 93,20 Mk.		3köpfige Familie 1 Kind unter 14 Jahren Schlepper verd. 80,91 Mk.		2köpfige Familie Keine Kinder Tagearbeiter verd. 67,50 Mk.	
	Menge	Preis	Menge	Preis	Menge	Preis	Menge	Preis	Menge	Preis	Menge	Preis	Menge	Preis	Menge	Preis
		Mark		Mark		Mark		Mark		Mark		Mark		Mark		Mark
Brot	40 Pfd.	4,80	25 Pfd.	3,—	32 Pfd.	3,84	30 Pfd.	3,60	24 Pfd.	2,88	15 Pfd.	1,80	14 Pfd.	1,68	10 Pfd.	1,20
Mehl	10 Pfd.	1,80	15 Pfd.	2,70	6 Pfd.	1,08	5 Pfd.	0,90	5 Pfd.	0,85	4 Pfd.	0,72	4 Pfd.	0,68	4 Pfd.	0,72
Semmel	Sonnt.	0,75	Sonnt.	0,60	Sonnt.	0,50	Sonnt.	0,75	Sonnt.	0,50	Sonnt.	0,50	Sonnt.	0,40	Sonnt.	0,30
Zucker	1½ Pfd.	0,40	1½ Pfd.	0,41	2 Pfd.	0,56	1½ Pfd.	0,39	3 Pfd.	0,78	3 Pfd.	0,84	1 Pfd.	0,27	1½ Pfd.	0,39
Kaffee	—	—	¼ Pfd.	0,38	—	—	¼ Pfd.	0,40	¼ Pfd.	0,40	—	—	¼ Pfd.	0,40	¼ Pfd.	0,40
Malzkaffee und Zichorie	1 Pfd.				1 Pfd.		1 Pfd.									
	1 Paket	0,35	1 Paket	0,10	1 Paket	0,35	1 Paket	0,35	1½ Pak.	0,23	1½ Pak.	0,23	½ Pak.	0,18	1 Paket	0,09
Butter	1 Pfd.	1,40	½ Pfd.	0,70	—	—	1 Pfd.	1,40	2 Pfd.	3,—	2 Pfd.	2,90	1½ Pfd.	2,25	1½ Pfd.	2,25
Margarine	4 Pfd.	2,56	1 Pfd.	0,70	2 Pfd.	1,50	1 Pfd.	0,72	—	—	—	—	½ Pfd.	0,38	½ Pfd.	0,36
Fett	—	—	1 Pfd.	0,64	2 Pfd.	0,80	1½ Pfd.	1,05	1 Pfd.	0,70	½ Pfd.	0,45	½ Pfd.	0,35	½ Pfd.	0,39
Kartoffeln	15 Ltr.	0,75	9 Ltr.	0,45	10 Ltr.	0,50	5 Ltr.	0,50	15 Ltr.	0,75	10 Ltr.	0,50	5 Ltr.	0,25	5 Ltr.	0,25
Milch	9 Ltr.	1,62	7 Ltr.	1,26	14 Ltr.	2,52	4 Ltr.	0,72	7 Ltr	1,26	10½ Ltr.	1,89	10 Ltr.	1,70	3½ Ltr.	0,63
Eier	—	—	—	—	—	—	6 Stück	0,42	5 Stück	0,40	6 Stück	0,42	—	—	2 Stück	0,16
Käse	—	—	—	—	—	—	—	—	—	0,40	—	—	—	—	1 Stück	0,20
Fleisch	625 Gr.	1,20	750 Gr.	1,40	750 Gr.	1,40	500 Gr.	0,90	940 Gr.	1,70	850 Gr.	1,50	900 Gr.	1,60	880 Gr.	1,60
Pferdefleisch	Sonnt.															
	1 Pfd.	0,45	—	—	—	—	750 Gr.	0,75	—	—	—	—	—	—	—	—
Wurst	—	—	375 Gr.	0,60	—	—	350 Gr.	0,60	500 Gr.	0,80	500 Gr.	0,90	125 Gr.	0,20	500 Gr.	0,80
Speck	50 Gr.	0,10	100 Gr.	0,20	—	—	250 Gr.	0,50	125 Gr.	0,25	—	—	100 Gr.	0,20	200 Gr.	0,40
Heringe	—	—	—	—	—	—	—	—	5 Stück	0,40	—	—	1 Stück	0,05	—	—
Salz	1½ Pfd.	0,15	1 Pfd.	0,10	1 Pfd.	0,10	1 Pfd.	0,10	1 Pfd.	0,10	1 Pfd.	0,10	½ Pfd.	0,05	½ Pfd.	0,05
Summa		16,33		13,24		13,15		14,05		15,37		12,75		10,64		10,17
Von der wöchentlichen Ausgabe entfallen:																
Auf den Kopf		1,82		1,65		1,87		2,32		3,07		3,18		3,54		5,08
Auf den Tag		0,26		0,23		0,33		0,33		0,44		0,45		0,50		0,72

In den beiden Gruppen a und b schwankt die Ausgabe für Nahrung zwischen 63 und 64,4 Prozent vom Lohnbetrag. Der für Wohnung, Kleidung und sonstige Kulturbedürfnisse verbleibende Restbetrag ist daher viel zu niedrig. In den drei folgenden Gruppen schwankt die Nahrungsausgabe zwischen 59 und 63 Prozent, in den drei letzten Gruppen zwischen 53,6 und 58,3 Prozent des Lohnes. Es handelt sich in letzterer vielfach um junge Ehepaare, die vom Restlohn noch regelmäßig Raten auf die auf Abschlagszahlung entnommenen Möbel zu zahlen haben. Von Ersparnissen kann auch bei diesen keine Rede sein.

Ohne Zweifel leiden alle Familien bis zu einer Tagesausgabe pro Kopf von 44 Pfennig (Gruppe f) an Unterernährung; der verbleibende Rest des Lohnes soll die Ausgaben für Wohnung, Kleidung und sonstige Kulturbedürfnisse decken, wozu er aber keineswegs ausreicht. Aus der Unterernährung so breiter Bevölkerungsschichten entsteht eine ungeheure Gefahr für die kommenden Generationen. Gerade bei den schlecht genährten Kindern finden Rachitis, Tuberkulose, Lymphendrüsenerkrankungen usw. den dankbarsten Nährboden. Wehe den Kindern dieser Unglücklichen, die dann auch noch neben der eigenen Not den Fluch der Vererbung zu tragen haben.

Über die Wohnungen liegen insgesamt 4544 detaillierte Angaben vor. 2730 Familien aus den Reihen der Befragten (60 Prozent) mit 11448 Köpfen bewohnten Einzimmerwohnung (ohne Küche); 1814 Familien mit rund 7610 Köpfen hatten Zweizimmerwohnung (Zimmer und Küche). Wohnungen aus drei Räumen bestehend sind in Niederschlesien bei Arbeitern äußerst selten. Wesentlich ist noch, daß die glücklichen Besitzer von zwei Räumen fast durchweg Schlafburschen haben. Die Fälle sind nicht selten, wo das Wohnzimmer mit einigen Quartierleuten belegt ist und die Familie in der Küche schläft.

Die Folgen dieser unglückseligen Zustände lasten heute schon schwer auf der niederschlesischen Bevölkerung. Der Gesundheitszustand ist grauenerregend. Die schulärztlichen Untersuchungen der Stadt Waldenburg, die zu einem sehr großen Teil mit besser situierten Bevölkerungsschichten durchsetzt ist, ergaben 1907 von 100 Schulkindern 85,2 erkrankte; im Jahre 1910 stieg der Prozentsatz der erkrankten Schulkinder sogar auf 86,1. In den großen, fast ausschließlich von Lohnarbeitern bewohnten Industriedörfern des Kreises ist der Prozentsatz der kranken Schulkinder unstreitig noch größer. Von den Erkrankten ist über die Hälfte rachitisch oder leidet an Lymphdrüsenerkrankungen oder Tuberkulose. Dabei sind die Schulen überfüllt, so daß eine Absonderung der lungenkranken Kinder gar nicht möglich ist.

Bei den Erwachsenen ist der Gesundheitszustand auch nicht besser. Besonders die Lungentuberkulose wütet im Revier! Von den unterstützungsberechtigten Krankengeldempfängern des Bergarbeiterverbandes im Bezirk Niederschlesien waren nach ärztlichem Vermerk auf dem vorgelegten Krankenschein 26 Prozent lungenkrank. Dazu kommt als neue Berufskrankheit des Bergmannes die Neurasthenie, eine Folge der modernen nervenerschütternden Bohr- und Schrämmaschinen.

Die Sterblichkeitsziffern reden ebenfalls eine recht deutliche Sprache. Ein Vergleich mit anderen Kreisen, die sich ungefähr in demselben Maße aus Bergarbeiterbevölkerung rekrutieren, ist äußerst lehrreich. So

hatten nach Dr. Pyszka, Bergarbeiterbevölkerung und Fruchtbarkeit (München 1911, Verlag G. Birk), 22 mit Bergarbeiterbevölkerung durchsetzte Kreise folgende Sterblichkeitsziffern im Durchschnitt der Jahre 1886 bis 1900:

		Sterbefälle	Säuglingssterblichkeit	Von je 100 Einwohner waren im Alter von Jahren		
				0 bis 6	6 bis 14	Zusammen 0 bis 14
		Promille	Prozent			
Gelsenkirchen, Stadtkreis	Rheinland-Westfalen	30,6	19,1	18,9	17,3	36,2
" Landkreis		24,8	17,3	22,2	18,7	40,9
Bochum, Stadtkreis		25,1	17,4	21,2	18,7	39,8
" Landkreis		22,6	15,6	21,2	18,7	39,9
Hörde		22,4	14,8	19,6	19,5	39,1
Hattingen, Landgemeinde		22,1	12,8	19,8	19,7	39,5
Recklinghausen, Kreis		24,4	17,0	21,7	18,2	39,9
Essen, Stadtkreis		24,1	17,9	21,3	19,2	40,5
" Landkreis		22,9	16,9			
Mülheim-Ruhr, Stadtkreis		21,3	17,2	19,5	18,3	37,8
" Landkreis		22,7	17,5			
Ruhrort		23,9	17,0	20,9	18,3	38,2
Dortmund, Stadtkreis		23,2	18,3	21,7	18,8	40,5
" Landkreis		22,6	16,8			
Ottweiler, Kreis	Saarrev.	21,5	14,0	19,7	19,9	39,7
Saarbrücken, Kreis		21,1	14,6	18,9	18,2	37,1
Saarlouis, Kreis		22,2	15,7	18,6	19,5	38,1
Königshütte, Stadt	Oberschles.	28,2	21,8	20,8	19,0	39,8
Beuthen, Stadt		29,4	22,2	22,5	19,1	41,6
Zaborze, Kreis		30,9	21,2	22,2	18,7	40,9
Tarnowitz, Kreis		28,1	20,7	19,9	20,7	40,6
Waldenburg, Niederschlesien		35,5	33,9	16,1	16,8	32,9
Durchschnitt dieser Kreise		24,7	17,6	20,9	19,1	39,1

Der Unterschied zwischen dem Ruhrrevier und dem Saarrevier einerseits und dem niederschlesischen Kohlenrevier ist so klaffend, daß er nur durch die körperliche Verelendung der Mütter zu erklären ist. Man hat jahrelang für die hohe Säuglingssterblichkeit des Kreises Waldenburg die Nachlässigkeit und Bequemlichkeit der Mütter verantwortlich zu machen gesucht, die vor dem Stillen der Kinder zurückschreckten. Es ist richtig, daß der Prozentsatz der an der Mutterbrust gestillten Kinder in Niederschlesien sehr gering ist. Aber das liegt zu einem großen Teil an der ausgebreiteten Frauenarbeit und dann wohl auch daran, daß dauernd unterernährte, rachitische Mütter zum großen Teil nicht fähig sind, ihr Kind zu stillen. Die Kommunen und die Medizinalbehörden haben denn auch ein Jahrzehnt lang alles mögliche getan, um Aufklärung zu schaffen über die Wohltat des Stillens für Mutter und Kind. Die Standesämter gaben Gratisbroschüren über Säuglingspflege. Das Resultat all der Bemühungen war in einem ganzen Jahrzehnt sehr gering. Auch 1911 noch starben 30,4 vom Hundert Säuglinge im ersten Lebensjahr, während in den anderen Revieren das Sinken der Sterblichkeitsrate der Säuglinge ungefähr das gleiche ist.

Selbst die oberschlesischen Bergarbeiterkreise, deren Notlage sprichwörtlich ist, zeigen eine niedrigere Sterblichkeitsziffer als die Bergarbeiter Walden-

burgs. Die Ruhr- und Saarkreise bleiben in der Säuglingssterblichkeit um die Hälfte, einige um fast zwei Drittel zurück, obwohl der Allgemeine Knappschaftsverein Bochum höhere Krankenziffern aufweist. (Allerdings hat er auch nicht eine so verrufene Simulantenjagd wie der Niederschlesische.)

Dem großen Kindersterben ist wohl einzig auch die Schuld dafür beizumessen, daß die Altersklassen 0 bis 6 und 6 bis 14 Jahren so niedrig bevölkert sind gegenüber allen anderen Bergrevieren. Von der Gesamtbevölkerung entfallen in Waldenburg nur 32,9 Prozent auf die beiden Altersklassen unter 14 Jahren, während Oberschlesien trotz seiner relativ hohen Säuglingssterblichkeit durchweg über 40 Prozent, Ruhr- und Saarrevier 38 bis 40 Prozent haben. Dabei steht die Geburtenzahl des Waldenburger Kreises mit 48,8 Promille der der beiden letzten Reviere ziemlich gleich hoch.

Das sind Merkmale wachsender Verelendung! Die Lohnstatistik und die Statistik der Lebensmittelpreise decken deren Ursachen auf. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Löhne aller Industriezweige infolge der überragenden Bedeutung des Bergbaus durch letzteren beeinflußt werden. Die Löhne der Bergarbeiter stehen aber nach den amtlichen Angaben weit zurück hinter denjenigen des Ruhrreviers und auch Oberschlesiens.

Im dritten Quartal 1912 betrug der Durchschnittslohn pro Schicht:

	Niederschlesien	Oberschlesien	Ruhrrevier
Gesamtbelegschaft	3,43 Mark	3,68 Mark	5,10 Mark
Hauer und Lehrhauer . . .	3,69 „	4,39 „	6,12 „

Der Schichtlohn für die Gesamtbelegschaft ist also im Ruhrrevier um 1,67 Mark, derjenige für die eigentlichen Bergleute sogar um 2,43 Mark höher. Der Lohnunterschied wurde in den letzten zwei Jahrzehnten immer größer; Niederschlesien bleibt in der Lohnhöhe immer weiter zurück, wie folgende Zahlen, die der amtlichen Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen entnommen sind, zeigen. Es betrug der Schichtlohn in:

	Niederschlesien	Oberschlesien	Ruhrrevier
1888	2,04 Mark	1,85 Mark	2,69 Mark
1900	3,00 „	3,12 „	4,18 „
1911	3,30 „	3,48 „	4,69 „
III. Quartal 1912	3,43 „	3,68 „	5,10 „

In den Hauerlöhnen (zirka 50 Prozent der Belegschaften) tritt diese ungleiche Steigerung noch viel stärker in Erscheinung. Sie stiegen wie folgt:

	Niederschlesien	Oberschlesien	Ruhrrevier
1905	3,15 Mark	3,50 Mark	4,84 Mark
III. Quartal 1912 .	3,69 „	4,39 „	6,12 „
	Steigerung 54 Pf.	Steigerung 89 Pf.	Steigerung 128 Pf.

In Oberschlesien und im Ruhrrevier wird die horrende Steigerung der Lebensmittelpreise annähernd ausgeglichen durch die Lohnsteigerungen, wenngleich die Arbeit auch dort intensiver geworden ist. In Niederschlesien fehlt aber dieser Ausgleich. Die oft auftauchende Behauptung, daß die Lebensmittelpreise Niederschlesiens hinter denen des Westens erheblich zurückbleiben, ist absolut falsch. Das beweisen einwandfreie Zahlen, die für 1901 und 1905 dem Bericht des Tarifamtes der deutschen Buchdrucker entnommen sind; dieser baut sich auf den Angaben von 650 Kommunalbehörden auf. Für 1912 setzen wir die Tagespreise nach den Preislisten der die Preise ihrer Umgebung be-

herrschenden Konsumvereine Neu-Salzbrunn-Waldenburg und Essen-Ruhr ein. Demnach kosteten in:

	1901		1905		1912	
	Waldenburg	Essen	Waldenburg	Essen	Waldenburg	Essen
	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
½ Kilo Rindfleisch	0,60	0,68	0,70	0,69	0,90	0,90
½ " Schweinefleisch	0,70	0,80	0,90	0,89	1,—	1,—
½ " Kalbfleisch	0,60	0,73	0,85	0,73	1,—	1,—
½ " Hammelfleisch	0,65	0,73	0,85	0,73	1,—	0,90
½ " Butter	1,20	1,32	1,80	1,18	1,50	1,50
½ " Schweinefett	0,70	0,70	0,80	0,85	0,85	0,75
½ " Weizenmehl	0,15	0,14	0,14	0,14	0,18	0,18
½ " Roggenbrot	0,08	0,08	0,09	0,08	0,12	0,14
½ " mittlere Qualität Reis	0,20	0,21	0,25	0,21	0,24	0,22
½ " mittlere Qualität Kaffee	1,60	1,57	1,60	1,57	1,80	1,70
½ " mittlere Qualität Zucker	0,25	0,32	0,20	0,26	0,24	0,24
1 Zentner Kartoffeln	2,—	3,50	2,—	3,50	3,—	2,70
1 Liter Milch	0,15	0,18	0,16	0,18	0,18	0,22
1 Liter Lagerbier	0,25	0,20	0,25	0,30	0,33	0,35

Die Aufstellung zeigt, daß die Steigerung der Lebensmittelpreise in Niederschlesien noch schärfer vor sich ging als im Ruhrrevier und auch in der absoluten Preishöhe kaum hinter demselben zurückbleibt. Um so grausamer wirkt deshalb die unzureichende Lohnsteigerung im niederschlesischen Kohlenrevier.

Die Folgen des Zurückbleibens der Löhne, an dem die eisenbahnfiskalische Tarifpolitik ein großes Teil der Schuld trägt, sind neben der Verelendung der Arbeitermassen auch die Massenabwanderung niederschlesischer Bergarbeiter nach dem Ruhrrevier. Von Anfang April bis Ende Oktober 1912 wanderten allein über 2000 Bergarbeiterfamilien ab. Diese Abwanderung nahm Ende der neunziger Jahre ihren Anfang und entzog dem niederschlesischen Revier die kulturell am höchsten stehenden Arbeiterschichten. Sie nimmt infolge des Elends in der Heimat und der immer größer werdenden Lohnunterschiede immer größeren Umfang an und führt zum Nachteil der ganzen Volkswirtschaft eine Entvölkerung des Reviers herbei. Der Ersatz für die Abwandernden kommt aus den Textilarbeiterdistrikten der Umgebung, insbesondere aus den Kreisen Reichenbach und Landeshut. Die Zuwandernden stehen kulturell noch viel tiefer als die einheimische Bevölkerung und bedeuten auch in gesundheitlicher Hinsicht keinen Gewinn. Sie entstammen großenteils aus Handwebefamilien, die durch die Entwicklung und den Sieg des mechanischen Webstuhls ihren Markt verloren und seit einem Jahrhundert zum Hunger und zur Unterernährung verurteilt sind. Die ungeheuer hohe Zahl der Totgeburten zeigt, daß die Mütter schon in der Jugend rachitisch waren.

Die Massenabwanderung der kulturell höher stehenden Bergarbeiterschichten und der gesundheitlich und kulturell minderwertige Ersatz beschleunigt bei den heutigen Lohnverhältnissen die Verelendung des niederschlesischen Industriereviers. Diese Erscheinung wird auch der Industrie fühlbar und beunruhigt die führenden Köpfe der Industriellen, weil sie ja zu

einer Verminderung der Arbeitsleistung führen muß und zu einer furchtbaren Anklage gegen die kapitalistische Ausbeutung wird. Trotz der verhältnismäßig guten Verzinsung der im niederschlesischen Bergbau angelegten Kapitalien jammern sie, daß ihnen durch die heutigen Eisenbahntarife der Markt auf Kosten der englischen, oberschlesischen und Ruhrkohle so weit eingeschnürt wird, daß sie in der Lohnfestsetzung nicht gleichen Schritt mit anderen Revieren halten könnten. Diese Klage hat, ihrer kapitalistisch-pharisäischen Heuchelei entkleidet, etwas für sich.

Tatsächlich stockt die Entwicklung des niederschlesischen Bergbaus seit Einführung des heute geltenden Rohstofftarifs und dem Baue des Großschiffahrtskanals Stettin-Berlin, während Oberschlesien und das Ruhrrevier eine geradezu sprunghafte Entwicklung aufzeigen. Das beweist ein Vergleich der Arbeiterzahl und der Fördermenge. Diese betrugen in:

	Niederschlesien		Oberschlesien		Ruhrrevier	
	Zahl der Arbeiter	Förderung in Tonnen	Zahl der Arbeiter	Förderung in Tonnen	Zahl der Arbeiter	Förderung in Tonnen
1888	18974	3193012	40870	14449272	102195	33223614
1900	22146	4767454	68425	24829284	220031	59618900
1905	25562	5304480	85940	27014708	259608	65378531
1911	27988	5646622	117403	36658790	341716	91329140
III. Quart. 1912	26990					

Bis 1900 zeigt also Niederschlesien eine aufsteigende Entwicklung, die parallel läuft mit derjenigen Oberschlesiens und des Ruhrreviers. Bis 1905 verlangsamt sich die Zunahme der Arbeiterzahl und der Fördermenge, um von 1905 ab fast völlig zu versanden. Während die oberschlesische Belegschaft von Ende 1909 bis Ende 1912 um 3580 Köpfe, die des Ruhrreviers um 28 000 Köpfe wächst, zeigt die Arbeiterzahl in Niederschlesien eine Abnahme um 1740 Köpfe.

Die wesentlichste Ursache liegt darin, daß der Berlin-brandenburgische Markt für die niederschlesische Kohle verloren geht, die verdrängt wird durch Reviere, denen einmal der billigere Wasserweg und zweitens billigere Eisenbahntarife zur Verfügung stehen. Daß das zurückwirkt auf die Löhne und damit auf die gesamten Lebensverhältnisse der Arbeiter, ist erklärlich.

Der Bergarbeiterverband hat denn auch namens der Belegschaften eine eingehend begründete, von mehr als 15 000 Unterschriften bedeckte Petition an den Eisenbahnminister und an das Abgeordnetenhaus gerichtet, in der um entsprechende Herabsetzung der Tarifsätze gebeten wird. Eine Reihe Kommunen hat die Petition befürwortet; andere machten, durch die Organisation gedrängt, eigene Eingaben. Die gegnerischen Konkurrenzorganisationen und der Bergbauliche Verein für Niederschlesien taten das gleiche.

Die Herabsetzung der Tarifsätze wird eine Gesundung der niederschlesischen Volkswirtschaft anbahnen und könnte der Verelendung der Arbeiterschaft entgegenwirken. Aber es ist zu befürchten, daß die oberschlesischen und rheinisch-westfälischen Scharfmacher, die in und außerhalb dem preußischen

Abgeordnetenhaus den stärkeren Arm haben, ihren Profit und damit die heiligsten Güter der Nation gefährdet sehen und den guten Willen des Ministers — vorausgesetzt, daß er ihn hat — mit dem Schreckphantom der „staatssozialistischen Experimente" totschlagen. Warten wir ab, ob die unbestreitbare Verelendung und die grauenhafte Not breiter niederschlesischer Volksschichten Eindruck auf die maßgebenden Kreise machen wird.

Weiteres zur Frage der Ansiedlung von Landarbeitern.

Von Dr. **Wilhelm Grumach.**

Von der Erwiderung des Genossen Braun auf meinen Artikel „Ansiedlung und Sozialdemokratie" [1] hat Genosse Marchionini [2] schon das meiste und Wesentlichste widerlegt. Mir bleibt aber doch noch einiges zu berichtigen. Ich beschränke mich dabei im wesentlichen auf die Frage der Ansiedlung von Landarbeitern als Landarbeiter, und zwar unter dem Gesichtspunkt der Wohnungsfrage.

Also in der Tat erwartet Braun von der Ansiedlung von Landarbeitern eine Hemmung der Landflucht, weil er die Wohnungsmisere für eine der Ursachen der Landflucht hält. Ich lasse die letztere Ansicht ununtersucht und kann es um so mehr, als ich mich schon einmal früher an dieser Stelle ausführlich darüber ausgesprochen habe. Nur was die Ansiedlung im allgemeinen und die der Landarbeiter im besonderen in dieser Beziehung geleistet hat, will ich festzustellen suchen.

Die Ansiedlungskommission wurde im Jahre 1887 gegründet und begann wohl erst 1890 zu wirken. Seit dieser Zeit hat die ländliche Bevölkerung um 3,5 Millionen weniger zugenommen, als dem Staatsdurchschnitt entsprochen haben würde. Man kann diese Zahl als den Umfang der Landflucht betrachten, zumal da sie mit den Schätzungen Thiels und anderer übereinstimmt, nach denen früher 200 000, in den letzten Jahren 160 000 Menschen jährlich vom Lande in die Städte abgewandert sind. Auf dem inzwischen bis Ende 1912 besiedelten Gebiet von 293 794 Hektar leben nach dem letzten Bericht der Ansiedlungskommission etwa 145 000 Personen, offenbar einschließlich aller (Händler, Handwerker), welche die Besiedlung herbeigezogen hat. Zieht man davon die Zahl der Personen ab, die auch vorher auf diesem Gebiet gewohnt haben müssen, so bleiben nach Ströbels zutreffender Schätzung etwa 90 000 Personen übrig. Also ein Gewinn von 90 000 gegenüber einem Verlust von 3,5 Millionen. Was ist das? Ein Tropfen.

Von diesen 90 000 besteht aber der größte Teil noch aus angesiedelten Bauern, und Braun meint sogar, daß schon durch die Ansiedlung von Landarbeitern allein „zur Einschränkung der Landflucht wesentlich" beigetragen werden könne. Das soll nach dem Ergebnis der letzten fünf Jahre (1907 bis Ende 1911) beurteilt werden. In dieser Zeit dürften vom Lande ebensoviel abgewandert sein wie in dem Jahrfünft 1905 bis 1910; das waren etwa 640 000, vielleicht sogar, wenn man die höhere Fruchtbarkeit der Landbevölkerung in Betracht zieht, etwa 700 000 Personen. Landarbeiter wurden in dieser Zeit angesiedelt 1266, und da man auf jede Familie 6 Personen

[1] Vergl. Nr. 14, 17, 24 dieser Zeitschrift. [2] Vergl. Nr. 25.

rechnen kann, im ganzen 7600 Personen. Und wenn es fünfmal soviel waren oder gar zehnmal soviel, könnte man eine solche Einschränkung der Landflucht wesentlich nennen?

Ähnlich ist es mit dem Zurückdrängen der ausländischen Arbeiter, welche Braun gleichfalls von der Ansiedlung erwartet. Ich will dabei das Ergebnis der Ansiedlung nur dem Zuwachs an Ausländern gegenüberstellen. Der betrug von 1907 bis 1911 mindestens 100 000 (von etwa 270 000 auf etwa 380 000). Dem stehen gegenüber 1266 in derselben Zeit angesiedelte Landarbeiter. Selbst die zehnfache Menge könnte noch nicht als ein Zurückdrängen des Zuwachses, geschweige denn der Ausländer überhaupt angesehen werden.

Endlich die Erlösung aus der Wohnungsknechtschaft, welche für Braun das Wesentlichste ist. Nach meiner Berechnung sind es etwa 200 000, nach Braun etwa 1 Million (40 bis 50 Prozent von 2,28 Millionen), die für die Erlösung in Frage kämen. In dem an Landarbeiteransiedlungen reichsten Jahre 1911 wurden 381 Landarbeiter angesiedelt, von denen selbst nach Brauns Berechnung es wahrscheinlich noch nicht 200 waren, die vorher eine Gutswohnung hatten. Man nehme für die Zukunft das zehnfache Tempo, und es bleibt noch immer, selbst bei der von mir angenommenen Zahl von 207 000, eine Scherzfrage, wann hierbei der letzte Gutsarbeiter befreit sein würde. Also auch hier nur ein Tropfen.

Und wenn man die Ansiedlung von Landarbeitern noch so sehr forcierte, und wenn man sie, wie ich annahm, verzehnfachte, wofür dann allerdings bald die Liebhaber mangeln werden, die Geld und Lust hätten, sich anzusiedeln, es wird in jeder Beziehung ein Tropfen bleiben. Es gleicht das Ansiedlungswerk da selbst bei schärfstem Tempo dem Kreißen jenes Berges, der — eine Maus gebiert.

Genosse Braun meint, die von mir angegebene Zahl der Arbeiter mit Gutswohnung sei viel zu niedrig. Ich hatte sie der Zahl der in der Statistik angeführten „Arbeiter mit Deputatland" gleichgesetzt, weil ich meinte, Gutswohnung und Deputatland deckten sich. Braun sagt, das sei nicht richtig, da viele Gutsbesitzer neben der Wohnung kein Land oder nur Pachtland gäben und das ganze Deputat „bis auf die Kartoffeln" in natura leisteten. Braun macht hier einen Fehler, den er mir wiederholt vorwirft, er verallgemeinert Einzelerscheinungen. Und dann: wenn die Arbeiter keine Kartoffeln in natura bekommen, so müssen sie zur Wohnung doch Kartoffelland bekommen und erhalten es auch fast immer, wovon man sich auch aus den von Georg Schmidt in seinen „Lohnformen" angeführten Kontrakten überzeugen kann, soweit sie ständige Gutsarbeiter betreffen. In der Statistik aber wurde, das hat man mir an der die Statistik bearbeitenden Stelle versichert, jedes Stückchen Kartoffelland, jedes Stückchen Garten als Deputatland gezählt. Also dürften Arbeiter mit Gutswohnung und solche mit Deputatland sich decken.

Auf keinen Fall können die Inhaber von Gutswohnungen 40 bis 50 Prozent der Landarbeiter überhaupt betragen, also eine Million. Das ergibt sich auch aus der Betriebszählung. Nur solche Arbeiter können eine Gutswohnung haben, welche zum Gut in einem ständigen Arbeitsverhältnis stehen. Nun gab es in Preußen 1907 in den Betrieben über 100 Hektar (außer Knechten und Mägden) 273 002 männliche und 186 001 weibliche ständige

Arbeitskräfte. Als Wohnungsinhaber kommen wohl nur männliche in Betracht, und auch unter diesen befindet sich noch eine Anzahl besitzender und nichtbesitzender Freiarbeiter, die zwar in eigener oder gemieteter Wohnung hausen, aber in dauerndem Arbeitsverhältnis zum Gute stehen. Die von mir im vorigen Artikel angegebene Zahl von 207 000 Inhabern von Gutswohnungen dürfte also auch hiernach ziemlich stimmen.

Zugegeben soll allerdings werden, daß unter den weiblichen und auch unter den männlichen ständigen Arbeitskräften, die keine Wohnungsinhaber sind, die meisten doch Angehörige von Instleuten und Deputanten sein werden, welche mit ihren Vätern und Männern zugleich befreit werden könnten, aber alles in allem betragen sämtliche zu Befreienden sicher noch nicht 15 Prozent, geschweige denn 40 bis 50 Prozent aller Landarbeiter. Übrigens je höher die Zahl der zu Befreienden, desto weniger durchgreifend die Ansiedlung, wie schon gezeigt.

Betreffend den Ersatz der Instleute und Deputanten durch Ansiedler ist mir Braun nicht gefolgt. Ich hatte so geschlossen: diese Kategorien sind in ihrer gegenwärtigen nahen Beziehung zum Gute dem Gutsbesitzer eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Das folgerte ich nicht nur aus dem Betriebsvorgang, sondern besonders daraus, daß sie von 1895 bis 1907 verhältnismäßig nicht abgenommen haben, während man doch hätte erwarten müssen, daß sie durch andere Arbeiter ersetzt worden wären, wenn das wirtschaftlich möglich wäre. Sind sie aber eine wirtschaftliche Notwendigkeit, so wird der Gutsbesitzer für jeden aus der Wohnungsmisere durch Ansiedlung befreiten Gutsarbeiter einen anderen suchen und unter den Hungerleidern von Einliegern finden. Eine Instmannsstelle ist noch immer beliebt. So bliebe denn der Zustand derselbe. Was antwortet Braun darauf? „Aus dieser Abhängigkeit wollen wir ihn doch gerade herausbringen." Gewiß, das wollen wir; leider aber genügt dabei unser Wille nicht. Unser Wille kann sich nur insoweit erfüllen, als er mit der wirtschaftlichen Notwendigkeit im Einklang steht.

Aber, wird Braun sagen, diese wirtschaftliche Notwendigkeit bestreite ich ja gerade trotz aller Statistik. „Dieser Zustand ist für den Gutsbesitzer zweifellos sehr bequem," sagt er. Sollte das wirklich der Grund sein für die Aufrechterhaltung dieses Instituts, bei welchem der Gutsbesitzer dem Arbeiter den ganzen Winter hindurch Deputat, Heizung, Fuhren, freie ärztliche Behandlung usw. gibt und vor allen Dingen, wovor man immer so großen Respekt hat, ihn in zwei Jahren bei sich Heimatsrecht erwerben läßt? Ach nein, da müssen doch ganz andere, triftigere Gründe vorliegen. Auf den Gütern würden, so meint Chlapowski (siehe „Vorwärts" vom 21. März 1913), nur so viel ständige Arbeiter gehalten, als dem Minimum an Arbeitsbedarf entspricht. Da dürfte es denn doch recht zweifelhaft sein, ob „einige auf dem Gute vorhandenen Knechte und Mägde" genügen.

Über die Gebundenheit des Ansiedlers an seinen Ort, über seine Möglichkeit, in der Stadt zu arbeiten, hat Genosse Marchionini so ausführlich gesprochen, daß ich nicht darauf einzugehen brauche. Nur möchte ich dabei bemerken, daß ich nicht „forsch", das heißt beweislos die Behauptung von der Gebundenheit des angesiedelten Landarbeiters aufgestellt habe, sondern sie in längeren Ausführungen bewiesen habe. Genosse Marchionini ist offenbar der gleichen Ansicht; außerdem möchte ich die Worte

eines Agrariers anführen, der in der Frage der Ansiedlung Erfahrung hat, des Gutsbesitzers v. Schnelling, Groß-Mölln. Er schreibt in der „Täglichen Rundschau" vom 14. Februar 1911: „Den Grund sehe ich vom Arbeiterstandpunkt darin, daß er bei Siedlung zugleich mit seinen Ersparnissen seinen größeren Kapitalbesitz, seine Arbeitskraft festlegt, indem er sie nur an dieser Stelle nutzen kann."

Betreffend die Niedrigkeit der Löhne bei der Mischung von vielem Kleinbesitz mit Großgrundbesitz, die Braun für eine Einzelerscheinung erklärt, rate ich, einmal die den Verhandlungen des Landesökonomiekollegiums von 1910 beigegebene farbige Karte über die Verteilung des Grundbesitzes mit den ortsüblichen Taglöhnen zu vergleichen. Man wird finden, daß die oberschlesischen Kreise Falkenberg, Rosenberg, Kosel, Gleiwitz, Lublinitz, Ratibor, welche diese Mischung zeigen, fast die geringsten Taglöhne in ganz Preußen haben, nämlich 1,50 Mark, der etwas entfernte Kreis Rothenburg in Oberlausitz, in dem der Kleinbesitz die erste, der Großgrundbesitz die zweite Stelle einnimmt, gar nur 1,20 und 1,30 Mark. Ich weise auch hin auf die allerdings aus dem Jahre 1892 stammenden Ausführungen Webers in der Einleitung zum dritten Bande der „Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland", besonders S. 40, und auf die allgemeinen Bemerkungen über Schlesien, S. 629 und 630. Eine ähnliche Bemerkung befindet sich auch in den Ausführungen über Westpreußen (S. 232). Der Berichterstatter erklärt da den Unterschied der Löhne in den benachbarten Kreisen Marienburg und Stuhm in gleicher Weise.

Kann man da von Einzelerscheinungen reden?

Da ich die Ansiedlung der Landarbeiter nun für ein untaugliches Mittel zu ihrer Befreiung aus ihrer Wohnungsmisere halte, empfahl ich Umwandlung des Wohnungsvertrags in einen reinen Mietvertrag. Selbstverständlich wird kein Gutsbesitzer, darin hat Braun recht, einen solchen Vertrag ohne Arbeitsverpflichtung abschließen, und ich meinte es auch nicht so, sondern eine solche Trennung des Mietvertrags von dem Arbeitsvertrag, daß der Gutsbesitzer bei vorzeitiger Lösung des Arbeitsvertrags den Arbeiter nicht gleich auf die Straße werfen kann, sondern noch eine gewisse nicht zu kurze Frist wohnen lassen muß. Ob ein solcher Vertrag, der sich dem gegenwärtigen organisch anschließt, mit Lachen zurückgewiesen werden würde, ist doch nicht so sicher, wie Braun meint, er würde mindestens ebenso gern übernommen werden als ein Vertrag mit einem Arbeiter, der außerhalb des Gutes wohnt und deshalb nicht immer zur Verfügung steht. Zur Durchführung gehört allerdings eine aufgeklärte und aufrechte Arbeiterschaft, und dafür müßten wir durch unsere Agitation sorgen. Andererseits würde ein solcher Vertrag auch erzieherisch auf die Gutsbesitzer wirken, weil sie sich dann besinnen werden, das Arbeitsverhältnis so leicht aufzukündigen oder die Arbeiter zum Widerstand zu treiben. Einen Vorteil hat der Vorschlag jedenfalls, er befindet sich, wie schon angedeutet, im Einklang mit dem Gedanken der Entwicklung.

Gute Mietwohnungen für die Arbeiter, beschafft durch den Staat oder die Kommunen mit Hilfe des Staates oder durch die Siedlungsgesellschaften, sind sicher sehr wünschenswert, kämen aber nur für die Freiarbeiter in Frage. Braun nennt im zweiten Artikel dies den einzig möglichen Weg, um die

Wohnungsverhältnisse auf dem Lande zu bessern. Aber im ersten Artikel sagt er, die Erfüllung dieser primären Forderung biete „leider vorläufig wenig Aussicht auf Verwirklichung". In der Tat ist bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen in Preußen eine solche Aktion in größerem Stile nicht zu erwarten. Und so könnte man es mit meinem Vorschlag, der so gut und so schlecht ist wie jeder andere, vorläufig einmal versuchen.

Die zuletzt berührten Fragen waren für das Thema der Ansiedlung der Landarbeiter eigentlich nebensächlich. Nachdem aber in Nr. 27 Genosse Hofer auf eine sozialistische Lösung der Landarbeiterfrage hingewiesen hat, die jedem Sozialdemokraten und jedem Freunde der Landarbeiter willkommen sein muß, „Großbetrieb mit selbstarbeitenden Genossenschaftern", entsteht die Frage, welche der drei Möglichkeiten: Ansiedlung der Gutsarbeiter, Mietwohnungen außerhalb des Gutes oder Mietwohnungen im Gute mit Arbeitsverpflichtung, diesem Ziele wohl näher führt. Das Entscheidende wird da sein, welcher der drei Zustände den Zusammenhang mit dem Gute und das Interesse für das Gut am meisten erhält. Ich will nun nicht behaupten, daß die beiden ersten Zustände von dem Ziele wegführen, aber das kann doch nicht geleugnet werden, daß der dritte Zustand zur Überführung der geeignetste ist, da er am ehesten eine organische Entwicklung aus dem jetzigen Zustand in den erstrebten gestattet.

Literarische Rundschau.

William Godwin, Erinnerungen an Mary Wollstonecraft. Aus dem Englischen übersetzt von Therese Schlesinger-Eckstein. Halle a. d. S. 1912, Verlag Thamm. Preis 4 Mark.

Die gegenwärtig in England so starke Frauenrechtsbewegung weckte das Interesse an den Schicksalen der ersten „Suffragette" von Anno 1792. In den letzten Jahren erschien in England sowohl ein Neuabdruck der Briefe wie eine Biographie der Wollstonecraft. Die heutigen „Suffragettes" oder die Kampfgruppe der Frauenrechtlerinnen sind ihrem Urtypus seelenverwandt. Aufopferungsfähigkeit, Geist und Entschlossenheit zeichnen sie sämtlich aus. Nur fehlt der heutigen Generation die Sentimentalität, die einem Kinde der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen sein mußte.

Godwins Memoir hat nicht die Kraft, die zur Schilderung einer so lebensvollen Persönlichkeit wie Wollstonecrafts nötig wäre. Jedoch gewährt es einen guten Einblick in ihr Seelenleben. Und es ist der Übersetzerin vorzüglich gelungen, das Gute am Memoir wiederzugeben. Bei der Abfassung seiner Erinnerungen stand Godwin auf dem Gipfel seines Ruhmes und durfte es sich schon gestatten, etwas nachlässig zu schreiben. Die Übersetzung merzte diese stilistischen Unebenheiten aus, und sie liest sich besser als das Original. Nur an einigen Stellen sind Inkorrektheiten zu bemerken, die hauptsächlich auf Unkenntnis des englischen Lebens zurückzuführen sein dürften. Auf Seite 21 lesen wir, daß Mary die Predigten des Dr. Richard Price hörte. Price war ein dissentierender Geistlicher, während Mary anglikanisch war. Godwin, der die Vorurteile des englischen Publikums wohl kannte und deshalb wußte, daß ein Anglikaner dies mißbilligen könnte, fügte hinzu, daß Mary nur aus Achtung vor dem edlen Manne seine Kapelle besuchte. Die Übersetzerin mißverstand den Sinn und übersetzt diese Stelle unrichtig. „Mary war in den Gebräuchen (im Original heißt es: principles = Prinzipien. M. B.) der englischen Kirche aufgewachsen, und (im Original richtig: ‚but' = aber. M. B.) ihre Achtung vor diesem

würdigen Prediger veranlaßte sie, seine öffentlichen Reden gelegentlich zu hören." — Auf Seite 36 übersetzt sie „Female Reader" mit „Leserin". Im Englischen bedeutet dies „Lesebuch für das Frauengeschlecht". Auf Seite 20 lesen wir, daß Mary seit fünf Jahren nach Selbständigkeit gestrebt hatte. Im Original heißt es aber unmittelbar darauf: „it was now usefulness" (jetzt strebte sie nach tätiger Nächstenliebe). Dieser Nachsatz ist nicht übersetzt. Der Verfasser beruft sich aber auf diesen Nachsatz etwas später (Seite 37), und die Übersetzerin hat ihn da richtig wiedergegeben. M. Beer.

Notizen.

Andlers Anklagen gegen die deutsche Sozialdemokratie, die bei uns Grumbach schon in Nr. 20 vom 14. Februar gebührend gewürdigt hat, beschäftigen die Sozialisten Frankreichs immer noch in hohem Grade. In der „Vie Ouvrière" veröffentlicht der Anarchist Guillaume eine Kritik des Grumbachschen Artikels und erwähnt hierbei, er habe Andler aufgefordert, diesen Artikel in der „Neuen Zeit" selbst zu beantworten.

Darauf antwortete Andler:

„Wo antworten? Wenn ich Kautsky eine Entgegnung für die „Neue Zeit" anböte, würde er mit einer brutalen Ablehnung antworten, wie schon einmal, und würde seinen Brief nicht einmal frankieren."

Eine der unangenehmsten Pflichten meines Amtes ist die, im Laufe jeder Woche eine Reihe von Artikeln ablehnen zu müssen, die wir aus den verschiedensten Gründen nicht akzeptieren können. Vielleicht habe ich einmal auch einer Einsendung des Professors Andler ein solches Schicksal zu bereiten gehabt. Meines Wissens hatten wir nur einmal mit ihm zu tun bei einer Polemik, die er mit Mehring führte. Das ist schon lange her — es war 1902. Bei der großen Zahl von Artikeln, die ich abzulehnen habe, hat der Fall weniger tiefen Eindruck auf mich gemacht wie auf Andler. Ich entsinne mich seiner nicht mehr.

Es entspricht aber durchaus nicht meinen redaktionellen Gewohnheiten, eine Einsendung „brutal" abzulehnen. Und Herrn Andlers Mitteilungen sind mit größter Vorsicht aufzunehmen. Schreibt doch der Herr Professor in demselben Briefe:

„Wie oft haben mir während der letzten Wahlen zum Reichstag meine Schüler aus den verschiedensten Teilen Deutschlands während ihrer Reisen geschrieben, daß zu ihrer Überraschung sozialistische Kandidaten ihren Wählern ein Stück Marokko versprachen."

Solange Andler mich nicht durch Veröffentlichung des Wortlauts meines Briefes eines Besseren überzeugt, verweise ich meine „Brutalität" in dieselbe Kategorie, in die deutsche sozialdemokratische Kandidaten gehören, die ihren Wählern ein Stück Marokko versprachen.

Noch lächerlicher wirkt freilich die Angst des würdigen Professors, ich könnte meinen Brief nicht frankieren! Er scheint zu glauben, es gehöre zum System des deutschen Marxismus, durch diese sinnreiche Methode seine Kritiker zum Schweigen zu bringen.

In den mehr als dreißig Jahren meiner Redaktionstätigkeit ist dies das erstemal, daß eine derartige Klage mir zu Ohren kommt. Man muß Andler sein, um aus einem Versehen — falls nicht auch hier ein reines Phantasieprodukt vorliegt — eine beabsichtigte Tücke zu machen.

Indessen soll es unserem Kritiker nichts helfen, sich hinter Strafporto und eine Ablehnung, die vor einem Dutzend Jahren erfolgt sein soll, zu verkriechen. Ich erkläre ihm jetzt formell, daß ich bereit bin, seine Entgegnung zu veröffentlichen. Er hat also keinen Grund, sie uns nicht zu senden.

Wir wollen sehen, ob er den Mut hat, alle seine Unwahrheiten über die deutsche Sozialdemokratie vor deutschen Arbeitern zu wiederholen und zu begründen, die er französischen, der deutschen Verhältnisse unkundigen Arbeitern vorzusetzen wagt, um das französische mit dem deutschen Proletariat zu entzweien und damit die stärkste Friedensbürgschaft unserer Tage zu untergraben. K. Kautsky.

Büchereireformen. Die von der organisierten Arbeiterschaft zur Belehrung und zur Unterhaltung ihrer Mitglieder begründeten Bibliotheken haben in der letzten Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen; in verschiedenen großen Städten ist man dazu übergegangen, bisher vereinzelte Büchersammlungen zu einem einheitlich verwalteten Ganzen zusammenzufassen und dadurch allen Beteiligten den Vorteil zu bieten, daß die Auswahl der verfügbaren Bücher vergrößert und zugleich die Öffnungszeit der Bibliothek verlängert wurde. Merkwürdigerweise schließen sich häufig die Buchdrucker, die oft über reichhaltige Sammlungen verfügen, von großzügiger Zusammenfassung aus, obwohl sie sich dadurch einer Gelegenheit berauben, wichtige Erzeugnisse ihres Berufs in weiteren Kreisen bekanntzumachen und so die Nachfrage zu erhöhen. — Von dieser Ausnahme abgesehen, die sich aber sicherlich durch freundliches Zureden wird beseitigen lassen, sind alle in Betracht kommenden Stellen darüber einig, daß die Zentralisation einen wichtigen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand bedeutet. Es kann nun gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die künftige Entwicklung unserer Bibliotheken von der Zentralisation an einem Ort zur Vereinheitlichung über größere Gebiete führen wird: denn es ist, wie mir erst kürzlich von einem in der täglichen Bibliotheksarbeit stehenden Genossen aus seiner Erfahrung bestätigt wurde, wirklich eine Vergeudung von geistiger Arbeit, wenn ein Arbeiter auf seiner freiwilligen oder wie oft auch unfreiwilligen Wanderung von einer Stadt zur anderen sich stets in andere Bibliotheksverhältnisse einleben muß: hier drei Wochen, dort ein Monat Ausleihfrist, hier Indikator, dort Kartensystem, hier nur alphabetischer Katalog, dort Sachkatalog, und vielleicht hier A. Geschichte, B. Volkswirtschaft, C. Politik und dort I. Politik, II. Gewerkschaften, III. Geschichte. Und gerade diese Beispiele der „Anarchie der Systematik", die auf der Bibliothekausstellung während des Chemnitzer Parteitags an der Hand einiger Kataloge vorgeführt worden sind, zeigen, daß diese Vielgestaltigkeit auf den einfachen Leser verwirrend wirken muß, ohne aber auf der anderen Seite irgendwie begründet zu sein. Die Stoffeinteilung bei den Katalogen erfolgt vielfach ganz willkürlich, so daß die Aufstellung einer normalen Systematik für die Zukunft von Nutzen wäre. Da es hierbei, wie mir scheint, im wesentlichen auf die Einheitlichkeit ankommt, so habe ich wiederholt die von dem Amerikaner Dewey herrührende Dezimalklassifikation empfohlen, die allerdings bis jetzt in Deutschland nur wenig, wohl aber im Ausland vielfach verwendet wird; lediglich der Umstand, daß diese Klassifikation als Sonderdruck hergestellt und daher Interessenten leicht zugänglich ist, verleiht ihr einen unbestrittenen Vortrag vor anderen.[1] Aber auch selbst wenn es möglich wäre, eine für alle Zwecke gleich brauchbare Stoffeinteilung zu finden, so könnte auch diese nicht über die, wie mir scheint, gefährlichste Klippe hinweghelfen, nämlich die richtige Einordnung der Bücher und, nach dem Vorgang unserer Arbeiterbibliothek in Barmen-Elberfeld, wichtiger Zeitschriftenartikel an alle Stellen dieses Systems, wo sie dem Belehrung Suchenden von Nutzen sind. Diese Genauigkeit und Vollständigkeit des Katalogs würde verhältnismäßig einfach herzustellen sein, wenn wir heute schon die Einheitlichkeit besäßen: durch Beifügung der Unterabteilungen auf den Karten, welche eine zu begründende Zentralstelle für die Arbeiterbibliotheken herauszugeben hätte. Bis zur Erreichung dieses Zieles aber würde diese Zentralstelle auch als Beraterin für die Bibliothekare wirken müssen, nicht

[1] Eine kurze Darstellung der Dezimalklassifikation hat die „Brücke", München, Schwindstr. 30, veröffentlicht: K. W. Bührer und Adolf Saager, Das M. Deweysche Dezimalsystem. 1912. Preis 1 Mark.

nur durch Empfehlung von Neuerscheinungen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, rückwirkend: die Beratungsstelle müßte etwa an der Hand des eingesandten Verzeichnisses unter Berücksichtigung der verfügbaren Mittel diejenigen Werke namhaft machen, die dafür anzuschaffen wären, und zugleich auch für die Beseitigung derjenigen Bücher wirken, die aus irgendwelchen Gründen nicht in Arbeiterbibliotheken gehören; es könnten dann bei solchen Gelegenheiten auch Bücher, die nur noch historischen Wert besitzen, aber im Buchhandel nur schwer oder auch gar nicht aufgetrieben werden können, nutzbringender Verwendung zugeführt werden.

Vielleicht ist mit Rücksicht auf die kleineren Bibliotheken ein persönliches Band zwischen Zentrale und den zu beratenden Stellen wirksamer: ein solcher „Inspektor" würde auch dafür zu sorgen haben, daß die Materialien in sachgemäßer Weise verwendet werden, und insbesondere für eine brauchbare Bibliotheksstatistik nach einheitlichen Grundsätzen und Vordrucken die erforderlichen Hinweise geben. Er könnte Wünsche entgegennehmen und Winke erteilen betreffend Neuerungen oder Einzelheiten der Verwaltung, die dann gesammelt, von einer Konferenz der Arbeiterbibliothekare begutachtet und in einem Handbuch vereinigt werden. Auch für die von den Funktionären aller Gattungen benutzten Handbüchereien, bei denen, soweit sie sich unter demselben Dache befinden, sicher manche Ersparnisse zu erzielen wären, kann so eine sachgemäße Verwaltung eingerichtet werden, und sicher wird sich noch diese und jene Möglichkeit für fruchtbare Betätigung bieten, wenn erst einmal der Anfang einer großzügigen Organisation wirklich gemacht ist. Mögen sich einer solchen vielleicht auch im Anfang manche Schwierigkeiten entgegenstellen, so muß ihre Durchführung dennoch erstrebt werden, nicht nur der gerade bei kleineren Bibliotheken erheblichen Ersparnisse wegen, die ja auch nicht zu verachten sind, sondern auch deswegen, weil die Benutzer, sofern sie Fähigkeit und Lust dazu haben, sich mit den heute geltenden Verwaltungsgrundsätzen vertraut machen können, die sie dann an anderer Stelle zum Nutzen unserer Bewegung erwerten. Und je mehr wir den technischen Teil der Bücherausgabe erleichtern und die übrigen Arbeiten, in erster Linie die Katalogisierung gerade durch die Zentralisation vereinfachen, um so mehr werden Kopf und Hände des Bücherwartes frei für seine Hauptaufgabe, die Beratung seiner Leser. J. Hanauer, Steglitz.

Zeitschriftenschau.

In Nr. 10 der seit Anfang dieses Jahres in New York erscheinenden sozialistischen Wochenschrift „The New Review" übt der Herausgeber in einem Artikel **„Das erste sozialistische Kongreßmitglied"** recht scharfe Kritik an der Tätigkeit Viktor Bergers, dessen Mandat jetzt abgelaufen ist, und prüft dabei die Haltung, die eine sozialistische Minderheit in einem Parlament einzunehmen hat.

Als besonderes Verdienst wird Berger nachgerühmt, daß er eine große Reihe von Gesetzentwürfen eingebracht und damit dem Lande gezeigt hat, was die Sozialisten tun würden, wenn sie in der Macht wären. Das ist aber eine völlig verfehlte Politik. Denn die Sozialisten können das erst dann zeigen, wenn sie wirklich im Besitz der Macht sind. Bringen sie Gesetzentwürfe ein, solange sie noch in der Minderheit sind, so sind diese entweder in der heutigen Welt undurchführbar und begegnen bei den Politikern nur einem Achselzucken, oder sie bilden bereits ein Kompromiß mit den bestehenden Zuständen, und dann zeigen sie nicht, was die Sozialisten tun würden, wenn sie selbst an der Macht wären. Gesetze auszuarbeiten und vorzuschlagen kann in der Regel nur die Aufgabe der Majorität sein, die auch über die technischen Mittel dazu verfügt, und nicht Aufgabe der Minorität.

In den Nummern 10 bis 12 derselben Zeitschrift untersucht Isaak Halevy **„Die sozialökonomischen Klassen in den Vereinigten Staaten"**. Obgleich die amerikanische Statistik diesem Vorhaben nicht günstig ist, kann man doch mit ziemlicher

Sicherheit aus ihr die Zahlen der Angehörigen der wichtigsten sozialökonomischen Klassen mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Es ergibt sich dann, daß im Jahre 1900 von den Erwerbstätigen 35 Prozent zur besitzenden Klasse gehörten, Unternehmer, Farmer und ihre Angehörigen, 37,1 Prozent waren industrielle Lohnarbeiter, und 27,9 Prozent gehörten den Übergangsklassen an. Dabei nimmt die industrielle Lohnarbeiterschaft nur langsam zu. Ihr Anteil an der Zahl der Erwerbstätigen stieg in den Jahren 1870 bis 1880 um 2,1 Prozent, 1880 bis 1890 um 3,2 und 1890 bis 1900 um 2,1 Prozent. Selbst bei günstigster Berechnung kann die industrielle Lohnarbeiterschaft heute höchstens 41,1 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung ausmachen.

Politisch kommt aber auch dieser Prozentsatz nicht zum Ausdruck; denn gerade unter den industriellen Lohnarbeitern gibt es verhältnismäßig viele Ausländer, die kein Wahlrecht haben, und in den Südstaaten Neger, denen das Wahlrecht genommen ist. Dazu kommt aber noch, daß es unter den Arbeitern weite Schichten gibt, die dem Klassenbewußtsein kaum zugänglich sind.

Sieht man aber selbst von all dem ab und rechnet man alles zur Klasse der Lohnarbeiter, was überhaupt Lohn empfängt, also auch Vorarbeiter, Werkführer, Ingenieure usw., so hätten bei günstigster Berechnung die industriellen Arbeiter höchstens in 24 von den 48 Staaten der Union die Mehrheit, und in absehbarer Zeit könnten sie diese überhaupt höchstens in 28 Staaten gewinnen. Zur Durchsetzung einer Verfassungsänderung sind aber die Stimmen von 32 Staaten notwendig.

Das Proletariat ist also, meint der Verfasser, der übrigens selbst nicht Mitglied der Partei ist, zur Ohnmacht verurteilt, solange es, der Marxschen Doktrin folgend, isoliert bleibt. Die Sozialistische Partei kann dann nur eine Art politischer Sabotage treiben und dadurch die herrschenden Parteien zu gewissen Konzessionen veranlassen, um nicht ihre Wähler zu verlieren. Das ist aber eigentlich nur eine versteckte Form des Zusammenarbeitens der Sozialisten mit den bürgerlichen Parteien.

Die Aussichtslosigkeit dieser Politik treibt die Sozialisten, die glauben, auf revolutionärem Wege eher ihr Ziel erreichen zu können, ins Lager der Syndikalisten.

Will aber die Partei Realpolitik treiben, so muß sie, meint Herr Halevy, ihr Programm und ihre Prinzipien den Anschauungen und Interessen der Mittelklassen anpassen. Ein Anfang dazu sei durch die Annahme des von Simons empfohlenen Agrarprogrammes durch den Parteitag von Indianapolis geschehen; denn dieses wendet sich an die Unterstützung der Farmer. Der Ausdruck „Arbeiterklasse" hat eben einfach eine neue, erweiterte Auslegung erfahren.

Die amerikanische Partei, sowohl der orthodoxe wie der opportunistische Flügel, erklären, daß sie von Wahlkompromissen nichts wissen wollten. Wären solche aber nicht ehrlicher und besser, als daß man die Prinzipien des internationalen Sozialismus so streckt, daß sie auch bei den Farmern, den Chinesen- und Japanerfressern der Pazifischen Küste, bei den Negerhassern im Süden und bei den Reaktionären der A. F. of L. Anklang finden?

In den Nummern 11 bis 13 schreibt W. E. Walling über die politische Stellung des neuen Präsidenten eine Reihe zusammenhängender Artikel: **„Woodrow Wilson und der Staatssozialismus"**, **„Woodrow Wilson und die Geschäftsinteressen"** und **„Woodrow Wilson und der Klassenkampf"**. So, wie sich aus der alten Republikanischen Partei die Progressisten unter Führung Roosevelts losgelöst haben, so bildet sich auch in der Demokratischen Partei ein radikaler Flügel, an dessen Spitze jetzt W. Wilson steht. Diese beiden Gruppen nähern sich einander immer mehr und werden sich, vielleicht gegen den Willen ihrer Führer, mit der Zeit zu einer eigenen Partei zusammenschließen. Ihrer beider Ziel ist die Organisierung von Kapital und Arbeit durch den Staat zum Vorteil der Kapitalsinteressen.

Charakteristisch ist die Stellung der beiden Führer zur Sozialistischen Partei. Wilson meint, unter den sozialistischen Wählern seien nur etwa 20 Prozent wirkliche Sozialisten. Es gelte die übrigen bloß Unzufriedenen wieder zu gewinnen.

Roosevelt erklärt sich mit 80 Prozent der sozialistischen Programmforderungen einverstanden und will dadurch die Stimmen der Sozialisten einfangen.

Nach Ansicht Wilsons ist die Regierung gleichbedeutend mit der Gesellschaft. Wird sie augenblicklich verhindert, die ganze Gesellschaft zu vertreten, so sind besondere Einflüsse schuld, die beseitigt werden müssen; es muß daher der illegitime Einfluß der Finanzmagnaten auf die Regierung bekämpft werden. Das richtige Verhältnis ist hergestellt, wenn die kleineren Kapitalisten auf politischem Gebiet durch ihre größere Zahl aufwiegen, was auf ökonomischem Gebiet die Finanzmagnaten vor ihnen voraus haben.

Während also Wilson ebenso wie Roosevelt ein entschiedener Gegner des Klassenkampfes zwischen Kapital und Arbeit ist, sind doch beide für die Bekämpfung der Kapitalmagnaten durch die Mittelklasse, auf die sich eine starke Regierung zu stützen hat. Die Arbeiter kommen für sie nur als wertvolle Produktivkraft in Betracht, die deshalb auch geschont werden muß. Die herrschenden Klassen handeln nur in ihrem eigenen Interesse, wenn sie der Ausbeutung der Arbeiter durch Arbeiterschutzgesetze Schranken setzen. Dazu muß sie eventuell die Staatsgewalt zwingen.

Die Regierung soll aber in ihrer Parteinahme für die Mittelklasse nicht so weit gehen, daß sie die Riesenunternehmungen als solche bekämpft. Der Staat hat nur darüber zu wachen, daß der natürliche Zustand der freien Konkurrenz nicht gestört werde, er hat also alle monopolistischen Bestrebungen zu vereiteln. Wilson ist daher zum Beispiel gegen die Standard Oil Company, aber nicht gegen den Stahltrust, da dieser keine monopolistische Politik verfolge. Eine Bekämpfung der Riesenunternehmungen überhaupt widerrät Wilson vor allem auch deshalb, weil dadurch die Finanzmagnaten gezwungen würden, die Regierung zu erobern, um sich zu schützen. Insofern die Riesenbetriebe die Leistungsfähigkeit steigern, sollen sie keineswegs behindert werden; sofern sie aber den Markt monopolistisch beherrschen wollen, soll die Regierung durch Kommissionen die Preise normieren lassen, und diese Kommissionen sollen auch die Geschäftsgebarung der Riesengesellschaften überwachen, so daß ihr Aktienkapital in Übereinstimmung mit dem wirklichen Anlagewert gebracht und die vielen Verwässerungen rückgängig gemacht werden sollen, was allerdings eine Vermögenskonfiskation von Milliarden bedeuten würde. Eines der wirksamsten Mittel, um die Preispolitik der Trusts zu beeinflussen, besteht für Wilson in der Herabsetzung der Zölle. Auf diese Weise soll bewirkt werden, daß das Kapital Profit trägt im Verhältnis zu seiner Größe und nicht zu seiner Konzentration. Es ist das Programm der kleinen Kapitalisten.

Allerdings kann nur eine starke Regierung solche Reformen durchführen. Als ihre Organe soll eine Reihe von Komitees dienen, die aus Sachverständigen zusammengesetzt sind. Wilson hat ebenso wie Roosevelt starkes Mißtrauen gegen parlamentarische Kommissionen und gegen das Eingreifen der Volksvertretung in das wirtschaftliche Leben überhaupt. Das Schwergewicht soll bei Komitees von sachverständigen Intellektuellen, von „Philanthropen, Ingenieuren, Forstleuten, Geologen, Landwirten und von technischen und gewerblichen Lehrern" ruhen. Von sachverständigen Arbeitern ist hier nicht die Rede, wie überhaupt die Arbeiter bei Wilson nur Objekt, aber nicht Subjekt des Schutzes sein sollen. Die herrschenden Klassen sollen schonend mit ihnen umgehen, aber darüber hinaus sollen selbständige Forderungen von den Arbeitern nicht erhoben werden dürfen.

Das soziale Ideal Wilsons ist denn auch nicht auf die Bedürfnisse der Arbeiter zugeschnitten, sondern auf die der kleinen Kapitalisten. Wilson will es erreichen, daß die heranwachsende Generation frohgemut vorwärtsblicken kann in der Zuversicht, nicht mehr Angestellte werden zu müssen, sondern als wenn auch kleine, so doch selbständige Kapitalisten leben zu können. Wilson ist sich dessen bewußt, daß sein Programm „radikale" Reformen erheischt; er hofft sie aber auf friedlichem Wege verwirklichen zu können. G. E.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 31 Ausgegeben am 2. Mai 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Mars und Merkur.

Von **Hermann Wendel.**

Es ist wieder einmal ein Sumpf bloßgelegt worden in Deutschland, der gen Himmel stinkt. Es ist, um mit Heinrich Heine zu reden, als leerte man den Mist aus sechsunddreißig Stuben. Vor diesen penetranten Ausdünstungen halten sich die einen entsetzt die Nase zu und verlangen, daß im Interesse der politischen Hygiene der Staat zugreift und umfassende Reinigungsarbeiten einleitet, die anderen schreien Räuber und Mörder, aber nicht gegen die, so die Schuld an dem Sumpf tragen, sondern gegen jene, die ihn aufgedeckt haben. Diese Aufdeckung ist unseren Patrioten nämlich deshalb mehr als peinlich, weil sie ihnen in das Bombengeschäft des Rüstungsjahres 1913 so eklig hineinregnet, und Geschäft ist für sie alles: nationale Ehre eine Ziffer des Kurszettels, Deutschtum eine Profitmöglichkeit, Patriotismus Geschäft, ein recht gutes Geschäft, und Sünde ist ihnen, um noch einen moderneren Dichter als Heine zu bemühen, „nur eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte".

In der Tat ist es ein Kreuz für diese gewinngierigen Afterpatrioten! So schön war die Sache eingefädelt worden, um dem deutschen Volke die größte Schröpfung aller Zeiten mundgerecht und schmackhaft zu machen. Den Hintergrund bildete die Jubiläumsbegeisterung, die die Männer hinter den Kulissen geschickt zu entfachen wußten. 1813! — „Druck der Fremdherrschaft" — „große Zeit" — „Kujon Napoleon" — wenn das nicht mehr zog, so zog überhaupt nichts mehr! Und so versicherte denn auf jeder schnarrenden Phonographenwalze Theodor Körner, daß das Lützows wilde, verwegene Jagd sei, auf jedem Kriegervereinsskatabend ließ Ernst Moritz Arndts lieber Gott wöchentlich mindestens einmal Eisen wachsen, und in jedem Kientopp erschien zwischen der Blutgräfin Elvire und dem Apachenmädchen von Montrouge die verklärte Lichtgestalt von Preußens holdseliger Königin Luise, um hoheitsvoll und milde darzutun, daß, weil sie vor hundert und einigen Jahren an einer Erkältung gestorben, das deutsche Volk heute tausend und einige Millionen für Kanonen, Flinten und Bajonette auf den Tisch hauen

müsse. Dazu wurde jeder belanglose Zwischenfall in Frankreich, der sonst unbemerkt im vermischten Teil mit drei Zeilen abgetan worden wäre, von der schwarzweißroten Chauvinpresse zur Aufkitzelung übelster Instinkte ausgeschlachtet und aufgebauscht. Und all das ist jetzt verlorene Liebesmüh, denn seit Liebknecht im Reichstag den Zusammenhang zwischen Geschäft und Patriotismus bei den großen Waffenlieferanten beleuchtet, fallen auch naive Gemüter auf den Schwindel nicht mehr herein, und die Jubiläumsfanfare von 1813 gibt nur mehr wie Freiligraths Trompete von Gravelotte „ein Stöhnen" von sich, „ein klanglos Wimmern von Schmerz".

Was da in Dillingen schöner alter Brauch ist und was die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik Berlin-Karlsruhe angezettelt hat und worauf man die Firma Krupp ertappt hat, all das sind Dinge, die eigens in Szene gesetzt scheinen, um auch den Herzenseinfältigen mit der Nase auf den ursächlichen Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Militarismus zu stoßen. Der Franzose sei, wurde ihm eben erst im Zusammenhang mit den Vorgängen in Nancy versichert, auf ewig der Erbfeind Deutschlands. Und nun erfährt er, daß solche Erbfeinde in der Dillinger Waffenfabrik ihr gutes Geld stecken haben, um alle Geheimnisse Bescheid wissen und von jeder Waffenlieferung an die deutsche Regierung ihren Profit schmunzelnd einstecken. Das macht auch den letzten Kossäten in der Kassubei stutzig. Frankreich sei, versicherte dem Mann mit der Herzenseinfalt seine Leibpresse weiter, der ewig böse Störenfried, der immer neue Rüstungen betreibe und gegen dessen Angriffsgelüste sich Deutschland zum Schutze, nur zum Schutze waffnen müsse. Und jetzt stellt sich heraus, daß die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik — Teilhaber die Leiter der meisten deutschen Großbanken! — in die französische Presse Notizen über bevorstehende französische Rüstungen zu schieben suchte, damit die deutsche Presse und Regierung darauf einschnappe und auf Beschleunigung der deutschen Rüstungen dränge. Da schlägt selbst der oberbayerische Zentrumsbauer mit der Faust dräuend auf den Tisch. Und Krupp, die Firma Krupp gar hat einen Spionagedienst organisieren lassen, durch den Militärpersonen mit Bestechungsgeldern zum Verrat militärischer Geheimnisse angereizt wurden — im Geschäftsinteresse der Essener Kanonenindustrie! Von dem famosen Marineverständigungskonzern, dessen Existenz der „Vorwärts" vor vierzehn Tagen ans Licht zog, soll gar nicht weiter gesprochen werden. Ein derartiger Konzern, der 1899 auf Creuzots Initiative gegründet wurde und sieben Panzerplattenfabriken umfaßte, wurde übrigens im vergangenen Jahre auch in Frankreich aufgedeckt, und in diesem Zusammenhang wurde ruchbar, daß auch ein Vertrag zwischen den deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Interessenten besteht, der die Versorgung der kleineren Staaten mit Kanonen und Panzerplatten, das will sagen: ihre Ausbeutung durch das Rüstungskapital regelt und der just zur Stunde, im April 1913, abläuft, aber zweifellos erneuert werden wird.

Bei den frivolen Treibereien und korrupten Schiebungen, die dieser Tage im Reichstag an den Pranger geschlagen worden sind, handelt es sich also nicht um deutsche Besonderheiten, sondern um internationale Erscheinungen, die zudem durch alte Überlieferung geheiligt sind. Denn stets sind die Kriegslieferanten wie hungrige Aasgeier den Heerzügen des Militarismus gefolgt. „Ebnermaßen," wetterte der Jesuitenpater Scherer schon zu Ausgang des

sechzehnten Jahrhunderts, „thun auch unrecht, welche böses Getreid und böse zähe rothfuchsete Wein in die Proviant für die Landsknecht um theure Bezahlung geben, daran die Kriegsleut in Gränitzhäusern alle Bettlerskrankheiten und den Tod selber fressen und saufen müssen. Es sollten auch die Proviantmeister oder Verwalter keine Geschenk annehmen, um derentwillen sie ein Aug zuthun und den eigennützigen Geizhälsen ihre bösen Waaren in großem Wert passiren und hindurchbringen müssen." Also auch damals schon fuhr gut, wer gut schmierte. Aber auch „Verständigungskonzerne" gab es in jener Zeit. In seinem sonst recht seichten und oberflächlichen Buche über „Krieg und Kapitalismus" weist Sombart nach, daß mit der Einführung der Geschütze die Nachfrage nach Kupfer gewaltig stieg: 1495 etwa kaufte die venetianische Regierung zur Anfertigung von Kanonen 80 000 Pfund Kupfer von deutschen Kaufleuten, und flugs trafen die vier oberdeutschen Firmen Fugger, Herwart, Gossembrot und Paumgartner eine Abmachung, um den Kupfermarkt zu beherrschen und Monopolpreise diktieren zu können.

Welch eine auserlesene Schar von abgefeimten Betrügern und gerissenen Beutelschneidern die Militärlieferanten zur Zeit der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches waren, ist allgemein bekannt. Aber auch in Deutschland weiß man nicht erst, seit der „Iltis" von den Takuforts mit Kruppschen Granaten aus Kruppschen Kanonen begrüßt wurde, daß das Rüstungskapital international ist, und nicht erst, seit unseren Expeditionstruppen in Südwest die Stiefelsohlen der Firma Tippelskirch & Co. wie mürber Zunder von den Füßen fielen, daß die Kriegslieferanten auch heute vor den schmutzigsten Geschäften nicht zurückschrecken. Daß mit Schmiergeldern und Spionage gearbeitet wird, ist übrigens keine Eigenheit der Waffenindustrie. Die Zeiten sind längst vorbei, da der deutsche Fabrikant von neun bis zwölf und von drei bis sechs auf seinem Kontorschemel saß und Treu und Redlichkeit übte. Heute, bei der gigantischen Entwicklung des kapitalistischen Betriebs und dem Höhegrad des fieberhaftesten Konkurrenzkampfes wird kein Konkurrent mehr durch eine bessere Ware aus dem Felde geschlagen, sondern jeder Großindustrielle sucht sich nach Möglichkeit und nicht immer mit den saubersten Mitteln die Fabrikgeheimnisse der Konkurrenzfirma zu erlisten, um derart eine Elle Vorsprung vor den andern zu gewinnen. Was aber bei anderen Industriezweigen mehr oder minder Privatsache ist, das wächst sich bei der Waffenindustrie zu einer öffentlichen Angelegenheit im weitesten Sinne des Wortes aus. Denn mit den Steuergroschen des Volkes werden die Spitzeleien dieser Industrie wie ihre ungerechtfertigten Gewinste aufgebracht, und das Volk ist es, das bei den Treibereien dieser Industrie als Spielball benutzt wird. Das Rüstungskapital nämlich ist wie auch die kapitalistische Gesellschaft im ganzen zwiespältigen Wesens. International, wie es ist, bedarf es doch, um reichlich Junge zu hecken, der Aufpeitschung der sogenannten nationalen Instinkte. Wenn sich die Völker mit drohenden Blicken und geballten Fäusten gegenüberstehen, dann lacht dem Rüstungskapital das Herz im Leibe, denn dann blühen hüben wie drüben die Geschäfte. Darum ist die Voraussetzung für das Gedeihen des Rüstungskapitals die Verhetzung der Völker, und aus dieser Voraussetzung ergeben sich Folgerungen wie der skrupellose Versuch, den die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik mit dem „Figaro" gemacht hat. Das Rüstungskapital ist der gefährlichste Feind des Völkerfriedens, und darum muß der

Kampf der Völker gegen den Krieg den Hauptstoß gegen das Rüstungskapital richten, dessen freiwillige oder unfreiwillige Agenten neben den chauvinistischen Schreiern und Federhelden auch die Staatsmänner und Diplomaten sind.

Vornehmste Aufgabe für Deutschland aber wäre es, zunächst einmal den bloßgelegten Sumpf auszutrocknen. Da aber haben die bürgerlichen Parteien wieder einmal auf der ganzen Linie versagt. Wenn der Kriegsminister schützend seinen Schild über die Firma Krupp hält, wird das niemand verwunderlich finden. Wenn die Konservativen und ihre Anhängsel sich gegen jede Erweiterung parlamentarischer Machtbefugnisse sträuben, so entspricht das nur junkerlichen Prinzipien. Wenn sich aber ein Fortschrittler wie Dr. Braband gegen Liebknecht wandte und sich zum Sachwalter der Firma Krupp aufwarf, wenn er samt seinen engeren reaktionären Freunden wie Heckscher, Kopsch und Payer gegen den sozialdemokratischen Antrag auf Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission mit weitgehenden Rechten stimmte, wenn überhaupt dieser sozialdemokratische Antrag mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde, so zeigt das, wie wenig dieser „Reichstag der Linken" eine wirklich entschlossene Politik zu treiben geneigt ist. Uns kann es freilich nur recht sein, denn das berechtigte Mißtrauen des Volkes gegen die Regierung, von dem selbst der Zentrumsmann und der nationalliberale Redner zu künden wußten, wird sich ganz von selbst auch auf die merkwürdigen Kämpfer gegen die Korruption des Rüstungskapitals ausdehnen.

Die Beziehungen zwischen Krankheit und sozialer Lage.

Eine Abrechnung mit dem ‚Sozialhygieniker' Mugdan.

Von Dr. med. **S. Drucker.**

Die Erkenntnis, daß die soziale Lage den Gesundheitszustand der Menschen in hohem Maße beeinflußt, ist erst wenige Jahrzehnte alt. Gewiß weiß man schon längst, daß Hunger, anstrengende Arbeit und Sorgen den Körper schwächen, seine Leistungsfähigkeit herabsetzen, aber den dadurch hervorgerufenen Leiden legte man keine große Bedeutung bei. Erst im neunzehnten Jahrhundert gewann man einen tieferen Einblick in die Art und den Umfang der Schädigungen, die sich als Folge der durch die materielle Not bedingten Lebensweise einstellen. Man wies nach, daß elende wirtschaftliche Verhältnisse sowohl an dem Auftreten wie an dem ungünstigen Verlauf recht vieler Krankheiten die Hauptschuld tragen, und erklärte damit, warum in den breiten Massen des Volkes Krankheiten und frühzeitiger Tod weit häufiger sind als in den wohlhabenden Schichten. Daß die zahlreichen Zusammenhänge zwischen den menschlichen Gebrechen und den gesellschaftlichen Zuständen erst so spät aufgedeckt wurden, lag nicht nur an dem Tiefstand der älteren medizinischen Wissenschaft, auch die sozialen Beziehungen der Krankheiten waren im Mittelalter und in der darauffolgenden Zeit bis ins siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinein noch nicht scharf ausgeprägt, und darum vor allem wurden sie von der Forschung fast gänzlich übersehen. Damals lebten die einzelnen Klassen der Stadtbevölkerung wenigstens noch nicht unter so wesentlich verschiedenen Bedingungen wie heute. Natürlich mußten die Ärmeren um das

tägliche Brot schwer ringen, sie konnten für ihre Körperpflege nur wenig ausgeben, aber zu einer chronischen Unterernährung, zu einer alle Kräfte schnell aufzehrenden Arbeit waren nur relativ wenige verurteilt; alle, der begüterte Kaufmann oder Meister sowohl wie der mittellose Geselle oder Schreiber wohnten in engen, finsteren Gassen, neben sumpfigen Gräben, ihr Trinkwasser schöpften sie aus demselben verschmutzten Brunnen. Wenn eine Seuche erst einmal durch das Stadttor eingezogen war, da befiel sie arm und reich fast in gleicher Weise, dann ging der Tod auch an dem Patrizierhaus nicht vorüber. Mit der fortschreitenden Industrialisierung, mit der Verschärfung der Klassengegensätze trat eine Änderung ein: die Besitzenden allein zogen Nutzen aus der aufblühenden Heilkunde, sie konnten nun die meisten Schädlichkeiten von sich abwehren, sie hatten die Möglichkeit, sich Wohlbefinden zu erkaufen; den Besitzlosen dagegen brachte der Kapitalismus nur eine Verschlimmerung der an sich schon schlimmen mittelalterlichen Zustände, er zwang sie zu einer Lebensweise, die allen Forderungen der Hygiene direkt zuwiderlief. Als dieser Umschwung sich eben erst anbahnte, hatte ein italienischer Arzt, ein Lehrer an der Hochschule zu Padua, Ramazzini mit Namen, bereits die schweren Nachteile erkannt, die der Volksgesundheit aus der modernen Entwicklung erwachsen mußten. Seine im Jahre 1700 erschienene „Abhandlung über die Krankheiten der Handwerker" schuf die Grundlagen der Gewerbehygiene; mit einer Sachkenntnis, die man bei manchem der heute lebenden Universitätsprofessoren vergeblich suchen würde, werden hier die schädlichen Einwirkungen der überlangen Arbeitszeit, der Nachtarbeit, der Einatmung von Staub und giftigen Gasen, kurz die Gefahren der einzelnen Berufe beschrieben. Wenn die Schrift auch mehrere Auflagen erlebt hat und immer wieder zitiert worden ist, die Mahnung, die sie enthielt, fand natürlich keine Beachtung. Ungefähr hundert Jahre darauf begnügt sich das Kapital nicht mehr damit, den Körper der erwachsenen Proletarier zu ruinieren, jetzt wird schon die Gesundheit der Kinder im zartesten Alter durch die aufreibendste Arbeit in den Fabriken zerrüttet, und der Generalleutnant v. Horn sieht sich veranlaßt, von den Textilindustriebezirken der Rheinprovinz dem preußischen Ministerium zu melden: Die körperlich entartete Bevölkerung ist nicht mehr imstande, das entsprechende Truppenkontingent zu stellen. Gegen Ende der vierziger Jahre, als das Volk sich seiner Not bewußt wurde und zum Kampf um seine Rechte rüstete, da standen auch Ärzte auf, die die Gesellschaft für das körperliche Elend der unteren Schichten verantwortlich machten. Allen voran der junge Virchow. Die damals schon übliche Bekämpfung der Krankheiten durch Merkblätter und allerlei Verordnungen lehnte er leidenschaftlich ab: es käme nicht darauf an, Anleitungen zu schreiben, um die Inhaber von Melonen und Lachsen, von Pasteten und Eistorten, kurz den wohlhäbigen Bourgeois zu beruhigen, sondern man müsse Anstalten treffen, um den Armen, der kein weißes Brot, keine warme Kleidung, kein Bett habe, durch eine Verbesserung *seiner Lage* vor den Seuchen zu schützen. Später zeigte Virchow keine Neigung mehr, den sozialen Faktoren bei der Krankheitsentstehung und dem Krankheitsverlauf nachzuspüren, und seine Schüler hatten für eine solche Beschäftigung erst recht nichts übrig. Man leistete lieber „positive" Arbeit innerhalb eines offiziell zugelassenen Forschungsgebiets. Und die großartigen Erfolge, die dabei erzielt wurden, lenkten die Aufmerksamkeit zum Teil direkt

von den wirtschaftlichen Ursachen der Krankheiten ab. Aber nach und nach lernte man doch das soziale Moment in seiner Bedeutung würdigen. Die Wissenschaft erkannte klarer sowohl die Gefährdung der Gesundheit, die die so unnatürliche Lebensweise der großen Massen mit sich brachte, als auch die Wirksamkeit der natürlichen Heilmittel, der Sonne und Luft, der zweckmäßigen Ernährung und Ruhe, die sich gerade jene Massen ausreichend nicht verschaffen können. Die Statistik wiederum stellte fest, daß das Proletariat am häufigsten von Krankheiten heimgesucht wird, und die inzwischen eingeführte Zwangsversicherung der Arbeiter gegen Krankheit, Unfall und Invalidität erleichterte die Erforschung der Art, der Ursachen und des Verlaufs der Proletarierleiden. Solche Untersuchungen werden seit ungefähr einem Menschenalter von zahlreichen Ärzten mit großem Eifer vorgenommen, und schon hat sich eine Fülle von Material angehäuft, das die soziale Bedingtheit der Krankheiten im einzelnen nachweist. Zweifellos hat zum erheblichen Teil das Proletariat zu diesen Studien direkt die Anregung gegeben dadurch, daß es im Parlament und in der Presse immer wieder eindringlich seine Stimme erhob gegen die andauernde Verwüstung von Leben und Gesundheit seiner Klassenangehörigen, aber außerdem sind jene bürgerlichen Gelehrten zu ihrer Arbeit sicher noch durch die Beobachtung angespornt worden, daß die heutigen wirtschaftlichen Zustände gleichzeitig auch die Lebenskraft weiter Kreise des Mittelstandes untergraben. Heute existieren bereits neben einer reichen Literatur Vereine und Zeitschriften, die sich die Pflege dieses jüngsten Zweiges der medizinischen Wissenschaft zum Ziel gesetzt haben.

Im preußischen Abgeordnetenhaus kam es jüngst bei der Beratung des Handels- und Gewerbeetats zu einer sozialhygienischen Debatte; in ihr entwickelte der fortschrittliche Abgeordnete Dr. Mugdan Anschauungen, die nicht nur seine vollständige Unkenntnis der neueren Forschungsergebnisse verrieten, sondern auch in schroffstem Widerspruch stehen zu alten, längst nicht mehr angezweifelten Lehren der Schulmedizin. Wenn auch diese Ansichten zum Teil schon im Landtag von Borchardt und Liebknecht und im „Vorwärts" (Nr. 68 vom 21. März 1913) von Dr. Zadek widerlegt worden sind, so lohnt es sich doch, ihre Unhaltbarkeit einmal etwas ausführlicher nachzuweisen, erstens, weil Dr. Mugdan immer noch als Fachmann auf diesem Spezialgebiet wenigstens angesehen wird, und dann, um den noch viel zu wenig bekannten Tatsachen der Sozialhygiene eine größere Beachtung zu verschaffen. Nach Mugdan sind die Krankheiten das Demokratischste, was es gibt, sie befallen Fürsten und Bettler, sie machen keinen Unterschied zwischen arm und reich. Gerade das Gegenteil geht aber aus jeder Statistik hervor. Man hat zum Beispiel mehrfach die Sterblichkeit in den Arbeiterquartieren mit der in den wohlhabenden Vierteln verglichen und dabei gefunden, daß unter der gleichen Zahl Menschen in den ärmeren Bezirken sich ungefähr dreimal soviel Todesfälle ereignen wie in den wohlhabenden. Offenbar ist die Verschiedenheit der Gesundheitsverhältnisse in Wirklichkeit weit größer; denn die zum Mittelstand gehörenden Bewohner der unteren Etagen oder Vorderhäuser der Mietkasernen drücken hier die Sterblichkeitsziffer herunter, während die Proletarier, die bisweilen sogar in größerer Menge in die Bevölkerung der reichen Viertel eingesprengt sind, für diese Gegend das Gesamtresultat nicht unwesentlich verschlechtern, und in derselben Weise wirkt auch die größere Gebrechlichkeit der Begüterten

in den höheren Altersstufen, denen in der Arbeitergegend nicht die gleiche Zahl Betagter gegenübersteht. Erst seit kurzer Zeit existiert eine Statistik, die zwar nach demselben Prinzip wie die oben erwähnten angelegt worden ist, aber deren Mängel nicht besitzt. Sie benutzt als Grundlage die standesamtlichen Aufzeichnungen der Stadt Bremen aus den Jahren 1901 bis 1910 und ordnet die Gestorbenen in der Hauptsache nach Todesursache, Alter und Straße; aber nur solche Straßen sind berücksichtigt, deren Einwohnerschaft eine ganz ausgesprochene soziale Gleichartigkeit aufweist, und aus ihnen hat man nun drei Gruppen gebildet: eine mit ärmerer, eine andere mit der dem Mittelstand angehörenden und eine dritte mit wohlhabender Bevölkerung. So konnte die Sterblichkeit der verschiedenen Klassen in den einzelnen Altersstufen miteinander verglichen werden. Die wichtigsten Resultate dieser Arbeit gibt die Tabelle auf S. 160 wieder.

Danach ist in Bremen bei den Proletariern die Säuglingssterblichkeit mehr als fünfmal so groß wie bei den Wohlhabenden, die der Kinder im Alter von 1 bis 5 Jahren fast zehnmal so groß und im Alter von 5 bis 15 Jahren ungefähr zweieinhalbmal so groß (in dieser Altersstufe sind Todesfälle überhaupt relativ selten). Von den Proletariern, die sich zwischen dem 15. und 30. Jahre befinden, sterben fünfeinhalbmal soviel und zwischen dem 30. und 60. Jahre mehr als doppelt soviel wie unter den gleichalterigen Reichen. Erst in der letzten Altersstufe sind die Unterschiede in der Sterblichkeit der einzelnen Klassen im Durchschnitt eines Jahres fast völlig aufgehoben, aus leicht erklärlichen Gründen: jetzt häufen sich die Todesfälle auch unter den Begüterten, die Armen dagegen, die das sechste Jahrzehnt überschritten haben, sind noch relativ widerstandsfähig, weil überhaupt nur Proletarier mit einer eisernen Natur oder solche, die ihr Leben ausnahmsweise unter günstigeren Bedingungen verbracht haben, dieses Alter erreichen. Die Besitzlosen werden zum größten Teile durch Infektionskrankheiten, vor allem durch die Tuberkulose, dahingerafft, die Besitzenden erliegen am häufigsten Herz- und Blutgefäßkrankheiten, also solchen Leiden, die auf einer ganz natürlichen Abnutzung der betreffenden Organe beruhen, allerdings begünstigt, unter Umständen hervorgerufen werden durch reichlichen Alkohol- oder Nikotingenuß und durch die Syphilis. Bei den Wohlhabenden werden, wie sich von selbst versteht, in der höchsten Altersstufe am meisten Menschen vom Tode ereilt, im Mittelstand und in der ärmeren Bevölkerung trifft gerade das Gegenteil zu: hier ist die Sterblichkeit der Säuglinge größer als die der über 60 Jahre alten Greise, im Proletariat sogar fünfmal so groß. Bei den unzivilisierten Völkern der Wildnis dürften kaum so viel Kinder zugrunde gehen wie in dem Kulturstaat, der angeblich an der Spitze der Nationen marschiert.

Diese Statistik zeigt so recht deutlich die Inhaltlosigkeit der Behauptung Mugdans, daß die Krankheiten alle sozialen Schichten in demselben Maße heimsuchen, sie zerstört gründlich den von unseren Frommen so eifrig gepflegten Glauben von der Gleichheit aller Menschen vor dem Tode. An der Zuverlässigkeit der Untersuchung kann auch der ärgste Arbeiterfeind keinen Zweifel hegen, denn sie ist von dem Bremer Statistischen Amt[1] vorgenommen worden, also von einer Institution, die sicherlich nicht auf

[1] Mitteilungen des Bremischen Statistischen Amtes im Jahre 1911, Nr. 1. Dr. J. Funk, Die Sterblichkeit nach sozialen Klassen in der Stadt Bremen.

Auf je 10000 Lebende jeder Altersstufe kommen Gestorbene

Altersstufen Todesursachen	Wohlhabende	Mittelstand	Ärmere
Gesamtzahl der Gestorbenen	73	107	196
0 bis 1 Jahr: Gestorbene	489	909	2558
davon			
Angeborene Lebensschwäche	192	233	489
Atrophie, Magen- und Darmkatarrh	64	188	921
Masern und Keuchhusten	21	—	163
Tuberkulose	21	55	121
Krankheiten der Atmungsorgane	21	211	347
Krämpfe	85	67	269
Übrige und unbekannte Ursachen	85	155	248
1 bis 5 Jahre: Gestorbene	28	92	262
davon			
Masern und Keuchhusten	4,0	5,6	60
Tuberkulose	4,0	28	52
Sonstige Infektionskrankheiten	12	17	29
Übrige und unbekannte Ursachen	4,0	25	43
5 bis 15 Jahre: Gestorbene	17	25	40
davon			
Tuberkulose	5,8	4,5	12
Sonstige Infektionskrankheiten	2,6	8,9	11,9
Übrige und unbekannte Ursachen	9,2	11	16
15 bis 30 Jahre: Gestorbene	12	27	66
davon			
Lungentuberkulose	1,8	10	32
Sonstige Infektionskrankheiten	3,5	3	11
Selbstmord	0,9	3	5,2
Sonstiger gewaltsamer Tod	1,8	2,4	6,6
Übrige und unbekannte Ursachen	4,4	8,5	11
30 bis 60 Jahre: Gestorbene	62	86	136
davon			
Lungentuberkulose	5,8	15	43
Lungenentzündung und sonstige Krankh. der Atmungsorgane	5,8	9	17
Herz- und Blutgefäßkrankheiten	11	11	17
Gehirnschlag und sonstige Krankheiten des Nervensystems	5,8	10	12
Krankheiten der Verdauungsorgane	5,2	7,8	6,9
Krebs und sonstige Neubildungen	15	13	12
Selbstmord	1,7	5,7	5,7
Über 60 Jahre: Gestorbene	507	561	509
davon			
Altersschwäche	80	88	71
Tuberkulose	16	15	88
Lungenentzündung und sonstige Krankh. der Atmungsorgane	61	121	116
Herz- und Blutgefäßkrankheiten	132(!)	111	86
Gehirnschlag und sonstige Krankheiten des Nervensystems	68(!)	90(!)	45
Nierenentzündung u. sonst. Krankh. d. Harn- u. Geschlechtsorgane	18(!)	23(!)	8
Krebs und sonstige Neubildungen	57	68	71
Selbstmord	4,6	7,5	21

eine „Verhetzung" der Bevölkerung ausgeht. Auch aus einem Vergleich der Sterblichkeit in den einzelnen Berufen ergibt sich, welch starken Einfluß das soziale Milieu auf das körperliche Befinden des Menschen ausübt, und gleichzeitig erhält man noch Aufschluß über die Lebensgefährdung durch die verschiedenen Beschäftigungen. So starben nach einer englischen Statistik, die die Jahre 1890 bis 1892 umfaßt, unter 1000 Männern der betreffenden Berufsart jährlich:

Berufsart	Im Alter von		Standardsterblichkeit beim Alter von 25 bis 65 Jahren; Gesamtsterblichkeit = 100
	25 bis 35 Jahren	35 bis 45 Jahren	
Geistliche	4,2	5,2	58
Lehrer	4,2	6,8	60
Ackerbauer	4,8	7,7	60
Zimmerleute	5,8	9,4	78
Anwälte	5,8	10,7	82
Ladeninhaber	6,9	11,1	86
Kontorpersonal	7,7	12,7	91
Handelsreisende	6,1	12,6	96
Schneider	6,9	13,7	99
Buchdrucker	9,1	14,4	110
Eisen- und Stahlindustrie	8,8	15,8	130
Feilen-, Nadel- u. Scherenfabrikation	8,4	18,4	141
Glasindustrie	11,3	17,9	149
Gastwirte, Kellner	15,1	24,5	166
Töpfer	8,2	19,6	171

Also in zahlreichen Arbeiterkategorien sterben in der mittleren Altersstufe drei- bis viermal soviel Menschen wie Geistliche.

In welcher Weise wirkt überhaupt die proletarische Lebenshaltung auf den menschlichen Organismus ein? Sie kann zunächst Krankheiten direkt hervorrufen, wenn elementare Bedürfnisse des Körpers nicht befriedigt werden. Mangel an Nahrung, an Licht und frischer Luft verschuldet zum Beispiel nicht bloß eine kümmerliche Entwicklung, eine körperliche Minderwertigkeit, sondern verursacht auch allerlei krankhafte Zustände, Krankheiten des Bluts, der Knochen, der Nerven. Der Mensch kann eben nur unter Verhältnissen gedeihen, auf die er seiner ganzen Veranlagung nach eingestellt ist. In zahlreichen Berufen muß der Proletarier tagsüber eine Lebensweise führen, die der menschlichen Natur geradezu Gewalt antut: bald ist die Luft mit giftigen Gasen und übergroßen Staubmengen angefüllt, bald zeigt sie abnorme Feuchtigkeit und Temperatur. Die Muskeln und Nerven, das Herz und die Lungen werden vielfach zu Leistungen gezwungen, die weit über ihre Kraft gehen. So entsteht ein ganzes Heer von Leiden: chronische Entzündungen der Atmungsorgane, Rheumatismen, schwere Vergiftungen des Körpers durch die verschiedenen gewerblichen Gifte, Nervenschwäche, Herzmuskelentartung, Lungenblähung usw. Mit diesen Berufskrankheiten, von denen ein erheblicher Teil nur bei Arbeitern vorkommt, scheint sich übrigens Mugdan noch nicht viel beschäftigt zu haben, sonst könnte er nicht bestreiten, daß es Krankheiten gibt, die einzig und allein die Arbeiterklasse befallen. Wenn auch diese Erkrankungen, die die ungenügende Ernährung, das schlechte Wohnen, die aufreibende Berufstätigkeit direkt herbeiführt, in jedem Jahre ungezählte Tausende von

Proletariern zugrunde richten, so stiften sie doch nicht im entferntesten so viel Unheil wie die Gesundheitsschädigungen, die *indirekt* von der Armut ausgehen. Hier handelt es sich nicht um plötzlich auftretende, deutlich erkennbare Störungen des Allgemeinbefindens, sondern um eine Schwächung der gesamten Konstitution, um eine Herabsetzung der natürlichen Widerstandskraft, die von dem davon Betroffenen gewöhnlich sogar kaum bemerkt wird, nichtsdestoweniger aber in hohem Grade lebensverkürzend wirkt. Alle Organe sind schon früh abgenutzt und verbraucht, weil sie übermäßig in Anspruch genommen worden sind und in den kurzen Ruhepausen, bei der spärlichen Nahrungszufuhr sich nicht wieder haben erholen können; der Mensch ist also vor der Zeit alt und invalide. Krankheiten erliegt er leichter, und er wird auch von ihnen viel öfter heimgesucht, denn sein müder, ausgemergelter Körper ist äußerst empfindlich, er kann die Schädlichkeiten des Berufs, der Wohnung, des Klimas nicht überwinden. So schafft die materielle Not einerseits die Krankheitsanlagen, andererseits trägt sie zum ungünstigen Verlauf der einmal erworbenen Leiden bei. Wenn die Proletarier seltener als die Besitzenden von ihren Gebrechen genesen, so liegt das übrigens nicht allein an der durch das wirtschaftliche Elend erzeugten Hinfälligkeit und Widerstandslosigkeit des Organismus, außerdem spielt noch ein anderer, mit der sozialen Frage ebenfalls eng zusammenhängender Umstand eine große Rolle: das Fehlen der Mittel zur durchgreifenden Behandlung. Der von der Hand in den Mund lebende Arbeiter besitzt vielfach nicht die Möglichkeit, sich ausreichend zu kräftigen, er kann nicht seinem Körper viele Monate oder gar Jahre hindurch eine größere Schonung angedeihen lassen; dadurch steht er dem Umsichgreifen der chronischen Krankheiten machtlos gegenüber, während der Besitzende sie mit Erfolg zu bekämpfen vermag. Seit einigen Jahren, seitdem man tiefer in das Wesen der Infektionskrankheiten eingedrungen ist, weiß man auch, daß die enorme Verbreitung gerade dieser Gruppe von Krankheiten im Proletariat vor allem durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt ist. Diese Tatsache wurde nicht gleich erkannt. Der Bakteriologe, dem seine Brutschränke und Reagenzröhrchen die Welt bedeuten, neigte zunächst dazu, die Bakterien, die Erreger jener Krankheiten für völlig „demokratisch" zu halten; der blinde Zufall sollte allein darüber entscheiden, wo die Parasiten sich ansiedeln, die Gelegenheit zur Ansteckung also in allen Bevölkerungsschichten in gleichem Maße vorhanden sein. Erst später überzeugte man sich von der Unrichtigkeit solcher Vorstellungen. Nicht überall gedeihen die Bakterien gleich gut, und auch die äußeren Bedingungen sind ihrer Verschleppung nicht überall gleich günstig, vielmehr wachsen sie in den feuchten und finsteren Winkeln am üppigsten und können am leichtesten dort von dem einen auf den anderen übertragen werden, wo die Menschen eng zusammenwohnen, wo mehrere die Schlafstätte und allerlei Gebrauchsgegenstände miteinander teilen müssen. In einem solchen Milieu ist auch beim besten Willen weder eine zuverlässige Isolierung des Kranken noch eine wirksame Desinfektion seiner ansteckenden Ausscheidungen durchführbar. Darum werden auch die Proletarier von allen Seuchen am stärksten betroffen; im Arbeiterviertel bricht die Epidemie gewöhnlich aus, und hier erlischt sie zu allerletzt. Je größer das Einkommen, desto seltener kommen Infektionen vor. Im Jahre 1892 sind in *Hamburg* an der *Cholera* erkrankt unter tausend Personen:

mit einem Einkommen von			800	bis	1000	Mark	.	.	.	.	114	Personen
"	"	"	2000	"	3500	"	.	.	.	.	47	"
"	"	"	10000	"	25000	"	.	.	.	.	18	"
"	"	über	50000	Mark	.	.	.	.	.	.	6	"

Nun ist allerdings die überaus große Zahl dieser Erkrankungen in der ärmeren Bevölkerung nicht allein auf die erhöhte Ansteckungsgefahr zurückzuführen, sie wird zum Teil auch veranlaßt durch die infolge der Überarbeit und Unterernährung gesteigerten Empfänglichkeit des Körpers. Überhaupt macht sich der Einfluß der sozialen Lage bei den einzelnen Krankheiten nicht bloß nach einer Richtung geltend, gewöhnlich trifft man auf einen ganzen Komplex von äußerst verschiedenartigen Einwirkungen.

Es soll hier nicht im einzelnen auseinandergesetzt werden, in welcher Weise die sozialen Faktoren an der Entstehung und dem Ausgang der im Proletariat weit verbreiteten Krankheiten beteiligt sind, also des Magen- und Darmkatarrhs der Säuglinge, der Rachitis und Skrofulose der Kinder, der Rheumatismen, der Neurasthenie und aller anderen chronischen Leiden der Erwachsenen, aber die Beziehungen zwischen der Tuberkulose und dem wirtschaftlichen Elend seien wenigstens kurz dargelegt, um von der Mannigfaltigkeit dieser Zusammenhänge eine Vorstellung zu geben. Zunächst ist der Proletarier, falls sich in seiner Familie oder auch unter seinen Arbeitskollegen ein Schwindsüchtiger befindet, der Infektion in weit höherem Maße ausgesetzt als der Bemittelte. Denn in den überfüllten, schlecht durchlüfteten Wohnungen der Mietkasernen, in den niedrigen, schmutzigen Werkstätten können die Krankheitskeime, wie schon oben erwähnt, trotz größter Vorsicht nicht sämtlich unschädlich gemacht werden; sie werden nach allen Richtungen verstreut, geraten auf die Diele, an die Wände, in die Luft. Kein Wunder, daß die meisten Proletarierkinder schon in den ersten Lebensjahren die Tuberkelbazillen in ihren Körper aufnehmen! In dem schwächlichen, blutarmen Organismus finden die Eindringlinge gewöhnlich einen geeigneten Nährboden und richten bald die ärgsten Verheerungen an. Aber selbst wenn die natürlichen Schutzkräfte ausgereicht hätten, um die eingewanderten Krankheitserreger an der Entwicklung zu hemmen, so ist damit die Gefahr auch nur für dieses Mal beseitigt. Erfolgt ein neuer Überfall zu einer Zeit, wo der Mensch allerlei Entbehrungen und Strapazen zu ertragen hat, dann ist die Aussicht nur gering, daß der Körper wieder den Angriff der Bakterien abschlägt. Neben mangelhafter Ernährung, stärkerem Alkoholgenuß und übergroßen Anstrengungen erhöhen besonders solche Beschäftigungen die Disposition für Tuberkulose, bei denen der Arbeiter seine Tätigkeit mit zusammengedrücktem Brustkorb verrichtet oder andauernd Staub einatmet. Der Staub vor allem ebnet den Schwindsuchtskeimen den Weg dadurch, daß er die Atmungsorgane reizt und verwundet. Und ebenso, wie die gesamten Ernährungs-, Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse des Proletariers den Ausbruch des Leidens begünstigen, so tragen sie auch zu einem unglücklichen Verlauf bei. Denn auch später kann der Körper gewöhnlich seine Wehrkraft nicht wesentlich verstärken, seine Reserven sind im Kampfe mit den Parasiten schnell verbraucht, und so breitet sich die Tuberkulose immer weiter aus, um so rascher, je länger mit einer eingreifenden Behandlung gewartet wurde oder, richtiger gesagt, gewartet werden mußte. Daß der Arbeiter auch heute in der Ära der Heilstätten und Er-

holungsheime nur allzu oft seine Krankheit nicht gründlich genug kurieren kann, das wird kaum noch von einem Fachmann bezweifelt. Vielfach tritt zwar eine Besserung ein, das Leben wird dem kranken Proletarier verlängert, aber Dauerheilungen gehören immer noch zu den seltenen Ausnahmen. Es gibt überhaupt keine andere Krankheit, die so nachhaltig von der sozialen Lage beeinflußt wird. Die Tuberkulosesterblichkeit der Bevölkerung steigt geradezu in demselben Verhältnis, wie die Wohlhabenheit abnimmt, und umgekehrt. Jede Statistik gibt darüber Aufschluß. So sind nach der Bremer Untersuchung im Mittelstand fünfeinhalbmal soviel Menschen im Alter von 15 bis 30 Jahren von der Lungentuberkulose dahingerafft worden als in den wohlhabenden Gesellschaftsschichten, bei den Ärmeren sogar fast achtzehnmal soviel; in Marburg erlagen im ärmsten Fünftel der Einwohnerschaft 4,7 vom Tausend der Schwindsucht, in den vier anderen Fünfteln durchschnittlich nur 0,2. Am meisten gefährdet sind die Proletarier, die neben anderen Berufsschädlichkeiten, wie überlanger Arbeitszeit, andauerndem Sitzen in geschlossenen Räumen, stark ermüdender Tätigkeit, noch der Einatmung von großen Staubmengen, besonders von scharfkantigen Staubteilchen, ausgesetzt sind. In diesen Berufen geht die Hälfte und noch mehr aller Arbeiter an der Schwindsucht zugrunde. So entfallen nach einer Zusammenstellung von Sommerfeld auf die Lungentuberkulose unter 1000 Todesfällen im Beruf der

Glasschleifer	500	Graveure und Ziseleure .	621
Bäcker	555	Metallschleifer	789
Schneider	563	Steinhauer	899

Und von den Achatschleifern sagt derselbe Autor, daß sie fast ausnahmslos schon vor dem 40. Lebensjahr an der Schwindsucht sterben.

Mugdan leugnet allerdings, daß sich die Tuberkulose ihre Opfer vorzugsweise unter den ärmeren Klassen aussucht; nach seiner Meinung erkrankten an der Tuberkulose nur darum mehr Arbeiter als andere Leute, weil es in der Welt mehr Arbeiter gibt. Das behauptet ein Mann, der — wie er wenigstens damals mitteilte — die Beschäftigung mit der sozialen Medizin[1] zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat! Als ob es je einem Statistiker eingefallen wäre, die absoluten Zahlen miteinander zu vergleichen! Nun schränkt zwar Mugdan seine Äußerung gleich wieder ein, indem er fortfährt, es sei zuzugeben, daß die sozialen Mißstände auch dazu beitragen, daß die Menschen an Tuberkulose zugrunde gehen; aber dieser Satz ist offenbar ganz gedankenlos hingesprochen, denn gäbe er wirklich die Überzeugung des Redenden wieder, dann wäre ja die vorausgegangene Bemerkung unsinnig, dann würden also doch die Proletarier relativ häufiger von der Tuberkulose betroffen. Als Mugdans wahre Ansicht kann wohl gelten, was er zuerst erklärt hat. Sonst hätte er nicht bald darauf so entschieden betont, daß auch die vornehmsten Familien durch die Tuberkulose dezimiert werden. Angenommen, es läge in diesen Worten keine Übertreibung, dann handelt es sich immer nur um vereinzelte Fälle, die dem Zusammentreffen zahlreicher unglücklicher Umstände ihre Entstehung verdanken, nicht selten veranlaßt sind durch irgendwelche Ausschweifungen des Kranken selbst oder seiner Vor-

[1] Gemeint ist wohl die soziale Hygiene und Pathologie. Denn unter der sozialen Medizin versteht man gewöhnlich die Wissenschaft, die die Beziehungen der Heilkunde zum öffentlichen Versicherungswesen behandelt.

fahren. In der proletarischen Lebenshaltung sind dagegen alle Voraussetzungen für eine Ansteckung und einen ungünstigen Verlauf des Leidens von vornherein gegeben, und der Arbeiter ist im Gegensatz zum Begüterten nicht imstande, die die Tuberkulose befördernden Momente auszuschalten. Man hat darum mit vollem Recht der Schwindsucht den Namen „Proletarierkrankheit" gegeben. Daß Mugdan damit nicht einverstanden ist, erklärt sich von selbst; wirkliche Fachleute auch aus bürgerlichen Kreisen, wie zum Beispiel der bayerische Landesgewerbearzt Koelsch, haben an dieser Bezeichnung nichts auszusetzen. — Man braucht übrigens kein Sozialhygieniker zu sein, um zu wissen, daß die ärmere Bevölkerung unter dieser chronischen Infektionskrankheit am meisten zu leiden hat, schon allgemein-medizinische Erwägungen führen zu diesem Resultat. Aber Mugdan scheint solche Überlegungen nicht oft anzustellen. Wenigstens verriet er das in derselben Landtagssitzung noch ein andermal, als er den Ausspruch tat, eine Kellerbäckerei sei einer im Parterre gelegenen vorzuziehen. Jeder Mediziner im sechsten oder siebenten Semester könnte den Sanitätsrat darüber belehren, daß eine künstlich erleuchtete, unter dem Straßenniveau liegende Backstube nicht so gründlich reingehalten und ventiliert werden kann, wie es die moderne Hygiene verlangt.

Vor ungefähr 65 Jahren schrieb Virchow, der eben die Regierung auf die furchtbaren gesundheitlichen Folgen des Weberelendes aufmerksam gemacht hatte: „Die Ärzte sind die natürlichen Anwälte der Armen, und die soziale Frage fällt zum größten Teil in ihre Jurisdiktion." Der Arzt Mugdan ist in jener Sitzung des Abgeordnetenhauses nicht gerade als Verteidiger und Fürsprecher der Armen aufgetreten, eher als ihr Ankläger. — Das Proletariat glaubt nicht und wartet auch nicht darauf, daß die Ärzte in größerer Zahl seinen Befreiungskampf unterstützen werden; es wird die Waffen, die die Sozialhygiene liefert, selbst führen zur Erringung einer Wirtschaftsordnung, die allen Bürgern das größtmögliche Wohlbefinden gewährleistet.

Militarismus und Volkswirtschaft.

Von **Gustav Eckstein.**

(Schluß.)

IV.

Wovon hängt aber nun ab, welcher Teil des Mehrwertes akkumuliert und welcher Teil individuell konsumiert wird? Die Wichtigkeit dieser Frage ist sofort klar, da es von der Akkumulationsrate abhängt, wie rasch das gesellschaftliche Kapital wächst, die gesellschaftliche Produktion gesteigert wird. Böte der Militarismus einen Anreiz zur Vergrößerung dieser Akkumulationsrate, so könnten eventuell dadurch die Nachteile für das Wachstum der Produktion wieder ausgeglichen werden.

Es ist klar, daß die Akkumulation eine Grenze findet einerseits in dem überhaupt in Abteilung I realisierten Mehrwert, andererseits in der Größe des notwendigen Konsumtionsfonds der Kapitalisten. Dieser letztere spielt eine sehr verschiedene Rolle je nach der Größe des Kapitals, das den Mehrwert abwirft. Den enormen Gewinnen gegenüber, die ein Stinnes, Carnegie oder Rothschild einsacken, kommen die persönlichen Bedürfnisse dieser Herren gar nicht in Betracht. Ob Herr Carnegie eine Universität oder Bibliothek

mehr oder weniger stiftet, ob Baron Rothschild einen Park mehr oder weniger anlegt, ändert an ihrer Lebenshaltung nicht das geringste. Anders steht es mit dem kleinen Kapitalisten. Hier wird die Akkumulation, wo überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, sofort beeinträchtigt, wenn der Konsumtionsfonds wachsen muß, wenn zum Beispiel ein Familienmitglied erkrankt oder der Sohn Offizier wird, oder wenn die Preise der Lebensmittel oder die Steuern wachsen oder sonst ein Unglück eintritt. Hier wird der Konsumtionsfonds geradezu der einzige Bestimmungsgrund für die Akkumulation, die meist in der Form von Einlagen in Sparkassen oder Banken sowie von Ankäufen kleinerer Wertpapiere vor sich geht. Eine Steuer, die diese Kreise trifft, wirkt unmittelbar hemmend auf die Akkumulation. Anders bei den großen Kapitalisten. Hier ist das Entscheidende die Konjunktur, das heißt die Aussicht, die verfügbaren Kapitalien gewinnbringend anlegen zu können. Sobald sich hier gute Aussichten bieten, würde selbst eine scharf einschneidende Besteuerung von diesen Kreisen mit Leichtigkeit auf das Konto des persönlichen Konsums übernommen und die Akkumulation deswegen noch keineswegs gehemmt werden. Die französische Steuergesetzgebung behandelt die großen Einkommen sehr schonend, und doch ist die industrielle Akkumulation gering, weil die Gewinnaussichten bei fremden Anleihen besser sind als bei Investierung in der heimischen Industrie.

Danach ist es leicht, die Bedeutung des „Wehrbeitrags", der sogenannten „Vermögenssteuer" abzuschätzen, die jetzt vorgeschlagen wird. Tatsächlich ist diese Steuer keineswegs als das gedacht, als was sie sich ausgibt. Sie soll nicht aus dem Vermögen bestritten werden, sondern aus dem Einkommen. Sie unterscheidet sich aber von einer gewöhnlichen Einkommensteuer in erster Linie dadurch, daß sie nicht nach der Höhe des Einkommens, sondern nach der des Vermögens bemessen werden soll. Dieses Versteckenspiel hat für die Regierung verschiedene Vorteile. Vor allem hört es sich besser an, wenn man von einer Steuer von $^1/_3$ Prozent vom Vermögen spricht, statt von einer vielleicht fünfprozentigen Einkommensteuer. Ferner erweckt aber doch der Ausdruck „Vermögenssteuer" zugleich die Vorstellung heroischer Selbstaufopferung. Die Besitzenden opfern einen Teil ihres natürlich sauer erworbenen Vermögens, um das Reich vor den bösen Feinden zu schützen, und damit ist zugleich auch schon von vornherein betont, daß dieses Opfer nur ein einmaliges sein dürfe. Endlich kommt aber noch die demagogische Rücksicht dazu, daß man nicht das „Arbeitseinkommen" treffen will, sondern das „fundierte" Einkommen, das aus Kapitalbesitz stammt. Es ist das allerdings eine etwas gefährliche Demagogie, weil sie mit dem Gedanken spielt, daß das fundierte Einkommen ein mühelos eingestrichener Mehrwert ist und nicht ein Arbeitseinkommen. Keinesfalls aber darf uns diese Demagogie darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier nicht um eine wirkliche Vermögenssteuer handelt, sondern um eine schief angelegte Einkommensteuer. Diese muß aber, wie wir gesehen haben, auf die kleinen Kapitalisten ganz anders einwirken als auf die großen. Bei den letzteren wird die Akkumulation völlig beherrscht von den Aussichten der Konjunktur. Den Millionären ließe sich schon ein recht beträchtlicher Teil ihres Mehrwertes abknöpfen, ohne daß sie deshalb ihre Akkumulation einschränken würden. Daß sie ihren Patriotismus dann lieber im Ausland betätigen würden, ist allerdings wieder eine andere Sache. Werden aber die kleinen Sparer zur Steuer heran-

gezogen, dann wird deren Kapitalansammlung sofort gehemmt, dann werden die Guthaben bei den Banken und Sparkassen nicht mehr erhöht, eventuell sogar zurückgezogen, Industrie- und Staatspapiere finden in diesen Kreisen keinen Markt mehr. Die Akkumulation und damit die Produktion sind schwer geschädigt und damit auch die Interessen des Proletariats, dessen relatives Wohlergehen abhängig ist von der möglichst raschen Ausdehnung der Produktion. Die Sozialdemokratie handelt daher auch nur im wohlverstandenen Interesse des Proletariats, wenn sie sich aus allen Kräften dagegen zur Wehre setzt, daß zur Vermögenssteuer auch die kleinen Vermögen bis 10 000 Mark herab herangezogen werden.

Daß die Erhöhung des Rekrutenkontingents für die gesamte Volkswirtschaft von der verhängnisvollsten Bedeutung ist, ohne zugleich den Arbeitsmarkt zu entlasten, haben wir bereits gesehen.

Scheint es nun aber nicht nach dem oben Entwickelten, als ob es für die Volkswirtschaft noch am günstigsten wäre, wenn alle Militärlasten durch *indirekte* Steuern gedeckt würden? Tatsächlich hat ja unter den von uns gemachten Voraussetzungen der Militarismus in diesem Falle weder die Produktion noch die Akkumulation gehemmt, und gewiß ist das auch mit ein weiterer Grund für die Bourgeoisie, erst recht alle Militärlasten durch indirekte Steuern aufzubringen; und hier zeigt sich wieder, in wie unversöhnlichem Gegensatz die Lebensinteressen des Proletariats zu denen der kapitalistischen Produktionsweise stehen.

Aber alle unsere Schlüsse sind, wie schon eingangs betont, unter der Voraussetzung gemacht, daß die Belastung des Proletariats durch indirekte Steuern und Zölle seine Arbeitskraft nicht beeinträchtigt. Diese Voraussetzung trifft aber in der Praxis nicht zu. Die Erhöhung der Löhne hat nicht Schritt gehalten mit der Verteuerung der Lebensmittel, noch weniger aber mit der rapide sich steigernden Intensität der Arbeit. Jede Besteuerung des Proletariats muß sich unter diesen Umständen aber direkt und unmittelbar ausdrücken in einem Nachlassen seiner Spannkraft, in einer Entwertung seiner Arbeitskraft, während sie zugleich nicht nur ein Ansporn, sondern geradezu ein physischer Zwang dazu ist, durch Lohnkämpfe mindestens einen Teil der wachsenden Last auf die Schultern der Kapitalisten abzuwälzen. So findet die Ausbeutung der Arbeitskraft im Wege der Besteuerung ihre physiologische Grenze, die aber zu berühren sowohl für die einzelnen Kapitalisten als auch für ihren Staat recht bedenklich ist; denn das heißt die Empörung des Proletariats geradezu erzwingen. Die Warnung der $4^1/_4$ Millionen roter Stimmzettel konnte nicht übersehen werden! Dazu kommt noch ein weiterer Umstand. Der dem Arbeiter gezahlte Lohn hat nicht nur sein Leben während des Arbeitstags zu fristen, er muß dem Arbeiter gestatten, eine Familie zu erhalten, und er muß den Arbeiter auch für die Zeiten der Arbeitslosigkeit und des Alters wenigstens zum Teil sicherstellen. Daher muß es der Lohn dem Arbeiter ermöglichen, einen Teil seines Einkommens zu akkumulieren, ihn entweder in die Sparkasse oder in Gewerkschaft oder Genossenschaft zu tragen oder für andere Versicherungen zu verwenden. In jedem Falle werden diese akkumulierten Fonds durch jene Anstalten direkt oder indirekt wieder der Produktion zugeführt. Die Einführung indirekter Steuern erschwert diese Akkumulation, bei der es sich um bedeutende Summen handelt, oder verhindert sie. Dadurch kann es kommen,

daß die Herabsetzung der Arbeitskraft nicht unmittelbar nach der Einführung der Steuern einsetzt; sie hemmt dann hauptsächlich die Rücklagen. Aber um so schwerer muß sich das nachher rächen, besonders an der aufwachsenden Generation, doch auch unmittelbar am Staate, der dem Massenelend doch wenigstens etwas steuern muß.

Die Regierung des Herrn v. Bethmann Hollweg und die bürgerlichen Parteien brauchen sich daher nicht so viel auf ihren freiwilligen Opfermut zugute zu tun, den sie bei der jetzigen Militärvorlage bewiesen haben wollen. Hätten sie die neue ungeheure Last wieder ganz der Arbeiterschaft aufzupacken versucht, und wäre die Sozialdemokratie nicht imstande gewesen, dieses Attentat abzuwehren, dann wäre die Produktionskraft der deutschen Industrie und natürlich auch der Mehrwert rapide gesunken, während zugleich die Arbeiterschaft zu den wütendsten gewerkschaftlichen und politischen Kämpfen gezwungen worden wäre.

V.

Haben wir nun gesehen, welche ökonomischen Wirkungen der Militarismus auf die gesellschaftliche Produktion im ganzen und auf die Lage des Proletariats übt, so bleibt uns noch zu erörtern, wie er auf die Interessen der Bourgeoisie einwirkt, und dabei wird sich zeigen, wie weit der Militarismus für unsere heutige Gesellschaftsordnung eine ökonomische Notwendigkeit ist.

Wir haben gezeigt, daß eine Besteuerung der Arbeitslöhne zu militaristischen Zwecken die Interessen der Kapitalisten so lange nur wenig berührt, als dadurch die Arbeitskraft der Proletarier nicht beeinträchtigt wird, daß aber sowohl eine Besteuerung des Mehrwertes als auch insbesondere die Einziehung von Rekruten, sowie auch der verwandte Fall, daß durch die Lohnherabsetzungen die Arbeitskraft beeinträchtigt wird, die Kapitalsinteressen geradezu schädigt, die Akkumulation hemmt. Und doch finden wir gerade in den Kreisen der großen Bourgeoisie große Begeisterung für den Militarismus, die ihres ökonomischen Hintergrundes sicherlich nicht entbehrt. Woher rührt dieses Interesse?

Die Behauptung, daß der Militarismus etwa zum Absatz der Produkte der Industrie unbedingt erforderlich sei, kann nicht aufrechterhalten werden. Das hat erst kürzlich auch Otto Bauer an dieser Stelle nachgewiesen[1] und es ergibt sich auch aus der obigen Darstellung. Solange die in den zitierten Schemata vorgezeichneten Verhältnisse zwischen den Produktionszweigen eingehalten werden, findet jedes Produkt auch seinen Absatz.

Aber gerade hier liegt eben die entscheidende Frage. Das Kapital drängt sich aus Gründen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, stets in die Industriezweige mit hoher organischer Zusammensetzung, also insbesondere in die der industriellen Massenproduktion. Es besteht also stets die Tendenz, daß industrielle Massenartikel, besonders die der schweren Industrie, in zu großem Umfang, Produkte der vorwiegenden Handarbeit, vor allem landwirtschaftliche und bergbauliche Erzeugnisse, in zu geringem Umfang hergestellt werden. Wäre die Wirtschaft eines kapitalistischen Staates tatsächlich, wie es die Schemata voraussetzen, nach außen abgeschlossen, so müßte diese

[1] Vergl. Neue Zeit, XXXI, 1, Heft 28, 24.

unverhältnismäßige Ausdehnung der Massenindustrien fortwährend zur Herabsetzung der Preise ihrer Produkte und zur Erhöhung der Preise der Handarbeitsprodukte, vor allem der Agrar- und Bergwerksprodukte führen und so wieder den Ausgleich herbeiführen.

Der Außenhandel enthebt in gewissen Grenzen die Kapitalisten dieser Notwendigkeit und nimmt ihnen diesen Zügel. Hier werden die überschüssigen Massenartikel exportiert und gegen Produkte der vorwiegenden Handarbeit, gegen Agrarprodukte und Luxusartikel, eingetauscht. Auf diese Weise wird die Arbeitsteilung, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft zur Aufrechterhaltung des ökonomischen Gleichgewichtes notwendig wäre, ausgeschaltet, und das kapitalistische Land verwandelt sich in eine große Fabrik, die ihre Rohmaterialien und die Lebensmittel für ihre Arbeiter zum großen Teil vom kapitalistisch noch unentwickelten Ausland bezieht und dafür Industrieprodukte exportiert.

Aber diese Methode stößt auf immer größere Schwierigkeiten, je mehr alle kapitalistischen Länder vom gleichen Streben beherrscht werden und sich der Kapitalismus auch auf jene zurückgebliebenen Länder ausdehnt. Dazu kommt aber noch, daß der Militarismus selbst die Konkurrenz auf dem Weltmarkt erschwert. Denn indem er, wie wir gesehen haben, die Akkumulation hemmt und dadurch die Ausweitung der kapitalistischen Produktion verlangsamt, besonders aber, indem er die Arbeiterschaft eines Landes verelendet und dadurch ihre Arbeitskraft herabsetzt, verteuert und verschlechtert er die Produktionsverhältnisse in diesem Lande und macht es weniger konkurrenzfähig jenen Ländern gegenüber, die vom Dämon des Militarismus noch nicht im gleichen Maße besessen sind wie insbesonders die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Wunde, die das Schwert schlug, soll es nun aber auch heilen. Hat der Militarismus den Absatz auf dem Weltmarkt erschwert, so soll er nun dazu verhelfen, einen Teil dieses Weltmarktes für die ausschließliche Ausbeutung durch die Kapitalisten des einen Landes abzugrenzen. Daher das Streben der kapitalistischen Staaten, möglichst große agrarische Ausbeutungsgebiete für sich allein zu reservieren, gegen die Konkurrenz der anderen kapitalistischen Staaten abzuschließen, der Imperialismus.

Bietet dieser selbst schon einen starken Ansporn zur Entwicklung des Militarismus und besonders des Marinismus, so zeigen diese nun auch selbst ihre günstigen Seiten für die Bourgeoisie. Auf fremdem Markte gilt es nicht nur, der fremden Konkurrenz die Spitze zu bieten; davor schützt bis zu einem gewissen Grade die imperialistische Zoll-, Finanz- und Tarifpolitik. Es ist aber auch notwendig, sich nach den Bedürfnissen der Bevölkerung der Exportländer zu richten und auch nach ihrer Kaufkraft, das heißt nach der Produktivität ihrer Arbeit, und das sind Grenzen, die schwer zu bestimmen und noch schwerer zu erweitern sind. Das Kolonialgeschäft auch nach den eigenen Kolonien hat doch immer seine Gefahren.

Wirklich ideal sind die Verhältnisse für den kapitalistischen Massenproduzenten dort, wo er nicht für den offenen Markt und für individuelle schwankende Bedürfnisse zu arbeiten und mit der oft zweifelhaften Zahlungsfähigkeit unbekannter Käufer zu rechnen hat, sondern wo Massenartikel auf Bestellung zu guten Preisen zu liefern sind, deren Abnahme und prompte Bezahlung vollkommen gesichert sind. Alle diese idealen Bedingungen erfüllt in

vollstem Maße der Militarismus. Hier ist die Konkurrenz des Auslandes so gut wie ausgeschlossen, und selbst wenn man von den Betrügereien absieht, die ja bekanntlich auf keinem Gebiet so blühen wie auf dem der Militärlieferungen, von den französischen Revolutionskriegen bis zum Russisch-Japanischen Kriege, und die ja bekanntlich auch heute noch keineswegs ausgestorben sind, so kann sich hier doch die Bourgeoisie durch ihre Regierung die Preise für die Produkte der Industrie selbst bestimmen,[1] und die Steuerschraube verbürgt die richtige Bezahlung.

Der Militarismus ist also nicht eine ökonomische *Notwendigkeit* des kapitalistischen Systems, er ist aber ein *bequemes Auskunftsmittel* für die an der Massenproduktion interessierte Bourgeoisie, den verhängnisvollen Wirkungen ihrer eigenen Wirtschaftspolitik auszuweichen.[2] Die Ausbildung des Kredit- und Aktienwesens gestattet es heute aber jedem Kapitalisten, an der Massenproduktion und ihren Gewinnen Anteil zu erlangen, sein zu akkumulierendes Kapital in diesen Produktionszweigen anzulegen. Daher kommt es, daß das Exportinteresse und das Interesse am Militarismus sich bis weit in Kreise hinein geltend macht, deren vorwiegende Interessen eigentlich in anderer Richtung lägen.

Obwohl also die wirklichen Interessen der Bourgeoisie keineswegs durchaus in der Richtung des Militarismus liegen, ist doch das Bürgertum heute unter dem Einfluß der massenproduzierenden Industrien und besonders der mächtigen Gruppe der Militärlieferanten und ihrer bezahlten Klopffechter unfähig geworden, ihm selbständigen und energischen Widerstand zu leisten. Von dieser Seite darf also die Sozialdemokratie in ihrem Kampfe gegen den Militarismus auf keine tätige Hilfe rechnen. Aber auch von den Bauern ist nicht viel zu hoffen, obgleich diese von allen besitzenden Klassen am meisten unter dem Militarismus zu leiden haben, der der Landwirtschaft zugleich das Kapital abwendig macht und die Arbeitskräfte raubt. Der Bauer ist auch alles eher als ein Freund des Militarismus. Aber in allem, was über seinen engsten ökonomischen Horizont hinausgeht, läßt er sich heute noch nur zu leicht vom Großgrundbesitz und dem Klerus ins Schlepptau nehmen. Sollten die jetzigen Militärvorlagen hierin Wandel schaffen, dann wäre das wenigstens eine gute Seite an ihnen. Das Proletariat wird also auch diesmal im Kampfe gegen den Militarismus wohl wieder ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen bleiben. Um so notwendiger ist es daher, daß es die ökonomische Bedeutung der Rüstungen klar erkennt, sich bewußt ist, woher Gefahren drohen und wie sie aussehen, und daß es sich vor Täuschungen und Illusionen bewahrt, die seinen Blick um so mehr zu trüben imstande sind, je mehr

[1] Dies wird eben jetzt wieder durch die Reichstagsverhandlungen über den „Fall Krupp" anschaulich dargetan, wobei der Firma unter anderem nachgewiesen wurde, daß sie an das Ausland wesentlich billiger verkaufe als an das „teure" Vaterland.

[2] Einen Maßstab für die Wichtigkeit der militärischen Rüstungen als Absatzmarkt der Produktion bietet ein Vergleich der Militärlasten mit den Ziffern des Ausfuhrhandels. Die Militärausgaben im Deutschen Reiche betrugen (einschließlich der einmaligen Ausgaben) im Jahre 1881 485 Millionen, im Jahre 1911 aber 1296 Millionen. Die Ausfuhr im Spezialhandel betrug in denselben Jahren 3 Milliarden und 8,1 Milliarden, in beiden Jahren also ungefähr das Sechsfache der Militärausgaben. Diese sind also bis zum Jahre 1911 ungefähr im gleichen Verhältnis gewachsen wie der Ausfuhrhandel. Das jetzige wahnsinnige Wettrüsten wird dieses Verhältnis wohl bald gestört haben

sie mit seinen Interessen übereinzustimmen scheinen und sich bereits einzubürgern begonnen, ja die Form von beliebten Schlagworten angenommen haben.

* * *

Fassen wir nun nochmals die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen, so finden wir:

1. Die so verbreitete Anschauung, daß die militärischen Ausgaben um ihren ganzen Betrag das nationale Kapital vermindern und die Akkumulation behindern, ist unrichtig. Werden sie aus reinen Konsumtionsfonds bestritten, also aus dem Arbeitslohn, soweit er die Lebensnotwendigkeiten übersteigt, was allerdings kaum je der Fall sein wird, vor allem aber aus den großen Einkommen, bei denen der persönliche Konsum für die Akkumulation keine Rolle spielt, so wird an dem Gange der Volkswirtschaft und insbesondere an der Akkumulation fast nichts geändert. Die vielfach ausgesprochene Erwartung, daß die finanzielle Last der Rüstungen die kapitalistischen Staaten bald zum Zusammenbruch führen müsse, ist daher nur in dem Maße richtig, wie durch die Steuerlast die Arbeitsfähigkeit des Proletariats geschädigt wird.

2. Eine viel schwerere Schädigung als durch die Steuern erfährt die Volkswirtschaft und damit auch ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt durch die Ausschaltung zahlreicher Arbeitskräfte aus dem Produktionsprozeß. Dadurch werden die nationale Produktion und ihre Erweiterung in der empfindlichsten Weise gehemmt.

3. Auch rein ökonomisch betrachtet leidet das Proletariat stets unter dem Militarismus. Denn selbst in dem praktisch ja ausgeschlossenen Falle, daß die gesamten Kosten durch Steuern auf die großen Einkommen aufgebracht würden, wird die Akkumulation durch die Ausschaltung von Arbeitskräften aus dem Produktionsprozeß verlangsamt und dadurch die Arbeitsgelegenheit verhältnismäßig vermindert, ohne daß durch die Einziehung der Rekruten der Arbeitsmarkt entlastet wird.

4. Der Militarismus ist keine ökonomische Notwendigkeit für die Entwicklung des Kapitalismus, wohl aber erleichtert und beschleunigt er in Verbindung mit dem Außenhandel, der Kolonialpolitik und dem Kapitalexport die Entwicklung der Massenproduktion auf Kosten der vorwiegenden Handbetriebe und bietet der Großbourgeoisie einen bequemen und lohnenden, wenn auch nicht notwendigen Markt. An seiner Entwicklung ist daher keineswegs das ganze Bürgertum interessiert, aber weder in diesem noch in der Bauernschaft kann das Proletariat verläßliche Hilfstruppen in seinem politisch und ökonomisch notwendigen Kampfe gegen den Militarismus zu finden erwarten.

5. Ausfuhrhandel, Imperialismus und Militarismus erleichtern das Überwuchern der hochkapitalistischen Massenproduktionen. Dadurch schieben sie zwar die Gefahr kleinerer Reibungen hinaus, verschärfen aber die Gefahr großer Krisen, die eintreten müssen, sobald der auswärtige Markt nicht mehr imstande ist, die Massenprodukte aufzunehmen. Große militärische Ausgaben stören das finanzielle Gleichgewicht auch dadurch, daß sie die insbesondere zur periodischen Erneuerung des fixen Kapitals notwendigen Akkumulationen ihrem Zwecke entfremden.

* * *

Legen wir den so gewonnenen Maßstab an die jetzigen Militärvorlagen an, so finden wir, daß die von bürgerlicher Seite vorgebrachte Behauptung falsch ist, als ob die neuen militärischen Lasten ganz auf die Schultern der Kapitalisten fielen und das Proletariat durch sie wirtschaftlich nicht geschädigt würde. Sieht man auch von der Hochhaltung der Zuckersteuer und anderen Maßnahmen ab, die direkt eine Besteuerung des Lohneinkommens bedeuten, so bleibt noch immer in erster Linie die gewaltige Schröpfung der Produktivkraft des deutschen Volkes durch die neuerliche Einziehung von 136 000 Mann, die die Produktion und Akkumulation hemmt, und diese Hemmung der Akkumulation wird noch dadurch verschärft, daß von der geplanten „Vermögenssteuer" nicht nur die großen, sondern auch die mittleren und kleinen Vermögen getroffen werden.

Sehen wir also selbst von allen politischen Momenten völlig ab, so bleiben die Militärvorlagen auch in ökonomischer Hinsicht eine furchtbare Last für das Proletariat, und die Sozialdemokratie wird als dessen Vertreterin alles daransetzen müssen, das Rekrutenkontingent zu verringern, die das Proletariat direkt treffenden Maßnahmen zu beseitigen und dafür zu sorgen, daß die Vermögenssteuer die kleinen Vermögen frei läßt und dafür nach oben stark progressiv wird.

Die Unterdrückung des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes.

Von **Albert Roßhaupter** (Augsburg).

Wohl nirgends bietet sich mehr Gelegenheit, das wahre Gesicht des Klerikalismus kennen zu lernen, als im zentrumsgesegneten Lande Bayern. Die Partei für „Wahrheit, Freiheit und Recht" verfügt in Bayern nicht nur über die absolute Majorität in der Volksvertretung, seit mehr als Jahresfrist befindet sich auch die Regierung in der Hauptsache in den Händen zielbewußter Anhänger der Zentrumspartei. Aber nirgends dürften die schönen Grundsätze von „Wahrheit, Freiheit und Recht" mehr mit Füßen getreten werden als in Bayern. Dies gilt insbesondere gegenüber den staatlichen Angestellten und Arbeitern, deren staatsbürgerliche Rechte und Freiheiten zu verkümmern dem Zentrum und seiner Regierung kein Mittel zu schlecht ist.

Angeblich aus Gründen der Sicherheit des Staates und insonderheit des ungestörten Fortganges des Verkehrsbetriebs wird da seit Jahren gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband ein Kampf geführt, der sich in Wirklichkeit nur gegen die ohnedies mageren staatsbürgerlichen Rechte der Staatsangestellten richtet, andererseits dazu dienen soll, dem unter der Leitung von Zentrumsmännern stehenden christlichen Eisenbahnerverband eine unliebsame Konkurrenz vom Halse zu schaffen.

Dieser Kampf ist in den letzten Tagen insofern wieder in ein akutes Stadium getreten, als die Regierung in ihrem auf sehr krummen Wegen zustande gekommenen Moniteur, der „Bayerischen Staatszeitung", verkünden ließ, daß für das Verkehrspersonal neue Aufnahmebestimmungen in Ausarbeitung wären, wonach den Neuaufzunehmenden der Beitritt zu bestimmten Organisationen unterschriftlich verboten werden soll. Wir möchten jedoch, bevor wir auf diese Bekanntmachung selbst eingehen, kurz den Entwicklungsgang des Kampfes gegen den Süddeutschen Verband rekapitulieren.

Eingeleitet wurde die — übrigens von langer Hand vorbereitete — Vernichtungsaktion gegen den Süddeutschen Verband in der Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten vom 22. April 1910. Ohne jeden äußeren Anlaß brachte der damalige Vorsitzende der Zentrumsfraktion, der inzwischen verstorbene Abgeordnete Dr. v. Daller, eine Resolution ein, in der es hieß:

„Die Kammer wolle beschließen:

1. Sie erachtet die Inanspruchnahme des Streikrechtes in den Betrieben der Verkehrsanstalten für unzulässig.

2. Sie stellt an die Königliche Staatsregierung das Ersuchen, mit voller Entschiedenheit allen Bestrebungen entgegenzutreten, welche die Gefahr eines Ausstandes in den Betrieben der Verkehrsanstalten herbeizuführen geeignet sind."

Nach äußerst heftigen Debatten fand dann diese Resolution mit 89 Zentrums- und konservativen Stimmen gegen 35 liberale und sozialdemokratische Stimmen noch in derselben Sitzung Annahme.

Während nun in der „unteren" Kammer der Passauer Domprobst Dr. Pichler der eifrigste Schleiffsteindreher war, besorgte dieses ehrenwerte Geschäft in der oberen Kammer der ehemalige Zentrumsabgeordnete Reichsrat Dr. Freiherr v. Soden, der derzeitige einfach unbezahlbare Minister des Innern. Unverblümt forderte Herr v. Soden und mit ihm noch einige „hochwohledle und hochgeborene" Herren die Unterdrückung des „sozialistischen" Süddeutschen Verbandes. Der damalige Verkehrsminister v. Frauendorfer wandte sich in der Sitzung der Reichsratskammer vom 12. Juli 1910 mit bemerkenswerter Entschiedenheit gegen eine Unterdrückungspolitik, mit der, wie die Entwicklungsgeschichte des Christentums sowie auch das seinerzeitige „Sozialistengesetz" bewiesen habe, große geistige Bewegungen nicht aus der Welt geschaffen werden können. Dieser Vergleich zwischen der Verfolgung und Entwicklung des Christentums und der der Sozialdemokratie trug denn dem Herrn v. Frauendorfer die bekannte Rüge des Regensburger Bischofs Reichsrats Dr. v. Henle ein, der wörtlich sagte:

Hohe Herren! Ich bin leider veranlaßt, Seiner Exzellenz dem Herrn Verkehrsminister in einer seiner Äußerungen, die von ganz besonderer Tragweite ist, widersprechen zu müssen. Seine Exzellenz haben zwischen Christentum und Sozialdemokratie eine Analogie gezogen. Hohe Herren! Zwischen der Sozialdemokratie und dem Christentum besteht gar keine Analogie, weder in den Zwecken und Zielen, also weder in der Tendenz, noch in ihrer gegenseitigen Entwicklungsgeschichte. Seine Exzellenz haben hingewiesen auf die soziale Bedeutung des Christentums. Das Christentum hat sich mit der sozialen Frage jahrhundertelang nicht beschäftigt. Wenn Seine Exzellenz die Güte haben wollen, die Paulinischen Briefe nachzulesen, so würden sie aus denselben entnehmen, daß der Apostel Paulus beständig dahin gewirkt hat, sich in die gegebenen Verhältnisse zu schicken. Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben, wenn er nicht freiwillig von seinem Herrn der Knechtschaft enthoben wird. Das Christentum hat also mit der Sozialdemokratie in Beziehung auf seine Entwicklung und seine Stellung zur sozialen Frage auch nicht die geringste Berührung. Das möchte ich hier konstatiert haben.

Selbstverständlich gelangte auch in der oberen Kammer die gegen den Süddeutschen Verband gerichtete Resolution zur Annahme.

Allein alle diese Einschüchterungsversuche gegen das Verkehrspersonal im allgemeinen und die Mitglieder des Süddeutschen Verbandes im besonderen hatten für den christlichen Verband nicht den gewünschten Erfolg. Im Gegenteil. Weite Kreise auch der christlichen Arbeiter- und Beamtenschaft fühlten sich durch die Knechtstheorie des Regensburger Bischofs, die dieser überdies ausdrücklich noch auf einer Tagung der katholischen Arbeitervereine in Regensburg bekräftigte und gegen die die Zentrumspresse nicht ernsthaft aufzutreten wagte, erst recht abgestoßen; die Reihen der christlichen Organisationen lichteten sich immer mehr!

Inzwischen war der Schluß der Landtagssession 1909/10 gekommen. Die bayerische und zum Teil auch außerbayerische Zentrumspresse, die selbstverständlich bereits die parlamentarischen Aktionen des Zentrums mit allem Nachdruck unterstützt hatte, setzte aber auch nach Schluß des Landtags ihre Kanonade sowohl gegen die Regierung als auch gegen die verhaßte Organisation unverwüstlich fort. Insbesondere wurden nach dem bewährten Rezept des Dr. Pichler in den schwärzesten Farben immer wieder die Gefahren und Folgen eines Eisenbahnerstreiks geschildert, dessen Inszenierung insbesondere zu Kriegszeiten zu den finsteren Plänen des Süddeutschen Verbandes gehören sollte, und damit der Regierung die schwere Verantwortung vor Augen geführt, die sie auf sich lade, wenn sie diesen Verband nicht unterdrücke. Und das, obwohl der Süddeutsche Verband schon wiederholt erklärt hatte — zuletzt noch auf seiner Heilbronner Generalversammlung im Juli 1911, —, daß diese Vorwürfe nichts anderes seien als eine bodenlose Verleumdung. Immerhin hatten diese Angriffe der Zentrumspresse bezweckt, daß der Verkehrsminister unterm 15. August 1911 an die Eisenbahnpräsidenten einen Erlaß hinausgab, daß im Süddeutschen Eisenbahnerverband „Kräfte tätig seien, die, anstatt die statutengemäße Neutralität zu wahren, ihre Aufgabe in der Förderung sozialdemokratischer Zwecke erblicken". Den Beweis allerdings, daß der Verband wirklich sozialdemokratisch sei, hielt der Minister nicht für erbracht, er beauftragte aber die Eisenbahnpräsidenten, „den Verband und seine Ortsgruppen sorgfältigst zu beobachten und über jeden Vorgang, der für eine Zusammengehörigkeit zwischen Verband und Sozialdemokratie sprechen könnte, sofort zu berichten". Herr v. Frauendorfer glaubte durch diesen Erlaß die schwarzen Nörgler zufriedenzustellen. Er vergaß eben, daß, wenn man dem Zentrumsteufel einmal den kleinen Finger reicht, er unverweigerlich die ganze Hand verlangt. Statt daß das Zentrum und seine Presse Ruhe gegeben hätten, wurde die Hetze sowohl gegen die Regierung als auch gegen den Verband in verstärktem Maße fortgesetzt.

Ende September 1911 trat dann der Landtag wiederum zusammen. Die sozialdemokratische Fraktion brachte sofort eine Interpellation ein, in welcher sie die Regierung befrug, welche Ursachen den Erlaß veranlaßt hatten und auf welche gesetzlichen Gründe sie diesen stütze. Die Regierung verteidigte ihren Erlaß so gut und so schlecht es eben ging, das Zentrum aber erklärte seine allerhöchste Unzufriedenheit mit dieser „Halbheit" und forderte die rücksichtslose Unterdrückung des Süddeutschen Verbandes. Der Verkehrsminister aber erklärte, daß zu einem solchen Verbot kein Anlaß bestehe, er aber auch hierzu mit Rücksicht auf das bayerische Beamtengesetz gar keine Handhabe hätte. Eine Streikgefahr bestehe nicht, bezüglich des Zusammenhanges zwischen Sozial-

demokratie und Verband aber sei er zu einem „Non liquet" gekommen. Der Minister schloß seine damaligen Ausführungen mit den bekannten Worten Luthers: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders."

Das Zentrum aber sann wegen der ablehnenden Haltung der Regierung auf Rache. Im Anschluß an die Interpellationsdebatten, die sich mit kurzen Unterbrechungen vom 25. Oktober bis zum 7. November hinzogen, wurden die Beschlüsse des zehnten (sozialen) Ausschusses verhandelt, welche in der Hauptsache die Anträge des Zentrums enthielten und deren Durchführung nach dem Eingeständnis der Regierung pro Jahr 37 Millionen Mark Mehrausgaben verursacht hätten, die für das Verkehrspersonal allein 32 Millionen. Die Mittel zur Durchführung dieser Beschlüsse aber hatte dasselbe Zentrum nie bewilligt, die Regierung aber immer heftig angegriffen, daß sie diese Beschlüsse nicht durchführe. Dasselbe Manöver wiederholte das Zentrum auch in den Sitzungen des Landtags vom 7. und 8. November 1911. Der Zentrumsabgeordnete und christliche Arbeitersekretär Oswald hielt eine mächtige Philippika gegen die Regierung, und als der Verkehrsminister sich aus geschäftlichen Gründen entfernte, ohne die vollständige Rede Oswalds angehört zu haben, wurde er dieserhalb noch besonders angerempelt. Am Nachmittag des 8. November ließ dann das Zentrum durch Dr. Pichler im Finanzausschuß erklären, daß es wegen dieser Vorkommnisse „zurzeit" mit dem Herrn Verkehrsminister nicht weiterverhandeln könne, und setzte dessen Postulate kurzerhand von der Tagesordnung ab. Das war die Rache. Am 14. November kann es zur Auflösung des bayerischen Landtags.

Am 5. Februar 1912 fanden dann im Anschluß an die Reichstagswahlen auch die Neuwahlen zum bayerischen Landtag statt. Naturgemäß spielte im Wahlkampf auch das Vorgehen des Zentrums gegen das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter eine nicht unbeträchtliche Rolle. Die Regierung hatte noch vor dem Abschluß der Wahlen die Flucht ergriffen oder wurde gezwungen zu gehen. An die Stelle des Ministerpräsidenten Grafen v. Podewils trat dann der Zentrumsabgeordnete Freiherr v. Hertling, Minister des Innern wurde Herr v. Soden und zum Verkehrsminister wurde ein Herr v. Seidlein ernannt, bisher Eisenbahnpräsident in Nürnberg. Auch das Zentrum kehrte, wenn auch erheblich geschwächt, mit der Mehrheit wieder, außerdem fand es in seinen scharfmacherischen Bestrebungen verständnisvolle Unterstützung bei seinen Verbündeten aus dem Wahlkampf, dem Bund der Landwirte und den Konservativen, die ebenfalls in einigen Exemplaren wiedergekehrt waren. Man hatte also die Bahn für die Beseitigung des Koalitionsrechtes der Staatsangestellten frei. Ja, das Zentrum brauchte sich nicht einmal selbst sonderlich bemühen, denn wozu hatte es denn diese Regierung? Zunächst verhielt man sich allerdings schlauerweise noch abwartend. Gelegentlich der Beratung des Postetats gab der neue Verkehrsminister auf eine sozialdemokratische Anfrage, wie er sich zu den Organisationen des Personals stelle, die ausweichende Antwort, daß er den Organisationen, soweit sie nicht den dienstlichen oder staatlichen Interessen zuwiderlaufen, nichts in den Weg legen werde. Im Gegensatz zu dieser Erklärung wurden aber bei einzelnen Dienststellen die Angehörigen des Süddeutschen Verbandes auf jede mögliche Art geschurigelt, und man versuchte, sie zum Austritt aus der Organisation zu bewegen. Gelegentlich der Beratung des Eisenbahnetats wurden dem Minister noch konkrete Beispiele unterbreitet. Während nun

Herr v. Seidlein sich im Finanzausschuß um diese Beispiele herumzudrücken versuchte, indem er ausführte, daß diese Fälle das Verkehrsministerium nicht beschäftigt hätten und daß diese Vorhalte wohl auf die bekannte Anordnung seines Amtsvorgängers vom 15. August 1911 zurückzuführen seien, wurde er im Plenum deutlicher. Er erklärte, daß seiner Anschauung nach die in Frage kommenden Beamten ihre Befugnisse nicht überschritten hätten, das Vorgehen aber gegen den Süddeutschen Verband schob Herr v. Seidlein auf ein anderes Gleis. Er meinte in der Sitzung des Landtags vom 20. September 1912, er wolle die Frage nach der politischen Natur des Süddeutschen Verbandes nicht weiter erörtern, da ein Austrag dieser Frage nach dem bayerischen Beamtengesetz „zurzeit" nicht möglich sei. Anders aber sei die Stellung der Regierung zu der Frage, inwieweit Bestrebungen entgegenzutreten ist, welche die Gefahr eines Ausstandes in den Betrieben der Verkehrsanstalten herbeizuführen geeignet sind. Der Minister bestritt hierbei, wie übrigens auch sein Vorgänger, daß das sogenannte Koalitionsrecht auch den Eisenbahnarbeitern zur Seite stehe. Und er meinte dann weiter: Um aber den Bestrebungen entgegenzutreten, welche die Gefahr eines Ausstandes herbeizuführen geeignet sind, muß die Verwaltung vor allem den Vereinigungen entgegentreten, welche die Arbeitseinstellung bei den Verkehrsanstalten für zulässig erklären. Als solche Organisationen, welche die Arbeitseinstellung für zulässig erklären, habe er besonders den Metall- und Transportarbeiterverband und auch den Süddeutschen Eisenbahnerverband im Auge. Die klerikale Regierung hatte sich also nach altbewährtem Rezept gesagt: Geht die Unterdrückung des Süddeutschen Verbandes nicht auf geradem Wege, nun, so geht's auf krummem. Merkwürdigerweise fand die liberale Presse, daß damit Seidlein auch nichts anderes gesagt habe als sein Vorgänger. Die Zentrumspresse hingegen, die jedenfalls die Intentionen ihres Parteibruders besser kannte, verkündete freudestrahlend, daß nunmehr das Ende des Süddeutschen Verbandes gekommen sei. Das Zentrum hatte schließlich dem Herrn v. Seidlein doch auch nicht umsonst zu einer Gehaltserhöhung von 12 000 auf 34 000 Mark verholfen. In der Sitzung vom 28. September wurde dann der Minister noch deutlicher. Nach einer von Unrichtigkeiten geradezu strotzenden Brandrede gegen den Süddeutschen Verband, dem er Verhetzung des Personals, das Erheben von unerfüllbaren Forderungen, schlimmsten Terrorismus usw. vorgeworfen hatte, sagte er, daß die Verwaltung von den Arbeitern das bedingungslose Anerkenntnis verlangen müsse, daß sie auf die Arbeitseinstellung verzichten und Organisationen nicht angehören, die die Arbeitseinstellung für zulässig erklären. Die Regierung ziehe vor, zunächst dieses Anerkenntnis bei Neuaufnahmen in den Dienst und eventuell in die Beamtenstellung zu verlangen und sich das weitere Vorgehen vorzubehalten. Damit war das Ende des Süddeutschen Verbandes besiegelt.

Inzwischen hatte — unterm 24. September — die Leitung des Süddeutschen Verbandes an das Verkehrsministerium und den Landtag eine demütige Erklärung gesandt, wonach von seiten des Verbandes der Streik nicht als gesetzlich zulässiges Mittel zur Verbesserung der Lage der Arbeiter und Beamten der Verkehrsverwaltung betrachtet wird. Weiter hieß es in

dem Schreiben: „Auch erlauben wir uns zu bemerken, daß unsere Organisation der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands nicht angeschlossen ist und daß der Hauptvorstand unseren den örtlichen Gewerkschaftskartellen angeschlossenen Verwaltungsstellen nahegelegt hat, aus diesen auszuscheiden." Zum Schlusse wurde dann der „hohen Regierung" und dem „hohen Landtag" für das bisherige Wohlwollen der Dank ausgesprochen und zugleich der Wunsch beigefügt, daß Regierung und Landtag dem Verband das gleiche Wohlwollen auch fernerhin bekunden möchten. Dabei hatte der Verband von Regierung und Landtagsmehrheit nichts als Ohrfeige auf Ohrfeige erhalten. Selbst wenn man der Leitung dieses Verbandes den guten Glauben zugesteht, mit dieser Erklärung die Organisation retten zu können, wenn man ihr weiter zugesteht, daß sie durch die Debatten eingeschüchtert war, so muß man dieses Schreiben immer noch als einen unerhörten Vorgang innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung bezeichnen. Aber die Leitung des Verbandes hätte sich auf Grund ihrer Kenntnis der Dinge auch von vornherein sagen müssen, daß ihr und der Stellung des Verbandes diese Erklärung nicht im mindesten nützt. Daß der Verband nicht zu streiken beabsichtigt, hatte er ja schon früher erklärt, die Leitung hätte sich nur auf diese Erklärung beziehen brauchen. Aber um den Streik und dessen Gefahren, um die Sicherheit des Staates usw. hat es sich bei dem Zentrum bei dem Vorgehen gegen den Süddeutschen Verband nie gehandelt. Das weiß am besten die derzeitige Regierung. Im Rate der Zentrumsgötter war einfach beschlossen, der Süddeutsche Verband wird zugunsten unseres christlichen Verbandes um jeden Preis unschädlich gemacht, und zu dem Zwecke wurde ja auch die jetzige Regierung gedungen. Da hätte der Süddeutsche Verband erklären können, was er wollte, seine Leitung hätte auf den Knien zu Herrn Dr. Pichler nach Passau wallfahren können, alles hätte nichts genützt, es handelte sich eben um keine Rechtsfrage, um keine Frage der Gerechtigkeit, sondern um eine Frage der politischen Macht, die entstanden ist aus dem Selbsterhaltungstrieb des Zentrums. Und aus diesen Gründen, die dem Vorstand bekannt sein mußten, hätte er sich seine demütigende Erklärung sparen können. Um so mehr, als die Ungerechtigkeit des Vorgehens des Zentrums und seiner Regierung hinsichtlich der Streikgefahr hätte zur Evidenz nachgewiesen werden können damit, daß die Führer des christlichen Verbandes weit präzisere Erklärungen über das Streikrecht der Staatsarbeiter abgegeben haben, als dies jemals seitens des Süddeutschen Verbandes geschehen ist. So schrieb die Nummer 7 des Organs des christlichen Eisenbahnerverbandes vom Jahre 1908, als die Reichsratskammer die Lohnerhöhung für die Eisenbahnarbeiter ablehnte:

... Was sollen aber die Arbeiter denn anfangen, wenn sich die Staatsregierung einmal auf denselben absolutistischen rückständigen Standpunkt stellen würde, den gewisse hohe Herren in der Reichsratskammer eingenommen haben? Die Staatsarbeiter müßten eben dann das Streikrecht für sich in Anspruch nehmen. Wir hoffen und wünschen, daß wir durch eine kurzsichtige Politik nicht dazu gezwungen werden.

Und im Anschluß an diese Ausführungen des christlichen Verbandsorgans sprach sich der christliche Arbeitersekretär und Zentrumsabgeordnete Oswald in der Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 23. März 1908 wie folgt aus:

... Richtig ist wohl, wenn auch die Königliche Staatsregierung den Standpunkt einnehmen würde, der durch die Stellung der Reichsratskammer gekennzeichnet wurde, wenn man den berechtigten Wünschen der Bediensteten und Arbeiter wie auch den berechtigten Wünschen der Zweiten Kammer nicht Rechnung tragen würde — dieser Standpunkt ist aber von der Königlichen Staatsregierung nicht eingenommen —, dann wäre allerdings die Voraussetzung gegeben und wäre es nicht ausgeschlossen, daß auch der Streik einmal kommen müßte, aber nur unter dieser Voraussetzung. Diese Voraussetzung ist jedoch nicht gegeben. Auf Grund der bisherigen Stellungnahme der Königlichen Staatsregierung haben wir keine Ursache, unter allen Umständen für die Staatsarbeiter das Recht des Streiks anzuerkennen.

Und in derselben Sitzung des Landtags, in der die eingangs erwähnte „Streikresolution" zur Annahme gelangte, begründete der christliche Arbeitersekretär, ehemalige bayerische Landtagsabgeordnete und nunmehrige Reichstagsabgeordnete Schwarz die Zustimmung der dem Zentrum angehörigen christlichen Arbeitersekretäre damit, daß er sagte, die Resolution gelte für ihn nur so lange, als die soziale Fürsorge für die Staatsarbeiter fortgesetzt werde. „Sollten einst Zeiten kommen," sagte Herr Schwarz, „daß solche Fürsorge nicht mehr betätigt wird, so fällt nach meiner Meinung damit die ganze Resolution."

Also immer nur unter bestimmten Voraussetzungen verzichten die christlichen Arbeiterführer auf das Streikrecht der Staatsarbeiter. Wenn Herr Schwarz dann später seine Auffassung widerrufen mußte, so will das nicht viel besagen, seine wahre Meinung hat er in seiner ersten Rede bekundet. Aber noch nie hat der Süddeutsche Verband, haben seine Führer mehr über das Streikrecht der Staatsarbeiter gesagt; aber das macht nichts, er wird gehängt, während man den christlichen Verband laufen läßt. Ja selbst die Regierung war sich über das Streikrecht der Staatsarbeiter nicht einig. Während noch am Vormittag der 151. Sitzung vom 24. Oktober 1912 der Minister den Eisenbahnarbeitern das Streikrecht glattweg absprach, erklärte der Vertreter des Ministers, Staatsrat und Ministerialdirektor v. Seiler, am Nachmittag desselben Tages mit der größten Gemütsruhe:

... Es kommt in Betracht, daß zwar zunächst, ganz allgemein und theoretisch gesprochen, der Streik dem Eisenbahnpersonal im allgemeinen nirgends ausdrücklich verboten ist, daß aber andererseits der Arbeiter der Eisenbahnverwaltung nicht den Schutz genießt, den § 152 der Reichsgewerbeordnung den gewerblichen Arbeitern garantiert. Mit anderen Worten: die Verwaltung kann jederzeit durch einfache Verwaltungsanordnung den Streik verbieten.

Sicher eine klassische und hochweise Redensart.

Welche Beachtung und welche Bedeutung die Zentrumsregierung der Erklärung des Vorstandes des Süddeutschen Verbandes beimaß, geht wohl daraus hervor, daß der Verkehrsminister in der Sitzung der Kammer der Reichsräte erklärte, daß diese Erklärung viel zu spät komme, im übrigen ging aus seiner Rede hervor, daß er der Erklärung überhaupt keine Bedeutung beimaß, ein Standpunkt, den er denn auch in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 24. Oktober ausdrücklich bekräftigte. Das Zentrum

teilte natürlich den Standpunkt der Regierung. Nun war immerhin Ruhe bis zum 12. April 1913. Da verkündete das Verkehrsministerium in der „Bayerischen Staatszeitung", daß für das Verkehrspersonal „neue Aufnahmebestimmungen" sich in Ausarbeitung befänden. Dann heißt es weiter:

Darunter befindet sich auch eine für den gesamten Bereich der Verkehrsverwaltung einzuführende Bestimmung, die sich auf die Frage der gemeinsamen Arbeitseinstellung bezieht.

Diese Bestimmung wird voraussichtlich folgenden Wortlaut erhalten:

Von dem Personal der Verkehrsverwaltung muß im staatlichen und dienstlichen Interesse der unbedingte Verzicht auf gemeinsame Einstellung der Arbeit oder des Dienstes (Streik) gefordert werden. Das Personal darf Vereinigungen nicht angehören, deren Verhalten nicht genügende Sicherheit dafür bietet, daß sie von dem Mittel einer solchen Einstellung der Arbeit oder des Dienstes im Bereich der Verkehrsverwaltung keinen Gebrauch machen werden.

Nach den Vollzugsbestimmungen hierzu haben die Arbeiter bei der Aufnahme in den Dienst durch Unterschrift zu bestätigen, von dieser Vorschrift Kenntnis erhalten zu haben und verständigt worden zu sein, daß zu den Vereinigungen im Sinne dieser Vorschrift zurzeit insbesondere die freien Gewerkschaften der Metall- und Transportarbeiter sowie der Verband des süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals zählen, ferner daß die Verwaltung bei Zuwiderhandlung gegen die Vorschrift die Lösung des Arbeits- oder Dienstverhältnisses in das Auge fassen müßte.

Diese Vorschrift bezieht sich zunächst auf die neu zugehenden Arbeiter.

Weitere Vollzugsbestimmungen werden für den Übergang in die etatsmäßige Anstellung erlassen werden.

Diesem Machwerk ist noch eine sogenannte Begründung beigegeben, worin gesagt wird:

Daß die freien Gewerkschaften das Streikrecht für sich in Anspruch nehmen, steht außer Zweifel. Zum Nachweis, daß auch im Verband des süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals Bestrebungen sich geltend machen, welche die Gefahr eines Arbeiterausstandes bei den Verkehrsanstalten herbeizuführen geeignet sind, hat der K. Staatsminister für Verkehrsangelegenheiten bei den Verhandlungen der letzten Landtagssession in der Sitzung der Kammer der Reichsräte vom 11. Oktober 1912 und in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 24. Oktober 1912 darauf hingewiesen, daß nicht nur eine große Zahl von Ortsvereinen des Verbandes des süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals den örtlichen Kartellen der freien Gewerkschaften angeschlossen ist, sondern daß der Verband auch der Internationalen Transportarbeiterföderation angehört. Beide Merkmale wurden auch in Nr. 21 des „Weckruf" vom 19. Oktober 1912, dem in der Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonalzeitung als „Bruderorgan" bezeichneten Organ der Sektion der Eisenbahner des Deutschen Transportarbeiterverbandes, besonders betont. Im Anschluß daran ist im „Weckruf" weiterhin festgestellt, daß der Verband des süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals für die Eisenbahnarbeiter das volle Koalitionsrecht, also auch das Recht der Arbeitseinstellung von jeher in Anspruch nimmt.

Angesichts dieser Tatsachen kann der vom Vorstand des Verbandes unterm 24. September 1912 abgegebenen Erklärung, er betrachte den Streik nicht als gesetzlich zulässiges Mittel zur Verbesserung der Lage der Arbeiter und Beamten der Verkehrsverwaltung, eine entscheidende Bedeutung nicht beigemessen werden. Das Anerkenntnis des Vorstandes, daß den Angehörigen der Verkehrsverwaltung der § 152 der Reichsgewerbeordnung für die Inanspruchnahme eines Rechtes auf gemeinsame Einstellung der Arbeit nicht zur Seite stehe, bedeutet noch keinen tatsächlichen Verzicht auf den Ar-

beiterausstand. Dabei kommt auch in Betracht, daß in der Vorstandschaft des Verbandes sich noch immer Mitglieder der sozialdemokratischen Partei befinden, die für die Angehörigen der Verkehrsanstalten das Recht auf gemeinsame Einstellung der Arbeit ausdrücklich fordert.

Nachdem die K. Staatsregierung seit längerem erfolglos zugewartet hat, ob im Verhalten des Verbandes eine entscheidende Änderung eintreten werde, sieht sie sich nunmehr zu dem eingangs dargelegten Vorgehen genötigt.

Also hier wird der Leitung des Süddeutschen Verbandes neuerdings bestätigt, daß ihrer Erklärung eine „entscheidende Bedeutung" nicht beigemessen werden kann. Im übrigen aber wird man sich fragen müssen: Was ist inzwischen vorgefallen, daß die „Königlich bayerische Staatsregierung" sagen kann, sie habe seit längerem zugewartet, ohne daß im Verhalten des Verbandes eine entscheidende Änderung eingetreten ist? Hat der Verband etwa wieder Streikgelüste geäußert? Durchaus nicht. Gar nichts ist vorgefallen. Die Organisation hat nie mehr aufgemuckt. Und tiefer hätte sie doch auch nicht mehr sinken können als mit ihrer Erklärung vom 24. September. Aber in der Vorstandschaft sollen sich noch immer Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei befinden, und das ist für eine klerikale Regierung Grund genug, einzuschreiten.

Nun wird allerdings in der Bekanntmachung gesagt, daß zunächst nur den Neueintretenden der berüchtigte Revers vorgelegt werden soll. Damit wird dem Verband zunächst einmal die Lebensader abgeschnitten, das andere findet sich dann später. Die klerikale Presse, und die muß es ja wissen, begründet dieses „zunächst" damit, daß man noch immer nach Mitteln suche, um bei dem vollständigen Verbot des Verbandes diejenigen Mitglieder, die sich auf Grund ihrer langjährigen Mitgliedschaft schon bestimmte Rechte an den Unterstützungseinrichtungen erworben haben, vor Schaden zu sichern. Sobald diese Mittel und Wege gefunden sind, wird dann weiter gegen den Verband vorgegangen werden. Das wird sicher der Fall sein, uns wundert nur, daß ein klerikaler Minister vom Schlage des Herrn Seidlein noch über so viel Gewissensbisse verfügt.

Alles in allem: der Kampf des bayerischen Zentrums und seiner Regierung gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband ist ein Schulbeispiel der klerikalen Unterdrückungswut gegenüber dem politischen Gegner, sobald ihm dieser in seinen politischen Machtansprüchen und in seinem Parteiinteresse nur einigermaßen unbequem erscheint. Denn das muß immer wieder hervorgehoben werden, nicht das Staatsinteresse, nicht das Gemeinwohl, nicht die Verkehrssicherheit erfordert die Unterdrückungsmaßnahmen gegen den Süddeutschen Verband, sondern einzig und allein das ureigenste Parteiinteresse, das in der Form des christlichen Eisenbahnerverbandes zum Ausdruck kommt. Würde das Staatsinteresse das Vorgehen bedingen, so müßte man der württembergischen Regierung, der badischen Regierung den Vorwurf der gröblichsten Pflichtverletzung machen, denn auch in diesen beiden Staaten existiert der Süddeutsche Verband. Und obwohl nunmehr in Bayern seit drei Jahren der Kampf gegen den Süddeutschen Verband tobt, hat in Württemberg und Baden weder eine Regierung noch ein Zentrumsmann die warnende Stimme gegen diese „Gefahr des Staates" erhoben, im Gegenteil, auf dem letzten Gautag des Gaues Württemberg in Rottweil hat der auf dem Gautag anwesende Zentrumsabgeordnete Maier-Rottweil

in warmen Worten die großen Verdienste und die ersprießliche Tätigkeit desselben Verbandes hervorgehoben, den man in Bayern in Grund und Boden verdammt und unterdrückt. Diese Zwiespältigkeit aber ist erklärlich in der Zentrumsmoral.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 78.) Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 143 Seiten. In Leinwand gebunden 1,25 Mark.

Der Verfasser hält es für einen Fehler, daß Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung nicht genügend als eine wirtschaftliche Frage gewürdigt werden. So mancher Unternehmer sei gegen Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung, weil er glaube, daß damit auf seine Kosten den Arbeitern eine Wohltat erwiesen werde. Nein, belehrt der Verfasser diese Leute, nein, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung gereichen auch euch und der Gesamtheit zum Nutzen, weil sie die menschliche Arbeit immer leistungsfähiger machen. Außerdem sucht der Verfasser die Unternehmer darüber zu beruhigen, daß der Kampf um den Ausbau des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung eigentlich gar nicht so gefährlich sei. Der Kampf richte sich allerdings gegen die Ausbeutung der Arbeiter durch die Unternehmer. Aber, so versichert der Verfasser, es ist dies nicht der Klassenkampf, von dem die Sozialdemokraten reden; es ist nicht der Kampf, den erst die Ablösung der kapitalistischen Ausbeutungswirtschaft durch die sozialistische Eigenwirtschaft der Gesamtheit beenden wird; sondern die kapitalistische Ausbeutungswirtschaft bleibt erhalten; sie soll nur in „gewissem" Maße beschränkt werden.

Welchen Erfolg Herr Professor Zwiedineck-Südenhorst mit dieser Aufklärung, die er und seine Freunde schon viele Jahre betreiben, gehabt hat, darüber berichtet er uns nicht. Das ist begreiflich. Er müßte zugestehen, daß gegenwärtig die maßgebenden Kreise der Unternehmer den Ausbau des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung mindestens ebenso entschieden bekämpfen wie früher. Für sie kommt nicht der Nutzen der Gesamtheit, nicht die Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit im allgemeinen in Betracht, sondern ihr eigener Nutzen, der Gewinn, den sie aus der Arbeit der Arbeiter ziehen. Jede Ausgabe für die Verbesserung des Arbeiterschutzes betrachten sie als einen Abzug von ihrem Gewinn. Gegen diesen Abzug sträuben sie sich soviel sie können.

Auf der anderen Seite leiden die Arbeiter so sehr unter der kapitalistischen Ausbeutung, daß sie mit steigender Kraft für einen immer besseren Arbeiterschutz und eine immer bessere Arbeiterversicherung eintreten müssen, für einen Schutz, den nicht mehr die Unternehmer nach ihrem guten Willen zugestehen oder verweigern können, sondern den die Gesamtheit bestimmt und durchführt.

Dieser unaufhörliche Kampf um Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung beweist immer von neuem die Notwendigkeit, daß die Gesamtheit selbst die gemeinsame Arbeit regelt. Dadurch ebnet auch er dem Sozialismus die Bahn.

Dem will der Verfasser dadurch vorbeugen, daß er nur „gewisse" Beschränkungen der Ausbeutungswirtschaft zuläßt, nämlich nur die, die auch aus wirtschaftlichen Gründen der Gesamtheit zum Nutzen gereichen. Er quält sich daher mit den Untersuchungen ab, bis zu welcher Grenze Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung der wirtschaftlichen Entwicklung der Gesamtheit dienen. Dabei weist er an vielen Stellen zutreffend nach, daß die Einwendungen, die wir am häufigsten gegen Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung hören, nicht berechtigt sind. Jede gründliche Untersuchung ergibt eben, daß Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung um so nützlicher für die Gesamtheit auch in wirtschaftlicher Hinsicht sind, je besser

sie ausgebaut werden. — Leider macht aber der Verfasser nur zu oft nachträglich den Gegnern des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung das Zugeständnis, daß ihre soeben widerlegten Gründe vielleicht doch einen berechtigten Kern enthalten könnten. Dies Hin und Her, zumal in einem fürchterlichen Deutsch, verringert den Wert des Buches sehr.

In der zweiten Auflage der Schrift hat sich der Verfasser in manchen Fragen noch mehr als in der ersten Auflage den Gegnern des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung angeschlossen. So zum Beispiel in der Frage, ob das Bewußtsein, versichert zu sein, die Spannkraft der Arbeiter schwäche und dadurch einen beträchtlichen Teil der Unfälle verschulde. Die Zahl der Unfälle, so führt der Verfasser aus, sei in der Tat gestiegen. Dann folgt der Nachweis, daß hier auch andere Ursachen als der Leichtsinn der Arbeiter mitsprechen. Aber, heißt es hierauf weiter, „man wird ehrlich genug sein dürfen, um zuzugeben, daß auch psychologische Einflüsse die Basis der Unfallgefahr verbreitern helfen mögen". Das soll wohl sagen, daß der Leichtsinn der Arbeiter immer mehr Unfälle verschulde. Daran schließt der Verfasser die Warnung, diesen Vorwurf gegen die Arbeiter nicht so zu übertreiben, wie es geschehen sei. Übrigens wirken die Unfallverhütungsmaßnahmen der Berufsgenossenschaften segensreich. „Die Versicherung als unfallmehrendes Element schlechthin herabzusetzen, ist nur bei oberflächlicher Beurteilung des ganzen Tatsachenkomplexes möglich."

Der letzte Satz ist in der zweiten Auflage gestrichen; dafür finden wir hier einen bezeichnenden Zusatz. Dort, wo von den „psychologischen Einflüssen" die Rede ist, ist hinzugefügt:

> Zunehmende Leichtfertigkeit, abnehmendes Selbstverantwortlichkeitsgefühl sind als bedauerliche Faktoren in der Erklärung der Unfallsteigerung nicht auszuschalten.

Einen Beweis für diese Behauptung suchen wir dagegen vergeblich in dem Buche. In Wahrheit sprechen alle Gründe dafür, daß die unaufhörlichen Bemühungen — namentlich der Gewerkschaften — für eine wirksame Unfallverhütung die Arbeiter allmählich, wenn auch viel langsamer als wir wünschen, zu größerer Gewissenhaftigkeit erziehen.

Am deutlichsten tritt uns der Unterschied der beiden Auflagen im letzten Abschnitt der Ausführungen über die Verkürzung der Arbeitszeit entgegen. Der Abschnitt beginnt in beiden Auflagen:

> „Unverkennbar ringt sich die Erkenntnis der Wirtschaftlichkeit gerade des Arbeiterschutzes durch."

Dann heißt es weiter:

In der ersten Auflage:

„Nur eben in den Interessentenkreisen etwas langsam, zu langsam, als daß die Gesetzgebung darauf verzichten könnte, die da und dort im Kampf oder einsichtsvoll freiwillig eingeräumten Stellungen zu besetzen, um wenigstens einen Rückschlag der Entwicklung abzuwehren. Allmählich, aber stetig hat die Gesetzgebung auf dem Pfade fortzuschreiten, und ihn zur breiten allgemeinen Heerstraße auszubauen auf dem Pfade, der durch diejenigen angebahnt wird, die in der Erkenntnis wie im Wollen dessen, was dem Ganzen heilsam ist, voraneilen und mit ihrem Voraneilen Erfolge erzielen."

In der zweiten Auflage:

„Nur wird man sich vernünftigerweise auch hier vor Doktrinarismus zu hüten haben. Durch zu weitgehende Arbeitszeitverkürzungen können auch Kultur- und Wirtschaftsinteressen der Sozialpolitik beeinträchtigt werden, und man wird namentlich die Gefahr der Kapitalauswanderung stets im Auge behalten müssen. Die maßgebenden Gesichtspunkte bleiben zunächst die beiden oben erwähnten: wirtschaftliche Schonung der Körperkraft und das Interesse an persönlicher Entwicklungsmöglichkeit."

Das Schlußwort ist also: in der ersten Auflage eine Mahnung zu weiteren Verkürzungen der Arbeitszeit, in der zweiten Auflage eine Warnung vor zu weitgehender Verkürzung der Arbeitszeit.

Die Entwicklung der letzten Jahre, in denen die Intensität der Arbeit so gewaltig gestiegen ist, hat also bei dem deutschen Professor bewirkt, daß er die um so notwendiger gewordene Verkürzung der Arbeitszeit nur noch als Schädigung der Kapitalsinteressen zu werten weiß Gustav Hoch.

Zeitschriftenschau.

Am 12. April erschien die erste Nummer der Wochenschrift „The New Statesman", die von Bernhard Shaw und Sidney und Beatrice Webb herausgegeben wird. In dem Einführungsartikel heißt es: „Die Weltbewegung zum Kollektivismus steht ganz und gar jenseits der Parteien und über denselben, und unser Glaube daran beruht weder auf einem Dogma noch auf dem Wunsche, irgendwelchen Sonderinteressen zu dienen, sondern lediglich auf einer auf die bekannten Tatsachen der modernen wirtschaftlichen Organisation und der politischen Demokratie angewandten Methode der vernunftgemäßen Schlußfolgerung. Wir verfolgen keine persönlichen Zwecke, haben kein Allheilmittel anzupreisen, haben keine Theorie, die wir mit Bedauern aufgeben würden. Wir werden danach streben, soziale und politische Fragen in demselben Geiste zu untersuchen, in dem der Chemiker oder der Biologe seine Probierröhren oder seine Exemplare betrachtet und untersucht; wir werden keine Faktoren ignorieren und keine vorher aufgestellte Behauptung zu beweisen suchen, sondern nur versuchen, die Wahrheit zu finden und zu verbreiten, wie immer sie sich auch herausstellen mag."

Das klingt sehr schön. Leider kommen Chemiker und Biologen nicht weit, die nur Probierröhren und Exemplare betrachten, ohne von einer bestimmten Theorie und Methode dabei geleitet zu werden. Es führt auch diese olympische Methode nicht weit in Dingen, in denen die Menschen eine klare Stellungnahme verlangen und sich nicht gern mit einem Einerseits und Andererseits abspeisen lassen. Aus den einleitenden redaktionellen Ausführungen über den montenegrinischen Konflikt ist nicht zu ersehen, welche Stellung die Redaktion in dieser Frage einnimmt. Dasselbe trifft auch auf einen Artikel über die Marconiangelegenheit (Wireless Indignation) zu. Am interessantesten ist ein Aufsatz (der erste einer Reihe von zwanzig) über „Was ist Sozialismus?" von Sidney und Beatrice Webb. Er trägt die Überschrift „Die Empörung", die als der ursprüngliche Antrieb alles bewußten Sozialismus geschildert wird. Die Wochenschrift ist reich an literarischen Beiträgen und Kritiken. Sie hat eine sehr günstige Aufnahme erfahren, wie denn überhaupt alles, was die Herausgeber anfangen, auf ein zahlreiches Publikum rechnen kann.

In dem Aprilheft der „Socialist Review" schreibt C. E. Smith über „Der **Staat der Unterwürfigkeit**" (The Servile State). Die Überschrift des Aufsatzes ist der Titel eines Buches, das vor noch nicht langer Zeit von dem in England als Schriftsteller tätigen Franzosen Belloc herausgegeben worden ist. Herr Belloc saß früher als liberales Mitglied im Unterhaus, wo man sein Talent jedoch nicht gebührend gewürdigt hat. Jetzt gefällt er sich in wütenden Ausfällen gegen seine ehemaligen Parteigenossen, deren Sozialpolitik er als das Streben nach dem „Staate der Unterwürfigkeit" bezeichnet, in dem die Mehrheit zum Vorteil einiger Wenigen, die die Produktionsmittel beherrschen, arbeitet. Sein Ideal ist das Mittelalter, die katholische Kirche und kleine Bauerngüter. Der Verfasser des Artikels unterzieht das Machwerk dieses „berufsmäßigen Antipolitikers und Reaktionärs" einer gründlichen Kritik. So leicht diese Kritik scheinen mag, so notwendig ist sie zurzeit in England. Belloc und sein Freund Chesterton, der seine reaktionäre

klerikale Politik mit anmutigen Paradoxen zu verkleiden versteht, die zumeist dem leider zu wenig gelesenen Oskar Wilde entlehnt sind, finden in einem der Arbeitertageblätter („Daily Herald") eine stets freie Tribüne und haben viel zu der traurigen Verwirrung und Ratlosigkeit beigetragen, die einen nicht unbeträchtlichen Teil des englischen Proletariats ergriffen haben.

J. A. Morton deckt in einem Aufsatz über **„Arbeiterteilhaberschaft und Gewinnbeteiligung"** den Schwindel des in englischen kapitalistischen Kreisen wieder beliebt gewordenen Ausbeutungssystems auf, das, wie der Volkswitz sagt, darin besteht, daß man den Hund am Leben hält, indem man ihn mit dem eigenen Schwanze füttert. Wertvoll ist der Beitrag wegen den Angaben über das Arbeiterteilhabersystem (co-partnership), das die South Metropolitan Gas Co. von London im Jahre 1889 einführte, und das in der kapitalistischen Literatur über dieses Thema als klassisches Beispiel angeführt wird. Der erste Satz in dem Vertrag, den der Arbeiter, der „Teilhaber" der Gesellschaft wurde, unterschreiben mußte, lautete: „Die genannte Metropolitan Gas Co. verpflichtet sich, den genannten John Smith zu beschäftigen, der erklärt, daß er kein Mitglied der Gewerkschaft der Gasarbeiter ist."

Stephan Foy schreibt über die **„Erbschaftsteuern als ein Mittel zur Verwirklichung des Sozialismus"**. Er betrachtet die Erbschaftsteuern als ein vorzügliches Mittel, um das Kapital von Privatpersonen auf den Staat zu übertragen, und befürwortet die Entrichtung der Erbschaftsteuer in Gestalt von Grund und Boden, Anteilscheinen an industriellen Unternehmungen und ähnlichen Werten. Schon heute können die Erbschaftsteuern in England innerhalb gewisser Grenzen in Gestalt von Grund und Boden bezahlt werden. Dieser Grundsatz müßte auf Erbschaften anderer Art ausgedehnt werden. Die Regierung müßte das Recht haben, alle Erbschaftssteuern in natura zu verlangen. So käme der Staat in den Besitz von Ländereien, die er selbst zu bebauen hätte. Er würde Teilhaber an industriellen Unternehmungen, die er, lange bevor er die Unternehmungen in ihrer Gesamtheit besäße, beherrschen würde. Der Verfasser will den Plan nicht als Alternative zur Verstaatlichung, sondern nur als Hilfsmittel zur Verstaatlichung betrachtet wissen. In bezug auf die praktische Durchführung macht Foy folgende Vorschläge. Die Summen, die jährlich vom Parlament zur Schuldentilgung bewilligt werden, könnten von der Nationalschuldkommission dazu verwendet werden, von dem Schatzamt die als Erbschaftsteuern gezahlten Erbschaftsteile zu dem gerichtlich festgesetzten Preise zu kaufen, anstatt das Geld zur Tilgung von Staatsschulden zu verwenden, die dem Staate bei dem jetzigen Stande der Konsols nur 3 Prozent spart. Das Einkommen aus dem neuen Staatskapital würde sicher mehr als 3 Prozent betragen und könnte zur Tilgung der Staatsschulden verwendet werden. Betrüge es 5 Prozent, so würde die Staatsschuld ungefähr in derselben Zeit abgetragen sein wie nach dem bestehenden Schuldentilgungssystem, doch mit dem Unterschied, daß nach der vorgeschlagenen Methode der Staat am Ende im Besitz von Eigentum im Werte von 500 bis 600 Millionen Pfund Sterling wäre.

Der Verfasser schließt den Artikel mit den Worten: „Vom rein finanziellen Standpunkt aus hat dieser Vorschlag deshalb für einen mutigen Schatzkanzler viel Empfehlenswertes an sich, obwohl er bei all den Klassen, denen das Wort Verstaatlichung verpönt ist, auf bittere Opposition stoßen würde. Für Sozialisten hat er jedoch eine weit tiefere soziale Bedeutung, da er sofort das Gebiet der staatlichen Kontrolle der Industrie ausdehnen und somit das Interesse der Industriearbeiter am Staate vermehren würde. Er würde ein früheres Erwachen jenes Staatsbewußtseins bringen, das jetzt so gänzlich fehlt und das, wie die Sozialisten glauben, nur vollständig erwachen kann, wenn der Staat vollkommen als eine wirtschaftliche Genossenschaft organisiert ist." J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 32 Ausgegeben am 9. Mai 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zwiſchen Krieg und Krieg.

Von **Hermann Wendel.**

Der Balkankrieg neigt ſich ſeinem Ende zu. Schon in den letzten Wochen war etwas wie Schlafkrankheit über die Kämpfer gekommen, dann wurde auch offiziell Hahn in Ruh! geblaſen, und wenn dieſe Zeilen im Druck erſcheinen, iſt entweder das Friedensinſtrument ſchon unterzeichnet oder laſſen ſich die Friedensunterhändler mit mehr Ausſicht auf einen ſchnellen und gedeihlichen Schluß als im Dezember vorigen Jahres am grünen Tiſch von London nieder.

Sieht man von allem Drum und Dran ab, das ſich in nächſter Zeit etwa noch ergibt, ſo ſteht ein Ergebnis dieſes Krieges unerſchütterlich feſt: der Herrſchaft der Türken in Europa hat, nachdem ſie weit mehr als ein halbes Jahrtauſend gewährt, ihr Stündlein geſchlagen, denn der ſchmale Streifen Land, der ihnen noch vor den Toren von Konſtantinopel bleibt, iſt weder ſeiner Größe noch ſeiner Bedeutung nach der Erwähnung wert. Die Verdrängung der Osmanen aus Europa iſt auch von manchen ſozialdemokratiſchen Parteiblättern mit kaum verhohlenen Äußerungen des Bedauerns aufgenommen worden: namentlich Jaurès hat ſich in der „Humanité“ eine beſondere Güte angetan. Hiſtoriſch iſt dieſe Turkophilie verſtändlich als das Erbe aus einer Zeit, da der ruſſiſche Zarismus der einzige Anwärter der orientaliſchen Frage und zugleich der gefährlichſte Gegner jeder europäiſchen Revolution war. Damals erſchienen die Türken, die heftigſten Widerſacher der zariſtiſchen Eroberungspolitik, zugleich als die geborenen Bundesgenoſſen der revolutionären Arbeiterklaſſe Weſteuropas. Aber ſo verſtändlich dieſe Auffaſſung iſt, ſo unhaltbar iſt ſie auch. Die Herrſchaft der Türken in Europa bedeutete für die beherrſchten Landſtriche Tod und Erſtarrung. Wenn Treitſchke die Türkenherrſchaft mit einer ungeheuren Schuttlawine vergleicht, ſo drückt ſich Marx in ſeiner „Eastern Question“ nicht minder deutlich aus: „Die Anweſenheit der Türken in Europa bildet ein ernſthaftes Hindernis für die Entwicklung der Hilfsmittel der thrako-illyriſchen Halbinſel.“ Die Osmanen waren und ſind nämlich die ſchmarotzende Herrenkaſte, wie ſie im Buche ſteht, die die Hände ſtets nur an den Griff des Schwertes

gelegt, aber nie zu produktiver Arbeit geregt hat. Von der Ausbeutung unterjochter Völkerschaften haben die Osmanen, ein Volk von Rittern und Rentenverzehrern, allezeit gelebt, in einem Staatswesen, das den mittelalterlichen Feudalismus in Reinkultur bis auf diesen Tag erhalten hat. Wenn jetzt diese Schmarotzer mit der Gewalt der Waffen aus Europa vertrieben worden sind, so heißt das Ablösung des Feudalismus durch die bürgerliche Rechtsordnung, Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte der thrako-illyrischen Halbinsel, Entwicklung der Balkanstaaten zum Industrialismus und damit Erweckung der Massen auf dem Balkan zum Sozialismus. Stellte der Krieg für den Balkan die bürgerliche Revolution dar, so wird ihr auch hier wie überall die proletarische Revolution auf dem Fuße folgen.

Was sich aber im einzelnen an diesen Krieg anschließen wird, läßt sich nicht mit der gleichen apodiktischen Sicherheit sagen. Zum großen Teil mag wohl der Wunsch der Vater des Gedankens sein, wenn auch in der bürgerlichen Presse Deutschlands mit großer Bestimmtheit versichert wird, über der Teilung der Beute würden sich die Sieger in die Haare geraten und sich schließlich so auffressen, wie die beiden Löwen in der Groteske, von denen schließlich nur die Schwänze übrig bleiben. Nun sind ja zwischen Bulgarien auf der einen Seite und Serbien und Griechenland auf der anderen Seite eine Reihe von Dingen vorgekommen, die man mit diplomatischer Vorsicht als Unstimmigkeiten zu bezeichnen liebt. Zum Teil sprachen Eifersüchteleien über den Ruhm für einzelne erfolgreiche Kriegstaten mit, zum anderen Teil drehte es sich wirklich um Meinungsverschiedenheiten über die Abgrenzung des eroberten Landes. Schließlich hat wohl auch die Waffenbrüderschaft der paar Monate das jahrzehntelang bestehende unerquickliche Verhältnis zwischen Bulgaren und Serben nicht so schnell in eitel Vertrauen und Freundschaft umwandeln können. Aber abgesehen von der gewaltigen Schwächung aller Balkanstaaten durch den Feldzug ist von diesen Streitigkeiten bis zu einem Krieg unter den heute Verbündeten doch ein recht weiter Weg. Die Leiter der Politik in den Balkanstaaten müßten geradezu von einem Taumel des Wahnwitzes gepackt sein, wenn sie nicht einsehen wollten, daß die Staaten nur stark bleiben können durch ebendasselbe Mittel, das sie stark gemacht hat: durch einen festen Zusammenschluß, der von dem militärischen auf das handelspolitische, allgemein politische und kulturelle Gebiet übergreift. Da aber in der Weltgeschichte das Gewicht der Tatsachen und der tatsächlichen Notwendigkeiten sich durchzusetzen pflegt, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß eine Erweiterung und Befestigung des Balkanbundes und nicht seine Sprengung auf der Tagesordnung der nächsten Zukunft steht.

Der Krieg selbst hat in seinem zweiten Teil, nach dem Abbruch der Londoner Friedenskonferenz, Überraschungen nicht mehr gebracht. Als im Januar Enver Bey Kiamil Pascha stürzte und Mahmud Schewket Pascha zum Großwesir ausrufen ließ, gab es namentlich auch in der linksliberalen Presse Deutschlands Stimmen, die jetzt eine Wendung der kriegerischen Ereignisse voraussagten. Auch hier war, soweit diese Presse im Schatten der Deutschen Bank an dem Wohlergehen der Türkei interessiert ist, der Wunsch der Vater des Gedankens. Zugleich steckte in dieser Prophezeiung eine gewaltige Überschätzung wie der Macht der einzelnen Persönlichkeit so des Wertes der jungtürkischen Gruppe überhaupt. Auch Enver Bey wußte nur mit Wasser zu kochen, und die Jungtürken, die selber ihr gerüttelt Maß von Schuld

an der Entwicklung der Dinge tragen, vermochten natürlich nicht, in zwölfter Stunde aus der Fäulnis eines sich zersetzenden Staates ein wundersames Elixier der Kraft und Erhaltung herauszudestillieren. So wurde denn eine große Feldschlacht gar nicht mehr geschlagen, und das Schicksal der drei Festungen, die vom Feinde mit besonderer Energie berannt wurden, vermochten auch die phrasenreichsten Proklamationen der neuen Männer am Ruder nicht aufzuhalten: erst fiel Janina den Griechen in die Hände, dann mußte Adrianopel nach einer langen und zähen Verteidigung, die manchmal an die besten Tage von Plewna erinnerte, seine Tore den verbündeten Bulgaren und Serben öffnen, und ganz zum Schluß noch hat der verschlagene Nikita von Montenegro Skutari — ja! darüber gehen die Lesarten auseinander: entweder erobert oder aber erschachert. Wenn die zweite Lesart richtig ist und Nikita mit dem Kommandanten der Stadt, Essad Pascha, ein regelrechtes Handelsgeschäft abgeschlossen hat, auch dann wirkt die Entrüstung der Entrüsteten in Europa nur lächerlich, denn noch allemal waren Bestechung, Betrug und gemeinsamer Schacher die Mittel zum Erfolg in der Weltpolitik, und auch die Preußen haben immer genommen, was sie kriegen konnten, gleichviel wie!

Aber ob Montenegros tapferer Hospodar Skutari nun erobert, ob erschachert hat, auf jeden Fall ist seit der Besetzung der Stadt durch die Montenegriner die Hölle los, und Millionen und aber Millionen in Europa, denen das Schicksal Skutaris an sich gleichgültiger ist als das Gleichgültigste vom Gleichgültigen, sprechen den Namen doch mit banger Besorgnis aus, weil der Streit um dieses Nest zu ihrem Schicksal zu werden droht. Wieder einmal, wie schon mehrere Male in diesen ereignisreichen sieben Monaten, sprühen die Funken des Balkanbrandes so lebhaft, daß uns über Nacht das Dach über dem eigenen Kopfe davon in Flammen aufgehen kann. Wieder einmal wirft die Gefahr des Weltkrieges ihren drohend dunklen Schatten auf die Blütenpracht des Frühlings 1913. Wenn wir an dieser Stelle vor vier Wochen das „autonome" Albanien, diese künstliche Schöpfung der Londoner Botschafterkonferenz, als eine Pandorabüchse bezeichneten, aus der bald ein ganzer Schwarm von Gefahren für die internationale Lage aufsteigen werde, so hat sich dieses Bald sehr schnell bestätigt, und zwar noch ehe das „autonome" Albanien Wirklichkeit geworden. Skutari hatten die Botschafter der Großmächte auf dem geduldigen Papier fein säuberlich dem neuen albanischen Fürstentum zugesprochen, und als Nikita keine Miene machte, diese papierenen Beschlüsse zu respektieren, war sogar ein Geschwader der Großmächte zu einer freilich recht platonischen und wirkungslosen Demonstration an der montenegrinischen Küste spazieren gefahren. Wenn sich Nikita an alle Worte und Papiere der Diplomaten nicht kehrte, sondern in Skutari einmarschierte und die Stadt sogar zur Residenz seines Reiches feierlich ausrufen ließ, so darf dieser Mangel an Respekt nach all den Blamagen, die die europäische Diplomatie in diesem Balkankonflikt turmhoch auf sich geladen hat, nicht sonderlich überraschen, und wenn man den Diplomaten überhaupt bei ihrer Ohnmacht, ihren gemeingefährlichen Ränken und Winkelzügen in all den Wochen und Monden zuschaut, wird man an ein herzhaftes Wort der Rahel v. Varnhagen erinnert:

„Diplomaten sind das Gräßlichste der menschlichen Gesellschaft. Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit, und dies geschieht dem Henker nicht

einmal. Visiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenspiel, das müßigste Klatschen: Geschäfte, wichtige! Keine Meinung haben wird Klugheit, Betragen genannt, und wird eine wahre Verhärtung der Seelenorgane. So haben sie eine eigene Phraseologie im Reden wie in den Depeschen; in Deutschland ein Diplomatenfranzösisch, welches sich forterbt und ich vor sechzehn Jahren schon hörte, aber kein Franzose mehr spricht. Das hält so äußerlich wie die Equipage und Manschetten zusammen; und ein Wille in der Welt oder aufgehäufte Not trümmert all den Lug zusammen; Krieg überschüttet Europa, aber wer ist gesichert? Diese Kerle mit Manschetten!"

Solche Kerle mit Manschetten sitzen nun wieder beieinander, lassen Depeschen in ihrer verschnörkelten Phraseologie los und fahren sich gegenseitig in die Haare, was mit Nikita in Skutari anzufangen sei. Daß eine halbwegs solide Einigkeit unter den Regierungen der Großmächte nicht besteht, zeigt die zweimalige Vertagung der Botschafterkonferenz ohne greifbares Ergebnis. Die Regierung Österreich-Ungarns, zum mindesten die Kriegspartei in der Wiener Hofburg, möchte stürmisch allein vorgehen und die Montenegriner mit Waffengewalt aus Skutari hinauswerfen: das würde, selbst wenn der russische Zarismus stillschweigend seine Genehmigung dazu erteilte, für die zu drei Fünfteln slawische Donaumonarchie einen schwierigen Krieg auf schwierigem Gelände gegen einen slawischen Staat bedeuten, und jetzt schon steigen in den slawischen Teilen Österreich-Ungarns die Stoßgebete für einen Sieg der montenegrinischen Sache zum Himmel. Aber diese Sonderaktion Österreich-Ungarns ist bereits eine Unmöglichkeit. Die italienische Regierung hat sich nämlich mit Herrn v. Berchtold solidarisch erklärt und ist auch bereit, eine militärische Aktion gemeinsam mit den kaiserlich königlichen Truppen durchzuführen, beileibe nicht aus Bundestreue, o nein, sondern um dabei zu sein, wenn der albanische Kuchen angeschnitten wird. Es handelt sich ja gar nicht mehr um Skutari allein, sondern über Nacht ist die albanische Frage als Ganzes aufgerollt worden, die imperialistischen Gelüste der österreichisch-ungarischen Regierung treten ohne Hülle auf, und der Zeitpunkt, da Albanien in eine österreichische und eine italienische Interessensphäre aufgeteilt wird, scheint da zu sein, ehe der in der Londoner Diplomatenretorte erzeugte Homunkulus, das „autonome" Albanien, auch nur zu atmen begonnen hat. Wenn es Herrn v. Berchtold und seinen Hintermännern mit der scheinheiligen Losung: Albanien den Albanern! ernst gewesen wäre, so müßten sie jetzt die Finger von Skutari im besonderen wie von Albanien im allgemeinen lassen. Denn allem Anschein nach ist ja Essad Pascha drauf und dran, den Großmächten die Sorge um das selbständige Albanien abzunehmen. Er ist einmal selber Albaner, also ein viel qualifizierterer Thronkandidat als der degenerierte Sproß irgendeiner im Ruhestand lebenden europäischen Fürstenfamilie; er hat zum zweiten eine reale Macht von 25 000 Mann hinter sich, und zum dritten scheint er entschlossen, Ernst zu machen. Aber die Aussicht, das selbständige Albanien der Zukunft mit Essad Pascha an der Spitze im Balkanbund aufgehen und so dem Einfluß Österreichs entzogen zu sehen, hat sofort in Wien durch die dünne Übertünchung: Albanien den Albanern! die kräftige Grundschrift: Albanien den Österreichern! hindurchschlagen lassen. Der österreichische Imperialismus rüstet zu einem Hauptcoup. Damit hat er zunächst einmal den italienischen Imperialismus auf die Beine gebracht, der den Traum: die Adria ein italienisches Meer! nicht so schnell zer-

rinnen lassen will und sich deshalb gleichfalls anschickt, in Albanien festen Fuß zu fassen.

Bei ihrem Vordringen werden Österreich und Italien es aber nicht nur mit Montenegro, nicht nur mit Essad Pascha und seinen Truppen zu tun bekommen, sondern vor allem einmal mit Serbien. Wenn sich Österreich-Ungarn in Nordalbanien festsetzt, schwindet für Serbien die letzte Hoffnung, auf die eine oder andere Art den freien Zugang zur Adria zu erlangen, und es sieht sich um den besten Preis des Krieges und Sieges geprellt. Zugleich aber ist dann die Vereinbarung der Londoner Botschafterkonferenz über das „autonome" Albanien zerrissen, und daß die russische Regierung, wenn sie schon eine Aktion gegen ihre Wachtstube Montenegro zuläßt, bei einer Schädigung Serbiens kräftig die Zähne zeigen wird, liegt auf der Hand. Dann hätten wir den österreichisch-russischen Krieg, der Dreibund hüben und die Tripelentente drüben wäre engagiert, und in einer furchtbaren Explosion entlüde sich der Weltkrieg!

Und es wäre der echte Weltkrieg des hochentwickelten Kapitalismus, ein Weltkrieg, dessen wahnwitzige Ursachen außer einer Handvoll Menschen ganz Europa kalt gelassen hätten. Man wecke in irgendeinem der großen europäischen Staaten einen beliebigen Arbeiter, Bürger oder Bauern mit dem Mahnruf aus dem Schlaf, seine Interessen in Skutari seien bedroht, er wird sich überall mit der unwirschen Aufforderung, ihn in Frieden zu lassen, wieder der Wand zukehren. Den Massen in ganz Europa ist Skutari und Albanien Hekuba. Es gibt darum nichts Blödsinnigeres und zugleich Gefährlicheres als die Art, in der, anstatt auszusprechen, was ist, auch die linksliberale Presse Deutschlands das Gefasel der internationalen Diplomatie mitmacht und etwa mit der „Frankfurter Zeitung" wichtigtuerisch betont, „daß Europa es seiner Ehre und seinen Interessen schuldig ist, dem Spruche über Skutari Geltung zu schaffen. Kann es das nicht, dann wird kein Billigdenkender Österreich verübeln, daß es sich selbst sein Recht holt." Man glaubt einen Archivarius aus Metternichs geheimer Staatskanzlei raunzen und prusten zu hören. Europas Ehre und Interessen? Larifari! Europa will Ruhe, Europa braucht Frieden, Europa sehnt sich danach, endlich von dem lastenden Alpdruck der steten Kriegsgefahr erlöst zu werden. Wer das nicht entschieden betont, sondern diplomatische Phrasen von der imaginären Ehre eines imaginären Europa wiederkäut, der macht sich mitschuldig an den Umtrieben, die leicht die Gegensätze zwischen den dünnen herrschenden Schichten in den kapitalistischen Staaten Europas von heute auf morgen zum Ausbruch bringen können.

Wenn Nikita Skutari gutwillig räumt, ist diese augenblickliche Krise behoben. Bis zur Stunde ist es nicht unmöglich, daß er gegen ein angemessenes Trinkgeld klein beigibt, denn er ist der gerissenste aller gekrönten Geschäftelhuber, aber in diesem Falle steht der leidenschaftliche Wille eines kleinen, doch zähen Volkes hinter ihm, das, in einem kärglichen und armen Lande lebend, den Besitz der reichen und fruchtbaren Skutari-Ebene für seine Getreideversorgung nötig zu haben glaubt. Wenn aber Nikita starrsinnig bleibt und Österreich marschieren läßt und Italien seine Truppen über die Adria sendet, dann beginnt eine neue Phase der Balkanfrage mit einem jener weltgeschichtlichen Abenteuer, auf die noch immer die alte Weisheit zutrifft, daß man wohl ihren Anfang, aber nicht ihr Ende kennt.

Die preußischen Landtagswahlen.

Von Paul Hirsch.

Die Agitation der Sozialdemokratie innerhalb und außerhalb des Dreiklassenparlamentes hat nicht wenig dazu beigetragen, daß dem deutschen Volke die Augen über die ihm von Preußen aus drohenden Gefahren geöffnet sind. Der preußische Landtag, beherrscht von den Junkern und Pfaffen, auf deren Seite sich im entscheidenden Momente nur allzu oft die Nationalliberalen geschlagen haben, begnügt sich nicht damit, den preußischen Gesetzen den Stempel seiner reaktionären und scharfmacherischen Gesinnung aufzudrücken. Unter Mithilfe der Regierung sucht er seinem unheilvollen Einfluß auch im Reich Geltung zu verschaffen. Besonders deutlich tritt dies Streben seit der Wahlniederlage des schwarzblauen Blocks bei den vorjährigen Reichstagswahlen in Erscheinung.

Charakteristisch hierfür ist ein Vorgang, der sich in den letzten Tagen abgespielt, der aber leider nicht die genügende Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit gefunden hat. Bei der dritten Lesung des Etats der allgemeinen Finanzverwaltung am 16. April unternahmen die Konservativen und Freikonservativen des Abgeordnetenhauses im Bunde mit dem Finanzminister einen planmäßigen Vorstoß gegen das Eingreifen des Reiches in die Steuersysteme der Einzelstaaten, das sie in den dem Reichstag unterbreiteten Deckungsvorlagen erblicken. Mit der geplanten Aufbringung des einmaligen Wehrbeitrags erklärte sich der konservative Redner allenfalls einverstanden als mit einer durch besondere Verhältnisse gebotenen Ausnahmemaßregel „in Anbetracht des Ernstes der Lage, weil die Erhaltung der Wehrfähigkeit unseres Vaterlandes gegenwärtig nicht anders als durch dies Opfer gewährleistet werden könne". Um so schärfer aber protestierte er gegen die Aufbringung der fortlaufenden Kosten der Militärvorlage „unter völligem Verzicht auf das dem Reiche in erster Linie vorbehaltene Gebiet der indirekten Besteuerung"; zum mindesten, fügte er hinzu, müsse bei diesen Eingriffen in die den Einzelstaaten bisher vorbehaltenen Finanzgebiete wenigstens die Finanzhoheit der Einzelstaaten soweit als irgend möglich geschont und müßten Maßnahmen vermieden werden, welche die finanzielle Selbständigkeit der Einzelstaaten in Frage stellen und mit dem föderativen Grundgedanken des Reiches in Widerspruch treten würden. Mit anderen Worten: Die Ausgestaltung der aufzubringenden Besitzsteuer ist den Einzelstaaten zu überlassen, damit den Agrariern die Möglichkeit bleibt, sich der Lasten zu entziehen, genau so, wie sie es bisher schon verstanden haben, einer gerechten Steuerveranlagung in Preußen aus dem Wege zu gehen.

Ganz ähnlich äußerte sich der freikonservative Führer Freiherr v. Zedlitz, der mit allem Nachdruck forderte, daß die Veranlagung zur Vermögensteuer von derselben Stelle ausgehen müsse wie die zur Einkommensteuer, und der weiter der Befürchtung Ausdruck gab, wenn das Reich die Vermögensteuer oder einen Teil derselben an sich ziehen wollte, so würde man mit absoluter Notwendigkeit bald dazu gelangen, auch die Einkommensteuer an das Reich heranzuziehen, und die Folge davon müßte eine vollkommene steuerliche Mediatisierung der Bundesstaaten durch das Reich sein. „Also,

meine Herren, keine Reichsvermögensteuer! Das ist finanziell ein Unsinn und politisch eine schwere Verfehlung gegen den Reichsgedanken."

Fast noch weiter ging der Finanzminister Dr. Lentze, der die Einführung einer Reichsvermögensteuer als ein „großes Unglück, ein namenloses Unglück für die Einzelstaaten" bezeichnete und die Bitte an das Haus richtete, alles zu tun, um dagegen zu wirken, daß eine solche Steuer eingeführt werde.

Selbstverständlich, daß von sozialdemokratischer Seite diesem Versuch einer Einwirkung auf die Entschließungen des Reichstags sofort mit der nötigen Energie entgegengetreten wurde. Aber kennzeichnend ist und bleibt es, daß die preußischen Junker im Gefühl ihrer numerischen Schwäche im Reichstag, wie so oft, so auch diesmal wieder die Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses zum Tummelplatz ihrer wüsten Agitation gegen die Einführung einer Reichsvermögensteuer gemacht haben, und daß ihnen dabei kein Geringerer als der verantwortliche Leiter der preußischen Finanzen Helfersdienste geleistet hat.

Hält man sich ferner vor Augen, wie im Landtag, bald im Herrenhaus, bald im Abgeordnetenhaus, der Ruf nach einem Arbeitswilligenschutz erschallt, wie das Herrenhaus am 12. März v. J. in einer Resolution die Regierung ersucht hat, „alle erforderlichen Maßnahmen, nötigenfalls auch durch Einbringung von Gesetzesvorlagen, zu ergreifen, welche geeignet erscheinen, Arbeitswillige und Gewerbetreibende in der Verwertung ihrer Arbeitskraft und ihrer geschäftlichen Tätigkeit wirksam zu schützen vor Vergewaltigung und Bedrückung, sei es, daß diese im Wege unmittelbaren oder mittelbaren Zwanges versucht werden", erinnert man sich weiter des Rufes nach einem neuen Sozialistengesetz, den die Arnim und Kardorff im Januar dieses Jahres erschallen ließen, und bedenkt man endlich, wie unter dem Einfluß der preußischen Eisenbahnverwaltung nicht nur den Eisenbahnarbeitern in Preußen, sondern auch in süddeutschen Bundesstaaten das ihnen durch Gesetz und Verfassung gewährleistete Koalitionsrecht geraubt wurde, so hat man eine Vorstellung von der Macht, die die Junker und Junkergenossen trotz ihrer Einbuße bei den letzten Reichstagswahlen mittelbar mit Hilfe der preußischen Stimmen im Bundesrat auf die Verwaltung und Gesetzgebung im Reiche ausüben.

Diese Macht zu brechen, ist die vornehmste Aufgabe eines jeden, dem freiheitliche Zustände in Deutschland am Herzen liegen. Da aber die Macht der konservativ-klerikalen Mehrheit in dem Dreiklassenwahlsystem und der veralteten Wahlkreiseinteilung wurzelt, so gilt es, die Axt an die Wurzel des Übels zu legen und endlich das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für Männer und Frauen zu erringen. Mit vollem Recht ist der preußische Wahlrechtskampf als eine deutsche, ja als die deutsche Frage der Gegenwart bezeichnet worden.

Auf welchem Wege dies Ziel erreicht werden kann, das zu erörtern ist hier nicht der Ort. Nur so viel sei gesagt, daß die Entscheidung letzten Endes nicht im preußischen Landtag fallen wird! Wohl können von hier aus durch fortgesetzte Stellung von Anträgen, durch unablässige Agitation die Scheußlichkeiten des Dreiklassenwahlsystems aller Welt vor Augen geführt, wohl können von hier aus die Massen immer und immer wieder an ihre Rechtlosigkeit erinnert werden. Aber geben wir uns

keinen Illusionen hin! Die Machthaber Preußens werden von ihrem angeblichen Recht, das in Wahrheit das höchste Unrecht ist, freiwillig auch nicht ein Jota aufgeben. Und auch darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß eine wesentliche Änderung in der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses von den bevorstehenden Neuwahlen nicht zu erwarten ist.

Aus den Wahlen des Jahres 1908 ging ein Parlament hervor, das, wenn man die Hospitanten den Fraktionen zurechnet, denen sie sich anschlossen, sich zusammensetzte aus 152 Konservativen, 60 Freikonservativen, 65 Nationalliberalen, 36 Fortschrittlern und 104 Anhängern des Zentrums, 15 Polen und 7 Sozialdemokraten. Dazu kamen noch 4 keiner Partei angehörende Mitglieder, und zwar 2 Dänen und 2 Abgeordnete, die ihrer politischen Anschauung nach der Rechten zugezählt werden müssen. Es standen also 214 Anhänger des Dreiklassenwahlsystems 229 Gegnern gegenüber. Aber unter den Gegnern des Dreiklassenwahlsystems gehen die Ansichten über eine Reform weit auseinander. Die Nationalliberalen wollen an die Stelle des heutigen Wahlunrechtes ein neues Wahlunrecht in Form eines Pluralwahlsystems setzen, das Bildung und Besitz bevorzugt, wobei durch die Beseitigung der Drittelung in den Urwahlbezirken die Arbeiterklasse vollends entrechtet werden soll. Zentrum, Polen und Fortschrittler wiederum erstreben wenigstens auf dem Papier die Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen, ein Ziel, das auch den Sozialdemokraten trotz ihrer weitergehenden Forderung als das zunächst anzustrebende vor Augen schwebt. Rechnet man Zentrum, Fortschrittler, Polen und Sozialdemokraten zusammen und zählt man noch die beiden Dänen hinzu, so würden im günstigsten Falle 164 von den 443 Abgeordneten für die Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen vorhanden sein. Leider aber ist diese Berechnung zu optimistisch. Aus der Liste der Wahlrechtskämpfer kann man getrost die 104 Mitglieder der Zentrumsfraktion streichen. Programmatisch ist das Zentrum zwar für die Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen zu haben, nicht aber für eine gerechte Wahlkreiseinteilung; und durch seine Taten hat es bewiesen, wie wenig ernst es ihm selbst mit dieser letzten Forderung ist. Hat das Zentrum in früheren Jahren nicht nur nichts nach dieser Richtung hin unternommen, so hat es in der letzten Legislaturperiode sein eigenes Programm direkt mit Füßen getreten. Von dem Tage an, wo es sich in der Kommission zur Vorberatung der Bethmannschen Reform mit den Konservativen verband, um die indirekte Wahl zu verewigen und die halb geheime, in der Praxis auf die Beibehaltung der öffentlichen hinauslaufende Stimmabgabe einzuführen, bis zu dem denkwürdigen 20. Mai 1912, wo es rund die Hälfte seiner Mitglieder abkommandierte, um ein Votum des Abgeordnetenhauses zugunsten des geheimen und direkten Wahlrechtes zu vereiteln, bildet sein Verhalten zur Wahlrechtsfrage eine fortgesetzte Kette schamlosester Verrätereien.

Und auch auf die Fortschrittler ist in der Wahlrechtsfrage kein Verlaß. Wohl haben sie, was von sozialdemokratischer Seite wiederholt anerkannt wurde, bei der Beratung der Wahlrechtsvorlage im Jahre 1910 im Gegensatz zu früher ihren Mann gestanden, und sie haben auch in späteren Wahlrechtsdebatten nach außen hin den Willen einer ernsten Bekämpfung der Dreiklassenschmach bekundet. Jedoch wird das doppelt und dreifach auf-

gewogen durch die Wahlbündnisse, die sie jetzt mit den Nationalliberalen geschlossen haben, und durch die Verpflichtung, die sie ihren Bundesbrüdern gegenüber eingegangen sind, keinerlei Abmachungen mit den Sozialdemokraten zu treffen. Die Hand, die die Sozialdemokratie ihnen bot, haben sie zurückgewiesen, die sozialdemokratischen Bedingungen betrachten sie als ein kaudinisches Joch, obwohl diese Bedingungen nichts anderes bedeuten als die Hochhaltung des fortschrittlichen Programmes. Aber mit den Nationalliberalen, deren Stellung zur Wahlrechtsfrage dem fortschrittlichen Programm direkt ins Gesicht schlägt, schließen sie unbedenklich ein Bündnis auf Leben und Tod. Mag man es bedauern, daß es nicht gelungen ist, eine Wahlrechtsliga in Preußen zu bilden, mag man sich über die Zersplitterung und Zerrissenheit in den Reihen der Gegner des Dreiklassenwahlsystems freuen — mit der Tatsache, daß es zu keiner Einigung gekommen ist, haben wir uns abzufinden. Die Folge davon wird sein, daß sich an der Zusammensetzung des neuen Abgeordnetenhauses wenig ändern wird. Wohl wird es der Sozialdemokratie voraussichtlich gelingen, aus eigener Kraft nicht nur ihren jetzigen Besitzstand zu behaupten, sondern noch das eine oder andere Mandat neu hinzuzuerobern, wohl werden kleine Verschiebungen im Besitzstand der bürgerlichen Parteien eintreten, aber im großen ganzen wird alles beim alten bleiben. Unsere Schuld ist das nicht. Wir haben zu erkennen gegeben, daß jeder Wahlrechtsfreund auf unsere Unterstützung rechnen darf, vorausgesetzt, daß er ein wirklicher Vorkämpfer für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist. Aber man verlangt mehr von uns, man verlangt, daß wir bedingungslos eintreten sollen für angebliche Wahlrechtsfreunde, die unsere Hilfe gern annehmen, aber nicht nur zu keiner Gegenleistung bereit sind, sondern sogar im Kampfe zwischen Konservativen und Sozialdemokraten den ersteren, sei es durch direkte Unterstützung, sei es durch passives Verhalten zum Siege verhelfen. Wollen wir uns nicht selbst entmannen, so können wir darauf nicht eingehen.

Zwar wird in dem Wahlaufruf der Fortschrittlichen Volkspartei mit Recht die Wahlrechtsreform als das Hauptziel des Wahlkampfes hingestellt, zwar wird zutreffend darauf hingewiesen, wie jede Unterstützung einer konservativen Wahl die Gefahr vergrößert, daß alle anderen Parteien des Hauses den Einfluß auf die Gesetzgebung verlieren, zwar wird die Notwendigkeit einer zielbewußten Zusammenfassung aller liberalen Kräfte betont. Aber daß der Einfluß der Demokratie auf die Landespolitik wirksam nur dann zur Geltung kommen kann, wenn im Sinne der von der Sozialdemokratie Preußens beschlossenen Richtlinien vorgegangen wird, davon wollen die Fortschrittler nichts wissen. Sonst könnten sie unmöglich zusammengehen mit den Nationalliberalen, die in ihrem Wahlaufruf die Einführung eines gleichen Wahlrechtes entschieden ablehnen, neben der direkten und geheimen Wahl ausdrücklich die Beseitigung der Drittelung in den Urwahlbezirken verlangen, die die „rein mechanische Einteilung der Wahlkreise nach der Volkszahl" verwerfen und bei der Abgrenzung der Wahlkreise die „Berücksichtigung von Land und Leuten" fordern.

Droht so dem Dreiklassenwahlsystem von keiner der liberalen Parteien, weder von den Nationalliberalen noch von dem sich „entschieden" nennenden Liberalismus, auch nur die geringste Gefahr, so läßt andererseits auch das Zentrum in seinem Wahlaufruf durchblicken, daß es sich mit dem Dreiklassen-

wahlsystem abgefunden hat. So verlogen der Wahlaufruf auch im übrigen ist, indem er davon spricht, daß die Zentrumsfraktion des Abgeordnetenhauses mit aller Entschiedenheit für die Einführung der geheimen Stimmabgabe tätig gewesen sei, so gibt er doch mit dankenswerter Offenheit zu, daß das Zentrum für eine Besserung des Wahlrechtes in derselben Richtung tätig sein werde wie im Jahre 1910, das heißt, daß es nicht einmal für die Beseitigung der indirekten Stimmabgabe, geschweige denn für ein gleiches Wahlrecht zu haben ist.

Unter solchen Umständen ist ein Wendepunkt in der preußischen Politik von dem Ausfall der Landtagswahlen nicht zu erhoffen. Trotz der öffentlichen Stimmabgabe und trotz aller Schikanen des Dreiklassenwahlsystems wird der größte Teil der Wähler wieder für die Sozialdemokratie votieren, aber das wird die herrschenden Kreise, das wird die Regierung wenig kümmern. Nach wie vor wird Preußen der am reaktionärsten regierte deutsche Bundesstaat sein, der Staat, dessen gesetzgebende Körperschaften den Kampf gegen die Sozialdemokratie als ihre erste, ja als ihre einzige Pflicht betrachten, der Staat, in dem eine kleine Minderheit, gestützt auf die von ihr selbst geschaffenen Gesetze und auf eine mittelalterliche Verwaltungspraxis, die Rechte der übergroßen Mehrheit des Volkes mißachtet.

Mögen die Machthaber Preußens den Mund noch so weit aufreißen, die Furcht vor der Sozialdemokratie ist es, die in letzter Linie all ihr Tun und Lassen bewußt oder unbewußt beeinflußt. Auf zweierlei Weise hofft man der Sozialdemokratie Herr zu werden, durch rücksichtsloses, brutales Vorgehen, am liebsten durch Waffengewalt gegen die Alten, und durch Erziehungsarbeit — Erziehungsarbeit im Sinne der herrschenden Klassen — gegen die Jungen. In die Unkosten eines Kampfes mit geistigen Waffen stürzt man sich nicht, man bedient sich einfach des Rüstzeugs des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie und wiederholt das, was schon tausendfach widerlegt ist, was sich sogar vor Gericht als unwahr erwiesen hat, was aber den preußischen Dreiklassenleuten noch immer gut genug erscheint, die Massen vor der Sozialdemokratie gruselig zu machen. Es ist kaum zu glauben, mit wie abgestandenen Ladenhütern Vertreter der Regierung und der sogenannten staatserhaltenden Parteien im Landtag hausieren gehen. Jede unkontrollierbare Zeitungsnachricht über irgendeine Ausschreitung bei irgendeinem Streik wird freudig aufgegriffen, um gegen die „Partei des Umsturzes" mobil zu machen, und selbst wenn sich hinterher herausstellt, daß die vermeintliche Gewalttat gar nicht begangen ist oder daß es sich um Exzesse von Arbeitswilligen gegen Streikende handelt, hält man es nicht für nötig, seine Äußerungen zu korrigieren. Es liegt System darin: den Unkundigen soll die Sozialdemokratie als eine im Heugabelsinne revolutionäre Partei vor Augen geführt werden, und die bürgerliche Presse unterstützt das scharfmacherische Vorgehen, indem sie die gegen die Sozialdemokratie gehaltenen Reden in möglichster Ausführlichkeit bringt, die Erwiderungen unserer Genossen aber gewöhnlich unterschlägt. In dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen den ultrakonservativen scharfmacherischen und den linksliberalen Blättern, sie alle werden aus denselben Quellen gespeist.

Zum Gotterbarmen vollends ist die Erziehungsarbeit, die die Regierung und die bürgerlichen Parteien an der proletarischen Jugend vornehmen, um sie der Sozialdemokratie abspenstig zu machen. Um das vorschulpflichtige

Alter kümmert man sich in Preußen nicht, für die Heranbildung eines körperlich gesunden Geschlechtes durch planmäßige Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und der Tuberkulose hat der preußische Staat ebensowenig Mittel übrig wie zur Bekämpfung des Alkoholismus. Von einem Schutz der Kinder vor Ausbeutung und Mißhandlung, wie ihn die Sozialdemokraten beantragt haben, will man nichts wissen, gesunde Wohnungen für die minderbemittelten Schichten der Bevölkerung zu schaffen, hält man für überflüssig, aber die Jugend geistig zu verblöden, künstliche Schranken zwischen Eltern und Kindern zu errichten, erscheint als ein verdienstvolles Unternehmen. Schon genügt es nicht mehr, in der Volksschule unter Vernachlässigung des notwendigsten Wissensstoffes ein gottesfürchtiges und königstreues Geschlecht heranzubilden, nein, auch der schulentlassenen Jugend soll mit staatlichen Mitteln christliche und patriotische Gesinnung eingetrichtert werden. Der Erreichung dieses Zieles dient der inzwischen auf $2^1/_2$ Millionen angewachsene staatliche Jugendpflegefonds, der Erreichung dieses Zieles sollte auch der dem Landtag in der Session 1911 unterbreitete, aber nicht zur Verabschiedung gelangte Entwurf eines Fortbildungsschulgesetzes dienen, der unter anderem die staatsbürgerliche Erziehung zu den Aufgaben des Fortbildungsschulunterrichtes gerechnet wissen wollte, aber nicht etwa eine staatsbürgerliche Erziehung schlechtweg, sondern, wie der Handelsminister erläuternd hinzufügte, eine staatsbürgerliche Erziehung auf der Basis der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung, die getragen sein müsse von einer aufopferungsfähigen Liebe zum Vaterland, von dem Gedanken der Treue zu Kaiser und Reich.

Auch darin liegt System! Man fürchtet die Aufklärungsarbeit der Sozialdemokratie, man möchte verhindern, daß die jungen Leute, wenn sie ins Leben hinaustreten, erfahren, wie sehr sie durch die Junker und Junkergenossen ausgebeutet und geknebelt werden.

Ausbeutung und Knebelung neben Verdummung der Massen! Das ist es in der Tat, worauf die Weisheit der herrschenden Klassen letzten Endes hinausläuft. Ausbeutung, indem man dem Volke immer neue Lasten aufbürdet, Knebelung, indem man seine winzigen Rechte mit Hilfe der Verwaltungspraxis und der Gerichte illusorisch macht oder offen dazu übergeht, sie noch weiter zu verkümmern.

Die Lobredner der heutigen Zustände können nicht genug den sozialen Charakter der preußischen Steuergesetzgebung preisen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß das Einkommensteuergesetz durch die Einführung der Progression des sozialen Geistes einen Hauch verspürt, aber in den zwanzig Jahren, die seit seinem Erlaß verflossen sind, hat man es verstanden, den sozialen Zug in sein Gegenteil zu verkehren. Man hat den § 23 geschaffen, der die Arbeitereinkommen bis zum letzten Pfennig zur Steuer heranzieht, hat aber nichts geändert an der Vorschrift, daß der Landrat der geborene Vorsitzende der Veranlagungskommission ist, und hat auch nichts geändert an dem durch die Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichtes geschaffenen Zustand, daß bei Einkommen von mehr als 3000 Mark die Beweislast der Steuerbehörde obliegt, eine Praxis, durch die es unmöglich ist, Steuerdefraudanten das Handwerk zu legen. Man hat sich nicht gescheut, den Mietstempel zu erhöhen, aber den Stempel für landwirtschaftliche Pachtungen hat man niedrig gelassen, weil sich, wie es in den Motiven des Entwurfes

eines Gesetzes betreffend Abänderung des Stempelsteuergesetzes heißt, eine stärkere steuerliche Belastung aus Rücksicht auf die oft wenig leistungsfähigen Pächter kleinerer oder mittlerer Grundstücke verbietet. Man hat die Einkommen schon von 1200 Mark an mit Zuschlägen belegt, anstatt die Grenze für das steuerfreie Existenzminimum, die heute 900 Mark ist, entsprechend dem gesunkenen Werte des Geldes auf mindestens 1500 Mark zu erhöhen. Im Jahre 1883 erklärte die Regierung es für das nächste und dringendste Bedürfnis, die Einkommen bis zu 1200 Mark von der Steuer frei zu lassen. Im Jahre 1908 belasteten die gesetzgebenden Körperschaften die Einkommen von 1200 Mark an noch mehr als bisher und im Jahre 1912 erklärte der Finanzminister, man könne mit Rücksicht auf das Kinderprivileg mit der Freilassung der Steuer nicht mehr so weit heruntergehen wie früher, der Staat könne den dadurch entstehenden Einnahmeausfall nicht ertragen. Wer Rechte im Staate haben wolle, müsse auch Pflichten gegen ihn übernehmen! Und das sagt ein Minister derselben Regierung, die der großen Mehrzahl der preußischen Staatsbürger ihr höchstes Recht, das Wahlrecht vorenthält, die danach trachtet, den Arbeitern ihr Koalitionsrecht zu rauben, um sie an der Erringung höherer Löhne zu hindern, die gegen streikende Arbeiter Polizei und Gerichte mobil macht!

Über die Reaktion, die sonst auf allen Gebieten preußischer Gesetzgebung und Verwaltung herrscht, ein Wort zu verlieren, erübrigt sich. Allerdings hat der Minister des Innern in der Generaldebatte zur dritten Lesung des Etats verzweifelte Anstrengungen gemacht, um Preußen als ein Paradies für die Arbeiter zu schildern. Auf den beschränkten Untertanenverstand unserer preußischen Junker und Pfaffen mag es ja Eindruck machen, wenn Herr v. Dallwitz aus der Tatsache, daß alljährlich ausländische Arbeiter in Scharen nach Preußen hineinströmen, daß Russen, Polen, Österreicher, Italiener, Belgier und Holländer es als ein erstrebenswertes Ziel betrachten, das preußische Staatsbürgerrecht zu erwerben, den Schluß zieht, daß sie das nur deshalb tun, weil sie „bei uns in unserem von in- und ausländischen Genossen so viel angefochtenen preußischen Vaterland bessere Arbeits- und Lebensbedingungen finden als in ihrer Heimat", weil „unsere vielgeschmähten Arbeitgeber in Stadt und Land in der Regel bemüht sind, nach Kräften für ihre Arbeiter zu sorgen, und weil unsere Gesetze, unsere Behörden den Arbeitern Schutz und Rückhalt gewähren, soweit dies mit den Interessen der Gesamtheit vereinbar ist und jedenfalls in weit höherem Maße, als dies in manchen anderen Ländern geschieht, auch reichere und republikanisch regierte Staaten mit inbegriffen". Daß diese Phrasen von wiederholtem Beifall der Rechten begleitet wurden, beweist das geistige Niveau des Dreiklassenparlamentes.

Das heutige Preußen ist — das wird von keinem vorurteilslosen Kenner der Verhältnisse bestritten — das Haupthindernis für die freiheitliche Gestaltung Deutschlands. Und wenn der General v. Kleist am 26. April dieses Jahres im Herrenhause es die ernsteste Aufgabe des Parlamentes nannte, „dieses Preußen in seiner Machtfülle und Kraft zu erhalten, damit es das Staatsschiff des Deutschen Reiches auch mit über Wasser halten kann, das jetzt schon im stürmischen Meere sich bewegt", so müssen wir im Gegensatz dazu erklären, daß wir es für die ernsteste Aufgabe des Proletariats halten, an die Stelle dieses Preußens, des Preußens der Junker und Pfaffen,

der Scharfmacher und der Mucker, ein wirklich freies Preußen treten zu lassen, einen Staat, der die führende Stellung auf sozialpolitischem Gebiet und in Kulturfragen übernimmt, ein Preußen, das ein Recht hat, von sich zu sagen: Preußen in Deutschland voran!

Die deutsch-englische Annäherung.

Von **Th. Rothstein** (London).

Die aus dem Balkankrieg entstandene europäische Krise hat eine langersehnte Frucht gezeitigt: England und Deutschland haben sich wieder zusammengefunden. Das ist eine Tatsache, die bei mehreren Gelegenheiten im Verlauf der letzten Monate von „berufenen" Stellen im deutschen Reichstag offen proklamiert worden ist und die sich — was vielleicht noch überzeugender ist — auch aus den mehrfachen Äußerungen der dem Foreign Office nahestehenden englischen Presse ganz deutlich schließen läßt. Auch Fürst Lichnowsky, der deutsche Botschafter in London, hat bei seinen öfteren Ansprachen an die deutsche Kolonie schon einigemal davon geredet — derselbe Lichnowsky, der noch im Dezember 1911 im „Neuen Wiener Tagblatt" seiner Überzeugung den feierlichen Ausdruck gab, daß der deutsch-englische Gegensatz auf „tiefliegende" Ursachen zurückzuführen und nicht anders radikal zu lösen sei als auf dem Wege eines Krieges. Schon aber in seiner Rede im Hotel Cecil aus Anlaß des Geburtstags des Kaisers am 2. Februar dieses Jahres stellte er fest, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern äußerst freundschaftliche und fruchtbare geworden seien, was ihm die „Times", die einstige Führerin der englischen Hetzpresse, die zur Zeit der denkwürdigen Agadirkrise Deutschland mit dem berüchtigten Halsabschneider Dick Turpin verglichen hatte, bestätigte, die seine freundlichen Worte „herzlich" erwiderte. Kurz, eine Annäherung zwischen den beiden Regierungen ist aus Anlaß der jetzigen Krise zu einer historischen Tatsache geworden, und Europa befindet sich vor einer neuen Situation, in der auch wir uns orientieren müssen.

Eigentlich kommt die Änderung in den Beziehungen zwischen den beiden Mächten keineswegs als eine Überraschung. Jeder aufmerksame Beobachter, der sich nicht gänzlich von aprioristischen Erwägungen leiten ließ, konnte diese Entwicklung voraussehen, und auch der Schreiber dieser Zeilen, ohne auf prophetische Fähigkeiten Anspruch zu erheben, hat vor mehr als einem Jahre in diesen Blättern nach Prüfung der bestehenden Verhältnisse eine allmähliche Aussöhnung zwischen England und Deutschland vorausgesagt und seitdem diesen Prozeß bei zahlreichen Gelegenheiten in der Parteipresse auf jedem Schritt und Tritt verfolgt.[1] Denn die politischen Beziehungen zwischen zwei Ländern lassen sich keineswegs so leicht auf einige wirtschaftlich-sozialen Postulate zurückführen, wie wir Marxisten in der Anwendung unserer Theorie nur allzu eifrig und allzu hastig manchmal versuchen. Die wirtschaftlichen Kräfte, die zwei bürgerliche Länder voneinander abstoßen oder aneinander anziehen, sind sehr mannigfaltig und kreuzen einander in verschiedenen Richtungen, und es ist nicht immer leicht, die Resultante richtig herauszufinden und ihre Tragweite abzumessen. Noch in den ersten Jahren

[1] „Englands auswärtige Politik", Neue Zeit, XXX, 1, S. 581 ff.

des laufenden Jahrhunderts war England mit Frankreich verfeindet, und nichts wäre leichter gewesen, als auf Grund einer Prüfung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse den Beweis zu führen, daß die Feindschaft nicht anders als durch einen Krieg gelöst werden könne. Wir sahen aber, wie im Verlauf von einigen Jahren die ganze Situation in ihr Gegenteil umschlug. Damit sei nicht gesagt, daß jene Prüfung und jener Beweis phantastisch sein mußten. Sie konnten an und für sich richtig, aber nichtsdestoweniger einseitig und übertrieben sein. So gilt es auch von dem deutsch-englischen Gegensatz. Bekannte Faktoren wirtschaftlicher Natur und bekannte Vorgänge auf dem Gebiet der Rüstungs- und Weltpolitik hatten bei der englischen Bourgeoisie gelbe Eifersucht und schwarzen Verdacht erweckt; und hätte die daraus hervorgegangene Verfeindung wirklich zu einem bewaffneten Konflikt geführt, so hätten die späteren Geschichtschreiber das Recht gehabt, ihn auf die wirtschaftliche und politische Machtentfaltung des Deutschen Reiches zurückzuführen. Zu einem solchen Konflikt ist es indes nicht gekommen (aus Gründen freilich, die, wie wir in dem erwähnten Aufsatz ausgeführt haben, nicht von dem guten Willen Englands abhingen), und jetzt können wir schon sehen, daß auch andere Kräfte außer den erwähnten bei der Gestaltung der deutsch-englischen Beziehungen mitspielten und schließlich, wie vorauszusehen war, die Oberhand gewonnen haben. Einerseits hat sich der deutsche Imperialismus überzeugt, daß der Dreizack bei den Engländern noch immer in sehr starken Händen liegt, und hat von seinem albernen Traume einer Weltherrschaft Abstand genommen. Andererseits hat sich auch England überzeugt, daß die Schädigung seiner wirtschaftlichen (das heißt kapitalistischen) Interessen durch die deutsche Konkurrenz nur eine vorübergehende war und daß die Welt noch groß genug für beide sei. Diese gegenseitige Einsicht in den wirklichen Tatbestand hat die Reibungsfläche allmählich geglättet. Dadurch allein wurde schon England in die Lage versetzt, die schweren Wunden, die ihm die Verfeindung mit Deutschland geschlagen hatte, richtiger einzuschätzen. Marokko hatte es an Frankreich vergeben, und in Tripolitanien hatte es Italien eingesetzt — zwei Streiche, die seine eigene Herrschaft im Mittelmeer, dem Durchfahrtsweg nach Indien, beeinträchtigt haben. Die Türkei, deren Hauptstadt noch immer einen der Schlüssel des Weges nach Indien bildet, hatte es zu Fall gebracht und damit seine eigenen strategischen Schwierigkeiten vergrößert. Dann hatte es den persischen Pufferstaat zugunsten Rußlands geopfert und seine Stellung in China als Schildknappe Rußlands in dessen Vordringen nach der Mongolei und dessen Intrigen in der Sache der großen Anleihe schwer erschüttert. Alles dies, um das vermeintliche Vordringen Deutschlands über die Karpathen, die Donau und Konstantinopel nach dem Persischen Golf zu verhindern! Fügt man zu diesen Opfern noch die großen Lasten hinzu, die die Rüstungen dem Kleinbürgertum und der unruhigen Arbeiterklasse auferlegen, wie auch die Einsicht, daß Deutschland eigentlich die einzige Macht in Europa ist, die genau wie England und aus denselben Gründen wie England daran interessiert ist, überall den wirtschaftlichen und den politischen Statusquo wie die offene Tür zu erhalten, was keineswegs von Frankreich oder Rußland, die ökonomisch zu schwach sind, gesagt werden kann, dann begreift man, warum es doch allmählich zu einer Aussöhnung zwischen den beiden Mächten gekommen ist. Die einen Faktoren waren ebenso historisch maßgebend wie die anderen, nur daß sie zuerst schwächer waren und

erst im Verlauf der Zeit, als der Krieg infolge einer glücklichen Kombination der Verhältnisse ausblieb, sich durchgesetzt haben. Von diesem Standpunkt aus waren auch die häufigen Pilgerfahrten der bürgerlichen Politiker und Pazifisten zwischen den beiden Ländern gar nicht so wertlos, wie man sonst gedacht hat. Besonders für England, das doch immer ein demokratisches Land ist und wo selbst in auswärtigen Angelegenheiten die bürgerliche öffentliche Meinung ein Wort mitsprechen kann, waren jene Fahrten eine Kundgebung der bestehenden Dissonanz zwischen der Regierungspolitik und einem ganz bedeutenden und einflußreichen Teil des Bürgertums und zugleich ein Mittel, dieses Bürgertum zu organisieren. Ganz unbemerkt fanden sich im Verlauf der Zeit diese Elemente zusammen, bemeisterten sich eines Teiles der populären Presse und erwarben, besonders in der Provinz, einen recht hübschen Einfluß.

Das ließ sich sofort nach dem Ausbruch der Agadirkrise merken. Gerade die herausfordernde Haltung Greys, besonders aber die historische Rede Lloyd Georges im Mansion House wirkten auf die Gegner der deutschfeindlichen Politik des Auswärtigen Amtes wie ein kalter Strom Wasser. Es handelte sich dabei nicht einmal um die Interessen Englands. Es handelte sich dabei nicht einmal auch um Marokko, wofür England wenigstens diplomatisch engagiert war. Es handelte sich um den Kongo, ein französisches Gebiet, um das selbst die Franzosen gar nicht viel streiten wollten. Das war geradezu der Gipfel der Absurdität! Andererseits bewies das Auftreten Lloyd Georges, des damaligen Halbgotts der Liberalen und der Radikalen, wie weit der konservativ-imperialistische Einfluß im Auswärtigen Amte reicht. Der bürgerliche Pazifismus und der Liberalismus trafen sich somit zusammen und setzten mit ihrem Protest ein. Die Regierung sah ihren Irrtum sehr bald ein und blies zum Rückzug. So groß aber war die Entrüstung unter dem liberalen und selbst einem großen Teile des konservativen Bürgertums, daß der König bewogen werden mußte, den armen Grey durch Verleihung des Hosenbandordens in Schutz zu nehmen! Im Unterhaus selbst mußte Grey eine lange Verteidigungsrede halten; der Premierminister Asquith erklärte, die Freundschaft mit Frankreich sei keine „ausschließende", sondern eine „einschließende", und Herbert Samuel reiste speziell nach Paris, um dort denselben Gedanken zu verkünden.

Das war die Krise, denn von diesem Moment an beginnt allmählich eine neue Orientierung des Auswärtigen Amtes. Leicht war ihm diese selbstverständlich nicht. Grey ist kein Mann von großer Kombinationskraft und von großem Wissen. Sein Gehilfe Nicholson, der der wahre Leiter des Amtes ist, ist ein verbissener Russophile und Deutschenfresser. Auch die Torypresse, auf die sich Grey bisher stützte, konnte nur mit Schwierigkeit für eine neue Politik gewonnen werden. Trotzdem ging schon im Februar 1912 Lord Haldane nach Berlin, um den Ölzweig zu überbringen. Auch diese Pilgerfahrt wurde seinerzeit viel verlacht, aber ihre Bedeutung lag gar nicht auf dem Gebiet der „positiven", sondern der moralischen Politik. Sie sollte, wie selbst die „Times" vielsagend bemerkte, den „ungerechten Verdacht" des deutschen Volkes zerstreuen und der deutschen Regierung die Bürgschaft für die freundliche Gesinnung Englands liefern. Symptomatisch war das von größter Bedeutung, denn obschon Haldanes Kollege Churchill gerade zur selben Zeit seine berühmte Luxusrede hielt und in die Trompete des höchsten Flottenpatriotismus blies, bemerkte selbst die „Times", das

Wort „Luxusflotte" würde in Deutschland nicht gut aufgenommen werden, sei aber auch nicht an und für sich „glücklich gewählt". Mitte desselben Februar fand in den beiden Häusern des Parlamentes eine Debatte über die Adresse zur Beantwortung der Thronrede statt, und von beiden Seiten wurde die Gelegenheit reichlich benutzt, um die freundschaftlichen Gefühle gegenüber Deutschland zu beteuern. Landsdowne und Crewe in der Lordskammer und Bonar Law und Asquith im Unterhaus — alle proklamierten ihren Abscheu vor einem Konflikt mit Deutschland und drückten mit Hinweis auf Lord Haldanes Reise ihre feste Hoffnung auf Herstellung herzlicher Beziehungen mit Deutschland aus. Drei Monate später wurde Marschall v. Bieberstein zum Botschafter in London ernannt. Die „Times" fand die Gelegenheit geboten, ihn vor „übertriebenen" Hoffnungen zu warnen. England würde seine Freundschaften nicht aufgeben und würde nie eine deutsche Hegemonie auf dem Festland, von der die Alldeutschen träumen, dulden. Dieser Rückfall in den alten deutschfeindlichen Spleen vermochte aber nicht mehr den früheren Einfluß auszuüben. Im Gegenteil war es jedermann klar, daß die „Times" nur ihre eigenen Meinungen äußerte, denn überall wurde die Ernennung des neuen Botschafters mit größter Begeisterung aufgenommen. Schon zwei Monate später, als Kaiser Wilhelm mit dem Zaren in Baltischport zusammentraf, protestierte die „Times" selbst gegen die „alberne Mär", als sei die englische Politik von dem Wunsche begleitet, Deutschland einzukreisen: so wenig wie die russisch-französische Allianz eine Annäherung zwischen Rußland und Deutschland verhindere, könne und dürfe die Freundschaft mit Frankreich England davon abhalten, auch mit Deutschland freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. Es war auch bei dieser Gelegenheit, daß im Anschluß an das anläßlich der Begegnung von Baltischport erlassene offizielle Communiqué die „Times" zum erstenmal jene Theorie von der „wahren" Bedeutung der europäischen Gruppierungen aufstellte, die ihr und dem englischen Auswärtigen Amte bei der gegenwärtigen Balkankrise so sehr zu Nutzen kam. Das europäische Gleichgewicht, hieß es, werde nicht dadurch erhalten, daß die beiden Gruppen einander eine gleiche Militärmacht gegenüberstellen, sondern vielmehr dadurch, daß die einzelnen Mächte nicht mehr allein, sondern nur im Einvernehmen mit ihren Freunden handeln können, was natürlich eine große Hemmung darstelle. Die „Times" mag dabei an die eigenen Erfahrungen Englands gedacht haben, als es bei mehreren Gelegenheiten während der Marokkoaffäre und aus Anlaß der bosnischen Krise einen Krieg anzetteln wollte, aber jedesmal von seinen Freunden im Stiche gelassen wurde. Für den Augenblick aber war die Theorie ad usum Delphinum bestimmt, damit das Verbleiben Englands in der Tripelentente nicht im deutschfeindlichen Sinne ausgelegt werde.

Man muß die Äußerungen von amtlicher Stelle im Parlament und vielleicht noch mehr die Äußerungen solcher inspirierten und einflußreichen Blätter wie die „Times" studieren, um die allmählichen Verbesserungen der englisch-deutschen Beziehungen gebührend zu würdigen. Wenn die „Times" nach dem Tode Kiderlen-Wächters fast in einen Lobeshymnus ausbricht oder aus Anlaß des jüngsten Ausbruchs des Rüstungswahnsinns erklärt, die deutschen Militärmaßnahmen seien keine Provokation, sondern eine einfache Erfüllung der nationalen Pflicht, oder anläßlich des Er-

wachens des französischen „nationalen Stolzes" von den „provokatorischen" Reden und Theateraufführungen in Frankreich spricht und die Wortführer des „neuen Frankreich" als Chauvinisten brandmarkt und ihnen die „wahre" friedliche Natur der Tripelentente gegenüberstellt — wenn wir so etwas in dem ehrenwerten Blatte des englischen Imperialismus zu lesen bekommen, dann ist es klar, daß die Dinge sich seit den Tagen der Dick-Turpin-Artikel mächtig geändert haben.

Da erscheint schon die innige Zusammenarbeit der beiden Regierungen während der Balkankrise als etwas durchaus Natürliches und Selbstverständliches. Nachdem England sein Lebensinteresse nicht mehr in einem Kriege mit Deutschland erblickt, hat es auch keinen Anlaß mehr, einen Krieg zu schüren oder sogar zu unterstützen. „Wer macht den Krieg?" fragte die „Times" an demselben Tage, als der Baseler Kongreß seine Resolution annahm. Und sie, die doch eine bedeutende Rolle in den europäischen Krisen zwischen 1905 und 1911 gespielt hatte, antwortete selbst: „Die Antwort muß in den Regierungskanzleien Europas gesucht werden, unter den Leuten, die nur allzu lange mit menschlichen Leben wie mit Figuren im Schachspiel gespielt haben, die in den Formeln und dem Jargon der Diplomatie so sehr aufgegangen sind, daß sie sich nicht mehr der schmerzlichen Realitäten bewußt werden, mit denen sie hantieren." So sprach ein Blatt, das zur Zeit der bosnischen und der Casablanca-Affären das Menschenmögliche geleistet hatte, um zum Kriege zu hetzen. Das Blatt aber ging noch weiter und führte (offenbar mit Anspielung an den Baseler Kongreß) an: „Und so werden Kriege weiter gemacht werden, bis die großen Massen, die das Spielzeug der Berufsintriganten und Träumer sind, einmal das Wort aussprechen, das zwar nicht den ewigen Frieden, da der unmöglich ist, wohl aber den Entschluß zustande bringen wird, daß Krieg nur für eine gerechte und sittliche Lebensnotwendigkeit geführt werden soll." Wieder muß man sagen, daß, wenn ein Hetzblatt wie die „Times" so sprach, das Bedürfnis oder wenigstens der Wunsch, einen Krieg zu vermeiden, außerordentlich groß gewesen sein muß. Und da die Möglichkeit eines Krieges nicht bloß von dem Wunsche Englands, sondern noch mehr von dem Willen und der Diplomatie anderer Mächte, ganz besonders Österreichs und Rußlands, abhing, so stellte sich ein Zusammenwirken zwischen England und Deutschland, die beide eine dämpfende Wirkung auf ihre respektiven Freunde ausüben konnten, von sich selbst ein. Die Theorie der „Times" von der Bedeutung der Gruppierungen für das Gleichgewicht Europas bewährte sich vortrefflich, und der europäische Frieden wurde erhalten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Zusammenarbeit an einer gemeinsamen Sache die Beziehungen zwischen den beiden Mächten noch intimer gestaltet hat. Wenigstens dem Schreiber dieses scheint es, daß die Annäherung, die jetzt offen zugestanden wird, in der Wirklichkeit noch größer ist, als die Diplomaten es durchblicken lassen wollen. In dieser Hinsicht ist es sehr kennzeichnend, daß der deutsche Botschafter in Konstantinopel ruhig erklären konnte, Anatolien gehöre, falls es zu einer Aufteilung der asiatischen Türkei komme, in das Gebiet des deutschen „Einflusses". Derartiges hätte etwa vor zwei Jahren nicht ausgesprochen werden können, ohne einen Kriegssturm in England zu entfesseln. Der Umstand, daß dieser Ausspruch in England ganz ruhig aufgenommen wurde, zeigt, daß auch schon die *speziellen* Beziehungen zwischen England und Deutschland sehr weit fortgeschritten sind.

Jedenfalls ist die Kriegsaxt zwischen den beiden begraben, und das ist natürlich von Herzen zu begrüßen. Da scheint uns der Vorbehalt, mit dem einige Parteiblätter mit Hinweis auf die imperialistische Unterlage dieser Annäherung die Wendung in den deutsch-englischen Beziehungen betrachten, nicht ganz gerechtfertigt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in unserem Zeitalter die internationalen Beziehungen der Großmächte sich überhaupt nur oder wenigstens hauptsächlich auf dieser Grundlage gestalten, und die einzige Frage ist nur, ob sie von den imperialistischen Interessen zum Kriege oder zur Zusammenarbeit getrieben werden. Auch ist nicht ganz stichhaltig die Einwendung, daß die Zusammenarbeit von imperialistischen Staaten sich hauptsächlich auf Kosten dritter, nämlich der rückständigen Länder wie Persien oder die Türkei oder China, vollziehen kann, denn auch die Rivalität und die Verfeindung der imperialistischen Mächte vollziehen sich auf Kosten jener vorkapitalistischen Länder. Der imperialistische Anstrich der deutsch-englischen Annäherung darf uns deshalb davon nicht abhalten, sie mit Genugtuung zu konstatieren. Sie kann zweifelsohne die Rüstungslast vermindern, die durch die internationalen Zänke vergiftete Atmosphäre etwas luftiger machen und zugleich der Arbeiterklasse mehr Zeit gewähren, sich den inneren Angelegenheiten zu widmen. Eine Gefahr für den Frieden droht heute nicht von dem Gegensatz zwischen England und Deutschland, sondern nur von dem furor austriacus, der Verärgerung der regierenden Schichten Österreichs über das Erstarken der Balkanslawen, die sie zu allerhand albanischen Albernheiten führt, einem kindischen Spiel, das leider jeden Moment in blutigen Ernst umschlagen kann.

Die kapitalistische Konzentration in Frankreich.

Von **Compère-Morel.**

Unsere Gegner bestreiten nicht nur jede kapitalistische Konzentration, sondern sie gehen in ihren Behauptungen noch weiter! Sie halten unerschütterlich daran fest, daß sich im Gegenteil ein Prozeß der Teilung und Zerstückelung des Besitzes und des Reichtums vollziehe, der schließlich die ungeheure Majorität der französischen Bürger zu Eigentümern machen wird.

Frankreich, in dem die wirtschaftliche Entwicklung in den letzten Jahren einen viel langsameren Schritt eingehalten hat als etwa in Deutschland, in den Vereinigten Staaten oder in England, scheint ein besonders günstiges Beispiel für solche Behauptungen bieten zu können. Deshalb wird die Untersuchung des Konzentrationsprozesses gerade in Frankreich von besonderem Interesse sein.

Wenn man sich trotz der sprechenden und wirksamen Beweise, die der tägliche Augenschein für den Prozeß der kapitalistischen Konzentration erbringt, davor scheut, verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, so haben wir als Belege die Zählungen, die uns das Ministerium der Arbeit und der sozialen Fürsorge liefert.

1. Die Konzentration in der Industrie.

Diese Statistiken ergeben folgende Resultate: Es existieren in Frankreich in der Industrie 11 760 471 Lohnarbeiter und Angestellte, 2 080 000 Kleinmeister, die keinen Gehilfen beschäftigen, und 6 286 507 Unternehmer.

Sehen wir nun, wie groß nach den letzten drei Zählungen die Zahl der Angestellten und Arbeiter ist, die in Betrieben von 1 bis 100 Besoldeten beschäftigt werden.

Betriebe	Zahl der Angestellten und Arbeiter			Prozentsatz der Angestellten und Arbeiter		
	1896	1901	1906	1896	1901	1906
Mit 1 bis 10 Angestellten und Arbeitern (kleine Betriebe)	1134703	1130851	1187619	36	32	32
Mit 11 bis 100 Angestellten und Arbeitern (mittlere Betriebe) . . .	853000	999150	1026720	28	28	27
Mit mehr als 100 Angestellten und Arbeitern (große Betriebe) . . .	1124000	1396815	1542863	36	40	41
Zusammen	3111708	3526816	3757202	100	100	100

Nach diesen Zahlenangaben arbeiten also mehr als 40 Prozent des Personals in der Industrie in Betrieben, die mehr als 100 Arbeiter beschäftigen, und das Verhältnis steigt seit 1896 unaufhörlich. Die relative Zahl der Angestellten und Arbeiter in den Betrieben mit 1 bis 10 und mit 11 bis 100 Besoldeten hat sich hingegen vermindert.

Prüfen wir nun im Detail, wie sich die Betriebe nach der Zahl der Angestellten und Arbeiter verteilen, und vergleichen wir das Ergebnis der Jahre 1896, 1901 und 1906.

Es betrug:

Zahl der Angestellten und Arbeiter pro Betrieb	Zahl der Betriebe		
	1896	1901	1906
Mit 1	290748	318304	317988
" 2	128931	125494	129818
" 3	54500	52172	54669
" 4	29609	28789	30873
" 5	16939	16077	17816
" 6	11749	11302	12883
" 7	7109	6851	7445
" 8	6431	6246	7096
" 9	4095	3760	4154
" 10	5056	4994	5581
" 11 bis 20	17999	20307	19933
" 21 " 50	11600	12978	13215
" 51 " 100	3946	4491	4650
" 101 " 200	2041	2350	2555
" 201 " 500	1152	1330	1467
" 501 " 1000	299	338	412
" 1001 " 2000	109	144	146
" 2001 " 5000	35	46	33
" mehr als 5000	13	18	16
Zusammen	592361	615896	650210

An der Hand dieser Zahlen kann man feststellen, daß die Vermehrung der kapitalistischen Betriebe dauernd vonstatten geht.

Während die Betriebe, die einen, zwei oder höchstens drei Arbeiter beschäftigen, sich nicht vermehren und sich besonders von 1901 bis 1906 nicht vermehrt haben, werden die Betriebe mit einem größeren Personal immer zahlreicher.

Die Zahl der Betriebe, die mehr als 500 Besoldete beschäftigen, ist um mehr als 40 Prozent, die Zahl der Betriebe mit 50 bis 500 Angestellten um 20 Prozent, die Zahl der Betriebe mit 6 bis 50 Arbeitern um 3 Prozent gestiegen, wogegen die Verhältniszahl der Betriebe mit 1 bis 5 Besoldeten heruntergegangen ist.

Das Ergebnis der Verteilung des industriellen Personals in den kleinen, mittleren und großen Betrieben ist also folgendes: Von 100 Besoldeten werden 24,6 Prozent in den kleinen, 7,2 Prozent in den mittleren und 68,2 Prozent in den großen Betrieben beschäftigt.

Im Jahre 1901 betrug der Prozentsatz in den kleinen Betrieben 24,6 Prozent, in den mittleren 6,7 und in den großen 68,7 Prozent, während er im Jahre 1896 in der ersten Kategorie 27,7, in der zweiten 7,8 und in der dritten 64,5 Prozent ausmachte.

Im Jahre 1906 beschäftigten 41 092 Betriebe mit mehr als 10 Arbeitskräften 2 569 583 Arbeiter, während 568 111 Betriebe — zehnmal mehr — mit weniger als 10 Arbeitern nur 1 187 699 Arbeiter beschäftigten — also die Hälfte weniger!

Noch weitere Beweise für die kapitalistische Konzentration finden wir in den statistischen Berichten über die motorischen Kräfte, die uns das Arbeitsministerium im Jahre 1906 geboten hat.

Im Jahre 1899 betrug die Zahl der Betriebe mit Dampfmaschinen 47 388, im Jahre 1906 erreichte sie die Höhe von 49 973. Die in Pferdekräften ausgedrückte Kraftleistung der 47 388 Unternehmungen vom Jahre 1899 betrug 1 435 982, die Leistung der 49 973 Betriebe vom Jahre 1906 erreichte dagegen die Höhe von 2 605 000 Pferdekräften! Im übrigen folgt hier eine sehr anschauliche Tabelle:

Kraftleistung in Pferdekräften	Zahl der Betriebe mit Dampfmotoren		Von 1000 Betrieben mit Dampfmotoren gehörten jeder Gruppe an.	
	1899	1906	1899	1906
Mindestens 10	32 136	30 498	676,7	610,2
11 bis 20	7 297	8 354	153,7	167,2
21 „ 50	4 514	7 884	95,1	117,7
51 „ 100	1 602	2 090	33,7	41,8
101 „ 200	958	1 459	20,2	29,2
201 „ 500	621	997	13,1	20,0
501 „ 1000	214	354	4,5	7,1
1001 „ 2000	89	194	2,0	3,9
2001 und darüber	56	143	1,0	2,9

Wenn die obige Tabelle ergibt, daß die kleinen Familienbetriebe sich vermindert haben, während die mittleren das Bestreben zeigen, sich auf gleicher Höhe zu erhalten, und die großen sich vermehrt haben (beinahe um das Doppelte), zeigt die Zusammenzählung der Pferdekräfte einer jeden Fabrikkategorie, daß, wenn die Zahl der kapitalistischen Fabriken sich verdoppelt hat, sich ihre Kraftleistung in Pferdekräften sogar verdreifacht hat.

Fabriken mit einer Kraftleistung in Pferdekräften von	Gesamtkraft in Pferdekräften		Von 1000 Pferdekräften gehörten jeder Gruppe an	
	1899	1906	1899	1906
Mindestens 10	178088	170000	121	65
11 bis 50	261795	880000	126	182
51 „ 200	268272	880000	146	183
201 „ 1000	850064	580000	223	244
1001 „ 2001 und darüber	387818	1145000	270	440

Um die erstaunliche Vermehrung der großkapitalistischen Fabriken richtig beurteilen zu können, müssen wir deren Zahl vom Jahre 1906 mit der Zahl der gleichartigen aus der Zählung des Jahres 1899 vergleichen.

Pferdekräfte	Zahl der Fabriken im Jahre	
	1899	1906
2001 bis 5000	39	90
5001 „ 10000	12	30
10001 „ 15000	4	15
15001 „ 20000	1	8
20000 und darüber	—	5[1]
Zusammen	56	143

Die Zahl der Fabriken, die über mehr als 2000 Pferdekräfte verfügen, ist also in 7 Jahren von 56 auf 143 gestiegen. Beinahe auf das Dreifache!

Ist das nicht eine höchst interessante Erscheinung, auf die wir unser Augenmerk richten müssen?

Können wir jetzt noch von der möglichen Ausdehnung des Kleinbesitzes sprechen? Von der glänzenden Zukunft der Produzenten, die als Eigentümer ihrer Produktionsmittel Herren ihres Geschickes sind?

Die Frage schließt die Antwort in sich. Es erübrigt sich, darauf einzugehen.

Sehen wir jetzt, wie es mit dem Handel bestellt ist.

2. Die Konzentration im Handel.

In sämtlichen Handelszweigen, der Nahrungsmittel-, der Möbel-, der Bekleidungs-, der Schuhwaren-, der Juwelenbranche wie auch in der Branche für Basarartikel, haben die großen Magazine überhand genommen und schädigen die von den Besitzern selbst geleiteten kleinen Geschäfte auf das furchtbarste.

Neben Felix Potin — dessen jährlicher Umsatz mehr als 100 Millionen beträgt —, neben Damoy und Courtés, die in der Hauptstadt arbeiten, nehmen die großen Häuser mit ihren zahlreichen Filialen dem Lande das Geld ab. 34 unter ihnen besitzen mehr als 10 000 Läden, die über ganz Frankreich verteilt sind. Das alte Haus „Planteur de Caiffa", das unter dem Namen Anglo-Continental Supply Company eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 50 Millionen

[1] Davon eine Fabrik mit 22 000, zwei mit 27 000, eine mit 39 000 und eine mit 43 000 Pferdekräften.

geworden ist und dessen letzter Jahresabschluß einen Gewinn von 4 260 000 Franken ergab, beschäftigt mehr als 15 000 Angestellte, welche die Provinz bereisen und einen täglichen Umsatz von einer Million erzielen. Das Konkurrenzhaus Debray hat 250 Filialen und 1000 Wagen.

Der Bon Marché, der früher einen Umsatz von 160 Millionen hatte, erzielt jetzt mit seinen 6000 Angestellten einen Umsatz von mehr als 200 Millionen. Der Louvre, dessen Umsatz im Jahre 1875 40 Millionen betrug, erreichte im Jahre 1910 mehr als 150 Millionen. Die Belle Jardinière, die in Lille und Paris eigene Fabriken hat und nahe an 1500 Arbeiter und Arbeiterinnen, ungerechnet 500 Heimarbeiter, beschäftigt, ist von 34 Millionen im Jahre 1895 auf nahezu 45 Millionen gestiegen. Die Samaritaine hat gegenüber 75 Millionen im Jahre 1900 jetzt beinahe 110 Millionen erreicht. Der Printemps ist von 43 Millionen im Jahre 1905 auf 100 Millionen gekommen. Die Galéries Lafayette, deren Umsatz im Jahre 1895 nur 500 000 Franken war, beschäftigen jetzt mehr als 3000 Angestellte und setzen jährlich für mehr als 100 Millionen Waren um.

Die Nouvelles Galéries, deren Kapital von 7 500 000 Franken im Jahre 1897 auf 50 Millionen im Jahre 1906 gestiegen ist; Paris-France, die Magasins Réunis, die Société des Grands Magasins Modernes, Thiéry et Sigrand, Esders, das Schuhwarenhaus Raoul, all diese Kaufhäuser, die in den Hauptorten der Departements und Arrondissements Hunderte von Filialen haben, besitzen für 100 Millionen Immobilien, und jedes der drei erstgenannten Warenhäuser erzielt jährlich einen Gewinn von fast 5 Millionen. Dazu kommt noch Dufayel mit seinen 30 Filialen und seinem Palais auf dem Boulevard Barbès, ferner die Classes Laborieuses, die Ville de St. Denis usw. Ich zitiere ferner das Haus Bernot, das für Paris und seine Vororte in einem einzigen Jahre 561 438 190 Kilogramm Holz, Kohlen und Koks für eine Summe von 25 734 218 Franken 65 Centimes liefert!!! Die kapitalistische Konzentration im Handel läßt sich aber nicht nur durch die oben gemachten Angaben, sondern, ebenso wie in der Industrie, durch offizielle Statistiken nachweisen.

Die Zahl der Geschäfte mit mindestens einem Arbeiter oder Angestellten hat sich seit 1896 beträchtlich vermehrt. Von 249 615 im Jahre 1896 stieg sie auf 277 697 im Jahre 1906, ein Zuwachs also von 28 082 neuen Betrieben in 10 Jahren. Zugleich stieg die Zahl der Angestellten und Arbeiter von 657 457 im Jahre 1896 auf 785 837 im Jahre 1906, das ergibt eine Zunahme von 182 380 Besoldeten, und zugleich erhöhte sich die Durchschnittszahl des Personals von 2,6 im Jahre 1896 auf 2,8 im Jahre 1906.

Wenn wir nun die Betriebe nach der Zahl der Angestellten klassifizieren, werden wir sehen, welche Kategorien sich am meisten vergrößert haben. (Siehe hierüber die Tabelle auf S. 207, oben.)

Die verschiedenen Kategorien der kaufmännischen Betriebe haben sich also nicht im gleichen Verhältnis vermehrt. Allerdings haben die Geschäfte mit einem Angestellten merkwürdig zugenommen, denn ihre Zahl ist in 10 Jahren um 30 000 gewachsen. Doch beträgt dieser Zuwachs immerhin nur ein Fünftel der Gesamtzahl dieser Kategorie, während die Zahl der Geschäfte mit 100 bis 5000 Angestellten beinahe auf das Doppelte ge-

Zahl der Angestellten und Arbeiter pro Betrieb	Zahl der Betriebe		
	1896	1901	1906
1	126909	139068	156626
2	50922	51813	57391
3	61068	21423	23867
4	10895	11443	12229
5	6018	6212	7088
6	3878	4194	4168
7	2442	2770	2717
8	1939	2176	2268
9	1344	1898	1506
10	1302	1457	1488
11 bis 20	4316	4604	5309
21 " 50	1650	1928	2214
51 " 100	303	351	482
101 " 200	92	122	175
201 " 500	36	54	72
501 " 1000	5	6	13
1001 " 2000	7	4	6
2001 " 5000	3	5	6
Mehr als 5000	3	1	1
Zusammen	283124	249024	277566

wachsen ist, denn ihre Zahl ist in dem Zeitraum von 1896 bis 1906 von 143 auf 273 gestiegen.

Wir dürfen aber auch folgendes nicht außer acht lassen: Es gibt eine Menge Geschäfte mit nur einem Angestellten, die in Wirklichkeit Brauern, Likörfabrikanten oder großen Nahrungsmittelhäusern gehören und von diesen mit Geldmitteln versehen werden, so daß der nominelle Geschäftsinhaber tatsächlich nur ein Strohmann ist und keine andere Stellung hat als ein Geschäftsführer, der für Rechnung anderer verkauft.

Am besten wird man sich über das Wachstum der verschiedenen Kategorien klar werden, wenn man eine Verteilung ihres Personals im Jahre 1896 und im Jahre 1906 vornimmt und sieht, wo eine prozentualische Vermehrung oder Verminderung stattgefunden hat.

Sehen wir zu diesem Zwecke zunächst, wie sich die Zahl der Angestellten und Arbeiter unter die Geschäfte von verschiedener Größe verteilt.

Betriebe	Zahl der Angestellten	
	1896	1906
Mit 1 bis 5 Angestellten	365627	427115
" 6 " 10 "	80960	90535
" mehr als 10 Angestellten	210870	268187
Gesamtzahl	657457	785837

Mit Hilfe dieser Zahlen können wir leicht feststellen, daß in der Zeit von 1896 bis 1906 der Prozentsatz der in den Geschäften mit 1 bis 5 beschäftigten Angestellten und Arbeitern 55,6 auf 54,4 vom Hundert der überhaupt Beschäftigten und für die mit 6 bis 10 Angestellten von 12,3 auf 11,5

gefallen ist, während er für die Betriebe, die mehr als 10 Besoldete haben, von 32,1 auf 34,4 gestiegen ist. Und wenn die Statistiken der allgemeinen Volkszählung vom 4. März 1906 uns die genaue Zahl der Angestellten und Arbeiter der Geschäfte mit 100 bis 5000 Besoldeten für die Zeit von 1896 bis 1906 angegeben hätten, anstatt nur die Gesamtzahl der Angestellten der Betriebe von über 10 Besoldeten zu bringen, würden wir über die prozentualistische Vermehrung der Angestellten der oben erwähnten Kategorie sehr überrascht gewesen sein. Das Fehlen dieser Angaben hindert uns jedoch nicht, Rückschlüsse auf die kapitalistische Konzentration zu ziehen, und unsere Gegner müssen geradezu blind sein, wenn sie sich dieser Wahrnehmung hartnäckig verschließen. Einer vorgefaßten Meinung gegenüber ist freilich nichts zu machen! (Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Dr. Jessie Marburg, **Die sozialökonomischen Grundlagen der englischen Armenpolitik im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts.** (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschule. Neue Folge, Heft 11.) Karlsruhe 1912, Braunscher Verlag.

Auf Grund erheblicher Quellenstudien macht die Verfasserin den Versuch, die ökonomischen Theorien und die sozialpolitischen Anschauungen darzustellen, die bei der Diskussion und der Behandlung der Armut in England in den Jahren von 1795 bis 1834 hervorgehoben oder durchgesetzt wurden. Der hier zur Untersuchung gelangte Zeitabschnitt ist sehr wichtig; in ihm wirkten naturrechtliche, sozialethische, egoistische und utilitarische Theorien sowie Männer wie Paley, Pitt, Bentham, Malthus, Ricardo; in ihm vollzog sich ferner eine gründliche Änderung in den Ansichten über Armut und in der Behandlung der Armen. Eine wissenschaftliche Darstellung, wie die Verfasserin sie im Auge hat und wie sie sie mit ihrer Gelehrsamkeit ausführt, muß instruktiv sein. Und sie wäre noch lehrreicher und nützlicher geworden, wenn die Verfasserin sich nicht damit begnügt hätte, die Gelehrten und die Parlamentarier jener Zeit auszuforschen, sondern sich auch die Mühe genommen hätte, die Arbeiterbewegung und deren Forderungen — besonders seit 1792 — zu studieren. Das vorliegende Werk hätte hierdurch eine viel realere Grundlage erhalten.

Der Anfang und das Ende des in Betracht kommenden Zeitabschnitts offenbaren Ansichten und gesetzgeberische Maßnahmen über Armut, die voneinander so entfernt sind wie der Nordpol vom Südpol. In den Jahren 1795 und 1796 wurden teils lokal-administrative, teils staatlich-legislative Maßregeln über Armenpflege getroffen, die nicht nur das Recht des armen Bürgers auf eine auskömmliche Existenz, sondern auch — allerdings nicht ganz konsequent — das Recht auf Arbeit einschlossen. Das Jahr 1834 brachte hingegen eine Armengesetznovelle, die ihrem Sinne nach die Armut als Verbrechen betrachtete. Die Zwischenzeit wurde mit Kontroversen ausgefüllt, in denen auf einer Seite die Malthussche Bevölkerungslehre und die Theorie vom freien Walten des sozialökonomischen Lebens gegen die Maßnahmen und Gesetze von 1795 und 1796 sprachen, auf der anderen Seite das Naturrecht und die Sozialethik für die Aufrechterhaltung des Geistes jener Gesetze plädierten. Nach Malthus ist der Arme ein überzähliger Mensch, das heißt: einer, der nicht über eigene Subsistenzmittel verfügt und dessen Arbeitskraft nicht begehrt wird; er hat kein Recht gegenüber der Gesellschaft, und die Gesellschaft hat keinerlei Interesse an seinem Leben; erhält er aber Armenunterstützung, so wird er instand gesetzt, noch mehr überzählige zu erzeugen. Nach Ricardo regelt sich das soziale Leben nach eigenen Gesetzen, die durch staatliche

Einmischung nur gestört würden. Nach dem Naturrecht hingegen willigte der Einzelmensch in die Entstehung des Privateigentums nur unter der Bedingung ein, daß jedem das Recht auf Existenz gewährleistet wird. Eine Nichtberücksichtigung dieser Bedingung hebt den gesellschaftlichen Vertrag auf, und der Einzelmensch darf zu seinem ursprünglichen Rechte auf Ergreifung von Subsistenzmitteln zurückkehren. Die Verfasserin stellt diese Kontroversen eingehend und im großen ganzen treffend dar. Nur irrt sie unsrer Ansicht nach in ihrer Auffassung über die Motive der Armengesetzgebung am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts sowie über die Entstehung und Verbreitung sozialpolitischer Anschauungen im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Sie sagt:

„Unter dem Drucke der wirtschaftlichen Entwicklung wird aus der Frage der Beschaffung von Arbeitskräften immer mehr die Frage der Beschaffung von Arbeit für Arbeitslose.... Diese Entwicklung wird verstärkt durch die naturrechtliche Fundierung, die die ganze Armenpolitik gegen Schluß des achtzehnten Jahrhunderts erhielt." (S. 43; ähnlich S. 17.)

Ihre Ansicht vervollständigt die Verfasserin in einer Polemik gegen Thorold Rogers, der den Zeitabschnitt der Herrschaft der Malthusschen Lehre für einen der schlimmsten und grausamsten der englischen Geschichte hielt, aber von ihr belehrt wird, daß gerade in diesem Zeitabschnitt „ein Erwachen des gesellschaftlichen Gewissens", ein „neu erwachtes sozialpolitisches Verständnis" sich bemerkbar machten, die „wohl nicht zum mindesten auf den Einfluß des im übrigen so unfruchtbaren sozialethischen Ideals Benthams: der Forderung des größten Glückes der größten Zahl zurückzuführen" seien (S. 88 bis 89).

Diese Ausführungen zeigen deutlich, wie fremd die Verfasserin dem geschichtlichen Leben Englands jener Zeit gegenübersteht. Gegen Schluß des achtzehnten Jahrhunderts war die naturrechtliche Staatsauffassung in England diskreditiert, und zwar infolge der französischen Revolution. Als Gegner der naturrechtlichen Auffassung traten Burke und Bentham auf. Die lokal-administrativen Maßnahmen und staatlichen Gesetze zugunsten der Arbeiter hatten damals nichts mit Naturrecht, wohl aber mit der Furcht vor einer Revolution der Arbeiter viel zu tun. Seit 1793 waren Verhaftungen und Hochverratsprozesse gegen Arbeiter und die mit ihnen sympathisierenden Intellektuellen auf der Tagesordnung. Vom Jahre 1794 bis 1801 war die Habeaskorpusakte suspendiert, das ganze politische und gewerkschaftliche Versammlungs- und Vereinsrecht aufgehoben. William Pitt erwartete jeden Tag ein Attentat auf sein Leben. England lebte unter Ausnahmegesetzen und von Gnaden der Polizei. Der Urheber dieser Ausnahmegesetzgebung war Pitt, der englische Bismarck. Nach Durchpeitschung seiner Ausnahmegesetze brachte er im Jahre 1796 einen Gesetzentwurf ein, um das Recht der Arbeitslosen und Armen auf Unterhalt zu sichern. Daß hierbei die Furcht vor Arbeiterrevolten das ausschlaggebende Motiv war, wurde vier Jahrzehnte später — bei der Beratung über die Armengesetznovelle 1834 — zugegeben („Annual Register", 1834, Kapitel VI).

Die Armengesetzgebung der Jahre 1795 und 1796 trug den Charakter einer Sozialpolitik. Nur wurde sie in das neue Wirtschaftsleben nicht eingefügt, wie etwa die deutsche Regierung die Sozialgesetzgebung seit 1881 den industriellen Verhältnissen anpaßte. England war sich damals noch nicht bewußt, daß es eine Umwälzung durchmachte. Es dachte noch immer mit alten Begriffen und im alten Rahmen, und die revoltierenden Arbeiter und ihre geistigen Vertreter hatten infolge der Ausnahmegesetze Pitts keine Möglichkeit, ihre Forderungen öffentlich zu begründen. Desto freier aber konnte sich die individualistische Auffassung entfalten, die mit der Entfaltung des Kapitalismus Schritt hielt. Einer ihrer brutalsten Vertreter war Malthus, dem die Verfasserin zu viel Ehre antut, indem sie seine Forschungsmethode „induktiv" nennt und seine Lehre auf „tatsächlichen Verhältnissen" begründet sieht. Malthus hat nur allgemeine Stimmungen und

oberflächliche Beobachtungen in eine Theorie gebracht. Wie bei jedem Übergang vom Agrar- zum Industriestaat, zeigte sich in England eine rapide Vermehrung der städtischen Bevölkerung und eine Steigerung der Lebensmittelpreise. Hierin fand er die „induktive" Grundlage für die von ihm aus Robert Wallaces „Various Prospects" entnommene Bevölkerungstheorie, die ihm die Armut erklärte und die Schädlichkeit der Armengesetzgebung vom Jahre 1796 bewies. Mit der Malthusschen Waffe ausgerüstet, kämpften die Vertreter des entstehenden Industriestaats gegen die Sozialpolitik, bis es ihnen im Jahre 1834 gelang, die alten Armengesetze abzuschaffen. Erst in diesem Kampfe für und wider die alten Armengesetze holten deren Verteidiger das Naturrecht als Begründung herbei. Die Vertreter des neuen Industriestaats siegten über die Naturrechtler und über die Arbeiter, die die Armengesetznovelle vom Jahre 1834 als eine Verleugnung aller Sozialpolitik empfanden. Deshalb hat sie so aufregend auf die Proletariermassen gewirkt und den entstehenden Chartismus gefördert, der bezeichnenderweise das Naturrecht zur theoretischen Grundlage genommen hat.

Wäre der Verfasserin die Geschichte der englischen Arbeiter vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis 1834 ebenso bekannt wie die Geschichte der ökonomischen Theorien, so dürfte sie Thorold Rogers zugestimmt haben. Das gleichzeitige Vorhandensein von sozialpolitischen Anschauungen hätte sie nicht überrascht: die ersten drei Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts bilden die Jugendzeit der sozialrevolutionären Bewegung der englischen Arbeiterklasse, die auch auf die politischen Ökonomen Eindruck machte und ihnen zeigte, daß noch andere Kräfte wirksam sind als das Eigeninteresse und das Laissez-faire.

Diese Ausstellungen sollen jedoch den Wert der hier besprochenen Studie nicht mindern, sondern als Hinweis dienen, daß die Forschungen der Verfasserin der Vervollständigung bedürfen. M. Beer.

Jastrow, Professor Dr. J., **Arbeiterschutz** (Textbücher zu Studien über Wirtschaft und Staat, 2. Band). Berlin 1912, Verlag von Georg Reimer. VII und 202 Seiten. Preis gebunden 3 Mark.

Aus der reichen Literatur über den Arbeiterschutz hebt sich diese wohl aus einem starken pädagogischen Bedürfnis erwachsene Arbeit als etwas durchaus Neues und, wie wir gerne betonen, etwas durchaus Erfreuliches ab. Dies Urteil muß der Referent vertreten, obgleich er, falls ihm die gleiche Aufgabe gestellt worden wäre, vieles anders ausgeführt hätte als der Verfasser. Als Leiter der Berliner Handelshochschule hat Jastrow, wie er im Vorwort sagt, auf Benützer seines Büchleins gerechnet, bei denen mit der Kenntnis des Kommunistischen Manifestes ebensowenig gerechnet werden kann wie mit der der Encyclica Rerum novarum. Der Verfasser will in Wesen und Bedeutung des Arbeiterschutzes einführen durch Anführung von Tatsachen, Urkunden, Gesetzesstellen, Übersichten und dergleichen. Nun soll gleich zugestanden werden, daß es Jastrow gelungen ist, auf einem engen Raume außerordentlich viel charakteristische Materialien zusammenzustellen, und daß es viel leichter ist, ein zehnmal so großes Buch zu schaffen als dieses kleine niedliche und doch so inhaltsreiche Schriftchen.

Das Büchlein enthält vor allem einen historischen Teil, der Beispiele der alten Gewerbeauffassung, das erste englische Fabrikarbeitergesetz, Zustandsschilderungen aus der Zeit des sich durchsetzenden Kapitalismus, einen erheblichen Teil des Kommunistischen Manifestes, eine Zusammenstellung der Hauptdaten für die Entwicklung der englischen und deutschen Arbeiterschutzgesetze, die sozialpolitischen Erlasse Wilhelms I. und Wilhelms II., die Enzyklika Leos XIII., die Berner Arbeiterschutzkonventionen, Mindestlohngesetze und die Bestimmungen des schweizerischen Obligationenrechts über den Tarifvertrag vorführt. Im zweiten Teil wird das geltende Arbeiterschutzrecht dargestellt bis zum preußischen Ministerialerlaß zum Reichsgesetz über die Neuregelung der Hausarbeit vom 16. März 1912. Dann ent-

hält das Büchlein Beigaben mit sehr wertvollen bibliographischen Angaben und Adressenverzeichnisse und einige statistische Materialien über Unternehmer- und Arbeiterorganisationen wie Angaben über die Berichterstattung über den Arbeitsmarkt.

Es ist selbstverständlich jedem Kenner der Literatur sehr leicht möglich, Dutzende von Wünschen auszusprechen, die er in seinem Büchlein erfüllt sehen wollte. Wir wollen uns nur auf die Anführung des Notwendigsten beschränken, von dem wir zumeist glauben, daß es unbedingt in ein derartiges Büchlein hineingehört.

Vor allem hielten wir es für notwendig, der Statistik etwas breiteren Raum zu gewähren, die Hauptdaten der Betriebs- und Berufszählung nach den letzten drei Berufszählungen hätten auf einem Blatte wohl Raum finden sollen.

Daß Goethe und Kingsley in dem Buche über den Arbeiterschutz zu Worte kommen, ist sicherlich schön und erfreulich. Aber zwischen Leonardos Tagebuch in Wilhelm Meisters Wanderjahren über die idyllische Hausindustrie am Zürichersee und dem „Urgesetz des europäischen Arbeiterschutzes The Morals and Health Act 1802" hätte wohl der Text des Züricher Hausindustriegesetzes, der „Fabrikordnung" vom Jahre 1717 Platz finden sollen, die Bürkli-Meyer veröffentlicht hat, die Jastrow aber nur erwähnt. Dem Auszug aus dem Kommunistischen Manifest hätte wohl noch die Stelle aus dem ersten Bande des Kapital über den freien Arbeiter angefügt werden können.

Zu wenig enthält das Buch über den Normalarbeitstag, aus Macaulays Rede über die Zehnstundenbill wie aus dem Kapital hätten da Auszüge gebracht werden können. Vor allem fehlt aber unbedingt eine der wichtigsten Urkunden, der Arbeiterschutzbeschluß des Internationalen Sozialisten- und Gewerkschaftskongresses von 1889 zu Paris. Auch die kurzen Bestimmungen des eidgenössischen Fabrikgesetzes von 1877 und der Novelle zur österreichischen Gewerbeordnung von 1885 über den Normalarbeitstag hätten da Raum finden sollen. Auch einige Bestimmungen des Arbeiterschutzantrags der sozialdemokratischen Fraktion des Deutschen Reichstags von 1884 hätten Erwähnung verdient.

Das Koalitionsrecht wäre wohl zu erwähnen gewesen, die Anführung der §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung ist doch zu dürftig. Auf einer, höchstens zwei Seiten hätten wohl auch die Koalitionsverbote der Reichszunftordnung von 1731, die Beschlüsse der französischen Konstituante von 1791 und die Bestimmungen des sächsischen Gewerbegesetzes von 1861 Platz finden können.

Wir wollen uns auf diese Vorschläge beschränken und gern zugestehen, daß dieses mit einem ausgezeichneten Register versehene Büchlein auch ohne Erfüllung dieser Wünsche außerordentlich reichen, überaus wertvollen Inhalt aufweist. Es ist den Referenten über sozialpolitische Fragen wie den Bibliotheken unserer Organisation auf das wärmste zur Anschaffung zu empfehlen. ad. br.

Dr. med. Alfons Fischer in Karlsruhe, **Die sozialhygienische Bedeutung der Reichsversicherungsordnung.** Gautsch bei Leipzig, Felix Dietrich. 36 Seiten. Preis 50 Pfennig.

In dieser, zuerst in der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung erschienenen Abhandlung will der Verfasser die Neuerungen, die die Reichsversicherungsordnung gebracht hat, vom Standpunkt der gesellschaftlichen Gesundheitspflege darstellen und beurteilen.

Als die für die Pflege der Volksgesundheit wichtigsten Neuerungen der Krankenversicherung führt der Verfasser auf: Ausdehnung der Versicherungspflicht, Erweiterung der Versicherungsleistungen, Vorkehrung gegen Simulation, besondere Vorschriften für Trunksüchtige, Verbesserung der Mutterschaftsfürsorge, Regelung des Verhältnisses der Krankenkassen zu den Ärzten, Krankenhäusern und Apotheken. — Aus der Besprechung dieser Neuerungen sei zunächst hervorgehoben, daß der Verfasser die Erhöhung der Gehaltsgrenze für die ver-

sicherungspflichtigen Angestellten begrüßt. Nach dem Krankenversicherungsgesetz unterlagen der Versicherungspflicht nur die Angestellten, deren Jahresarbeitsverdienst nicht 2000 Mark an Entgelt übersteigt. Die Reichsversicherungsordnung macht auch die Angestellten mit einem Jahresarbeitsverdienst von 2000 bis 2500 Mark versicherungspflichtig. Gegen die Änderung — hieran erinnert der Verfasser — haben Ärzte Einspruch erhoben, weil sie diese Angestellten nicht als Kassenpatienten, sondern als Privatpatienten gegen eine höhere Bezahlung behandeln wollten. Der Verfasser erkennt demgegenüber an, daß bei diesen Angestellten das Bedürfnis nach gesetzlich geregelter Krankenfürsorge vorhanden sei. Das neue Gesetz biete ja auch den Ärzten die Möglichkeit, für die Behandlung von Kassenpatienten, deren Einkommen 2000 Mark überschreitet, eine höhere Bezahlung als bei den anderen Kassenpatienten zu fordern. — Bedenklich seien die Neuerungen zum Schutze gegen die Simulation. Krankengeld wird erst vom vierten Krankheitstag ab gewährt. Das bestehende Recht gestattet der Kasse, durch ihre Satzung die drei Karenztage zu beseitigen. Nach der Reichsversicherungsordnung kann die Satzung das Krankengeld nur dann bereits vom ersten Krankheitstag ab zubilligen, wenn die Krankheit länger als eine Woche dauert, zum Tode führt oder durch Betriebsunfall verursacht worden ist. In allen anderen Fällen ist zur Beseitigung der drei Karenztage die Zustimmung des Oberversicherungsamtes notwendig. Die neue Beschränkung fordere geradezu zur Simulation heraus. Wenn die Arbeitsunfähigkeit nur drei bis vier Tage währte, werde mancher Versicherte, um das Krankengeld schon für die ersten Tage beanspruchen zu können, seine „Schmerzen" auf eine ganze Woche ausdehnen. Hier hätte man aus den Erfahrungen Frankreichs lernen sollen. Nach der Änderung des französischen Unfallgesetzes vom Jahre 1905 erhalten die verletzten Arbeiter eine Entschädigung erst, wenn die Erwerbsbehinderung wenigstens zehn Tage gedauert hatte, während vorher die Karenzzeit auf fünf Tage festgesetzt war. Seither sind die Kosten der Unfallversicherung auffallend gestiegen, was man in Frankreich ziemlich allgemein auf die Erweiterung der Karenzzeit zurückführt. — Bei den Landkrankenkassen weist der Verfasser darauf hin, daß die Versicherten nicht das Recht haben, ihre Vertreter für die Leitung der Kasse zu wählen. Das sei auch für die Leistungen der Kasse nicht ohne Belang. Es sei anzunehmen, daß die Versicherten am besten wissen, wer die Krankenkasse am wirkungsvollsten zu leiten versteht. — Dagegen geht der Verfasser auf die Beschränkung der Selbstverwaltung der Arbeiter in den Ortskrankenkassen mit keinem Worte ein, obgleich doch auch sie für die Wirksamkeit der Krankenfürsorge eine große Bedeutung hat. — Wichtig sei die Verpflichtung des Kassenvorstandes, den Gewerbeaufsichtsbeamten auf Verlangen Auskunft über Zahl und Art der Erkrankungen zu geben. Dadurch könnten die Behörden Erhebungen über die Häufigkeit von ansteckenden und Gewerbekrankheiten veranstalten und einen tieferen Einblick in die Entstehung und Verbreitungsart mancher Seuche erhalten. In den Bestimmungen über das Verhältnis der Krankenkassen zu den Ärzten sieht der Verfasser unberechtigterweise eine Begünstigung der Kassen. Er hält den Generalstreik der Ärzte nicht für ausgeschlossen. Bricht ein solcher aus, dann werde der Zweck der Arbeiterversicherung vereitelt. Dann werde die Zeit gekommen sein — und sie sei vielleicht nicht mehr allzu fern —, wo der Staat zur Förderung der Krankenfürsorge die Verstaatlichung des ärztlichen Dienstes für die Krankenkassen durchführen müsse. Dies würde manche Nachteile, nach vielen Richtungen hin aber auch unschätzbare Vorteile bringen und zugleich der einzige Ausweg sein, um den Forderungen der Volksgesundheitspflege und dem berechtigten Nutzen der Ärzte zu entsprechen.

In der Unfallversicherung legt der Verfasser eine große Bedeutung der Bestimmung bei, daß der Bundesrat die Unfallversicherung auf bestimmte gewerbliche Berufskrankheiten ausdehnen darf. Bis jetzt hat der Bundesrat aber von der Befugnis keinen Gebrauch gemacht. Vor den Schiedsgerichten könnten bisher die Arbeiter oft genug nicht das notwendige ärztliche Gutachten beibringen, wäh-

rend die Berufsgenossenschaften stets ihre Vertrauensärzte zur Verfügung hätten. Sollte dies auch in Zukunft nicht anders werden, so bliebe den Arbeitern kein anderer Weg übrig, als nach dem Vorbild der Berufsgenossenschaften Vertrauensärzte fest anzustellen, die als Gewerkschaftsärzte die notwendigen Gutachten liefern. Zunächst aber ist doch wohl abzuwarten, wie sich die neuen Bestimmungen bewähren. Für das Verfahren vor dem Versicherungsamt haben unsere Genossen durchgesetzt, daß in allen Fällen auf Verlangen des Verunglückten oder seiner Hinterbliebenen ein von diesen bezeichneter Arzt als Gutachter zu vernehmen ist, wenn der Beteiligte die Kosten im voraus entrichtet. Für die Oberversicherungsämter, die Landesversicherungsämter und das Reichsversicherungsamt ist die Bestimmung nicht so günstig. Sie lautet: Wenn der Versicherte oder seine Hinterbliebenen beantragen, daß ein bestimmter Arzt gutachtlich gehört werde, kann das Gericht, falls es diesem Antrag stattgeben will, die Anhörung von der Bedingung abhängig machen, daß der Antragsteller die Kosten vorschießt und, sofern das Gericht nicht anders entscheidet, sie endgültig trägt. Hierzu werde in der Kommission aber ausdrücklich festgestellt, daß dem Antrag stattzugeben ist, wenn es nicht von vornherein unzweifelhaft ist, daß das verlangte Gutachten zwecklos sein muß. Handeln hiernach die Gerichte, so werden die schlimmsten Mißstände in dieser Beziehung verschwinden.

In der Invalidenversicherung bespricht der Verfasser besonders die Beschränkung der Mittel für die Heilverfahren. In Anbetracht der Erfolge mit den Heilverfahren und der im allgemeinen nicht zu hohen Ausgaben für diesen Zweck sei die Beschränkung zu bedauern. Aber die Regierung habe ausdrücklich erklärt, daß eine allgemeine Einschränkung der Aufwendungen für das Heilverfahren gegenüber dem gegenwärtigen Zustand nicht beabsichtigt sei. Der gute Mann hofft daher, daß sich trotz der Verschlechterung des Gesetzes eine Verschlechterung der tatsächlichen Verhältnisse nicht ergeben werde; denn er erwartet von dem Reichsversicherungsamt als der entscheidenden Aufsichtsbehörde, daß es auch in Zukunft Verständnis für das Heilverfahren betätigen werde.

Ebenso leicht tröstet sich der Verfasser darüber, daß viele dringend notwendige Verbesserungen aus Furcht vor den „zu hohen" Kosten unterblieben sind. „Vom sozialhygienischen Standpunkt aus" sei die Furcht unberechtigt; denn alle Ausgaben, die ein Volk für die Gesundheitspflege auf sich nimmt, werden sich „rentieren". Indessen müsse man bedenken, daß das deutsche Unternehmertum, zu dem zahlreiche kleine Arbeitgeber gehören, schon jetzt nicht unerheblich durch die Sozialversicherung belastet sei sowie durch die Neuerungen der Reichsversicherungsordnung noch weiter belastet werde, und daß die deutschen Arbeitgeber in ihrem Wettbewerb mit den Ausländern, die nicht so belastet seien, beeinträchtigt seien. Der Verfasser weiß also nicht, daß das Großkapital die kleinen Arbeitgeber, die die Ausgaben für die Arbeiterversicherung nicht tragen können, auch ohne diese Ausgaben erdrückt. Auch hat er noch immer nicht aus der Erfahrung gelernt, daß Ausgaben, die sich für die Volksgesundheit „rentieren", die Leistungsfähigkeit der Industrie steigern und nicht beeinträchtigen. Gustav Hoch.

Notizen.

Die Höhe der Klassengegensätze in England wird drastisch beleuchtet durch einige Zahlen, die der britische Schatzkanzler Lloyd George jüngst bei der Einbringung des Budgets mitteilte. Danach betrug die Summe der Vermögen, die im Jahre 1912 der Erbschaftssteuer unterlagen, nicht weniger als 276 Millionen Pfund Sterling, über fünf Milliarden, fast sechs Milliarden (5600 Millionen) Mark. Von diesem enormen Reichtum gehörte ein Drittel 292 Personen, die Hälfte 1300 und zwei Drittel 4000 Personen. Dafür starben im gleichen Jahre 355 000 Er-

wachsene, deren Nachlaß nicht der Erbschaftssteuer unterlag, das heißt die ganz oder fast ganz vermögenslos waren, deren Besitz bei ihrem Tode weniger als 100 Pfund ausmachte. Die Gesamtzahl der Erwachsenen, die in dem Jahre verstarben, betrug 425 000. Wir haben also:

	Verstorbene	Ihr Gesamtbesitz rund
Proletarier	355 000	Null
Wohlhabende	66 000	2 Milliarden
Schwerreiche	4 000	4 „

Wie gewaltig überwiegt doch die Zahl der Expropriierten die der Expropriateure! Es fehlt ihnen nur das Bewußtsein ihrer Macht, um die Expropriation der Expropriateure durchzusetzen.

Zeitschriftenschau.

Im Aprilheft des „Kampf" bespricht Siegmund Kunfi in einem **„Wahlrechtskampf und Massenstreik in Ungarn"** betitelten Artikel den letzten Abschnitt des ungarischen Wahlrechtskampfes. Wohl hatte die sozialdemokratische Parteileitung schon vor dem 4. März erkannt, daß sich die Nationalitäten und die Bauern zum größten Teile vom Wahlrechtskampf fernhielten. Aber die Parteileitung konnte annehmen, daß durch den Generalstreik der Arbeiterschaft in Verbindung mit dem parlamentarischen Kampfe der Opposition das Tisza-System zu Fall gebracht werden könnte. Denn man konnte erwarten, daß das Bürgertum, das in erster Linie an der Demokratisierung des Wahlrechtes interessiert ist, einerseits durch seinen Anschluß an die Streikaktion, andererseits durch seine Abwehrbewegung gegen den Streik auf die „Arbeitspartei" (der Regierungspartei), von der sich soeben wegen der Wahlgesetzvorlage eine Anzahl von Abgeordneten losgetrennt hatte, einen solchen Druck ausüben werde, daß die Austritte aus der Regierungspartei sich rasch vermehren würden. Wenn noch 25 bis 30 Abgeordnete sich losgesagt hätten, dann hätte die Arbeitspartei ihre Mehrheitsposition verloren und Tiszas Wahlreform wäre unmöglich geworden.

Die zerrüttete Arbeitspartei, die bereits alle Popularität verloren hatte, wäre den Schlägen des Massenstreiks erlegen, wenn nicht zwei Ereignisse ihr zu Hilfe gekommen wären. Der Korruptionsskandal, der durch den Désy-Prozeß hervorgerufen worden war, hatte nicht die Schwächung, sondern die Stärkung der Position der Regierung und ihrer Partei zur Folge. Denn durch die demonstrative Stellungnahme der Krone für Lukacs kam es zu einem Stimmungsumschwung innerhalb der Arbeitspartei und zu einer Einigung. Von oben hatte die Regierung nichts zu befürchten. Wohl hätte sie aber hinweggefegt werden können, wenn gleichzeitig im Parlament und auf der Straße der Kampf in neuen und heftigeren Formen als je zuvor entbrannt wäre. Aber im Oppositionslager war man über die einzuschlagende Taktik nicht ganz einig. Je mehr der Zeitpunkt des Streiks heranrückte, desto mehr vollzog sich trotz der Resolutionen und Reden, in denen das Bürgertum seine Sympathie für den Streik aussprach, die Isolierung der Arbeiterschaft, desto lahmer wurde die werktätige Unterstützung von bürgerlicher Seite. Die Parteileitung erfuhr nichts Bestimmtes über die endgültigen Beschlüsse der Opposition. Doch schien zuletzt die radikalere Auffassung innerhalb der Opposition die Oberhand gewonnen zu haben, und in dieser Voraussetzung beschloß die Parteileitung in der Sitzung vom 2. März, gleichzeitig mit dem parlamentarischen Kampfe den Massenstreik zu beginnen. Aber die erwarteten Ereignisse im Parlament blieben zur großen Überraschung der Parteileitung aus, und damit wurde der Streik aussichtslos. Dieser Umstand und keineswegs die Furcht vor der bewaffneten Macht der Regierung veranlaßte die Verschiebung des Streiks. Allein

ist die sozialdemokratische Arbeiterschaft in Ungarn noch nicht imstande, das allgemeine Wahlrecht zu erobern. Sie mußte sich darum damit begnügen, daß die Opposition am 11. März beschloß, im Parlament sollten keine normalen Verhandlungen stattfinden können, solange nicht der Wahlgesetzentwurf beseitigt worden. Um diese Revision durchzusetzen, muß die Partei die nichtmadjarische und die landwirtschaftliche Bevölkerung für den Wahlrechtskampf gewinnen und in voller Kampfbereitschaft in jedem Augenblick zum Losschlagen fertig stehen, sie durfte nicht durch einen aussichtslosen Kampf ihre Kräfte auf lange Zeit hinaus lähmen.

In einem Artikel „Zur Hundertjahrfeier der Befreiungskriege" sucht Emil Strauß die treibenden Kräfte der Entwicklung jener Tage in großen Umrissen zu zeichnen. In Frankreich war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Bürgertum zur herrschenden Klasse geworden. In Deutschland und Österreich aber war die Bourgeoisie noch zu schwach, als daß eine bürgerliche Revolution von innen möglich gewesen wäre. Sie kam von außen durch die Fremdherrschaft Napoleons, der in seinen ersten Jahren nur der Bannerträger der Bourgeoisie war. Rasch schlossen sich die ökonomisch entwickelten Gebiete Deutschlands, der Rheinbund, an Frankreich an. Napoleon wurde jubelnd aufgenommen. Aber jede absolute Monarchie, mag sie auch die Interessen einer bestimmten Klasse vertreten, birgt Sonderinteressen in sich, die mit den Interessen aller Klassen in Widerspruch geraten müssen. Die Befreiungskriege waren die Äußerungsform dieses Widerspruchs zwischen den Interessen Napoleons und der mittel- und westeuropäischen Bourgeoisie, den sich die deutschen Dynastien und die Vertreter der feudalen Gesellschaft zunutze machten. Der dauernde Kriegszustand verhinderte die Entwicklung der kapitalistischen Produktion, ebenso wirkte die Kontinentalsperre. Die Bauernschaft ging zugrunde und verließ Haus und Hof. Österreich verlor 1809 den Zugang zum Meere und die wichtigsten Rohstoffgebiete für seine Industrie, der Handel stockte. Diese ökonomischen Verhältnisse riefen einen Wandel in der herrschenden Ideologie hervor. Der Kosmopolitismus wich der nationalen Idee. So vereinigte sich die von Napoleon enttäuschte Bourgeoisie mit den Dynastien und den Feudalmächten. Unterstützt wurde Deutschland durch die Unzufriedenheit der französischen Bourgeoisie mit der Eroberungsgier Napoleons, durch die urwüchsige Kraft des noch ungebrochenen russischen Feudalismus und durch die englische Bourgeoisie, die die französische Konkurrenz vernichten wollte. Österreich schloß sich erst spät dem gemeinsamen Kampfe an. Seine Politik wurde hauptsächlich bestimmt durch den Gegensatz zu Preußen in Deutschland und zu Rußland auf dem Balkan.

Der sozialökonomische Inhalt der deutschen Befreiungskriege wird kurz in folgenden Worten zusammengefaßt: „Die Koalitionskriege bedeuteten den Versuch, der bürgerlichen Gesellschaft in Mitteleuropa freie Bahn zu schaffen. Aber die bürgerliche Gesellschaft war in Mitteleuropa noch nicht so entwickelt wie in Frankreich, und die Befreiungskriege bedeuteten daher die Reduktion der Macht der Bourgeoisie auf jenes Maß, das allein der ökonomischen Entwicklung und den aus ihr entspringenden Machtverhältnissen der Klassen entsprach."

Hans Deutsch schreibt über „Theoretisches aus der Sphäre des Konsums". Er zeigt, daß der Arbeiter heute größtenteils, auch wenn er den vollen Wert der Arbeitskraft als Lohn erhält, nur weniger konsumieren kann, als diesem Werte entspräche. Die Werttheorie der Arbeitskraft setzt voraus, daß sich der Arbeitslohn direkt in Konsumtionsmittel umsetzt, daß der individuelle Konsum mit Barzahlung befriedigt werde. Aber ein Teil der Waren muß konsumiert werden, ehe der Arbeiter in den Besitz des Lohnes gelangt. Auch treten Bedürfnisse auf, die einen größeren einmaligen Aufwand verlangen. So ist der Arbeiter gezwungen, Kredit in Anspruch zu nehmen in der Pfandleihanstalt, beim Ratenhändler, vor allem aber beim Kleinhändler, von dem er seine Lebensmittel bezieht. Daher kann er nicht konsumieren, ohne von seinem Arbeitslohn einem Kapitalbesitzer Zins zu leisten. Am deutlichsten wird die Spaltung des Arbeitseinkommens in Konsum-

tionsmittel und Kapitalzins bei den Beamten, bei denen es sich weniger um Waren- als um Geldschulden handelt. Wird die Verschuldung allgemein, dann muß sich die Tendenz entwickeln, die Zinsenlast auf die Unternehmer überzuwälzen, so daß diese nicht nur den vollen Wert der Arbeitskraft, sondern auch noch Zinsen für fremdes Kapital zahlen müssen. Ein Vergleich des Konsums der Reichen mit dem der Armen zeigt, daß ein großer Teil der Konsumgegenstände der ersteren, Villen und Schlösser, Kunstgegenstände und Schmucksachen, die Eigentümlichkeit haben, im Konsum nicht zu verschwinden, sondern im Preise zu steigen in gleichem Maße mit den Grund- und Seltenheitsrenten. Auch beim Konsum wird der Reiche reicher, der Arme ärmer.

In einem Artikel „**Das Gesetz der menschlichen Arbeit**" bespricht S. Ettinger die Wirkung, die die Verkürzung der Arbeitszeit auf die Arbeitsleistung hervorruft. Obwohl die Unternehmer bei der Durchsetzung jedes Arbeiterschutzgesetzes den Ruin der Industrie voraussagen, so haben diese Gesetze, und vor allem die Verkürzung der Arbeitszeit, noch immer die günstigsten Folgen für die Industrie gezeigt. Denn es ist ein allgemein gültiges Gesetz, daß die Wirkungsfähigkeit und also auch die Intensität der lebendigen Arbeitskraft in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Wirkungszeit steht. Zum Beweis dessen führt Ettinger eine Menge von Beispielen aus den verschiedensten Ländern an. Es zeigt sich, daß die fortschrittliche kapitalistische Wirtschaft, auf immer größere Ergiebigkeit der Lohnarbeit spekulierend, diese nicht in der Verlängerung, sondern in der möglichst weitgehenden Verkürzung der Arbeitszeit sucht und findet.

In einem Artikel „**Der Kampf der Staatsbeamtenschaft und sein Ende**" gibt ein Staatsbeamter die Geschichte der Staatsbeamtenbewegung, der Bewegung jener Schichten, die traditionell zum Bürgertum, ökonomisch bereits zum Proletariat gehören, und er zeigt, wie diese Geschichte zugleich die Geschichte des allmählichen Loslösungsprozesses dieser Schichten aus den Banden bürgerlicher Denk- und Fühlweise ist.

Vor kurzem ist die erste Nummer einer neuen Zeitschrift der deutsch-österreichischen Genossen „Die Gemeinde", Monatschrift für sozialdemokratische Kommunalpolitik, erschienen. Das Blatt soll den Arbeitervertretern in den Gemeindestuben Material herbeischaffen und einen regen Meinungsaustausch ermöglichen. Durch eingehende Erörterung aller Fragen des kommunalen Lebens will die „Gemeinde" nicht nur den aktiven Gemeindepolitikern dienen, sondern einem schon lange gefühlten Bedürfnis aller derjenigen nachkommen, die sich überhaupt für proletarische Kommunalpolitik interessieren. Eine große Zahl der bewährtesten Praktiker und Theoretiker haben bereits Beiträge zugesagt, darunter auch eine Anzahl reichsdeutscher Genossen. Das erste Heft bringt einen einleitenden Artikel „**Die Sozialdemokratie in der Gemeindepolitik**", der die Stellung der sozialdemokratischen Vertreter in der Gemeindeverwaltung beleuchtet und darlegt, welche Aufgaben sich die neue Zeitschrift gestellt hat. Leopold Winarsky schreibt über „Sozialdemokratische Bodenpolitik", und in einer Reihe kleinerer Beiträge werden verschiedene Seiten der Kommunalpolitik besprochen.

Am 15. März erschien die erste Nummer eines Blattes der tschechischen Separatisten in deutscher Sprache. Es führt den Namen „**Der Tschechoslawische Sozialdemokrat**" und erscheint einmal im Monat. Herausgeber ist Antonin Srba, verantwortlicher Redakteur Abgeordneter Dr. Leo Winter. Das Blatt stellt sich die Aufgabe, den Standpunkt der tschechoslawischen Arbeiterschaft der Internationale gegenüber zu vertreten, die bisher durch die deutsch-österreichischen Genossen ganz einseitig informiert worden sei. Das geschieht durch Artikel über den Stand der separatistischen Organisationen und deren Taktik und in Polemiken gegen die Haltung der österreichischen Sozialdemokratie. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 63 o o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 9. Mai 1913

Inhaltsverzeichnis: Über die sozialen Grundlagen der Gotik. Von G. G. Ludwig. Gegen die Geschichtsfälschungen in unseren Schulbüchern. Von Robert Albert. — — Bücherschau: Heine-Reliquien. Wilhelm Blos, Der Prinzipienreiter. — Lose Blätter: Museumsführer und Arbeiterbildungswesen.

Über die sozialen Grundlagen der Gotik.

Von **G. G. Ludwig.**

Genosse Zimmer hat meinen Artikel „Stileinheit und Kollektivbewußtsein" zum Anlaß genommen, sich — nicht etwa über das von mir darin behandelte Problem: wie es in gewissen früheren Epochen trotz vorhandener Klassengegensätze zur Stileinheit und hoher Kultur gekommen sei, sondern — über die Baukunst auszulassen, als ob die Architektur das einzige Ausdrucksmittel des Zeitstils und gleichbedeutend mit „Kultur" sei, und dabei meinen Aufsatz zu kritisieren. Desgleichen findet die Broschüre der Genossin Zetkin „Kunst und Proletariat" nicht seinen Beifall.

Da die Arbeit Zimmers in ihrer Wertung des Verhältnisses von Kunst, Technik und Wirtschaft der Mißverständnisse und Unzulänglichkeiten die Fülle birgt, sollen mir seine Ausführungen ein Anknüpfungspunkt sein für eine methodologische Untersuchung über die sozialen Grundlagen der Kunst, insbesondere des gotischen Kirchenbaus, und ihr Verhältnis zur Technik. Gleichzeitig wird sich erweisen, wie wenig das, was Zimmer als materialistische Methode handhabt und ausgibt, in Wirklichkeit damit zu tun hat.

Nach einem Stoßseufzer über Kultur „einst und jetzt" stellt Zimmer sein Problem: „Woher die Einheitlichkeit früherer Kulturen, die Kulturlosigkeit, das Tohuwabohu, die Zerrissenheit bei uns?"

Die Beantwortung seiner Frage macht sich Zimmer sehr leicht. Er argumentiert einfach so: Man muß, um das Wesen der Kunst zu verstehen, die sozialen Verhältnisse, die Lebensbedingungen berücksichtigen; „es wäre aber falsch, einfach aus den sozialen Verhältnissen, etwa den Klassengegensätzen gewisse Anschauungen zu abstrahieren und von ihnen nun die Kunst und ihre Formen abzuleiten".

Beileibe nicht etwa sind es Ideen in ihrer Abhängigkeit von den sozialen Verhältnissen und ihre Entwicklung mit ihnen, die das Kunstschaffen bestimmen, sondern „einfach" die Technik rettet vor den Klippen (meiner) „rein ideologischen Erklärung": „wie die sozialen Verhältnisse, welche die dem Kunstschaffen einer Zeit gestellten Aufgaben bestimmen, und die Arbeitsweise, die Technik... gegenseitig aufeinander (!) einwirken", gilt es zu untersuchen, „um die Triebkräfte kennen zu lernen, denen die Kunst ihren Ursprung und ihre Entwicklung verdankt". Höchst „einfach" fürwahr, so einfach, daß man nicht Marxist zu sein braucht, um diese Weisheit herauszufinden, denn über diesen Einfluß der Technik, der statischen Gesetze auf die Entwicklung der Baukunst — aber auch nur der Baukunst — findet man in jeder Kunstgeschichte, hört man in jedem Kunstkolleg lange Abhandlungen.

Aber mit der Frage nach dem Wesen und Ursprung der Stileinheit (nicht der Kunst! Genosse Zimmer) hat das alles sehr wenig zu tun.

Diese Stileinheit auf ein Kollektivbewußtsein zurückzuführen, bedeutet kein Hinausschieben der Frage, was Zimmer mir vorwirft. Mit dem Hinausschieben meint er, daß eine Einheitlichkeit des Bewußtseins in einer in Klassen zerfallenden Gesellschaft ebenso unerklärbar sei wie eine Einheitlichkeit des Stils. Er leugnet also die Einheitlichkeit des Bewußtseins, nicht aber die Einheitlichkeit früherer Kulturen überhaupt. Von einem Hinausschieben der Frage kann aber nicht die Rede sein, wenn man die Stileinheit auf eine Bewußtseinseinheit zurückführt, indem man diese in ihrer sozialen Bedingtheit darstellt. Ich habe versucht, die Stileinheit, das Merkmal früherer hoher Kulturen, zurückzuführen auf den besonderen Gedanken- und Gefühlsinhalt einer Epoche, der als das Wesentliche gemeinsam bewußt wird; dies gemeinsam Bewußtgewordene nannte ich Kollektivbewußtsein (Klara Zetkin „geistiges Massenleben") und wies seinen Inhalt nach als bestimmt durch die der wirtschaftlichen und politischen Struktur einer Epoche erwachsenden Machtverhältnisse und die sich aus ihnen ergebende Klassenscheidung. Es finden sich in meinem Artikel ganze Abschnitte, die den Zusammenhang der ökonomischen Entwicklung mit der ideologischen der verschiedenen Epochen behandeln, und im Anschluß daran werden die Beziehungen aufgedeckt, die zwischen den verschiedenen Stilarten und den beiden voneinander abhängigen Formen, in denen die Entwicklung der Menschheit in Erscheinung tritt, dem ökonomischen und dem ideellen Entwicklungsprozeß, bestehen.

Das freilich nennt Genosse Zimmer „ideologische Erklärung", vor der man „sich hüten" muß, und in der Tat, er hütet sich ängstlich, seinen Artikel mit dem Ballast historischer Tatsachen zu beschweren. Wozu auch? Die Technik erklärt ihm alles.

Cunow hat die Frage, die uns hier angeht, einmal so formuliert: „Wie hängt die Entwicklung der Kunst mit der wirtschaftlichen Entwicklung zusammen?" und darauf geantwortet: „Sie ist ein Teil der großen Frage: Wie (auf welchem Wege und durch welche Mittel) bedingt und beeinflußt die Wirtschaftsstruktur die Ideologie? Oder genauer ausgedrückt: Inwiefern verändert sich mit der wirtschaftlichen Entwicklung zugleich das natürliche und soziale Substrat des sozialen Anschauungskomplexes und damit dieser Komplex selbst?"

Ein solches soziales Substrat des sozialen Anschauungskomplexes ist nun das Kollektivbewußtsein. Die Annahme eines solchen ist meines Erachtens ein notwendiges Mittel für die Erklärung der Stileinheit früherer Epochen. Kollektivbewußtsein ist weiter nichts als eine Bezeichnung für die Erscheinung, daß in einer Zeit, in der Klassengegensätze bestehen, doch ein gewisser Ideen- und Gefühlskomplex, dessen Umfang nicht fixiert werden kann, gemeinsamer Besitz ist, der seinen Ausdruck in einer entsprechenden Ideologie findet, die dem religiösen, wissenschaftlichen, literarisch-künstlerischen Leben der Zeit das Gepräge gibt. Es sind die herrschend gewordenen Ideen, in denen sich im Bewußtsein der einzelnen die Verbindung mit der Gesamtheit vollzieht. Der Inhalt des Begriffes, der zunächst ein rein formaler ist, richtet sich nach den Produktionsverhältnissen und den durch sie bedingten Klassengegensätzen der verschiedenen Epochen. Aus der Entwicklung des Begriffes folgt, daß der Vorwurf der rein ideologischen Erklärung, den Zimmer mir macht, unbegründet ist, da ich in diesem Begriff nicht die letzte Lösung aller Rätsel gesehen, ihn nicht als nicht mehr ableitbaren Begriff aufgestellt habe.

Inwieweit in einer in Klassen zerfallenden Gesellschaft eine Einheitlichkeit des Bewußtseins und des Stiles möglich ist, hängt im letzten Grunde von der mehr oder weniger starken und scharfen Klassenscheidung ab und von der Konstellation, dem schwankenden Gleichgewichtszustand der Klassen, womit bereits der Weg zur Lösung der von Zimmer aufgeworfenen Frage angedeutet ist, warum heute nicht so wie früher von einer Stileinheit geredet werden kann.

Die Richtigkeit dieser Erörterungen soll sich gerade an dem Beispiel, mit dem Zimmer mich widerlegen will, erweisen.

Die Überflüssigkeit, ein Kollektivbewußtsein anzunehmen, will Zimmer an der Entwicklung der Baukunst, insbesondere der Gotik, nachweisen. Er unterläßt es aber, die für die Architektur gewonnenen Resultate auf die anderen Künste anzuwenden, was allein das Herausgreifen der einen Kunstart rechtfertigen könnte. Selbst wenn Zimmers Auffassung für die Architektur richtig wäre, so würde damit nicht gesagt sein, daß sie auch auf die anderen Künste zuträfe. Unglücklicherweise ist seine Erklärung aber auch für die Architektur falsch.

Es ist klar, warum Zimmer von seinem technologischen Standpunkt aus auf die Architektur exemplifiziert, da ja in der Baukunst im Gegensatz zu den übrigen Künsten die Technik von überwiegender Bedeutung ist. (Besonders für den angehenden Architekten.)

In dem Hervorkehren allein der Technik als Triebkraft für künstlerische Gestaltung versteigt sich Zimmer zu der kühnen Behauptung: „Dagegen setzt sich die Architektur — und das gleiche gilt für die angewandte Kunst — aus Gebilden zusammen, die ihrer rein stereometrischen und geometrischen Natur nach nicht imstande sind, irgendwelchen Begriffen zur Verkörperung zu verhelfen.“ Die arme Kunst! Ich kann dem Architekten Zimmer die Bemerkung nicht ersparen, daß er ganz im Grobmateriellen und -technischen seiner Kunst stecken geblieben zu sein scheint, daß er von des Künstlers Schaffenslust und -drang, die immer durch ein geistiges Band mit einer Idee verknüpft sind, noch keinen Hauch verspürt hat.

Das Verhältnis von Kunst und Technik und, worauf es eigentlich ankommt, von Technik und Stileinheit sieht denn doch etwas anders aus.

Es ist das Verhängnis Zimmers, daß er infolge seiner mechanischen Handhabung der materialistischen Methode an dem Problem vorbeiläuft. Er macht in seinem ganzen Aufsatz nicht einmal den naheliegenden Unterschied zwischen der Bautätigkeit, dem Bauen, und der Baukunst. Als ob jede Bautätigkeit schon Baukunst wäre! Hier interessiert doch aber gerade nur die Baukunst.

Gewiß kann kein Architekt ein Gebäude, und sei es noch so einfach, errichten, ohne die statischen Gesetze zu kennen. Gewiß beruht die Gotik, rein bautechnisch erklärt, auf einem neuen konstruktiven Prinzip, wenn auch nicht, wie Genosse Zimmer annimmt, auf dem konstruktiven Prinzip des Spitzbogens. Mit dem Spitzbogen ist nicht notwendig ein neues Konstruktionsprinzip verbunden. Aber aus dem neuen konstruktiven Prinzip der Gotik, nämlich der Anwendung des Strebesystems in der Gewölbekonstruktion, resultiert notwendig das Spitzbogengewölbe, der Spitzbogen. Springer sagt darüber (Handbuch der Kunstgeschichte, II, Mittelalter, § 249. Siebte Auflage. Leipzig 1904):

Das Wesen der gotischen Konstruktion liegt, um es kurz zusammenzufassen, nicht in der Anwendung des Spitzbogens, der, wie wir gesehen, auch bei romanischen Bauten vielfach vorkommt, sondern in der Verbindung des Spitzbogens und des Rippengewölbes mit einem ausgebildeten Strebesystem, das darauf hinausläuft, die ganze Decke des Bauwerkes nur auf Pfeilern aufzurichten und die Umfassungswände von der Funktion des Tragens dadurch zu entbinden, daß der Seitenschub der Wölbung des Mittelschiffes mittels der über die Seitenschiffe weggespannten Strebebogen von Strebepfeilern abgefangen wird. Die konsequente Verwendung des Kreuzrippengewölbes und des Spitzbogens, die in lebendiger Fühlung mit den Strebewerken das Wesen des neuen Stils bildete, erfolgte bei dem Neubau des Chores der Abteikirche zu Saint-Denis in Paris.

Diese technische Erklärung spielt aber zur Frage, warum dieser Stil sich entwickelte, nicht die bedeutende Rolle, die Genosse Zimmer ihr beimißt, ebensowenig wie die anderen von ihm angeführten Faktoren, die Materialfrage, die geographische Lage — wir haben gotische Dome in Frankreich, Deutschland, England und Italien und in Marmor, Sandstein, Kalkstein, ja sogar Backstein. Ebenso kann das Bedürfnis nach großen Räumen, überdeckten kolossalen Versammlungslokalen nicht maßgebend gewesen sein für die Entwicklung gerade des gotischen Stiles. Denn schon der romanische Stil hatte Räume von gewaltigen Dimensionen und Wölbungen geschaffen. Wir sehen auch, wie verhältnismäßig kleine Städte große Dome bauen, Dome, die viel mehr Menschen fassen konnten, als die Gemeinde zählte, und die als Versammlungsräume in akustischer Beziehung höchst unzweckmäßig waren. Der Hinweis Zimmers darauf, daß das Bedürfnis nach kolossalen Räumen wohl auch bei den Griechen und Römern vorhanden gewesen sei, daß aber, was er mit dem Unterschied des Klimas motivieren will, die Griechen den blauen Himmel über sich hatten und die Römer sich mit der Überspannung von Leinwand behalfen, wird hinfällig, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß, abgesehen davon, daß die Römer in den Thermen und im Pantheon schon recht große Räume zu überwölben verstanden hatten, als sie Christen wurden, sie alle ihre Kirchen überdacht haben. Das Gewölbe der Peterskirche und des Domes von Florenz sind unter dem blauen Himmel Italiens entstanden.

Mit der Zurückführung der Stilentwicklung auf rein technische statische Probleme ist also nichts gewonnen. Kein Zweifel, die Griechen und Römer hätten bei ihrer hochentwickelten Bautechnik wohl auch das statische Prinzip der Gotik gefunden, wenn sich das technische Problem für sie überhaupt gestellt hätte; aber — und das ist der springende Punkt — es stellte sich eben für sie nicht.

Der Menschengeist kann eben nicht aus sich heraus, unbeeinflußt sich Aufgaben stellen und lösen. Er versucht und vollendet die Lösung erst, wenn die Entwicklung der Produktionsverhältnisse ihm die Aufgabe stellt und die Mittel zur Lösung gibt, wie schon Marx ausgeführt hat. Das heißt, auf die Technik angewandt, daß sie nichts Ursprüngliches ist, sondern daß auch die technische Entwicklung vor allem, das heißt neben natürlichen geographischen Einflüssen, sozial bedingt ist. Das soziale Wesen des Menschen, seine Vergesellschaftung ist aber nicht bloß materieller, ökonomischer Art, sondern auch geistiger Natur.

Diese soziale Bedingtheit in ihrer ganzen Zusammensetzung zu untersuchen, wäre Aufgabe Zimmers gewesen, wenn er den Einfluß der technischen

auf die Stilentwicklung in der Baukunst zum Unterschied von Bautätigkeit untersuchen sollte. Die Aufgabe ist nicht einfach damit gelöst, daß man sagt: Die sozialen Verhältnisse bestimmen Aufgabe und Zweck der Baukunst, worunter man alles oder nichts verstehen kann.

Die Lösung liegt darin, daß die soziale Bedingtheit der Baukunst auch in Umständen liegen kann, die zum geistigen Überbau im Sinne von Marx zu rechnen sind. Nämlich sie kann bestimmt werden durch die Notwendigkeit neuer künstlerischer Ausdrucksformen, die gefordert werden durch den Inhalt neuer herrschend gewordener Ideen und das Hervortreten neuer gesellschaftlicher Aufgaben, die aber, was nicht zu vergessen ist, ihre Gegenständlichkeit und inhaltliche Bestimmtheit in letzter Linie auf die materiellen Lebensbedingungen, die umwälzende Praxis der ökonomischen Verhältnisse zurückführen.

Die Gotik bietet ein gutes Beispiel dafür. Das neue statische Prinzip der Gotik ermöglicht, über die mit dem Rundbogen und einfachen Kreuzgewölbe verknüpfte Begrenzung und Gebundenheit des Gewölbes und der Raumverteilung hinauszugehen, durch Auflösung der Mauermassen weitere, lichtere Räume zu schaffen. Warum diese Änderung der Technik? Woher der Anstoß?

Untersuchen wir, um zum Ziele zu gelangen, den Zustand der Gesellschaft, in der der gotische Stil mit einer Spontanität sondergleichen sich entwickelt. Es wird keinem Menschen, der etwas tiefer sieht, einfallen, den gotischen Stil einfach aus dem Jenseitsglauben des Katholizismus zu erklären — wie Zimmer unterstellt; es war auch ganz gewiß nicht der „Jenseitsglaube", von dem Zimmer spricht, den die Genossin Zetkin mit dem „höchsten geistigen Sein der zünftigen Stadtbevölkerung der feudalen Gesellschaft" bezeichnen wollte.

Aber betrachten wir dies „höchste geistige Sein" näher, differenzieren wir es, leiten wir es ab, graben wir nach seinen Quellen.

In Frankreich werden die ersten Kathedralen gotischen Stiles erbaut; im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts.

Frankreich, in dessen verschiedenen Teilen, besonders im südlichen und nördlichen Teil, sich schon lange Kulturzentren gebildet hatten, war — im elften und zwölften Jahrhundert — in seiner Entwicklung am weitesten vorgeschritten, das heißt es hatte schon einen gewissen Gleichgewichtszustand und damit einen höheren Grad der Ruhe und inneren Stärke gewonnen im Gegensatz zu Deutschland und Italien, wo die Kämpfe zwischen Welfen und Gibellinen, der Investiturstreit noch ausgefochten wurden. Mit dem französischen Königtum entwickelt sich in der Ile de France eine Zentralmacht, die durch ihr Bündnis mit der geistlichen Hierarchie geschützt und gesteigert wurde; auch die städtischen Gemeinwesen wurden zu einer Stütze des Königtums. Die Entwicklung der Städte zu immer höherem Wohlstand fällt mit der Zeit der Kreuzzüge zusammen, und das Emporkommen eines wohlhabenden Bürgerstandes wird mit durch die heiligen Kriegs- und Plünderzüge begründet — der Reichtum der Kommunen steigt in dem Maße, wie Adel und Ritterschaft, die sich in Frankreich zuerst und besonders stark an den Kreuzzügen beteiligen, verarmen, da sie sich die zur Rüstung und zum Unterhalt nötigen Geldsummen durch Verpfändung und Verkauf von Gütern und Rechten verschaffen mußten. Da die von den Grundherren den Städten verkauften Rechte vom König bestätigt werden mußten, so wird schließlich die Krone als die Quelle der städtischen Rechte angesehen, und die Städte haben

alle Ursache, dem König zu Willen zu sein. Der König wieder braucht die bürgerlichen Gegendienste gegenüber seinen Feinden; dieser Zusammenschluß verstärkt das Machtzentrum und hilft an seiner Entwicklung. Außerdem werden durch die Züge nach dem Osten neue Handelswege und Handelsgelegenheiten und damit unermeßliche Quellen des Reichtums erschlossen, die auch den deutschen Städten zufließen; aber dort, da die Zentralisation, überhaupt ein Ruhe- und Gleichgewichtspunkt, in dem alle Kräfte sich vereinigen, fehlt, können sich neue Kulturwerte noch nicht konsolidieren. Aus diesen Gründen wurde Frankreich, das wirtschaftlich und geistig am meisten fortgeschrittene Land, auch dasjenige, das eben auf seiner materiellen Basis die an einen gewissen Überschuß von materiellen Werten gebundenen neuen Kunst- und Kulturwerte hervorbringen mußte.

So erklärt es sich, daß von Frankreich, und zwar vom Mittelpunkt, der Ile de France, das neue Kulturleben ausgeht, von dem die gotischen Kathedralen dort das gewaltigste Zeugnis geben, indem in ihnen, wie Klara Zetkin sagt, „das höchste geistige Sein der zünftigen Stadtbevölkerung der feudalen Gesellschaft seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat". Um dieses neue Kulturleben näher zu charakterisieren, muß man sich einen Begriff von der Verfassung des Geistes in jener Zeit machen.

Dem frühen Mittelalter wurde die christliche Heilsbotschaft in starren Dogmen als feste Glaubenslehre gepredigt, meist aufgezwungen von der erobernden Kirche. Die Massen konnten nicht gleich innerlich tiefen Anteil an diesen Lehren haben. Jetzt, um das elfte Jahrhundert, hat die Kirche den Gipfel ihrer Macht erreicht. Sie wird mehr und mehr in ihrer Eigenschaft als größte und reichste Grundbesitzerin die größte Ausbeuterin, die an der Entrechtung und Enteignung der Bauern und überhaupt an der Proletarisierung und Verelendung großer Massen einen großen Anteil hat, denn der steigende Reichtum der Kirche und Städte hat das Wachstum des Proletariats zur Folge. (Vergl. Kautsky, Vorläufer des neueren Sozialismus, I, S. 178, 179.) Die maßlose Gier der Kirchenfürsten und Klöster nach Land und Zins erweckt den Widerspruch der armen Gläubigen, oft genug auch den der angeekelten Reichen, gegenüber der korrumpierten Kirche. Neue (ketzerische) Ideen rütteln an ihrem starren Dogma: je mehr aber das Bewußtsein der irdischen Unzulänglichkeit, des Elendes immer weitere Kreise umfaßt, diese von der Kirche gepredigte Unzulänglichkeit alles Irdischen ökonomische Tatsache wird, um so tiefer und lebendiger werden die himmlischen Wahrheiten und Hoffnungen erfaßt, die Religion wird erlebt, das Bedürfnis nach Versenkung in ihre mystischen Wahrheiten gesteigert. Die von der Kirche aufgezwungene Ideologie wird Kollektivbewußtsein.

Die Kirche selbst hatte es nötig, das allgemeine Interesse an religiösen Fragen zu höchster Intensität zu steigern.

Aus dem gleichen Interesse sanktioniert sie überall die Ordensgründungen, die stets aus dem Abscheu ihrer Gründer gegenüber der Verweltlichung der Geistlichkeit, also im Gegensatz zu ihr geboren werden (Kluniazenser, Zisterzienser, Kartäuser). Gerade Frankreich, Paris, ist das Zentrum aller geistigen, theologischen Interessen und Kämpfe. Dem Scholastiker Abälard, der mit der Fackel der Vernunft den Glauben beleuchten wollte, steht hier der Abt Bernhard v. Clairvaux gegenüber, der die Kirchenlehre und mystische Gläubigkeit gegen die spitzfindigen Untersuchungen der Scho-

lastiker und Rationalisten verteidigt, selbst aber auch gegen die Herrschaft, Habgier und Käuflichkeit der Kirchenfürsten eifert. Seine Briefe und Sendschreiben gehen durch alle Länder, in ihnen verkörpert sich der Lebensatem eines überall in der abendländischen Christenheit herrschenden Geistes einer schwärmerischen, mystischen Gläubigkeit. Bernhard v. Clairvaux ist es auch, der die gekrönten Häupter der Christenheit zum Kreuzzug anfeuert.

Für die Kirche wird es immer mehr eine Lebensnotwendigkeit, die Geister von den irdischen Zuständen abzulenken, die Massen für ein neues Ziel zu werben und zu begeistern. So predigt sie die Kreuzzüge, ruft die Christenheit auf zur Eroberung des Heiligen Grabes, Jerusalems und verspricht dafür das himmlische Jerusalem. In Frankreich werden ihr die meisten Anhänger gewonnen, von hier aus nehmen die Werbungen ihren Anfang. Gleichzeitig entspricht die Kirche mit dieser neuen Hoffnung auf das „himmlische Jerusalem" der Sehnsucht der Massen aus ihrem Elend heraus, sie gibt ihr Nahrung und Ziel, das von den irdischen Gütern ablenkt, worauf es im Grunde allein ankommt.

So umfaßt die weite Organisation der Kirche alle Glieder der Gesellschaft, in der die auseinanderstrebenden Klassen sich befehden. Sie beherrscht alle Geister; Fürsten, Ritter und Proletarier finden sich in den Kreuzzügen zusammen, um für eine große Idee zu kämpfen. Die mittelalterlich-christliche Gesellschaft kommt in dieser Idee zum Bewußtsein der Größe, der weltumfassenden Macht des Glaubens, ihres Gottes.

Es ist die Zeit, in der die Kirche, und zwar mit ihrer weltlichen und geistigen Macht, triumphiert. Mit ihr triumphiert der „Geist" überhaupt, denn nur innerhalb der Kirche pulsiert geistiges Leben. Diese geistige Verfassung ist nun nicht allein die Frankreichs, sondern die der gesamten christlichen Welt, das geistige Leben ist spezifisch christlich, kirchlich. Sie ist, in ihren charakteristischen Zügen von Frankreich ausgehend und bestimmt, Inhalt des Kollektivbewußtseins der gesamten abendländischen Christenheit geworden.

Die Entwicklung des Stiles geht dieser geistigen Entwicklung mit ihren ökonomischen Ursachen parallel.

Während der romanischen Periode bildeten sich die ersten Gemeinschaften der Steinmetzen, zu denen in erster Linie Geistliche oder Mönche gehörten, die durch ein kirchliches Gelübde gebunden waren. In den strengen Formen des romanischen Stiles manifestiert sich das Dogma, die strenge Glaubenslehre, die die Welt erobert. Es ist der Stil der erobernden Kirche: er hat noch das Feste, Geschlossene, das auch die mittelalterlichen Kastelle charakterisiert. Mächtig und kolossal schließt sich Glied an Glied, nach außen hin sichtbar, zu einem Ganzen zusammen. Zum Schiff kommen allmählich Apsis, Chor, Türme, Seitenkapellen. Feste Mauermassen schützen die Heiligtümer, tragen die Wölbungen, die in dem Maße, wie die Kirche wächst, das Bestreben haben, immer weiter zu werden. Die Welt ist kriegerisch-sachlich, es handelt sich um die Konsolidierung und Abgrenzung der verschiedenen Völkergruppen zu festen Reichen und diesen gegenüber wieder um die Abgrenzung der Macht und Rechte der Kirche.

Die Kirche, die geistliche Hierarchie, ist eine Macht der feudalen Gesellschaft; die weltliche Lehnshierarchie, an ihrer Spitze Kaiser, Könige und Fürsten, die andere. Beide Mächte befehden sich, ringen um die Beherrschung der Welt. Die Kirche ist die stärkere, muß es sein, denn sie beherrscht die

Geister; ihre Idee, die christliche Idee gibt ja erst dem Denken und Fühlen der Massen Inhalt, Wert und Richtung, sie wird zum Kollektivbewußtsein, der Masse von der Kirche aufoktroyiert.

Das starre Dogma aber, das die Kirche lehrt, wird von den Massen erfaßt, vom lebendig menschlichen Geiste durchsetzt, löst sich auf, ewig veränderlich, formt sich um in den Hirnen von Generationen. Das Dogma, die starre Lehre vom Jenseitsglauben, mit der die Kirche die Welt eroberte, wird, im Kontakt mit der lebendig menschlichen Wirklichkeit, zu der menschlichen Sehnsucht nach Erlösung aus dem irdischen Elend. Die Wandlung vom strengen romanischen Stile zur Gotik, die alle starren Formen auflöst, ist Resultat und Zeugnis dieser Umformung des Kollektivbewußtseins.

Nachdem die Kirche aber die Welt erobert hat und mit den aufblühenden Städten sich auch außerhalb der Klöster das Handwerk kräftig entwickelte, hört der Kirchenbau auf, Privilegium der Geistlichen zu sein; er wird auch von Laien, in Zünften, Maurervereinigungen, Bauhütten organisiert, betrieben. Neben dem Reichtum der Kirche selbst kommt der Kirchenbaukunst jetzt der Reichtum des in den Städten zu Wohlstand gelangten Bürgerstandes zugute. Die Kirche, das Gotteshaus wird das größte und schönste Haus, der Stolz der Stadt: das Haus des mächtigen, die Welt beherrschenden Gottes, Symbol, Ausdruck der triumphierenden Kirche, die Stätte, wo die christlichen Könige gekrönt und gefeiert werden, das Haus, das von der großen christlichen Gemeinschaft zeugen soll, alle einladend, in seinen Bann ziehend. Deswegen muß es groß und weit sein, gleichsam Raum für die ganze Menschheit geben können. Für die Stadt ist die Kirche aber auch das Haus der engeren Gemeinde, für alle jederzeit offen, eine Zufluchtsstätte für alle Armen und Ausgestoßenen.

Wie in der Kirche als Glaubensgemeinschaft, die alle beherrscht und bannt, die Klassengegensätze aufgelöst sind, so spiegelt sich auch im Kirchenbau, in seiner Materialität und seinem Stil die Versöhnung der Klassengegensätze. Der gesellschaftliche Reichtum in den Händen der besitzenden Klassen manifestiert sich in der Pracht, der reichen Verarbeitung des Materials der gotischen Kirchenbauten. Hier wird einmal aller Reichtum, alle Kunst, aller Lebensluxus aufgehäuft, verschwendet; ja, es ist hier zunächst die einzige Stätte, wo der bürgerliche Reichtum, das ökonomische Übergewicht des zur Herrschaft sich anschickenden Bürgertums sichtbar wird. Für die Besitzenden, vor allem die Kirche selbst: Herrschaftsmittel und Ausdruck aller Macht, geistiger wie materieller. Für die Masse, das Volk: Ziel und Ausdruck aller seiner Sehnsucht, Symbol, Manifestierung aller erhabenen Ideen, die, herrschend geworden durch die Herrschaft der Kirche, Kollektivbewußtsein sind.

Es klingt wie Ironie, entspricht aber der ehernen Dialektik des geschichtlichen Geschehens, daß diesen Prachtbauten mit ihrer verschwenderischen Fülle doch der Stempel des Geistes der Armen aufgedrückt ist: die Entmaterialisierung, die Sehnsucht nach dem Geistigen, dem Überirdisch-Unendlichen, die, aus allem irdisch Beschränkten emporstrebend, ihren Ausdruck in den weiten und lichten Hallen der gotischen Kathedralen findet, deren phantastische Steingebilde in allen Teilen von dieser Sehnsucht nach Überwindung des Irdischen zeugen.

Man muß sehen, in alten Städten Frankreichs, zum Beispiel in Rouen, kann man es heute noch sehen, wie klein, eng und erbärmlich, jeder Schönheit

bar, neben dem gewaltigen, das Erhabene verkörpernden Gotteshaus die Behausungen der Menschen, die Wohnhäuser der Bürger zu derselben Zeit waren, in der die Baukünstler solche Wunderwerke schaffen konnten, die Technik also schon recht respektable Probleme gelöst hatte. Man kann das doch nur daraus erklären, daß für die Gotteshäuser eben das größere, das allgemeine, und zwar materielles und geistiges Interesse und Bedürfnis vorhanden war. Das Bürgertum, da wo es reich zu werden begann, hatte zunächst noch alle Ursache, diesen Reichtum zu verbergen vor der Gier der Kirche und der Feudalherren. So blieb man in seinen elenden Löchern wohnen. Das, was das Bürgertum ist und was es materiell und geistig, intellektuell und künstlerisch leisten kann, erweist es in diesen Kirchenbauten. Hier trifft eben zu, was Klara Zetkin von der Baukunst sagt: „Sie ist die höchste und schwierigste aller Künste, aber auch die sozialste von allen, der stärkste Ausdruck eines Gemeinschaftslebens. Man denke an die gotischen Kirchen, in denen das höchste geistige Sein der zünftigen Stadtbevölkerung der feudalen Gesellschaft seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat." (Kunst und Proletariat, S. 10.) Erst später, als das Bürgertum sich mehr zu Freiheit und Selbstbewußtsein entwickelt hatte, sehen wir auch prächtige Bürgerhäuser, Stadt- und Rathäuser und Justizpaläste im gotischen Stile (Rouen).

So manifestiert sich in der Gotik die bürgerliche Kunst im Gegensatz zum romanischen Stile, der ein Produkt der klösterlichen Kunst war, in seiner herben Gebundenheit und Strenge. Neben einem romanischen Dome erscheint ein gotischer wie ein lebendig organisches Wesen, das spielend tausend Kräfte entfaltet hat. Gerade in der Architektur, die wie die Musik eine abstrakte Kunst ist, muß das Kollektivbewußtsein lebendigen Ausdruck suchen, besonders in jenen Zeiten, als dem Volke nur wenig Ausdrucksmittel für das, was es bewegte, gegeben waren — im Vergleich zu heute, wo Presse, Buchdruck, Karikatur- und Witzblatt für einen intensiven allgemeinen Gedankenaustausch sorgen. So charakterisiert denn auch ein äußerlicher Zug die Gotik als bürgerliche — als Laienkunst, in der die Stimme des Volkes redet: man findet fast an jeder Kirche unter den überreichen figürlichen, oft grotesken Darstellungen solche Szenen, die sich auf das korrumpierte Leben in den Klöstern, die sittenlosen Mönche und Nonnen persiflierend, beziehen.

Gerade die gotische Baukunst läßt also ihren Charakter als Kollektiverzeugnis deutlich erkennen, in den Gebilden aus hartem Stein redet die gläubige Masse mit all ihrem Reichtum an Leidenschaft, Phantasie, Kraft und Innigkeit des Glaubens und des Gefühls, mit all ihren tausend schöpferischen Kräften, ihrem Zorn, Witz und Spott, aber auch ihrem Drange nach Schönheit, ihrer Sehnsucht aus allen irdischen Unzulänglichkeiten heraus.

Wer eine solche französische Kathedrale eingehend betrachtet, dem reden die Steine. Und sie erzählen nicht bloß von einem neuen konstruktiven Prinzip der Lösung technischer Probleme, sondern, um es banal auszudrücken, vom Geist der Zeiten, die sie schufen. Es kommt nur darauf an, diesen Geist der Zeiten zu fixieren und ihn in seiner sozialen Bedingtheit zu erkennen.

In der kirchlichen Gemeinschaft waren, wie ich aufzuzeigen versuchte, im Mittelalter alle bestehenden Klassengegensätze aufgehoben. Auf der Basis dieser kirchlichen Gemeinschaft, die eine geistige Gemeinschaft, Kollektivbewußtsein ist, beruht die Stileinheit der früheren Epochen, speziell der mittelalterlichen Kunst. Die Religion, das Gemeinsame, war die Mutter der Kunst.

Heute existiert kein Kollektivbewußtsein. Die herrschende Klasse versucht zwar noch immer, ihr Bewußtsein, ihren geistigen Besitz den unterdrückten Klassen aufzuzwingen. Dieser geistige Besitz aber ist wohl eine Anhäufung von Wissen, Kenntnissen und Ideen, so daß man die Summen aller geistigen Werte, soweit sie Gemeingut sind, Kollektivbewußtsein nennen könnte; aber da dieses Bewußtsein nicht von einer großen, die Massen packenden Idee getragen wird, so gelingt es den Besitzenden nicht, eine gewaltige Gemeinschaft, wie etwa die Kirche im Mittelalter, zu schaffen. Es gibt heute wohl Ideen der herrschenden Klasse, aber keine herrschend gewordenen Ideen, denn diese sind in der Auflösung begriffen, seitdem sich der Ideologie der Herrschenden eine neu sich bildende Weltanschauung der Unterdrückten im Sozialismus entgegensetzt. Diese beiden Gesellschafts- und Ideenkomplexe bekämpfen sich — materiell und ideell.

Es besteht ein fortwährend schwankender Gleichgewichtszustand, in dem wohl, auf künstlerischem Gebiet, auf beiden Seiten hier und da Einzelkräfte und -werte sich emporringen. Jeder einzelne Künstler fast hat heutzutage seinen „Stil". Die vollkommene Anarchie unter dem Namen „Individualismus" im Reiche der Kunst entspricht nur der Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft — von einer Stileinheit kann nicht die Rede sein —, sie ist nicht möglich, da die Bewußtseinseinheit fehlt.

Gegen die Geschichtsfälschungen in unseren Schulbüchern.

Von **Robert Albert.**

So oft in den letzten Jahren die Bildungsbestrebungen unserer Partei erörtert wurden, so oft auf Parteitagen und Gewerkschaftskongressen praktische Vorschläge gemacht und Richtlinien für die Bildung der Arbeiter aufgestellt wurden: immer wurde als hauptsächlichste Notwendigkeit ein richtiger Geschichtsunterricht gefordert. Das Fehlen der allerelementarsten Geschichtskenntnisse, herrührend aus dem Elend unserer Volksschule und der systematischen Geschichtsfälschung zugunsten der herrschenden Klassen, wurde stets als das größte Hindernis für die Aufklärung der Proletarier bezeichnet.

Und genau dieselben Klagen konnte man hören, so oft die Probleme der Jugenderziehung und der Jugendorganisation besprochen wurden. Man vermeide abstrakte Themen und gebe den Jugendlichen konkrete Stoffe zur Förderung ihrer Bildung, man lehre sie die Geschichte verstehen, die historische Vergangenheit begreifen, um ihnen die Erkenntnis der Aufgaben der Zukunft zu erleichtern! So und ähnlich liest man es immer wieder in den Artikeln und Broschüren, in den Reden auf Parteitagen und Bildungskonferenzen. Und auch hier wird stets hervorgehoben, daß die großen Schwierigkeiten, die Jugend für unsere Bestrebungen und Ziele zu interessieren, in der Hauptsache dem systematisch die Wahrheit verschleiernden Geschichtsunterricht in der Schule zuzuschreiben seien. Ganz besonders war das der Fall in der Debatte über die Heranbildung der proletarischen Jugend auf dem Parteitag in Leipzig 1909, wo man die bei uns übliche Geschichtsklitterung in den Lesebüchern brandmarkte und darauf hinwies, daß große Mittel bereitgestellt würden, um durch Einführung der sogenannten „Bürgerkunde" die hurrapatriotische Gehirnverkleisterung an den Proletarierkindern noch mehr zu forcieren. Es wurde dargetan, daß die Kinder bei der Einführung der Bügerkunde in den Volksschulen genau so belogen und betrogen werden würden wie bisher im Geschichtsunterricht, und es wurde mit Recht betont, daß diese Art, die Kinder über die Verfassung „auf-

zuklären", nur den Zweck habe, ihnen vorzuspiegeln, daß die Reichsverfassung ein Instrument der Hohenzollernherrlichkeit sei.

Tatsächlich ist ja für die meisten Schulmeister gerade der Geschichtsunterricht das liebste und — bequemste Mittel zur Züchtung des für die Kapitalisten so einträglichen Hurrapatriotismus und eines widerlichen Byzantinertums. Selbst die wenigen Lehrer, denen die materialistische Geschichtsauffassung kein Buch mit sieben Siegeln ist, können nicht einmal den Kindern die wahren Tatsachen der Geschichte enthüllen. Sie sind ja gebunden an die herkömmlichen Kompendien mit ihrer christlich-nationalistischen Fälschung der historischen Tatsachen, Kompendien, die die Einigung Deutschlands als eine persönliche Herkulestat Bismarcks und die Entwicklung des Reiches nebst Aufschwung von Handel und Industrie als ein unsterbliches Verdienst der Hohenzollernfamilie zu preisen die eiserne Stirne haben. Daneben läßt man eine andere Meinung nicht aufkommen, denn just in den Schulen gilt noch jene „Freiheit" der Meinung, von der der junge Treitschke einmal klagte, daß sie nicht einmal auf den deutschen Hochschulen gesichert sei.

Und nun, meine ich, sollten wir es nicht dabei bewenden lassen, dieses Elend nur immer zu beklagen. Ich habe mir ein paar Schulbücher auf die Darstellung geschichtlicher Tatsachen durchgesehen und gefunden, daß sie unbedingt einmal einer gründlichen Beleuchtung bedürfen. Ganz abgesehen davon, daß die Vorgänge von 1848 und ihre Folgen nach dem Muster von Kriegervereinsrednern geschildert und die Schüler gegen die „Ausländer und Fremden" aufgehetzt werden, so sind fast alle konkreten Tatsachen in einer Art und Weise „aufgemacht" worden, daß einem beim Lesen oftmals die Zornesröte ins Gesicht steigt. Wir aber (ich meine jetzt das Heer von Agitatoren, die aus der Arbeiterklasse hervorgegangen sind), die wir froh sind, wenigstens einigermaßen die Lücken der Volksschulbildung durch die Schule der Sozialdemokratie ausgefüllt zu haben, die wir Geschichte nur bruchstückweise gelernt haben und die wir auch nicht in der Lage sind, die nötigen Quellenwerke und Kommentare der Zeitereignisse zur Hand zu haben, wir sind nicht imstande, all diesen Fälschungen und schiefen Darstellungen bis auf den Grund nachzuspüren und die Klitterungen gebührend zu verbessern. Aber wir haben in der Partei ja Historiker genug, die sich ein großes Verdienst erwerben könnten, wenn sie es täten! Wie, wenn Genosse Mehring sich einmal der Mühe unterzöge — es ist freilich ein schweres Opfer, das er damit zu bringen sich entschließen müßte —, eine Anzahl Lesebücher für die zehn- bis vierzehnjährigen Schüler kritisch durchzusehen und in einer Broschüre oder in der „Neuen Zeit" Wahrheit und Dichtung voneinander abzusondern? Nicht, um an der Hand dieser Ergebnisse die Schüler gegen die Lehrer aufzuwiegeln — das würde letzten Endes nur die Kinder in einen Konflikt mit sich, den Lehrern und den Eltern bringen; nein, um an der Hand dieser Wahrheiten genau zu wissen, wo bei den Jugendlichen unsere Bildungsversuche in bezug auf geschichtliche Kenntnisse einzusetzen haben, um den Jugendlichen zu zeigen, wie sie in der Schule belogen worden sind und wie nötig sie es haben, sich das Gelernte in den Jugendorganisationen usw. und später in der Partei und in der Gewerkschaft berichtigen zu lassen. Nie werde ich zum Beispiel vergessen, was es auf mich für einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, als ich zum erstenmal in Mehrings „Lessinglegende" über die Taten des „großen" Friedrich und die Ursachen des Siebenjährigen Krieges gelesen habe! Und ähnlich würde es Tausenden von Genossen und Genossinnen ergehen, wenn sie gerade das, was sie in der Schule gelernt haben, sozialistisch beleuchtet sähen. Es würde ja auch das Verständnis für geschichtliche Dinge wesentlich erleichtert werden, wenn man just an die konkreten Dinge des Lesebuches anknüpfte und von dort aus Wesen und Zusammenhänge der geschichtlichen Entwicklung zu erläutern anfinge. Auf dem Parteitag in Leipzig wurde von einem Redner gefordert, die Partei solle, um den chauvinistischen Bestrebungen beim Einführen der sogenannten „Bürgerkunde" in den Schulen entgegenzuwirken, selber eine Bürgerkunde verfassen lassen von einem, der auf dem Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung stehe, damit den hurrapatriotischen Verkleisterungsversuchen

ein Paroli geboten werden könne. Noch weit notwendiger erscheint mir eine Widerlegung der Hohenzollernmärchen (und zwar nicht in der Art der „Hohenzollernlegende" Maurenbrechers) und all der Fabeln, die heute den Geschichtsunterricht in der Schule bilden. Eine Artikelserie darüber in der „Neuen Zeit" würde sicher von allen Parteiblättern abgedruckt und somit Hunderttausenden zur Kenntnis gebracht werden.

Und noch einen Nutzen verspreche ich mir davon: vielleicht würde diese Arbeit die fortschrittlichen Lehrer veranlassen, an ihrer Hand einen Leitfaden für den Geschichtsunterricht in der Volksschule zu verfassen, wie das ähnlich in der Schweiz vor zwei Jahren geschehen ist. Dort haben im Auftrag der Sekundar- (Real-) Lehrer Zürichs einige demokratische und sozialdemokratische Lehrer in vierjähriger Arbeit einen Entwurf für ein Lehrbuch des Geschichtsunterrichtes verfaßt, das nicht nur pädagogisch vortrefflich sein soll, sondern auch den wissenschaftlich geschulten Sozialisten zu befriedigen sucht. Es ist ein Genuß, in diesem Werke die Darstellung all der Tatsachen zu lesen, die für die bisherigen Leitfäden einfach nicht vorhanden oder nur als unliebsame Vorkommnisse registriert waren. Zum Beispiel die Revolutionen in der Geschichte, die sozialen Aufstände im alten Rom, die Befreiung der Bauern im römischen Weltreich, die wirtschaftlichen und sozialen Ursachen des Urchristentums, die wirtschaftlichen Triebkräfte der Kreuzzüge, der Wortbruch der preußischen Könige nach dem Siege in den Befreiungskriegen, die Ursachen des Regimentes der Patrizier und der Bauernlegerei, die industrielle Revolution durch die Maschine, die Ursachen der Krisen und der Kriege, der Untergang der Handarbeit und ihre Ursachen und vieles andere mehr!

Und wenn auch einstweilen noch keine Aussicht besteht, daß ein solcher geschichtlicher Leitfaden in den preußischen Schulen eingeführt wird, so könnte er doch allen unseren Bureaukraten im Schulwesen einmal zeigen, wie wir Sozialdemokraten uns ungefähr den Geschichtsunterricht in der Schule denken. Im Vorwort zu seiner Deutschen Geschichte sagt Mehring ja auch, daß über viele historische Gestalten „in der Volksschule das verkehrteste Zeug gelehrt wird", und daß sich hier das Wort bewähre: „Je größer der Wahn, desto kürzer der Weg zur Wahrheit!" Und deshalb meine ich: hineingeleuchtet in den Wahn, um den Weg zur Wahrheit abzukürzen!

* * *

Den Rat des Genossen Albert, in einer Broschüre oder in der „Neuen Zeit" die Geschichtsfälschungen der für die Volksschulen bestimmten Lehrbücher aufzudecken, halte ich in dieser Form nicht für ausführbar. Schon wegen ihrer Verschiedenheit nicht, wie sie in den einzelnen Staaten Deutschlands gebraucht werden — und was den Hohenzollern recht wäre, müßte man doch auch den Wettinern, Wittelsbachern usw. billig sein lassen —, dann aber auch noch aus einem besonderen Grunde nicht.

Aus einem bestimmten Anlaß hatte ich zur Zeit, wo Genosse Albert seinen Artikel einsandte, vier solcher „geschichtlicher" Lehrbücher für die Berliner Volksschulen einzusehen Gelegenheit und war erstaunt, zu sehen, wie die Kultur selbst diesen Teufel beleckt hat, im Vergleich zu der Zeit, wo ich in der Volksschule einer kleinen hinterpommerschen Stadt mit königlich preußischer Gesinnung gefüttert wurde. Die Verherrlichung jedes Hohenzollern als eines Ausbundes an Tugend und Weisheit hat vollkommen aufgehört; die Fehler und Schwächen jeder einzelnen Regierung werden in behutsam vorsichtiger Weise angedeutet, unliebsame Tatsachen, die sich nun einmal nicht vertuschen lassen, keineswegs verschwiegen; auch wird das, was vom patriotischen Standpunkt als lobenswert gilt, keineswegs in überschwenglichem Byzantinertum gefeiert. Kurzum, es ist mir nicht gelungen, in diesen vier Bänden auch nur einen Satz zu entdecken, der sich, im Reden oder Schweigen, als handgreifliche Geschichtsfälschung aufdecken ließe.

Die Tendenz ist deshalb natürlich doch die alte, und ich bin auf den Einwand des Genossen Albert gefaßt, daß diese neue Art der „Aufmachung" nur um so

gefährlicher sei. Das ist auch vollkommen richtig: nur muß sich die Art der Abwehr nach der Art des Angriffs richten. Die Aufdeckung einzelner plumper Geschichtsfälschungen wäre eine ebenso undankbare wie unergiebige Arbeit; was meines Erachtens allein helfen kann, ist das schweizerische Vorbild, auf das Genosse Albert in den letzten Absätzen seiner Ausführungen zu sprechen kommt. Gewiß besteht keine Aussicht darauf, daß ein vom sozialistischen oder auch nur demokratischen Standpunkt abgefaßter Leitfaden für den Geschichtsunterricht in den preußischen oder deutschen Volksschulen eingeführt würde, aber es würde vorläufig ja auch genügen, wenn er der Jugend der arbeitenden Klassen leicht zugänglich gemacht würde. Einen Versuch in dieser Richtung habe ich in meinem Leitfaden für deutsche Geschichte gemacht, doch ist er zunächst für die Zwecke der Parteischule und der geschichtlichen Unterrichtskurse für erwachsene Arbeiter bestimmt; ein Leitfaden, wie ihn Genosse Albert wünscht, müßte einfacher und übersichtlicher gehalten sein und sich auch nicht bloß auf die deutsche Geschichte erstrecken. Vortreffliche Anfänge dazu bietet die „Arbeiterjugend" in ihren geschichtlichen Aufsätzen.

Wünschenswert wäre dann auch, daß er von einer vorzugsweise pädagogisch gebildeten Kraft abgefaßt wäre. Ein Tummelplatz historischer Kontroversen dürfte er natürlich nicht werden. Der geschichtliche Stoff, auf den es wenigstens ganz überwiegend ankäme, ist in unserer Parteiliteratur genügend durchgearbeitet, so daß bei seiner Auswahl und Darstellung wesentlich der Lehrzweck vorwalten müßte.

Bücherschau.

Heine-Reliquien. Neue Aufsätze und Briefe Heinrich Heines. Herausgegeben von Maximilian Freiherr v. Heine-Geldern und Gustav Karpeles. Mit fünf Bildnissen und fünf Faksimiles. Berlin 1911, Verlag von Karl Curtius. 357 Seiten.

Der Titel der umfangreichen Veröffentlichung bezeichnet ganz richtig ihren Inhalt. Es sind Überbleibsel aus dem Nachlaß Heines, von mancherlei Interesse für die Spezialforscher über ihn, aber für diejenigen, die den genialen Dichter lieben, ohne ihn als Heiligen zu verehren oder als Teufel zu verfluchen, nicht allzu lesenswert.

Ihr Hauptzweck ist die Ehrenrettung Gustav Heines. Über diesen Bruder hat sich der Dichter gelegentlich sehr verächtlich geäußert, und der Sohn des Bruders veröffentlicht nun eine Reihe von Briefen, die der Dichter an Gustav Heine gerichtet hat, um zu beweisen, daß dieser von seinem berühmten Bruder durchaus geschätzt worden sei. Ob dieser Beweis gelungen ist, kann hier dahingestellt bleiben. Was uns an diesen Briefen, die sämtlich aus der „Matratzengruft" Heines geschrieben sind, am meisten interessiert, ist ein Urteil Heines über Lassalle, das sehr abweicht von dem berühmten Zeugnis, das der Dichter dem werdenden Denker und Kämpfer ausstellte.

Am 21. Januar 1851 schreibt Heine an seinen Bruder über Lassalle: „Keiner könnte wie ich seine schändlichen Ränke gegen den Grafen Hatzfeld enthüllen, und eben seine Anmutungen, mich in solche zu verflechten, bestimmten mich, tatsächlich mit ihm zu brechen, und so besteht zwischen uns nun das Verhältnis einer wechselseitigen Schonung. Dieser Mensch aber, in seiner raschen Entwicklung zum Schlechten, ist einer der furchtbarsten Bösewichte geworden, der alles fähig ist, Mord, Fälschung und Diebstahl, und eine an Irrsinn grenzende Willensfähigkeit besitzt. Mit diesem will ich nichts anfangen." Und so weiter.

Ursache dieses Wutausbruchs waren pekuniäre Verluste, die den Dichter bedrohten, als Folge einer Kapitalanlage, zu der ihn Lassalles Schwager, ein gewisser Friedland, beschwatzt hatte. Lassalle, der diesen Schwager gründlich verachtete, viel gründlicher als leider Heine selbst, war daran ebenso unschuldig wie

sein Vater, und er selbst hat als Grund seines Bruches mit Heine die Beziehungen angegeben, in die der Dichter durch seine französische Pension mit Guizot geraten war, der wieder mit der Mätresse des Grafen Hatzfeld irgendwie zusammenhing.

Lassalles Andenken wird durch die Veröffentlichung in keiner Weise geschädigt, eher machen die Briefe Heines einen für diesen ungünstigen Eindruck. Doch muß man erwägen, daß sie in den entsetzlichen Qualen der Krankheit geschrieben sind und in Geldnöten, die allerdings der Schwager Lassalles veranlaßt hatte.

Wilhelm Blos, Der Prinzipienreiter. Eine Geschichte aus dem Jahre 1848. Zweite Auflage. Berlin. Vorwärtsverlag. 200 Seiten. Geb. 1 Mark.

Der Verfasser schildert die Geschichte der Lola Montez, nur daß er sie aus Bayern in eines der kleinen thüringischen Herzogtümer verlegt, dessen Zwergsouverän schon vor dem bayerischen König in den Fesseln der spanischen Tänzerin geschmachtet hatte. Eine Mischung von Dichtung und Geschichte, hat die kleine Erzählung ihre ästhetischen Schattenseiten; was an ihr erfreut, sagt der Kieler Philosophieprofessor v. Brockdorff, ein konservativer Mann, in einem wissenschaftlichen Werke mit den Worten: „Nirgends sind die charakteristischen Schiebungen in den Gesellschaftsschichten (von 1848) besser faßbar dargestellt als in jenem kleinen Roman." Und auch der, wie die Modernen sagen würden, altfränkische Humor, womit Lolas abenteuerliche Fahrten geschildert werden, mutet angenehm an.

Lose Blätter.

Museumsführer und Arbeiterbildungswesen. Zu den Aufgaben unserer Bildungsausschüsse gehört neben ihrer Hauptpflicht, der Verbreitung einer der kämpfenden Arbeiterklasse nützlichen, einer proletarischen Bildung, auch die Ausnützung aller sonstigen Bildungsmöglichkeiten für die arbeitenden Klassen.

Unter den öffentlichen Bildungsstätten, die der Allgemeinheit unentgeltlich zugänglich sind, stehen die Museen wohl an erster Stelle. Dem, der mit Verständnis ein gut geordnetes Museum durchwandert, bietet sich das denkbar umfassendste Bild des Tatsachenmaterials für die verschiedenen Wissenszweige dar. Allerdings erscheint dieses Bild in seiner Vollkommenheit nur dem, der in den unterschiedlichen Wissenschaften einigermaßen bewandert ist.

Der großen Masse der Arbeiterschaft fehlt diese Vorbedingung aber gänzlich. Wenn man bei einer Museumswanderung das Augenmerk auch auf das Benehmen der übrigen Besucher richtet, merkt man das deutlich, wenn man es sonst nicht wissen sollte. Viele der Besucher bemühen sich, durch genaues Betrachten aller ausgelegten Gegenstände in das vor ihnen aufgerollte Gebiet einzudringen. Sie starren sich müde und verlassen nach einiger Zeit, innerlich enttäuscht und mit schmerzendem Kopfe, das Museum. Sie haben viel gesehen und nichts verstanden. Andere erfaßt schon nach kurzer Zeit die Langeweile und sie durchwandern gleichgültig die Räume des Museums. Mit oberflächlichen Blicken streifen sie die Schränke und bleiben nur stehen, wenn einmal ein durch Größe oder Buntheit auffallendes Ausstellungsobjekt ihre Aufmerksamkeit fesselt. Sie haben eben bald gemerkt, daß aller Aufwand an Mühe vergeblich ist. Nur wenigen Museumsbesuchern merkt man es an, daß sie die ausgestellten Dinge mit Verständnis betrachten.

Nun wird allerdings die Arbeiterschaft durch das Wirken unserer Bildungsausschüsse mit Kenntnissen ausgerüstet, die sie auch befähigt, ein Museum mit größerem Vorteil zu betrachten als zuvor. So wird einem Arbeiter, der ein naturwissenschaftliches Museum nach dem Anhören eines Unterrichtskurses über Naturerkenntnis besucht, mancher ausgestellte Gegenstand etwas sagen, an dem er früher achtlos vorüberging. Und umgekehrt wird das Anschauen des Museums das aus den

Vorträgen geschöpfte Wissen vertiefen. Darin eben liegt der Wert des Museumsbesuchs für unsere eigene Erziehungsarbeit, daß er sie in vielen Beziehungen fördert. So kann der Besuch eines prähistorischen Museums oder eines Museums für Völkerkunde im Anschluß an Vorträge über die Entwicklungsstufen der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich sein, und der Besuch einer Gemäldegalerie wird das aus Vorträgen über Kunst oder Kunstgeschichte gewonnene Wissen stark befruchten.

Aber diese Wirkung kann nur erzielt werden, wenn der Besuch der Museen durch die Arbeiter planmäßig geleitet wird durch die Bildungsausschüsse. Es sind auch schon zahlreiche Führungen durch Museen von parteigenössischen Bildungsausschüssen veranstaltet worden. Aber bei gemeinsamen Besuchen der Museen unter Führung eines Sachverständigen kann naturgemäß immer nur eine geringe Anzahl von Teilnehmern zugelassen werden. Es ist dem Führer bei den oft sehr engen Raumverhältnissen in den Museen rein unmöglich, sich einer größeren Anzahl von Personen gleichzeitig verständlich zu machen. Wollte man sämtliche Hörer einer Vortragsfolge auch durch ein Museum führen, dann müßte man die Führung oft wiederholen, was die Sache sehr verteuern würde. Auch würde diese Methode die wenigen Kräfte, die uns für diesen Zweck als Führer zur Verfügung stehen, allzu stark mit Arbeit belasten.

Diesen Schwierigkeiten gehen die örtlichen Bildungsausschüsse aus dem Wege, indem sie dem Museumsführer die Gestalt eines Buches oder einer Broschüre verleihen. Die Herausgabe von guten, in unserem Sinne bearbeiteten Führern durch die bedeutendsten Museum ihres Tätigkeitsgebiets sollte zu den wichtigsten Aufgaben unserer Bildungsausschüsse gehören.

Es gibt allerdings für die Mehrzahl der Museen von der Museumsleitung herausgegebene Führer. Sie genügen aber für unseren Zweck nicht, denn sie sagen dem Laien ebensowenig wie die Ausstellung selbst mit ihren Etiketten. So hat zum Beispiel die Generalverwaltung der königlichen Museen zu Berlin einen Führer durch das Museum für Völkerkunde herausgegeben. In ihm finden wir wohl neben den Benennungen der ausgestellten Dinge genaue Beschreibungen mancher Ausstellungsobjekte von Wichtigkeit, wie größerer Baulichkeiten, ferner tausend Einzelheiten über die Wirtschafts- und Lebensweise, den Kulturbesitz, die Religion und die Wanderzüge der Völker und Völkergruppen, aber nirgends stoßen wir auf eine Andeutung der Zusammenhänge zwischen den Wirtschaftsformen und den Sitten und Ideen oder auf eine Darstellung der sozialen Gliederung der Völker. In keinem Teile des 272 Seiten starken Führers finden wir ein einheitliches Lebensbild einer Völkerschaft in seinen Zusammenhängen gezeichnet, und sei es auch nur in den allergrößten Zügen. Der die Schliemann-Sammlung behandelnde Abschnitt wird eingeleitet durch eine knappe Schilderung der neuen Fundschichten von Hissarlik-Troja, aber mit keinem Worte wird die Frage auch nur gestreift, warum wohl gerade an diesem Orte immer von neuem eine Stadt von Bedeutung sich erhob. Von geradezu verblüffender Oberflächlichkeit ist auch der aus der gleichen Quelle stammende Führer durch die prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde. Nur hin und wieder wird in diesem Führer der Versuch gemacht, auf die Werkzeugtechnik der Vorzeit näher einzugehen, in seinem größten Teil bietet er nichts als eine Aufzählung der Ausstellungsobjekte. Auch der offizielle Führer durch das Märkische Museum zu Berlin zählt nur die Auslagen des Museums in der Reihenfolge auf, wie man sie betrachten soll, wobei jedoch noch sehr zu bezweifeln bleibt, ob die von dem Führer beliebte Reihenfolge die richtige ist. Diese wenigen Beispiele lassen sich mit Leichtigkeit vermehren.

Von allen diesen „Führern" unterscheidet sich sehr zu seinem Vorteil der im Vorwärtsverlag erschienene Führer durch das Berliner Museum für Naturkunde vom Genossen Georg Engelbert Graf. Um diesen Unterschied zu charakterisieren, brauchen wir nur zu sagen, daß die kleine Schrift den Titel „Leitfaden durch die Entwicklungsgeschichte", den sie trägt, voll verdient. Das ist es, was wir von

einem Museumsführer verlangen müssen: ein knapper Leitfaden durch das betreffende Wissensgebiet in der Hand des Laien soll er sein. Es wäre sehr zu wünschen, wenn fachkundige Genossen uns weitere Führer dieser Art durch andere wichtige Museen bescherten. Während ein Museumsbesuch an der Hand der obengenannten offiziellen Führer von weiteren Studien auf dem betreffenden Gebiet direkt abstößt, vermag ein wirklicher Führer, der diesen Namen verdient, durch eine erste und interessante Einführung in die Wissenschaft die Lust zu tieferen Studien geradezu zu wecken. Die Bildungsausschüsse müßten die Anregung zur Verbreitung solcher Schriften geben.

Es sei gestattet, einige Vorschläge zu dem Inhalt derartiger Führer zu machen. Vor allem wäre es nützlich, wenn die Führer durch praktische Winke eingeleitet würden, die bei der Durchwanderung eines Museums zu beachten sind. So ist es richtig, zu sagen, daß ein Museum nicht an einem Tage, sondern nur durch kurze, mehrfach wiederholte Besuche bewältigt werden kann usw.

Weiter wäre es angebracht, dem Führer eine kurze, allgemein gehaltene Einführung in das in dem Museum gepflegte Wissensgebiet voranzustellen, um den Leser mit den Aufgaben, den Mitteln und dem Arbeitsfeld dieses Wissenszweigs bekanntzumachen. Dort, wo mehrere verwandte Wissenschaften in einem Museum zur Darstellung kommen, wäre die Herausgabe mehrerer getrennter Führer zu erwägen. Das hätte den Vorteil, daß die einzelnen Schriften billiger sein würden als der Gesamtführer, und die Arbeiter hätten die Möglichkeit, sich die Hefte nacheinander anzuschaffen. Auch dürfte dabei noch etwas mehr Raum auf die einzelnen Abteilungen entfallen als in einem Gesamtführer, der einen erschwinglichen Preis haben soll. So würde die obenerwähnte Schrift des Genossen Graf gewinnen, wenn sie in je einen Führer durch die geologische, die paläontologische und die zoologische Abteilung des Naturkundemuseums zerlegt werden würde. Über jedes Gebiet könnte dann mehr gesagt werden. Und für das Museum für Völkerkunde zu Berlin wären zwei Führer zu empfehlen, von denen der eine die prähistorische und die Schliemannsammlung, der andere die ethnologischen Abteilungen behandelte. Jedem dieser Teilführer wäre natürlich eine besondere Einführung voranzustellen.

Im übrigen hätten die Führer aus einem die Ausstellungen schematisch erläuternden Text zu bestehen, zwischen den eingestreut die Hinweise auf die Ausstellungsobjekte zu finden sein müßten. Nicht möglich und nicht nötig wäre es, von jedem ausgelegten Stück zu sprechen. Es kann im Gegenteil den Benützern des Führers nur von Vorteil sein, wenn die Erläuterungen sowie die Hinweise sich auf die Erwähnung der wichtigsten und der charakteristischen Teile der Sammlung beschränken. In vielen Museen ist bereits eine Teilung des Materials in eine Schau- und eine Studiensammlung zur Einführung gelangt; nur die Schausammlungen sind in diesen Fällen dem Publikum zugänglich. Wo das noch nicht eingeführt ist, ist die oben angedeutete Beschränkung bei der Bearbeitung des Führers von besonderer Wichtigkeit: sie hat hier die Absonderung einer Schausammlung von dem gesamten Material zu ersetzen.

Schließlich müßte ein Verzeichnis der einschlägigen populären Literatur einen Bestandteil des Führers bilden.

Von Wichtigkeit ist auch der Vertrieb der Hefte. Es dürfte nicht genügen, ihn allein der Parteibuchhandlung des Ortes zu überlassen, denn es handelt sich darum, die Massen der Arbeiter in die Museen zu leiten. Das mindeste wäre, daß die Broschüren in jeder Veranstaltung des örtlichen Bildungsausschusses zu haben sind.

Auf jeden Fall harrt der Bildungsausschüsse hier noch eine schöne Aufgabe. Gelingt es ihnen, sie zu lösen und die Arbeitermassen zum Studium der wissenschaftlichen Sammlungen anzuregen, dann dürfen sie sich rühmen, ein weiteres Stück Kulturarbeit geleistet zu haben. Rich. Seibel.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 33 Ausgegeben am 16. Mai 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Lassalles historische Leistung.

Von **K. Kautsky.**

Vor wenigen Wochen, anläßlich des dreißigsten Todestags von Karl Marx, hat Rjasanoff in seinem bemerkenswerten Artikel über Marx' Bekenntnisse an dieser Stelle gezeigt, daß Marx selbst als sein bezeichnendstes Merkmal die singleness of purpose, die Konzentration aller Kräfte auf ein einziges Ziel ansah. Ganz anders war Lassalle geartet. In diesem wie in so vielen anderen Punkten bildete er das gerade Gegenteil von Marx. Es wird wenige Menschen geben, die es so sehr vermochten wie er, in den entgegengesetztesten Interessenkreisen zu Hause zu sein und zu wirken, und wirken hieß bei Lassalle nichts anderes, als die gewaltige Energie, die heißeste Leidenschaft, die unerschütterlichste Beharrlichkeit aufwenden. Lassalle war eine weit kompliziertere Natur wie Marx, schwerer zu verstehen, aber in einem sind sie sich gleich: was sie unsterblich gemacht hat, liegt bei dem einen wie bei dem anderen ausschließlich innerhalb der Interessensphäre des Proletariats.

Seine sensationellen Affären, die aus seinen Beziehungen zur „guten Gesellschaft" entsprangen, von den Prozessen der Gräfin Hatzfeld bis zu der unglückseligen Werbung um die Tochter des bayerischen Diplomaten v. Dönniges, wären natürlich längst vergessen, wenn ihr Held sich durch nichts anderes bemerkbar gemacht hätte.

Indes auch jene unter seinen ernsthaften wissenschaftlichen Arbeiten, die ihm die Achtung, ja zum Teil die begeisterte Zustimmung der bürgerlichen Gelehrtenwelt einbrachten, sein Werk über die Philosophie Heraklit des Dunklen sowie sein System der erworbenen Rechte würden heute Lassalles Namen nicht lebendig erhalten. Außerhalb des engsten Kreises der Fachwissenschaft haben sie keine Wirkung geübt.

Aber als Lassalle zur Verfechtung der Sache des Proletariats, die stets die seine gewesen, der Bourgeoisie den Krieg ansagte, als diese ihn mit Verhöhnungen, Beschimpfungen, Verleumdungen in den Staub zu drücken suchte, da erhob er sich zu seiner vollen Größe. Als der Titan sich gegen die Götzen der Gesellschaft erhob und aus deren Höhen in die soziale Unterwelt hinab-

stieg, um den Acheron zu erregen, da ging der Stern seiner Unsterblichkeit auf.

Lassalles historische Leistung bestand darin, daß er rasch und kühn das Band zerschnitt, an dem die deutsche Bourgeoisie das Proletariat festhielt und gängelte; daß er dem deutschen Proletariat den Weg zur politischen Selbständigkeit, zur politischen Macht und damit zu seiner endgültigen Befreiung gerade in dem Moment wies, wo in Deutschland die Bedingungen dafür eintraten, daß sich das Proletariat auf eigene Füße stelle.

Das Proletariat ist von seinen Anfängen an unter allen Umständen eine revolutionäre Klasse, das heißt eine solche, deren Interessen mit dem Fortbestand jeder Gesellschaftsordnung, in der es existiert, unvereinbar sind und deren Umsturz verlangen. Es muß im Grunde revolutionär bleiben unter allen gesellschaftlichen Formen so lange, bis es sich selbst aufgehoben hat.

Aber in der Zeit ihrer Anfänge ist auch die Bourgeoisie eine revolutionäre Klasse, unter Bedingungen, die ihrer Revolution rascheren praktischen Erfolg verheißen, die aber auch die größte geistige Überlegenheit der bürgerlichen Intelligenz über alle anderen Klassen herbeiführen. Solange die Bourgeoisie revolutionär ist, gelangt daher das Proletariat zu keiner politischen Selbständigkeit; es bildet den energischsten, selbstlosesten und kühnsten Teil der bürgerlichen Revolutionsarmee. Erst wenn das Bürgertum, das kleine wie das große, aufhört, revolutionär zu sein, erstehen die Bedingungen für eine selbständige revolutionäre Bewegung des Proletariats, für eine selbständige sozialistische oder, wie man früher sagte, kommunistische Partei.

Das Jahr 1848 begrub die revolutionären Neigungen nicht nur der großen Bourgeoisie, sondern auch des Kleinbürgertums für immer, nicht durch den Sieg der Konterrevolution, sondern durch den Verzweiflungskampf des Pariser Proletariats vom Juni. Er erhellte mit einem Male für die Bourgeoisie den Abgrund, der das Proletariat von ihr trennte, und bewies ihr dessen Kraft und Furchtbarkeit. Er zeigte ihr, daß hinfort jede revolutionäre Bewegung für sie mehr Gefahren als Vorteile in ihrem Schoße berge. Er zeigte aber auch den Gegnern der Bourgeoisie, daß ihnen neben dieser noch ein gefährlicherer Feind erwachse.

Als daher im Anfang der sechziger Jahre in Europa allenthalben die Wirkungen der Gegenrevolution aufhörten und neues politisches Leben erwachte, bedeutete dies nicht mehr eine Wiederaufnahme der revolutionären Bewegungen von 1848. Wohl begann die bürgerliche Demokratie von neuem ihren Kampf gegen Absolutismus und Feudalismus, aber nicht mehr der Umsturz, sondern ein Kompromiß war ihr Ziel. Andererseits hüteten sich Absolutismus und Feudalismus nun auch davor, durch starre Ablehnung aller Konzessionen an die Bourgeoisie diese zur Revolution zu zwingen. Wie bittere Formen die Gegensätze zwischen Liberalen und Konservativen, zwischen dem bürgerlichen Parlament und der Regierung zeitweise noch annehmen mochten, von einer bürgerlichen Revolution konnte nicht mehr die Rede sein.

Damit hörte aber das festeste Band auf zu existieren, das bis dahin Bourgeoisie und Proletariat zusammengehalten hatte. Die nächsten Gegenwartsinteressen der beiden waren von Anfang schroff gegensätzlich: hier die Ausbeuter, die nach Verlängerung des Arbeitstages, Verkürzung des Lohnes

trachteten, dort die Ausgebeuteten, die gerade das Gegenteil fordern mußten. Was sie zusammengehalten hatte, war nur das gemeinsame revolutionäre Sehnen nach einer anderen Staats- und Gesellschaftsordnung gewesen, von der jeder der Revolutionäre Befreiung und Wohlstand für alle erhoffte.

Jetzt aber fingen alle, auch die ehedem revolutionärsten Schichten des Bürgertums an, sich auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse einzurichten und höchstens in dem oder jenem Detail deren Änderung anzustreben. Und gleichzeitig entwickelte sich der Kapitalismus und damit der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit immer mehr.

Dieser Gegensatz kam jetzt den Arbeitern immer deutlicher zum Bewußtsein, er wurde für sie immer weniger durch die liberale Politik zurückgedrängt.

So war im Anfang der sechziger Jahre für Deutschland die Zeit gekommen, nicht bloß eine kleine Elite von Arbeitern selbständig zu organisieren, sondern den Anfang zum Aufbau einer selbständigen politischen Organisation der proletarischen Massen zu machen. Instinktiv fühlten das immer mehr Arbeiter selbst. Sie trachteten, sich der bürgerlichen Vormundschaft zu entledigen.

Aber zur politischen Selbständigkeit genügt nicht die bloße Schaffung einer von den anderen Parteien verschiedenen unabhängigen Organisation. Diese muß auch auf voller geistiger Selbständigkeit beruhen. Eine solche ist indes für eine Partei, die sich neu bildet, mit Erfolg nur zu erreichen durch geistige Überlegenheit, durch ein dem herkömmlichen überlegenes Wissen, eine überlegene Theorie.

Es ist zum Beispiel der Grundmangel der heutigen Arbeiterpartei Englands, daß sie sich mit der Selbständigkeit der Organisation begnügt und auf die Selbständigkeit im Denken, das heißt auf eine eigene Theorie und ein eigenes Programm verzichtet.

Nicht bloß die selbständige Organisation, sondern auch die geistige Selbständigkeit und Überlegenheit hat Lassalle dem deutschen Proletariat gebracht, und er war der einzige, der sie ihm damals bringen konnte.

Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß Marx und Engels als sozialistische Theoretiker Lassalle weit überlegen waren. Als Ökonom und Historiker war dieser kein origineller, ja nicht einmal ein einheitlicher Denker, sondern ein Eklektiker. Er akzeptierte das Kommunistische Manifest mit seiner materialistischen Geschichtsauffassung und blieb doch idealistischer Hegelianer. Er akzeptierte die Kritik, die Marx an der politischen Ökonomie übte, und nahm doch diese kritiklos hin, soweit sie nicht zu den vulgärsten Formen degradiert wurde. Er war Schüler von Marx und gewann doch kein Verständnis für die Gewerkschaften, deren Bedeutung Marx schon 1846 erkannt und betont hatte.

Aber so sehr auch die Erkenntnis, die Lassalle propagierte, hinter der Erkenntnis zurückblieb, die Marx und Engels zu bringen hatten, sie überragte weit das, was das deutsche Proletariat, und auch das, was die deutsche bürgerliche Intelligenz damals wußte. Und das war es, was ihre historische Wirkung entschied. Es wird begreiflich, wenn man den Stand der bürgerlichen Ökonomie Deutschlands zu der Zeit, als der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein begründet wurde, ins Auge faßt. Solange die Bourgeoisie revolutionär war, die ganze bestehende Staatsordnung in Frage stellte, war es

auch die Gesamtheit der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die von ihren führenden Geistern untersucht wurde. Die gesellschaftlichen Wissenschaften machten damals glänzende Fortschritte. Das änderte sich immer mehr in dem Maße, in dem die Bourgeoisie an revolutionärem Eifer verlor, ja eine neue Revolution, die proletarische, zu fürchten begann. Ihr theoretisches Interesse an der Erforschung des Gesamtprozesses der Gesellschaft erlosch, nur einzelne praktische Detailfragen beschäftigten hinfort ihr Denken. Soweit sie sich noch mit der Gesamtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse befaßte, geschah es immer weniger zu Zwecken der Erkenntnis als vielmehr der Rechtfertigung des Bestehenden. An Stelle der klassischen Ökonomie trat, abgesehen von Detailuntersuchungen und deskriptiven Arbeiten, die Vulgärökonomie.

Das bedeutete keineswegs einen Niedergang des ganzen bürgerlichen Denkens. Gerade in der Zeit seit der französischen Revolution, in der das revolutionäre Interesse der Bourgeoisie an der Erkenntnis des gesellschaftlichen Gesamtprozesses anfing abzuflauen, begann die Bedeutung der Naturwissenschaften für sie immer deutlicher zutage zu treten. Ihr wandten sich die feinsten Köpfe der bürgerlichen Intelligenz jetzt mit Vorliebe zu, auf diesem Gebiet feierte das bürgerliche Denken im neunzehnten Jahrhundert seine glänzendsten Triumphe, nachdem es im achtzehnten Jahrhundert die ökonomischen und sozialen Wissenschaften begründet und zu gewaltiger Höhe gebracht hatte.

Die Zeit nach 1848 sah wohl den größten Tiefstand der Vulgärökonomie. Und diese stand besonders tief in Deutschland, das bei seiner ökonomischen Rückständigkeit die klassische Ökonomie bis dahin nur scholastisch, als reine Begriffsspielerei erfaßt hatte, ohne Verständnis des realen Lebens, das hinter ihren Abstraktionen pulsierte.

Es ist später wieder etwas besser geworden, teils durch den gewaltigen ökonomischen Aufschwung, der Deutschland an die Spitze der industriellen Nationen brachte, namentlich aber durch die Rückwirkung der Marxschen Lehren, die nicht bloß das proletarische, sondern auch, freilich nicht in so hohem Grade, das bürgerliche Denken Deutschlands befruchteten.

Lassalle bekannte sich als Schüler von Marx, doch lagen dessen Lehren zu seiner Zeit noch nicht völlig ausgearbeitet vor. Aber das, was er von ihnen wußte, genügte im Verein mit seiner Kenntnis der klassischen Ökonomie und der bedeutendsten Sozialisten des letzten halben Jahrhunderts, in dem wissensreichen und scharfsinnigen Manne Ideen zu entzünden, die, soweit sie auch hinter dem zurückstanden, was Marx und Engels entdeckt und erforscht hatten, doch das bürgerliche Denken seiner Zeit erheblich überragten und den Proletariern Deutschlands ein Maß von Erkenntnis verliehen, das sie befähigte, alle Argumentationen der Gegner siegreich zurückzuschlagen. Nicht durch die bürgerliche Kritik ist der Lassalleanismus überwunden worden, die war dazu unfähig. Das gelang erst dem Marxismus.

Es war ein stolzes Gefühl der Sicherheit und Überlegenheit, das die Lassalleschen Ideen denen verliehen, die sie auffaßten. Und dieses stolze Gefühl erklärt die unerschütterliche Begeisterung, mit der die sozialistischen Arbeiter Deutschlands an den Lassalleschen Lehren festhielten.

Marx, der vom Standpunkt seiner höheren Einsicht diese Erscheinung ungern sah, irrte, wenn er sie auf den Sektencharakter des Lassalleanismus

zurückführte. Alle Sozialisten Deutschlands, auch die späteren Gegner der Organisationsform und der praktischen Vorschläge, die Lassalle propagierte, standen unter dem gewaltigen Eindruck seiner Lehren. Diese waren eben das Bedeutendste und Beste, was ihnen zu jener Zeit zugänglich wurde.

Die Revolutionierung der Wissenschaft durch den Marxismus war damals erst in den Köpfen ihrer Urheber vollzogen, noch nicht in der Literatur. Dort hatte sie erst einige spärliche Andeutungen gefunden, so namentlich in dem Kommunistischen Manifest. Das „Elend der Philosophie" war nur französisch gedruckt und im Buchhandel verschollen. Die „Kritik der politischen Ökonomie" bildete nur ein Fragment, das nicht die gewaltige Umwälzung der Methode und der Anschauungen ahnen ließ, deren Grundlegung es wurde. Gerade damals, als Lassalle mit seiner Agitation einsetzte, war Marx ganz von der Arbeit absorbiert, sein „Kapital" fertigzubringen. Immer wieder drängte ihn Engels, damit herauszukommen, er erkannte wohl, wie dringend notwendig es sei. Aber der gewissenhafte Marx konnte sich nicht entschließen, seine Arbeit der Öffentlichkeit vorzulegen, ehe sie nach allen Seiten aufs unerschütterlichste begründet worden.

So lange konnte die Agitation nicht warten. Das weniger Vollkommene, aber rechtzeitig der Öffentlichkeit Vorgelegte war das Wirksamere.

Erst nach Lassalles Tod erschien das „Kapital", und auch da zunächst in einer Form, die sein Verständnis aufs äußerste erschwerte. Selbst die zweite, viel übersichtlichere und leichter faßbare Auflage von 1873 gewann nur langsam Einfluß auf das proletarische Denken. Ja selbst nach dem Erscheinen des Engelsschen „Antidühring" im Jahre 1877, der so viel zum besseren Verständnis des Marxismus beitrug, bedurfte es noch jahrzehntelanger Popularisationsarbeit, um die marxistischen Ideen zum Gemeingut der proletarischen Bewegung zu machen. So tief und neu waren sie.

Bis in die achtziger Jahre hinein haben noch einzelne Lassallesche Ideen, selbst solche, die den Marxschen entgegengesetzt waren, die deutsche Sozialdemokratie beherrscht, nachdem schon längst alles verschwunden war, was man als Lassalleanisches Sektentum hätte betrachten können. So focht zum Beispiel noch 1887 Leo Frankel, der nie ein Lassalleaner gewesen, vielmehr ein begeisterter Marxist und persönlicher Freund von Marx war, einen erbitterten Strauß aus, in dem er für die Richtigkeit des ehernen Lohngesetzes eintrat.

Wenn aber Marx Anstoß nahm an Lassalles Mißverständnissen und bewußten Abweichungen von seinen Lehren, warum ging er nicht selbst nach Deutschland, um seine überlegene Erkenntnis zur Geltung zu bringen und die Agitation ins richtige Geleise zu schieben?

Dafür gab es eine Reihe von Gründen. Einen davon haben wir schon kennen gelernt. Um seine neue, von der bisherigen so radikal abweichende soziale Denkweise klarzulegen, erschien es Marx unentbehrlich, sie auf die gründliche Erforschung der kapitalistischen Produktionsweise anzuwenden. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß gerade in der Zeit, in der Lassalles Agitation begann, Marx fieberhaft an der Vollendung seines „Kapital" arbeitete, die ihn bei seiner Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit freilich noch einige Jahre beschäftigen sollte.

Aber neben diesem Grunde, der ihn von einem praktischen Eingreifen in die deutsche Politik fernhielt, bestanden noch andere. Marx hatte 1849 flüchten müssen und in der Emigration seine preußischen Staatsbürgerrechte ver-

loren. Er mußte gewärtig sein, wenn er zurückkehrte, als Ausländer behandelt, das heißt nur so lange geduldet zu werden, als es der preußischen Regierung paßte. Mit dieser Kugel am Bein glaubte er nicht an der proletarischen Bewegung wirksam genug mitarbeiten zu können.

Vielleicht noch entscheidender wurde ein anderer Grund, und hier kommen wir zu einem zweiten Faktor, der neben ihren theoretischen Differenzen zu zeitweisen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätzen zwischen Lassalle und Marx führte.

Marx war im Rheinland geboren, das eben noch französisch gewesen. Die Rheinländer fühlten sich damals noch als halbe Franzosen, als bloße Mußpreußen. Schon früh verlegte Marx die Stätte seiner Wirksamkeit nach Paris, dann nach Brüssel. Seine Rückkehr nach Deutschland infolge der Revolution war eine kurze Episode; die Konterrevolution trieb ihn nach England. So war Marx ebensosehr Franzose und Engländer wie Deutscher, ein Internationaler nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Seine politischen Auffassungen wurden daher stets diktiert vom Standpunkt der internationalen Gesamtbewegung; die Bewegung jedes einzelnen Landes war für ihn nur ein Teil, der sich den Interessen der Gesamtheit unterzuordnen hatte.

Für die Gesamtheit erschienen aber in den sechziger Jahren noch Frankreich und England viel wichtiger als Preußen — Frankreich, dessen Arbeiterklasse 1848 die Junischlacht geliefert, die ganz Europa erzittern machte, und England, dessen Chartistenbewegung schon vorher ein politischer Faktor geworden war, der die Herrschaft der englischen Bourgeoisie ernsthaft bedrohte. Als sich nach der Konterrevolution die Arbeiterbewegung allenthalben wieder zu regen begann, erschien es Marx als die wichtigste Aufgabe, auf die Vorkämpfer der gesamten internationalen Arbeiterbewegung Einfluß zu gewinnen und ihr Erstarken zu fördern. Ihr Vorbild mußte von selbst anfeuernd und wegweisend auf die Bewegungen der übrigen, ökonomisch rückständigen Länder zurückwirken.

Marx unterschätzte keineswegs die Bedeutung des allgemeinen Wahlrechtes, aber der Wahlrechtskampf erschien ihm zu Lassalles Zeit in England wichtiger als in Preußen.

Nicht etwa, daß er für England oder Frankreich eine größere Vorliebe gehabt hätte als für Deutschland. Er war der erste, der im Jahre 1870 erkannte, daß durch die Folgen des Krieges der Schwerpunkt der internationalen Arbeiterbewegung nach Deutschland verlegt werde. Von da an gehörte sein praktisches Interesse in erster Linie der deutschen Sozialdemokratie.

Daß diese aber 1870 an ihre neuen großen Aufgaben bereits als starke, wenn auch zunächst noch gespaltene Partei herantreten konnte, eine sozialdemokratische Partei, die als die erste der Welt bereits eine Reihe von Vertretern in das oberste Parlament entsandt hatte, das verdankte sie vor allem Lassalle.

Dieser war im Osten Preußens geboren, in Breslau. Und seine politische Tätigkeit vollzog sich sein Leben lang innerhalb Preußens, das er nur zeitweise bei gelegentlichen Reisen verließ. Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten ihn nicht so stark kompromittiert, daß er zu flüchten brauchte.

Diese Beschränkung auf Preußen hatte zur natürlichen Folge die, daß er an die Politik weniger einen internationalen als einen preußischen Maßstab anlegte — nicht in dem Sinne, als wenn er dem „vaterlandslosen" Marx

gegenüber ein guter preußischer Patriot gewesen wäre. Er haßte das preußische Regime ebenso grimmig wie Marx, ersehnte ebenso wie dieser das Aufgehen Preußens in einer deutschen Republik, und hegte das lebhafteste Interesse für die internationale revolutionäre Bewegung. Aber die Revolutionierung Deutschlands und besonders Preußens lag ihm zunächst am Herzen, er beurteilte die politischen Ereignisse danach, wie sie in dieser Beziehung wirkten. Und von den ausländischen Verhältnissen machte er sich ein Bild nach dem, was er in Preußen darüber erfahren konnte. Marx und Engels wiederum konnten die deutschen Verhältnisse nur nach dem beurteilen, was sie in England durch Zeitungen und Briefe erfuhren.

Daraus entsprangen gar manche Differenzen, die indes rein theoretischer Natur blieben, solange es keine Arbeiterbewegung in Deutschland gab.

Praktisch aber entsprang aus Lassalles Beschränkung auf Preußen für die Arbeiterbewegung Deutschlands reicher Gewinn. Denn sie bewirkte, daß er sich mit einer Energie auf sie konzentrierte, die Marx damals für sie nicht aufgebracht hätte. Und durch sein Verbleiben in Deutschland war Lassalle weit besser imstande, die Menschen und die Verhältnisse zu kennen. Auch dadurch konnte er seine Agitation weit wirksamer gestalten, als es Marx vermocht hätte.

Zu dieser Überlegenheit, die aus der Situation herauswuchs, gesellte sich aber noch eine andere, die ihren Grund in der Verschiedenheit der Persönlichkeiten fand.

Hier kommen wir auf den dritten Faktor, der zeitweise Marx sehr stark gegen Lassalle einnahm und der für den schließlichen Gegensatz zwischen ihnen vielleicht am entscheidendsten wurde.

Marx wirkte in jeder anderen Weise eher denn als Agitator durch seine Persönlichkeit. Lassalle war in erster Linie Agitator, der durch seine Persönlichkeit wirkte. Man darf den Unterschied zwischen beiden nicht etwa dahin auffassen, als sei Marx Theoretiker gewesen, Lassalle Praktiker. Der leitende Kopf der Internationale war ebensosehr Praktiker wie der leitende Kopf des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Er war diesem als Organisator ebenbürtig, als Taktiker insofern überlegen, als seine Taktik stets nicht bloß die nächsten Ergebnisse, sondern auch die fernsten Konsequenzen in Betracht zog. Lassalles ungestüme Leidenschaftlichkeit verlangte nach sofortigen Erfolgen. Marx wußte seine nicht minder große revolutionäre Leidenschaft durch die Erkenntnis zu zügeln, der Sieg des Proletariats setze voraus, daß dieses die nötige Reife und Kraft erlangt habe, was nur in langen Klassenkämpfen zu erreichen sei. Das machte ihn gerade durch seine theoretische Einsicht zum praktisch höherstehenden Taktiker.

Aber durch sein persönliches Auftreten vor den Massen agitatorisch zu wirken, das war Marx nicht gegeben. Dagegen lag hier wohl Lassalles stärkste Begabung. Und er wußte dies, er kannte den Zauber seiner Persönlichkeit und brachte ihn aufs stärkste zur Geltung, während Marx stets seine Person hinter seiner Sache versteckte. Der Gegensatz der beiden Charaktere tritt deutlich hervor in dem Unterschied ihres Verhaltens innerhalb ihrer Organisationen. Marx blieb jedem Kongreß der Internationale fern außer ihrem letzten. Alle ihre wichtigsten Enunziationen wurden von ihm verfaßt, die Resolutionen des Generalrats für die Kongresse wie dessen Manifeste, von denen die wichtigsten die Inauguraladresse und die Manifeste über den Krieg und Bürgerkrieg in Frankreich sind. Sie alle erschienen nicht unter seinem Namen, sondern im

Namen des Generalrats, in dem Marx nicht einmal als Vorsitzender, sondern als einfacher Sekretär für Deutschland fungierte.

Wie ganz anders Lassalle! Man erinnere sich nur des von ihm ausgearbeiteten Statutenentwurfes, der am 23. Mai 1863 als Organisationsform des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins angenommen wurde. An die Spitze des Vereins stellte er einen Präsidenten mit diktatorischen Vollmachten, der fünf Jahre lang unabsetzbar sein sollte. Er selbst wurde zum Präsidenten gewählt, nachdem man ihm noch die Forderung zugestanden, selbst einen Vizepräsidenten nach Belieben und auf so lange, als ihm paßte, zu ernennen.

Und wie die Organisation, so die Agitation. In seinen Reden trat die Betonung seiner Person und ihrer Erfolge immer stärker hervor.

Kein Wunder, daß dies Hervorheben der eigenen Persönlichkeit einen so ganz anders gearteten Charakter wie Marx stark abstieß, und doch hat es ebenfalls der deutschen Arbeiterbewegung große Dienste geleistet.

In England und Frankreich waren die Arbeiter durch die Schule erfolgreicher bürgerlicher Revolutionen hindurchgegangen, in denen sie siegreich mitgekämpft, aus denen sie allerdings keinen praktischen ökonomischen, wohl aber großen moralischen Gewinn gezogen, Kühnheit und Selbstvertrauen gewonnen hatten. Diese Eigenschaften fehlten gar sehr dem deutschen Proletariat, als Lassalle seine Agitation begann. Die deutsche Bourgeoisie war nach dem Dreißigjährigen Kriege ökonomisch wie politisch völlig verkommen und erst ökonomisch erstarkt zu einer Zeit, wo in England und Frankreich die Arbeiterbewegung bereits das Kommen einer proletarischen Revolution befürchten ließ. Der kümmerliche revolutionäre Anlauf von 1848 machte bald völliger Verzagtheit Platz. Das war keine Atmosphäre, in der rebellischer Trotz gedeihen konnte. Was die Arbeiter Frankreichs und Englands an Selbstbewußtsein und Kühnheit von ihrer Bourgeoisie in deren revolutionären Tagen angenommen und weiterentwickelt hatten, das mußten die Proletarier Deutschlands im Gegensatz zu dem feigen Philistertum, das sie umgab, allein aus eigenen Kämpfen, eigenen Siegen gewinnen.

Wie aber zu solchen anfeuernden Siegen gelangen, solange die klassenbewußten Kämpfer ein winziges Häuflein waren? Der Anfang schien fast hoffnungslos. Da wurden die anscheinend unüberwindbaren Schwierigkeiten wie mit einem Ruck beiseite geschoben durch das sieghafte Selbstbewußtsein der Persönlichkeit Lassalles. Ihr hinreißender Sturm und Drang, ihr kühner Trotz, selbst ihr Diktatortum, das bei einer starken Bewegung die schwersten inneren Kämpfe hervorgerufen und sie geschwächt hätte, wurde für die Anfänge eine reiche Quelle von Kraft und Zuversicht. Die stete Hervorhebung der eigenen Persönlichkeit mußte diese Wirkung noch verstärken, denn um so imposanter erschien die Unerschrockenheit des einen, der allein den Kampf mit einer Welt von Feinden aufnahm und von Erfolg zu Erfolg schritt.

Die enthusiastische Verehrung der Person Lassalles, die den so ganz anders gearteten Marx als sektenhafter Personenkultus bei den Lassalleanern Deutschlands abstieß, hatte ihren guten Grund. Sie entsprang dem Bewußtsein, wie sehr diese Persönlichkeit durch ihr glänzendes Vorbild in den schwierigsten Anfängen die Kräfte und das Selbstbewußtsein der proletarischen Kämpfer gesteigert hat.

Freilich, Lassalles auffallendste Schwächen entsprangen gerade aus der ausnehmenden Stärke seines Selbstbewußtseins und des Vertrauens in die

sieghafte Kraft seiner Persönlichkeit. Hier lag auch die entscheidende Ursache des so sonderbaren, verfrühten und gewaltsamen Endes, der Fällung des Riesen durch eine Liebelei.

Was aber für Lassalle selbst eine Ursache von Schwächen war, wurde für die deutsche Sozialdemokratie in ihren Anfängen bei dem damaligen Zustand des Proletariats eine Wurzel der Kraft, und gerade sein vorzeitiger Tod bewirkte, daß der dialektische Prozeß, den Lassalle eingeleitet, in gewisser Hinsicht zu keinem Ende kam, aus der Wohltat nicht Plage wurde, seine diktatorische Stellung nur ihre anfeuernde und aufrüttelnde Wirkung entfaltete, ohne die hemmenden Wirkungen zeigen zu können, die sie für die erstarkende Bewegung in ihrem Schoße barg.

Natürlich hätten das starke Selbstbewußtsein Lassalles und die auffallende Hervorhebung seiner Persönlichkeit das Gegenteil dessen herbeigeführt, was sie in Wirklichkeit bewirkten, wenn sie sich nicht mit einer tatsächlichen, gewaltigen geistigen Überlegenheit des Mannes über seine Gegner paarten. So aber erschien das ungemessene Zutrauen zu seiner Person nur als der greifbarste, nächstliegende, verständlichste und packendste Ausdruck des Zutrauens zu seiner Sache, deren tiefster theoretischer Ausdruck damals erst in wenigen, den Massen kaum zugänglichen und verständlichen Andeutungen gegeben war.

Das war der Boden, aus dem Lassalles große historische Leistung entsproß. Er war der rechte Mann zur rechten Zeit und am rechten Orte. Seine Agitation setzte gerade in dem Moment ein, wo die ökonomischen und politischen Verhältnisse die Loslösung des deutschen Proletariats von der bürgerlichen Demokratie möglich machten und erheischten. Und für diese Loslösung bot Lassalle in den Formen und dem Inhalt seiner Agitation geistige Faktoren, die trotz ihrer Unvollkommenheiten gegenüber der Marxschen Erkenntnis doch allem überlegen waren und tiefer wirkten als alles, was irgend ein anderer unter den damals in Deutschland Wirkenden bot und bieten konnte.

So weit der Ursprung der deutschen Sozialdemokratie als das Werk eines einzelnen angesehen werden darf, ist sie die Schöpfung Ferdinand Lassalles. Ihr Geburtstag wird von selbst notwendigerweise eine Feier Lassalles, und wie viel auch von seinen Ideen im Laufe des letzten halben Jahrhunderts hinfällig geworden ist, das Bild des kühnen Kämpfers lebt in dem Herzen jedes deutschen Sozialdemokraten, und auch in den kommenden Jahrhunderten wird sein Name neben Marx und Engels mit Ehren genannt werden, solange die Nachwelt der deutschen Sozialdemokratie gedenkt.

Lassalle in Frankfurt.

Von **Hermann Wendel.**

Auf der kurzen Siegeslaufbahn Ferdinand Lassalles im Dienste der Arbeitersache bildet Frankfurt am Main eine wichtige Etappe.

Die freie Stadt und frühere Reichsstadt war freilich zu der Zeit, da Lassalle darauf ging, die Fahne einer selbständigen Arbeiterpartei zu entrollen, alles andere als ein industrielles Zentrum. Vielmehr war es der kurzsichtigen und kurzatmigen Politik des mit dem zünftigen Handwerk eng

verbündeten Handelskapitals gelungen, die Angriffe des Industriekapitals stets am Weichbild der Stadt zurückzuschlagen. Aber während die verzopften Anhänger des Handelskapitals und der Zünftelei allmählich Fußbreit um Fußbreit Boden verloren, drängten sich ebenso allmählich die Vertreter jener neuen Sippe vor, die auch in Frankfurt für Spekulation und Plusmacherei die Bahn frei machen wollten. Eine Kapitalistenpartei sans phrase waren das, die sogenannten Demokraten, deren Organ Sonnemanns Gründung war, erst „Neue Frankfurter", dann einfach „Frankfurter Zeitung" genannt, die seit 1857 in der gesetzgebenden Versammlung die Mehrheit hatten und mit der Zeit wohl auch die Sessel der obersten Regierungsbehörde, des Senats, eingenommen hätten, wenn nicht 1866 die preußischen Bajonette dazwischen gefahren wären. Im übrigen ist es dieselbe Sippe, die heute noch in der Frankfurter Kommunalpolitik den Ausschlag gibt.

Natürlich suchten diese Demokraten ebenso wie die Fortschrittler in Preußen die Arbeiter zum Vorspann ihrer Interessen zu mißbrauchen. Dazu sollte ihnen der 1861 gegründete Arbeiterbildungsverein dienen, der, wie in einer Zunftstadt natürlich, sich weit mehr aus Handwerksgesellen und sogar aus selbständigen Meistern als aus eigentlichen Proletariern, aus Tagelöhnern, zusammensetzte. Mit ihrer gewohnten Pfiffigkeit drängten sich die pseudodemokratischen Sonnemänner an diesen Verein heran und suchten seinen Mitgliedern aufzuschwätzen, die Fernhaltung und Bekämpfung „kommunistischer Irrlehrer" sei seine eigentliche Aufgabe. Aber in Frankfurt ging es dem kapitalistischen Liberalismus weniger nach Wunsch als anderwärts. Er stieß auf Opposition, namentlich im Arbeiterbildungsverein, in dem Jean Baptist v. Schweitzer bis zum Herbst 1862 sehr tätig war; bis zu jenem Zeitpunkt, in dem er sich gezwungen sah, den Staub Frankfurts von den Füßen zu schütteln, als ihn jene Mannheimer Affäre in üblen Ruf brachte.

Hatte die demokratische Bourgeoisie schon Schweitzers Treiben im „Mißbildungsverein", wie sie den Arbeiterbildungsverein höhnend nannte, mit Mißbehagen betrachtet, so setzte sie vollends, als Lassalles Offenes Antwortschreiben aufflammte, Himmel und Hölle in Bewegung, um jeden Funken der neuen Bewegung im Maingau auszutreten, ehe er zünden konnte. Auf einem Arbeitertag in Rödelheim am 19. April 1863 sollte Lassalles Auftreten nach dem Willen der demokratischen Drahtzieher in Bausch und Bogen verdammt werden, aber die anwesenden Arbeiter waren gewitzt genug, den Sonnemännern nicht über den Weg zu trauen und sich für eine Prüfung der Sache auszusprechen. So sollten sich denn auf einem Frankfurter Arbeitertag Lassalle und Schulze-Delitzsch gegenübertreten, um der eine seine Staatshilfe, der andere seine Selbsthilfe auf Hieb und Stich zu verteidigen.

Als Lassalle am 17. Mai, der einzige von den beiden Aufgeforderten, in Frankfurt erschien, war wohl der größte Teil der Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins zu seinen Gunsten gewonnen. In Bernhard Becker, der damals gerade aus dem Londoner Exil zurückkehrte, hatte nach dem Wegzug Schweitzers der Arbeiterbildungsverein ein Mitglied erhalten, das zwar nur ein Revolutionär gewöhnlichsten Schlages war, aber sich in jenen Tagen bedingungslos in den Dienst der Lassalleschen Agitation stellte. Seinem Mühen gelang es, ein Zeitungsblatt für diese Agitation zu gewinnen, nämlich den „Volksfreund" des alten Nikolaus Hadermann. Hadermann war in der

freien Stadt einer der wenigen Männer von originalem Zuschnitt. Als Theologiestudent von der Tübinger Universität wegen burschenschaftlicher Bestrebungen relegiert, hatte er in Frankfurt mit seiner Frau ein Mädcheninstitut gegründet, um 1848 entschlossen in die Strudel der revolutionären Bewegung hineinzuspringen. Mochte sein Radikalismus damals im „Volksblatt" auch derb die Dinge beim rechten Namen nennen, so blieb Hadermann doch immer ein oft querköpfiger Vertreter des demokratischen Frankfurter Kleinbürgertums, und in den Jahren der Reaktion überschätzte ihn der preußische Bundestagsgesandte v. Bismarck in seiner revolutionären Gespensterfurcht sicher ein wenig, wenn er ihn „einen der fähigsten und entschiedensten Leiter der roten Demokratie" nannte und seiner Zeitung das Lebenslicht ausblasen ließ. Als er dann später ein neues Blatt, eben den „Volksfreund" gründete, verstand er über dem Hereinbruch des Großkapitals vollends die Welt nicht mehr, und er, der der Gewerbefreiheit so beflissen Weihrauch gestreut hatte, sehnte sich auf seine alten Tage nach den Zäunen und Schranken der extremen Zünftelei zurück. Es steckte etwas von der tragischen Ironie eines in die Irre gegangenen Menschenlebens darin, wenn gerade in diesem Organ des Zünftlertums Bernhard Becker für Lassalle die Werbetrommel rührte, aber Hadermann war eben alles recht, was sich gegen die verhaßte kapitalistische Demokratenpartei richtete.

Und Lassalle kam ja gerade nach Frankfurt, um, wie er an Rodbertus schrieb, seine revolutionäre Mähne zu schütteln. Sicher waren es mehr seine politischen Angriffe gegen die lendenlahme Fortschrittspartei als seine sozialen Darlegungen, mit denen er in der denkwürdigen Versammlung im Saalbau am 17. Mai und in ihrer Fortsetzung am 19. Mai in der Harmonie den Sieg an seine Fahne fesselte. Zwar horchten besonders die anwesenden Fortschrittler erschreckt auf, als er gleich zu Anfang seiner Rede ihren Matador Max Wirth, der sich in Frankfurt als den Napoleon der Volkswirtschaft aufgespielt hatte, als einen „gedankenlosen Zusammenstoppler" verächtlich beiseite schob, und auch die Arbeiter hörten gespannt zu, als der Redner sie über Berge von statistischem Material zu seinen Produktivassoziationen leitete und die Einwände gegen sie mit wuchtigen Schlägen niederwarf, aber stürmisch schlugen ihm doch die Herzen der Hörer erst entgegen, als er die fortschrittliche „Philisterbewegung" mit beißendem Hohne überschüttete und das Banner der echten Demokratie entrollte. Das gab den Ausschlag, denn es war bedeutsam, daß die Arbeiter in Städten mit entwickelter Industrie und entwickeltem Proletariat wie Hanau und Offenbach der Fortschrittspartei ferner die Stange hielten und von der Selbsthilfe das Heil erwarteten, die Arbeiter in den Zunftorten Frankfurt und Mainz dagegen, hingerissen von dem revolutionären Löwenzorn Lassalles gegen die Fortschrittsphilister, sich zu dem Verfasser des Offenen Antwortschreibens stellten.

Den Frankfurter Pseudodemokraten aber schlug Lassalles Sieg wie mit einer Keule aufs Hirn, und Sonnemanns Blatt, das vor seinem Erscheinen auf den „gesunden Sinn der deutschen Arbeiter" all seine Hoffnungen gesetzt hatte, spritzte jetzt Geifer und Gift, um den Triumph des gehaßten Mannes zu verkleinern. „Ein Haufen Bücher und Broschüren," phantasierte die „Neue Frankfurter Zeitung" über das Auftreten Lassalles, „welche eine ziemliche Privatbibliothek bilden würden, waren dicht hinter der Redner-

bühne auf dem Komiteetisch sorgfältig nebeneinandergelegt. Herr Lassalle schreitet mit theatralischem Anstand zur Rednerbühne, gibt sich eine kühne, interessante Attitüde, wirft das wollige Haupt in die Höhe, und während er mit der Linken sein Rednermanuskript hält, stützt er die Rechte etwas gespreizt auf die Tribüne. Sein Kopf ist nicht uninteressant; eine eherne Stirn wie sein bekanntes Gesetz." Während nur der Hadermannsche „Volksfreund" eine Lanze für den Verfemten brach, tobte sich am tollsten ein Mann aus, der seiner besseren Vergangenheit Besseres schuldig gewesen wäre: das war August Röckel, der Revolutionär von einst, den die sächsische Reaktion Jahre um Jahre im Zuchthaus von Waldheim eingemauert gehalten hatte. Sein Blatt, die „Frankfurter Reform", überschlug sich nur so mit „Komödiant der ordinärsten Art", „verbrauchter Theaterkniff", „theatralische Positur" und belferte schließlich: „Wir haben noch nie den Eindruck einer so vollständigen Öde und Leerheit des Innern empfangen; selbst nicht einmal die so impertinent auftretende Eitelkeit vermögen wir für echt zu halten, auch sie schien nur gespielt. Gleich jenem Frankenstein der Sage, dem der Alchimist, der ihn geformt und belebt, keine Seele einzuhauchen vermochte und der nun die Welt durchwanderte, sich eine zu suchen, so scheint uns Herr Lassalle in seiner vollständigen Blasiertheit zu allem, was er tut, nur durch das Verlangen getrieben, die eisige Kälte seines Innern durch irgendeine starke Emotion zu erwärmen, die er aber doch nie findet, denn

Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben."

Aber alles Geifern und Belfern half nichts. Frankfurt hatte die Entscheidung gebracht für Leipzig, und der 17. und 19. waren nur der machtvolle Auftakt für den 23. Mai. Mit den beiden Frankfurter Versammlungen schon war die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins vollzogene Tatsache.

Der belgische Wahlrechtsstreik.

Von **Hendrik de Man** (Brüssel).

Der eben beendete belgische Wahlrechtsstreik ist der erste Versuch eines lange vorher angekündigten, systematisch vorbereiteten, von der Organisation disziplinierten, mit einem Worte eines nach der Methode gewerkschaftlicher Lohnkämpfe geführten politischen Massenstreiks. Es ist zu erwarten, daß die Lehren dieses Experimentes für die Taktik der internationalen Arbeiterbewegung, besonders in den Ländern, wo die Frage der Anwendung des politischen Massenstreiks im Wahlrechtskampf zurzeit aktuell ist, zu einiger Diskussion Anlaß geben werden. Der Zweck der nachstehenden Zeilen soll sein, für diese Diskussion Tatsachenmaterial zu liefern.

Ich werde dabei ziemlich ausführlich auf die Vorgeschichte des Streiks eingehen müssen, weil eine richtige Beurteilung dieses Kampfes und seiner Lehren nur dann möglich ist, wenn man ihn im Zusammenhang mit den besonderen historischen Bedingungen betrachtet, worunter er sich abgespielt hat. Diese konkrete Art der Betrachtung ist die einzige, die, vor übereilig-optimistischer Verallgemeinerung wie vor philiströs-selbstzufriedener Unter-

schätzung des Wertes dieses Experimentes schützend, zur richtigen Beantwortung der Frage führen kann, inwiefern — und inwiefern auch n i c h t — die in Belgien angewandte Kampfmethode im Ausland zum Muster genommen werden kann.

Den Ausgangspunkt der Bewegung, die zu dem Streik führte, bildeten die Wahlen vom 2. Juni 1912. Man wird die Vorgänge von damals wohl noch im Gedächtnis haben. Der Wahlkampf war von den fast in allen Kreisen verbündeten Liberalen und Sozialisten mit der Parole des Antiklerikalismus geführt worden. Seitdem die 1911 von den beiden Oppositionsparteien gemeinsam geführte Agitation gegen die Schulverpfaffungsvorlage der klerikalen Regierung den Erfolg gezeitigt hatte, daß das Ministerium Schollaert demissionieren mußte, waren wahre Orgien der antiklerikalen Blockpolitik gefeiert worden. Man rechnete mit dem Sturze der klerikalen Regierung, die in der Abgeordnetenkammer nur noch über 6 Stimmen Majorität verfügte. Eine liberal-sozialistische Majorität würde sie ablösen und als erste von einer ganzen Reihe von Reformen das gleiche Wahlrecht einführen; die Arbeiterpartei sollte sogar in der Regierung vertreten sein. Es kam jedoch bekanntlich anders. Das Wahlresultat bereitete all diesen Hoffnungen ein jähes Ende. Mit einer von 6 auf 16 Stimmen angewachsenen Majorität zogen die Klerikalen wieder in die Kammer ein. Ein erheblicher Teil des sonst liberal wählenden Bürgertums hatte diesmal aus Furcht vor den Konsequenzen einer liberal-sozialistischen Mehrheitsbildung klerikal gestimmt.

Die Enttäuschung über dieses unerwartete Resultat rief bei der Arbeiterschaft eine Empörung hervor, die in den großen Industriebezirken der wallonischen Provinzen Hennegau und Lüttich die Form spontaner Proteststreiks annahm. Nach zwei oder drei Tagen standen bereits ein paar hunderttausend Mann im Ausstand. Die Arbeiter dachten sich den Streik nicht bloß als eine Protestdemonstration, sondern als eine Bewegung zur Erringung des gleichen Wahlrechtes. Sie meinten, der Wahlausfall hätte bewiesen, daß man die Aufhebung des Pluralwahlrechtes von der Pluralwählerschaft selber nicht erwarten könne; nachdem das endgültige Fehlschlagen der liberal-sozialistischen Bündnistaktik die Hoffnung, die klerikale Majorität unter dem Regime des Pluralwahlrechtes zu stürzen, zunichte gemacht, bliebe der Arbeiterschaft gar kein anderer Weg mehr offen als die Anwendung des außerparlamentarischen Mittels, dessen Wirksamkeit die Vorgänge von 1893 bereits erwiesen hätten, nämlich des politischen Massenstreiks. Das Eigentümliche der Situation lag in der Tatsache, daß die Massen diesen Gedanken durchaus aus eigenem Antrieb ergriffen und verwirklicht hatten und auf die Mahnungen der Organisationsleiter und politischen Führer, die vom Streik abrieten, nicht hören wollten.

Bei den leitenden Instanzen der Partei- und Gewerkschaftsorganisationen gab es keinen Streit darüber, daß der Wahlrechtsstreik unter den damaligen Umständen ein äußerst verhängnisvoller Fehler sein würde und daß man alles tun müsse, um die Streikenden zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. Diese Auffassung erscheint denn auch als vollkommen durch die Tatsachen gerechtfertigt. Ausschlaggebend war dabei nicht so sehr die Erwägung, daß der Streik nicht vorbereitet war (der Nachteil des Mangels an materieller Vorbereitung wäre ja durch die Überraschung des Gegners und durch die kampflustige Stimmung der empörten Arbeitermassen wieder wettgemacht

worden), wie die, daß der Streik in einem Moment gekommen wäre, wo ihm jede Aussicht auf politische Wirkung verschlossen war. Das aufgelöste Parlament war noch nicht konstituiert und sollte nicht vor November zusammentreten. Man hätte nur eine siegestrunkene, durch ihren Wahlerfolg im Gefühl ihrer Macht bestärkte Regierung vor sich gehabt, die ihren Sieg eben dem Umstand verdankte, daß sie sich das Vertrauen der Spießer als Schützerin der bürgerlichen Ordnung gegen den drohenden roten Umsturz erworben hatte. Man hätte der Regierung in der Tat keinen größeren Dienst leisten können als dadurch, daß man ihr die Gelegenheit gegeben hätte, sich beim brutalen Niederwerfen einer proletarischen Auflehnung gegen das Urteil der Wählerschaft noch mehr als Ordnungsretterin zu bewähren und die Unterstützung noch weiterer Kreise des Bürgertums zu gewinnen. Und daß die Regierung die Situation auszunutzen gesonnen und zur brutalsten Repression bereit war, dafür zeugten die Heldentaten ihrer Gendarmen, die am Tage nach der Wahl in Lüttich, Verviers und Brügge demonstrierende Arbeiter füsilierten, wobei es etliche Tote gab.

Der Generalrat der Arbeiterpartei richtete denn auch am 6. Juni die Aufforderung an die Streikenden, die Arbeit wieder aufzunehmen. Er beschloß jedoch gleichzeitig, eine neue Agitationskampagne zur Erringung des gleichen Wahlrechtes zu eröffnen und zu dem Zwecke für den 30. Juni einen außerordentlichen Parteitag einzuberufen, der über die Anwendung des Massenstreiks in diesem Kampfe zu beschließen haben würde.

Es gelang, wenn auch nicht ganz mühelos, die streikenden wallonischen Arbeiter auf diesen Parteitag zu vertrösten und sie zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. Von da ab stand es jedoch fest, daß die Arbeiter den Streik wollten und daß auf dem Parteitag nur noch über das Wann und Wie gesprochen werden sollte.

Auf dem Parteitag selber, dem am 30. Juni Delegierte aller Arbeiterorganisationen des Landes (auch der nicht der Arbeiterpartei organisatorisch angegliederten), etwa 1500 an der Zahl, beiwohnten, waren die Vertreter aller Kreise und Tendenzen einig, daß die Wiederaufnahme des Kampfes ums gleiche Wahlrecht durch die Arbeiterschaft nunmehr eine gebieterische Notwendigkeit sei und daß in Anbetracht der ganzen politischen Situation dieser Kampf nur dann Erfolg verspreche, wenn er auf die Vorbereitung des politischen Massenstreiks als Pressionsmittel zugespitzt werde. Der Parteitag setzte ein „Nationales Komitee für das gleiche Wahlrecht und den Generalstreik" ein — das nachher kurzweg Streikkomitee genannt wurde —, das den Wahlrechtskampf zu führen, den Generalstreik vorzubereiten und ihn im gegebenen Augenblick zu erklären haben würde.

Die darauffolgenden Ereignisse sind allgemein bekannt; ich will nur die wichtigsten kurz ins Gedächtnis rufen.

Das Streikkomitee wurde kurz nach dem Parteitag konstituiert. Es begann seine Tätigkeit, indem es vier Kommissionen ernannte, denen je ein Teil der Aufgaben, die die Vorbereitung des Wahlrechtsstreiks mit sich brachte, zugewiesen wurde. Die Propagandakommission wurde mit der Führung der Agitation, die Finanzkommission mit der Organisation des Sparwesens, die Lebensmittelkommission mit der Regelung des Unterstützungswesens während des Streiks, die Kinderverschickungskommission mit den Vorbereitungen zur Auswanderung der Kinder der Streikenden beauftragt.

In allen Kreisen und Städten wurden Bezirks- oder örtliche Streikkomitees mit ähnlichen Subkomitees eingesetzt.

Die Agitation wurde durch die Herausgabe von Flugblättern, Broschüren, Plakaten und dergleichen und durch die Veranstaltung von Demonstrationen geführt. Das Sparwesen wurde meist in der Weise organisiert, daß die sozialistischen Konsumvereine Sparmarken verkauften, deren um einige (häufig zehn) Prozent erhöhter Wert während des Streiks in Waren realisiert werden konnte.

Diese Art des Sparens hat, nebenbei bemerkt, im allgemeinen nicht so viel eingetragen, wie man erwartet hatte. Um so mehr haben die Arbeiter, besonders in den letzten Wochen vor dem Streik, individuell gespart, jedenfalls weil sie es vorzogen, über das zur Seite gelegte Geld vollständig nach eigenem Belieben verfügen zu können. Über die Höhe der auf verschiedene Art zusammengesparten Summen fehlen begreiflicherweise genaue Angaben; die Angaben der Detailhändler und Gastwirte in den Industriebezirken und den Arbeitervierteln der Städte, die während des ganzen Winters über das progressive Zurückgehen des Konsums klagten, und die Mitteilungen des Fiskus über die sehr bedeutende Einschränkung der Bier- und Schnapsproduktion lassen jedoch ermessen, daß die „Sparbewegung" mächtig genug war, um neun Monate hindurch einen nachhaltigen Einfluß auf das Wirtschaftsleben des Landes auszuüben. Vielen Geschäftsleuten ist die lange Depression vor dem Streik verhängnisvoller gewesen als die zehn Tage der akuten Krise während des Streiks.

Die Bewegung kam jedoch erst recht in Fluß, nachdem Anfang November 1912 die Abgeordnetenkammer wieder zusammengetreten war. Gleich bei der Wiedereröffnung der Session am 12. November brachte die sozialistische Fraktion dem Auftrag des Parteitags vom 30. Juni gemäß einen Antrag auf Einleitung des Verfassungsrevisionsverfahrens zum Zwecke der Abschaffung des Pluralwahlrechtes ein. Die Diskussion über diesen Antrag dauerte bis zum 7. Februar 1913. Der Kabinettschef de Broqueville erklärte im Namen der Regierung, daß die Kammer unter dem Drucke der Drohung mit dem Streik nicht beraten könne und, obgleich sie die Möglichkeit einer später vorzunehmenden Erweiterung des Wahlrechtes nicht ausschließen wolle, sich der Inangriffnahme der Verfassungsrevision widersetzen würde, „solange man nicht wenigstens ein Einvernehmen zwischen den Parteien über die an die Stelle des jetzigen Systems zu setzende Wahlrechtsformel angebahnt haben werde". Im Namen der Liberalen trat der Abgeordnete Hymans für eine von ihm vorgeschlagene Vermittlungsresolution ein, durch die das ganze Problem der Wahlrechtsreform einer Kommission überwiesen werden sollte; diese Kommission wäre dann der Konversationssalon geworden, in dem man nach dem Ausdruck des klerikalen Führers Helleputte über die Wahlrechtsreform hätte „reden" können. Genosse Vandervelde erklärte im Namen der sozialistischen Fraktion diesen Vorschlag für annehmbar. Einige christlichsozial angehauchte klerikale Abgeordnete und der „unabhängige" Mittelstandsvertreter Theodor sprachen sich ebenfalls dafür aus. Die Regierung wollte jedoch von keiner Maßregel wissen, die nach Entgegenkommen aussah, solange die Drohung des Streiks bestehen blieb. Schließlich wurde der Verfassungsrevisionsantrag mit den Stimmen aller Klerikalen — die Fraktionsdisziplin hatte über die demokratischen Anwandlungen der zur Ver-

söhnung geneigten Klerikalen gesiegt — gegen die der liberalen und sozialistischen Opposition abgelehnt.

Das geschah am 12. Februar. Fünf Tage später beschloß das Streikkomitee, da alle parlamentarischen Mittel erschöpft seien, daß die Drohung mit dem Generalstreik nunmehr verwirklicht werden müsse, und zwar am 14. April, dem Montag vor der Wiedereröffnung der Kammersession nach den Osterferien.

Der Beschluß rief bei der Arbeiterschaft eine große Begeisterung hervor, und die Vorbereitungen zum Generalstreik wurden von da ab besonders intensiv betrieben. Eine kurze Unterbrechung trat nur noch in den ersten Tagen des März ein, als sich die bekannte Episode mit den sieben Bürgermeistern abspielte.

Durch den Beschluß des Streikkomitees, der mit der Festsetzung des Termins vom 14. April der Drohung mit dem Generalstreik eine sehr präzise Gestalt gegeben hatte, mehrten sich nämlich die Anzeichen einer Wendung zum Besseren auf dem linken Flügel der klerikalen Partei zugleich mit der Anzahl und der Bedeutung der Versuche, in letzter Stunde doch noch eine Vermittlung zu ermöglichen. Vier Tage nach dem erwähnten Beschluß des Streikkomitees setzte die katholische „Ligue Démocratique", die für Belgien etwa dasselbe bedeutet wie der „Volksverein" für Deutschland, eine Kommission zum Studium der Wahlrechtsreformfrage ein. Das christliche Gewerkschaftskartell Brüssels ließ ein Plakat anschlagen, das sich gegen den Streik, aber zugunsten des gleichen Wahlrechtes aussprach. Ein einflußreicher Führer der „Ligue Démocratique", Herr Van Overbergh, schrieb im Laufe einer Polemik mit dem Peuple, daß die demokratisch gesinnten Elemente der klerikalen Partei ebenfalls die Verfassungsrevision wollten und daß nur der drohende Generalstreik sie daran hindere, sich dem Verlangen der sozialistischen Arbeiter nach einer Wahlrechtsreform anzuschließen. Kurzum, es kam gar nicht so überraschend, als am 6. März die Genossen Vandervelde, Anseele und Destrée dem Streikkomitee mitteilten, der Brüsseler Bürgermeister Max hätte ihnen gesagt, Herr de Broqueville habe ihn ermächtigt, zu erklären, er (Herr Max) habe von einer Unterredung der sieben liberalen Bürgermeister der Provinzhauptstädte mit dem Kabinettschef den Eindruck mitgenommen, daß die Regierung zu einem Schritt des Entgegenkommens bereit sein würde, falls die Arbeiterpartei auf den Generalstreik verzichte. Man war fast allgemein der Meinung, daß die Regierung damit zum Rückzug blies, und das Streikkomitee faßte nahezu einstimmig, um ihr diesen Rückzug zu ermöglichen, den Beschluß, die Streikerklärung zum 14. April rückgängig zu machen in der Erwartung, daß die Regierung hierauf sofort eine andere Haltung einnehmen würde.

Das Ganze lief jedoch auf nichts anderes hinaus, als auf eine Riesenblamage der sieben Bürgermeister und des Freiherrn de Broqueville. Letzterer hatte leichtfertig seine persönlichen Wünsche als die Meinung der Regierung ausgegeben, ohne sich vorher zu überzeugen, ob er damit bei der intransigenten Mehrheit des Ministeriums und der klerikalen Fraktion Anklang finden würde. Und die sieben Bürgermeister fanden kein Wort des Protestes, als dann nach einer stürmischen Fraktionssitzung der klerikalen Rechten, in der die unnachgiebigen, hauptsächlich agrarische Bezirke vertretenden Elemente der Regierungsmajorität über die versöhnlicheren Neigungen des

linken Flügels der klerikalen Partei den Sieg davontrugen, Herr de Broqueville in der Kammer nicht mehr vorzubringen wußte als das vage Versprechen einer Kommission zum Studium der Revision des — Kommunal- und Provinzialwahlrechtes.

Ganz anders als die sieben Bürgermeister nahm die Arbeiterpartei diese Erklärung hin. Mit Vierfünftelmehrheit beschloß erst das Streikkomitee und dann der Parteitag am 23. März nunmehr endgültig, an dem Datum des 14. April festzuhalten.

Das übrige weiß man ja. Der Umfang der Bewegung übertraf die Erwartungen der Partei. Schon am ersten Tage standen über 330 000 Mann im Streik. Mit jedem Tage schwoll diese Zahl an, am Anfang der zweiten Woche übertraf sie die vierhunderttausend. Ob sie, wie in der Tagespresse vielfach angegeben wurde, in der Tat schließlich mehr als 450 000 betrug, läßt sich bisher aus Mangel an genauen und vollständigen Statistiken noch nicht mit Sicherheit nachprüfen, aber sicher ist, daß die 400 000 überschritten wurden. Imposanter noch als durch die Zahl der Teilnehmer wirkte der Streik durch die bewunderungswürdige Ruhe und Disziplin der Streikenden. Keine einzige Ruhestörung ist vorgekommen, kein Tropfen Blutes ist vergossen worden.

Die Wucht der Bewegung überraschte auch die Gegner. Schon beim Zusammentritt der Kammer am 16. April zeigte sich, daß die Mitglieder der Regierung und der Rechten unter dem Eindruck des großartigen Streikanfanges standen. Viele hatten erwartet, daß die Regierung aus ihren früheren Erklärungen über die Unmöglichkeit der Verhandlungen unter der Drohung des Generalstreiks die Konsequenzen ziehen und sich zunächst weigern würde, über die Wahlrechtsfrage zu diskutieren. Sie machte jedoch keine Schwierigkeit, alle anderen Punkte der Tagesordnung vorderhand zu verschieben, und es wurde in der Tat bis zum Ende des Streiks in der Kammer von nichts anderem gesprochen als von der Verfassungsrevision. Am 17. April erklärte Herr de Broqueville, die Regierung sei der Meinung, daß die versprochene Kommission für die Revision des Gemeinde- und Provinzialwahlrechtes auch die Reform des Legislativwahlrechtes in den Kreis ihrer Erörterungen werde ziehen dürfen, so daß hiermit ein Mittel gegeben sei, festzustellen, ob sich für die Einführung eines neuen Wahlrechtes in einem bestimmten Sinne in der konstituierenden Versammlung des Parlamentes die für jede Verfassungsrevision erforderliche Zweidrittelmajorität finden würde. In dem am Tage darauf erschienenen gekürzten offiziellen Protokoll der Kammersitzungen waren aus der Rede de Broquevilles die Worte „auch das Legislativwahlrecht" gestrichen — vermutlich auf Betreiben der Gruppe der „intransigenten" Klerikalen. Herr de Broqueville, der darüber von der Opposition sofort zur Rede gestellt wurde, gab zu, daß er die Worte ausgesprochen hätte, und erklärte, das stenographische Verhandlungsprotokoll, das gewöhnlich erst einige Tage nach dem gekürzten Protokoll erscheint, werde die Äußerung denn auch enthalten. An diese Vorgänge knüpfte nun der liberale Abgeordnete Masson an, indem er eine Resolution einbrachte, durch die die Kammer die Erklärung des Kabinettschefs, die Kommission werde auch die Reform des Legislativwahlrechtes erörtern dürfen, zur Kenntnis nimmt.

Diese Resolution wurde bekanntlich am Dienstag, den 22. April von der Kammer einstimmig angenommen, freilich mit einem Amendement des

Klerikalen Liebaert, das einen Passus aus einer früheren Vermittlungsresolution des liberalen Abgeordneten Hymans wieder aufnimmt, der die Anwendung des Generalstreiks „mißbilligt und verurteilt". Dieses Amendement wurde mit den Stimmen aller Klerikalen und Liberalen — bis auf 12 Linksliberale, die den Heldenmut aufbrachten, sich der Stimme zu enthalten — gegen die Stimmen der Sozialisten angenommen. Genosse Destrée zeigte der Mehrheit jedoch durch den Zwischenruf: „Ihr mißbilligt den Streik wie der Hund den Stock, womit er Prügel bekommen hat", daß die sozialistische Fraktion ihr von Herzen gern das harmlose und etwas lächerliche Vergnügen gönnte, den Generalstreik zu verdonnern, vor dem sie sich beugen mußte.

Die in der Annahme der Resolution Masson enthaltene Konzession wurde vom Streikkomitee einstimmig, von dem auf den 24. April telegraphisch einberufenen Parteitag mit etwa Vierfünftelmajorität als genügend erachtet, um den Streik abzubrechen. Die Wiederaufnahme der Arbeit vollzog sich denn auch ohne Zwischenfälle vom Freitag, den 25., bis zum Montag, den 28. April.

Was nun die Frage betrifft, wie hoch der damit erreichte parlamentarische Erfolg einzuschätzen ist, so sei ohne weiteres zugegeben, daß der Wert der Resolution Masson als Gewähr für den Fortgang des Verfassungsrevisionsverfahrens an sich ziemlich gering ist. Es handelt sich eben nur um eine von der Regierung zu ernennende Studienkommission, in der die Klerikalen natürlich die Mehrheit haben werden, und die nicht einmal den Auftrag bekommt, für die Reform des Legislativwahlrechtes Vorschläge auszuarbeiten. Sie *darf* es eben nur tun — und es liegt auf der Hand, daß sie es nur tun wird, wenn es gelingt, eine Formel zu finden, die den Interessen der klerikalen Majorität nicht gar zu sehr zuwiderläuft. Eine Gewähr dafür, daß die Verfassung revidiert wird, ist nicht geboten — von der Einführung des gleichen Wahlrechtes, wie es die Arbeiterpartei fordert, gar nicht erst zu reden.

Die Arbeiterpartei hat also, wenn man die Situation vom parlamentarischen Gesichtspunkt aus betrachtet, lange nicht das bekommen, was sie wollte. Von einem *Sieg* kann gar keine Rede sein. Wohl aber trotz dem geringen praktischen Wert der Resolution Masson von einem *Erfolg*, und zwar von einem ganz beträchtlichen.

Denn erstens ist es klar, daß, wie gering man auch über die Bedeutung der Resolution Masson denken mag, ihre Annahme immerhin eine Konzession der Regierung bedeutet. Sie enthält zwar sehr wenig, aber doch mehr, als die Regierung vor dem Streik geben wollte. Bei der Machtprobe zwischen der Regierung und der Arbeiterpartei hat sich die letztere durch die Anwendung des Massenstreiks als die mächtigere erwiesen. Das Züngelchen der Wage hat sich nur wenig nach der einen Seite geneigt, aber immerhin nach der unseren. Diese Feststellung ist schon an sich und ganz unabhängig von dem positiven Wert des Gebotenen von der größten Bedeutung für die Frage nach der politischen Wirkung des Streiks (im weiteren Sinne des Wortes) sowohl auf die Arbeiterklasse selber wie auf ihre Gegner: er hat die Macht der Arbeiterklasse erhöht in ihrem eigenen Bewußtsein wie in dem der herrschenden Klassen.

Außerdem kann ja nicht bestritten werden, daß die Resolution Masson wenn auch ein ganz bescheidener und unsicherer, so doch ein erster Schritt in

der Richtung zur Verfassungsrevision ist. Sie ist, wie die Engländer sagen, the thin end of the wedge — das schmale Ende des Keiles, der in den bis dahin festgefügten Block der Wahlrechtsgegner hineingetrieben wurde. Die Hauptsache ist, daß die Arbeiterschaft die nötige Kraft hat und gebraucht, um ihn weiter hineinzutreiben, bis der Block gesprengt ist. Und das ist gerade der Grund, weshalb man sich nach zehntägigem Kampfe mit dieser ersten Konzession begnügt hat, nämlich weil man die Angriffskraft des Proletariats nicht gleich im ersten Ansturm erschöpfen wollte. Der Streik hatte, nachdem er den Widerstand der klerikalen Mehrheit gegen die Beratung des Wahlrechtsproblems gebrochen und außerdem als glänzende Demonstration den erwünschten Eindruck gemacht hatte, seinen Zweck in so ausreichendem Maße erreicht, daß er abgebrochen werden durfte.

Man vergesse nicht, daß die parlamentarischen Erfolgsmöglichkeiten des Streiks von vornherein durch folgende Umstände beschränkt waren: Erstens ist die Arbeiterpartei in ihrem Wahlrechtskampf, soweit er im Parlament geführt wird, notgedrungen auf die Hilfe oder zum mindesten auf die wohlwollende Neutralität bürgerlicher Elemente angewiesen, die in dem Maße, wie der Streik durch seinen Umfang und seine Dauer einen für ihre Klasseninteressen bedrohlicheren Charakter annimmt, zu den Regierungstruppen übergehen. Zweitens konnte es sich jetzt nur um die Einleitung des Verfahrens der Verfassungsrevision handeln, nicht um die sofortige Erkämpfung des gleichen Wahlrechtes und Abschaffung des Pluralwahlrechtes; denn diese ist nur möglich durch eine Verfassungsrevision, wozu eine Parlamentsauflösung und Neuwahlen zu einer konstituierenden Versammlung notwendig sind, deren Beschlüsse nur dann gelten, wenn eine Zweidrittelmehrheit für sie stimmt. Es liegt auf der Hand, daß — soweit es überhaupt gelingt, der Revision den parlamentarischen Weg zu ebnen, wozu die Resolution Masson die Möglichkeit bietet — bei dieser Situation die Arbeiterschaft alles Interesse hat, ihre Kraft für den Kampf um das Wahlrechtssystem selber aufzusparen und sie nicht schon gleich am Anfang des Kampfes ganz aufzuwenden. Und schließlich war die parlamentarische Situation noch durch den Umstand ungünstig gestaltet, daß die Klerikalen, die allein in beiden Häusern des Parlamentes über die Mehrheit verfügen, erst im Juni des vorigen Jahres dank dem Pluralvotum der bürgerlichen Elemente mit einer verstärkten Majorität wieder in das Parlament eingezogen waren.

Der Erfolg des Streiks drückt sich übrigens nicht bloß in der Resolution Masson aus. Er liegt in der Hauptsache in dem Gelingen des Streiks an sich und in der demonstrativen Wirkung, die infolgedessen von ihm ausging, also darin, daß der Einfluß, der jetzt von der Arbeiterschaft zunächst auf die Tätigkeit der Wahlrechtskommission ausgeübt werden wird, durch diesen ersten Erfolg bedeutend größer geworden ist.

Endlich hat der Streik auch einen großen Wert durch die Lehren, die aus ihm gezogen werden können und auf die ich zum Schlusse noch kurz eingehen möchte, wobei ich die Frage, ob und inwiefern diese Lehren auch für andere Länder Geltung haben können, begreiflicherweise nicht erörtern will.

Sehr viel haben wir in Belgien von diesem Experiment gelernt in bezug auf die organisatorische Vorbereitung und Führung eines Kampfes der gekreuzten Arme. So haben wir feststellen können, daß die lange systematische

Vorbereitung den doppelten Vorteil bietet, erstens daß dadurch der Streik auch vorher beunruhigend und deprimierend auf die Geschäftswelt einwirkt, daß also seine Wirkung in dem Augenblick anfängt, wo man mit seiner Vorbereitung beginnt; und zweitens, daß durch die Organisation des Unterstützungswesens, die Bildung der Streikkomitees und des ganzen damit zusammenhängenden Organisationsapparats (der allerdings in Belgien nur ein zeitweiliger Ersatz war für die vielfach erst schwachentwickelte politische Organisation und hier und da auch für die mangelnde gewerkschaftliche Organisation) die Möglichkeit, den Streik ruhig und friedlich zu führen, sehr bedeutend erhöht wurde, weil sie die Beherrschung der unorganisierten, in die Bewegung mit hineingezogenen Arbeiter durch die Organisation sichert. Auch in bezug auf den Wert der sogenannten „kommunistischen Küchen" haben wir recht nützliche Erfahrungen sammeln können.

Wir haben weiter gelernt, daß, auch wenn die Regierung, wie es jetzt bei uns der Fall war, provozierende Maßregeln ergreift, es dank einer guten Vorbereitung und Organisation des Streiks möglich ist, die Ruhe aufrechtzuerhalten. Und auch, daß ein politischer Massenstreik so enden kann, wie er angefangen hat, nämlich einmütig, nach einer von der Organisation ausgegebenen Parole.

Und endlich hat der Streik neben dem Verdienst, den Arbeitern ihre Macht zum Bewußtsein geführt zu haben, auch das, daß er ihnen ebenso deutlich die Schwächen und Fehler ihrer Organisation gezeigt hat. Die Bedeutung einer gut eingerichteten, weitverbreiteten Presse und einer starken Organisation wie der Eisenbahner und anderer Verkehrsarbeiter zum Beispiel ist den belgischen Arbeitern wohl noch nie vorher so deutlich vor Augen geführt worden. Und wenn die noch junge, aber mächtig aufstrebende belgische Gewerkschaftsbewegung sich alle die Lehren zunutze macht, die dieser Streik für sie bietet, so wird das nicht der geringste Erfolg dieses Kampfes sein.

Die kapitalistische Konzentration in Frankreich.

Von **Compère-Morel.**

(Schluß.)

3. Die Konzentration in der Landwirtschaft.

So gut die statistischen Ergebnisse der Volkszählung vom 4. März 1906 es uns ermöglichen, die industrielle und kommerzielle Entwicklung in Frankreich, sowohl hinsichtlich der Zahl der Betriebe als auch hinsichtlich ihrer Klassifizierung nach der Zahl der Angestellten und Arbeiter festzustellen, so unmöglich ist es uns, diese Statistiken für die Landwirtschaft zu gebrauchen.

Wenn die Zählung der landwirtschaftlichen Bevölkerung und der ländlichen Betriebe für das Jahr 1906 in derselben Weise gehandhabt worden wäre wie im Jahre 1896 und 1901, hätten die statistischen Belege, die wir vordem benutzt haben, uns dazu dienen können, die Entwicklung des landwirtschaftlichen Eigentums zu verfolgen, und hätten es uns ermöglicht, daraus Schlüsse zu ziehen. Die Erklärungen im ersten Bande der Statistik haben diesem Verfahren aber offiziell vorgebeugt und es uns unmöglich gemacht.

In Ackerbau und Viehzucht, so lesen wir an der betreffenden Stelle, hat man am 4. März 1906 8 715 000 Personen gegenüber 8 109 000 am 24. März 1901 gezählt, das ergibt eine Zunahme von ungefähr 600 000 Personen in fünf Jahren. Diese Vermehrung hat jedoch mehr scheinbar als tatsächlich stattgefunden und ist in folgendem begründet: Durch ein sehr viel vollständigeres Erfassen der kleinen Familienbetriebe, das heißt der Betriebe ohne Angestellte, die meist aus der Zusammenarbeit von Mann und Frau bestehen, wurde man veranlaßt, im Jahre 1906 eine große Anzahl Frauen, die vor fünf Jahren als keinen Beruf ausübend betrachtet wurden, als Vorsteherinnen von landwirtschaftlichen Betrieben anzuführen. Daher hat sich die Zahl der zu den landwirtschaftlichen Berufszweigen gerechneten Frauen um 667 000 vermehrt und ist von 2 654 000 im Jahre 1901 auf 3 321 000 im Jahre 1906 gestiegen. Dagegen ist in dem männlichen Personal eine Verminderung um 62 000 Einheiten zu verzeichnen: 5 393 000 im Jahre 1906 gegenüber 5 455 000 im Jahre 1901. (S. 65 und 56 der statistischen Ergebnisse der allgemeinen Volkszählung vom 4. März 1906.)

Der Bericht fährt fort:

Im ganzen steigt die Zahl der aufgenommenen Betriebe im Jahre 1906 auf 3 720 000 gegenüber 3 184 000 im Jahre 1901 und 2 983 000 im Jahre 1896. Diese Zunahme ist nur eine scheinbare und hat ihren Grund in dem Umstand, daß im Jahre 1906 Haushaltungen von Landwirten in größerer Zahl als im Jahre 1901 und 1896 als landwirtschaftliche Betriebe aufgeführt worden sind. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe ohne bezahlte Arbeitskraft ist in der Tat von 756 000 im Jahre 1901 auf 1 223 000 im Jahre 1906, also um 467 000 gestiegen, während die Gesamtzahl der Betriebe sich in derselben Zeit nur um 53 600 vermehrt hat. Wenn man die Betriebe ohne Arbeiter und Angestellte abrechnet, sinkt die Gesamtzahl der Betriebe im Jahre 1906 auf 2 314 000, steht also zwischen den Zahlen 2 256 000 vom Jahre 1901 und 2 390 000 von 1896. Der für den Zeitraum von 1896 bis 1901 festgestellte Verlust ist abermals, aber im entgegengesetzten Sinne, durch die Art der Zählung der landwirtschaftlichen Betriebe begründet. Eine große Anzahl Kinder von Landwirten wurde im Jahre 1896 in eigentlichen Familienbetrieben als Hilfskräfte gezählt, im Jahre 1906 aber nur eine geringe Zahl. Dies Schwanken in der Statistik der landwirtschaftlichen Betriebe rührt von dem Fehlen eines genauen Kriteriums her, das erkennen läßt, inwieweit die Frauen und Kinder des Landbebauers am landwirtschaftlichen Betrieb teilnehmen. Die Erklärungen der Beteiligten, die Angaben der Zähler in den Personallisten beruhen fast immer auf einer vorgefaßten Ansicht und entsprechen nicht den wirklichen Bedingungen in den verschiedenen Betrieben. So werden die Frauen der Landwirte in dieser Gegend als Wirtschafterinnen, in jener dagegen als Hausfrauen bezeichnet, obwohl die Art der Bewirtschaftung des landwirtschaftlichen Betriebs in beiden Gegenden die gleiche ist. (S. 117 bis 118.)

Man wird die volle Bedeutung dieser Einzelheiten verstehen, wenn man folgendes liest:

Da ein Betrieb aus einer Gruppe von zwei oder mehreren Personen besteht, die an einem bestimmten Orte arbeiten, zählt eine Person, die allein arbeitet, nicht als Betrieb; zwei Teilhaber dagegen oder Mann und Frau, die zusammenarbeiten, bilden einen Betrieb ohne bezahlte Hilfe. (S. 117.)

Um die kapitalistische Konzentration in der Landwirtschaft zu beweisen, wollen wir offizielle Arbeiten jüngeren Datums und genaueren Inhaltes benutzen, ich halte es aber doch für notwendig, hier die Tabelle zu veröffentlichen, die zusammenfassend die Betriebe nach der Zahl der Angestellten klassifiziert:

Betriebe	1896	1901	1906
Mit 1 bis 5 Angestellten und Arbeitern . .	1410232	1278478	1278878
„ 6 „ 50 „ „ „ . .	64490	51227	45182
„ 51 „ 500 „ „ „ . .	233	226	201
Zusammen	1474955	1329931	1324261

Die nach der Zahl ihrer Besoldeten klassifizierten Betriebe würden sich demnach von 1896 bis 1901 um 145 024 und von 1901 bis 1906 um 5670 vermindert haben, und wenn die Kategorie nur mit einer Hilfskraft in zehn Jahren um 25 276 (von 683 596 auf 708 872) Einheiten gewachsen zu sein scheint, so hat dies seinen Grund darin, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe, bei denen eines der Kinder als Betriebsteilnehmer aufgeführt ist, im Jahre 1906 eine größere war als in den Jahren 1896 und 1901. Das ist alles.

Die Zahl der Angestellten und Arbeiter beträgt in Betrieben von 1 bis 10 und von mehr als 10 Besoldeten: für die Kategorie von 1 bis 10 Besoldeten im Jahre 1896 3 072 592, im Jahre 1901 2 612 201, im Jahre 1906 2 498 404; für die Kategorie von mehr als 10 Besoldeten im Jahre 1896 187 033, im Jahre 1901 274 444, im Jahre 1906 162 686. Das macht zusammen 3 259 625 im Jahre 1896, 2 888 145 im Jahre 1901, 2 661 087 im Jahre 1906. In zehn Jahren eine Verminderung um 598 538.

Diese Zahlen sind zur Beurteilung der kapitalistischen Konzentration nicht brauchbar; wir wollen uns daher jetzt den vom Finanz- und dem Ackerbauministerium gesammelten Angaben zuwenden.

Wir wollen die im Jahre 1908 von dem Finanzministerium gemachte Enquete mit der landwirtschaftlichen Statistik vom Jahre 1892 vergleichen:

	1892	1906
Sehr kleiner Besitz von weniger als 1 Hektar . .	2235405	2087851
Kleiner Besitz von 1 bis 10 Hektar	2617558	2523713
Mittlerer Besitz von 10 bis 40 Hektar	711118	745862
Großer Besitz von 40 bis 100 Hektar	105391	118497
Sehr großer Besitz von 100 Hektar und darüber .	33280	29541

Wir kommen, wenn wir den Besitz in zwei Kategorien von unter 10 Hektar und über 10 Hektar teilen, zu folgenden Zahlen:

Besitz	1892	1906
Unter 10 Hektar	4852963	4611564
Über 10 „	849789	893900

Das ergibt für den Besitz von unter 10 Hektar eine Verminderung um 241 399 Betriebe in 16 Jahren gleich 15 087 Betriebe pro Jahr; der Besitz von über 10 Hektar ist dagegen in 16 Jahren um 44 111 Betriebe gewachsen!

Wenn wir die Bodenfläche in Betracht ziehen, müssen wir allerdings feststellen, daß die sehr kleinen und die kleinen Besitzungen an Umfang zugenommen (1 161 436 Hektar), die mittleren und großen Betriebe in dem-

selben Zeitraum dagegen an Ausdehnung verloren haben (430 426 Hektar). Das wollen wir nicht in Abrede stellen.

Vom Jahre 1892 bis zum Jahre 1908, in 16 Jahren, sind also 241 399 sehr kleine und kleine Betriebe verschwunden; entsprechend hat eine Verminderung der Zahl der Grundbuchnummern stattgefunden, die von 14 045 615 im Jahre 1892 auf 13 533 026 im Jahre 1905 gesunken ist (für das Jahr 1908 fehlen uns noch die Zahlenbelege); das macht also in 13 Jahren 512 588 Grundbuchnummern weniger!

Wenn wir nun erwähnen, daß eine Hypothekenschuld von mehr als 15 Milliarden auf den kleinen und sehr kleinen Besitzern lastet, die sie zwingt, beinahe 700 Millionen jährlich an Zinsen herauszuwirtschaften, und wenn wir weiter hinzufügen, daß die Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion den produzierenden Bauern nötigt, die härtesten Bedingungen der kapitalkräftigen Zwischenhändler anzunehmen, von denen er immer abhängiger wird, muß jeder vernünftig denkende Mensch einsehen, daß die kapitalistische Konzentration sich in der Landwirtschaft ebenso wie im Handel und in der Industrie vollzieht, wenn der Prozeß vielleicht auch langsamer und in anderer Form vor sich geht.

Da Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, philosophische Ideen und politische Begriffe sich nach der Besitzverteilung und der Arbeitsmethode umwandeln und modifizieren, können wir uns nicht darüber wundern, daß mit den Lebensbedingungen unserer Bauern sich auch ihre Denkungsart meist von Grund aus geändert hat.

4. Das französische Nationalvermögen.

Obwohl es recht schwer ist, das französische Vermögen abzuschätzen, haben doch zahlreiche Nationalökonomen und Statistiker sich an diese Aufgabe gemacht.

Der Vikomte v. Avenel schreibt in einem seiner letzten Werke:[1]

Das erworbene Vermögen ist übrigens sehr verschiedenartig unter die Bürger unserer Republik verteilt. Die Gesamtaktiven der Franzosen belaufen sich ungefähr auf 235 Milliarden Franken; es kommen davon 70 Milliarden auf ländlichen Besitz, 55 Milliarden auf städtische Immobilien und 110 Milliarden auf mobile Werte. Bemerken wir dazu in Parenthese, daß das französische Vermögen erst seit kurzer Zeit derartig gewachsen ist — in 75 Jahren hat es sich mehr als vervierfacht. Nach authentischen, von der amtlichen Verwaltung herrührenden Zahlen betrug das Vermögen im Jahre 1826 46 Milliarden; es erreichte im Jahre 1850 70 Milliarden, im Jahre 1869 135 Milliarden und im Jahre 1900 204 Milliarden.

Die Zahlen der Herren v. Lavergne und Henry de Seailles nähern den Angaben Avenels bis auf 5 Milliarden, dagegen ergibt die Schätzung von Edmund Thery, die sich auf die sorgfältigste Anwendung der direkten Methode gründet, die Summe von 287 Milliarden.

Der Grund derartiger Unterschiede liegt allein in den angewandten Methoden. In dem Journal der Pariser Statistischen Gesellschaft beweist Emil Chotelain, daß es bei der indirekten Methode nicht ohne Fehler abgehen kann. Diese besteht in der Heranziehung der gesamten jährlichen Erbschaftssumme zur Abschätzung des Gesamtbetrags der

[1] Découvertes d'Histoire sociale, S. 216. Paris, Ernest Flammarion.

Vermögen. Man nimmt aber zu ihr seine Zuflucht wegen der Schwierigkeiten der direkten Methode, die darin besteht, alle Elemente, aus denen sich die Vermögen zusammensetzen, zusammenzuzählen.

Nichtsdestoweniger bedienen sich fast alle Statistiker auch weiterhin der Gesamtsumme der Erbschaften multipliziert mit einer Zahl, welche die Durchschnittsdauer der Zeit angibt, die der Erbe den Erblasser überlebt.

Im übrigen wird von allen, die sich mit diesen Untersuchungen beschäftigt haben, gleichgültig welche Methoden dabei zur Anwendung kamen, die krasse Ungleichheit in der Verteilung des französischen Vermögens anerkannt.

Leroy-Beaulieu mag sich immerhin eines gemilderten Ausdrucks bedienen, um die ungleiche Vermögensverteilung zu kennzeichnen, und sagen, „daß sie nicht dem entspricht, was ein Weiser träumen würde", und „daß wir nicht in Sparta sind".

Emile Chatelain kommt, nachdem er die Verteilungskurve der Erbschaften in Frankreich für die Jahre 1903 und 1907 angegeben hat, zu folgendem Ergebnis:

> Wenn man die Zahlentabelle und die Verteilungskurve vor Augen hat, sieht man, daß die Hälfte (ich sage die Hälfte) des Nationalvermögens sich in den Händen einer ganz geringen Zahl von Inhabern konzentriert, deren Anteile von 200 000 Franken bis auf mehrere hundert Millionen steigen.

Am besten kann man sich über diese Sache Klarheit verschaffen, wenn man das vom Finanzministerium veröffentlichte „Bulletin de Statistique et de Legislation comparé" vom Dezember 1911 zu Rate zieht. Dieses enthält (S. 671) eine Statistik der im Jahre 1910 deklarierten Erbschaften, nach der wir uns einen ziemlich richtigen Begriff von der Verteilung des Vermögens machen können.

	Zahl	Franken
Kleine Besitzer (1 bis 10000 Franken)	298960	678591803
Mittlere Besitzer (10000 bis 100000 Franken) . .	53180	1498700213
Große Besitzer (100000 bis 1 Million Franken) . .	7132	1854331337
Sehr große Besitzer (1 bis 10 Millionen Franken) .	564	1288359027
Zusammen	359836	5319982380

So besaßen die kleinen Besitzer, die 83,08 Prozent der gesamten im Jahre 1910 verstorbenen Besitzenden ausmachten, nur 12,8 Prozent der Nachlaßaktiva desselben Jahres; die mittleren Besitzer, die 14,77 Prozent ausmachten, besaßen nur 28,2 Prozent, während die großen Besitzer, die kaum 2 Prozent repräsentierten, 34,8 Prozent besaßen und die sehr großen Besitzer, deren Prozentsatz nur 0,15 betrug, 24,2 Prozent der 5 319 982 380 Franken besaßen!

Wenn wir nun die kleinen und mittleren Besitzer auf der einen Seite und die großen und sehr großen auf der anderen Seite zusammenfassen, ergeben sich für die ersteren, die 97,85 Prozent der Verstorbenen ausmachen, 41 Prozent der Erbschaftsaktiva; auf die zweite Kategorie hingegen, die nur 2,15 Prozent der Verstorbenen repräsentieren, fallen 59 Prozent der $5^1/_3$ Milliarden.

Reduzierte man also für das Jahr 1910 die Zahl der Erbschaften auf 100 und den Betrag der Erbschaftssummen auf 100 Millionen, so würde sich ergeben, daß 98 Erbschaften 41 Millionen, die beiden übrigen dagegen 59 Millionen betrugen.

Versuchen wir jetzt Zahl und Bedeutung der in Frankreich vorhandenen Vermögen kennen zu lernen, indem wir annehmen, daß der Erbe den Erblasser durchschnittlich um 40 Jahre überlebt, was der Wahrheit ziemlich genau entsprechen dürfte; wir müssen dann den Betrag der Erbschaften eines Jahres mit der Zahl 40 multiplizieren, um den ungefähren Betrag der in Frankreich vorhandenen Vermögen zu ermitteln.

Wenn wir zu diesem Behuf als Basis die 359 836 Erbschaften und die 5 319 982 380 Franken des Jahres 1910 nehmen, erhalten wir die folgenden Resultate:

Kategorien	Zahl	Franken
Kleine Besitzer von 1 bis 10000 Franken . . .	12058400	27143672120
Mittlere Besitzer von 10000 bis 100000 Franken	2127200	59948008520
Große Besitzer von 100000 bis 1 Million Franken	285080	74173253480
Sehr große Besitzer von 1 bis 50 Millionen Franken	21200	51534361080
Zusammen	14491880	212799295200

So sind in Frankreich, diesem „Paradies" des Kleinbesitzes, dem „Heiligen Lande" der kleinen Leute, mehr als 125 Milliarden (125 707 614 560) in den Händen von 306280 Personen, während Millionen und Millionen von Proletariern der Feldarbeit und der Industrie nichts besitzen als ihr Elend, keinen roten Heller im Vermögen haben und gezwungen sind, menschenunwürdig an den Grenzen der Zivilisation zu leben und das Notwendige zu entbehren, wenn sie nicht, ausgesogen von der Arbeit, durch einen frühzeitigen Tod im besten Lebensalter dahingerafft werden, nachdem sie einer tuberkulösen, blutarmen, rachitischen und skrofulösen Nachkommenschaft das Leben gegeben haben!

Allerdings gibt es zwischen diesen Millionären und den Besitzlosen ohne Heller und Pfennig 12 058 400 kleine Besitzende, deren Kapital kaum 700 Franken (in dreiprozentigen Staatspapieren angelegt entsprechend 21 Franken Jahresrente) beträgt, und 2 127 200 mittlere Besitzer, die über ein Kapital zwischen 10 000 und 100 000 Franken verfügen.

Nichtsdestoweniger gehört aber eine große Kühnheit dazu, die kapitalistische Konzentration leugnen zu wollen! Auf der einen Seite stehen die mittleren, großen und sehr großen Besitzer in Zahl von 2 433 480, die über ein Gesamtvermögen von 185 655 623 080 Franken verfügen, das heißt also 88 Hundertstel des Nationalvermögens besitzen, auf der anderen Seite 12 058 400 kleine Besitzer, deren Aktiven 27 143 672 120 Franken betragen, das heißt kaum 12 Hundertstel des Nationalvermögens.

Dabei vergeht kein Tag, an dem wir nicht sagen hören, daß Frankreich das Land der Sparstrümpfe und nicht das der Geldschränke ist. Arme Sparstrümpfe!

Und doch bleiben meine Angaben noch weit unter der Wirklichkeit, denn eine indirekte Abschätzungsmethode ist nicht nur wenig zuverlässig, sondern sie kann nicht die Minderdeklarationen berücksichtigen, das heißt die nicht

angegebenen ererbten Summen, die besonders für die ganz großen Erbschaften beträchtlich sein müssen. Wenn man das Ergebnis meiner Berechnungen mit den Resultaten von E. Thery, M. Seailles, Henri oder d'Avenel vergleicht (die 212 Milliarden, die ich im Gegensatz zu den 235 oder 287 Milliarden ihrer Schätzung erhalte) und die Minderdeklarationen in Betracht zieht, die besonders bei großen Erbschaften oft stattfinden, kommt man leicht zu der Schlußfolgerung, daß die festgestellte Differenz unbedenklich zu den zahlreichen Milliarden der großen Besitzer hinzugeschlagen werden kann.

Da wir nun zur Genüge über die ungleichmäßige Verteilung des Reichtums informiert sind, wäre es interessant, zu wissen, ob diese Ungleichheit abzunehmen im Begriff ist, wie es Leroy-Beaulieu und mit ihm die Académie des Sciences morales und eine Menge mehr oder minder bedeutender Schriftsteller behaupten, oder ob sie im Gegenteil die ausgesprochene und nicht zu bestreitende Neigung zeigt, noch größer zu werden.

Die mittleren und großen Erbschaften von 1903 bis 1910 lassen aber keinen Zweifel darüber aufkommen: die Ungleichheit in der Verteilung ist in den letzten 10 Jahren bedeutend größer geworden, und wir besitzen seitdem eine Aristokratie von Parvenus in der Fabriks-, Kaufmanns- und Finanzwelt, deren Reichtum, Prunk und Luxus unerhört ist.

Wie lächerlich klein erscheinen uns die Vermögen der mittelalterlichen Feudalherren und der Herren des Hofadels der letzten Jahrhunderte im Vergleich zu den Schätzen unserer heutigen Plutokraten, die ihre nach Millionen zählenden Jahreseinnahmen instand setzen, sich die kostbarsten und unglaublichsten Liebhabereien zu gönnen, so daß „die Gesetze, die in Frankreich in früheren Jahrhunderten erlassen wurden, um dem übertriebenen Luxus Einhalt zu tun und der Verschwendung in Ernährung, Kleidung, Hausgerät, Dienstboten und Vergnügungen zu steuern, sich mit weit größerer Berechtigung gegen die übermäßig großen Ausgaben unserer Zeitgenossen richten könnten" (d'Avenel).

5. Schlußfolgerungen.

Es steht also unbestritten fest, daß in Frankreich die Produktions-, die Austausch- und die Transportmittel und die von der gesamten Arbeitswelt geschaffenen Reichtümer einer mehr und mehr untätigen Minorität gehören, die frei darüber verfügt und sie vergeudet, wenn es ihr beliebt.

Die Klasse von Bürgern dagegen, die ein Land bearbeiten, das ihnen nicht gehört, die eine Maschinerie in Bewegung setzen, die sie nicht besitzen und niemals besitzen werden, die ein Kapital fruchtbringend machen, das ihre Arbeit hervorgebracht hat, das man ihnen aber geraubt hat, sieht sich mehr und mehr um ihren Besitz gebracht und ausgebeutet. Diese Klasse ist in politischer Beziehung Herrin ihrer Geschicke, sie hat durch zahlreiche Revolutionen das Recht der Selbstregierung erworben, sie ist befähigt, Gesetze zu machen, sie aufzuheben und wieder zu erlassen, sie verpflichtet ihre Vertreter, über ihre Tätigkeit in den öffentlichen Körperschaften Bericht zu erstatten, wenn sie wieder in diese gewählt werden wollen, und trotz alledem ist diese Klasse unterjocht und unterdrückt.

Sie beginnt dies zu sehen und zu begreifen. Sie beginnt es zu fühlen und festzustellen, und sie versetzt dadurch ihre Herren in Unruhe, denn die

Macht, die Stärke, die Autorität dieser Herren ist nur ein Ergebnis der Schwäche, des mangelnden Selbstbewußtseins, des Kleinmuts der unterdrückten Klasse.

Aber auch die Bourgeoisie kommt zu der Erkenntnis, daß die Welt der Arbeit sich gegen ihre Herrschaft empört; sie hört das Grollen des Zornes in den Reihen der Arbeiter; sie sieht, wie diese sich organisieren, um den Staat zu erobern, der für sie zu einem Instrument der Herrschaft und des Zwanges geworden ist, sie sieht, daß die Erfolge, die die Arbeiter in politischer und gewerkschaftlicher Hinsicht, sei es bei den Wahlkämpfen, sei es auf dem Schlachtfeld der Streiks, errungen haben, sie dazu antreiben, den Kampf eifriger zu führen, die Organisation methodischer zu gestalten; daher wagt die Bourgeoisie einen letzten Versuch, um gegen die Schöpfer ihres Reichtums, ihres Glücks und ihres Ruhmes aufzutreten.

Sie macht ihre intellektuelle Gefolgschaft mobil: die Männer der Feder und die Männer des Rechtes sollen dem armen arbeitenden Volk einreden, daß, wenn nicht alles zum besten steht in dieser besten aller Welten, dies kein Grund ist, um die gegenwärtigen Besitzverhältnisse umzustürzen, daß es vielmehr genügt, eine Reihe wohldurchdachter sozialer Reformen zu verwirklichen, um dem armen Volke den Wohlstand und das Glück zu sichern, auf die es Anspruch hat.

Leider ist es dazu zu spät.

Die Arbeiter wissen jetzt zur Genüge, daß ihre vollständige Befreiung nur dann kommen wird, wenn die siegreiche soziale Revolution die Expropriateure expropriiert und das kapitalistische Kollektiveigentum in ein gesellschaftliches Kollektiveigentum umgewandelt haben wird.

Die Arbeiterklasse will Reformen, sie ersehnt und sie verlangt sie; aber sie nimmt sie oder erringt sie nur, um sich ein wenig mehr Freiheit und Macht zu verschaffen in dem rastlosen Kampfe, den sie in stetem Hinblick auf das Endziel führt.

Die Sozialdemokratie in der Armee und die Wehrvorlage.

Zwei Gedanken beherrschen zurzeit die Leiter unseres Heerwesens: die Vermehrung der Armee und die Fernhaltung der Sozialdemokratie von ihr. Sie merken nicht, daß sie das zweite um so weniger erreichen, je mehr sie das erste betreiben. Jede Vermehrung der Rekrutenzahl bedeutet eine Vermehrung der Sozialdemokraten in der Armee, und zwar nicht bloß eine absolute, sondern auch eine relative Vermehrung. Denn alles deutet darauf hin, daß nicht die landwirtschaftliche Bevölkerung, sondern die industrielle noch starke Reserven an Kriegstauglichen aufzuweisen hat, die bisher nicht ausgenützt wurden. Von den Bauern wird man nicht mehr eine erheblich erhöhte Zahl Tauglicher gewinnen können. Die Mehrleistung an Rekruten wird hauptsächlich von der industriellen Bevölkerung zu liefern sein.

Dafür seien im folgenden einige Indizien gegeben.

Wenn jemand etwa glauben möchte, man könne aus der Tauglichkeitsziffer auf die körperliche Beschaffenheit der Militärpflichtigen eines Aushebungsbezirkes einen Schluß ziehen, der ist ganz gewaltig auf dem Holzweg, der kennt die seltsamen Wege unserer Ersatzbehörden nicht. Mir liegt zufällig eine genaue Statistik über die „Ergebnisse des Heeresergänzungsgeschäftes in Bayern für das Jahr 1910" vor (Zeitschrift des bayerischen Statistischen Landesamts, 1912, 1). Hier stößt man nun auf ganz merkwürdige Dinge — auf Schwankungen in der Tauglichkeitsziffer von

ganz außerordentlicher Höhe. So betrug der Prozentsatz der für tauglich Befundenen:

Im Aushebungsbezirk	1909	1910	1911	Im Aushebungsbezirk	1909	1910	1911
Rothenburg o.T., Stadt	36,8	58,6	—	Oberviechtach . . .	58,6	67,8	47,6
Wolfratshausen . .	43,0	62,9	—	Wolfstein	63,7	44,2	—
Alzenau	43,5	65,8	—	Bad Kissingen, Stadt	66,7	50,0	—
Landshut, Stadt . .	45,1	63,8	39,7	Landsberg, Stadt . .	68,8	51,5	—
Schwabmünchen . .	53,3	44,5	64,3	Lauf	72,1	54,7	—
Sonthofen	53,6	35,3	—	Nürnberg, Bezirksamt	73,1	47,9	—

Noch toller ist aber folgendes: „Im Aushebungsbezirk München A, der diejenigen Wehrpflichtigen umfaßt, deren Familiennamen die Anfangsbuchstaben A bis K haben, betrug 1910 die Tauglichkeitsziffer 44,0, im Aushebungsbezirk München B dagegen, zu welchem die Wehrpflichtigen gehören, deren Familiennamen mit den Buchstaben L bis Z beginnen, berechnete sich die Tauglichkeitsziffer auf 36,1 Prozent. Eine solche Verschiedenheit besteht auch bei den zwei Aushebungsbezirken von Nürnberg, die in derselben Weise gebildet sind; hier beträgt die Tauglichkeitsziffer im Bezirk A 40,6 Prozent, im Bezirk B 48,5 Prozent."

Wie die Tauglichkeit von Jahr zu Jahr wechselt, zeigt insbesondere folgendes Beispiel. Die Tauglichkeitsziffer betrug in Oberbayern

Im Jahre	25,1 bis 30,0 Proz.	30,1 bis 35,0 Proz.	35,1 bis 40,0 Proz.	40,1 bis 45,0 Proz.	45,1 bis 50,0 Proz.	50,1 bis 55,0 Proz.	55,1 bis 60,0 Proz.	60,1 bis 65,0 Proz.	65,1 bis 70,0 Proz.	70,1 bis 75,0 Proz.	75,1 bis 80,0 Proz.
	in ... Aushebungsbezirken										
1906 . . .	1	1	1	3	4	5	8	8	2	—	1
1907 . . .	—	1	2	2	4	12	6	2	4	1	—
1908 . . .	—	—	1	1	10	11	3	8	—	—	—
1909 . . .	—	—	1	8	3	10	6	5	1	—	—
1910 . . .	—	—	1	5	5	8	7	8	—	—	—

Wie man sieht, beruhen die Schwankungen auf mangelhafter Verteilung der Auszuhebenden auf die einzelnen Bezirke. Falls in einem Bezirk sozusagen der letzte Idiot in die Kaserne gesteckt wird, so wird dafür in einem anderen Bezirk nur der dritte oder gar nur der vierte Teil der Wehrpflichtigen von diesem Schicksal betroffen. Fehlen derartige Extreme auf der einen Seite, so fehlen sie auch auf der anderen. Je nach der Zahl der zur Verfügung stehenden Rekruten wird anscheinend ein mehr oder minder strenger Maßstab angelegt. Trotz der genauen Vorschriften ist ja immer noch bei der Beurteilung der körperlichen Tauglichkeit ein gewisser Spielraum gegeben, und dann kann jemand, auch wenn er den geforderten Bedingungen genügt, dennoch physisch minderwertig sein. Plattfüße oder einen Kropf hat ja nicht jeder, und Nervenkrankheiten oder innere Krankheiten sieht man bei flüchtiger Untersuchung niemanden an. Andererseits können Zufälligkeiten bewirken, daß körperlich gut gebaute Wehrpflichtige für untauglich befunden werden. Ein Urteil über die Militärtauglichkeit könnte nur gefällt werden, falls eine Statistik über die Ursachen der Untauglichkeit oder Mindertauglichkeit bestünde. Was man ferner für sehr wichtig halten sollte, die geistigen Fähigkeiten kommen bei der Aushebung so gut wie gar nicht in Betracht. Kommt es doch so häufig vor, daß geistig minderwertige Rekruten eingestellt werden. Gerade in den Gegenden, wo Idioten sehr häufig sind, in Ostpreußen und in der Oberpfalz, finden wir in Deutschland die höchsten Tauglichkeitsziffern. Es scheint fast, als ob man nach dem Grundsatz verführe: Je dümmer, desto besser. Wenn auch die größere oder geringere Dichtigkeit der Bevölkerung mit von Einfluß ist, so kann man sich dennoch nicht des Verdachtes erwehren, daß auch politische Momente mitspielen. Man scheint

ländliche Rekruten den mit sozialistischem Gift durchtränkten städtischen vorzuziehen. So hat die Oberpfalz eine sehr hohe Tauglichkeitsziffer (1910: 62,0 Prozent), und dabei macht gerade dort die kümmerlich genährte, hauptsächlich von Kartoffeln lebende bäuerliche Bevölkerung einen nichts weniger als günstigen Eindruck. Gegen 6 Prozent aller Lebendgeborenen sterben dort an angeborener Lebensschwäche. Es scheint demnach, daß auf dem Lande vielfach schon jetzt der letzte Mann ausgehoben wird, der nur irgendwie tauglich ist. Es dürfte sich aber dennoch die Zahl der Ausgehobenen noch steigern lassen, nur werden sich dann die Militaristen mit Städtern und — Sozialdemokraten begnügen müssen.

Die Militärlast ist ja nun namentlich für kleinere Bauern sehr drückend. Zum Dank dafür, daß die bäuerliche Bevölkerung stramm Zentrum wählt, suchen nun die Ultramontanen unter Führung des Regensburger Bauerndoktors Heim für die Bauern einseitige Vorteile zu erlangen. Ob es ihnen dabei nicht vorwiegend auf die Agitation ankommt, ist allerdings eine andere Frage. Denn von einer Abkürzung der Dienstzeit, womit der bäuerlichen Bevölkerung am ersten gedient wäre, wollen ja diese Herren (mit Ausnahme des Generals Häusler) samt und sonders nichts wissen. Dabei geht man mit der Wahrheit nicht allzu zart um. Man behauptet, daß jeder dritte oder vierte Bauernsohn für einen untauglichen Städter zu dienen habe, daß 75 Prozent aller ausgehobenen Rekruten vom Lande stammten usw. Wie steht es nun in Wirklichkeit damit?

Von den endgültig Abgefertigten waren

	Preußen*		Bayern		Sachsen		Württemberg		Baden		Hessen		Elsaß-Lothringen		Deutsch. Reich	
	1909	1910	1909	1910	1909	1010	1909	1910	1909	1910	1909	1910	1909	1910	1909	1910
Landgeborene	57,3	56,1	70,4	69,6	38,6	41,1	65,1	64,8	63,8	63,3	58,4	55,8	58,8	59,4	57,9	57,0
Stadtgeborene . . .	42,7	43,9	29,6	30,4	61,4	58,9	34,9	35,2	36,2	36,7	41,1	44,2	41,2	40,6	42,1	43,0
Landwirtschaftlich Beschäftigte	26,4	26,0	38,1	38,1	13,7	13,3	27,9	28,0	29,3	30,2	26,8	27,4	26,6	26,2	26,9	26,6
Anderweitig Beschäftigt.	73,6	74,0	61,9	61,9	86,3	86,7	72,1	72,0	70,7	69,8	73,7	72,6	73,4	71,8	73,1	73,4
Es waren dabei tauglich von je hundert Stellungspflichtigen der betreffenden Kategorie																
Landgeborene	56,6	56,5	56,1	56,8	53,3	52,9	56,1	57,6	56,7	53,3	50,2	53,9	62,9	63,6	56,4	56,4
Stadtgeborene . . .	49,1	47,9	51,3	50,6	47,2	46,1	55,0	56,5	53,5	52,1	45,9	45,3	59,7	60,0	49,6	48,5
Landwirtschaftlich Beschäftigte	58,3	58,4	55,8	55,8	59,7	58,4	58,8	57,3	57,0	55,5	46,5	52,6	65,2	65,9	57,8	58,0
Anderweitig Beschäftigt.	51,7	50,7	54,0	54,4	47,9	47,4	55,6	57,2	54,9	51,6	49,1	49,2	60,2	60,6	52,0	51,2

* Einschließlich der nachfolgend nicht genannten Staaten.

Der Unterschied in der Tauglichkeit ist also bei weitem nicht so hoch, als man nach dem agrarischen Geschrei annehmen möchte. In Württemberg insbesondere ist von einem Unterschied fast nichts zu bemerken. Von den Stadtgeborenen waren in Deutschland im Jahre 1910 48,5 Prozent tauglich, von den Landgeborenen 56,4 Prozent, von den nicht landwirtschaftlich Beschäftigten 51,2 Prozent, von den landwirtschaftlich Beschäftigten 58 Prozent. Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, daß anscheinend bei der städtischen oder industriellen Bevölkerung ein strengerer Maßstab angelegt wird. Wenn man aber erst die einzelnen Bezirke genauer betrachtet, so findet man sogar, daß gar nicht so selten die Tauglichkeitsziffer bei Stadtgeborenen oder nicht landwirtschaftlich Beschäftigten weit höher ist als bei den übrigen (siehe die Tabelle auf nächster Seite).

Wie man sieht, ist namentlich in kleineren Städten häufig die Tauglichkeit höher als auf dem umliegenden Lande. Aber selbst eine Großstadt wie Nürnberg vermag unter Umständen mit der Landbevölkerung erfolgreich zu konkurrieren.

Zieht man das Fazit, so ergibt sich, daß sich bereits jetzt (1910) unter den für tauglich Befundenen 39,3 Prozent Stadtgeborene und 71 Prozent nicht landwirtschaftlich Beschäftigte befinden, daß also schon jetzt der Schwerpunkt in der Armee auf der industriellen und handeltreibenden Bevölkerung ruht. Da auf dem Lande

Aushebungsbezirke	Landgeborene	Stadtgeborene	Landwirtschaftlich Beschäftigte	Anderweitig Beschäftigte
Erding	52,0	59,0	50,1	60,9
Miesbach	53,5	60,6	(59,9)	(50,3)
Pfaffenhofen	56,4	73,8	54,3	65,3
Landshut, Stadt	—	63,8	65,4	61,5
„ Bezirksamt	54,1	42,3	54,1	41,4
Straubing, Stadt	—	56,4	—	57,6
„ Bezirksamt	53,5	—	53,0	(54,5)
Deggendorf, Bezirksamt	56,2	72,0	51,7	67,0
Fürth, Bezirksamt	53,5	71,2	46,4	63,5
Forchheim, Stadt	—	66,1	—	66,0
„ Bezirksamt	59,0	—	60,7	56,9
Gunzenhausen	62,2	81,1	60,2	68,1
Rothenburg o. T., Stadt	—	58,6	—	58,8
„ Bezirksamt	52,0	—	50,5	56,4
Kaufbeuren, Stadt	—	53,7	—	56,3
„ Bezirksamt	39,7	40,0	34,8	45,5
Kempten, Stadt	—	43,4	—	41,8
„ Bezirksamt	37,8	—	38,2	37,2
Lindau, Stadt	—	42,9	—	42,9
„ Bezirksamt	35,4	—	30,7	40,2
Nürnberg, Stadt, Bezirksamt	—	48,5	—	48,8
„ Bezirksamt	49,7	41,9	40,7	51,2

sich kaum mehr recht viele Taugliche werden auftreiben lassen, so wird dies in Zukunft — nach Annahme der Wehrvorlage — noch viel mehr der Fall sein. Es werden sich dann unter den Ausgehobenen wohl gegen 45 Prozent Stadtgeborene und 75 bis 80 Prozent nicht landwirtschaftlich Beschäftigte befinden, und das Schlagwort, daß die bäuerliche Bevölkerung die Grundlage der Wehrkraft bilde, wird nichts weiter mehr sein als eine phantastische Einbildung. Und dabei muß sich auch noch das Verhältnis von Jahr zu Jahr zuungunsten der ländlichen Bevölkerung verschieben, da diese stabil bleibt, indes die übrige Bevölkerung zunimmt. Die Hoffnung der Militaristen und Scharfmacher, die Jugend durch Kasernendrill und Korporalskultur vor Ansteckung mit sozialistischen Ideen zu bewahren, wird also gründlich zu Wasser werden. Statt durch die Heeresvermehrung die Macht der herrschenden Klassen zu stärken, werden sie nur erreichen, daß die Armee noch mehr aus — Sozialdemokraten besteht, als es schon heute der Fall ist. M.

Literarische Rundschau.

Arbeiterferien, unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in der Metallindustrie. Stuttgart 1913, Verlag A. Schlicke & Co. Preis 45 Pfennig.

Ferien für Arbeiter! Der Ruf ist in den letzten Jahren von den freien Gewerkschaften immer lauter erhoben worden, und auch in der „Neuen Zeit" wurde das Thema mehrfach behandelt. Über die Notwendigkeit geregelter Ferien für alle Arbeiter und Angestellten zu schreiben, sollte eigentlich heute nicht mehr vonnöten sein, zumal selbst eine Anzahl bürgerlicher medizinischer Autoritäten den gleichen Standpunkt vertritt. Indes gilt auch hier nur ein äußerst zähes schrittweises Erkämpfen des gesteckten Zieles, und so wird an öffentlicher Stelle wie bei Tarifabschlüssen zwischen den beiderseitigen Vertragsparteien noch manche Debatte über diesen Punkt gepflogen werden. Der Deutsche Metallarbeiterverband hat

jetzt eine reiches Tabellenmaterial enthaltende, 96 Seiten umfassende Schrift herausgegeben, die als ein wertvoller Beitrag zu dieser Frage angesehen werden kann. Die Arbeit stützt sich auf eine im Jahre 1912 von dem Vorstand des genannten Verbandes veranstaltete Erhebung über den Umfang der Ferien innerhalb der deutschen Metallindustrie. Es ist jedoch nicht die erste derartige Erhebung, mit der wir es im Metallarbeiterverband zu tun haben. Bereits im Mai 1908 wurde eine solche Umfrage arrangiert, und es ist besonders interessant, die Ergebnisse beider Statistiken nebeneinanderzuhalten. Während 1907 138 Betriebe mit 75 591 Arbeitern Ferien gewährten, von denen in der Praxis allerdings nur 13 579 „der Ferien teilhaftig wurden", waren es im vorigen Jahre 389 Betriebe mit 233 927 Arbeitern, die Ferien gewährten. Teilhaftig wurden derselben 84 257. Im Jahre 1911 hatten in den gleichen Betrieben 27 454 Arbeiter Ferien erlangt. Man sieht, ein Fortschritt ist zu verzeichnen. Die Schrift bemerkt dazu:

„Die Macht, die durch die Gewerkschaften repräsentiert wird, rückt auch die Erfüllung solcher Wünsche der Arbeiter in greifbare Nähe, die vordem meist nur als Zukunftsträume betrachtet wurden.... Nachdem man in den Gewerkschaften den hohen gesundheitlichen Wert der Ferien erkannt hat, ist bei vielen Gelegenheiten die Forderung nach ihrer Einführung erhoben worden. Und in einer ganzen Anzahl von Betrieben haben die Arbeiter durch ihre Organisation schon alljährliche Ferien erreicht."

Den größten Prozentsatz der Ferien genießenden Arbeiter stellt die Feinmechanik. Soviel aber auch erreicht ist, man darf doch nicht vergessen, daß von je 100 Arbeitern, die nach den Gebräuchen des Betriebs Ferien erhalten konnten, nur 14,1 Prozent sie erhielten. Teilweise ist an diesem ungünstigen Resultat schuld, daß manche Unternehmer nur demjenigen Arbeiter Ferien gewähren, der im Laufe des Jahres nicht durch Zuspätkommen oder auch durch Krankheit ihren Profit verringert hat. Andererseits werden solche Angestellte, welche kompliziertere Arbeiten verrichten oder eine Art Aufsicht über andere Arbeiter ausüben, nicht durch solche Schikanen behindert. „Es handelt sich um Arbeiter, die für die Produktion oder die Aufrechterhaltung des Betriebs besonders in Frage kommen und durch die Ferien an den Betrieb gefesselt werden sollen." Unter den bei der Umfrage festgestellten Bedingungen zur Erlangung und über die Dauer der Ferien finden sich die sonderbarsten und gleichzeitig auch traurigsten Beispiele. So werden vielfach die Ferien nur an Arbeiter über 40 Jahren gewährt, eingestellt wird aber keiner, der über 30 Jahre alt ist. Ein Betrieb gewährt gar erst nach 25jähriger Tätigkeit in demselben einen Tag „Ferien". Tarifvertraglich sind die Ferien 29mal festgelegt, wodurch 74 Betriebe mit 2422 Beschäftigten erreicht werden. In Betracht muß man hierbei ziehen, daß die Tarifverträge im deutschen Metallgewerbe noch verhältnismäßig jungen Datums sind. Was in der Ferienfrage durch die Tarifverträge gefordert wird, das ist: für alle Metallarbeiter jährliche Ferien von mindestens einer Woche unter Fortzahlung des Lohnes und Beseitigung aller sogenannten Bedingungen.

Interessant ist in der Broschüre auch der Abschnitt über die Ferien in anderen Berufen mit seinem Ziffernmaterial. Der Verfasser sagt dort unter anderem:

„Nur mit geringen Abweichungen haben alle Industrien gemein, daß die Beamten bedingungslos Ferienberechtigung haben, während die Arbeiter in der Regel auf Ferien verzichten müssen. Und wo den Arbeitern Ferien in Aussicht gestellt werden, da sind nicht selten Bedingungen geschaffen, die zu erfüllen dem seiner Menschenwürde bewußten Arbeiter einfach unmöglich sind."

Da die Broschüre auf dem neuesten Material fußt, ist sie für den Sozialpolitiker von großem Wert und darf mit Recht die Beachtung aller Gewerkschaftler fordern.

Josef Kliche.

Notizen.

Die technische Überlegenheit des Großbetriebs in der Landwirtschaft wird durch einige Zahlen beleuchtet, die wir dem abschließenden Bande der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik fürs Deutsche Reich von 1907 entnehmen.

Danach benützten 1907 von je 1000 landwirtschaftlichen Betrieben jeder Größenklasse:

Größenklasse	Maschinen überhaupt	Dampfpflüge	Breitwurf-Sämaschine	Drill- und Hackmaschine	Mähmaschine	Hackmaschine	Dampfdreschmasch.	Kartoffelpflanzmasch.	Kartoffelerntemasch.	Schrotmühlen
unter 0,5 Hektar . . .	9	—	1	—	—	—	5	—	—	—
0,5 bis 2 Hektar . .	89	—	9	3	1	—	47	—	—	—
2 » 5 » . .	324	—	16	5	7	1	127	—	—	2
5 » 20 » . .	725	—	83	31	129	4	191	—	4	12
20 » 100 » . .	928	1	280	117	519	23	263	3	21	37
100 und mehr » . .	974	108	662	396	824	119	741	57	53	159
darunter 200 u. mehr Hektar	982	164	732	447	849	133	832	78	50	203

Man sieht, wie viel weiter die Maschinenanwendung im Großbetrieb entwickelt ist als im Kleinbetrieb. Abgesehen von den Dreschmaschinen spielen in den Familienbetrieben, die vornehmlich ohne Lohnarbeiter auskommen, in den Betrieben unter 5 Hektar die Maschinen gar keine Rolle. Der Dampfpflug gewinnt Bedeutung nur für die Betriebe mit mehr als 100 Hektar.

Wie rasch sich aber die Maschine in der Landwirtschaft einbürgert trotz aller Schwierigkeiten, die ihr die Eigenart des landwirtschaftlichen Betriebs bietet, zeigt folgende Tabelle jener Maschinen, für die ein Vergleich zwischen 1895 und 1907 möglich.

Von je 1000 landwirtschaftlichen Betrieben jeder Größenklasse benützten

Größenklasse	Dampfpflüge		Mähmaschinen		Dampfdreschmaschinen		Andere Dreschmaschinen	
	1895	1907	1895	1907	1895	1907	1895	1907
unter 0,5 Hektar	—	—	—	—	3	5	1	3
0,5 bis 2 Hektar	—	—	—	1	21	47	10	30
2 » 5 »	—	—	1	7	52	127	66	162
5 » 20 »	—	—	7	129	109	191	319	506
20 » 100 »	1	1	69	519	166	263	641	727
100 und mehr »	53	108	318	824	612	741	605	384
darunter 200 und mehr Hektar .	75	164	344	849	736	832	566	283

Der Dampfpflug macht also rasche Fortschritte, aber nur auf dem Gebiet des Großbetriebs. Andererseits sehen wir, daß dieser die weniger rationellen Formen der Dreschmaschinen verläßt, um zur Dampfdreschmaschine überzugehen. Bei den Kleinbetrieben dagegen machen die ersteren noch Fortschritte.

Nur der Großbetrieb kann die Maschinen vollständig ausnützen und die besten Maschinen zur Anwendung bringen. Wer will, daß in der Landwirtschaft die Bedingungen möglichster Einschränkung der Arbeitszeit ohne Verminderung ihrer Produktivität geschaffen werden, muß sich für den Großbetrieb entscheiden. Aber freilich nicht für seine kapitalistische Form.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 34 Ausgegeben am 23. Mai 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Berner Konferenz.

Von **K. Kautsky.**

Als unserer Fraktion die Einladung zur deutsch-französischen Verständigungskonferenz zuging, konnten sich viele von uns einer gewissen Besorgnis nicht erwehren. Der einzige sichere Faktor, mit dem wir rechnen konnten, waren die sozialistischen Parteien hüben und drüben. Deren Friedensliebe bedurfte aber keiner neuen Bestätigung, und es wäre ihnen unmöglich gewesen, sie eindrucksvoller zu bekunden, als es in Basel geschehen.

Nach dem Baseler Kongreß konnte die Berner Konferenz nur durch die Teilnahme bürgerlicher Abgeordneter Bedeutung erlangen. Damit aber kamen wir auf unerforschtes und unsicheres Terrain. Wie leicht war es möglich, daß von dem einen oder anderen Lande die bürgerlichen Abgeordneten ausblieben oder, wenn sie kamen, mit den Sozialdemokraten oder untereinander in Streit gerieten. Ein einziges dieser Momente konnte genügen, die beabsichtigte Wirkung der Konferenz in ihr Gegenteil zu verkehren und den Eindruck zu erwecken, als sei selbst zwischen den Demokratien beider Länder eine Verständigung in der auswärtigen Politik ferner als je.

Trotz dieser Bedenken mußte unsere Fraktion ihre Vertreter nach Bern schicken, sobald die Einladung einmal ergangen war. Deren Ablehnung wäre noch schlimmer gewesen als der mögliche Fehlschlag der Konferenz. Die französischen Rüstungsagitatoren hätten den Anlaß benutzt, die deutsche Sozialdemokratie selbst des Mordspatriotismus zu bezichtigen, und unseren französischen Genossen wäre ihre Gegnerschaft gegen die Kriegsrüstungen äußerst erschwert worden.

Die Konferenz war ein Experiment, die Probe darauf, ob es schon ein nennenswerter Teil der Bourgeoisie ist, dem der Rüstungswahnsinn auf die Nägel brennt, und wie viele ihrer Kreise schon bereit sind, zur Rettung des Vaterlandes vor den verheerenden Folgen dieses Wahnsinnes mit der „vaterlandslosen" Sozialdemokratie zusammenzuwirken. Ein gewagtes Experiment, das aber unternommen werden mußte, nachdem die Idee aufgetaucht war. Und das Experiment ist gelungen, über alles Erwarten gelungen.

Aus Frankreich kam eine sehr beachtenswerte Anzahl bürgerlicher Parlamentarier — 105 Deputierte und 10 Senatoren. Erheblich geringer war die Vertretung der bürgerlichen Parlamentarier Deutschlands. Immerhin waren die Elsässer aller Fraktionen vertreten, daneben die Fortschrittliche Volkspartei, und sogar die Nationalliberalen hatten eine Sympathiekundgebung gesandt. Wenn man bedenkt, wie sehr diese auch nur den Anschein eines Zusammenwirkens mit der Sozialdemokratie scheuen, in wie verbissener Feindschaft sie ihr gegenüberstehen und wie ängstlich sie zur Regierung und zum Junkertum hinaufschielen, um deren Wohlwollen besorgt; wie stark endlich in ihren Reihen die Panzerplatteninteressen sind, dann darf man wohl annehmen, das Bedürfnis nach Erhaltung des Friedens, nach Rüstungserleichterungen und nach Verständigung mit den Westmächten sei auch in der deutschen Bourgeoisie schon weit gediehen, wenn sich die Nationalliberalen zu einem derartigen Schritte gedrängt fühlten.

Als Demonstration dieses Bedürfnisses war also die Berner Konferenz sicher ein Erfolg. Aber sie blieb dabei nicht stehen. Die Klippe, an der sie scheitern konnte, lag an den Gegensätzen unter den Teilnehmern über den Weg, der zur Verständigung und zur Wahrung des Friedens zu betreten sei.

Da war vor allem der Gegensatz zwischen den sozialistischen und bürgerlichen Friedensfreunden. Sie wollen beide das gleiche Ziel, die Erhaltung des Friedens, aber ihre Wege scheiden sie.

Trotzdem gelang es, und weit leichter, als man erwartet, zu einem Einvernehmen in der aktuellen Frage zu gelangen. Zunächst einigten sich unsere französischen und deutschen Genossen über eine Erklärung, die vom Vorsitzenden der Konferenz vorgelesen und von dieser zur Kenntnis genommen wurde. Ihre Hauptpunkte bildeten die Forderungen der Miliz und der Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten durch Schiedsgerichte.

Von den bürgerlichen Radikalen Frankreichs wie Deutschlands war auch ehedem die Miliz gefordert worden. Sie haben schon längst darauf verzichtet. In Bern, in dem Lande, wo die Miliz innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft besteht und sich bewährt, figurierte diese Forderung als rein sozialdemokratische.

Indes vermochten sich auch die sozialistischen und bürgerlichen Teilnehmer der Konferenz ohne Schwierigkeit auf eine Resolution zu einigen, die wohl weniger weitgehend ist als die sozialdemokratische Erklärung, aber nichts enthält, was nicht jeder Sozialdemokrat unterschreiben könnte. Sie erreicht dies nicht etwa durch unbestimmte Redensarten, sondern legt eine bestimmte, „positive" Politik fest. Sie verlangt eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich als Anfang einer Verständigung zwischen den großen Mächtegruppen und damit der Begründung eines dauernden Friedens. Sie fordert ferner, daß alle Konflikte zwischen beiden Staaten, die auf diplomatischem Weg nicht zu schlichten sind, einem Schiedsgericht unterbreitet werden.

Die deutschen Teilnehmer, bürgerliche wie sozialistische, hatten sich auf einen Resolutionsentwurf geeinigt, in dem ein Schiedsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich gefordert wurde; dieser Vertrag sollte auch die Zusammensetzung des Schiedsgerichtes bestimmen. Die französischen Teilnehmer, mit Einschluß unserer Genossen, hatten dagegen in ihrem Entwurf die Unterbreitung strittiger Fälle unter das Haager Schiedsgericht gefordert.

Die deutsche Fassung wäre uns zweckmäßiger erschienen, denn zum Haager Schiedsgericht in seiner heutigen Zusammensetzung können wir nicht das mindeste Vertrauen haben. Aber die Sache war nicht wichtig genug, daß man nicht hätte unseren französischen Freunden entgegenkommen können, die annahmen, wenn man nicht den Appell an ein neues, erst zu schaffendes, sondern den an ein schon bestehendes Schiedsgericht verlange, erhalte die Forderung einen konkreteren, weniger imaginären Charakter. Sicher ist es, daß wenn wir einmal stark genug geworden sind, den Regierungen die Unterwerfung unter ein Schiedsgericht aufzuzwingen, wir auch die Kraft erhalten werden, das Haager Schiedsgericht einer gründlichen Änderung zu unterwerfen und es aus einem Werkzeug der Regierungen zu einem Werkzeug der Völker zu machen.

Von entscheidender Bedeutung in dem Passus über die Schiedsgerichte ist die Tatsache, daß gefordert wird, alle strittigen Fälle ohne Unterschied sollten ihm unterbreitet werden. Damit ging man über die Beschränkung in den bisherigen Schiedsgerichtsverträgen hinaus, die von der Jurisdiktion dieses Gerichtes alle Streitfälle ausnahmen, in denen es sich um „Lebensinteressen" oder „Ehrenfragen" handelt.

Besonders wichtig in der Resolution aber war der Passus über Elsaß-Lothringen. Hier lag die größte Schwierigkeit einer Verständigung, hier standen sich unter den bürgerlichen Teilnehmern der beiden Länder selbst die Standpunkte schroff und unvereinbar gegenüber. Und doch gelang es, sich zu verständigen, und zwar auch hier nicht etwa dadurch, daß man durch zweideutige oder unklare Redensarten den Gegensatz verhüllte, sondern dadurch, daß man sich auf den Standpunkt der Sozialdemokratie stellte, die das Recht der Eroberung durch den Krieg ablehnt und die Selbstbestimmung der Völker fordert. Wir haben protestiert gegen die gewaltsame Annexion Elsaß-Lothringens, wir protestieren ebensosehr gegen jeden Versuch der gewaltsamen Zurücknahme des Landes. Wir fordern für Elsaß-Lothringen das Recht der Selbstbestimmung, Autonomie auf demokratischer Grundlage, und auf dieser Grundlage konnten sich Franzosen mit Deutschen finden. Nicht die kriegerische, nur die moralische Eroberung ist es, die wir anerkennen.

Freilich ist das preußische Junkertum und seine Regierung die ungeeignetste Macht, moralische Eroberungen zu machen, sei es unter den Polen, den Dänen oder den Elsässern. Ehe diese Macht nicht zu Boden geworfen ist, wird die elsässische Frage nicht verschwinden.

Auf jeden Fall können wir mit dem Verlauf der Berner Konferenz zufrieden sein. Sie war erfreulich als Symptom und wird nützlich wirken in ihren Resultaten. Sie erschwert vor allem das Spiel derjenigen, die in dem einen Lande die Kriegsstimmung dadurch künstlich zu fördern suchen, daß sie die Bevölkerung des anderen Landes als eine nach dem Kriege dürstende hinstellen. Für unsere Friedensagitation bildet die Konferenz eine gute Stütze.

Ob sie darüber hinaus noch große Resultate zeitigen wird, läßt sich zurzeit kaum sagen. Wir werden gut tun, uns da ebenso von Unterschätzung wie von Überschätzung fernzuhalten und kühl und kritisch die weitere Entwicklung abzuwarten.

Der einzig sichere, unter allen Umständen zuverlässige Hort des Friedens bleibt nach wie vor das Proletariat. In der bürgerlichen Welt kreuzen sich immer mehr die gegensätzlichsten kriegerischen und friedlichen Tendenzen.

Auf der einen Seite wachsen die imperialistischen Gegensätze und die Kriegsrüstungen, auf der anderen Seite wächst die Furcht vor dem Kriege und seinen revolutionären Konsequenzen, wächst die Unfähigkeit breiter Schichten, selbst im Bürgertum, die wachsenden Kriegslasten zu tragen, sowie die Angst, das Proletariat durch neue Lasten noch weiter zu erbittern. Der Drang nach dem Kriege und die Sehnsucht nach Verständigung und Abrüstung wachsen in gleichem Maße in den bürgerlichen Kreisen. Diese Situation macht es unmöglich, mit Sicherheit den Sieg der einen oder der anderen Richtung vorauszusagen. Die nächste Zukunft wird immer unberechenbarer, sie birgt immer mehr Überraschungen in ihrem Schoße. Der morgige Tag kann uns ebensogut den Weltkrieg bringen wie eine allgemeine Verständigung und Abrüstung.

Diese Unberechenbarkeit der nächsten Zukunft bedeutet indes wohl, daß wir ihr kühl und kritisch, ohne überschwengliche Hoffnungen wie ohne Mutlosigkeit, keineswegs aber, daß wir ihr *tatlos* entgegenzusehen haben. Im Gegenteil. Gerade weil die bürgerliche Welt innerlich so zerrissen ist, können wir um so erfolgreicher wirken und dürfen wir keine Gelegenheit versäumen, es zu tun.

Wir haben alle Ursache, jede Gelegenheit zu benützen, die sich uns bietet, die Kräfte, die eine internationale Verständigung fördern, zu verstärken.

Die Berner Konferenz war eine solche Gelegenheit. An sich keine Weltwende, sondern nur eine Demonstration unter vielen, die aber vielleicht fruchtbarer werden kann als manche andere, weil es eine Weltwende ist, aus der sie geboren wurde, der Balkankrieg.

Kein Zweifel, er bedingt eine totale Revision der äußeren Politik der europäischen Großmächte, vor allem Deutschlands.

Die deutsche Regierung glaubte bisher den Gipfel der Staatsweisheit erklommen zu haben, wenn sie sich mit jenen beiden großen Staatswesen Europas verbündete, deren Existenzbedingungen mit denen der modernen Nationen unvereinbar sind, den beiden Staatswesen, deren einzige Lebensmöglichkeit der Stillstand aller Entwicklung, der Statusquo bildet: die Türkei und Österreich.

Die europäische Türkei ist dahin, nun tritt Österreich an ihre Stelle, um die Rolle des „kranken Mannes" zu spielen. Das kann, wie das türkische Beispiel zeigt, ein Prozeß sein, der sich noch jahrzehntelang hinzieht, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er so lange dauern wird, die internationale Situation ist mit zu viel Explosionsstoffen geladen. Die österreichischen Staatsmänner empfinden voll Unbehagen die Gefahren der neuen Situation, verstehen sie aber nicht zu bannen, weil sie dazu einer inneren Revolution bedürften, vor allem der Niederschlagung des ungarischen Junkertums, das dem preußischen ebenbürtig ist in der Kunst, Völker zu unterdrücken und abzustoßen. So wissen sie nichts zu tun, um ihrem Unbehagen Luft zu machen, als sich ungestüm hin und her zu werfen und dadurch gerade das zu gefährden, was ihre letzte und einzige Stütze ist, den Statusquo.

Albanien, ihre Neuschöpfung, droht der Nagel ihres Sarges zu werden, denn es trägt mit Notwendigkeit den Keim eines Konfliktes mit Italien in sich. Jeder Kampf, in den Österreich verwickelt wird, ruft aber mit Notwendigkeit Serbien auf die Beine, ebenso Rumänien. Die sieben Millionen Rumänen Rumäniens zählen über drei Millionen „unerlöste" Brüder in

Österreich, die etwa fünf Millionen Serben außerhalb Österreichs ebensoviel Serben und Kroaten innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle.

Das innerlich zerklüftete Österreich wird genug zu tun haben, sich dieser Gegner zu erwehren, wenn sie vereint vorgehen. Kommt es darüber zum Weltkrieg, weil Deutschland Österreich beistehen will und dabei auf den Widerstand Rußlands, Frankreichs und Englands stößt, wird es diesen dreien fast allein gegenüberstehen.

Unter dieser Voraussetzung ist wohl die deutsche Wehrvorlage geboren. Sie ist überflüssig, wenn es sich um einen Kampf gegen Frankreich allein handelt, sie ist dagegen völlig verfehlt, wenn sie den Beginn eines Zahlenwettrennens mit Frankreich, Rußland und England gemeinsam darstellen soll, denn 200 Millionen Einwohner (40 Millionen Frankreich, 36 Millionen Großbritannien, über 130 Millionen das europäische Rußland) werden stets mehr Soldaten aufbringen können als 65 Millionen. Wir können keinen dauernden Vorsprung bei diesem Wettrennen gewinnen. Dauernd bleibt nur die Mehrbelastung der Nation. Es wächst damit die Gefahr des finanziellen Zusammenbruches oder des Krieges.

Es gibt ein Mittel, das weit wirksamer als dieses Zahlenwettrennen Deutschland zu schützen verspricht, und das, weit entfernt davon, neue Lasten zu fordern, vielmehr die ausgedehnteste Entlastung ermöglicht: das ist die Verständigung Deutschlands mit England und Frankreich.

Unsere Partei hat diesen Schritt seit jeher gefordert, nie war er notwendiger, nie leichter möglich als jetzt, wo in England und Frankreich bedeutende Kreise der Bevölkerung dafür gewonnen sind und die Idee allgemein zum Durchbruch kommt, sobald die deutsche Regierung ein Zeichen von Bereitwilligkeit gibt.

Die russische Kriegsmacht verliert sofort ihre Bedeutung, sobald das französisch-russische Bündnis aufhört, denn sie existiert nur dank den französischen Milliarden. Und das gleiche gilt vom zarischen Absolutismus. An dem Tage einer deutsch-französischen Verständigung verliert er den Boden unter den Füßen und bekommt so viel mit dem inneren Feind zu tun, daß er an auswärtige Feinde nicht mehr denken kann. Die Möglichkeit einer weitgehenden Abrüstung ist dann gegeben.

Freilich fühlen sich die Regierungen Europas als die Schutztruppen des Zaren, denn nichts fürchten sie mehr als die Revolution.

Aber die Alternative der Politik der deutsch-französischen Verständigung ist der Weltkrieg, der auch ein Krieg Deutschlands gegen Rußland ist, in dem Deutschland nur zu siegen vermag mit Hilfe der russischen Revolution.

Die russische Revolution läßt sich nicht aufhalten, sie kommt so oder so bei jeder tiefer gehenden Veränderung der Weltpolitik. Eine Revolution, die aus einem Kriege entspringt, ist aber die gewaltsamste. Haben die deutschen Staatsmänner nach dieser Art der Revolution besonderes Verlangen?

Es ist indes nicht unsere Aufgabe, uns den Kopf der Machthaber zu zerbrechen. Wir haben anderes zu tun, nämlich der Bevölkerung zu zeigen, daß die äußere Politik, die unsere Partei fordert, nicht nur möglich, sondern auch die einzige ist, die das Vaterland, das deutsche wie das französische, sicherstellt und vor gänzlichem Ruin bewahrt.

Diese unsere Friedensagitation wird durch die Berner Konferenz erheblich unterstützt. Darin liegt ihre Bedeutung und ihr Wert.

Nach zehn Jahren!

Von **H. Fleißner.**

Mitte Juni wird in Dresden der zehnte Genossenschaftstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine abgehalten. An demselben Orte, an dem vor zehn Jahren, am 17. und 18. Mai 1903, der Zentralverband als eine selbständige Organisation der Arbeiterkonsumvereine Deutschlands gegründet wurde. Ich sage absichtlich: Arbeiterkonsumvereine, obgleich das Wort formell nicht ganz zutreffend ist. In Wirklichkeit sind die deutschen Konsumvereine echt proletarische Gebilde, proletarisch in ihrem Wesen und in ihren Zwecken. Dieser Charakter gerade ist es, der die schweren Auseinandersetzungen mit der bürgerlichen Genossenschaftsbewegung zeitigte, die dem scharfen Trennungsschnitte vorausgingen, der Anfang September 1902 auf dem Genossenschaftstag des Allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften von bürgerlicher Seite vorgenommen wurde und der endlich klare Bahn zwischen uns und den anderen gab. Man mochte in den Kreisen der modernen Konsumvereinsbewegung, die den lieben Frieden mit den bürgerlichen Genossenschaften um jeden Preis haben wollten, noch so sehr sich entrüsten über den Kreuznacher „Gewaltakt" — in Wirklichkeit war diese reinliche Scheidung eine in den Verhältnissen begründete Notwendigkeit. Denn die Ansicht war doch zu naiv, den bürgerlichen Genossenschaftsverband allmählich im Sinne einer modernen, sich weite Ziele steckenden Konsumvereinspolitik umgestalten und beeinflussen zu können, die den Interessen eines großen Teiles der bürgerlichen Genossenschaften direkt zuwiderläuft. Recht hatte vielmehr ein alter süddeutscher Konsumvereinler, der zur Gründung des Zentralverbandes in Dresden erklärte, das einzig Bedauerliche bei der Sache sei, daß die Gründung eigentlich zehn bis zwanzig Jahre zu spät geschehe. Als ich jedoch keine drei Jahre früher die Selbständigkeit der Konsumvereine in besonderen Organisationen und in einem großen Verband forderte, da wurde diese Auffassung im Hamburger „Wochenbericht" der Großeinkaufsgesellschaft als Eigenbrötelei schroff zurückgewiesen, denn solche Ansicht paßte nicht zu der unendlichen und immer wieder betonten Friedensliebe gegenüber dem bürgerlichen Verband — der dafür freilich herzlich wenig Verständnis zeigte.

Die verflossenen zehn Jahre der Selbständigkeit haben der modernen Konsumvereinsbewegung einen unerhörten Aufschwung gebracht, weil sie ihr das Vertrauen der Arbeitermassen gewannen.

In Sachsen, wo die Konsumvereine von vornherein ihre eigenen Wege zu gehen suchten, weil proletarischer und sozialistischer Geist sie schuf und beherrschte, hatte man längst die Notwendigkeit besonderer und von bürgerlichen Genossenschaften unabhängiger Organisation erkannt, als in dem Genossenschaftssammelsurium des Allgemeinen Verbandes die Gegensätze offen in die Erscheinung traten. Anfangs der neunziger Jahre kehrte ein großer Teil der besten und bedeutsamsten sächsischen Konsumvereine dem Allgemeinen Verband den Rücken und gründete für Sachsen einen eigenen Verband „Vorwärts".

Die Anregung dazu ging von Leipzig aus. Im Herbst 1890 ging „im Auftrag der Konsumvereine von Leipzig und Umgegend" ein Zirkular an die

sächsischen Konsumvereine, das vom damaligen Geschäftsführer des Vereins Leipzig-Plagwitz, Georg Foll, und noch zwei Personen unterzeichnet war. In diesem Schreiben wurde zu einer Versammlung nach Leipzig eingeladen, die den Zweck hatte, einen von bürgerlichem Einfluß unabhängigen Konsumvereinsverband für Sachsen zu gründen. In der Einladung hieß es:

Es besteht zwar ein Verband derartiger Vereine über ganz Deutschland und ein Unterverband für Sachsen, welcher jedoch nach Sachlage den Ansprüchen des modernen Genossenschaftswesens nicht entspricht, zudem darin eine veraltete politische Strömung vorherrschend ist. Gleichzeitig ist aber zu konstatieren, daß der gemeinschaftliche Wareneinkauf in diesem Verband in arger Vernachlässigung liegt, ja fast nicht existiert, und ein Konkurrenzkampf der einzelnen Vereine obwaltet, der sich in einem Verband mit dem Grundsatz der Einigkeit keineswegs verträgt.

Es war weiter darauf hingewiesen, daß keine Aussicht bestünde, diese Zustände im Allgemeinen Verband zu ändern; und wenn Opposition gemacht würde, sei Maßregelung zu gewärtigen. Die sächsischen Arbeiterkonsumvereinsleiter kannten also schon damals die Verhältnisse sehr genau und beurteilten sie, wie später Kreuznach lehrte, durchaus richtig. Sie wußten, daß es im Allgemeinen Verband immer nur zwei Losungen für die modernen Arbeiterkonsumvereine geben würde: entweder sie mußten sich der Genossenschaftspolitik, die dort gemacht wurde, fügen oder austreten, wenn sie nicht hinausgeworfen werden wollten. Der sächsische Verband „Vorwärts" wurde dann am 5. Oktober 1890 im Saale des Schuhmachervereinshauses in Leipzig, Schloßgasse, ins Leben gerufen.

Dieser neue sächsische Verband wäre schon die geeignete Grundlage zu einem Zentralverband für das Reich gewesen. Doch die Sachsen blieben mit ihrer Einsicht vorläufig noch isoliert. Auch der alte Unterverband blieb neben dem „Vorwärts" bestehen. Trotzdem ist der Verband „Vorwärts" als der Vorläufer und indirekte Urheber des Zentralverbandes anzusprechen. Denn er war in erster Linie die Ursache zum Ausbruch des offenen Konfliktes zwischen Konsumvereinen und Allgemeinem Verband. Als er, dem Rate der im Allgemeinen Verband verbliebenen sächsischen Konsumvereine folgend, den Anschluß an den bürgerlichen Verband suchte, wurde er in provokatorischer Weise zurückgewiesen. Die „Vorwärts"vereine sollten einen Revers unterschreiben und förmlich versprechen, daß sie die „genossenschaftliche Organisation weder mittelbar noch unmittelbar zur Verfolgung politischer Zwecke gebrauchen werden". Ein derartiges Verlangen mußte zurückgewiesen werden, weil man sich wegen Selbstverständlichem nicht in dieser lächerlichen Art bevormunden lassen durfte. Der Unterverband sächsischer Konsumvereine, der dem Allgemeinen Verband angehörte, protestierte entschieden gegen diese Zumutung. Der bürgerliche Genossenschaftstag in Baden (1901) brachte kurz darauf eine erregte Auseinandersetzung, und ein Jahr später war die Trennung da. Ich habe seinerzeit[1] auf die Notwendigkeit einer von bürgerlichen Einflüssen befreiten Konsumvereinsbewegung hingewiesen und schloß meine Betrachtungen mit den Worten:

Wenn sich die Konsumvereine ihrer wirklichen Aufgabe als ein Glied der modernen Arbeiterbewegung bewußt sind und ihr Handeln danach einrichten, werden die Gegensätze bald aufeinanderstoßen. Und das dürfte in absehbarer Zeit mehr als

[1] Neue Zeit, 1900, XVIII, 2, S. 666.

je die Notwendigkeit einer zielbewußten Sonderorganisation der Konsumvereine in Deutschland erweisen.... Wenn die Arbeiterkonsumvereine das bleiben wollen, was sie sind, werden sie ihre eigenen Wege gehen müssen.

Wie sich bald zeigte, waren die Verhältnisse mehr als reif dazu. H. Kaufmann aber antwortete mir:

Die Ausführungen geben uns nicht den geringsten Grund, von unserer Forderung einer absolut neutralen Konsumgenossenschaftsbewegung abzuweichen oder gar für eine „zielbewußte Sonderorganisation der Konsumvereine in Deutschland" uns zu erwärmen.

Auch Genosse Herbert-Stettin schrieb einen Artikel[1] gegen meine Auffassung, in dem er ausführte:

Diese Frage (Allgemeiner Verband oder eigene Organisation) ist in den beteiligten Kreisen sehr eingehend erwogen worden, und man ist zu dem Resultat gekommen, daß eine Sonderorganisation heute sehr schwach und bedeutungslos sein würde, während man im Genossenschaftsverband die Feinde der Konsumvereine eindringlicher bekämpfen könne und somit die Konsumvereinsinteressen dort besser gewahrt sein würden. Ich nehme übrigens den Ausspruch Krügers gar nicht tragisch.

Das war reichlich ein Jahr vor Kreuznach! Die Anhänger dieser Auffassung gaben sich freilich alle Mühe, sie praktisch wirksam werden zu lassen. Denn noch auf dem bereits erwähnten bürgerlichen Genossenschaftstag in Baden-Baden schluckten sie den ominösen Revers, nachdem das Wort „politisch" in „parteipolitisch" umgeändert worden war. Ihr Wortführer Kaufmann erklärte, daß man „die Liebe zum Allgemeinen Verband nun dadurch betätigen" müsse, daß man den so geänderten Revers annehme! Ich schrieb dazu in der „Neuen Zeit":[2] „Die Gegensätze sind wieder einmal künstlich überklebt, lange wird das Pflaster aber nicht halten.... Die Entwicklung drängt auf eine Sonderorganisation." Die aufdringliche Liebe fand denn auch nicht die geringste Gegenliebe auf der anderen Seite. Man war dort vielmehr noch um einige Grade schlauer und dachte gar nicht daran, nach dem Rezept Herberts „die Feinde der Konsumvereine im Allgemeinen Verband eindringlich bekämpfen" zu lassen. Man machte vielmehr kurzen Prozeß und warf in Kreuznach den ganzen sächsischen Unterverband, die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine und noch etwa dreißig andere Vereine hinaus. Es mag sein, daß die aufsehenerregende Art, in der das geschah, den Zentralverband mit größerer Wucht und unter regerem Interesse ins Leben treten ließ, als das vielleicht sonst geschehen wäre. Immerhin war es gerade kein erhebendes Schauspiel, daß wenigstens scheinbar der Anlaß zu einer eigenen Organisation der Hinauswurf aus einem bürgerlichen Verband war. Und die Taktik des Liebeswerbens um die Gunst dieses Verbandes stimmte nicht gut zu den Schlußworten des Referats auf der konstituierenden Versammlung des Zentralverbandes in Dresden: „Es ist Frühling geworden in der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung.... Mögen noch die spätesten Geschlechter segnen die Dresdener Tage als den Geburtstag eines selbständigen Gesamtverbandes aller deutschen Konsumvereine." Die Einsicht kam ganz plötzlich, und sie mußte denen eine Genugtuung sein, die sie schon früher hatten, deswegen aber als Störenfriede und Leute, denen die nötige Einsicht fehle, zur Ruhe verwiesen worden waren.

[1] Neue Zeit, 1901, XIX, 1, S. 374. [2] 1912, XX, S. 90.

Um dieselbe Zeit, da sich die Arbeiterkonsumvereine mit der bürgerlichen Genossenschaftsbewegung auseinanderzusetzen hatten, entstand innerhalb unserer Partei eine lebhafte Debatte über das Wesen und die Entwicklungsmöglichkeiten der Konsumvereine, die besonders in einem Teil der Parteipresse und in der „Neuen Zeit" geführt wurde. Dabei stellte sich heraus, daß die Anschauungen über das Verhältnis der Partei zu den Konsumvereinen noch wenig geklärt waren. Ihr übertriebenes Lob auf der einen Seite löste erhebliche Unterschätzung auf der anderen aus. So standen sich die Meinungen schroff gegenüber.

Den unmittelbaren Anlaß zu dieser Parteidiskussion gab der Plan einer Anzahl Hamburger Parteigenossen und Gewerkschafter zur Gründung eines großen Arbeiterkonsumvereins mit sehr weitgestellten Aufgaben: des seit 1899 bestehenden Konsum-, Bau- und Sparvereins „Produktion". Die Begründung, die man diesem Projekt gab, klang allerdings illusionär genug. Der Vorgang war direkt fremdartig, verglichen mit der Art, wie vorsichtig und bescheiden bis dahin anderwärts solche Genossenschaften von Arbeitern ins Leben gerufen worden waren. Die Wortführer des Hamburger Unternehmens zerrissen sozusagen mit einem Ruck alle Tradition, — sie gingen aufs Ganze. Sie erreichten dadurch, daß das öffentliche Interesse in solchem Maße auf die Sache gelenkt wurde, daß von vornherein größere Scharen organisierter Arbeiter der Sache zustimmten und sich aktiv an ihr beteiligten. Während von den damals schon bestehenden modernen Konsumvereinen auch die größten und bedeutsamsten („Vorwärts"-Dresden, Leipzig-Plagwitz) ganz klein und unter den erdenklichsten Schwierigkeiten hatten anfangen müssen. Müssen! denn zu ihrer Zeit waren eben die Verhältnisse noch viel ungünstiger. — Das „Hamburger Echo" und der „Vorwärts" warnten vor dem Hamburger Plane und lehnten jede Solidarität der Partei mit der Gründung der „Produktion" ab. Die ganze Auffassung der Urheber des Projektes sei kleinbürgerlich, hieß es, die Enttäuschungen müßten kommen; man sprach von phantastischen Utopien. Genosse Adolf Braun schrieb 1899 in der „Neuen Zeit":[1]

Wir glauben aber auch in der „Neuen Zeit" ein Wort der Warnung und der Kritik dem Plane entgegenstellen zu sollen, ohne uns zu schmeicheln, die Urheber des Projektes zu überzeugen oder gar die gegnerische Presse zu belehren, daß die sozialdemokratische Partei mit dem Unglückskind nichts gemein habe.

Die grenzenlose Überschwenglichkeit, mit der die Gründer in Hamburg ihren Plan propagierten, ließ allerdings solche Verwahrungen und Vorwürfe begreiflich erscheinen. In der Sache aber haben die Kritiker nicht recht behalten. Denn die „Produktion" hat sich in den vierzehn Jahren in ihrer ganzen Eigenartigkeit mit an die erste Stelle der gesamten deutschen Konsumvereine entwickelt. Während nach dem ersten Geschäftsbericht dem Verein 2859 Personen angehörten, die für 163 000 Mark Waren entnommen hatten, verzeichnet der letzte Bericht auf das Jahr 1912 67 191 Mitglieder und fast 22 Millionen Mark Umsatz. Die „Produktion" hat 171 Verkaufsläden, betreibt eigene Bäckerei und großartige Fleischerei mit Millionenumsätzen. Sie hat bis jetzt 772 Wohnungen für Mitglieder erbaut und hat seit kurzem auch landwirtschaftlichen Betrieb, vornehmlich Viehwirtschaft, in eigene Regie genommen. Man erwarb zu diesem Zwecke ein 1600 Morgen

[1] 1899, XVII, 1, S. 597.

großes Gut. Die Genossenschaft beschäftigt 1416 Personen und zahlt an Gehälter und Löhnen rund 1¾ Millionen Mark. Die Spareinlagen der Mitglieder betrugen 8½ Millionen Mark. — Das ist allerdings ein Erfolg, demgegenüber die bei der Gründung erhobenen Bedenken nicht mehr aufrechterhalten werden können.

Auf dem Parteitag in Hannover wurde dann in der Taktikresolution auch die Stellung der Partei zu den Konsumvereinen revidiert, ein Werk, das durch den Kopenhagener und den Magdeburger Beschluß zur völligen Klarheit geführt worden ist.

* * *

Der Zentralverband deutscher Konsumvereine wurde vor zehn Jahren von den sieben Revisionsverbänden für Sachsen, Brandenburg, Mitteldeutschland, Nordwestdeutschland, Rheinland-Westfalen, Süddeutschland und Thüringen gegründet. Auf der konstituierenden Versammlung waren 585 Vereine mit 439 858 Mitgliedern vertreten. Die neue „Sonderorganisation" trat also von vornherein mit recht beachtlichen Zahlen an. Aber sie sind, verglichen mit den heutigen, doch klein zu nennen. Nach dem Jahresbericht auf das letzte Jahr zählte der Zentralverband am 31. Dezember 1912 1155 Vereine mit 1 483 811 Mitgliedern! Diese Vereine erzielten einen Umsatz von 538 Millionen Mark, davon 84 Millionen Mark in eigenen Betrieben. Beschäftigt wurden 26 400 Personen, und den Mitgliedern konnten rund 32 Millionen Mark zurückgezahlt werden. Für gemeinnützige Zwecke wurden 853 000 Mark ausgegeben; die Summe würde noch größer sein, wenn die Konsumvereine sich nicht ängstlich an die sehr eng ausgelegten gesetzlichen Bestimmungen halten müßten. Der Zentralverband besitzt eine eigene große Druckerei, betreibt eine Verlagsanstalt, Papierwarenfabrikation und das Versicherungswesen. Er hat während des zehnjährigen Bestehens auch erkleckliche soziale Arbeit geleistet. Für das in den Konsumvereinen beschäftigte Personal wurden Lohn- und Arbeitstarife auf gewerkschaftlicher Grundlage geschaffen, überhaupt eine enge Fühlung mit den in Betracht kommenden gewerkschaftlichen Verbänden herbeigeführt. Durch Beschlüsse der Genossenschaftstage gegen die den gewerkschaftlichen Kampf erschwerende Gefängnis- und Heimarbeit wurde die Solidarität fast demonstrativ bezeugt. Ein gemeinschaftliches Tarifamt dient weiter zur Förderung dieser Verhältnisse. Und das gegenwärtig im Entstehen begriffene gemeinschaftliche Werk einer „Volksfürsorge" (Volksversicherung) ist das Ergebnis konsequenten Weiterschreitens auf diesem Wege. Daß er der rechte ist, zeigt die Art, mit der die privatkapitalistischen Gegner gerade diesen Plan bekämpfen. — Für die Angestellten der einzelnen Vereine ist eine zentrale Unterstützungskasse geschaffen. Ganz zu schweigen von der enormen Organisationsarbeit, die während der Gründung bis heute nach innen und außen geleistet wurde. Bemerkenswert sind die Konzentrationsbestrebungen der neuesten Zeit. Kleine Vereine suchen sich zu größeren zusammenzuschließen oder an große anzugliedern. Kein Zweifel, daß auf diese Weise die ideelle und finanzielle Leistungs- und Widerstandsfähigkeit sehr gesteigert wird. Es wurden ferner in den einzelnen Verbänden und in großen Vereinen Sekretariate mit angestellten Beamten geschaffen, Einrichtungen, die eine intensivere organisatorische und agitatorische Arbeit ermöglichen. Unterrichtskurse für Geschäftsleiter und Aufsichtsräte hat man

eingerichtet, und Wanderredner ziehen im Reiche herum, um durch Lichtbildervorträge die Bewegung zu fördern. Auch in der Herausgabe von Genossenschaftsliteratur wurde Bemerkenswertes geleistet.

In rein geschäftlicher Beziehung hat die Entwicklung gleichen Schritt gehalten, wie der Jahresbericht der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine in Hamburg auf das letzte Jahr zeigt. 1903 erzielte die 1894 gegründete Großeinkaufsgesellschaft 26½ Millionen Mark Umsatz, 1912 aber 135,9 Millionen Mark. Sie hat eigene Seifen-, Zigarren- und Streichholzfabriken und eine bedeutsame Bankabteilung.

So hat sich auf allen Gebieten die eigene Organisation der deutschen Konsumvereine als das Richtige und Nötige erwiesen. Wie zwerghaft nimmt sich gegenüber dieser Entwicklung die Auffassung aus, die man im bürgerlichen Allgemeinen Verband auch heute noch über die Konsumvereine hat, die man geradezu an ihrer Entfaltung hindert. *Je enger die Fühlung der Konsumvereinsbewegung mit der modernen Arbeiterbewegung wird, desto besser wird es für beide Teile sein.* Mögen sich die Delegierten auch dieser Tatsache bewußt sein, wenn sie jetzt in Dresden auf dem zehnten Genossenschaftstag zusammenkommen! Sie werden sich dabei an Ort und Stelle überzeugen können, wie nötig das ist. Denn um dieselbe Zeit kann der dortige Konsumverein „*Vorwärts*" auf sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Eine Genossenschaft, die aus kleinsten Anfängen von Parteigenossen zu einem der bedeutendsten Konsumvereine mit rund 60 000 Mitgliedern und etwa 23 Millionen Mark Jahresumsatz entwickelt wurde! Dresden ist also klassischer Boden der deutschen Konsumvereinsbewegung. Möge der zehnte Genossenschaftstag der Ausgangspunkt weiterer ersprießlicher Tätigkeit werden!

Staat und Kirche.

Von **August Erdmann.**

Seit dem Jahre 1905, wo sich die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich vollzog, ist derselbe Schritt in einer ganzen Reihe anderer Staaten unternommen worden. Zuerst 1907 in Genf, wo sich die Dinge insofern recht auffällig gestalteten, als hier Klerikale, Radikale und Sozialisten gemeinsam das Trennungswerk vollbrachten; dann 1910 in Basel, 1911 in Portugal und 1912 in Wales. Vor Frankreich waren Mexiko (1874), Brasilien (1889), Ecuador (1904) und als erster Fall die Union der nordamerikanischen Staaten (1787) mit der Trennung vorgegangen. Berücksichtigt man, daß außerdem die Trennung besteht in den britischen Kolonien Südafrika, Australien und Neuseeland, so ergibt sich alles in allem ein recht weitläufiges Gebiet mit einer zahlreichen Bevölkerung, wo die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche zu dem Ergebnis der Trennung geführt hat. Die Tatsache, daß eine derartige Auseinandersetzung gerade in letzter Zeit häufig vorgenommen worden ist und daß die Frage im selben Sinne anderwärts eifrig erörtert wird, läßt erkennen, daß der Trennungsgedanke dem Geiste der Zeit entspricht, daß er, von der neuzeitlichen Entwicklung getragen, sich der Behandlung und Verwirklichung aufdrängt. Auch in Deutschland. Hier gibt es bereits eine recht umfangreiche Lite-

ratur, die sich mit der Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche auf der Grundlage der Trennung beschäftigt; in theologischen Zeitschriften und der politischen Presse wird die Frage eifrig besprochen; in einzelnen Landtagen ist die Sache wenigstens schon gestreift worden — kurzum: die gewichtige Aufgabe, für das Verhältnis von Staat und Kirche die der Neuzeit entsprechende Gestaltung zu finden, macht sich auch in Deutschland geltend. Mag hier ihre parlamentarische Behandlung und erst recht ihre Lösung noch geraume Zeit auf sich warten lassen, die Aufgabe ist gestellt, sie wird erörtert — und da empfiehlt es sich wohl, wenn auch in den Kreisen der Sozialdemokratie der Frage einige Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Das Verhältnis von Staat und Kirche kann sehr verschieden sein. Es hat sich in der Zeit, da es nur eine Kirche gab, stark gewandelt, und es ist recht vielgestaltig geworden, als später sowohl auf staatlichem wie auf kirchlichem Gebiet die Dinge wesentlich verwickelter wurden. Im allgemeinen bieten sich drei Möglichkeiten dar:

Entweder beherrscht die Kirche den Staat derart, daß sie ihn ihren Zwecken dienstbar macht. Das katholische Ideal, wie es im Mittelalter ausgebildet war, gibt das Musterbeispiel; Theokratie, Hierokratie, Kirchenstaatstum sind die Namen dafür.

Oder umgekehrt, der Staat bemächtigt sich der Kirche und behandelt ihre Angelegenheiten wie seine Anstalt, die er leitet und wohl auch für seine Sonderzwecke benutzt: Zäsaropapismus, Territorialismus, Staatskirche.

Das dritte wäre dann die Lösung von Staat und Kirche. Damit ist zunächst nur die Verneinung des ersten und zweiten Falles ausgesprochen: keines soll über das andere verfügen, sondern jedes soll seinen eigenen Zwecken ausschließlich dienen.

Nun ist wohl keine dieser Möglichkeiten irgendwo und irgendwann ganz rein in die Erscheinung getreten; wohl immer fanden sich Einschränkungen nach der einen, Erweiterungen nach der anderen Seite, Übergänge und einzelne Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Gestaltungen. Das alles soll uns hier nicht aufhalten; wir wollen uns genügen lassen an der Betrachtung der staatlich-kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, wo es sich um zwei Kirchen, die evangelische und die katholische, handelt. Vorerst aber wird es gut sein, uns über das Wesen der Trennung von Staat und Kirche, womit wir uns hier hauptsächlich beschäftigen wollen, zu verständigen.

In jener vollkommenen Form, die denkbar möglich ist, findet sich die Trennung von Staat und Kirche nirgendwo durchgeführt. Mögen auch die Hauptforderungen, die das Wesen der Trennung ausmachen, in den hierher gehörenden Ländern erfüllt sein, so finden sich doch überall mehr oder weniger gewichtige Abweichungen zugunsten des einen oder des anderen Teils: in Amerika zugunsten, in Frankreich zuungunsten der Kirche. Derartige Abweichungen von der vollkommenen Form werden sich auch wohl je nach den besonderen Umständen geschichtlicher, politischer und anderer Art nicht ganz vermeiden lassen; sie können auch mit in den Kauf genommen werden, wenn sie das Wesen der Trennung nicht beeinträchtigen. Und dieses Wesen besteht mit kurzen Worten darin, daß vollkommene Gewissensfreiheit herrscht, niemand wegen seines Glaubens oder Unglaubens behelligt, geschädigt oder bevorrechtet werden darf; daß die

Religion reine Privatsache und die Glaubensgemeinschaften rein private Vereinigungen sind, denen der Staat nicht die Eigenschaft öffentlich rechtlicher Anstalten einräumen darf dadurch, daß er ihnen seine Macht- oder Geldmittel zur Verfügung stellt; daß wie die Einmischung der Kirche in staatliche Angelegenheiten, so auch die Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten aufhört; daß der Staat sich jedes Versuchs enthält, auf die den öffentlichen Erziehungsanstalten übergebene Jugend im Sinne irgend eines religiösen Bekenntnisses einzuwirken, sei es, daß er die religiöse Unterweisung in den Unterrichtsplan einfügt, sei es, daß er einer Glaubensgemeinschaft irgendwelchen Einfluß auf den Unterricht oder die Schulverwaltung einräumt.

Von diesen Forderungen ist in Deutschland noch nicht eine erfüllt, nicht einmal die Gewissensfreiheit, die zwar in den Verfassungen der einzelnen Bundesstaaten gewährleistet, in der Wirklichkeit aber um so ärger mißhandelt wird. Die Schule ist noch überall mehr oder weniger, in Preußen noch fast völlig unter der Botmäßigkeit der Kirche, und wie der Staat sich das Aufsichts- und Einspruchsrecht in kirchliche Angelegenheiten vorbehalten hat, so gewährt er der Kirche das Mitbestimmungsrecht für manche seiner wichtigsten Angelegenheiten. Der Staat ist bei uns in gewissem Sinne verkirchlicht und die Kirche verstaatlicht. Während sich der Katholizismus als Weltkirche noch leidlich vor der Verstaatlichung zu retten gewußt hat, ist die evangelische Kirche als Landeskirche völlig dem Staat untergeordnet. Luther mag es anfänglich anders vorgehabt haben, aber er sah unter dem Druck der Enttäuschungen kein anderes Mittel, sein Werk zu retten, als indem er es unter den Schutz und damit in die Gewalt der Landesfürsten stellte. Die evangelische Landeskirche beruht auf dem Grundsatz: cujus regio, ejus religio, das heißt: der Landesherr hat die Entscheidung darüber, welcher Glaube in seinem Gebiet bekannt und geübt werden soll. Die Kirche ist eine Staatsanstalt zur Unterweisung des Volkes im Sinne der von dem Landesherrn angenommenen Religion; der Landesherr hat das Recht und die Pflicht, die rechte Lehre zu schützen und zu verbreiten, und welches die rechte Lehre ist, darüber läßt er seine Theologen und Juristen entscheiden. Die Einheit der Lehre und des Kultus ist gewährleistet durch die Souveränität des Landesherrn, der wie in Staats- so auch in Kirchensachen das entscheidende Wort zu sprechen hat oder durch seine Behörden sprechen läßt. Im Laufe der Zeit hat man der evangelischen Kirche ein gewisses Maß von Selbstverwaltungsrecht zugestanden durch das Presbyterium, die Synode in ihren verschiedenen Abstufungen sowie auch durch die Heranziehung von Laien zur ehrenamtlichen Besorgung von Geschäften der kirchlichen Verwaltung, aber die Kirche als Ganzes ist in der Unfreiheit dem Staate gegenüber geblieben. Der gegenwärtige Rechtszustand der evangelischen Kirche ist ein gemilderter Territorialismus, weiter nichts, und es findet sich in gleichviel welchem Lager der evangelischen Kirche wohl niemand, der mit dem gegenwärtigen Zustand zufrieden wäre.

Da die evangelische Kirche in dieser Untertänigkeit geboren wurde und nie einen anderen Zustand gekannt hat, so hat sie ihr Verhältnis zum Staat als gottgewollte Abhängigkeit lange ertragen. Die katholische Kirche,

die in weniger bescheidenen Ansprüchen groß geworden ist, hat landesherrliche Übergriffe nicht so gutwillig hingenommen, und es ist, wie man weiß, namentlich in Preußen darüber zu heftigen Zusammenstößen gekommen. Die Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche findet sich auf dem Programm aller Parteien, die mit dem Jahre 1848 auf die politische Bühne traten. Trennung von Staat und Kirche, völlige Trennung von Staat und Kirche, Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und ähnlich lauten die Forderungen, die in dieser Beziehung erhoben wurden. Es waren das nicht viel mehr als Schlagworte, die in ihrer Allgemeinheit und Unbestimmtheit leicht jeden befriedigen und begeistern mochten. Unter den Liberalen der Frankfurter Nationalversammlung gab es in dieser Frage zwei Richtungen, wie sich bei der Beratung des Artikels der Grundrechte, der über das Verhältnis von Staat und Kirche handelte, ergab. Die gemäßigte Richtung trat für Glaubens- und Gewissensfreiheit ein, verwarf die bisher bestehenden, an das religiöse Bekenntnis geknüpften Einschränkungen der bürgerlichen und politischen Rechte, forderte Verweltlichung der Eheschließung und der Personenstandsführung, ließ aber den Bestand der öffentlich rechtlichen Organisation der Kirche unberührt, so daß dieser vor wie nach die Macht- und Geldmittel des Staates zur Verfügung standen. Die radikale Richtung wollte die Trennung von Staat und Kirche bis zu Ende durchführen. Einer ihrer Wortführer war Robert Blum, ein Feind jeder Kirche, die nicht auf der Selbständigkeit der Gemeinde und der Freiwilligkeit der einzelnen Mitglieder beruht. Während aber bei Blum immerhin noch religiöse Beweggründe mitspielten (er forderte die Trennung gerade zum Besten der Religion und der freien Kirchen), kam bei anderen seiner Gesinnungsgenossen das unverhüllte Ecrasez l'infame des Atheisten zum Ausdruck. In der Frankfurter Nationalversammlung erklärte sich Karl Vogt für die Trennung, „allein nur unter der Bedingung, daß überhaupt das, was man Kirche nennt, vernichtet wird".

Jede Kirche steht deshalb schon, weil sie überhaupt einen Glauben will, der Entwicklung des Menschengeistes entgegen. Jede Kirche ohne Ausnahme ist ein solcher Hemmschuh der freien Entwicklung des Menschengeistes. Und weil ich eine solche Entwicklung des Menschengeistes will, nach allen Richtungen hin und unbeschränkt, deshalb will ich keine Beschränkung dieser Freiheit und deshalb will ich keine Kirche.

Auch in der katholischen Bevölkerung hatte der Trennungsgedanke seine Freunde. „Freiheit der Religion und unbedingte Trennung der Kirche vom Staate muß fortan unsere Losung sein" — schrieb im März 1848 der Mainzer „Katholik", das angesehenste Blatt des damaligen Klerikalismus. „Nur das verbürgt ihr auch fernerhin das Vertrauen des Volkes, daß sie (die Kirche) ganz unabhängig vom Staate und jeder Partei die ewigen Ideen des Christentums verficht." Selbst den Wegfall der materiellen Beihilfe durch den Staat fürchtet das Blatt nicht: der dauernde Gewinn sei dem augenblicklichen Schaden vorzuziehen. Und ein anderes katholisches Blatt, die ebenfalls in Mainz herausgegebenen „Sonntagsblätter", schrieben im März 1848: „Der letzte Ausdruck alles dessen, wohin unsere Zeit in religiöser Hinsicht strebt und wohin sie zum Heile der Religion gelangen muß, ist Trennung der Kirche vom Staat. Solange dieses Endziel nicht erreicht ist, ist auch unsere Losung: Freie, und zwar absolut freie Ausübung aller religiösen Kulte."

Derartige Gedanken waren allerdings nicht nach dem Willen der hohen Geistlichkeit, die ihren einflußreichsten Führer hatte in dem Erzbischof Geissel von Köln. Die von ihm in den Märztagen 1848 nach Köln einberufene Bischofskonferenz forderte nicht Trennung von Kirche und Staat, sondern Unabhängigkeit der Kirche vom Staat — womit für die Kirche alles, für den Staat aber nichts gewonnen gewesen wäre. Im Oktober und November 1848 waren die deutschen Bischöfe in Würzburg versammelt, und hier kam es zur Festsetzung eines kirchenpolitischen Programmes, dessen Hauptsätze lauten: Eine Trennung vom Staate selbst herbeizuführen, wird nicht als die Aufgabe der Kirche erkannt; sollte aber der Staat sich von ihr lossagen, so würde sie, ohne es zu billigen, geschehen lassen, was sie nicht hindern kann, jedoch die von ihr selbst und in wechselseitigem Einverständnis geknüpften Fäden des Zusammenhanges ihrerseits nicht trennen, wo nicht etwa die Pflicht der Selbsterhaltung dies geböte. Zur Durchführung ihrer göttlichen Sendung nimmt die katholische Kirche, wie auch immer die öffentliche Ordnung der Staaten gestaltet sein mag, nur die vollste Freiheit und Selbständigkeit in Anspruch.... Sollte die Stellung der Kirche im Staate nicht ferner die einer öffentlichen, um ihrer höheren Mission willen bevorzugten Korporation sein, sollte ihr bloß die Stellung eines nur privatrechtlich gesicherten Vereins bleiben, so muß und wird sie ungescheut zu ihrem ursprünglichen Prinzip, dem der vollen Freiheit und Selbständigkeit in Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten, zurückkehren.

Die Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung machten Ernst mit der Erklärung der Religion zur Privatsache, sie gewährten Gewissens- und Glaubensfreiheit, machten die Kirche unabhängig vom Staate, aber sie versäumten das Wichtigste: die Kirche ihrer öffentlich-rechtlichen Stellung zu entkleiden und die Abschaffung des Kultusbudgets auszusprechen. Man begreift, weshalb die Abgeordneten der katholischen Partei kein Bedenken trugen, den nachstehenden Beschlüssen zuzustimmen:

§ 11. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren oder sich irgendeiner religiösen Genossenschaft anzuschließen.

§ 12. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion. Verbrechen und Vergehen, die bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetz zu bestrafen.

§ 13. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun.

§ 14. Jede Religionsgemeinschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber wie jede andere Gesellschaft im Staate den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat. Es besteht ferner keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht.

§ 15. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. Die Form des Eides soll eine für alle gleichmäßige, an kein bestimmtes Religionsbekenntnis geknüpft sein.

§ 16. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Zivilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach Vollziehung des Zivilaktes stattfinden. Die Religionsverschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehindernis. Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt.

Was die Beschlüsse bezüglich der Schule betrifft, so wurde ein Antrag des Verfassungsausschusses, „die öffentlichen Unterrichtsanstalten dürfen nicht konfessionell sein", mit 228 gegen 184 Stimmen abgelehnt. Die Nationalversammlung vermochte sich zu der Entkonfessionalisierung der Schule nicht aufzuschwingen. Die zu der katholischen Partei gehörenden Abgeordneten stimmten wie gegen diesen Antrag so auch gegen die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht, gegen das Recht der Befähigten zum Unterricht, gegen die Rechte der Lehrer als Staatsbeamte, gegen das Lehreranstellungsrecht des Staates, gegen die Abschaffung der Armenschulen. Die wesentlichen Bestimmungen auf dem Gebiet des Schulwesens lauten:

§ 23. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben.

§ 24. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zu erteilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der betreffenden Behörde nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung.

§ 25. Für die Bildung der deutschen Jugend soll durch öffentliche Schulen überall genügend gesorgt werden. Eltern oder deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, der für die unteren Volksschulen vorgeschrieben ist.

Die in Frankfurt geschaffene Reichsverfassung trat nicht in Kraft. Die Ordnung des Verhältnisses von Staat, Kirche und Schule blieb den Einzelländern vorbehalten, und diese Ordnung geschah so, daß die Kirche im allgemeinen keine Ursache hatte, damit unzufrieden zu sein. Wenn auch die katholische Kirche in einzelnen vorwiegend protestantischen Staaten zu kurz kam, so durfte sie desto mehr in Preußen triumphieren. Nach dem Geständnis Friedrich Wilhelms IV. ist es die katholische Geistlichkeit gewesen, die ihm durch die Bekämpfung der demokratischen Bewegung im Jahre 1848 die Krone gerettet hat; die durch die Revolution geängstigten Seelen im Junker- und Bürgertum sahen in der Rückkehr zur Religion das Mittel zur Beruhigung der Massen — und so kamen denn jene Bestimmungen zustande, die der Kirche die gewünschte Freiheit in vollem Maße gewährten: Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds. Der Verkehr der Religionsgesellschaften mit ihren Oberen ist ungehindert. Das Ernennungs-, Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht des Staates bei Besetzung kirchlicher Stellen ist aufgehoben. Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen. Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften. (§ 15, 16, 18, 24 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850.)

* * *

Der Kampf gegen den Ultramontanismus und Klerikalismus stand zwar nicht im Programm der Liberalen, aber er gehörte doch mit zu seinen Aufgaben, weil er ein Teil des Kampfes gegen den Konservativismus war. Bei der Auflösung des Nationalvereins rief dessen Vorsitzender, Rudolf v. Bennigsen, noch einmal zum Kampfe gegen Konservative, Ultramontane und starre Partikularisten auf: „Gegen sie muß der Kampf ohne Rast und Gnade

fortgesetzt werden, bis sie begreifen, daß sie den jahrhundertelang geübten unheilvollen Einfluß auf Deutschlands Geschicke für immer verloren haben." Der Kampf gegen die politisierende Kirche war nicht zu umgehen, da sie der Liberalismus auf der Seite seiner Gegner fand und da sie durch den Syllabus vom 8. Dezember 1864 allem, was der Liberalismus erstrebte, Fehde angesagt und den Kampf gegen ihn zu organisieren begonnen hatte. Und da der Einfluß des Klerikalismus sich besonders auf dem Gebiet der Schule und der Wissenschaft zeigte, war der Ausdruck Kulturkampf, womit Virchow die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche ankündigte, durchaus berechtigt. Es besteht auch gar kein Zweifel, daß es den besseren Geistern des Liberalismus darum zu tun war, diesem guten Worte einen guten Inhalt zu geben, den Staat gegenüber der Kirche auf eigene Füße zu stellen, die Schule von der klerikalen Bevormundung zu befreien, mit einem Worte: das auszuführen, was man als Trennung von Staat und Kirche bezeichnet. Aber der Fluch der Halbheit, der allzeit auf dem deutschen Liberalismus geruht hat, offenbarte sich auch hier: er kam, als nach 1870 die Abrechnung mit dem Klerikalismus beginnen sollte, nicht über die ersten Ansätze, nicht über jenes Gewirr von Unzulänglichkeiten und Verkehrtheiten hinaus, das dem stolzen Worte Kulturkampf eine so unvorteilhafte Bedeutung geben sollte. Abgesehen von der angeborenen Unentschiedenheit, traf den Liberalismus das Mißgeschick, den Kulturkampf machen zu müssen mit einem Manne wie Bismarck, der mit dem Kulturkampf ganz andere Zwecke verfolgte und, weil er stärker war als die Liberalen, diese von ihrem Wege abführte. Nachher, als sich die Erfolglosigkeit des Kulturkampfes deutlich offenbarte, wollte keiner das Karnickel gewesen sein, das angefangen hatte. Bismarck schob den Liberalen und diese schoben Bismarck die Schuld daran zu. Sie hatten beide recht, sie waren beide an dem Kulturkampf beteiligt, nur aus verschiedenen Gründen. Bismarck hatte ihn unternommen, weil er im Zentrum eine reichsfeindliche Partei sah, die ihre Stütze in dem katholischen Klerus hatte; die Macht des Klerus brechen, hieß für ihn das Zentrum seines Einflusses berauben, und so unternahm er den Kampf gegen die katholische Kirche. Kultur und Weltanschauung kamen für ihn dabei nicht in Betracht; es war für ihn ein politisch-parlamentarischer Kampf, ein Kampf gegen eine Partei, von der er eine Gefährdung seines Werkes fürchtete. Als er einsah, daß er das Zentrum verkannt hatte, daß es bei entsprechender Behandlung gefügiger war als die Liberalen, als er merkte, daß mit der hinter dem Zentrum stehenden Kirche zwar leicht anzubändeln, aber sehr schwer fertig zu werden ist, da hatte für ihn der Kulturkampf seine Bedeutung verloren. Statt mit Bennigsen, machte er seine Politik mit Windthorst, und von der Kulturkampfgesetzgebung, die mit so großem Lärm ins Werk gesetzt worden war, fiel auf Bismarcks Geheiß ein Stück nach dem andern, und dieser Abbau bleibt das einzig Löbliche an dem Unternehmen, das planlos unternommen und ergebnislos verlaufen war.

Die Liberalen sind nachher zu der Erkenntnis gekommen, daß sie sich durch Bismarck hatten auf Abwege führen lassen. Bei den Reichstagsverhandlungen am 30. November 1881 sagte Virchow, der den Reichskanzler um Auskunft über den Stand der Verhandlungen mit der Kurie ersucht hatte, nach den Absichten der Liberalen habe der Kulturkampf auslaufen sollen „nicht in eine Verfolgung einzelner, sondern in eine größere Freiheit der Individuen". Als

ihm vom Zentrum entgegengerufen wurde: „Sie haben ja für alle Gesetze gestimmt!" antwortete Virchow:

Herr Gott, ja! Ich habe für alles gestimmt, weil ich geglaubt hatte, der Herr Reichskanzler würde konsequenter sein, als er ist. Ich habe angenommen, daß er, so gut wie er schließlich zur Zivilstandsgesetzgebung gekommen ist, er auch in der Gesetzgebung über Schule und Kirche dahin kommen werde, die wirkliche Befreiung der Schule herbeizuführen und die Kirche in die Stellung hineinzubringen, die ihr gebührt, nämlich sich aufzubauen auf der Überzeugung der einzelnen, auf wirklicher Gewissensfreiheit.... Ich erkenne an, daß ich mich getäuscht habe; es haben sich viele andere Männer auch darin getäuscht, die glaubten, der Reichskanzler würde weiter gehen, als er gegangen ist.... Hätte ich abgesehen, daß es zu weiter nichts kommen sollte, als zu dieser Situation, so würde ich wahrscheinlich Nein gesagt haben.

Und später, am 21. April 1887, hat Eugen Richter im preußischen Abgeordnetenhause die Verfehltheit des Kulturkampfes anerkannt, indem er erklärte, „daß die kirchenpolitische Tätigkeit der Regierung seit 1871 wesentlich gelenkt worden ist nicht durch die Sache selbst, nicht durch den Inhalt der Gesetzgebung, sondern durch die Stellung zur Zentrumspartei". Für alle diejenigen, so meinte er, die diesen Kulturkampf mitgemacht hätten, „getragen von gewissen idealen Anschauungen, im Glauben an die stolzen Worte von der Hoheit des Staates, an die historisch überkommenen Gegensätze von Kaisertum und Papsttum", müsse es „aufs äußerste ernüchternd wirken, wenn sie jetzt zu der Überzeugung kommen, daß sie nur gehandelt haben im Dienste einer Parteipolitik, für die in erster Richtung der Kampf mit einer parlamentarischen Partei maßgebend war".

Diese Erkenntnis kam reichlich spät, und daß sie dem Liberalismus in den Jahren des Kulturkampfes mangelte, beweist, wie weit er entfernt war von der richtigen Einschätzung des Gegners: des Zentrums und dessen mächtigsten Bundesgenossen: der römischen Kirche. Und gerade in jenen Zeiten hätte ein herzhaftes Zugreifen den beiden Verbündeten gegenüber zum Ziele führen können. Denn damals ist auch im Zentrum der Gedanke, die Trennung von Staat und Kirche als das kleinere Übel hinzunehmen, ja darauf hinzustreben, wiederholt erwogen worden. Namentlich war es Windthorst, der sich in jener Zeit mit diesem Gedanken trug. In der Reichstagssitzung vom 25. November sagte er:

Wollen die Herren diese glücklich bestandene Ehe zwischen Kirche und Staat ferner nicht gelten lassen, benimmt sich der Staat also, wie er mit diesem Antrag („Kanzelparagraph", der die Geistlichen unter Strafe stellt, wenn sie in Ausübung ihres Amtes staatliche Angelegenheiten in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand der Erörterung machen, § 130 des Strafgesetzbuchs) den Anfang macht, dann freilich, ich sage dies mit tiefer Bekümmernis, fürchte ich, daß die Ehe aufgelöst werden muß. Und was mich betrifft, so erkläre ich hautement: Wenn Sie die Lösung mir geben wollen auf der Basis des amerikanischen Rechtszustandes, dann akzeptiere ich sofort.... Dann wäre, was bei allen Entscheidungen immer ein wichtiges Moment bleibt, nur noch die Frage der Vermögensverwaltung übrig.

Und am 23. Juni 1883 erklärte Windthorst im preußischen Abgeordnetenhause, daß er zwar die Trennung von Staat und Kirche an und für sich nicht für wünschenswert halte, aber:

Wenn die an sich gegebene Ordnung, die ich eine Ehe zwischen Staat und Kirche nennen möchte, nicht mehr aufrechterhalten werden kann, dann freilich bleibt nichts

übrig als eine Trennung auf Zeit oder Dauer. Und ich fange an zu glauben, daß die Verhältnisse sich in der ganzen Welt unter der Einwirkung, die der Geist der Menschen nimmt, bei dem Überhandnehmen unchristlicher Ideen allmählich so gestalten, daß ein solches Zusammengehen auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden kann. Dann wird es darauf ankommen, daß wir in Ruhe und unter Berücksichtigung aller Verhältnisse diese einstweilige oder dauernde Trennung vornehmen.

Windthorst sagte das zu einer Zeit, als der Kulturkampf merklich abflaute und der aditus ad pacem, der Zugang zum Frieden zwischen Rom und Berlin sich schon deutlich auftat. Das ist ein Beweis, wie vertraut sich der Zentrumsführer bereits mit dem Trennungsgedanken gemacht hatte. Und wenn er in seinen Reden, als er diese Angelegenheit berührte, es nicht an der Versicherung fehlen ließ, daß er keineswegs die Trennung wünsche, sondern im Gegenteil der Entwicklung dahin entgegenwirken werde, so wissen wir doch aus seinem jüngst veröffentlichten Briefwechsel mit dem klerikalen Geschichtschreiber Onno Klopp, daß er bereits angefangen hatte, sich über die Meinung Roms bezüglich einer etwaigen Trennung zu unterrichten. Klopp berichtet am 22. März 1879 von einer Unterredung, die zwischen ihm, Windthorst und dem Nuntius Spolverini stattgefunden hat. Windthorst erklärte bei dieser Gelegenheit, daß das Zentrum sich Rom jederzeit unterordnen werde, aber zu wissen verlange, ob Rom tolerieren werde, daß das Zentrum die Trennung von Kirche und Staat oder mit anderen Worten: die Verhältnisse ähnlich wie in England und Nordamerika verlange. Auf die Erwiderung, daß Bismarck das nicht zulassen werde, erwiderte er, daß dies ein Gebiet sei, auf dem das Zentrum hoffen dürfe, Bundesgenossen zu erlangen, weil diese Trennung ein Postulat des ursprünglichen Liberalismus sei.

Von dem „ursprünglichen Liberalismus", auf dessen Hilfe Windthorst rechnete, war schon um diese Zeit nicht mehr viel vorhanden, und der Rest schwand in der Folge immer mehr. Was sich noch liberal nannte, kümmerte sich wenig um Kulturfragen dafür aber desto mehr um die Sicherung und Mehrung des Profits und den Kampf gegen diejenigen, die dieses heiligste aller Güter zu gefährden drohten: die Arbeiter. Den Klerikalismus bekämpfte man nur noch, wo er bei Wahlen die liberalen Mandate bedrohte und wo er nicht schleunig genug seine jungen Kapläne zur Ordnung rief, wenn sie sich einmal unbedachterweise auf die Seite der Arbeiter stellten. Mehr und mehr erkannte der Liberalismus die Notwendigkeit an, daß dem Volke die Religion, das heißt: der Masse die Zufriedenheit mit ihrem Dasein und die Achtung vor dem Staatsanwalt, dem Gendarmen und anderen Autoritäten erhalten werde. Liberale Unternehmer spendeten zu katholischen Kirchenbauten, begönnerten ultramontane Streikbrecherorganisationen und förderten die Jugendpflege auf christlich-nationaler Grundlage. 1905 lieferten die preußischen Nationalliberalen dem Klerikalismus die Volksschule aus, und bei Wahlen kann man mit unfehlbarer Sicherheit darauf rechnen, daß die ehemaligen Kulturkämpfer dem Schwärzesten der Schwarzen vor einem Roten den Vorzug geben. Was im übrigen auf linksliberaler Seite unter Müller-Meiningenscher Führung an Bekämpfung des Klerikalismus geleistet wird, ist zum größten Teil so unklug, daß wohl nur die Ultramontanen ihre Freude dran haben. (Schluß folgt.)

Die Stellung der Sozialdemokratie zum Anbau von Baumwolle in den Kolonien Afrikas.

Von **A. Krätzig**, M. d. R.

Nimmt man das Handbuch für sozialdemokratische Wähler vom Jahre 1911 zur Hand, so findet man auf Seite 79 den Standpunkt in Worte gekleidet, den die Sozialdemokratie und natürlich auch ihre Reichstagsfraktion zur Frage des Anbaus von Baumwolle in den deutschen Kolonien Afrikas einnimmt. Es wird dort gesagt, daß die Sozialdemokratie den Bestrebungen der Regierung, innerhalb der einmal besetzten Gebiete den Baumwollbau, besonders den der Eingeborenen, zu fördern, nicht feindlich gegenüberstehe. Soweit sich die Aufwendungen dafür in vernünftigen Grenzen halten und den natürlichen Bedingungen Rechnung tragen, würden sie als ein Mittel zur Hebung der wirtschaftlichen Lage der Bewohner jener Länder unsere Unterstützung finden.

Es ist ja ganz selbstverständlich, daß eine Partei wie die Sozialdemokratie, die eine Volkswirtschaft größter Leistungsfähigkeit erstrebt, auch alles tun wird, um die Quellen der Rohstoffversorgung zu erschließen, die irgendwo vorhanden sind. Ebenso selbstverständlich ist es aber für die Sozialdemokratie auch, darauf zu achten, daß die Steuergroschen des Volkes wirklich nutzbringend und nicht etwa zur Förderung kapitalistischer Spekulationen verwandt werden. Im Zeichen der großen kapitalistischen Konzerne mit ihren Korporationen zur Propaganda großer Millionenprojekte auf Kosten der deutschen Steuerzahler ist es doppelte Pflicht der Sozialdemokratie, besonders auf dem Gebiet der Kolonialpolitik vorsichtig zu prüfen, ob die Gelder, die für Kulturzwecke gefordert werden, auch wirklich für diese Zwecke nutzbringend verwandt werden. Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß es unsere Fraktion bei der Beratung des Kolonialetats in diesem Jahre ablehnte, einer Resolution der Budgetkommission zuzustimmen, die den Reichskanzler auffordert, in einem Nachtragsetat ausreichende Mittel zur Förderung des Baumwollbaus in den Kolonien bereitzustellen.

Diese Stellung der Fraktion hat ihr in Nr. 8 der „Sozialistischen Monatshefte" vom 29. April d. J. einen Angriff des Genossen Dr. Quessel, der selbst Mitglied der Fraktion ist, eingetragen. Der Angriff des Genossen Quessel ist vollständig unberechtigt. Hätte der Genosse Quessel den letzten Satz seines Artikels zuerst geschrieben, dann hätte er sich den ganzen Artikel und damit auch die mancherlei Blößen sparen können, die seine Unkenntnis zutage treten lassen. Genosse Quessel sagt im letzten Satz: Die Fraktion kann „bei voller Wahrung ihrer grundsätzlichen Haltung den Nachtragsetat bewilligen, wenn bei seiner näheren Prüfung die (an und für sich gewiß nicht völlig überflüssigen) Befürchtungen, daß durch ihn großkapitalistische Zwecke gefördert werden sollen, sich als unbegründet herausstellen". Genosse Quessel gibt also selbst zu, daß die Befürchtungen, die Gelder, welche in der Resolution der Budgetkommission gefordert werden, könnten für großkapitalistische Zwecke Verwendung finden, nicht überflüssig sind. Damit aber beraubt er sich der Ursache, die Fraktion wegen ihrer Haltung dieser Resolution gegenüber anzugreifen, denn er weiß doch, daß es eben jene Befürchtungen waren, welche die Fraktion bestimmten, gegen die Resolution zu stimmen, in der ohne jegliche Unterlage zur Prüfung der Zweckmäßigkeit, Gelder in unbegrenzter Höhe für Zwecke des Baumwollbaus gefordert wurden.

„Unglücklicherweise versperrte aber wieder einmal der Radikalismus der besseren Einsicht die Bahn," schreibt Genosse Quessel, welche bessere Einsicht er in gewohnter Bescheidenheit für sich selbst im Gegensatz zur Fraktion in Anspruch nimmt. Was will aber Quessels bessere Einsicht? Daß sich die Fraktion vorbehaltlos zum Vorspann der Pläne des Kolonialwirtschaftlichen Komitees macht. Um diese Pläne handelt es sich nämlich hier. Die Resolution, von der hier die Rede ist, entsprang nicht etwa der Initiative der Budgetkommission als Ergebnis der Be-

ratungen über die Baumwollfrage, sondern sie wurde von außen in die Budgetkommission hineingebracht. Im Herbst 1912 hatte die vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee eingesetzte Baumwollkommission getagt und den Beschluß gefaßt, beim Reichstag zu beantragen, er möchte dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee eine Million Mark zum Zwecke der Baumwollkultur in den Kolonien bewilligen. Der Antrag war dann auch dem Reichstag in Form einer Petition zugegangen, die bei der Beratung des Kolonialetats in der Budgetkommission von dem fortschrittlichen Abgeordneten Dr. Waldstein mit einigen nichtssagenden Worten begründet und dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesen worden war. Diese Erledigung der Petition entsprach aber wohl nicht den Wünschen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, denn am anderen Tage kam der Abgeordnete Dr. Waldstein wieder auf die Angelegenheit zurück. Als ich nun bei der Beratung des Etats für Ostafrika die Baumwollfrage anschnitt, kam es zu einer eingehenderen Aussprache darüber, und im Verlauf dieser Aussprache brachte der Abgeordnete Dr. Waldstein dann die Resolution ein, die den Reichskanzler ersucht, ausreichende Mittel für den Baumwollbau in einem Nachtragsetat bereitzustellen. Bemerkt sei hier, daß im jetzt beratenen Etat schon über 300 000 Mark eingestellt und auch von unserer Fraktion bewilligt worden sind.

Die Gelder, die in dem Nachtragsetat gefordert wurden, sollten also dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee zur Verfügung gestellt werden. Es steht das zwar nicht in der Resolution, ging aber aus der Begründung hervor, die der Abgeordnete Waldstein gab. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee ist eine private Korporation, der gegenüber der Reichstag keinerlei Kontrollrechte hat. Bewilligt er dieser Korporation das Geld, dann weiß er wohl, daß sie es bekommt, ob sie es aber zweckentsprechend ausgibt, das weiß er nicht. Und das ist der Grund, daß die Fraktion diesen Sprung ins Dunkle nicht mitgemacht hat und niemals mitmachen darf. Daraus aber geht hervor, daß der Vorwurf des Mangels besserer Einsicht auf den zurückfällt, der ihn dieser selbstverständlichen Haltung der Fraktion wegen gegen sie erhebt.

Was ist denn das Kolonialwirtschaftliche Komitee? Darüber gibt es doch wohl innerhalb der Sozialdemokratie nur eine Meinung, nämlich die, daß das Kolonialwirtschaftliche Komitee auf dem Gebiet der Kolonialpolitik dasselbe ist wie der Wehrverein und der Flottenverein auf dem Gebiet der Rüstungspolitik, eine Korporation, die dafür sorgen soll, daß der schweren Industrie Aufträge auf Rechnung des Reiches, das heißt der Steuerzahler zugeschanzt werden. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee betreibt in der Hauptsache die Propaganda für große Bauprojekte in den Kolonien. Es besorgt die Vorarbeiten für die Eisenbahnbauten, für Bewässerungsanlagen usw. und hat dabei mehr die Interessen der die Bauten ausführenden Industrien wie die Interessen der Kolonien oder gar diejenigen der deutschen Steuerzahler im Auge. Aus den Verhandlungen der Budgetkommission ließe sich da recht interessantes Material zusammentragen. Natürlich genügt es nicht, die technischen Vorarbeiten für solche große Bauprojekte zu leisten, sie erheischen auch wirtschaftliche Voraussetzungen. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee sucht die Ansätze zu solchen zu schaffen. Dazu bedient es sich auch der Baumwollkultur. Die Förderung der Baumwollkultur in den Kolonien ist dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee durchaus nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zum Zweck der Förderung der kolonialen Bautenspekulation. Wir werden das in ganz kurzer Zeit deutlich vor uns haben. Umfangreiche Eisenbahnbauprojekte in den Kolonien liegen vor. Wenn die Rüstungsvorlagen unter Dach sein werden, dann kommt sicher die Kolonialverwaltung mit den kolonialen Eisenbahnbauprojekten, für welche bereits die Handelskammern und die wirtschaftlichen Organisationen der Unternehmer mobilisiert worden sind. Inzwischen sucht das Kolonialwirtschaftliche Komitee in den Kolonien noch einige Ansätze zu wirtschaftlicher Entwicklung zu schaffen, damit bei der Begründung der Vorlagen zur Ausführung der kolonialen Bauprojekte auf diese Ansätze verwiesen werden kann. Ob sie lebensfähig sind, danach fragt man ja gewöhnlich nicht; wenn sie nur zu der

Zeit da sind, wo im Reichstag über die Bauprojekte verhandelt wird, so haben sie ihre Schuldigkeit getan. Ist die Ausführung der Bauprojekte bewilligt und erweisen sich die gemachten Ansätze zu wirtschaftlicher Entwicklung nicht als lebensfähig, dann kräht kein Hahn mehr danach. Die Industrie hat ja ihre Aufträge in der Tasche, das ist die Hauptsache. Ob die Bauten zweckmäßig und nützlich sind, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Ein Blick auf Deutsch-Ostafrika beweist das ja.

Herr Benas Levy hat kürzlich in der „Vereinigung Berliner Agenten der Textilindustrie" über die „Baumwollfrage und unsere Kolonien" gesprochen und dabei besonders darauf verwiesen, daß die kolossal hohen Transportkosten auf der Zentralbahn in Ostafrika ein großes Hemmnis der Baumwollkultur seien. Die Bahn berechnet auf der Strecke Kilossa—Daressalam, 300 Kilometer Entfernung, 7 Pfennig Transportkosten pro Kilo, während diese K.sten auf der Strecke Hamburg—Unterboihingen in Württemberg (800 Kilometer) nur 2 Pf. pro Kilo betragen.

Das Kolonialwirtschaftliche Komitee will also in der nächsten Zeit einen Anlauf nehmen zu verstärkter Propaganda für koloniale Zwecke, und dazu fehlt es ihm an den nötigen Geldmitteln. Und hier soll nun der Reichstag einspringen; er soll dem Komitee die Mittel zur Schaffung einer Anzahl Potemkinscher Dörfer in den Kolonien bewilligen, die dann dem Reichstag gezeigt werden, wenn er in den Beutel des Volkes greifen soll, um die Millionen für die Bauprojekte in den Kolonien zu beschaffen. So liegen ohne Zweifel die Dinge. Natürlich streitet man diesen Zusammenhang ebenso ab, wie man es bisher immer abgestritten hat, daß die Rüstungsindustrie die Urheberin der Völkerverhetzung und des wahnsinnigen Wettrüstens ist. Jetzt aber, nach den Verhandlungen des Militäretats, liegen die Zusammenhänge klar zutage, und wer es nicht glaubt, daß auch auf dem Gebiet der Kolonialpolitik die Verhältnisse so liegen, wie ich sie hier angedeutet habe, nun, dem ist nicht zu helfen. Ich beneide ihn nicht um seine „bessere Einsicht".

Die Behauptungen des Genossen Quessel, daß die Fraktion in der Frage der Förderung der Baumwollkultur mit sich selbst in Widerspruch geraten sei, indem sie zwar einerseits der Regierung den Vorwurf mache, aus kapitalistischen Rücksichten die Eingeborenenkulturen nicht genügend zu fördern, andererseits es aber ablehne, für die Förderung der Baumwollkultur der Eingeborenen in unseren Kolonien erhöhte Mittel zu bewilligen, diese Behauptungen sind nach dem vorstehend Gesagten vollständig haltlos. Sie fallen ebenso in sich zusammen wie die Behauptung, ich hätte den Auftrag gehabt, diesen Widerspruch zu beseitigen. Genosse Quessel sagt:

„Es ist klar, daß dieser Widerspruch nur dadurch aufgehoben werden kann, daß man den zwingenden Nachweis für die Aussichtslosigkeit von Baumwollkulturen in unseren Kolonien führt."

Anschließend an diese Worte geht er dann zu einer unsagbar oberflächlichen und mit Irrtümern behafteten Besprechung der Existenzbedingungen der Baumwollstaude über und sagt am Schlusse dieser Betrachtungen:

„Die Bemühungen des Genossen Krätzig, den Baumwollanbau in unseren Kolonien als wenig aussichtsvoll hinzustellen, konnten daher unmöglich überzeugend wirken. Von einem zwingenden Nachweis dafür, daß die staatliche Förderung der Baumwollkulturen der Eingeborenen notwendigerweise resultatlos verlaufen müsse, ist in der Krätzigschen Rede überhaupt nichts zu finden."

Nein, wahrhaftig nicht, davon ist in meiner Rede nichts zu finden, denn ich hatte nicht die Aufgabe, für Phantasiegebilde des Genossen Quessel zwingende Nachweise zu liefern. Meine Aufgabe bestand vielmehr darin, zum Ausdruck zu bringen, daß die Sozialdemokratie der Baumwollkultur in den Kolonien Interesse entgegenbringt, daß sie bereit ist, Mittel des Reiches zur Förderung dieses Zweckes zu bewilligen, daß sie aber warnt vor den Übertreibungen der Gründungsspekulanten, durch welche nur Enttäuschungen

und Rückschläge hervorgerufen werden. Zu diesen Übertreibungen der Gründungsspekulanten gehört vor allem die Außerachtlassung der Schwierigkeiten, welche bei der Baumwollkultur in unseren Kolonien zu überwinden sind, sowie die Nichtbeachtung der Tatsache, daß in den Gebieten alter Baumwollkultur erhebliche Anstrengungen zur Vergrößerung der Anbaufläche und zur Förderung eines höheren Ernteertrags gemacht werden. Auf beides wies ich in meiner Rede hin und betonte zum Schlusse noch einmal, daß wir, wenn die Regierung mit einer Vorlage kommen sollte, prüfen würden, ob der Zweck der Vorlage erstrebenswert sei. Also: Der Genosse Quessel hat kein begründetes Recht, der Fraktion widerspruchsvolle Handlungen vorzuwerfen und zu sagen, sie hätte es abgelehnt, erhöhte Mittel zur Förderung der Baumwollkulturen der Eingeborenen zu bewilligen. Die Sozialdemokratie ist bereit, jene Mittel für den Baumwollbau in den Kolonien zu bewilligen, deren zweckmäßige Verwendung uns die Regierung nachweist. Lediglich weil dieser Nachweis nicht da war, weil hier die Regierung zu Ausgaben angetrieben wurde, deren Verwendung nicht bedenkenfrei ist, lehnte es die Fraktion ab, sich an dieser Antreiberei zu beteiligen. Es ist wirklich bedauerlich im höchsten Grade, daß sich die Fraktion wegen der Erfüllung dieser selbstverständlichen parlamentarischen Pflicht aus den eigenen Reihen heraus Angriffe gefallen lassen muß, die uns die Gegner später wieder als Knüppel zwischen die Beine werfen werden.

Genosse Quessel wollte, daß die Fraktion für die Resolution der Budgetkommission stimmen, also sich mit an der Antreibung der Regierung zu Kolonialausgaben beteiligen sollte, deren Verwendungsweise nicht bedenkenfrei ist. Das ist bei der oberflächlichen Art, wie sich Genosse Quessel mit der kolonialen Baumwollkultur befaßt, nicht verwunderlich. Er beruft sich auf die „Sachverständigen aller Nationen", die „ihr Urteil dahin abgeben, daß die Baumwollstaude zwischen 40 Grad nördlicher und 40 Grad südlicher Breite überall gedeihen kann, wo toniger, kieselhaltiger Boden vorhanden ist, überall dort, wenn zur Saatzeit und während der Blüte reichliche Niederschläge fallen" usw. Ich weiß nicht, auf welche Sachverständige sich der Genosse Quessel stützt, er nennt sie nicht, aber das muß ich sagen, eine besondere Sorte „Sachverständigkeit" muß es schon sein, die der Genosse Quessel über die Existenzbedingungen und die Entwicklung der Baumwollstaude in sich aufgenommen hat. Wenn das wahr wäre, was er uns da zum Beispiel über die Blütezeit der Baumwolle erzählt, dann lieferte uns Ostafrika keine einzige Baumwollfaser, und der Genosse Quessel brauchte sich keine Sorge mehr um das Verhalten der bösen sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in der Frage der Baumwollkultur zu machen. Genosse Quessel verlegt die Zeit der Blüte der Baumwollstaude in die Zeit des achten oder neunten Monats ihres Bestehens. Da wir nach den Feststellungen des Königlichen Landmessers Herrn H. Aßmuth, der als Kulturingenieur in Deutsch-Ostafrika tätig war, daselbst eine Regenzeit von fünf bis sechs Monaten zu verzeichnen haben, so würde die Faser nie vor dem Beginn der Regenzeit ausreifen, sondern stets vernichtet werden. Glücklicherweise ist es auch hier nicht so, wie die „Sachverständigen" des Genossen Quessel berichten, die Baumwollstaude fängt nicht erst mit acht bis neun Monaten, sondern schon mit zwei bis drei Monaten an zu blühen, und sie hat im Durchschnitt schon mit fünf Monaten ihre Entwicklung bis zur Reife abgeschlossen. Trotzdem aber muß gegenüber den „Sachverständigen" des Genossen Quessel gesagt werden, daß zu dieser Entwicklung der Baumwollstaude doch noch etwas mehr gehört wie das Klima zwischen dem vierzigsten Grad nördlicher und dem vierzigsten Grad südlicher Breite. Vor allem gehört dazu nicht ein toniger Boden, weil der keine genügende Durchlässigkeit besitzt für die Feuchtigkeit und für das leichte Eindringen der Wurzel, die bis zu einem Meter lang wird. Zu dem Klima gehört ein Boden, der sehr durchlassend sein muß. Tiefgründiger Boden mit einer großen Feinkörnigkeit ist erforderlich, nicht aber Tonboden. Nach den Erklärungen des Herrn Regierungsrat Busse sind ja gerade die vielen Mißerfolge und die Krankheiten bei der Kultur der Baumwollstaude darauf

zurückzuführen, daß die Anpflanzung auf Tonböden erfolgte. Allzu große Feuchtigkeit in den oberen und unteren Schichten des Bodens ist der Baumwollpflanze ebenso schädlich wie die Trockenheit. Am zuträglichsten sind ihr warme Tauregen des Nachts und am Tage warmer Sonnenschein ohne Stürme oder austrocknende Winde, wie sie gerade in Afrika sehr häufig sind. Von all diesen Vorzügen, die der Baumwollkultur dienlich und wie sie besonders in Amerika vorhanden sind, haben unsere Kolonien in Afrika sehr wenig oder nur Unvollkommenes aufzuweisen. Um so mehr aber sind große Nachteile für die Baumwollkultur vorhanden. Da durch das Gift der Tsetsefliege das Vieh getötet wird, so fehlt es an dem nötigen Dünger zur Bildung humusreichen Bodens und an dem Zugvieh zu einer intensiven Bodenbearbeitung. Die ungenügende Bodenbearbeitung beeinträchtigt nicht nur das Gedeihen der Pflanze, sondern sie verhindert auch eine energische Bekämpfung der Baumwollschädlinge. Die Pflanzen bleiben schwächlich und fallen Krankheiten leicht zum Opfer. Heuschreckenschwärme und Krankheiten aller Art, besonders die vielgefürchtete Kräuselkrankheit rufen in den Baumwollpflanzungen große Verheerungen hervor, und man ist infolgedessen noch lange nicht so weit, um in einem abschließenden Urteil sagen zu können, daß die Baumwollkultur in unseren Kolonien ein rentabler Zweig der Landwirtschaft werden wird. Die Regierung selbst fordert immer wieder auf, man möge nicht vergessen, daß wir uns mit der Baumwollkultur in den Kolonien noch im Versuchsstadium befinden und daß noch viele Schwierigkeiten zu überwinden sind. Da kann also auf absehbare Zeit noch keine Rede davon sein, daß unsere Kolonien eine irgendwie bemerkenswerte Rolle in der Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie spielen. Nach wie vor werden es die alten Kulturgebiete der Baumwolle sein, die den jährlich steigenden Bedarf an Baumwolle zu decken haben und, wie ich entgegen der Schwarzmalerei des Genossen Quessel in einem späteren Artikel zeigen werde, auch decken können.

Jedenfalls liegen die Dinge so, daß die Sozialdemokratie in bezug auf die Wahrnehmung der Interessen der Textilarbeiter Deutschlands nichts versäumt, wenn sie darauf dringt, daß die zweckmäßige Verwendung jener Mittel nachgewiesen wird, die zur Förderung der Baumwollkultur in den Kolonien verlangt werden.

Der Krebsgang der Unfallversicherung.

Von **Friedr. Kleeis** (Halle a. d. Saale).

Schon immer ist vielen Unternehmern die soziale Versicherung ein Dorn im Auge gewesen. Seit einigen Jahren ist diese Feindschaft zum offenen Ausbruch gekommen. Mehr denn je wird hinter jedem Rentenbewerber ein „Simulant" gewittert. Versicherungsträger, Ärzte, Versicherungsbehörden und Rechtsprechung haben sich zusammengefunden, die Leistungen der Unfall- und Invalidenversicherung nach Möglichkeit herabzudrücken. Die ganze Konstruktion der Verwaltung dieser beiden Versicherungszweige ermöglicht ja das spielend leicht. Bei der Durchführung der Unfallversicherung sind Arbeitervertreter überhaupt nicht beteiligt, und in der Invalidenversicherung bilden sie nur eine Dekoration. Auf die Rechtsprechung haben die Versicherten auch so gut wie keinen Einfluß. Die ganze Praxis wird erleichtert durch die äußerst dehnbaren Bestimmungen der einschlägigen Paragraphen der Versicherungsgesetze, die der verschiedensten Auslegung fähig sind.

Die amtliche Statistik über die Ergebnisse der Versicherung sucht nach Möglichkeit den Krebsgang zu verschleiern. Immerhin können gewisse Tatsachen doch nicht ganz vertuscht werden. Bei der Unfallversicherung macht sich der Krebsgang nach zwei Richtungen bemerkbar: erstens darin, daß die Zahl der Fälle, die entschädigt werden, zusammenschrumpft, und zweitens daß die Fälle, die man entschädigt, mit geringeren

Beträgen abgefunden werden. Die Einschränkung der entschädigten Fälle geschieht dadurch, daß in immer erweitertem Umfang das Vorliegen eines Betriebsunfalles bestritten und für die geringeren Unfälle die sogenannte „Schnapsrente" nicht mehr gewährt wird. Das zeigt folgende Tabelle für die gewerblichen Berufsgenossenschaften:

Jahr	Gemeldete Unfälle		Entschädigte Unfälle	
	Absolut	Auf 1000 Versicherte	Absolut	Auf 1000 Versicherte
1905	414445	50,57	68360	8,34
1907	465224	51,59	75370	8,36
1909	465760	51,73	70986	7,88
1910	484097	51,60	69311	7,39
1911	520229	52,83	70423	7,15

Man sieht, die Zahl der gemeldeten Unfälle hat ständig zugenommen, die der entschädigten ständig abgenommen. Unter den entschädigten Unfällen sind viele, die nur mit einem Heilverfahren abgetan wurden. Speziell die Rentengewährung veranschaulicht folgende Zusammenstellung über die „Folgen der Verletzung":

Jahr	Dauernde Erwerbsunfähigkeit				Vorübergehende Erwerbsunfähigkeit	
	völlige		teilweise			
	Absolut	Auf 1000 Versicherte	Absolut	Auf 1000 Versicherte	Absolut	Auf 1000 Versicherte
1905	572	0,7	29423	3,59	33211	4,05
1907	571	0,6	30280	3,36	38441	4,26
1909	453	0,5	25726	2,86	39195	4,35
1910	453	0,5	23800	2,54	39766	4,24
1911	413	0,4	22878	2,32	41300	4,20

Zunächst zeigen die Zahlen, welchen geringen Teil diejenigen Verletzten ausmachen, die als dauernd völlig erwerbsunfähig erklärt worden sind. Es muß ein Verletzter schon Arme und Beine und vielleicht auch den — Kopf mit verloren haben, wenn ihm die Vollrente zugebilligt wird. Sodann zeigt aber auch die Statistik, wie die Abschätzung der Folgen der Erwerbsunfähigkeit für die Verletzten immer ungünstiger wurde. Es verminderten sich ständig die sowohl völlig als teilweise dauernd erwerbsunfähig Erklärten. Dafür vermehrten sich die nur als vorübergehend geschädigt Geschätzten. Daß die Schwere der Unfälle nicht geringer geworden ist, geht daraus hervor, daß die Zahl der durch Betriebsunfall Getöteten wenn nicht gestiegen, so doch mindestens gleich groß geblieben ist. Im Jahre 1905 verstarben 5154, im Jahre 1911 dagegen 5832 an den Folgen der Verletzungen. Dabei sei auch hier bemerkt, daß man bei der Feststellung der Frage, ob der Tod auf einen Betriebsunfall zurückzuführen ist, immer engherziger wird. Wenn heute ein Verletzter nicht gleich tot auf der Unfallstelle liegen bleibt, findet man tausenderlei Krankheiten, auf die der Tod zurückzuführen sein soll.

Dieses Rentenquetschen kommt selbstverständlich auch in den finanziellen Geschäftsergebnissen der Berufsgenossenschaften zum Ausdruck. Absolut genommen sind allerdings die Gesamtausgaben an Entschädigungen der Versicherungsträger gestiegen. Aber in der Unfallversicherung richten sich ja die Renten, abgesehen von dem Maße der Erwerbsunfähigkeit, nach der Höhe des Arbeitsverdienstes des Verletzten. Wenn alles richtig ginge, müßte also mit der Lohnhöhe auch die Rentenhöhe gleichmäßig steigen. Die Statistik zeigt aber, wie folgende Tabelle beweist, das Gegenteil.

Jahr	Tatsächlich verdiente Löhne in Millionen Mark	Renten an Verletzte in Millionen Mark	Auf 1000 Mark Lohn entfallen Renten an Verletzte in Mark	Auf 1000 Mark Lohn fallen Gesamtausgaben der Berufsgenossenschaften in Mark
1905	6959	66,6	9,60	17,98
1907	8412	75,4	9,00	16,70
1908	8447	78,9	9,35	17,48
1909	8567	80,5	9,35	17,16
1910	9187	81,2	8,80	17,14
1911	9982	81,3	8,19	16,20

Die Steigerung der Löhne ist hiernach viel höher als die der Entschädigungen. Die verhältnismäßigen — das heißt die auf eine gewisse Lohnsumme entfallenden — Leistungen sind erheblich zurückgegangen. Am auffälligsten ist das bei den Renten an die Verletzten.

Trotz der Zunahme der Unfälle ist die Zahl der berufungsfähigen Bescheide der Berufsgenossenschaften in den letzten Jahren nur gering gewachsen. Im Jahre 1908 wurden ihrer 422 012 erlassen, im Jahre 1912 auch nur 424 855. Diese Vermehrung ist aber nur darauf zurückzuführen, daß die Berufsgenossenschaften mehr und mehr dazu kommen, früher gewährte Renten wegen „Veränderung der Verhältnisse" herabzusetzen oder aufzuheben. Unter den berufungsfähigen Bescheiden waren solche, die eine neue Feststellung der Entschädigung infolge Veränderung der Verhältnisse, Ruhen der Rente und Abfindung zum Gegenstand hatten:

Im Jahre	1906	zusammen	176288
" "	1908	"	183511
" "	1910	"	185348
" "	1912	"	185842

Hieraus folgert, daß bei der Zunahme der Bescheide in der gewerblichen Unfallversicherung die größere Zahl von Herabsetzungen usw. der Rente mitgewirkt hat.

Nach dem bisherigen Recht konnten die Berufsgenossenschaften nur innerhalb der ersten fünf Jahre von der Rechtskraft der ersten Feststellung ab die Unfallentschädigung selbständig durch Bescheid neu feststellen. Später durfte dies nur auf Antrag durch Entscheidung des Schiedsgerichts geschehen. Auch der Verletzte mußte sich nach Ablauf der fünfjährigen Frist mit einem etwaigen Antrag auf Rentenerhöhung dorthin wenden. Solcher Anträge wurden nun anhängig gemacht in der gewerblichen und landwirtschaftlichen Unfallversicherung:

Jahr	Anträge der Berufsgenossenschaften		Anträge der Versicherten	
	Absolut	Prozent der Anträge	Absolut	Prozent der Anträge
1901	4563	79,3	1146	20,1
1903	4707	79,8	1940	20,0
1905	11270	82,5	2378	17,4
1907	18547	88,1	2503	11,8
1909	36403	92,5	2911	7,4
1911	42715	93,5	2952	6,4
1912	44782	93,7	3000	6,2

Man ersieht hieraus zunächst, in welcher Weise die ganze Einrichtung von der Veränderung der Rente infolge Veränderung der Verhältnisse den Berufsgenossenschaften nützt. Im Jahre 1912 gingen fast 94 Prozent der Anträge von den Berufsgenossenschaften aus. Sodann ist aber auch zu ersehen, welchen enormen

wachsenden Gebrauch die Berufsgenossenschaften von den Anträgen — bei denen es sich ja nur um Herabsetzung oder Aufhebung der Rente handelt — machen. Von 1901 auf 1912 hat sich ihre Zahl *verzehnfacht*.

Diese ganze Rentenquetscherei wäre aber nicht möglich gewesen, wenn sich nicht die *Rechtsprechung* diesen Tendenzen angeschlossen hätte. Auch das zeigt ein Blick auf die Statistik. Die Zahl der Streitsachen aus der Unfallversicherung, mit denen sich die Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung zu beschäftigen hatten, ist ständig gestiegen — ein Beweis für den verschärften Kampf um die Rente —, und zwar von 66 091 im Jahre 1901 auf 134 567 im Jahre 1912. Das ist eine Verdoppelung in diesem Zeitraum. Ein großer Teil der bei den Schiedsgerichten eingegangenen Anträge und Berufungen wurde durch Zurücknahme der Streitsache, Anerkenntnis, Vergleich usw. erledigt. Die verhältnismäßige Zahl der Erledigungen dieser Art ist in den letzten Jahren immer gleich geblieben.

Einen Maßstab für die immer ungünstiger werdende Rechtsprechung der Schiedsgerichte bilden die durch Entscheidung der Gerichte erledigten Sachen hinsichtlich ihres Ausganges. Es wurden entschieden in der gewerblichen und landwirtschaftlichen Unfallversicherung:

Jahr	Zugunsten des Rentenbewerber		Zugunsten des Versicherungsträgers	
	Absolut	Prozent	Absolut	Prozent
1901	13228	24,50	33806	62,60
1903	16503	23,40	45186	64,07
1905	16545	20,17	56068	68,69
1907	18595	20,47	62782	69,12
1909	20517	17,80	83781	72,68
1911	18087	15,73	85811	74,65
1912	17714	15,58	84142	74,02

Man sieht hier zunächst, welch geringer Teil zugunsten der Verletzten und welch erheblicher Teil zugunsten der Berufsgenossenschaft entschieden wird. In dem Kampfe um die Rente sind die Verletzten eben von vornherein im Nachteil. Namentlich leiden sie schwer darunter, daß sich die *Ärzte* — von wenigen Ausnahmen abgesehen — weigern, ein Gutachten auszustellen gegen ein zu ungünstiges Zeugnis des von der Berufsgenossenschaft ausgesuchten Arztes. In der Regel ist es dem Arbeiter überhaupt unmöglich, ein Gutachten aufzutreiben, so daß der Verletzte den „Vertrauensärzten" der Berufsgenossenschaft mit Haut und Haaren ausgeliefert ist — in der Landwirtschaft noch stärker als in der Industrie. So kommt es, daß der Anteil der zugunsten des Rentenbewerbers entschiedenen Fälle in der gewerblichen Unfallversicherung etwas höher ist als in der landwirtschaftlichen.

Die letzte Tabelle zeigt aber auch, wie der Erfolg der Rentenbewerber immer geringer wurde, der der Berufsgenossenschaften in demselben erheblichen Maße immer größer. Seit dem Jahre 1909 hat sogar die absolute Zahl der zugunsten der Verletzten entschiedenen Fälle um zirka 3000 abgenommen, während die zuungunsten des Versicherungsträgers entschiedenen Fälle um zirka 1000 zunahmen.

Die Zahl der bei dem Reichsversicherungsamt eingelegten Rekurse gegen die Schiedsgerichtsurteile hat sich von 12 419 im Jahre 1901 auf 22 827 im Jahre 1912 vermehrt. In den letzten Jahren ist die Zahl indes ziemlich gleich geblieben. In der gewerblichen Unfallversicherung entfielen 1912 auf je 100 rekursfähige Schiedsgerichtsurteile 28,76, in der landwirtschaftlichen 16,79 Rekurse. Wie erklärlich, machen die Verletzten von dem Rechte der Einlegung des Rekurses viel häufiger Gebrauch als die Berufsgenossenschaften. Unter 100 eingegangenen Rekursen befanden sich 77,7 von den Versicherten und 22,3 von den Versicherungsträgern. Im

Jahre 1912 wurden 89,5 Prozent, also der weitaus größte Teil der Rekurse durch Urteil erledigt, der Rest durch Vergleich, Zurücknahme usw.

Was den Erfolg der Rekurse anbetrifft, so zeigt uns die Statistik, daß der weitaus größte Teil dieser Rechtsmittel der Versicherten, nämlich 81,7 Prozent im Jahre 1912, gänzlich ohne Erfolg ist. Nur bei 17,5 Prozent wurde eine völlige oder teilweise Abänderung des angefochtenen Schiedsgerichtsurteils erreicht. Im Jahre 1903 geschah das noch bei 22,6 Prozent. Es ist also auch hier eine Verschlechterung festzustellen. Die Rekurse der Versicherungsträger waren nur in 47,3 Prozent der Fälle ohne Erfolg. In 52,0 Prozent der Streitsachen erreichten sie eine Abänderung des angefochtenen Schiedsgerichtsurteils.

Die Arbeitersekretariate haben nach Kräften gegen die Verschlechterung der Unfallversicherung angekämpft; ohne sie würde es ohne Zweifel noch viel trostloser aussehen. Die Berufsgenossenschaften würden noch viel skrupelloser schalten und walten. Aber im großen ganzen haben die Interessen des Unternehmertums gesiegt. Und die Änderungen, welche die Reichsversicherungsordnung auf dem Gebiet der Unfallrentenfestsetzung bringt, öffnen dem Krebsgang nur noch viel weiter Tor und Tür.

Literarische Rundschau.

Dr. H. Lindemann, Bürgermeister Dr. R. Schwander, Dr. A. Südekum, **Kommunales Jahrbuch.** Fünfter Jahrgang 1912/13. Mit 10 Abbildungen und 78 Tabellen im Text. Jena, Gustav Fischer. 863 Seiten. 16 Mark, geb. 17 Mark.

Die Herausgeber sind nach wie vor bemüht, den Inhalt des Jahrbuches zu vervollkommnen, teils durch besondere Umfragen, teils durch Einzelabhandlungen, die als Einleitungen zu den Mitteilungen der Gemeinden einen allgemeinen Überblick geben. Den beiden Herausgebern Genossen Lindemann und Südekum hat sich der Bürgermeister Dr. Rudolf Schwander, Straßburg i. E., hinzugesellt. Dr. Alexander Elster-Jena lieferte eine Zusammenstellung der Maßnahmen der Gemeinden gegen den Alkoholismus, Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner einen Überblick über die Tätigkeit der Frau in der Gemeindeverwaltung. Recht nutzbringend ist auch die Zusammenstellung der von den Statistischen Ämtern gelieferten Publikationen. Was wir aber auch in diesem Jahrgang wie bei den früheren vermissen, ist der Hinweis auf die Tätigkeit der Sozialdemokratie in den Gemeindevertretungen! Wüßte man nicht, welch regen Anteil und vorwärtstreibenden Einfluß sie hat — im Jahrbuch würde man es vergeblich suchen! ew.

Notizen.

Die Gewinnung der Jugend zwischen dem 18. und 21. Lebensjahre! Mit der für die Arbeiterbewegung so wichtigen Frage: „Wie gewinnen wir die Jugend zwischen dem 18. und 21. Lebensjahre?“ hat sich Genosse Weimann (in Nr. 12 der „Neuen Zeit“ vom 20. Dezember 1912) beschäftigt. Bezugnehmend auf den vom Parteitag angenommenen Antrag weist er mit vollem Rechte nach, daß in dieser Altersstufe noch recht wenige unserer Parteiorganisation angehören, nicht weil sie unseren Aufklärungsbestrebungen feindlich gegenüberstehen, sondern weil sie schwer erreichbar sind. Ganz abgesehen von der Tatsache, daß diese Jugendlichen das Gros der Besucher der Tanzsäle, Kabaretts und ähnlicher zweifelhafter Vergnügungsstätten bilden, so darf nicht vergessen werden, daß sie in hohem Maße die zahlreichen bürgerlichen Sports-, Geselligkeits- und Klimbimvereine bevölkern, mit denen unsere Großstädte ja überaus reich gesegnet sind.

Genosse Korn hat schon in seinem Buche „Die bürgerliche Jugendbewegung“ (S. 75) darauf hingewiesen, daß zum Beispiel in der „Deutschen Turnerschaft“ 200 000 junge Leute von 18 bis 21 Jahren organisiert sind, hinzu

kommen noch die Jugendlichen unter 18 Jahren, so daß insgesamt 360 000 junge Leute zwischen Schule und Kaserne von der „Deutschen Turnerschaft" erfaßt werden. Ferner wurden noch 53447 weibliche Mitglieder gezählt. Also über 413 500 junge Personen. Diese Zahlen einer einzigen bürgerlichen Organisation sollten uns zu denken geben!

Von welchem Geiste und welchen Tendenzen diese Vereine durchdrungen sind, wissen wir nur allzu gut. Es kommt ihnen nur darauf an, den Nachwuchs des klassenbewußten Proletariats diesem zu entfremden, ihn den wirtschaftlichen und politischen Fragen gegenüber indifferent zu machen; schon das bloße Hinleben in diesen Organisationen bedeutet eine schwere geistige Schädigung für den jungen Proletarier. Weiter kommt in Betracht, daß in diesen Organisationen vielfach übersportliche Betätigung und „Vereinsmeierei" die Hauptsache sind. Und dadurch entsteht die Gefahr, daß das Geistesleben des jungen Mannes, das sich ebenso wie sein Körper noch in der Entwicklung befindet, eine Richtung einschlägt, die mit den Interessen der sozialistischen Arbeiterschaft nichts gemein hat. Aus diesen Gründen ist es unbedingt notwendig, daß wir dem Gedanken — den auch schon Genosse Liebknecht auf dem Chemnitzer Parteitag aussprach —, eine besondere Organisation für die ältere Jugend zu schaffen, nähertreten.

Genosse Weimann befürchtet nun, indem er sich gegen diese Gründung ausspricht, daß dadurch das ungenügende Interesse für unsere Jugendbewegung noch ungenügender wird, da es sich nach zwei Seiten hin verteile. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Es wird keine Zersplitterung, sondern eine Teilung der Kräfte eintreten; durch diese Gründung wird neues Leben in die Bewegung kommen. Wir müssen das Recht, das uns das Reichsvereinsgesetz gibt, gebrauchen und durch öffentliche politische Jugendversammlungen diejenigen für uns zu gewinnen suchen, die nicht durch die Jugendbewegung aufgeklärt und erzogen worden sind. Um dieses zu erreichen, ist also eine feste Organisation, welche intensive Aufklärungs- und Bildungsarbeit zu leisten hat, notwendig. Denn eine Bewegung ohne Organisation ist keine Bewegung.

Gehen wir daher ruhig daran, eine besondere Organisation zu gründen. Wir haben nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen! Wenn wir uns die ausländischen Jugendorganisationen zum Vorbild nehmen, wie sie in ähnlicher Weise in der Schweiz, Dänemark usw. bestehen, so können wir die Jugendorganisationen nach folgenden Altersstufen ausbauen:

1. Die Jugendlichen von 14 bis 18 Jahren als unpolitische Jugendbewegung;
2. die Jugendlichen von 18 bis 21 Jahren mit ausgesprochenem politischen Charakter als „Sozialdemokratische Jugendorganisation";
3. die Jugendlichen über 21 Jahren als Mitglieder der Parteiorganisation.

Vor allem wäre es Aufgabe der „Sozialdemokratischen Jugendorganisation", unter der militärpflichtigen Jugend aufklärend über die Schäden des Militarismus zu wirken. Wenn die Agitation im Rahmen der gesetzlichen Grenze geleitet wird, dürfte es selbst den findigsten Juristen schwer fallen, „schwere juristische Bedenken" geltend zu machen. Versteifen wir uns nicht allein darauf, daß die Jugend durch die bestehenden Zustände von selbst zum Sozialismus kommt, sondern suchen wir sie durch besondere Organisationen für den Sozialismus zu gewinnen. Dann werden wir eine Generation erziehen, die fähig ist, das Erbe der erwachsenen Arbeiterschaft anzutreten. Paul Heinzelmann.

Die Sterblichkeit im mittleren Lebensalter hat in Amerika nach Angabe des Mr. Rittenhouse, Beamten der Equitable Life Assurance Society, in den letzten dreißig Jahren um nicht weniger als 20 Prozent zugenommen. Man hat diese erschreckende Tatsache mit dem Hinweis auf die verringerte Kindersterblichkeit wegzuinterpretieren gesucht. Es überlebten jetzt mehr schwächliche Kinder als früher, daher dann die größere Sterblichkeit im reiferen Alter. Aber abgesehen von der

sonstigen Fadenscheinigkeit dieses Argumentes ist die Minderung der Kindersterblichkeit viel zu neuen Datums, als daß sie bereits eine solche Wirkung üben könnte. Man kann also diese Erscheinung doch wohl nicht anders erklären als durch die wahnsinnige Arbeitshetze in der amerikanischen Industrie, die die Arbeiter im rüstigsten Alter dahinrafft. G. E.

Zeitschriftenschau.

Die Nummer 2 des „Provestschenie" bringt einen Artikel von M. Olminsky **„Ich verhafte Euch"** (der die Konfiskation der Nummer veranlaßt hat). Dieser Artikel gibt ein sehr anschauliches Bild von dem geheimen Bündnis, das in Rußland zwischen Arbeitgebern und Polizei besteht und welches bewirkt, daß die Polizei die gegen die Arbeiter gerichteten Wünsche der Arbeitgeber in den meisten Fällen erfüllt. Zur Zeit der Streiks zum Beispiel nimmt die Polizei stets willkürlich Untersuchungen und Verhaftungen der „Führer" und der Streikenden vor und verfährt dabei genau nach den Angaben der Arbeitgeber. Diese letzteren können zu ihren Angestellten, die ihre Rechte geltend machen, einfach sagen „Ich verhafte Euch", und die Drohung wird sofort ausgeführt. Der Verfasser hat eine Menge überzeugender Tatsachen zur Bekräftigung seiner Behauptungen zusammengestellt und zeigt an ihnen, daß für das russische Proletariat der politische und der wirtschaftliche Kampf nicht voneinander zu trennen sind. Der Wille der „Arbeitgeberfürsten", wie der Verfasser die Unternehmer nennt, schafft nach seiner Aussage ein neues Recht, das zum geschriebenen Rechte in vollständigem Gegensatz steht. So wird das wirkliche Recht nicht durch das Staatsgesetz, sondern durch das Übereinkommen der verbündeten Arbeitgeber bestimmt. Der Verfasser fragt nun: Wer sind die Leiter und wer die Vollstrecker, die Minister oder die Arbeitgeber? Und er ist geneigt, in letzterem Sinne zu antworten. Hierin übertreibt er freilich. Es ist allerdings wahr, daß die Regierung den Forderungen der Arbeitgeber gern nachgibt, soweit Beschränkung und Verletzung der Rechte der Arbeitgeber in Betracht kommen; aber in der Politik im allgemeinen setzt die russische Bourgeoisie keineswegs ihren Willen durch: wenn die Bourgeoisie in Konflikt mit dem regierenden Adel ist, trägt sie jedenfalls nicht den Sieg davon.

Zinovijeff richtet sich in seinem Artikel über **„Die Resultate des Jahres 1912"** gegen alle, die bei Gelegenheit der Streikbewegung dieses historischen Jahres von „Zufall", „Streikhetze", „syndikalistischen Zusammenrottungen" usw. gesprochen haben. Er bemüht sich, zu zeigen, daß in der historisch notwendigen Massenbewegung des vergangenen Jahres die russischen Arbeiter unter den gegebenen Bedingungen wahre Wunder von Organisation verrichtet haben, und er hebt besonders den erzieherischen Wert der jüngsten Streiks hervor. Das kämpfende Proletariat von St. Petersburg, von Moskau und dem Süden hat den Arbeitern derjenigen Landesteile, die sich den Vorkämpfern noch nicht angeschlossen hatten (wie Mittelrußland, die Wolga, der Kaukasus, der Nordwesten, teilweise sogar Polen), nicht ein Beispiel in „Streikhetze", sondern ein Vorbild des Kampfes gegeben; und zu gleicher Zeit gelangte das Echo der proletarischen Bewegung bis zu den Dörfern, deren Bevölkerung schließlich darauf zu hören begann. Die Streikbewegung von 1912 liefert nicht den Beweis syndikalistischer Tendenzen, sondern zeigt im Gegenteil den immer größer werdenden Erfolg marxistischer Ideen unter dem russischen Proletariat. Man kann hier im Ernste nicht von künstlicher „Streikpflege" und „Kraftvergeudung" sprechen; nein, es ist der Wiederbeginn des allgemeinen Befreiungskampfes, der unter den gegenwärtigen Umständen in diesen wiederholten furchtbaren Streiks zum Ausdruck kommt.

A. Tschouschoi gibt uns eine **„Übersicht über die Arbeiterbewegung"**. Der Januar dieses Jahres hat uns von neuem bewiesen, daß das russische Proletariat endgültig die Apathie der Jahre 1908 bis 1910 abgestreift hat, und daß andererseits das organisierte Kapital seinen Kampf gegen das erwachte Proletariat wieder

aufnimmt. In diesem Jahre hat der Trauerstreik vom 9. (22.) Januar jede Erwartung übertroffen. Die Zahl der Streikenden betrug in ganz Rußland ungefähr 150 000, von denen 90 Prozent auf Petersburg und Riga kamen. In Petersburg allein gab es 80 000 Streikende, von denen die Hälfte, wie immer, aus Metallarbeitern, dieser Vorhut des russischen Proletariats, bestand. Beinahe alle großen Fabriken waren in den Ausstand getreten (Putiloff mit 14 000, Obuchoff mit 6500 Streikenden usw.). Die Arbeiter vieler Fabriken hatten Versammlungen und Meetings organisiert; in den Vorstädten fanden sogar Umzüge mit revolutionären Gesängen und roten und schwarzen Fahnen statt; es gab dabei natürlich nicht wenig Verhaftungen. Riga stand mit 60 000 Streikenden der Hauptstadt nur um Weniges nach. Die Zahl der Streikenden in Riga war am 9. Januar dieses Jahres größer als zur Zeit des Maistreiks von 1912, und dieser Umstand ist auch ein Beweis für das Anwachsen der Bewegung. In Nikolajeff waren 6000, in Moskau 2000 Streikende, wogegen die Zahl in Cherson und Warschau gering war.

Auch die wirtschaftlichen Streiks nehmen zu. Im Januar gab es in Rußland 111 Streiks und 11 Konflikte mit den Unternehmern; auch hier war Petersburg (mit 67 Streiks und 8 Konflikten) an der Spitze, ein Beweis dafür, daß die politischen Streiks mit den wirtschaftlichen gleichen Schritt halten.

Das Anwachsen der Streikbewegung hat naturgemäß die Organisation der Unternehmer zur Folge: die vereinigten Arbeitgeber beantworten die Streiks durch Aussperrungen, die im Januar ihre höchste Zahl erreicht haben. Die Aussperrungen des Januar können in zwei Gruppen geteilt werden: diejenigen, die mit den Ereignissen des 9. Januar verknüpft sind, und die rein wirtschaftlichen Aussperrungen. Die Arbeitgebersyndikate hatten beschlossen, ihre an den politischen Streiks beteiligten Arbeiter zu bestrafen; so wurde an vielen Orten den Streikenden des 9. Januar eine Geldbuße auferlegt; als die Betroffenen durch einen neuen Streik antworteten, erklärten die Arbeitgeber die Aussperrung. Die Arbeiter, denen es an Organisation fehlte, wurden geschlagen. Wirtschaftliche Aussperrungen werden größtenteils durch die Weigerung der Arbeiter, schlechtere Arbeitsbedingungen anzunehmen, hervorgerufen. Die größte Aussperrung dieser Art fand in St. Petersburg in der Textilindustrie statt, weil die Arbeiter nicht in eine Lohnherabsetzung um 10 Prozent willigen wollten. Die sozialdemokratische Fraktion der vierten Duma hat, um den Wünschen des Proletariats zu entsprechen, eine Interpellation eingebracht über die Aussperrungen und die Hilfe, die dabei den Arbeitgebern von den Gewerbeaufsichtsbeamten geleistet werde.

L. Germanoff veröffentlicht „Sibirische Skizzen" über die Ergebnisse der letzten Wahlen und zeigt, daß die Sozialdemokratie in diesem Lande, dem typischen Gebiet der Kleinbourgeoisie, große Sympathien genießt, aber nicht in ihrer Eigenschaft als Arbeiterpartei. Die Sibirier preisen sie als die Repräsentantin der äußersten Linken, als kühnsten und nachhaltigsten Kämpfer gegen das herrschende Regime. Aber wie überall kennt die kleinbürgerliche Demokratie Sibiriens keinen bestimmten politischen Gedanken. Daher haben sich Deputierte (wie Russanoff und Ryßleff), die man für ausgesprochene Sozialdemokraten hielt, in St. Petersburg als bloße Arbeiterparteiler gezeigt. Nur Irkutsk wählte wirklich sozialdemokratisch. An anderen Orten war der Wahlkampf ungeordnet, und zwar besonders, weil es an wirksamen Parteiorganisationen und an einer sozialistischen Presse fehlte. Es ist interessant, daß die Handelsangestellten, die hier aufgeklärter sind als in der Hauptstadt, die sozialdemokratische Partei in großer Zahl treu unterstützt haben. In Sibirien, das gegenwärtig im Begriff ist, ein kapitalistisches Land zu werden, wird künftig, wie der Verfasser hofft, die Sozialdemokratie die Vorherrschaft im politischen Leben haben.

Die Nummer 2 der „Nascha Zaria" bringt uns einen Artikel von N. Garvi über den „Beginn der Aussperrungsepidemie". Die Reihe der Aussperrungen in der Textilindustrie beweist, daß wir es nicht mit vereinzelten zufälligen Erscheinungen, sondern mit einem allgemeinen Angriff des organisierten Kapitals zu

tun haben. Da die Aussperrungen sich indessen auf die Textilindustrie beschränken, halten manche die Krisis in derselben für die unmittelbare Ursache. Aber dieser Zusammenhang ist nicht festgestellt, wenn auch die Zeit des wirtschaftlichen Tiefstandes für eine Aussperrung ohne Zweifel günstig ist. Oft jedoch versuchen die Unternehmer durch Ankündigungen von Aussperrungen den Angriffen der Arbeiter während der Zeit industriellen Aufschwunges zuvorzukommen und den Einfluß noch nicht erstarkter und an Mitteln armer Berufsorganisationen zu brechen.

Das Anwachsen der Aussperrungen hat die Arbeiter natürlich beunruhigt, und sie fragen sich, mit welchen Mitteln sie dieser Gefahr begegnen können. Wie im Jahre 1907, so bilden auch die jüngsten Aussperrungen die Antwort der Kapitalisten auf den Angriffskampf des Proletariats und verfolgen den Zweck, den Arbeitern das Vertrauen auf ihre Solidarität zu nehmen. Die Arbeiter haben für sich: wirtschaftliches Gedeihen, politische Belebung, Wachsen des Klassenbewußtseins und der Solidarität; sie haben gegen sich: den Zusammenbruch der beruflichen und politischen Organisationen, die Verschärfungen der Bedingungen des wirtschaftlichen Kampfes, die fortschreitende Einigung der Unternehmer. Die ausgesperrten Arbeiter haben mehrere Versammlungen organisiert, Vereine gebildet, um über die Lage, in die man sie gebracht hat, zu beraten. Der Versuch, eine öffentliche Versammlung nach dem Gesetz vom 4. (17.) März einzuberufen, mißlang, und der für den Vortrag bestimmte Redner wurde verhaftet. Die Arbeitermassen fangen an, zu begreifen, daß sie dem Aussperrungssystem nur dann wirksam entgegentreten können, wenn sie sich bemühen, ihre wirtschaftlichen und politischen Organisationen soviel als möglich zu festigen. Bis jetzt sind die Gewerkschaften noch schwach, und die Streikbewegung vollzieht sich in der Regel ohne ihre Einwirkung. In Moskau, diesem Zentrum der Textilindustrie, zählt zum Beispiel die Textilarbeitergewerkschaft nur 250 bis 300 Mitglieder; sie hat nur 337 Rubel Einnahmen, dagegen 750 Rubel Ausgaben. Immerhin hat das russische Proletariat unter diesen schwierigen Bedingungen den Beweis großen Mutes und kampflustigen Sinnes geliefert und damit zugleich Zeugnis abgelegt von der Zunahme seines Klassenbewußtseins und seiner Selbständigkeit.

V. Abroffimoff spricht in seinem Artikel über „**Die Resultate der Arbeiterbewegung im Jahre 1912**“ von den Verfolgungen, mit denen man der Erneuerung der Kämpfe des Proletariats begegnete. Die Regierung schickte die tätigen Arbeitergenossen in die Verbannung mit dem Aufenthaltsverbot für 52 bis 57 Industrie- und Universitätsstädte. Zahlreiche Berufs- und Bildungsvereine wurden aufgelöst, Versammlungen untersagt, zielbewußte Arbeiter in Menge festgenommen usw. Die Arbeitgeber bemühten sich ebenfalls, die politische Bewegung ihrer Sklaven zu unterdrücken. Die Zirkulare der berühmten Gesellschaft der Fabrikanten und Fabrikbesitzer von St. Petersburg bedrohten die Arbeiter, die an der Maifeier 1912 teilnehmen würden, mit Entlassung oder Geldstrafe. Trotz alledem feierten die Arbeiter in großer Zahl und veranstalteten sogar Zusammenkünfte im Freien, was seit fünf Jahren in Rußland nicht mehr geschehen war. Während das Kapital aber sehr gut organisiert ist, läßt die Organisation der Proletarier in jeder Beziehung und besonders hinsichtlich der Zahl viel zu wünschen übrig. In der Fabrik von Koppel gehörten zum Beispiel von 900 Arbeitern nur 10 bis 15 zur Gewerkschaft; nach dem Streik traten ihr allerdings 300 bei; dieser Aufschwung dauerte aber nur einen Monat. Wenn die Arbeiter auch voll kampflustiger Energie sind, so fehlt es ihnen doch leider an Ausdauer. Ein anderer Umstand ist jedoch interessant: die Arbeiterinnen haben mit Einmütigkeit den Kampf ihrer Brüder (zum Beispiel bei Siemens & Halske) unterstützt. Diese Nummer enthält auch eine sehr interessante Studie der beiden tätigen Genossen Topalovitsch und Laptschevitsch über „**Die historische Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung in Serbien**“. G. Stiekloff.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 35 Ausgegeben am 30. Mai 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Rückkehr zur Diktatur in Elsaß-Lothringen.

Von **Jean Martin** (Mülhausen i. E.).

„Mein lieber Baron! Behalten Sie den Schlüssel und hauen Sie damit die Zweite Kammer zusammen!" Dieses Wort Wilhelms II., das gelegentlich des diesjährigen Besuchs des Deutschen Kaisers auf der Hohkönigsburg gegenüber dem Schloßhauptmann Freiherrn Zorn v. Bulach — Staatssekretär für Elsaß-Lothringen im Nebenamt — gefallen sein soll, ist von dem regierenden Baron in der Zweiten Kammer des elsaß-lothringischen Landtags, wohin es seinen Weg fand, zwar dementiert worden, aber in einer solchen Form — „es hat sich dabei gar nicht um einen Schlüssel gehandelt" —, daß in der Öffentlichkeit die Geschichte glaubwürdig bleibt, Wilhelm II. habe auch bei seiner heurigen Blitzvisite in Elsaß-Lothringen seiner Vorliebe für Kraftworte gegen die Volksvertretung im Lande der „wiedergewonnenen Brüder" drastischen Ausdruck verliehen. Unbestritten geblieben ist das Wort beim vorjährigen Besuch zu dem Präsidenten der Zweiten Kammer: „Bisher, Herr Präsident, haben Sie mich nur von der guten Seite kennen gelernt, Sie können mich aber auch von einer anderen kennen lernen. Wenn Sie so fortfahren wie bisher, so schlage ich Ihre Verfassung in Scherben!" ... Sie sind da, die ersten Scherben, wenigstens in den Eingängen beim Bundesrat, wo ein Antrag der kaiserlichen Regierung in Elsaß-Lothringen auf Abänderung des Preßgesetzes und des Vereins- und Versammlungsgesetzes für Elsaß-Lothringen vorliegt. Die Scherbenpolitik ist am Werke.

Es ist Scherbenpolitik, was da getrieben wird. Einmal auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Nichts kann den Revancheschreiern jenseits der Vogesen, die auf eine kriegerische Verwicklung hintreiben, willkommener sein als das Eingeständnis der deutschen Regierung, daß die 42 Jahre Entwicklung seit der Annexion Elsaß-Lothringens durch das Deutsche Reich umsonst waren, daß die annektierten Kinder auch jetzt noch nichts mit der Mutter Germania zu tun haben wollen, daß sie eifrig die Wiedervereinigung mit dem französischen „Erbfeind", der sie hundert Jahre hindurch be-

herrschte, anstreben, und daß sie dieses Ziel offen und versteckt in allen denkbaren Formen verfolgen. Wer's nicht glauben will, der lese die amtliche Begründung zu den Vorlagen auf Abänderung des Preß- und Vereinsrechtes in Elsaß-Lothringen nach! Den Chauvinisten in Frankreich wird es da von der kaiserlich deutschen Regierung Elsaß-Lothringens bescheinigt. Und den Besuchern der deutsch-französischen Verständigungskonferenz in Bern, die aus Elsaß-Lothringen unter dem Segen der offiziösen deutschen Presse vom Schlage der „Straßburger Post" dahin reisten, wird so von regierender deutscher Seite eine kräftige Nase gedreht. Von dem allgemeinen Eindruck in der großen internationalen Welt, wie er beschämender nicht sein kann für das deutsche Regime in Elsaß-Lothringen, gar nicht zu reden.

In Scherben gehen mit der vierzigjährigen Germanisationspolitik in Elsaß-Lothringen die Versuche der friedlichen Verständigung über diesen „Zankapfel", der nur durch eine freiheitliche und demokratische Entwicklung, wie sie mit der neuen Verfassung und dem modernisierten Wahlrecht für die Zweite Kammer angebahnt schien, seinen Charakter verlieren und zu einem Bindeglied zwischen Deutschland und Frankreich werden könnte. In Scherben geht damit aber auch diese günstige Entwicklung im Lande selbst, denn sie wird gewaltsam zurückgedreht, ihre ungünstigen Elemente werden künstlich großgezogen und die innewohnende gesunde Lebenskraft wird vergiftet.

Zunächst das Gesetz gegen die Presse. Der Antrag der elsaß-lothringischen Regierung will der Landesregierung das Recht gewähren lassen, jede ausländische Zeitung oder Zeitschrift oder Teile dieser Veröffentlichung für das Inland zu verbieten. Sie will dieses Recht auch Zeitungen oder Zeitschriften gegenüber handhaben dürfen, die innerhalb der deutschen Reichsgrenzen erscheinen, aber nicht in deutscher Sprache verfaßt sind.

Der Diktatur- und Ausnahmecharakter dieser Bestimmung ergibt sich aus der Spitze gegen die fremdsprachigen Presseerzeugnisse und aus der Beschränkung auf Elsaß-Lothringen. Schon auf Grund des geltenden Rechtes lassen sich die im Ausland erscheinenden Zeitungen ohne Verfahren von einem Tage auf den andern in Elsaß-Lothringen verbieten. Nacheinander passierte dieses Schicksal der antisemitisch-deutschfeindlichen Pariser „Libre Parole", der klerikal-nationalistischen „Croix", dem „Matin" und anderen französischen Blättern. Und natürlich passiert das nicht nur der politischen Presse des Auslandes! Erst dieser Tage meldete die amtliche „Straßburger Korrespondenz" wieder trocken: „Auf Grund des § 2 des Gesetzes über die Presse vom 8. August 1898 hat das Ministerium die Verbreitung der in Paris erscheinenden periodischen Druckschrift ‚Le Frou-Frou' für das Gebiet von Elsaß-Lothringen verboten." Auch die deutsche Sittlichkeit wird, wie das Beispiel zeigt, ohne viele Umstände mit einem Federstrich der Straßburger Regierung vor welschen Anfechtungen geschützt, sobald das Rauschen eines französischen Unterrockes allzu deutlich an das Ohr eines Ministers Wilhelms II. dringt. Auf Grund des Gesetzes vom 8. August 1898 — eines Sondergesetzes für Elsaß-Lothringen, das immer noch in Kraft ist und das gegen die im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen erscheinenden Blätter unter anderem die glücklich aus alter französischer Zeit in die deutsche hinübergeretteten Kautionsvorschriften enthält: täglich erscheinende politische Zeitungen 20 000 Mark Kaution, dreimal in der Woche oder seltener erscheinende Zeitungen

10 000 Mark Kaution. Es ist ein preußisch-deutscher Bureaukratenwitz, daß man diese Kautionsvorschriften, nachdem sie sich gerade gegenüber der politischen Presse als unbrauchbare Hemmschuhe erwiesen haben, nun drangeben will gegen das Recht des Verbots fremdsprachiger Blätter, welche im Inland erscheinen. Die deutschsprachige Presse im Inland hätte wohl in lauten Jubel ausbrechen sollen über das Verschwinden der Kautionsvorschriften und hätte nach dem Rezept des bekannten Gebets an den heiligen Florian (verschon' mein Haus, zünd' andere an) zu der Verbotsbefugnis gegen die französischsprachigen Blätter schweigen sollen! Dem ist indessen nicht so, und Presse und Parlament sind in Elsaß-Lothringen einmütig in der Zurückweisung des neuen Preß-Ausnahmerechtes und in dem Hinweis darauf, daß der angebliche Zweck, die Niederknüppelung der nationalistischen Presse im Lande, desto weniger erreicht wird, je mehr man dieser Presse durch ein solches Ausnahmerecht Grund zu berechtigten Klagen gibt und je mehr man sie direkt nötigt, durch die Umwandlung in deutschsprachige Zeitungen mit diesen Klagen in die eigentlichen Volksmassen zu dringen. Abgesehen davon, daß gerade das Verbotene zum Genuß reizt und daß in einem Grenzland wie Elsaß-Lothringen bei den heutigen Verkehrsmitteln ein schwunghafter Geheimvertrieb französischer Blätter mit dem verbotenen Paprika die natürliche nächste Folge sein müßte.

Mit der Wunderwirkung dieser Ausnahmegesetzvorschläge, die sich natürlich jeden Augenblick in der Hand eines draufgängerischen Ministers über die nationalistische Presse hinaus gegen die französischsprachige Presse jeder anderen politischen Partei, wie des Zentrums oder der Sozialdemokratie, kehren können, ist es also nichts, und dasselbe gilt für das Projekt auf vereinsrechtlichem Gebiet, das nichts mehr und nichts weniger bezweckt, als daß in Elsaß-Lothringen Vereine außer aus dem im § 2 des Vereinsgesetzes vom 19. April 1908 bezeichneten Grunde „auch aufgelöst werden können, wenn sie durch ihre Tätigkeit die öffentliche Sicherheit oder den öffentlichen Frieden gefährden, oder wenn sie andere als die in der Fassung bestimmten Zwecke verfolgen". Die nackte Diktatur, wie sie im Buche steht, wie sie der im Jahre 1902 fallen gelassene alte Diktaturparagraph enthielt! Denn wer entscheidet, ob ein Verein die „öffentliche Sicherheit" oder den „öffentlichen Frieden" gefährdet, oder ob er polizeiwidrig handelt? ... Doch nur die Polizeiregierung des Landes, von der kein Mensch unter dem herrschenden preußisch-deutschen Junkerregiment eine Besserung erwartet, und allenfalls die unteren Polizeiagenten mit ihren tendenziösen Berichten, die politischen Spitzel in ihren mannigfachen Positionen und Gewändern, die man kennt und nicht kennt und die unkontrollierbar und verantwortungslos ihres Amtes walten. Welcher Verein will die Geheimberichte eines solchen Spitzels widerlegen, wenn das Verbot des Vereins ohne gerichtliches Verfahren in das willkürliche Ermessen der Polizeiverwaltung gelegt ist? ... Das unermeßliche Mißtrauen gegen das neue deutsche Regierungssystem, der tiefe, der unauslöschliche Haß gegen das Diktaturregiment, wie sie bis zur Aufhebung des Diktaturparagraphen alle Schichten der einheimischen Bevölkerung in Elsaß-Lothringen durchzogen, sie werden wiederkehren, wenn diese Vorschläge Gesetz werden sollten, und sie werden Blüten treiben, die einer ruhigen und gesunden politischen Entwicklung im In- und Ausland furchtbare Hemmnisse bereiten. Darum d ü r f e n diese Vorschläge nicht Gesetz werden! Sie dürfen es

nicht — gerade im Interesse des Deutschtums, in dessen Namen sie gemacht wurden.

Ein klassisches Beispiel, wie wenig begründet in den tatsächlichen Verhältnissen die offenbar einzig auf eine Willensäußerung des persönlichen Regimentes zurückzuführenden Ausnahmegesetzvorschläge sind, liefert gerade die sogenannte Begründung zu dem Antrag auf Abänderung des Vereinsrechtes. Da heißt es unter anderem von dem Souvenir Français, einem Verein, der statutengemäß zur Ehrung der gefallenen französischen Krieger in Frankreich mit Zweigvereinen namentlich in Lothringen gegründet wurde, er habe „geradezu verhängnisvoll" im Reichsland gewirkt; seine wahre Tendenz sei die Anfachung des französischen Patriotismus und Wachhaltung der Idee des alten Vaterlandes in Elsaß-Lothringen, und wenn der Verein dann später, wohl in der unbestimmten Befürchtung, daß ihm bei Beibehaltung seines bisherigen Namens Ungelegenheiten erwachsen könnten, sich unter den gleichen Führern und unter Aufrechterhaltung seiner alten Beziehungen zum Souvenir Français in den Souvenir Alsacien-Lorrain umwandelte, so änderte er damit an seiner Tendenz und Haltung gar nichts, „und er hätte ungestört seine verhängnisvolle Tätigkeit fortsetzen können, wenn er nicht in einem von ihm provozierten Strafverfahren eine Haussuchung veranlaßt hätte, bei der sich ein Material vorfand, welches mit dem Verdacht der Vorbereitung zum Hochverrat eine hinreichende Unterlage zur Auflösung des Vereins wegen Verstoßes gegen § 86 des Strafgesetzbuches gewährte". So wörtlich die Begründung, die, nachdem die Pariser Presse — für das deutsche Volk keine ungewohnte Überraschung mehr — mit Enthüllungen über die geheimgehaltenen Regierungspläne aufgewartet hatte, von einem Straßburger Blatte auf Grund einer Indiskretion veröffentlicht worden ist, ohne daß die Authentizität der Veröffentlichung bestritten werden konnte. Und wie steht es nun mit diesem Souvenir Alsacien-Lorrain in Wirklichkeit? ... Am 19. Mai wurde in Metz vom Schöffengericht in dem Verfahren gegen den Präsidenten des Vereins wegen Vergehens gegen das Vereinsgesetz das gerichtliche Urteil gesprochen, und dieses Urteil spricht den Angeklagten wegen der Weigerung, die Namen der Vereinsmitglieder der Polizeibehörde anzugeben, frei mit der Begründung, der scheinbar politische Zweck des Vereins sei ein in den Vereinssatzungen niedergelegter Zweck. Es sei in der Verhandlung nicht erwiesen worden, daß der Verein über den Totenkult hinaus gehandelt habe oder handeln wollte. Wenn der Souvenir Français eine solche Tendenz verfolgt habe, so gelte das nicht für den Souvenir Alsacien-Lorrain. Eine Identität beider Vereine habe sich n i c h t ergeben usw. Damit ist die wichtigste und schwerste der Regierungsaufstellungen in der Begründung der Anträge als gerichtlich nicht nachweisbar entlarvt.

Ebenso windig steht es mit den anderen Behauptungen über den Verein der ehemaligen Fremdenlegionäre in Mülhausen und die Ortsgruppe Mülhausen der Ligue Aérienne de France. Der Verein der ehemaligen Fremdenlegionäre will statutengemäß vor dem Eintritt in die Legion warnen, und er tut das mit den bekannten abenteuerlichen Geschichten, die in den Vereinsversammlungen zum besten gegeben werden und die auf den einen so, auf den anderen so wirken, — je nach Temperament und Auffassungsart des Zuhörers. Daß der Verein planmäßig, wie die Begründung behauptet, die Erinnerung an die Dienstzeit in der Fremdenlegion „liebe-

voll pflegt", ist frei erfunden. Und was die Mülhauser Ortsgruppe der französischen Luftliga (Ligue Aérienne de France) betrifft, so hat diese Liga schon durch ihre elsässischen Mitglieder die besten Beziehungen zu dem deutschen Admiral der Lüfte, dem Prinzen Heinrich gepflegt, ähnlich wie bei der Gründung des heute als antinational gerichtlich verklagten Souvenir Alsacien-Lorrain (Elsaß-Lothringischer Gedächtnisverein) in der Gründungsversammlung der Herr Bezirkspräsident von Lothringen und der Herr Polizeipräsident von Metz persönlich mitwirkten, wie auch bei einer militärischen Erinnerungsfeier von Longwy (Frankreich) im letzten Jahre das vom Kaiser ernannte Mitglied der Ersten Kammer in Elsaß-Lothringen, General der Infanterie z. D. v. Arnim, persönlich teilnahm. Man sieht, diese lothringischen Hochverräter befinden sich wenigstens in guter Gesellschaft! Ihre nationale Staatsgefährlichkeit wurde gar zu plötzlich, von einem Tag zu dem anderen, entdeckt, akkurat die nötige Zeit zur Ausarbeitung eines solchen Schriftstücks nach dem diesjährigen Besuch Wilhelms II. in Elsaß-Lothringen! Die „Begründung" ist danach.

Aber um kein Jota besser fiel die mündliche Begründung in der Sitzung der Zweiten elsaß-lothringischen Kammer vom 22. Mai aus, wo die Regierung sich auf die Interpellation aller vier Fraktionen der Kammer wegen dieses plötzlichen Attentats auf die vor wenigen Jahren erst gewährte Freiheit zu verantworten hatte und wo sie die kurioseste und kläglichste Rolle von der Welt spielte: eine einstimmig angenommene Resolution des Parlaments durch den Mund des Staatssekretärs „mit Dank und Freude" begrüßend, worin die Kammer die Vorlage zur Herbeiführung von Ausnahmebestimmungen bezüglich des Preß- und Vereinsrechtes „auf das schärfste mißbilligt", worin sie feststellt, daß die zur Begründung dieser Vorlage angeführten Behauptungen „zum Teil unrichtig, zum Teil übertrieben sind", worin die Kammer dann der Überzeugung Ausdruck gibt, „daß die friedliche Entwicklung des Landes durch den von der Regierung gewählten Weg der Ausnahmegesetzgebung ernstlich gestört wird", und worin es schließlich heißt, „daß das elsaß-lothringische Volk in sich selbst die Kraft und den Willen hat, eine gesunde Entwicklung seiner politischen Verhältnisse allem nationalistischen Chauvinismus gegenüber sicherzustellen". Der Erwartung der Kammer, daß „gegebenenfalls der Reichstag eine Vorlage auf Erlaß von Ausnahmebestimmungen für Elsaß-Lothringen zum Preß- und Vereinsgesetz ablehnt", kann doch eine Regierung nicht mehr ernstlich widersprechen, die so merkwürdig genügsam ist, daß in ihrem Namen der Staatssekretär Freiherr v. Bulach für diese Entschließung der Kammer mit den Worten dankte, er freue sich darüber, daß die Kammer in der Resolution selbst das Vorhandensein von „nationalistischem Chauvinismus" zugibt. Nationalistischen Chauvinismus gibt es allerdings, wie in anderen Ländern, auch in Elsaß-Lothringen. Aber heißt es nicht den Gipfel der Lächerlichkeit erklimmen, wenn Ausnahmegesetze zur Niederhaltung dieses Nationalismus beantragt werden in einem Lande, in welchem anderthalb Jahre zuvor bei den allgemeinen Landtagswahlen für die reinen Kandidaten des Nationalbundes 1,1 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen und für die vom Zentrum unterstützten Kandidaten des Nationalbundes im ganzen 2,1 Prozent der Stimmen abgegeben wurden? Ist je mit schwereren Kanonen auf ein paar armselige Spatzen geschossen worden, als

es hier unter dem Befehl des kaiserlichen Schloßhauptmanns der Hohkönigsburg, des Barons Zorn v. Bulach, unter dem Gaudium der mit Recht belustigten Auslandspresse geschieht?

In einem führenden Zentrumsblatt hieß es dieser Tage, es gebe Politiker in Elsaß-Lothringen, die glauben, mit den Ausnahmegesetzen sollte ein doppeltes Ziel erreicht werden; es sollten zunächst die unbequemen Nationalisten getroffen werden, andererseits solle das Reichszentrum für diese neue Maßregel gewonnen und nachher der ganze Zorn des elsaß-lothringischen Volkes auf dieses Zentrum abgelenkt werden, „was vielleicht ermöglichen würde, eine Notblockmehrheit — die Sehnsucht eines großen Teiles des liberalen Beamtentums der Reichslande — zu erreichen".

Nun, das Zentrum hat es in der Hand, diese superkluge Spekulation glatt zu vereiteln. Es stimme im Reichstag Mann für Mann gegen die Vorlage, dann wird sie sicher nicht Gesetz werden.

Staat und Kirche.

Von **August Erdmann.** (Schluß.

Unter diesen Umständen sollte man meinen, daß der Gedanke an die Möglichkeit einer Trennung von Staat und Kirche in Deutschland durchaus müßig, mindestens aber verfrüht und für die öffentliche Aussprache noch nicht reif sei. Das stimmt nun aber nicht. Die immer mehr anschwellende Literatur über die Trennung im allgemeinen wie auch besonders über ihre Möglichkeit, Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit für Deutschland beweist, daß ihr auch bei uns in weiten Kreisen Aufmerksamkeit geschenkt wird, was nicht der Fall wäre, wenn dabei nicht auch ein praktisches Bedürfnis mitspielte. Auch in der Tagespresse wird die Frage, und zwar nicht etwa vom theoretischen Standpunkt, vielfach besprochen, und selbst in den Parlamenten ist sie wiederholt, wenn auch nicht verhandelt, so doch gestreift worden. Manche Vorkommnisse, die von Rom ausgingen (Borromäusenzyklika, Antimodernisteneid, Anzeigenverbot bei Verbrechen von Geistlichen, Eingreifen des Papstes in die Gewerkschaftsfrage), sind nicht nur in der Presse, sondern auch im preußischen Landtag erörtert worden mit dem Hinweis auf die Trennung von Staat und Kirche als unabwendbares Abwehrmittel gegen derartige Übergriffe. Man braucht solchen Andeutungen an sich kein besonderes Gewicht beizulegen, aber im Zusammenhang mit anderen hierher gehörenden Begebenheiten gewinnen sie doch an Wert. In Württemberg steht eine Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche bevor, wenn auch zunächst wohl nur auf vermögensrechtlichem Gebiet, und im rudolstädtischen Landtag hat in allerjüngster Zeit die Regierung auf eine sozialdemokratische Anfrage hin sich bereit erklärt, demnächst eine Vorlage zur Trennung von Staat und Kirche einzubringen. Bedeutungsvoller als die genannten Umstände sind die Vorgänge innerhalb der evangelischen Kirche, die auf eine Trennung hindrängen und die auch, wenn's an die Durchführung der Trennung geht, die katholische Kirche als die kleinere von den beiden Religionsgemeinschaften mit auf denselben Weg ziehen müssen. Grundsätzlich steht ja die katholische Kirche auf dem Standpunkt, daß die Trennung von Staat und Kirche zu verwerfen sei. Als in Frankreich Lamennais 1829 begann, die Tren-

nung von Staat und Kirche zu fordern, erklärte Gregor XVI. in der Enzyklika Mirari vos vom 15. August 1832: „Wir könnten uns für Kirche und Staat keine erfreuliche Wirkung versprechen, wenn die Wünsche derjenigen in Erfüllung gingen, die da wollen, daß Kirche und Staat voneinander getrennt werden und daß die Eintracht zwischen weltlicher und geistlicher Macht gestört werden solle. Es ist nämlich offenbar, daß diese Leute mit ihrem maßlosen Streben sich vor jener Eintracht fürchten, die immer für Kirche und Staat glück- und segensreich war."

Pius IX. hat sodann im 55. Satze des am 8. Dezember 1864 erlassenen Syllabus die Forderung verworfen: Die Kirche muß vom Staate und der Staat muß von der Kirche getrennt werden. Leo X. hat in der Enzyklika Immortale Dei vom 1. April 1885 die beiden Sätze seiner Vorgänger wiederholt, und Pius X. steht entschieden auf demselben Standpunkt. Er hat das französische Trennungsgesetz schlechthin verworfen. In seiner an die Bischöfe, den Klerus und das französische Volk gerichteten Enzyklika Vehementer Nos vom 11. Februar 1906 finden sich folgende Sätze: „Daß es notwendig sei, den Staat von der Kirche zu trennen, ist ein absolut falscher Satz, ein sehr verderblicher Irrtum. Er basiert auf dem Prinzip, daß der Staat keinen religiösen Kult anerkennen dürfe, und so ist dieses zunächst schwer beleidigend gegen Gott, denn der Schöpfer der Menschen ist auch der Schöpfer der menschlichen Gesellschaft und erhält sie auch in ihrem Bestand. Wir schulden ihm also nicht nur einen privaten Kultus, sondern auch einen öffentlichen." Nachdem dann noch dargelegt worden ist, daß jener Satz die übernatürliche Ordnung negiere, die den Menschen auf die ewige Glückseligkeit hinweise, daß er die göttliche Ordnung umstoße, die eine harmonische Eintracht zwischen den beiden Gewalten verlange, wird zum Schlusse darauf hingewiesen, daß der Satz der bürgerlichen Gesellschaft selber den schwersten Schaden zufüge, denn diese könne nicht lange gedeihen und fortdauern, wenn man in ihr nicht der Religion ihren Platz anweise als der besten und höchsten Führerin und Lehrerin, wenn es sich um die Rechte und Pflichten der Menschen handle. — Auch in der Folgezeit, so gegenüber den modernistischen Bestrebungen des Bischofs Bonomelli von Cremona, hat sich der gegenwärtige Papst gegen die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen.

Die katholische Kirche hat Ursache, die Trennung zu scheuen. Sie ist sich klar darüber, daß die Zeiten anders geworden sind, daß sie das, was sie vor vier oder fünf Jahrzehnten im Vertrauen auf die Glaubenstreue der Massen ohne Gefahr dulden konnte, heute, wo in ihrem Innern der Zweifel (Modernismus) nagt und von außen der Unglaube stürmt, nur unter großem Schaden unternehmen kann. Und was die politische Seite der Frage betrifft, so sind die Leute von der Art eines Windthorst ausgestorben. Das Zentrum wird sich mit allen Mitteln und Kräften der Trennung widersetzen. Einmal, weil die Kirche die Trennung nicht will, und dann, weil das Zentrum unter der Trennung mit zu leiden hätte. Die Macht der Kirche in Deutschland ist die Gewähr, und zwar die einzige, für die Macht des Zentrums. „Lassen Sie einmal," sagte der ehemalige Zentrumsabgeordnete Bitter, „in einem Wahlkampf die Geistlichkeit neutral bleiben, dann liegt das Zentrum zerschmettert am Boden." Was das Zentrum ist, das ist es durch die Hilfe der Kirche, die ihm gestattet, jedes

Gotteshaus zum Versammlungslokal, jeden Beichtstuhl zum Werbeort und jeden Geistlichen zum politischen Agitator zu machen. Jeder Pfarrer und jeder Kaplan ist heute nur noch zu einem Viertel Seelsorger und zu drei Vierteln politischer Agitator im Dienste des Zentrums, und drei Viertel der Geldzuwendungen, die der Staat an die katholische Kirche macht, fließen in die Parteikasse des Zentrums. Jede Schmälerung der Macht der Kirche — und gar kein Zweifel, daß die Trennung eine solche im Gefolge haben würde — wäre auch eine Schmälerung der Macht des Zentrums. Man versteht es, weshalb das Zentrum sich der Trennung mit aller Entschiedenheit widersetzen wird.

Anders liegen die Dinge auf evangelischer Seite. Das Staatskirchentum wird hier allgemein als ein Übel empfunden — von manchen als das kleinere Übel, das ertragen werden muß, um das größere Übel, das durch die Trennung herbeigeführt würde, zu vermeiden, von den meisten jedoch als das größere Übel, das unter allen Umständen zu beseitigen ist, weil, wenn nicht die Kirche, dann doch das Glaubensleben dabei nur gewinnen kann. So zahlreich die Richtungen sind, in die die evangelische Kirche zerfällt, aus ihnen allen, von rechts, von links und aus der Mitte, kommen Stimmen, die auf die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche hinweisen. Diese Auseinandersetzung wird in verschiedenen Formen vorgeschlagen und mit verschiedenen Namen bezeichnet. In den meisten Fällen jedoch wird von der Trennung von Staat und Kirche gesprochen. Das ist nun nicht viel mehr als ein Schlagwort, wenn man nicht angibt, wie man sich diese Trennung, wie man sich ihre Entwicklung auf beide Teile und deren künftiges Verhältnis in staats-, kirchen- und vermögensrechtlicher Hinsicht denkt. In dieser Beziehung beschränkt man sich meist auf Andeutungen und Wünsche mehr oder weniger unbestimmter Art, und wo man genauere Wege und bestimmte Forderungen angibt, da zeigt sich im einzelnen eine große Mannigfaltigkeit der Meinungen, so daß in der reichhaltigen Literatur, die in den letzten Jahren über diese Frage erschienen ist, kaum zwei übereinstimmende Auffassungen anzutreffen sind. Das ist nun nicht weiter verwunderlich. Es gibt kein endgültiges und für alle Umstände geeignetes Muster für die Gestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Sinne der Trennung; in den verschiedenen hier in Betracht kommenden Ländern liegen die Dinge je nach den geschichtlichen, politischen und kirchlichen Bedingungen ganz verschieden, und in Deutschland müssen sich die Meinungen über die Art einer etwaigen Trennung um so mannigfaltiger gestalten, als wir hier nicht nur zwei große religiöse Gemeinschaften, die evangelische und die katholische Kirche, sondern auf evangelischer Seite eine große Anzahl Landeskirchen und innerhalb dieser jedesmal wieder mehrere Richtungen haben, von denen natürlich jede der Trennung einen anderen Grund und Zweck gibt und demgemäß auch zu besonderen Forderungen bezüglich des künftigen Verhältnisses von Staat und Kirche kommt. Es ist hier nicht der Ort, die reichhaltige Literatur, die zu dieser Frage erschienen ist, berichtend durchzugehen; es genüge, die wichtigsten der hierher gehörigen Schriften unten anzugeben.[1] Ebensowenig soll

[1] Wilhelm Kahl, Aphorismen zur Trennung von Staat und Kirche. Berlin 1908. Ernst Troeltsch, Die Trennung von Staat und Kirche. Tübingen 1907. Erich Förster,

in eine kritische Erörterung der mancherlei mehr oder weniger ins einzelne gehenden Vorschläge zur Lösung der Trennungsfrage eingegangen werden. In den unten angegebenen Schriften fände sich reichlich Stoff dazu, aber die gegenwärtige Lage der Dinge läßt das Eingehen auf Einzelheiten, wie sie in Form von Programmen und Gesetzentwürfen aufgetaucht sind, als verfrüht erscheinen. Mir kommt es hier auf eine allgemeine Darlegung der Frage an, und da muß ich mich unter Hinweis auf die umfängliche Literatur mit der allgemeinen Bemerkung begnügen: Die Trennung von Staat und Kirche wird gegenwärtig in allen Lagern der evangelischen Kirche mit Eifer erörtert. Von der einen Seite wird die Trennung angesehen als eine Forderung der Zeit, deren Erfüllung anzustreben sei, weil sie zum Besten beider Teile diene. Von der anderen Seite wird mit der Unabwendbarkeit der Trennung als Folge der fortschreitenden Verweltlichung des Gemeinwesens gerechnet, die Kirche habe keine Ursache, die Trennung zu beschleunigen, aber sie müsse, um zu ihrem Rechte zu kommen, für die entscheidende Auseinandersetzung rüsten. Von diesem Standpunkt aus sehen die politisch und kirchlich Konservativen die Sache an. So veröffentlichte die „Positive Union" im ersten Hefte des laufenden Jahrganges eine Zuschrift aus dem Kreise ihrer Mitglieder, die „einer über diesen Gegenstand in unseren Reihen weit verbreiteten Anschauung Ausdruck gibt". Es heißt darin:

Manche unserer Freunde scheinen jetzt auf Trennung von Kirche und Staat hinzudrängen. Das scheint mir falsch zu sein. Es gilt aber, sich darauf zu rüsten.... Ich meine, wir sollen nicht drängen, wie Luther nicht auf Trennung drängte, sondern gleich diesem Heros den Glauben tapfer und stark verkündigen, aggressiv gegen den Unglauben, bis man uns mit dem Banne belegt. Will Gott die Trennung, so wird er sie auch zur rechten Zeit zulassen. Die Zeichen der Zeit lassen vielleicht eine Trennung wahrscheinlich erscheinen und fordern darum, dies ins Auge zu fassen, aber nicht es herbeizuführen.

Und in der „Reformation", der von Stöcker gegründeten Kirchenzeitung (1913, Nr. 1), heißt es in einem Artikel über den Kampf um die Kirche am Schlusse:

Überall setzt der Kampf um das Wesen der Kirche ein. Man hat auch fernerhin die Empfindung, daß der Kampf in nicht allzu ferner Zeit zu einer Entscheidung führen muß, daher die allgemeine Erörterung über die künftige Gestaltung der Kirche. Der Gedanke einer Trennung von Kirche und Staat hat noch nie so viel Redner und Schriftsteller in Bewegung gesetzt wie jetzt. Es ist ein Zeichen, daß Neues sich anbahnt; es ist notwendig, darauf fest die Augen zu halten. Jeder muß sich über das Wesen der Kirche klar werden, und jeder soll gemäß seiner Erkenntnis handeln.... Nichts ist für die Kirche gefährlicher, als wenn ihre Diener ohne feste Ziele in den Tag hineinleben. Es sieht aus, als ob bald das Gericht anfangen wird am Hause Gottes, und der Tag der Sichtung kann hereinbrechen wie der Blitz.

Von den politischen Blättern sind es namentlich die „Kreuzzeitung" und der „Reichsbote", die diesen Gedanken folgen, namentlich hat das erstgenannte Blatt im Laufe des letzten Jahres sich mit auffallendem Eifer der Erörterung der Trennungsfrage zugewendet. Man verwahrt sich zwar in diesen Kreisen dagegen, daß man geflissentlich auf die Trennung hinstrebe,

Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit. Tübingen 1911. Albert Hauck, Die Trennung von Kirche und Staat. Leipzig 1912. Karl König, Staat und Kirche. Jena 1912. O. Mayer, Staat und Kirche. Realenzyklopädie für protestantische Theologie.

man will angeblich nur Vorkehrungen treffen, um gegenüber der unabwendbaren Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche gerüstet zu sein. Indessen hat man Grund, dieser Verwahrung zu mißtrauen. Der Eifer der kirchlich und politisch Konservativen in dieser Frage ist zu groß, als daß er lediglich der Besorgnis entspringen könnte, dem Unabwendbaren gegenüber nicht wehrlos dazustehen. Die „Reformation" hat denn auch einmal (Ende 1912) verraten, worauf es den Starrgläubigen in der evangelischen Kirche ankommt:

Die Trennung wird kommen, das gilt als gemeinsame Überzeugung. Wann und wie? kann natürlich keiner sagen. Nun fragen wir: Ist es wirklich weislich gehandelt, die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen, und abzuwarten, was da kommt; ist es nicht klüger, dem Ernste der Frage ins Angesicht zu schauen, um sich Gott dem Herrn bereitzustellen auch zu Taten, wenn er ein Neues schaffen will im Volke? Sollen wir warten, bis die Stunde des „Berliner Tageblattes" gekommen ist und der entschiedene Liberalismus, die radikale Demokratie die Trennung herbeiführt? ... Dürfte es nicht vielmehr zu empfehlen sein, schon jetzt, solange noch die kirchenfreundlichen Parteien im Volksleben die Majorität haben, an die Vorbereitung der großen Aktion gehen?

Und die „Kreuzzeitung" hat bereits die Christlichsoziale Partei vorangeschickt, um „den noch unerfüllten Teil des Stöckerschen Programms", die Verselbständigung der Kirche, der Verwirklichung entgegenzuführen. Dazu sei, so schrieb die „Kreuzzeitung" im Oktober 1912, die genannte Partei infolge ihrer Überlieferung und ihrer Unabhängigkeit berufen. Wenn so die nötige Vorarbeit geschehen sei, dann werde für die Konservative Partei der Augenblick gekommen sein, als solche Stellung im Parlament zu diesen Fragen zu nehmen. Und im Sinne dieser Anweisung hat die Christlichsoziale Partei auch gehandelt, indem sie auf ihrem letzten Parteitag, der im September 1912 in Düsseldorf stattfand, das Verhältnis von Staat und Kirche erörterte und dabei das „Hinarbeiten auf die volle Selbständigkeit der Kirche in kirchlichen Dingen" für eine „Forderung unserer Zeit" erklärte.

Wie man sieht, ist die Erörterung der Neugestaltung des Verhältnisses von Staat und Kirche in Fluß, und nicht nur das: auch die Vorbereitung zur Lösung der Frage. Das letztere allerdings zunächst bei denen, die die Entscheidung möglichst bald herbeiführen wollen, um sie in ihrem Sinne, das heißt zum Vorteil der Rückwärtser in Staat und Kirche zu bewirken. Aber auch im Lager der kirchlich Liberalen regt es sich, und diese werden, wenn die von der Rechten vorangehen, mit erhöhtem Eifer einsetzen müssen, um der Gegenseite nicht das Feld zu lassen. Der Klerikalismus betont mit größerer Entschiedenheit als je die Verwerflichkeit der Trennung von Staat und Kirche, aber seine Anmaßlichkeit gegenüber dem Staate und allem, was dem Fortschritt und der Freiheit dient, leistet in wirksamster Weise dem Trennungsgedanken Vorschub. Auch die politischen Parteien wenden, wie das Beispiel der Konservativen und der Christlichsozialen zeigt, der Frage ihre Aufmerksamkeit zu. Die Fortschrittliche Volkspartei wird das Thema „Staat und Kirche" auf ihrem nächsten Parteitag behandeln, und auf nationalliberaler Seite wird die Frage vielfach in der Presse erörtert. Es scheint mir geraten, wenn auch in der Sozialdemokratie diesen Vorgängen Beachtung geschenkt wird.

Wehrvorlage und Volkswirtschaft.

Von August Mai.

„Die Weltgeschichte kennt kein Volk, das an seinen Rüstungen zugrunde gegangen wäre," sagte der Reichskanzler zur Begründung der Wehrvorlage. Er hätte damit wohl recht, wenn Rüstungen ebenso billig wären wie Wehrvereinsagitation oder Kanzlerphilosophie. In Wirklichkeit liegen aber die Dinge ganz anders.

Es gab Zeiten — und sie sind nicht allzulange vorüber —, wo der Militarismus vor allem eine rein politische Bedeutung hatte. Der Kampf gegen die Rüstungen war in erster Linie ein Kampf gegen die friedensstörende Politik, gegen Krieg und Völkerverhetzung. Die ökonomische Seite der Frage stand noch verhältnismäßig im Hintergrund: die Militärausgaben waren in Friedenszeiten nicht besonders groß (im Vergleich mit den heutigen Zuständen), und deren Wachstum blieb hinter der Zunahme der Bevölkerung und der Produktion zurück. Der Anteil des gesellschaftlichen Kapitals, welcher der Produktion von Kriegsmitteln diente, wuchs nicht rascher als das Gesamtkapital, und die ökonomisch schädliche Wirkung des Militarismus trat vor allem in Kriegsjahren zutage.

Seit den siebziger Jahren beginnt für Europa eine neue Ära. Die Rüstungen zu Wasser und zu Lande nehmen in steigendem Tempo zu, die Ausgaben wachsen, und das internationale Wettrüsten, seit den neunziger Jahren durch den deutsch-englischen Gegensatz angespornt, treibt von der einen Heeres- und Marineverstärkung zu der anderen, um schließlich zu den riesigen Militärbudgets zu führen, die wir heute vor uns haben. Frankreich hat seit 1870 seine Rüstungsausgaben um 95 Prozent, England um 200 Prozent gesteigert. In Deutschland wuchsen die Ausgaben für Heer und Flotte (in runden Zahlen, einschließlich Pensionen und Zinsen) folgendermaßen:

Im Durchschnitt der Jahre				Verhältniszahlen
1872 bis 1880	420	Millionen	Mark	100
1881 „ 1890	475	„	„	110
1891 „ 1900	750	„	„	180
1901 „ 1910	1250	„	„	300
1911	1730	„	„	400
1912	1720	„	„	400
1913	1900	„	„	450

Die Zunahme beträgt also 350 Prozent. Das Tempo der Entwicklung wird dabei immer rascher, wie aus den Zahlen hervorgeht. In den ersten zwei Jahrzehnten steigen die Ausgaben um 80 Prozent, in den letzten 23 Jahren von 180 auf 450, das heißt um 250 Prozent. Der Gesamtaufwand für militärische Zwecke betrug in dieser Periode nicht weniger als 35 bis 40 Milliarden Mark.

Die Ausgaben wachsen nun viel rascher als die gesamte Produktion, und vom nationalen Kapital muß ein immer größerer Teil den Rüstungen dienen. Dadurch tritt die ökonomische Seite des Militarismus immer mehr hervor und wird zu einer der wichtigsten volkswirtschaftlichen Fragen.

In einem Artikel „Militarismus und Volkswirtschaft"[1] untersucht Genosse Eckstein die theoretische Seite des Problems.

[1] Neue Zeit, XXXI, 2, Nr 30, 31.

Über die neue Vermögenssteuer kommt er zu folgendem Ergebnis:

Diese Steuer ist keineswegs als das gedacht, als was sie sich ausgibt. Sie soll nicht aus dem Vermögen bestritten werden, sondern aus dem Einkommen. Sie unterscheidet sich aber von einer gewöhnlichen Einkommensteuer in erster Linie dadurch, daß sie nicht nach der Höhe des Einkommens, sondern nach der des Vermögens bemessen werden soll.

Die Quelle der neuen Steuer ist die allgemeine Quelle aller Steuern: das Gesamteinkommen der Volkswirtschaft. Das „Volksvermögen" Deutschlands beträgt heutzutage etwa 250 bis 275 Milliarden Mark. Was macht dabei eine einzige Milliarde Mark aus! Stellt man aber die Milliarde an ihren richtigen Ort, so kommt ihre Bedeutung viel größer heraus. Das gesamte Jahreseinkommen Deutschlands beträgt heute ungefähr 30 Milliarden. Davon erhalten das Reich und die Einzelstaaten etwa 5 Milliarden. Der Rest von 25 Milliarden dient dem produktiven und unproduktiven Verbrauch der Bevölkerung. Nun macht die Milliardenausgabe nicht mehr ein halbes Prozent, sondern bereits 4 Prozent des Gesamteinkommens aus, und die $1^1/_4$ Milliarde neuer Steuern stellt überhaupt 5 Prozent des Einkommens dar. Die Steuern erscheinen im Lichte dieser Zahlen viel bedeutender; ja um so bedeutender, als die $1^1/_4$ Milliarde doch nicht die einzige Steuer ist. Von den 5 Milliarden Reichs- und Staatsausgaben (die Ausgaben für Unternehmungen der Staaten sind nicht mit inbegriffen) sind *mindestens* 3 Milliarden unproduktiv. Bei 30 Milliarden Gesamteinkommen sind es 10 Prozent. Treten die neuen Steuern hinzu, so werden es nicht weniger als 14 Prozent, also ein Siebentel des Ganzen werden. Dabei sind die kommunalen Steuern, ebenso die produktiven Staatsausgaben nicht berücksichtigt.

Seinen Steuerbetrag muß jeder von seinem Einkommen abziehen, und jede neue Steuer vermindert das Einkommen um ihre Summe. Trotzdem ist es in letzter Linie nicht das Einkommen schlechthin, von dem alle Steuern und alle Staatsausgaben gedeckt werden. Vom Einkommen des Arbeiters kann die Steuer in der Regel nicht erhoben werden; nur ganz selten und ausnahmsweise übersteigt der Arbeitslohn denjenigen Betrag, der unter den gegebenen sozialen und Kulturverhältnissen notwendig ist, um die Arbeitskraft im nötigen Maße zu reproduzieren; und diese ökonomische Notwendigkeit können keine Finanzkünste aus der Welt schaffen. Gewiß belasten die meisten Steuern, und insbesondere neu eingeführte indirekte Steuern, zunächst den Arbeiterhaushalt. Und gewiß hat die Arbeiterklasse allen Grund, gegen die Einführung neuer Steuern für militaristische Zwecke zu kämpfen. Trotzdem bin ich der Ansicht, daß es auf die Dauer nicht die Arbeiter sind, die die Steuer tragen können. Diese Ansicht ist wohl nicht unbestritten. Doch will ich hier nicht weiter darauf eingehen. Es genügt mir, hier den Nachweis zu führen, daß die Gesellschaft im allgemeinen und die Arbeiter im besonderen den Steuererhöhungen auch dann feindlich gegenüberstehen müssen, wenn die ganze Steuer aus dem Mehrwert bestritten wird.

Von den 30 Milliarden Gesamteinkommen des deutschen Volkes entfallen etwa 12 bis 15 auf den Arbeitslohn. Wieviel von den übrigen 15 bis 20 Milliarden kapitalistischer Mehrwert ist, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Jedenfalls erscheint daneben die $1^1/_4$ Milliarde sehr beträchtlich, und

mit den bereits bestehenden Ausgaben macht sie eine recht wesentliche Quote des Gesamtmehrwertes aus.

Der kapitalistische Mehrwert wird bekanntlich in zwei Teile zerlegt. Der eine dient dem unmittelbaren Verbrauch der besitzenden Klassen, der andere wird zum Kapital geschlagen, um der Produktionserweiterung zu dienen. Es entsteht nun die Frage, wie die Bestreitung der unproduktiven Staatsausgaben auf die Verteilung des Mehrwertes für Konsumtion und Akkumulation einwirkt. Von welchem der beiden Teile wird die $1^1/_4$ Milliarde neuer, neben den 3 Milliarden bereits bestehender Steuern erhoben?

Die so verbreitete Anschauung, meint Eckstein, daß die Militärausgaben um ihren ganzen Betrag das nationale Kapital vermindern und die Akkumulation behindern, ist unrichtig. Werden sie aus reinem Konsumtionsfonds bestritten..., vor allem aus den großen Einkommen, bei denen der persönliche Konsum für die Akkumulation keine Rolle spielt, so wird an dem Gange der Volkswirtschaft und insbesondere an der Akkumulation fast nichts geändert.

Spielt aber hier der persönliche Konsum für die Akkumulation keine Rolle, so fällt noch weniger die Steuer ins Gewicht. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die Millionäre und Milliardäre wegen einer neu eingeführten Steuer ihren Konsum einschränken werden: bei den enormen Wertmassen, die hier akkumuliert werden, ist auf diesem Wege nur wenig zu erreichen. Das Einkommen dieser Schichten wird, insofern es nicht dem Konsum dient, einfach dadurch akkumuliert, daß es eben nicht konsumiert worden ist: es liegt bereits in den Banken, und es gehört dazu kein besonderer Willensakt des Kapitalisten, um sein Einkommen zum gesellschaftlichen Kapital zu schlagen. Gewiß wird ein Teil der neuen Steuern den Konsumtionsfonds der Besitzenden treffen. Manche „überflüssige Ausgabe" wird unterbleiben müssen, mancher Luxus eingeschränkt, manche Tollheiten vermieden. Trotzdem wird es nur ein geringer Teil der neuen Milliarde sein, der vom unmittelbaren Konsum der Besitzenden erhoben wird.

Nach Deckung des üblichen Lebensbedarfs der oberen Klassen verbleibt ihnen ein ganz wesentlicher Überschuß; dieser Überschuß bildet den Fonds für die Produktionserweiterung einerseits und andererseits für die Deckung der Staatsausgaben.

Die durchschnittliche Zunahme des „Volksvermögens" des Reiches wird geschätzt auf 4 bis 5 Milliarden jährlich; davon entfällt ein wesentlicher Teil auf Wertzuwachs des Grund und Bodens. Es wird daher eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein, wenn man die jährliche Kapitalanhäufung mit 4 Milliarden berechnet. Und nun, um die wirkliche Bedeutung der unproduktiven Staatsausgaben zu verstehen, muß man dieser Wertmasse den jährlichen Staatsaufwand von drei Milliarden und die neuen Abgaben von $1^1/_4$ Milliarde gegenüberstellen. Die deutsche Volkswirtschaft produziert jährlich außer der Deckung des Lebensbedarfes der Bevölkerung einen Überschuß von 5 bis 7 Milliarden Mark. Gäbe es keine unnützen und unproduktiven Ausgaben, so könnte dieser Überschuß vollständig der Produktion zugeführt werden. Die jährliche Steigerung des Kapitalwertes könnte ungefähr 6 Milliarden betragen. Da aber einen Teil davon der Staat für sich in Anspruch nimmt, so verbleiben für den Kapitalzuwachs nur etwa 4 Milliarden. Kommt die neue Milliardenabgabe hinzu, so muß sich der Wertzuwachs des

Kapitals um einen großen Teil der Milliarde verringern. Die Staatsausgaben steigen fast auf 4, die Akkumulation sinkt beinahe auf 3 Milliarden (vorausgesetzt, daß alles übrige unverändert bleibt).

Die endgültige Wirkung der unproduktiven Staatsausgaben besteht also hauptsächlich darin, daß sie die Akkumulation des Kapitals hemmen. Je größer die Ausgaben sind, desto langsamer wird die Kapitalanhäufung, und da in der modernen Wirtschaftsordnung die Produktionserweiterung in Form von Kapitalvermehrung vor sich geht, so wird die Entwicklung der Produktion durch den jährlichen Drei- bis Viermilliardenverlust in stärkstem Maße benachteiligt. Die Produktion würde um viele Stufen höher stehen, wenn die enormen Wertmassen, die die deutschen Staaten in den letzten Jahrzehnten unproduktiv vergeudet haben, für die Produktion nutzbar gemacht würden. Der beispiellose Aufschwung Englands im dritten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß man damals für die riesigen Ausgaben für Land-, Wasser- und Luftmilitarismus noch kein Verständnis hatte.

Durch die neue Heeresvorlage werden der Volkswirtschaft außer der einen Viertelmilliarde noch etwa 130 000 Mann entzogen. Die ökonomische Bedeutung dieser Maßnahme wird aber sehr verschiedentlich eingeschätzt. Eckstein meint, das variable Kapital müßte sich verringern und infolgedessen auch das konstante Kapital.

Die Maschinen und Baulichkeiten werden nicht mehr in derselben Weise ausgenutzt werden können wie vorher, der Wert des konstanten Kapitals ist daher ebenfalls zu verringern.

Es scheint mir, daß es infolge einer Heeresverstärkung, solange sie nicht gewisse Grenzen überschritten hat, zu einer Verringerung des Kapitals nicht kommen kann. Es sind in jedem kapitalistischen Lande enorme Massen von Reservearbeitern vorhanden, und Deutschlands Reservearmee (insbesondere wenn wir auch noch die „latente" in Betracht ziehen) beträgt gewiß mehr als 130 000 Mann. Und reichen die heimischen Reserven nicht aus, so ist das Kapital international genug, um aus den anderen Ländern für sich Arbeitskräfte zu holen. Es wird wohl unmöglich sein, Industrien nachzuweisen, die wegen Mangel an Arbeitskräften ihre Produktion auf längere Zeit einschränken mußten. Das Kapital weiß die nötigen Arbeitskräfte sich zu beschaffen und braucht sich aus diesem Grunde nicht zu verringern. Andererseits aber, da die Militärausgaben die Akkumulation behindern, nimmt die Nachfrage nach Arbeitskräften mit jeder „Heeresvorlage" ab. Die Milliardenwerte und die Arbeiter treffen sich als Militärausgaben und Soldaten wieder.

Wird vielleicht die Steuerfrage für die Arbeiterklasse dadurch belanglos, daß die Staatsausgaben in letzter Linie den Mehrwert treffen? Nein, nicht im mindesten. Denn erstens sind es auch dann die Arbeiter, die von den meisten Steuern unmittelbar betroffen werden, und zweitens hat man, wenn man den wirklichen Verlust der Volkswirtschaft begreift, allen Grund, die Kampfesenergie noch zu verdoppeln und zu verdreifachen. Unter dem langsameren Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung leidet die Arbeiterklasse in stärkstem Maße, da die Höhe des Arbeitslohnes in erster Linie vom Entwicklungstempo der Produktion abhängt. Die Nachfrage nach Arbeitskräften ist um so stärker, und der Lohn ist um so höher, je rascher die Kapital-

akkumulation vor sich geht. Nicht die absolute Masse des gesellschaftlichen Kapitals, sondern sein rascherer oder langsamerer Zuwachs ist für den Arbeitslohn ausschlaggebend. Dieser würde heutzutage viel höher stehen müssen, wenn die unproduktiv verwendeten Staatsmittel der Produktion dienstbar gemacht würden. Den tiefen Stand des Arbeitslohnes hat die Arbeiterklasse unter anderem auch der modernen Rüstungspolitik zu verdanken.

In welcher Richtung sich die Rüstungsausgaben entwickeln und wie schädlich ihre Wirkung auf die Volkswirtschaft ist, kann man aus dem Vergleich der Ausgaben mit dem Nationaleinkommen und dem Nationalvermögen ersehen.

	Ausgaben für Heer und Flotte Millionen Mark	Gesamteinkommen[1] Milliarden Mark	Verhältniszahlen	
			Ausgaben	Einkommen
1892 bis 1895	650	5,8	100	100
1896 " 1900	850	6,9	131	115
1901 " 1905	1020	8,9	157	153
1906 " 1910	1470	12,3	226	208
1911	1730	14	265	248

Pro Kopf der Bevölkerung entfielen:

	Einkommen Mark	Ausgaben für Heer und Flotte Mark	Verhältniszahlen	
			Einkommen	Ausgaben
1895 bis 1900	340	15,5	100	100
1900 " 1905	374	17,0	110	110
1906 " 1910	434	23,6	128	152
1911	472	26,6	140	172
1912	—	26,0	—	170
1913	—	28,3	—	183

In den beiden Tabellen erscheint die Einkommensteigerung viel bedeutender, als es in Wirklichkeit der Fall ist: In der preußischen Einkommenstatistik werden nur Einkommen über 900 Mark gezählt. Daher erscheinen die innerhalb der Periode 1895 bis 1911 diese Grenze überschreitenden Einkommen als reiner Zuwachs der gesamten Einkommenmasse. Trotzdem sind die Zahlen sehr lehrreich; sie beweisen ganz deutlich, daß der staatliche Rüstungsaufwand rascher wächst als das Gesamteinkommen. Vom Einkommen des deutschen Volkes wird eine immer größere Quote für Militärzwecke abgezogen. Diese Ausgaben befinden sich in einer nicht nur absoluten, sondern auch relativen Steigerung, während das übrigbleibende Einkommen eine relative Abnahme erfährt.

Noch bedeutungsvoller als die Einkommenentwicklung ist für die uns hier interessierende Frage die Entwicklung des Kapitals. Nun ist es ganz zweifellos, daß, während die Ausgaben in den letzten vierzig Jahren um 300 Prozent zugenommen haben, das Kapital sich nicht vervierfacht hat. Wenn wir die Schätzungen des Gesamtvermögens zugrunde legen und den heutigen

[1] Einkommen der preußischen Zensiten.

Stand mit 250 bis 275 Milliarden annehmen, so betrug er im Jahre 1872 jedenfalls mehr als 70 Milliarden. Und sind die Rüstungsausgaben in den letzten zwanzig Jahren um 250 Prozent gestiegen, so betrug das Gesamtvermögen vor zwanzig Jahren sicherlich nicht 100, sondern gewiß mehr als 150 Milliarden.

Die Statistik der preußischen Ergänzungssteuer gibt wieder die Möglichkeit, die Vermögensentwicklung mit den Rüstungsausgaben zu vergleichen. Im wesentlichen geht die Entwicklung im Reiche in gleichem Tempo wie in Preußen vor sich; die preußische Vermögensbildung darf daher mit den Reichsausgaben verglichen werden. Andererseits ist die Steigerung der gesamten Vermögensmasse für das Tempo der Kapitalbildung charakteristisch:

	Vermögen der Zensiten Milliarden Mark	Militärausgaben Millionen Mark	Verhältniszahlen	
			Vermögen	Ausgaben
1895	64,5	780	100	100
1897	66,3	859	102	110
1899	70,7	938	109	120
1902	76,4	1055	118	135
1905	83,2	1143	128	146
1908	91,7	1491	141	183
1911	103,9	1730	159	222

Die Ausgaben für Militärzwecke wachsen doppelt so schnell wie das Kapital. Mit anderen Worten: Von derjenigen Wertmasse, die jährlich nach Deckung des Bedarfes der Bevölkerung übrig bleibt, wird ein immer größerer Teil unproduktiven Zwecken gewidmet, und ein immer geringerer wird kapitalisiert. Mag der letztere absolut auch zunehmen — der Verlust der Produktion wird immer bedeutender und immer schwerer.

Die neue Milliardenabgabe nimmt dem Produktivkapital nicht weniger als ein Fünftel der Summe, die sonst der Erweiterung und der Entwicklung der Volkswirtschaft dienen würde. Diese Abgabe soll eine einmalige sein; sie macht aber auf die Dauer eine Viertelmilliarde neuer jährlicher Ausgaben notwendig. Mit den Milliarden bereits bestehender unproduktiver Ausgaben zusammen wird nun das Ganze mindestens drei Viertel des jährlichen Kapitalzuwachses betragen. Und die Zeiten sind nicht fern, wo der jährliche Rüstungsaufwand den jährlichen Kapitalzuwachs übersteigen wird. Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft könnte beinahe doppelt so schnell vor sich gehen und das Arbeitseinkommen viel höher stehen, als es unter den heutigen Verhältnissen der Fall ist.

„Die Konkurrenz der einzelnen Staaten untereinander zwingt sie, jedes Jahr mehr Geld auf Armee, Flotte, Geschütze usw. zu verwenden, also den finanziellen Zusammenbruch mehr und mehr zu beschleunigen." So schrieb Engels 1877, als man von den heutigen Budgets mit ihren jährlichen Milliardenausgaben zu Friedenszeiten noch keine Vorstellung hatte. Die ganze weitere Entwicklung hat diese Worte Engels' vollständig bestätigt: immer rascher wachsen die Ausgaben, immer schwerer lastet der Militarismus auf dem Volke, immer schädlicher wird seine Wirkung für die Volkswirtschaft. Und immer rascher treibt er das moderne Europa einem ökonomischen und finanziellen Zusammenbruch entgegen — einem Zusammenbruch, der nur

mit seiner Vernichtung enden kann. So trägt der Militarismus auch „den Keim seines eigenen Unterganges in sich". Und damit hat auch der alte Engels die Dinge besser begriffen als der allwissende Philosoph auf dem Kanzlersessel.

Zur Organisation der Arbeiterbildung.

Von **Emil Rauch.**

Seit dem Jahre 1907 veranstaltet der Bildungsausschuß wissenschaftliche Vortrags- und Unterrichtskurse. Die bei seiner Gründung gehegten Erwartungen hinsichtlich der Inanspruchnahme der Lehrkräfte sind schnell übertroffen worden. Gegenwärtig beschäftigt er zehn Wanderlehrer. Nach den bisherigen Erfahrungen wird er jedoch auch damit den an ihn gerichteten Wünschen nicht in vollem Maße nachkommen können. Das ist sehr erfreulich. In immer weitere Kreise dringt seine Tätigkeit. In welch hohem Maße das bisher bereits geschehen ist, zeigt uns folgende, dem Jahresbericht von 1911/12 entnommene Tabelle, die eine Übersicht gibt über die gesamten Kurse, die seit seinem Bestehen von ihm eingerichtet wurden.

1907/08	44	Kurse	mit	323	Vorträgen	und	5493	Teilnehmern,	darunter	200 Frauen
1908/09	57	"	"	419	"	"	8969	"	"	666 "
1909/10	128	"	"	682	"	"	24360	"	"	1775 "
1910/11	122	"	"	733	"	"	21529	"	"	2759 "
1911/12	128	"	"	654	"	"	19844	"	"	2247 "
Zusamm.	479	Kurse	mit	2811	Vorträgen	und	80195	Teilnehmern,	darunter	7647 Frauen

Hiernach könnte es zwar erscheinen, als ob der Höhepunkt bereits im Jahre 1909/10 erreicht wurde. Doch der Bericht des Bildungsausschusses belehrt uns eines Besseren. Er bemerkt ausdrücklich, daß schon zur Zeit der Berichterstattung an den Parteitag 1912 „alle ständigen Wanderredner des Bildungsausschusses sowie auch die aushilfsweise tätigen Genossen für die Vortragsperiode 1912/13 fast vollständig besetzt waren, so daß für den Bildungsausschuß in wachsendem Maße die Notwendigkeit entstand, neue Lehrkräfte für die Kurse zu gewinnen". Und für das Geschäftsjahr 1911/12 wird außerdem berichtet: „Sowohl die Tatsache, daß die örtlichen Bildungsausschüsse Wanderkurse bis unmittelbar an die eigentliche Wahlbewegung herangelegt haben, sowie die weitere Tatsache, daß unmittelbar nach Beendigung des Wahlkampfes die Wanderkurse erneut rege nachgefragt wurden, beweisen deutlich, daß die Einschränkung (für 1911/12) lediglich auf das überragende politische Ereignis des Winters 1912 zurückzuführen ist." So erfreulich jedoch es auch ist, daß die Tätigkeit des Bildungsausschusses so schnell so große Massen erfassen konnte, feststeht, daß bei der gegenwärtigen Organisation und Finanzierung der Bildungsarbeit weite Kreise der Arbeiter dauernd ausgeschlossen bleiben. Und zwar wegen der hohen Kosten.

Im Berichtsjahr 1911/12 wurden insgesamt für die 128 Kurse mit 654 Vorträgen 21 992,90 Mark ausgegeben. Das macht pro Vortrag rund 33 Mark. Im Durchschnitt beteiligten sich in demselben Jahre an einem Kursus 155 Personen. Diese Teilnehmerzahl ist wohl in großen Parteiorten, nicht aber in den an Mitgliedern und damit auch an Geld schwachen Gegenden aufzubringen. Die Kosten verringern sich jedoch nicht, wenn die Teilnehmerzahl niedriger ist. Nach den neuesten Bekanntgaben des Bildungsausschusses müssen künftig pro Vortrag 40 Mark, und wenn ein Lichtbilderapparat gebraucht wird, 50 Mark gezahlt werden. Das können kleinere Orte, die vielleicht nur 30 bis 50 Teilnehmer zu stellen vermögen, nicht aufbringen. Ein Blick auf die Mitgliederstatistik des Parteivorstandes lehrt uns aber, daß nur verhältnismäßig wenige Wahlkreise eine hinreichend starke Parteiorganisation haben. Im Jahre 1911/12 zählten von den 397 Wahlkreisen 310 weniger als 3000 Mitglieder, die sich zudem zum größten

Teile über eine große Anzahl kleiner und kleinster Städtchen und Dörfer verstreuen. Zwar sollen auch die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter nicht minder zu den Bildungsveranstaltungen herangezogen werden. Wo wir jedoch nur schwache Parteiorganisationen vorfinden, werden wir auch keine großen Gewerkschaftsmitgliederzahlen antreffen. Infolgedessen muß die Finanzierung derartiger Bildungsveranstaltungen in all diesen schwachen Wahlkreisen auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Die Gewerkschaftskartelle haben ihre liebe Not, die Gelder für die ihnen sonst noch obliegenden Aufgaben zu beschaffen. Die Lokalbeiträge der Gewerkschaftszahlstellen sind in der Regel in solchen Gegenden weit niedriger als in den Zentren der Arbeiterbewegung. Dies in Verbindung mit den niedrigen Mitgliederzahlen beschränkt die Mittel in vielfach verstärktem Maße. Es besteht zwar die Möglichkeit, durch Vermittlung der Bezirksbildungsausschüsse oder der Bezirksvorstände die Kosten für die Unterrichts- und Vortragskurse des Bildungsausschusses für die finanziell schwachen Orte auf die Hälfte zu ermäßigen. Aber auch dann noch bleiben die Ausgaben für die nach Tausenden zählenden Orte der ins Auge gefaßten Gegenden unaufbringlich, zumal bei den meist sehr niedrigen Löhnen, langen Arbeitszeiten und der ohnehin relativ größeren Belastung der Arbeiter der Widerstand gegen die Erhöhung der Beiträge für Bildungszwecke naturgemäß weit größer ist als anderswo.

Nichtsdestoweniger haben wir aber gerade in solchen Gegenden in erhöhtem Maße für wissenschaftliche Vertiefung der Arbeiterbildung zu sorgen. Nicht nur, weil dort von den Gegnern mit den gröbsten Mitteln die Arbeiterbewegung noch erfolgreich bekämpft werden kann, sondern auch, weil wir ohne sichere Gewinnung dieser Arbeitermassen für den Sozialismus sehr viel schwerer und langsamer zur endgültigen Befreiung des Proletariats gelangen. Unter solchen Umständen erscheint es doch wohl erwägenswert, *ob nicht ein Ausbau unserer Bildungsorgane nach der Richtung möglich ist*, die bisher nicht faßbar gewesenen und unter unveränderter Beibehaltung der gegenwärtigen Organisation und Finanzierung auch künftig unfaßbar bleibenden Arbeiterkreise in unsere Bildungsveranstaltungen hineinzuziehen.

Auf den ersten Blick könnte es als das einfachste Mittel erscheinen, weitere Ermäßigungen zuzulassen, und zwar in solchem Maße, daß für die finanzschwachen Orte die Schwierigkeiten beseitigt werden. Das würde jedoch eine starke Vermehrung der Lehrkräfte notwendig machen, den Ausgabenetat des Bildungsausschusses gewaltig in die Höhe schnellen und so eine enorme Belastung der Zentralkasse herbeiführen. Wenngleich nun auch die Möglichkeit bestände, wenigstens einen großen Teil dieser Mehrkosten im Umlageverfahren von den beteiligten Bezirken wieder einzutreiben, so wäre doch zweifellos ein Ausbau, der zugleich auch eine wesentliche Verbilligung mit sich brächte, vorzuziehen. Das letztere dürfte auch erreichbar sein. Die Kosten für die Inanspruchnahme der Lehrkräfte des Bildungsausschusses sind zum guten Teile so hoch, weil ganz beträchtliche Summen für Eisenbahnfahrten und Diäten ausgegeben werden müssen. Im Jahre 1911/12 fielen auf Fahrgeld und Diäten allein 12,27 Mark pro Vortrag. Das macht bei einem Kursus von sechs bis acht Vorträgen rund 155 bis 180 Mark. Hier ließe sich bei geeigneter *Dezentralisation der Bildungsarbeit* sicher ganz beträchtlich sparen. Die im Juni stattfindende *sächsische Landesversammlung* wird sich mit der *Frage* beschäftigen, „für einzelne *Bezirke* Lehrkräfte anzustellen, deren Aufgabe es sein soll, besonders in den ländlichen und kleinstädtischen Orten wissenschaftliche Unterrichts- und Vortragskurse abzuhalten." Es dürfte angebracht sein, auch auf anderen Landes-, Provinzial- oder Bezirksparteitagen sich mit dieser Angelegenheit zu befassen. Eine solche Dezentralisation würde die Lehrkräfte des Zentralbildungsausschusses durchaus nicht überflüssig machen. Sie würde vielmehr auf eine Teilung der Arbeit hinauslaufen. Dem Zentralbildungsausschuß würde nach wie vor die Arbeit der wissenschaftlichen Aufklärung des Großstadtproletariats

verbleiben. Die Lehrkräfte in den Bezirken dagegen hätten die Arbeiterschaft in den ländlichen und kleinstädtischen Orten vorzubereiten. Das würde auch aus dem Grunde besonders dienlich sein, weil die Großstädte schon eine jahrzehntelange Vorbereitungszeit hinter sich haben. Fast überall in den Großstädten gab es Arbeiterbildungsvereine usw., die, wenn auch meist in unsystematischer Weise, doch ihr Teil dazu beigetragen haben, den Boden für wissenschaftliche Bildungsarbeit aufzuwühlen. Anders in den Dörfern. Dort fehlte es in dieser Beziehung an allem. Es ist dabei auch nicht außer acht zu lassen, daß die geringere Mannigfaltigkeit und Intensität der Eindrücke des Dorf- und Kleinstadtlebens auch den Gedankenaus- und -eindruck beim Proletariat nicht so vermannigfaltigen, die intellektuelle Sensibilität nicht so steigern konnten wie in der Großstadt. Daher würde sich auf dem Lande eine noch mehr elementare, noch mehr auf Begriffsklärung gegründete Lehrtätigkeit empfehlen. Und da verschiedene, namentlich ländliche Gegenden hinsichtlich des Geisteslebens ihre Eigenheiten haben, wäre eine Anpassungsmöglichkeit der Lehrkräfte von großem Vorteil. Das aber wird sich nur mit Lehrkräften, die dauernd in einem nicht zu weit begrenzten Gebiet tätig sind, erreichen lassen.

Diese fortwährende Betonung der ländlichen Eigenheiten legt den Gedanken nahe, zunächst auch einmal zu untersuchen, ob denn für wissenschaftliche Lehrkurse in solchen Gegenden auch genügend Sinn vorhanden ist, so daß auf eine einigermaßen zufriedenstellende und erfolgversprechende Bildungstätigkeit gerechnet werden kann. Absolut sichere Beweise sind hier allerdings schwer zu erbringen. Da es mir in den letzten Monaten möglich war, in einer Reihe von Orten der sächsischen Oberlausitz, die man sehr drastisch, aber nicht sehr unzutreffend die sächsische Türkei nannte, höchst interessante Studien darüber zu machen, sei es mir gestattet, die dabei gewonnenen Erfahrungen hier kurz mitzuteilen. Außerordentlich niedrige Löhne und lange Arbeitszeiten, besonders in der dort vorherrschenden Textilindustrie, eine zum großen Teile in erschreckender Degeneration dahinlebende, zudem über viele kleine und kleinste Dörfer verstreut wohnende Arbeiterschaft, deren „Welt" die zur Arbeit führende Landstraße, die Fabrik und ihr häusliches Elend und allwöchentlich einige Stunden Wirtshausaufenthalt sind, die ohne tiefere geistige Anregung dahinleben muß; all das sind einem Vorwärtsdringen sehr hinderliche Verhältnisse. In einer Reihe solcher Ortschaften, in denen allerdings trotz der Schwierigkeiten sowohl die Partei- als auch die Gewerkschaftsbewegung nach und nach etwas Fuß gefaßt hat, wurde im vorigen Winter der Versuch gemacht, die Arbeiter nicht nur für einige künstlerische Veranstaltungen, sondern auch für einen wirtschaftsgeschichtlichen Unterrichtskursus von sechs Abenden zu gewinnen. Er erstreckte sich über sechs Wochen, in jeder Woche einen Abend. Für den ersten sächsischen Reichstagswahlkreis war er arrangiert vom Bildungsausschuß in Zittau. Außer in Zittau selbst fand der Kursus in vier ländlichen Orten statt. Auch Genossen des Löbauer und Bautzener Wahlkreises zeigten Interesse dafür. So wurde er auch im Löbauer Kreise in vier und im weiter entlegenen Bautzener Kreise in zwei Orten gegeben. Der Verlauf der Kurse war durchaus zufriedenstellend. An fast allen Kursen waren zahlreiche, oft stundenweit auseinanderliegende Dörfer, von denen jedes nur wenige Teilnehmer stellen konnte, beteiligt. Darunter mußte allerdings die Regelmäßigkeit des Besuchs leiden. In Nacht, bei Sturm, Schnee und Regen auf den bei frostfreiem Wetter oft in einen förmlichen Morast umgewandelten Landstraßen, nach ohnehin überlanger Arbeitszeit und nach Zurücklegung überlanger Wege zu und von der Arbeitsstätte noch stundenweite Märsche zu machen, um einem Vortrag beizuwohnen, ist gewiß sehr geeignet, der Teilnahme großen Abbruch zu tun. Trotzdem kamen im großen und ganzen die Teilnehmer nicht unregelmäßiger als in anderen, größeren Orten, über deren Besuch Berichte des Bildungsausschusses an die Parteitage Aufschluß geben. Die folgenden beiden Tabellen mögen das des näheren veranschaulichen.

Es beteiligten sich 1907/08 in	Insgesamt	Durchschnittlich	Waren jedesmal anwesend	
			Absolut	In Prozenten
Kiel	291	238	146	50,17
Kiel-Gaarden	262	198	110	41,98
Bremen	172	142	83	48,25
Bremerhaven	61	47	14	22,95
Breslau	754	439	147	19,47
Halle	208	192	139	66,82
Magdeburg	256	240	113	44,14
Elberfeld	206	183	102	49,51
Gersdorf	79	79	79	100,00
Rixdorf	851	510	151	17,74

Die gleichen Ziffern für die bezeichneten Kurse in der sächsischen Oberlausitz ergeben folgendes Bild:

Es beteiligten sich in	Insgesamt	Durchschnittlich	Waren jedesmal anwesend	
			Absolut	In Prozenten
Zittau	98	62	37	37,75
Seifhennersdorf	75	56	30	40,00
Ruppersdorf	36	28	18	50,00
Reichenau	31	20	8	25,81
Ostritz	45	26	9	20,00
Neugersdorf	59	42	22	37,29
Taubenheim	70	43	20	28,57
Ebersbach	68	25	4	5,88
Kamenz	70	51	28	40,00
Demitz	86	40	13	15,06

Sieht man von Ebersbach ab, weil dort überaus schlechte Witterung der Teilnahme schnell großen Abbruch tat, darf sich die letzte Tabelle unter Würdigung all der vorhin geschilderten Umstände sehr wohl neben der vorhergehenden sehen lassen, zumal bei verschiedenen ein Teil der Vorträge in anderen Orten abgehalten wurde, um die von den Teilnehmern zurückzulegenden Entfernungen auszugleichen. Man würde aber auch ein ganz falsches Bild gewinnen, wollte man das Interesse der Teilnehmer lediglich danach bemessen, ob sie alle sechs Vorträge besuchten. Selbst die Eifrigsten können einmal oder gar mehrere Male verhindert sein. Besser orientieren schon die folgenden beiden kleinen Tabellen.

Es erschienen in	Am 1. Abend	Am 2. Abend	Am 3. Abend	Am 4. Abend	Am 5. Abend	Am 6. Abend
Zittau	92	72	76	72	64	54
Seifhennersdorf	61	65	64	53	46	50
Ruppersdorf	34	34	25	26	23	27
Reichenau	27	25	21	19	11	16
Ostritz	42	33	25	23	11	21
Neugersdorf	49	56	38	42	30	38
Taubenheim	44	46	49	39	39	42
Ebersbach	48	20	34	26	19	15
Kamenz	43	50	57	50	50	44
Demitz	42	66	42	34	18	36

Davon waren anwesend in	Einmal	Zweimal	Dreimal	Viermal	Fünfmal	Sechsmal	Die Teilnehmerzahl überhaupt betrug
Zittau	9	10	11	9	22	37	98
Seifhennersdorf	6	6	7	10	16	30	75
Ruppersdorf	2	2	4	7	3	18	36
Reichenau	5	6	1	4	7	8	31
Ostritz	8	8	7	9	4	9	45
Neugersdorf	7	8	4	4	14	22	59
Taubenheim	15	10	7	7	11	20	70
Ebersbach	32	13	4	7	8	4	68
Kamenz	8	9	9	7	9	28	70
Demitz	35	10	14	7	7	13	86
Zusammen	127	82	68	71	101	189	638

Besonders erwähnenswert ist, daß nicht etwa von der Behandlung schwer faßbarer Dinge vollends Abstand genommen wurde. Im Gegenteil. Um herauszufinden, ob auch für so abstrakte Wissensgebiete, wie die Marxschen Theorien es sind, Interesse vorhanden ist, wurden bei Behandlung der einfachen sowie der kapitalistischen Warenproduktion (vierter und fünfter Vortrag) sowohl der Waren- und Wertbegriff als auch die auf unbezahlter Arbeit beruhende kapitalistische Ausbeutung mit klargelegt. Dabei zeigte sich, daß die Aufmerksamkeit gerade bei Durchnahme dieser Dinge von der ersten bis zur letzten Minute aufs äußerste angespannt wurde. So unsinnig es wäre, zu erwarten, daß den an Abstraktion gar nicht gewöhnten Teilnehmern in ein oder zwei Stunden über den Wertbegriff völlige Klarheit wurde und das Geheimnis der kapitalistischen Ausbeutung nun aller Schleier entkleidet vor ihnen steht, so sicher ist die rege Aufmerksamkeit ein Beweis dafür, daß auch für diese Fragen bei ihnen größtes Interesse zu finden ist. Und das muß und wird uns vorläufig genügen. Sollen wir nun künftig alle die auf dem flachen Lande wohnenden und vielleicht schnell zur Lernbegierde erweckbaren Proletarier auch weiterhin von unseren Bildungsveranstaltungen ausschließen? Das wird zweifellos niemand in unseren Reihen wollen. Da es zur Hinwegräumung der gegenwärtigen Schwierigkeiten aber vorläufig kaum andere und bessere Mittel gibt als die Berücksichtigung der weiter vorn von mir gemachten Vorschläge, sollte mit ihrer Durchführung nicht länger gewartet werden, als unbedingt notwendig ist.

Gesetzlicher Minimallohn und Streikrecht.

Von **J. Sachse** (London).

Im vorigen Jahre erschien ein Buch des englischen Arbeiterabgeordneten Snowden über die Frage des gesetzlich festgelegten Minimallohnes,[1] das gleich nach seinem Erscheinen zum Mittelpunkt einer lebhaften Kontroverse wurde. Die bürgerliche Presse bedachte es mit wortreichem Lobe, während die sozialistische Presse vielfach heftige Angriffe dagegen richtete. Aber Lob und Tadel waren gleicherweise durch eine ganz besondere Seite der Arbeit veranlaßt, die mit dem eigentlichen Zwecke des Buches gar nicht in unmittelbarem oder notwendigem Zusammenhang steht: nämlich der Stellung des Verfassers zu den Streiks und zum Vorschlag der obligatorischen gewerblichen Schiedsgerichte. Infolge dieses Umstandes

[1] Philip Snowden, M. P., The Living Wage. London 1912, Hodder and Stoughton. Preis 1 Schilling.

ist dem Buche eigentlich weder von Freunden noch von Gegnern Gerechtigkeit widerfahren. Obschon das Buch keinerlei neue Entdeckungen enthält, verdient es gründliche Beachtung, denn die dargelegten Fragen werden in naher Zukunft ohne Zweifel eine bedeutende Rolle in der englischen Politik im allgemeinen und der Haltung der englischen Arbeiterschaft im besonderen spielen.

Das Buch propagiert „The Living Wage", einen staatlich garantierten allgemeinen auskömmlichen Minimallohn, eine Forderung, die in der Propaganda der Independent Labour Party und der Fabian Society in den letzten Jahren eine stetig wachsende Rolle gespielt hat, bis schließlich heute gewissermaßen das ganze praktische Gegenwartsprogramm dieser maßgebenden Schule des englischen Sozialismus sich in dieser Forderung eines allgemeinen „nationalen Minimums", eines staatlich gesicherten „Mindestmaßes von zivilisiertem Leben" verdichtet hat und dem Volke teils als Fortentwicklung, teils als Alternative der liberalen Sozialpolitik empfohlen wird. Die Einführung der Lohnämter für gewisse „Schwitzindustrien" durch die Trade Boards Act vom Jahre 1909 und das Minimallohngesetz für Bergarbeiter, das dem großen Streik des Jahres 1912 ein Ziel setzte, haben dieser Agitation einen mächtigen Anstoß gegeben.

Snowden begründet die Forderung mit einem unanfechtbaren Argument: viele Millionen von englischen Arbeitern erhalten heute einen Lohn, der nicht hinreicht, sie und ihre Familien in nackter physischer Leistungsfähigkeit zu erhalten. Ja noch mehr, die Löhne sinken stetig, während die Lebensmittelpreise stetig steigen; die Reallöhne sinken natürlich in entsprechend höherem Maße — eine von dieser Seite etwas unerwartet kommende Bestätigung der vielverspotteten „Verelendungstheorie". Snowden begnügt sich nicht mit der einfachen Behauptung, sondern zieht ein reiches und überzeugendes statistisches Material zum Beweis heran. Wie steht es mit der heutigen Lebenshaltung der englischen Arbeiter? Rowntree ist nach sorgfältigen und allgemein akzeptierten Berechnungen zu dem Ergebnis gelangt, daß in der englischen Mittelstadt York 21 Schilling und 8 Pence die Woche nötig sind, um einer Arbeiterfamilie von zwei Erwachsenen und drei Kindern so viel und nicht mehr Nahrung, Wohnung und Kleidung zu verschaffen, als eben zur Erhaltung ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit erforderlich sind. Zur Zeit dieser Untersuchung betrug der tatsächliche Durchschnittswochenlohn der ungelernten Arbeiter in York 18 bis 21 Schilling; er reichte also nicht einmal zum bloßen physischen Vegetieren aus. Der verstorbene liberale Ministerpräsident Sir Henry Campbell-Bannerman sagte im Jahre 1903: „Wir wissen, daß dreißig Prozent unserer Bevölkerung unterernährt sind, am Rande des Hungers leben.... Dreißig Prozent! Das sind von einer Bevölkerung von einundvierzig Millionen etwas über zwölf Millionen!"

Das sind also „the submerged ten", die „versunkenen zehn" Millionen, wie die Engländer in ihrer malerischen Sprache sagen. Wie steht es aber mit der Arbeiteraristokratie? Nach amtlichen Aufnahmen wurden in einigen der bestorganisierten und bestbezahlten Gewerbe im September 1906 die folgenden Löhne gezahlt: In der Baumwollindustrie erhielten 40,4 Prozent der erwachsenen Männer weniger als 25 Schilling und 59,7 Prozent der erwachsenen Männer weniger als 30 Schilling die Woche. In der Woll- und Kammgarnindustrie erhielten 15,2 Prozent der erwachsenen Männer weniger als 20 Schilling und 67,4 Prozent weniger als 30 Schilling die Woche. In einem Zweige dieses Gewerbes, in der Wollkämmerei, war nach amtlicher Feststellung der Durchschnittswochenlohn eines vollbeschäftigten Arbeiters 17 Schilling und 6 Pence. Von den Eisenbahnern erhalten nach der amtlichen Aufnahme vom Jahre 1911 25,9 Prozent der erwachsenen Männer weniger als 20 Schilling und 63 Prozent weniger als 25 Schilling die Woche. Ähnliche Zahlen könnten für fast alle Gewerbe angeführt werden.

Und auf eine Besserung läßt die Entwicklung nicht hoffen. Von 1850 bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte die Bewegung der Arbeitslöhne in England wohl eine aufsteigende Tendenz. Sie stiegen um etwa 60 Prozent, während gleichzeitig die Preise der wichtigsten Lebensmittel um rund 12 Prozent sanken. Aber

seit der Wende des Jahrhunderts singt man uns ein neues Lied, wenn auch kein besseres. Zieht man aus den offiziellen Zahlen die Bilanz der Bewegungen der Arbeitslöhne vom Anfang 1901 bis 1911, so ergibt sich, daß die Arbeiter in dieser Zeitperiode 3 Millionen Pfund Sterling pro Jahr an Arbeitslöhnen eingebüßt haben. Dem Verlust an Geldlöhnen entspricht eine noch viel größere Einbuße an Reallöhnen, denn die Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse sind in derselben Zeitperiode im Großhandel um 13,4 Prozent gestiegen; die Preissteigerung im Kleinhandel muß sich noch beträchtlich höher stellen. Die Lebenshaltung der englischen Arbeiter ist heute niedriger als vor zehn Jahren. Sie ist natürlich noch immer erheblich höher als vor sechzig Jahren, aber, sagt Snowden, der Kampf um die Behauptung dieser Lebenshaltung ist noch nie so schwer gewesen wie heute. Die Haupturſache der „Verelendung" der Arbeiter ist in der außerordentlichen Erstarkung der Macht und der Organisation des Kapitals zu suchen. Die Ursachen der Preissteigerungen findet Snowden in der durch Raubbau verursachten teilweisen Erschöpfung der Rohstoffquellen und in der Verschwendung von Geld und Arbeitskraft durch die sinnlosen Kriegsrüstungen. Da beide als dauernde Tendenzen des heutigen Kapitalismus betrachtet werden müssen, so können wir uns nicht mit der Hoffnung trösten, daß bald wieder von selbst bessere Zeiten kommen könnten.

Die Verarmung der Arbeiter ist für diese um so empfindlicher, als sie nicht etwa auf ein Versagen der produktiven Hilfsquellen des Landes zurückzuführen ist, sondern im Gegenteil der Reichtum der Reichen in unerhörtem Maße gestiegen ist. Es würde den Rahmen einer kurzen Besprechung übersteigen, die überaus lehrreichen Zahlen, womit Snowden dies belegt, anzuführen. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß nach der Einkommensteuerveranlagung das Jahreseinkommen der besitzenden Klassen — in Großbritannien beginnt die Einkommensteuer erst bei Einkommen von 3200 Schilling, in der Praxis meist erst viel höher — zwischen den Jahren 1900 und 1910 um rund 30 Prozent gestiegen ist. Gleichzeitig ist der Luxus der Reichen immer toller, die sozialen und kulturellen Bedürfnisse der allgemeinen Bevölkerung sind immer größer geworden. Dieser Gegensatz gibt aber erst den richtigen Maßstab für die Verarmung der Armen, denn wie Snowden an anderer Stelle des Buches sehr richtig bemerkt, Armut ist das Bewußtsein, empfundene vernünftige Bedürfnisse aus Mangel an Mitteln nicht befriedigen zu können.

Bis hierher werden heute wenige Sozialisten oder unbefangene Bürgerliche Snowden widersprechen wollen. Aber Snowden zieht nun aus seinen Darlegungen den Schluß, daß Streiks als Mittel zur Hebung der Lage der Arbeiterklasse oder zur Abwendung ihrer Verschlechterung untauglich seien. Die letzten zehn Jahre, die mit einem empfindlichen Verlust für die englischen Arbeiter abgeschlossen haben, waren eine Periode großer Streiks. Die Arbeiter haben nicht weniger als 62 Millionen Arbeitstage durch Streiks verloren. Nur 25 Prozent der Streiks waren siegreich, 30 Prozent wurden verloren, während 45 Prozent mit einem Vergleich endigten. Nicht besser sei es den Arbeitern im großen Streikjahr 1911 ergangen. In diesem Jahre wurden über 10 Millionen Arbeitstage durch Streiks verloren, was Snowden in einen Lohnverlust von über 2 Millionen Pfund umrechnet. Dagegen haben die Arbeiter nach dem offiziellen Bericht in demselben Jahre durch die Streiks eine wöchentliche Lohnerhöhung von rund 26 000 Pfund errungen, also rund 1 300 000 Pfund pro Jahr, so daß der durch die Streiks verursachte Verlust erst in 21 Monaten wettgemacht würde. Dazu ist sofort zu bemerken, daß nach der eben — November 1912 — erschienenen und noch immer sehr unvollständigen amtlichen Statistik die Lohnerhöhungen im Jahre 1911 rund 35 000 Pfund pro Woche ausmachten, so daß der von Snowden berechnete Verlust schon innerhalb eines Jahres fast gänzlich gutgemacht worden ist, und daß die Resultate der Streiks von 1911 sich vielfach erst im Jahre 1912 in Lohnerhöhungen äußerten, so unter anderem bei der zahlreichen Gruppe der Eisenbahner. Überhaupt lassen sich die Lohnverluste, die die Streiks verursachen, sehr leicht zahlenmäßig feststellen, nicht

aber der Gewinn an Löhnen und ihre sonstigen direkten und indirekten Vorteile. Es ließe sich auch sonst mancherlei Kritisches zur Berechnung der durch Streiks angeblich verursachten Verluste sagen. Allein es würde uns nicht weit führen, da auch Snowden dem deduktiven Argument die größere Bedeutung beimißt.

Nach Snowden liegt es in der Natur der Sache selbst, daß ein Streik den Arbeitern nie einen erheblichen Vorteil bringen kann. Beim Streik entscheidet die größere Widerstandskraft, und die muß immer beim Unternehmer sein. Wenn der Unternehmer sich auch manchmal aus Berechnung für geschlagen gibt, dann weiß er den von den Arbeitern errungenen Vorteil auf indirektem Wege wieder rückgängig zu machen. Gegenüber dem verbündeten Kapital können die Arbeiter vollends nicht bestehen. Aber es wird für sie noch schlimmer werden. Denn außer den Kombattanten, den Arbeitern und Unternehmern, ist noch eine dritte Partei da, die ein Wort zu reden hat, nämlich die Allgemeinheit. Je mehr die Streiks das allgemeine Publikum in Mitleidenschaft ziehen, um so weniger wird die Allgemeinheit diesem barbarischen Treiben müßig zusehen. Verstockterweise halten die Gewerkschaften noch immer am Streikrecht fest und fordern in demselben Atem, daß internationale Streitigkeiten Schiedsgerichten unterworfen werden. Aber wie sich die Gewerkschaften auch verhalten mögen, die Sozialisten sollten wenigstens die Fragen vom Gesichtspunkt der Allgemeinheit beurteilen.

Es wäre müßig, sich mit Snowden über diese Fragen auseinanderzusetzen. Wenn er den Unterschied zwischen Klassenkämpfen und internationalen Kämpfen noch nicht begriffen hat, wenn er das Interesse der „Allgemeinheit" als etwas über dem Interesse der feindlichen Klassen Stehendes hinstellt, dann ist ihm in diesem Punkte nicht mehr zu helfen. Um Snowden gerecht zu werden, muß erwähnt werden, daß er den Streik in Ausnahmefällen zulassen will, aber seine späteren Ausführungen rauben auch dieser Einschränkung allen Wert. Auch muß ohne weiteres zugegeben werden, daß Snowdens Ausführungen eine sehr reale Grundlage in tatsächlichen ökonomischen Verhältnissen haben. Gegenüber dem verbündeten Kapital wird die Stellung der Arbeiter immer schwieriger, der Sieg im offenen Kampfe immer schwerer. Hätte Snowden angesichts der in gewissen englischen Arbeiterkreisen bestehenden Neigung zur maßlosen Überschätzung des Wertes der Streiks und zur Unterschätzung des politischen Kampfes sich mit der Begründung dieser Tatsache begnügt, ohne sein eigenes Steckenpferd zu reiten, dann hätte er sich ein großes Verdienst erworben. Seine Übertreibungen sind jedoch nicht viel besser als die der Syndikalisten. Und doch wäre nichts wichtiger als eine gründliche Aufklärung dieser Fragen auf Grund der eindringlichen Lehren der großen Streikbewegungen.

Die große Streikbewegung hat nichts weniger bewiesen als die Nutzlosigkeit von Streiks. Sie hat uns nur bewiesen, daß Streiks nicht immer und nicht in jeder Form und unter allen Umständen zum Ziele führen. Sie hat nicht einmal die Nutzlosigkeit der Sympathiestreiks erwiesen, sondern nur die Irrigkeit des Glaubens an den alleinseligmachenden Sympathiestreik. Sie hat gezeigt, daß partielle Streiks bei günstiger Konjunktur noch immer leichter zum Ziele führen als allgemeine Streiks. Sie hat ferner gezeigt, daß allgemeine Streiks, eventuell in Verbindung mit Sympathiestreiks anderer Gewerbe, gegen ein mächtiges und verbündetes Kapital nur dann Erfolg versprechen, wenn sie sich — horribile dictu — gegen die Gesamtheit richten, das ganze wirtschaftliche Leben der Gesellschaft und womöglich auch die Staatsgewalt lahmlegen. Dann wird die Regierung einschreiten und die Unternehmer zu solchen Konzessionen zwingen, wie die Machtentfaltung der Arbeiter erheischt, und hier ist auch der Moment gegeben, wo die gewerkschaftliche und die politische Aktion der Arbeiterklasse am ersprießlichsten vereinigt werden können. Die große englische Streikbewegung hat eine Epoche einer neuen Form von Arbeiterkämpfen eröffnet, wo gewaltige Arbeiterorganisationen, die gegen übermächtige Unternehmerverbände anzukämpfen haben, sich von vornherein planmäßig gegen die „Gesamtheit" wenden, um dem Kapital durch einen ökonomisch-politischen Druck auf die Regierung beizukommen.

Von alledem weiß Snowden nichts. Er sieht nur, daß die Arbeiter dem Kapital im offenen Kampfe nicht beikommen können, daß es von einer Arbeiterorganisation frevelhaft sei, „vom Gemeinwesen Lösegeld einzufordern", und daß das „Gemeinwesen" sich viel widerstandsfähiger erwiesen habe, als die „Erpresser" gehofft hatten. Den Eisenbahnern habe nur die Großmut der Regierung die schmählichste Unterwerfung erspart, und auch die Bergarbeiter seien nur durch die Intervention des Parlamentes vor einer Niederlage gerettet worden. Und so kommt Snowden zu der Schlußfolgerung: Da der wirtschaftliche Kampf sich als unfähig erwiesen hat, den Arbeitern einen auskömmlichen Lohn zu sichern, so muß ein besserer Weg eingeschlagen werden: Streiks müssen durch obligatorische Schiedsgerichte ersetzt werden, und der Staat muß einen auskömmlichen Minimallohn garantieren. Zur Unterstützung beider Forderungen führt Snowden die bekannten auswärtigen Musterbeispiele an und sucht auch aus Einrichtungen und Tendenzen in England die Anfänge einer ähnlichen Entwicklung zu entdecken. Dabei überschreitet er nie den Gesichtskreis der bürgerlichen Sozialreformer, die in jenen Einrichtungen ihr Ideal sehen. Dabei muß Snowden selber zugeben, daß die obligatorischen Schiedsgerichte in Neuseeland und Australien den Arbeitern nicht nur nicht das Tausendjährige Reich gebracht, sondern nicht einmal den Ausbruch von Streiks verhindert haben, und daß eine starke Strömung unter den Arbeitern für die Abschaffung des Gesetzes vorhanden ist. In Kanada, dessen Streikgesetzgebung nach manchen Anzeichen England zum Muster dienen soll, haben die Schiedsgerichte keine bindende Kraft, aber dennoch haben die Arbeiter mit dem obligatorischen Schiedsgericht dort so schlechte Erfahrungen gemacht, daß der letzte kanadische Gewerkschaftskongreß in einer Resolution die Aufhebung des Gesetzes gefordert hat. Kein Wunder, daß die englischen Arbeiter aus den Erfahrungen der Kolonien, wo die Umstände für eine derartige Gesetzgebung viel günstiger sind als in Europa, ganz andere Schlüsse ziehen als Snowden und sich vor dem ersten Schritt auf dem Wege scheuen, der zur Vernichtung ihrer letzten Waffe, ihrer ultima ratio, im Klassenkampf führt.

Zum obligatorischen Schiedsgericht soll der gesetzliche Minimallohn kommen. Snowden verurteilt einen in einem bestimmten Betrag ausgedrückten Minimallohn, der sich auf alle Arbeiter des Landes ohne Unterschied des Gewerbes und des Ortes bezöge, auf das entschiedenste und führt eine Reihe volkswirtschaftlicher Argumente — von denen sich einige von einem Sozialisten etwas sonderbar anhören — gegen den Vorschlag aus, wiewohl die Arbeiterfraktion sich durch diese Bedenken nicht davon abhalten ließ, in einer im Unterhaus eingebrachten Resolution einen gesetzlichen Minimallohn von 30 Schilling die Woche für alle Arbeiter zu fordern. Snowden fordert vielmehr paritätische Lohnämter mit einem unparteiischen und unpolitischen Vorsitzenden nach dem Muster der im australischen Staate Victoria eingeführten, die für die verschiedenen Gewerbe und Distrikte gesetzlich bindende Löhne in verschiedener Höhe festsetzen sollen.

Snowden führt die Trade Boards Act vom Jahre 1909 und das Minimallohngesetz für Bergarbeiter vom Jahre 1912 als Beweise dafür an, daß die Entwicklung in England zur Einführung von Lohnämtern für alle Gewerbe führt. Auch den Gesetzentwurf, den die Arbeiterfraktion in diesem Jahre auf Wunsch der streikenden Londoner Hafenarbeiter im Unterhaus einbrachte und der den zwischen Gewerkschaften und Unternehmerverbänden zustande gekommenen Tarifverträgen allen Arbeitgebern gegenüber bindende gesetzliche Kraft geben wollte, bringt Snowden zur Unterstützung seiner Auffassung vor. Zu dem letzteren Argument braucht bloß gesagt zu werden, daß der Vorschlag der Londoner Hafenarbeiter ganz plötzlich neben anderen noch bedenklicheren Auskunftsmitteln in der Hitze eines mörderischen Gefechtes vorgebracht wurde und deshalb bis auf weiteres als Präzedenzfall nicht in Betracht kommen kann. Die Lohnämter des Jahres 1909 sind grundsätzlich auf einige „Schwitzindustrien", in denen ausnehmend erbärmliche Löhne bezahlt werden, beschränkt. Sie beziehen sich prinzipiell nicht auf die lebensfähige moderne Industrie,

sondern nur auf rudimentäre Gewerbe, die in ihrer heutigen Form überhaupt keine Existenzberechtigung haben und nur durch die unmenschliche Ausbeutung der in ihnen beschäftigten Personen — fast ausnahmslos Frauen und Kinder — bestehen können. Die Lohnämter sind da eigentlich nur in dem Maße wirksam, wie sie die Gewerbe, deren Löhne sie regeln, gänzlich ruinieren.

Das Minimallohngesetz für Bergarbeiter gehört freilich in eine ganz andere Kategorie und ist in der Tat von epochemachender Bedeutung. Aber warum? Gerade weil es durch einen gewaltigen Streik einem unwilligen Parlament abgenötigt wurde! Immerhin ist auch hierzu noch zu bemerken: erstens stellte das Gesetz die Arbeiter nicht zufrieden, so daß die Arbeiterfraktion in dritter Lesung dagegen gestimmt hat; zweitens trägt das Gesetz ausdrücklich einen provisorischen Charakter; drittens sind die Minimallöhne nur zivilrechtlich bindend, der Arbeiter kann um sie beim Zivilgericht Klage führen, aber sonst kümmert sich der Staat um ihre Bezahlung nicht.

Die englischen Arbeiter haben gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß ihnen der Staat einen auskömmlichen Mindestlohn sichert. Wenn Snowden gegen die Verstocktheit der englischen Arbeiter wettern zu müssen glaubt, weil sie an der veralteten barbarischen Methode des brutalen wirtschaftlichen Kampfes festhalten, während sie ihre Ziele auf friedlichem Wege erreichen könnten, so ist das nur seine eigene Schuld. Die englischen Arbeiter werden den gesetzlichen Minimallohn nicht nur annehmen, sondern auch fordern. Jedoch geben sie sich keinen Illusionen hin. Die englischen Gewerkschaften haben eben eine andere Auffassung vom Staate als der Sozialist Snowden. Sie glauben nicht, daß er oder sein „unparteiischer" und „unpolitischer" Vertreter über den Klassen thront und daß er ihnen Arbeitsbedingungen verschaffen wird, die zu erringen ihre eigene Kraft nicht hinreicht. Wenn die Arbeiter eine ausschlaggebende Macht im Staate sein werden, wie das in Australien und Neuseeland zum Teil schon der Fall ist, dann werden sie ihm wahrscheinlich mehr Vertrauen entgegenbringen. Bis dahin werden sie sich wohl nicht einmal um das Linsengericht eines gesetzlichen Minimums ihrer ultima ratio berauben lassen. Wer den gesetzlichen Minimallohn in England von vornherein unmöglich machen will, der braucht ihn bloß mit der Abschaffung des Streikrechtes in Zusammenhang zu bringen.

Literarische Rundschau.

Otto Hagen, Kammergerichtsrat, **Kommentar zum Versicherungsgesetz für Angestellte** vom 20. Dezember 1911. Mit Rententabellen. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. XVII und 286 Seiten. Geheftet 8 Mark.

Der Verfasser hat sich eine große Aufgabe gestellt. Er wollte eine Erläuterung des neuen Gesetzes geben, welche Rücksicht nimmt auf die mannigfachen Bedürfnisse der Juristen und Verwaltungsbeamten, Pensionskassen und Lebensversicherungsgesellschaften, der Arbeitgeber und Angestellten in Industrie und Handel, der Behörden und rechtsprechenden Instanzen der Angestelltenversicherung und endlich aller anderen öffentlichen und privaten Kreise, die mit dieser neuen, den ganzen Umkreis des Erwerbslebens durchdringenden gesellschaftlichen Fürsorge in Berührung kommen. Zuzugestehen ist, daß sich der sachkundige Verfasser große Mühe gegeben hat, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Er hat zur Erläuterung des Gesetzes die Begründung des Entwurfes ausführlich wiedergegeben und ist auf die Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes und des Reichsgerichtes eingegangen, soweit sie für das neue Gesetz in Betracht kommen. Außerdem hat er auf eine ganze Reihe anderer deutscher Gesetze sowie auf das österreichische Gesetz betreffend die Pensionsversicherung der in privaten Diensten und einiger in öffentlichen Diensten Angestellten bei passender Gelegenheit hingewiesen. Schließlich fehlt auch nicht eine Würdigung der sozialen Bedeutung des Gesetzes. Die Erläuterungen

enthalten eine Fülle wichtiger und treffender Bemerkungen für Juristen und Verwaltungsbeamte. Daß der Kommentar aber für Angestellte und Betriebsunternehmer zweckmäßig ist, möchte ich bezweifeln. Dazu bringt er zuviel Anmerkungen, die für diese Kreise ohne Bedeutung sind.

Über die Rententabellen sagt der Verfasser selbst in einer Vorbemerkung:

> Bei der besonderen Art der Rentenberechnung ist es unmöglich, eine Zusammenstellung zu liefern, aus der der Leser in den einzelnen Fällen den Betrag der Rente unmittelbar entnehmen könnte. Ohne eine gewisse eigene Rechenarbeit des Lesers wird es daher nicht gehen. Die Zusammenstellungen sollen die Rechenarbeit nur erleichtern.

Die Rechnung ist aber auch ohne Tabelle ganz einfach. Deshalb halte ich die Tabellen für überflüssig.

Hier und da ist dem Verfasser ein Irrtum unterlaufen, wohl verschuldet durch den ungenügenden Bericht über die Verhandlungen in der Reichstagskommission. Nach § 24 Absatz 2 kann das Ruhegeld ganz oder teilweise versagt werden, wenn sich der Versicherte die Berufsunfähigkeit bei einer Handlung zugezogen hat, die nach strafgerichtlichem Urteil ein Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen ist. Diese Bestimmung ist durch den Zusatz eingeschränkt:

> Die Verletzung bergpolizeilicher Verordnungen oder des § 93 Absatz 2, 3, und der §§ 95 bis 97 der Seemannsordnung gilt nicht als Vergehen im Sinne des vorstehenden Satzes.

Der Zusatz, bemerkt dazu Herr Hagen, bezieht sich hinsichtlich der Zuwiderhandlungen gegen die Bergpolizeiverordnungen darauf, daß sich diese mit Rücksicht auf die Höhe der Strafe in Preußen als Vergehen darstellen, in anderen Bundesstaaten nicht; es soll mit dieser Vorschrift also einer Benachteiligung der preußischen Bergleute vorgebeugt werden. Das ist tatsächlich nicht entscheidend gewesen. Der erste Satz soll sich nicht auf leichte Zuwiderhandlungen gegen Ordnungsvorschriften beziehen. Deshalb ist die Versagung des Ruhegehaltes nur bei einem Verbrechen oder vorsätzlichen Vergehen zugelassen. Einige bergpolizeiliche Verordnungen und die in dem Zusatz angeführten Paragraphen der Seemannsordnung bedrohen jedoch leichte Zuwiderhandlungen der Bergarbeiter und Schiffsleute gegen Ordnungsvorschriften mit solchen Strafen, daß diese Handlungen nach dem Strafgesetzbuch als Vergehen gelten und demgemäß nach dem ersten Satze des § 24 Absatz 2 die Versagung des Ruhegeldes zur Folge haben könnten. Um das zu verhindern, wurde der Zusatz beschlossen. — § 146 gibt das Recht zur Wahl der Vertrauensmänner der Versicherten nur den versicherten Angestellten, schließt davon also die Versicherten aus, die nicht mehr Angestellte sind, während § 145 als wählbar die Versicherten anführt, mithin auch die Versicherten, die nicht mehr Angestellte sind. In einer Anmerkung zu § 146 erklärt es Herr Hagen als möglich, daß dieser Unterschied auf einem Redaktionsfehler beruht. Allerdings weist das Gesetz nur zuviel Redaktionsfehler auf. Hier aber haben wir es mit einem beabsichtigten Unterschied zu tun. Die versicherten Angestellten sollten als ihre Vertreter auch solche Personen wählen können, die nicht mehr Angestellte und deshalb unabhängig von den Betriebsunternehmern sind. Aus diesem Grunde wurde diesen Versicherten das Recht eingeräumt, gewählt zu werden. Bei dem Recht zu wählen dagegen kam der Grund nicht in Betracht.

In einigen Fällen wird die Auslegung des Gesetzes durch Herrn Hagen nicht ohne Widerspruch bleiben. Gustav Hoch.

Franz Klühs, Terror, Dokumente über Terrorismus und Verruf im wirtschaftlichen und politischen Kampfe. Magdeburg, Verlag von W. Pfannkuch & Co. 206 Seiten. Preis 2,80 Mark.

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, nämlich das Geschreie und Getue über die Maßnahmen der Arbeiter, womit sie sich der rohen und feigen Vergewaltigung erwehren, die ihnen tagtäglich von den herrschenden Klassen wider-

fährt. Verständige und gerechte Gegner der Arbeiterbewegung verzichten längst auf die ebenso billige wie verlogene Art des Kampfes, den Arbeitern als todeswürdiges Verbrechen anzurechnen, was Behörden, Grundbesitzer, Fabrikanten und andere fort und fort tun, ohne daß ein Hahn danach krähte. Aber wie selten sind die verständigen und gerechten Leute unter unseren Gegnern! Bis weit in die Reihen der ganz „entschiedenen Liberalen" hinein finden wir diese traurigen Klopffechter, die gewissenlos alles nachreden, was sie irgendwo von Scharfmachern gehört haben. Dafür hat Herr Cassel erst vor wenigen Tagen mit seiner Rede im preußischen Abgeordnetenhause ein Beispiel gegeben. In diesem Kampfe bleibt die beste Deckung immer noch der Hieb, und für diese Art der Abwehr bietet das Buch des Genossen Klühs ein Arsenal blitzender Waffen. Nämlich eine reiche und gut geordnete Sammlung ordnungspolitischer Terrorismusfälle, die im Laufe der letzten Jahre durch die Presse ruchbar geworden sind. Das Buch wird den agitatorisch tätigen Genossen in der Partei und in den Gewerkschaften vorzügliche Dienste leisten können. Der etwas hohe Preis ist durch die gute Ausstattung bedingt. a. w.

Jakob Heller, **Einigungsamt und Bautarife in München.** München, Verlag von Ernst Reinhardt. 148 Seiten. Preis 2,80 Mark.

Der Verfasser will das Werden und Wachsen der Tarifverträge an einem Schulbeispiel und unter Eingehen auf alle Einzelheiten der Verhandlungs- und Tariftechnik schildern und gleichzeitig herausarbeiten, was das amtliche Einigungsamt leisten kann, wenn es seine Aufgaben mit Initiative und Takt erfaßt. Man darf dem Verfasser zugestehen, daß er sich für seine Aufgabe ein glückliches Objekt gewählt hat. Einmal drängt sich im Münchner Baugewerbe die charakteristische Entwicklung der Tarifverträge auf einen zeitlich engen Raum zusammen, zum anderen ist das Münchner Gewerbegericht als Einigungsamt besonders erfolgreich tätig gewesen. Die Tarifbewegungen, die er schildert, beginnen mit dem Jahre 1904 und enden mit der Aussperrung im Jahre 1910. Den vier Abschnitten des Buches geht eine Einleitung vorauf, die die Tätigkeit des Gewerbegerichts München als Einigungsamt behandelt. Eine Tabelle verzeichnet jahrweise die Fälle, in denen das Gewerbegericht als Einigungsamt angerufen wurde; sie reicht bis zum Jahre 1896 zurück und schließt mit dem Jahre 1911. Bis zum Jahre 1901 halten sich diese Zahlen in ziemlich engen Grenzen, nur ein- oder zweimal im Jahre nimmt man das Gewerbegericht in Anspruch; dann wachsen sie schnell: im Jahre 1902 sind es 8, 1904 schon 31, zwei Jahre später 95, im Jahre 1911 aber 111. Dazu kommen die Fälle, wo die Anrufung auf Veranlassung des Gewerbegerichts erfolgte (§ 65 des Gewerbegerichtsgesetzes). Hätte der Verfasser die gesamte einigungsamtliche Tätigkeit des Münchner Gewerbegerichts darstellen wollen, so wäre es notwendig gewesen, von allen Fällen anzugeben, welchen Erfolg das Eingreifen des Amtes gehabt hat. Das geschieht jedoch nur für die Anrufungen der letztgenannten Art. Die dort gegebenen Zahlen stellen der Leitung des Einigungsamtes ein gutes Zeugnis aus. So wurden zum Beispiel von 82 Streitsachen, die 1910 vor das Einigungsamt gebracht wurden, 67 durch Tarifabschluß, 14 durch sonstige Vereinbarung und 1 durch Schiedsspruch erledigt. Die Vermittlertätigkeit hätte danach also nur in einem Falle versagt. In diesen Fällen hat es sich augenscheinlich zumeist um kleinere Differenzen gehandelt. Diese kurze Darstellung ist indes wohl als Einführung gedacht um das Ganze der einigungsamtlichen Tätigkeit zu zeigen, von der die Arbeit am Zustandekommen der baugewerblichen Tarife nur ein Teil ist.

Die Geschichte der Tarifverträge des Münchner Baugewerbes ist volkswirtschaftlich interessant und gerade für die Beurteilung der Frage wertvoll, wie weit die ausgleichende Tätigkeit eines gut geleiteten Einigungsamtes den Gang der Ereignisse beeinflussen kann. In der kurzen Zeitspanne, die Hellers Schilderung umfaßt, macht der zwischen den Parteien angesammelte Zündstoff zweimal alle Mühen der Vermittler zunichte. Kämpfe von seltener Schärfe wurden in dieser Zeit im

Münchner Baugewerbe ausgefochten. Dagegen gelingt es zweimal, allgemeine Vereinbarungen ohne Kampf herbeizuführen, aber diese Vereinbarungen sind beide Male den Arbeitern wenig günstig. Mehr Erfolg hatte das Einigungsamt bei der Schlichtung von Streitigkeiten begrenzten Umfanges; hier, wo nicht starke Interessen der Allgemeinheit beider Parteien miteinander streiten, gelingt ihm der Ausgleich leichter, hier ist sein eigentliches Feld, wo es eine Tätigkeit entfalten kann, die auch den Arbeitern nützlich sein kann und zumeist auch nützlich ist.

Grundsätzliche Erwägungen dieser Art, die eigentlich sehr nahe lagen, hat jedoch der Verfasser nicht gestellt. Er begnügt sich mit einer Tatsachenschilderung, die innerhalb des Rahmens, den er sich gestellt hat, lückenlos ist, aber doch eben unter der Enge dieses Rahmens leidet. Der volkswirtschaftlich und gewerkschaftlich bewanderte Leser wird diese Darstellung freilich leicht ergänzen, und man kann das Buch darum als zuverlässige Quellenschrift guten Gewissens empfehlen. a. w.

Notizen.

Arbeitsaufwand und Betriebsgröße in der Landwirtschaft. Die Aufnahme von 1907 erlaubt uns, die Personen zu zählen, die auf gleicher Bodenfläche in jeder Größenklasse landwirtschaftlicher Betriebe beschäftigt werden. Das ist sehr wichtig. Bisher untersuchte man in der Regel nur, wie groß der Ertrag des Bodens ist und mit welchen Geldkosten er produziert wird. Das ist das einzige, was für den Bourgeois von Interesse. Mit welchem Arbeitsaufwand der Ertrag gewonnen wird, kümmert ihn wenig. Um so mehr interessiert es den Arbeiter.

Man fand nun, daß auf 1000 Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche landwirtschaftlich beschäftigte Personen kommen:

In Betrieben	unter 0,5 Hektar	560	In Betrieben	von 20 bis 100 Hektar	22
„ „	von 0,5 bis 2 „	171	„ „	„ 100 und mehr Hekt.	18
„ „	„ 2 „ 5 „	88	„ „	darunter 200 und mehr	
„ „	„ 5 „ 20 „	44		Hektar	17

Ohne weiteres sind diese Zahlen nicht vergleichbar. In den kleinen und kleinsten Betrieben wird es zahlreiche Personen geben, die neben der Landwirtschaft in dem gezählten Betrieb noch andere Beschäftigungen treiben. Aber selbst wenn wir die Betriebe unter 2 Hektar weglassen, finden wir immer noch, daß für die Bewirtschaftung von 100 Hektar in den kleineren Betrieben, die vornehmlich nur von Familienangehörigen bewirtschaftet werden (mit 2 bis 5 Hektar), 88 Personen notwendig sind, in den Großbetrieben mit mehr als 200 Hektar nur 17 Personen, also im Kleinbetrieb fünfmal so viel. Und selbst wenn wir annehmen, daß die Besitzer jener Kleinbetriebe noch zu viel Lohnarbeit nebenher betreiben, um als volle Arbeitskraft in ihrem Betrieb gezählt zu werden, so wird man doch dies nicht mehr von den Betrieben mit 5 bis 20 Hektar behaupten wollen. Diese erfordern immer noch für 100 Hektar 44 Personen gegen 17 des Großbetriebs, also mehr als zweieinhalbmal so viel.

Davon kann aber gar keine Rede sein, daß die Kleinbetriebe auf gleicher Fläche etwa zweieinhalbmal mehr Produkt erzeugen als der Großbetrieb. Das zu behaupten wagt nicht einmal Artur Schulz. Sie verbrauchen also mehr Arbeit, um die gleiche Menge Produkt hervorzubringen. Nach den Berechnungen des Schweizerischen Bauernsekretariats betrugen in Prozenten der betreffenden Zahlen der Großbauernbetriebe:

	Roherträge pro Hektar	Betriebsaufwand pro Hektar
Bei Kleinbauern	153	211
„ kleinen Mittelbauern	134	163
„ Mittelbauern	117	136
„ großen Mittelbauern	110	125
„ Großbauern	100	100

Der Bauernsekretär fügt hinzu:

„Wohl haben die unteren Größenklassen relativ höhere Erträge aufzuweisen, doch wird diese Tatsache mehr als ausgeglichen durch die viel intensivere Belastung mit Betriebsaufwand. Die Folge davon ist die geringere Rendite der Kleinbauernbetriebe." (Bericht für 1912, S. 63.)

Sie erzielten 50 Prozent mehr Produkt mit 100 Prozent mehr Arbeitsaufwand. Und doch erhalten sie sich. Warum? Weil sie unabhängiger sind von der Lohnarbeit. Der Kleinbauer holt aus sich selbst und seinen Familienmitgliedern mehr unbezahlte Arbeit heraus, als der Großgrundbesitzer aus den Lohnarbeitern.

Von je 1000 in der betreffenden Größenklasse tätigen Personen sind nach der Zählung von 1907 im Deutschen Reiche Betriebsleiter und Familienmitglieder:

In Betrieben unter 0,5 Hektar .	907	In Betrieben von 20 bis 100 Hektar	402
„ „ von 0,5 bis 2 „ .	866	„ „ „ 100 und mehr Hekt.	31
„ „ „ 2 „ 5 „ .	859	„ „ darunter 200 und mehr	
„ „ „ 5 „ 20 „ .	739	Hektar	20

Die Lohnarbeit, das heißt die kapitalistische Form der Produktion, das ist die Achillesferse des landwirtschaftlichen Großbetriebs — eine ökonomische, nicht eine technische Erscheinung. K. K.

Zeitschriftenschau.

In der Mainummer des „Kampf" bespricht Otto Bauer in einem „Nach dem Balkankrieg" betitelten Artikel die Wirkungen der Umwälzungen auf dem Balkan.

Mit der Befreiung von der Türkenherrschaft beginnt für Mazedonien, Epirus und einen Teil Thraziens die kapitalistische Entwicklung. Die Macht der türkischen Grundherren in diesen Ländern ist gefallen. Die wichtigste Aufgabe Serbiens und Bulgariens wird es sein, die Zinsbauern und Teilpächter in freie Grundeigentümer zu verwandeln. Dies dürfte sich in ähnlicher Weise vollziehen, wie es in Bulgarien nach Beseitigung der Türkenherrschaft geschehen ist. Die Einführung einer modernen Staatsverwaltung, eines modernen Steuersystems und die Heranziehung der Bauern zum Heeresdienst, die Kolonisierung herrenlos gewordener Ländereien werden alle ländlichen Verhältnisse umwälzen und den Übergang zur Geldwirtschaft beschleunigen. Ausbau von Straßen und Eisenbahnen werden diese Wirkung verstärken. Aber wie in Bulgarien wird auch hier die Bauernbefreiung die Proletarisierung eines großen Teiles der Bauern zur Folge haben. Die kapitalistische Ausbeutung wird an Stelle der feudalen treten.

Dadurch wird auch die Arbeiterbewegung in den Balkanstaaten neuen Anstoß empfangen. Die Deckung der Kriegskosten wird ein starkes Anwachsen der Steuerlast hervorrufen. Fürstengewalt und Militarismus wurden durch die Siege gestärkt. In den eroberten Gebieten sind viele nationale Minderheiten angesiedelt. Alle diese Umstände werden die sozialen, politischen und nationalen Kämpfe innerhalb der Balkanstaaten verschärfen. Auch sprengt der Kampf um die Kriegsbeute den Balkanbund, und die Gegensätze zwischen den Balkanstaaten erwachen von neuem.

Saloniki war das Ziel des österreichischen Imperialismus. Aber der letzte günstige Augenblick, dies Ziel zu erreichen, im Jahre 1905 oder 1906, zur Zeit der russischen Revolution, wurde nicht ausgenützt, und seither haben sich die Machtverhältnisse in Europa, besonders die Stellung Rußlands, vollständig geändert. Um die revolutionären Städte leichter unterdrücken zu können, suchte die russische Regierung die Bauern durch eine großzügige Agrarreform zu befriedigen. Deren Folgen auf wirtschaftlichem Gebiet sind Steigerung der Ernteerträgnisse und der Ausfuhr an Getreide und Holz, erhöhte Kaufkraft des Landvolkes, wachsende

Steuerkraft der Bauernschaft. Die russische Industrie entwickelte sich mit schier amerikanischer Schnelligkeit. Infolgedessen haben sich auch die Staatsfinanzen trotz der großen Ausgaben für Heer und Flotte überraschend entwickelt. Diese wirtschaftliche Entwicklung bewirkte vorerst eine Stärkung der russischen Staatsgewalt im Innern und nach außen.

Frankreich wird immer mehr ein Vasall Rußlands, um sich vor Deutschlands Übermacht zu schützen. England ist seit 1907 mit seinem historischen Gegner verbündet, auch Italien nähert sich dem Zarenreich. Der Marsch nach Saloniki würde darum heute für Österreich einen Krieg gegen Rußland, Serbien und Italien zugleich bedeuten. So konnte Österreich auf Saloniki nicht mehr hoffen und trat, um sich einen letzten Stützpunkt auf der Balkanhalbinsel zu retten, für die Selbständigkeit Albaniens ein. Die Gestaltung der Dinge in Albanien ist nun von großer Bedeutung für Österreichs Zukunft. Eine Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Albaniens zeigt, daß die heftigsten inneren Wirren und Umwälzungen dem neuen Staatswesen bevorstehen. Diese inneren Kämpfe werden durch die einander widerstreitenden Einflüsse Österreichs und Italiens noch verschärft werden. Der Konkurrenzkampf um den albanischen Markt wird eine ständige Gefahr für den Frieden zwischen Österreich und Italien bilden. Die Sozialdemokratie beider Länder muß darum jede Einmengung ihrer Regierung in die Angelegenheiten der Albaner zu verhindern suchen. Durch die türkischen Niederlagen auf dem Balkan ist die Türkenherrschaft auch in Asien gefährdet worden. Alle Mächte rüsten für den Augenblick des Zerfalles der asiatischen Türkei, um sich einen Anteil am Erbe zu sichern. Die jetzt in den Vordergrund tretenden Fragen der Weltpolitik werden möglicherweise die Gruppierung der Weltmächte ändern. In den letzten Monaten haben sich England und Deutschland einander genähert, England ist von Rußland und Frankreich etwas abgerückt und hat damit in diesen beiden Ländern große Beunruhigung hervorgerufen. Um für die unsichere Zukunft gerüstet zu sein, verstärken die Mächte ihre Militärkräfte. Die Ausdehnung des Kapitalismus nach Osten ist begleitet von einer Verschärfung der Klassengegensätze in seiner Heimat. Damit rückt der Entscheidungskampf zwischen der kapitalistischen und der proletarischen Welt immer näher heran.

Zwei Artikel feiern die fünfzigste Wiederkehr des Gründungstags des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Der eine Artikel von Hermann Wendel, **„Fünfzig Jahre Sozialdemokratie"**, schildert die Verhältnisse Preußens nach 1848, die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und die Tätigkeit Lassalles. Oswald Hillebrand erzählt in dem Artikel **„Die erste sozialdemokratische Organisation in Österreich"**, wie noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1863 in der deutschböhmischen Stadt Asch eine Filiale des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins begründet wurde. Da die Behörden aber die Vereinsgründung untersagten, nahm sich Lassalle persönlich der Sache an. Er machte eine Eingabe an die Statthalterei in Prag und wollte sogar im Frühjahr 1865 eigens nach Wien fahren, um im Ministerium zu intervenieren, sein früher Tod machte dies unmöglich. Die Briefe Lassalles an den „Bevollmächtigten" des Ascher Vereins, den Strumpfwirker Johann Martin, zeigen das Interesse, das Lassalle an diesem Zweigverein nahm. Das Vereinsverbot konnte die Bewegung in Asch nicht aufhalten. In zahlreichen Versammlungen wurden Lassalles Schriften vorgelesen, der „Sozialdemokrat" wurde eifrig verbreitet. Erst das Vereinsgesetz von 1867 schuf die gesetzliche Basis für eine feste Organisation. Die weitere Entwicklung der Ascher sozialdemokratischen Bewegung ist verknüpft mit der Entwicklung der gesamten österreichischen Sozialdemokratie.

S. Semkowsky bespricht **„Die Wiederbelebung des russischen Proletariats"**. Seit 1909 ist die zehnjährige Wirtschaftskrise in Rußland einem großen Aufschwung der Industrie gewichen. Besonders das letzte Jahr sah eine ungestüme Erweiterung der Industrieunternehmungen. Dieser industrielle Aufschwung war eine Vorbedingung für das Wiedererwachen der Massenbewegung der durch die Konter-

revolution und die ökonomische Krise zugleich niedergedrückten Arbeiter. Dies findet seinen Ausdruck in dem starken Anschwellen der Streikbewegung. Aber sowohl die ökonomischen Streiks wie die politischen zeigen trotz ihrer Riesendimensionen und der spontanen Disziplinierthheit der Streikenden doch die organisatorische Schwäche der sozialdemokratischen Partei. Der glänzende Sieg der Sozialdemokratie in der Arbeiterkurie und ihre Fortschritte in der zweiten städtischen Kurie bei den letzten Dumawahlen zeigen jedoch, daß die Arbeiter auch dieses neue Werkzeug der „indirekten Aktion" zu handhaben verstehen. Zwar zeigte sich in der Arbeiterkurie noch eine sehr starke Wahlenthaltung, doch ist dies auf andere Ursachen, nicht auf bewußten Boykott zurückzuführen, vor allem auf den fraktionellen Hader innerhalb der russischen Sozialdemokratie und auf den ganz unglaublichen Terror, der auf die Arbeiter bei den Wahlen ausgeübt wird. Die vierzehn Genossen, die in die vierte Duma gewählt worden sind, sind bereits in einer Reihe von Fällen glänzend hervorgetreten, vor allem auch gegen die slawophile Kriegshetze. Die parlamentarische Tätigkeit wird ein mächtiges Werkzeug zum Wiederaufbau der sozialdemokratischen Partei werden. Dabei handelt es sich nicht um die einfache Wiederherstellung der alten „unterirdischen" Parteiorganisation, sondern um einen Wiederaufbau auf höherer Entwicklungsstufe. Die wachsende Bedeutung der „legalen" Formen der Arbeiterbewegung zeigt sich am deutlichsten in der Entwicklung der Parteipresse. Die Herausgabe illegaler Blätter durch die Emigranten im Ausland ist fast eingestellt, die beiden in Petersburg legal erscheinenden sozialdemokratischen Tagblätter „Lutsch" und „Prawda" werden im ganzen Lande verbreitet. Die vielen Konfiskationen und die Gefängnisstrafen der Redakteure zeigen, unter welch schwierigen Bedingungen dieser Kampf für die offene Existenz der sozialdemokratischen Partei geführt wird. Der Kampf wird noch erschwert durch die nun schon ein Jahrzehnt währende Parteispaltung. Die zahlreichen „Unterfraktionen" und „Schattierungen" haben sich im letzten Jahre in zwei große Gruppen vereinigt, die sich noch feindlich gegenüberstehen. An der Spitze der einen Gruppe steht das „Organisationskomitee", an der Spitze der anderen das „Zentralkomitee". In der praktischen Arbeit der Anhänger der beiden Fraktionen tritt keine große Differenz hervor. Das Streitobjekt wird erst deutlich, wenn man sich von der politischen Arbeit der Gegenwart zu der überlieferten fraktionellen Ideologie wendet. Die beiden wichtigsten Streitpunkte bestehen in der Frage, ob man neben den drei Hauptforderungen: Grund und Boden den Bauern, Achtstundentag, die Republik auch „Teilforderungen" aufstellen darf wie Koalitionsfreiheit, allgemeines Wahlrecht usw. oder nicht, und in der Frage der „legalen" und „illegalen" Formen des Parteiausbaus. In der Praxis kämpfen aber beide Teile in legalen, halblegalen und geheimen Organisationen und treten für die auf der Tagesordnung stehenden Teilforderungen ein. Die ungeheuren Aufgaben, die der russischen Sozialdemokratie gestellt sind, werden immer gebieterischer nach der Vereinigung aller Kräfte verlangen.

Adolf Braun schildert die **„Konzentrierung der Unternehmermacht"** an der Entwicklung der reichsdeutschen Unternehmerorganisationen und ihre Bedeutung für das ganze Wirtschaftsleben.

Karl Cermak zeigt in einem Artikel **„Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft"**, wie sich in Österreich die Stellung von Partei und Gewerkschaften zu den Genossenschaften gewandelt hat, so daß in den Zentralstellen bereits einträchtig zusammengewirkt wird, und bespricht das Verhältnis der Genossenschaften zu ihren Angestellten.

In einem **„Richard Wagner und das Proletariat"** betitelten Artikel wendet sich Wilhelm Ellenbogen gegen diejenigen, die Wagner als Vertreter des Kleinbürgertums bezeichnen. An der Hand seiner Schriften und Dichtungen schildert er Wagner als Revolutionär und zeigt, wie im „Ring des Nibelungen" modern-sozialistische Anschauungen zum Ausdruck kommen. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 36 Ausgegeben am 6. Juni 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die politische Situation in Frankreich.

Von **Albert Thomas** (Paris).

Die politische Geschichte Frankreichs stellt eine fortgesetzte Reihe von Krisen dar. Man braucht gar nicht erst auf die Revolutionen vergangener Zeiten, auf die von 1789, 1830 oder 1848 zurückzugehen, man braucht nicht an den ewigen Wechsel raschen demokratischen Fortschrittes mit Zeiten des Stillstandes zu denken, der die verschiedenen Entwicklungsperioden Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert kennzeichnet — Tatsache ist, daß wir seit der Begründung der dritten Republik oft genug Zeugen dieses Schauspiels gewesen sind. Zu gewissen Zeiten scheint das republikanische Leben zu erschlaffen, der proletarische Ansturm nachzulassen. Dann kann die politische und soziale Reaktion ihr Haupt wieder erheben. Die Parteien der Vergangenheit, Royalisten und Bonapartisten, die Kirche — stets darauf bedacht, die klerikale Herrschaft unserem so lange im Katholizismus befangenen Volke wieder aufzuhalsen —, dann die Großindustrie und Hochfinanz, die allen Tendenzen nach politischer Gleichgültigkeit und Resignation in der Demokratie Vorschub leisten, kurz alle die Mächte, die das Volk unter ihrer Vormundschaft halten wollen, erheben sich und suchen dem arbeitenden Volke und der Masse der Kleinbauern und Kleinbürger ihre politischen und sozialen Eroberungen, die sie im Laufe der Zeiten gemacht, wieder abzunehmen.

Derartiges sahen wir am 16. Mai 1877 unter Mac Mahons Präsidentschaft, wir erlebten es in den wilden Tagen des Boulangismus, dann wieder bei der Dreyfus-Affäre 1898 bis 1900, und auch heute wieder sind wir Zeugen einer neuen Krise.

Aber die heutige Krise ist um so schwerer, als sie sozusagen direkt und unverhüllt die Frage der nationalen Verteidigung in ihrer ganzen Schärfe aufwirft.

Bei der Dreyfus-Affäre handelte es sich im Grunde nur um das Problem der Militärjustiz und des antirepublikanischen Generalstabs. Es war schwer, aber nicht unmöglich, die Wirkungen dieser Kampagne unschädlich zu machen, die in geschickter Weise Fragen der Militärorganisation und der

auswärtigen Politik mit den Unregelmäßigkeiten dieses kriegsgerichtlichen Verfahrens verquickte. Das reaktionär-klerikale Ziel dieser nationalistischen Kampagne war offenbar. Heute ist das durchaus nicht im gleichen Maße der Fall. Denn einmal steht heute scheinbar die Frage der Landesverteidigung allein zur Diskussion, und dann hat sich die politische Lage im letzten Jahre dahin entwickelt, daß sich heute mit den reaktionären auch republikanische Elemente (sie segeln wenigstens unter dieser Flagge) verbunden haben, die noch gestern mit den Konservativen im Kampfe lagen.

Diese Situation ist durch das Zusammentreffen verschiedener Faktoren geschaffen worden. Zunächst kommen die Hindernisse in Betracht, die die Radikalen oder wenigstens die überwältigende Mehrheit dieser Partei der Wahlreform in den Weg legten.

Um fruchtbringend zu sein, hätte die Reform in kürzester Zeit durchgeführt werden müssen. Hätten die verschiedenen Parteien für den Augenblick auf ihre gewohnte Parteigruppierung verzichtet und alle Fragen der Sozialreform und der Verweltlichung der Elementarschulen beiseite gelassen, sie hätten wohl eine Reform durchsetzen können, die eine genauere Vertretung aller Meinungen und Interessen im Parlament gewährleistet hätte. Sogleich nach der Annahme der Wahlreform hätte der alte Kampf weitergehen können: jede Partei wäre wieder frei gewesen und hätte ihre alten Freundschaften wieder anknüpfen können.

Aber der lange Kampf, der um die Annahme der Reform der Wahlgerichtsbarkeit durch die Kammer tobte, der fortwährende Wechsel der Ministerien, an die man sich wenden mußte, und schließlich der erbitterte Widerstand der Kirchturmpolitiker haben es zuwege gebracht, daß das Problem der Wahlreform zu einer Art politischen Problems geworden ist und daß der für den Augenblick berechnete Zusammenschluß von Leuten, die nur diese eine Frage vereint hatte, länger bestehen blieb, als notwendig gewesen wäre.

Während die in der Tat reaktionären Ministerien sich bemühten, den Schein des Republikanismus zu wahren, waren die republikanischen Parteigänger des Proportionalwahlrechtes bestrebt, in sich selbst diese Illusion aufrechtzuerhalten, um die Reform durchzusetzen und dann so bald als möglich zum fruchtbringenden Kampf um die prinzipiellen Parteifragen zurückzukehren. Da die Parteien der Rechten ihrerseits wirklich die Reform wollten, kamen sie dazu, gemäßigt republikanische Minister zu stützen, die, wie Poincaré einmal sagte, von ihnen „durch die ganze Kluft der religiösen Frage" getrennt waren. Poincaré selbst behauptete, zu diesen zu gehören.

Diese ganze politische Konfusion hätte nun, selbst wenn sie noch länger dauerte, harmlos verlaufen können, wenn nicht die Ereignisse der auswärtigen Politik seit ungefähr zwei Jahren eine Wendung genommen hätten, die allen reaktionären Parteien den Rücken stärken mußte. Welches immer die Beweggründe der deutschen Diplomatie bei ihrem Pantherſprung nach Agadir gewesen sein mögen; ob sich nun die öffentliche Meinung in Frankreich über die wirklichen Absichten der deutschen Regierung und über die Stimmung des deutschen Volkes getäuscht hat oder nicht, es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß Herr v. Kiderlen-Wächter durch seine Geste zum großen Erneuerer des französischen Chauvinismus geworden ist. Es wäre nur gerecht, wenn Deroulède ihm auf der Place de la Concorde ein

Denkmal setzte und ihm zu Ehren alljährlich eine Feier veranstaltete. Er ist zum größten Teil verantwortlich für die Bewegung, die wir jetzt miterleben.

Und in der Tat, seit damals, seit Agadir haben wir in Frankreich eine förmliche Auferstehung der chauvinistischen Hetzkampagnen mitgemacht. Damals war das ganze Land in tiefer Ruhe, die öffentliche Meinung höchst besonnen. Man fürchtete wohl einen Angriff, man erwartete ihn, aber es kam zu keinem Eklat. Die damalige Regierung, es war die Caillaux', führte die begonnenen Unterhandlungen in voller Ruhe weiter; sie gab keinen Anlaß zu unüberlegten chauvinistischen Demonstrationen.

Aber als die Gefahr vorüber und ein neues Ministerium ans Ruder gekommen war, da begriffen die Nationalisten nur zu gut, wieviel Kapital sie aus der damaligen Stimmung schlagen konnten. Sie begannen ihren Vorstoß mit aller Energie. Ein Hetzartikel jagte den anderen, bald anläßlich der Niederlagen der Türken, die von deutschen Generälen instruiert waren, bald anläßlich der von den bulgarischen Kanonen getanen Wunder, die in französischen Fabriken gegossen waren, usw.

Millerand wurde Kriegsminister; ihn beseelte der Wunsch, wie er sagte, „die Armee wieder auf das Niveau zu heben, auf dem sie vor der Dreyfus-Affäre gestanden hatte". Dabei versank er ganz im Geiste des alten Gamaschenknopfes, führte den Zapfenstreich mit Musik und militärischem Gepränge wieder ein und stellte den alten Generalstab wieder in seiner Autorität her. Als Poincaré gegen einen Kandidaten der Radikalen Partei Präsident der Republik wurde, als er in der Opposition stand zu den alten republikanischen Elementen, die sich seit der Dreyfus-Affäre gegen die Nationalisten zusammengeschlossen hatten, erblickten diese in ihm ihren Mann. Sie machten ihn gewissermaßen zu ihrem Gefangenen. Da er sich nicht genügend dagegen verwahrte, wurde seine Wahl zum Präsidenten der Republik als ein Triumph der Parteien der Rechten gefeiert.

Von da ab rückte das Proportionalwahlrecht, die Wahlreform bei all diesen Leuten in den Hintergrund. Sie brauchten ja jetzt nicht mehr nach einer Vertretung nach Maßgabe ihrer Zahl durch den Proporz zu schreien: ihr Einfluß wurde größer als ihre Zahl, das sollten wir nur allzugut gewahr werden.

Als die deutsche Regierung ihre neue Militärvorlage einbrachte, fiel die ganze chauvinistische, arbeiterfeindliche Presse mit Wonne darüber her. Sie suchte eine Panik zu entfesseln: sie riß die Regierung mit sich fort. Die Vorlage der dreijährigen Dienstzeit wurde eingebracht.

Die öffentliche Meinung geriet in Aufregung über die mögliche Gleichgewichtstörung zwischen den französischen und den vermehrten deutschen Aktivständen der Armee; diese Befürchtung und besonders die Unwissenheit des ganzen französischen Volkes in Fragen der militärischen Organisation und vor allem über den eigentlichen Charakter, den die Armee einer Demokratie haben soll, all das machte sich der reaktionäre Generalstab zunutze und fand so wundervoll Gelegenheit, gegen das verhaßte Gesetz von 1905 vorzugehen. Dieses Gesetz von 1905, das die zweijährige Dienstzeit für alle französischen Bürger in gleicher Weise durchgeführt hatte, bedeutete einen wirklichen Sieg der Demokratie: es gab Frankreich zwar noch nicht das Milizsystem, noch nicht die allgemeine Volksbewaffnung, die

die Sozialisten verlangen, aber doch zum mindesten eine Reduktion des Kasernendienstes und eine absolute Gleichheit.

Seit 1905 hatte der Generalstab ganz sachte begonnen, alle Errungenschaften dieses Gesetzes wieder zu zerstören. Seit dieser Zeit hatten die Reaktionäre aller Schattierungen auch zu beweisen gesucht, daß man zur dreijährigen Dienstzeit zurückkehren müsse, das heißt also zur Berufsarmee. Bis heute hatte niemand gedacht, daß diese Bestrebungen jemals Erfolg haben würden. Erst der unerwartete Entschluß Deutschlands und die geschickt ausgebreitete Unruhe in Frankreich waren dazu nötig, daß die französischen Reaktionäre ihr Unternehmen für möglich halten konnten.

Ohne die Sozialistische Partei, ohne die Arbeiterklasse, die wieder einmal durch ihren sofort einsetzenden erbitterten Widerstand wirklich die Republik gerettet hat, wäre der Streich geglückt, und das Ministerium hätte die Abstimmung über das Gesetz noch vor den Osterferien unter Dach und Fach gebracht.

Aber die sozialistische Fraktion im Parlament zeigte sofort durch eine kraftvolle Demonstration, daß die Anschläge der Reaktionäre nicht so leicht gelingen würden. Sogleich erhoben die Arbeiter, auf denen die schwere Blutsteuer mehr als auf jeder anderen Klasse lastet, dagegen Protest in den Meetings, in den öffentlichen Versammlungen, auf der Straße. Die gemäßigteren Demokraten fühlten, wie sehr die Gesetzesvorlage allen Errungenschaften, die im Sinne der Demokratie gemacht worden waren, der ganzen Entwicklung im modernen Europa, die die Ausdehnung des Militärdienstes auf alle Klassen zugleich mit der Verkürzung der Dienstzeit anstrebt, widersprechen würde.

Viele Radikale, die ihren Prinzipien treu geblieben waren, fragten sich besorgt, ob es *keine anderen Mittel zur Sicherung der Landesverteidigung im Falle eines Angriffs gäbe* als die Rückkehr zu einem verhaßten Militärregime.

So stehen sich die beiden alten politischen Gruppen abermals Aug in Auge gegenüber: die Rechte zusammen mit den Gemäßigten, die augenblicklich von panischem Schrecken befallen sind, die Linke, die jetzt zwar in der Minderheit ist, die aber die Wiedereinführung einer verhängnisvollen Herrschaft der Reaktion verhindern wird.

Zur Zeit, wo ich schreibe, verschärft sich die Krise von Tag zu Tag. Nach der Rückkehr aus den Ferien hat die Regierung, um einen Druck auf das Votum des Parlamentes auszuüben, ihren Entschluß verkündet, den Jahrgang, der im September entlassen werden sollte, unter den Fahnen zurückzuhalten. Die Gruppen der Linken haben protestiert, sie haben gezeigt, daß es sich dabei um eine willkürliche und verfassungswidrige Auslegung des Gesetzes handelt. Der Artikel 33 des Gesetzes vom Jahre 1905 läßt der Regierung zwar die Möglichkeit, den Jahrgang unter den Fahnen zu behalten, aber nur *unter außerordentlichen Umständen*, nur bei Spannungen in der diplomatischen Welt und dann, wenn eine halbe Mobilisierung nötig erscheint. Nur durch eine Verdrehung des wahren Sinnes des Gesetzes war es also der Regierung möglich, die Zurückbehaltung des Jahrganges zu verfügen. Wenn das Parlament sich noch um Gesetzlichkeit kümmerte, so hätte es der Regierung, die sich einer solchen Handlung schuldig gemacht hat, das Vertrauen verweigern müssen.

Es hat es nicht getan. Sogleich wurden Proteste in den Kasernen laut, Meutereien brachen aus. Die Regierungspresse hat ihre Bedeutung übertrieben. Sie sind nicht das Zeichen eines systematischen Antimilitarismus oder einer tiefgehenden Desorganisation des Heeres. Es wäre falsch, sich hierüber zu täuschen. Sie sind der spontane Protest junger Leute, die an ihren heimatlichen Herd zurückzukehren hofften, die für diesen September berechtigte Hoffnungen auf ein neues Leben gegründet hatten; sie tragen in keiner Weise die Anzeichen einer großen Verschwörung, die Kaserne mit Kaserne verbunden hätte.

Herr Barthou hat sie trotzdem als Vorwand benutzt, um gegen die Sozialisten vorzugehen. Dieser Minister, der in seiner Jugendzeit im Kabinett Méline alle möglichen ungesetzlichen und willkürlichen Handlungen gegen die Streikenden in Carmaux und gegen die sozialistischen Kandidaten bei den Wahlen beging, kehrt heute zu seinen Anfängen zurück. Er eröffnet Verfolgungen gegen die Confédération Générale du Travail, gegen die Syndikate, er läßt bei den sozialistischen Blättern hausuchen. Nachdem er die Schulgesetze gegen die Rechte in ganz lächerlicher Weise verteidigt hat, gibt er ihr alle Bürgschaften für die politische Reaktion, die sie sich nur wünschen kann.

So ist heute die Situation. Zur Zeit der Dreyfus-Affäre und des Boulangismus haben die Sozialisten ähnliche kennen gelernt. Sie ängstigen sich deshalb nicht. Von jetzt ab bilden sie das Zentrum des Widerstandes. Von jetzt ab erscheinen sie der Bevölkerung als die einzigen Verteidiger der Demokratie. Viele Radikale diskutieren über die Frage und suchen sich zu drücken. Während sich das Exekutivkomitee der Radikalen Partei gegen die drei Jahre ausspricht, erklären sich die Deputierten zum Teil für den Vorschlag der Regierung. Was auch immer die Möglichkeiten für die nächste Zeit sein mögen, der Sozialismus, der dem Militarismus der Kaserne feindlich ist, der Sozialismus, der der ganzen Demokratie begreiflich machen wird, wie er zugleich seine Verteidigung gegen die inneren und äußeren Kräfte der Reaktion sichern und eine friedliche Politik ohne irgendwelche Provokation treiben kann, der Sozialismus ist überzeugt, daß er langsam die ganze zögernde Masse der Demokratie um sich sammeln und daß er noch einmal in unserem Lande die Republik und die Freiheit der arbeitenden Klassen von neuem sicherstellen wird.

Löhne und Steuern.

Von **Gustav Eckstein.**

Genosse August Mai hat in seinem Artikel „Wehrvorlage und Volkswirtschaft“ [1] meine Ausführungen über „Militarismus und Volkswirtschaft“ in dankenswerter Weise ergänzt, er hat aber zugleich in einigen wesentlichen Punkten einen dem meinigen entgegengesetzten Standpunkt eingenommen, und diese Fragen sind so wichtig, daß es sich wohl verlohnt, nochmals auf sie zurückzukommen.

Der wichtigste Gegenstand unserer Meinungsverschiedenheit ist wohl die Einwirkung von Steuern auf den Arbeitslohn. Genosse Mai gibt zwar zu,

[1] Neue Zeit, XXXI, 2, S. 307 ff.

daß Konsumsteuern zunächst eine schwere Last für die Arbeiterschaft bedeuten, letzten Endes aber, meint er, werden sie doch auf den Mehrwert überwälzt.

„Vom Einkommen des Arbeiters," sagt er, „kann die Steuer in der Regel nicht erhoben werden; nur ganz selten und ausnahmsweise übersteigt der Arbeitslohn denjenigen Betrag, der unter den gegebenen sozialen und Kulturverhältnissen notwendig ist, um die Arbeitskraft im nötigen Maße zu reproduzieren; und diese ökonomische Notwendigkeit können keine Finanzkünste aus der Welt schaffen."

Diese Argumentation ist keineswegs neu. Schon David Ricardo gebraucht sie in seinen berühmten „Principles".[1] Auch er stützt seine Behauptung, daß Lohnsteuern auf den Kapitalprofit überwälzt werden, auf das später von Lassalle so genannte „eherne Lohngesetz", wonach die Löhne stets im Durchschnitt so hoch stehen, daß sie die Reproduktion der Arbeiterschaft, das heißt die Aufziehung einer genügenden Nachkommenschaft unter den bestehenden Kulturbedingungen, ermöglichen. Es ist bekannt, auf welche Abwege Lassalle und seine Anhänger durch dieses angeblich „eherne" Gesetz geführt wurden, wie insbesondere ihre ganz verfehlte Haltung den Gewerkschaften gegenüber mit diesem Gesetz begründet wurde. Das ist wohl auch der Grund, warum Marx gerade diesen theoretischen Irrtum Lassalles mit so besonderer Leidenschaftlichkeit anklagte.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß Lassalle selbst schon sich aufs heftigste gegen die Folgerung aus dem „ehernen Lohngesetz" gewehrt hat, daß Konsumsteuern letzten Endes doch auf die Kapitalisten abgewälzt werden. Er weist dabei vor allem auf eine schon von Adam Smith betonte Unterscheidung hin, daß nämlich Steuern auf die vom Arbeiter benützten Genußmittel, wie Tabak, Bier, Kaffee usw., jedenfalls von diesem selbst getragen werden müssen und nicht auf den Unternehmer abgewälzt werden können. Er selbst geht aber noch weiter und versucht den Nachweis,[2] daß auch Steuern auf die notwendigsten Lebensmittel zu einer nicht nur vorübergehenden Herabsetzung der Reallöhne führen, eine Argumentation, bei der er sich allerdings selbst fortwährend an den von ihm noch aufrechterhaltenen falschen Theorien des Lohnfonds und des ehernen Lohngesetzes stößt.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit des ehernen Lohngesetzes nochmals theoretisch darzutun. Dieser Nachweis ist schon oft genug geführt worden, er bildet die Grundlage jeder Gewerkschaftstheorie. Während es sich aber für die Gewerkschaftsfragen vor allem darum handelt, ob die Löhne durch Lohnkämpfe dauernd über das Lebensminimum gehoben werden können, kommt hier vor allem die Frage in Betracht, ob die Löhne dauernd unter dieses Niveau hinabgedrückt werden können. Auf die angebliche Unmöglichkeit dieses Vorganges stützt sich ja die vom Genossen Mai wieder aufgenommene Argumentation.

Zunächst sieht es allerdings aus, als ob hier eine tatsächliche und handgreifliche Unmöglichkeit vorläge. Werden die Löhne unter das Lebensminimum gedrückt, so gehen die Arbeiter zugrunde oder sie wandern aus, ihre Zahl vermindert sich und infolgedessen steigen wieder die Löhne oder

[1] Vergl. David Ricardo, Principles of Political Economy and Taxation, Kap. IX und XVI.

[2] Vergl. Ferdinand Lassalles Reden und Schriften. Herausgegeben von Eduard Bernstein. Band II S. 269 und 287 ff.

das Land geht zugrunde. Daß das aber keineswegs wirklich der Fall sein muß, das zeigt der Augenschein. Amerika gilt noch immer vielfach als das Land der hohen Löhne. Nach den offiziellen Zahlen des Zensus von 1910 betrug dort der durchschnittliche Lohn eines industriellen Arbeiters in diesem Jahre 518 Dollar. Im achtzehnten Jahresbericht des Arbeitskommissärs der Vereinigten Staaten wird die zur Erhaltung einer Arbeiterfamilie notwendige Summe auf 768 Dollar geschätzt. Private Schätzungen ergeben bedeutend höhere Summen.[1] Der durchschnittliche Taglohn bleibt also hinter dem Bedarf der Familie weit zurück. Bei näherer Betrachtung verliert diese zunächst allerdings erstaunliche Erscheinung das Rätselhafte.

Bevor das moderne Industriesystem aufkam, galt es als selbstverständlich, daß der Lohnarbeiter mit seinem Lohn seine Familie erhalte. Diese Zeiten sind längst vorüber. Die Maschine hat Frauen und Kinder zu Lohnarbeitern gemacht und so die Familie darauf angewiesen, daß nicht nur der Mann Lohn verdient, sondern auch seine Frau und wenn möglich auch seine Kinder. Heute sind wir glücklich so weit gekommen, daß vielfach nicht mehr der Mann die Familie ernährt, sondern daß Frau und Kinder von ihrem Verdienst hergeben müssen, um nicht nur sich selbst, sondern auch die nicht erwerbsfähigen Familienmitglieder und eventuell sogar die wertvolle Arbeitskraft des Familienoberhauptes zu erhalten.[2] So sind die Löhne der Männer vielfach nicht nur unter das Maß des für die Erhaltung einer Familie Notwendigen, sondern selbst unter das Maß dessen hinabgedrückt, was zur augenblicklichen Erhaltung ihrer eigenen Arbeitskraft erforderlich wäre. Daß die Löhne der Frauen nicht hinreichen, um eine Familie zu ernähren, wird geradezu als selbstverständlich betrachtet, und die Tatsache ist ja bekannt, daß viele Frauen genötigt sind, zur Erhaltung ihres eigenen Lebens einen Nebenerwerb in der Prostitution zu suchen.

Doch das Überhandnehmen der Frauen- und Kinderarbeit ist keineswegs die einzige Ursache dafür, daß der Arbeitslohn des Mannes dauernd unter dem Niveau des für die Erhaltung einer Familie Lebensnotwendigen bleiben kann. Die Familie des Arbeiters besteht nicht nur aus arbeitsfähigen Mitgliedern; sie umfaßt auch Kinder, Arbeitsinvaliden und ältere Leute. Das alles sind „falsche Kosten" der Produktion, weshalb auch die Kapitalisten aller Länder die Einführung jeder Alters- und Invaliditätsversicherung als einen direkten Diebstahl an ihren wohlerworbenen Ausbeutungsrechten betrachten. Die Kinder kann man nun nicht beseitigen, man kann nur trachten, sie möglichst billig zu verpflegen, und sie möglichst rasch instand zu setzen, sich selbst zu erhalten, das heißt Lohnarbeit zu verrichten. Anders aber steht es mit den Alten und Gebrechlichen. Daß die Armenversorgung durchaus unzulänglich und in sehr vielen Fällen außerstande ist, die auf sie allein Angewiesenen auch nur halbwegs menschlich zu versorgen, ist ein offenes Geheimnis, und auch die Alters- und Invaliditätsversicherung ist nicht danach angetan, um dem ausgedienten, arbeitsunfähigen Arbeiter einen sorgenfreien

[1] Vergl. A. M. Simons, Wasting Human Life, S. 9. Darüber, wie sehr die Lebenshaltung der amerikanischen Arbeiter der der europäischen trotzdem noch überlegen ist, vergleiche unter anderem die vergleichenden Tabellen bei Slosse und Wagweiler, I, Enquête sur le Régime alimentaire. Leipzig und Brüssel 1910.

[2] Vergl. Therese Schlesinger, Frauenarbeit und Lohnpolitik, Neue Zeit, XXX, 2, S. 53 ff.

Lebensabend zu gewähren. Es ist deshalb die unabweisbare Sorge und Pflicht jedes Arbeiters, wenn nur irgend möglich Ersparungen für Fälle von Arbeitslosigkeit, Krankheit und für das Alter zurückzulegen respektive durch Einlagen in Versicherungs- und Krankenkassen und vor allem durch Beiträge an die Gewerkschaften für diese Fälle vorzusorgen, und ebenso ist es die heilige Pflicht der jüngeren Generation, die ältere nicht ganz der öffentlichen „Wohltätigkeit" zu überlassen. Menschlich sind alle diese Ausgaben notwendig; aber welchen Nutzen hat die kapitalistische Produktion von den alten, ausgenutzten Arbeitskräften? Sie sind vom kapitalistischen Standpunkt eine tote Last, die aus schwächlich-humanitären Gründen mitgeschleppt werden muß, von der sich zu befreien aber der kapitalistischen Gesellschaft nur erwünscht sein kann. Wird der Lohn des Arbeiters verringert, dann muß eben sein Weib in die Fabrik, seine kleinen Kinder müssen Milch und Zeitungen austragen, die größeren in der Fabrik schuften, er kann nichts zurücklegen, er muß seine Gewerkschaftsbeiträge einstellen und den alten Vater ins Armenhaus schicken, und seine Tochter geht vielleicht „auf den Strich". Die Industrie leidet unter all dem nicht, im Gegenteil, sie freut sich der neuen fügsamen Arbeitskräfte.

Aber die Arbeit in der Industrie ist seit ihrem Bestand immer intensiver geworden. Die Arbeitszeiten haben sich verkürzt, die Arbeitsleistung ist jedoch zur gleichen Zeit wesentlich gesteigert worden, und damit ist die immer schnellere Abnützung der Arbeitskraft gegeben. Der Lohn steigt aber keineswegs im entsprechenden Verhältnis wie die Muskel- und vor allem die Nervenanspannung.

„Das Kapital," sagt Marx,[1] „fragt nicht nach der Lebensdauer der Arbeitskraft. Was es interessiert, ist einzig und allein das Maximum von Arbeitskraft, das in einem Arbeitstag flüssig gemacht werden kann. Es erreicht dies Ziel durch Verkürzung der Dauer der Arbeitskraft, wie ein habgieriger Landwirt gesteigerten Bodenertrag durch Beraubung der Bodenfruchtbarkeit erreicht.... Das Kapital ... wird in seiner praktischen Bewegung durch die Aussicht auf künftige Verfaulung der Menschheit und schließlich doch unaufhaltsame Entvölkerung so wenig und so viel bestimmt als durch den möglichen Fall der Erde in die Sonne."

Bedeutet so die Intensivierung der Arbeit ein verhältnismäßiges Sinken des Lohnes, so zeigt dieser Vorgang umgekehrt den Weg, wie durch noch gesteigerte Intensität der Arbeit ein Lohnausfall wettgemacht werden kann. Sinkt der Akkordlohn, so muß um so schneller gearbeitet werden, um den Ausfall wettzumachen. Dasselbe tritt aber natürlich ein, wenn der Geldlohn zwar derselbe bleibt, infolge von Konsumsteuern aber weniger Waren kaufen kann. Freilich wird durch diese Hetzjagd die Lebensdauer des Arbeiters und besonders die Zeit seiner vollen Arbeitskraft stark abgekürzt. In Amerika, wo die systematische Ausbeutung der Arbeitskraft bisher ihre höchsten und ausgebildetsten Formen erreicht hat, gilt ein Arbeiter von vierzig Jahren schon als alter Mann, der nicht mehr als voll zählt und zum alten Eisen gehört. Die Sterblichkeit im mittleren Lebensalter hat denn auch dort in erschreckendem Maße zugenommen. Aber was kümmert das die Industrie, solange die Zuwanderung stark genug bleibt, um die entstandenen Lücken aufzufüllen!

[1] „Das Kapital", Band I, vierte Auflage, S. 228, 232.

Sehr drastisch hat bereits Marx diese Verhältnisse durch ein Zitat aus Cairns' „The Slave Power" veranschaulicht. Indem Cairns von der Sklavenarbeit in den amerikanischen Südstaaten spricht, sagt er.

„Die Reisfelder von Georgien und die Sümpfe des Mississippi mögen unfehlbar zerstörend auf die menschliche Konstitution einwirken; dennoch ist diese Verwüstung von menschlichem Leben nicht so groß, daß sie nicht gutgemacht werden könnte aus den strotzenden Gehegen von Virginien und Kentucky. Ökonomische Rücksichten, die eine Art Sicherheit für die menschliche Behandlung des Sklaven bieten könnten, sofern sie das Interesse des Herrn mit der Erhaltung des Sklaven identifizieren, verwandeln sich, nach Einführung des Sklavenhandels, umgekehrt in Gründe der extremsten Zugrunderichtung des Sklaven, denn sobald sein Platz einmal durch Zufuhr aus fremden Negergehegen ausgefüllt werden kann, wird die Dauer seines Lebens minder wichtig als dessen Produktivität, so lange es dauert. Es ist daher eine Maxime der Sklavenwirtschaft in Ländern der Sklaveneinfuhr, daß die wirksamste Ökonomie darin besteht, die größtmöglichste Masse Leistung in möglichst kurzer Zeit dem Menschenvieh (human chattle) auszupressen....

Mutato nomine de te fabula narratur (Andere die Namen, und die Geschichte gilt von dir selbst)," fährt Marx fort.[1] „Lies statt Sklavenhandel Arbeitsmarkt, statt Kentucky und Virginien Irland und die Agrikulturdistrikte von England, Schottland und Wales, statt Afrika Deutschland!"

Auch heute noch bietet Amerika das beste Beispiel für diese Methode der Vergeudung von Menschenleben, die durch Einwanderer stets aufs neue ersetzt werden. Charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Verhältnisse im Bergbau, dem fortwährend einwandernde ungelernte Arbeitskräfte in großen Massen zuströmen. Nach Angabe John Randolph Haynes', Spezialkommissärs des Staates Kalifornien für Bergwerksunfälle, beträgt die Zahl der durch Bergwerksunfälle Verletzten in Europa im Durchschnitt weniger als 2 vom Tausend der Belegschaft, in Frankreich und Belgien weniger als 1 pro Mille, in den Vereinigten Staaten aber zum Beispiel im Jahre 1907 nicht weniger als 4,86 pro Mille.[2] Weniger auffallend und nicht so leicht feststellbar, trotzdem aber noch viel wichtiger als die Verkürzung der Lebensdauer durch Unfälle ist die durch Übermüdung und Krankheiten infolge ungünstiger Arbeits- und Lohnverhältnisse. Ungemein lehrreich sind in dieser Hinsicht die Verhältnisse bei den amerikanischen Zigarrenmachern. Nach dem Bericht der „Cigar Makers' International Union" vom Jahre 1912 betrug die mittlere Lebensdauer der im Jahre 1888 verstorbenen Verbandsmitglieder 31 Jahre 4 Monate und 20 Tage. Seither hat die Gewerkschaft Gewaltiges geleistet in der Assanierung der Werkstätten und in der Erhöhung der Löhne, nachdem der Achtstundentag schon im Jahre 1886 durchgesetzt worden war. Die Folgen dieser gewerkschaftlichen Tätigkeit zeigten sich darin, daß die mittlere Lebensdauer der im Jahre 1900 verstorbenen Mitglieder bereits 43 Jahre 6 Monate betrug, im Jahre 1911 schon 50 Jahre und 1 Monat. Zugleich sank der Anteil der Tuberkulose an den Todesursachen von 51 Prozent im Jahre 1888 auf 20,1 Prozent im Jahre 1911 herab.[3] Bieten diese Zahlen eines der glänzendsten Beispiele für die segensreiche Wirksamkeit der Gewerkschaften, so zeigen sie zugleich auch, wie die durch die Arbeiterorganisation noch nicht gezähmte Ausbeutungswut des Kapitals das Leben der Arbeiter rücksichtslos verkürzt. Welches Interesse sollte auch

[1] A. a. O., S. 229.

[2] Vergl. Simons, a. a. O., S. 79. [3] A. a. O., S. 75.

„die Industrie" daran haben, das Leben der Arbeiter zu verlängern, besonders wenn durch Zuwanderung fortwährend Ersatz geschaffen wird?

Diese Zuwanderung muß aber gar nicht wie im Falle Amerikas Einwanderung aus fremden Ländern sein. Fortwährend strömen Arbeitskräfte von der Landwirtschaft der Industrie zu, und je schlechter die Arbeitsverhältnisse auf dem flachen Lande werden, um so stärker der Zug nach der Stadt, selbst wenn die Löhne dort keineswegs verlockend sind. Dem sicheren Verhungern auf dem Dorfe wird die Möglichkeit des Unterkommens in der Stadt doch noch vorgezogen. Gerade Änderungen in der Zoll- und Steuergesetzgebung können aber diese Abwanderung wesentlich beschleunigen. Zölle auf Vieh und Fleisch, die ja auf die Konsumenten ähnlich wirken wie eine Fleischsteuer, können eine Ausdehnung der Viehzucht auf Kosten des Körnerbaus bewirken und damit zahlreiche Arbeitskräfte in der Landwirtschaft überzählig machen, die nun in die Industrie strömen müssen, selbst wenn sie auch dort noch weniger verdienen, als zu einem auch nur halbwegs anständigen Leben notwendig ist. Ebenso kann die durch die allgemeine Teuerung infolge von Konsumsteuern immerhin herbeigeführte Steigerung der Geldlöhne auch in der Landwirtschaft zur Verdrängung lebendiger Arbeitskräfte durch Maschinen führen und damit zur Überzähligmachung zahlreicher Arbeiter. Derselbe Faktor wirkt ähnlich in der Großindustrie, während zugleich die Erhöhung der Geldlöhne und die Verteuerung der Lebenshaltung zahlreiche Kleinbetriebe ruiniert, deren Arbeitskräfte einschließlich der zugrunde gerichteten Meister nun den Arbeitsmarkt überschwemmen.

Es kann also keineswegs geleugnet werden, daß Steuern auf die notwendigen Lebensmittel imstande sind, die Löhne dauernd selbst unter das Niveau des Lebensnotwendigen hinabzudrücken. In diesem Falle werden die Frauen und Kinder der Arbeiter in erhöhtem Maße zur Lohnarbeit herangezogen, die Ersparungen für Unglücksfälle und Alter werden zurückgezogen und weiterhin unmöglich, die Beitragszahlungen zu Krankenkassen und Gewerkschaften erschwert, die Kranken und Alten werden aus der Familie ihrer Angehörigen gestoßen und der „öffentlichen Fürsorge" überantwortet, zugleich wird die Arbeit auf Kosten der Gesundheit und Lebensdauer immer intensiver, um den Lohnausfall wettzumachen, und endlich, wenn der Lohn selbst noch unter dieses Niveau sinkt, kann Einwanderung vom Ausland oder Zuwanderung aus agrarischen Bezirken und dem zugrunde gehenden Handwerk die physische Degeneration der Arbeiterschaft wenigstens zeitweise wieder ausgleichen. Das Elend ist elastischer, als man gewöhnlich glaubt.

Selbstverständlich wehren sich die Arbeiter nach Kräften gegen die Verkürzung ihrer Löhne, zunächst politisch, indem sie durch ihre parlamentarische Vertretung und eventuell durch außerparlamentarische Mittel die Auflegung der Steuer zu verhindern trachten. Ist das unmöglich, dann beginnt der Kampf um die Abwälzung, der Kampf um Lohnerhöhungen. Doch selbst soweit diese gelingen, fallen die ungeheuren Opfer dieser Kämpfe nicht nur an Geld, sondern auch an Lebensenergien dem Proletariat zur Last. Es wäre aber eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, wollte man glauben, daß diese Abwälzung stets und in vollem Umfang gelingt. Wie wir gesehen haben, ist die vom Genossen Mai angenommene Notwendigkeit keineswegs vorhanden. Aus den Konsumtionsfonds der Arbeiter kann die Steuerschraube noch immer Beträge herauspressen, die im einzelnen Falle vielleicht gering sind,

durch die ungeheure Masse der Ausgepreßten aber zu gewaltigen Summen anschwellen. Soweit diese Abzüge lediglich auf Kosten der Alten und arbeitsunfähigen Invaliden gehen, beeinträchtigen sie die Arbeitsleistung der werktätigen Proletarier nicht, aber diese Summen können schon deshalb nicht viel ausmachen, weil auf der anderen Seite die Ansprüche an die öffentliche Armenversorgung wieder, wenn auch nicht in demselben Maße, wachsen. Ähnlich steht es mit der Konfiszierung der Spargroschen durch den Staat. Das ist für den Augenblick ein reiner Gewinn des Fiskus, der sich aber später durch die um so stärkere Inanspruchnahme der öffentlichen Mittel rächt. Alle anderen Wege zur Herabdrückung der Löhne unter das Existenzminimum führen aber unmittelbar zu einer Schwächung und Entwertung der Arbeitskraft. Die Intensivierung der Arbeit tut das am raschesten, während die Heranziehung der Frauen und Kinder zur Erwerbsarbeit sich zwar auch in einer sofortigen Herabsetzung von deren Kräften äußert; die verhängnisvollsten Wirkungen dieser Maßregel treten aber erst in späteren Zeiten ans Licht.

Sofern diese Wirkungen eintreten, äußern sie sich im Wertbildungsprozeß der Volkswirtschaft in ähnlicher Weise wie die Verringerung der Zahl der Arbeiter. Die Wichtigkeit dieses Faktors ist bisher bei Untersuchung der ökonomischen Wirkungen des Militarismus in der Regel vernachlässigt oder doch unterschätzt worden. Gewöhnlich beschränkt sich die Betrachtung auf den Verlust, den die Produktion durch die Entziehung der großen Kapitalmassen erleidet. Es wird aber außer acht gelassen, daß die Verringerung der Arbeitskraft sowohl infolge der Schwächung der verbleibenden Arbeiter als infolge der Einziehung der Rekruten in die Kaserne für den Wertbildungsprozeß noch wichtiger ist. Denn der Wert des Sachkapitals erscheint im Wert des Produktes nur einfach wieder, die Arbeitskraft aber bewirkt nicht nur die Erhaltung dieses Wertes, sondern fügt neuen hinzu, ihr Ausfall macht sich daher in einem sich immer mehr steigernden Ausfall an Werten geltend.

Gegen meine Ausführungen über diesen Gegenstand erhebt Genosse Mai folgenden Einwand:

> Es scheint mir, daß es infolge einer Heeresverstärkung, solange sie nicht gewisse Grenzen überschritten hat, zu einer Verringerung des Kapitals nicht kommen kann. Es sind in jedem kapitalistischen Lande enorme Massen von Reservearbeitern vorhanden, und Deutschlands Reservearmee (insbesondere wenn wir auch noch die „latente" in Betracht ziehen) beträgt gewiß mehr als 130 000 Mann. Und reichen die heimischen Reserven nicht aus, so ist das Kapital international genug, um aus den anderen Ländern für sich Arbeitskräfte zu holen. Es wird wohl unmöglich sein, Industrien nachzuweisen, die wegen Mangel an Arbeitskräften ihre Produktion auf längere Zeit einschränken mußten. Das Kapital weiß die nötigen Arbeitskräfte sich zu beschaffen und braucht sich aus diesem Grunde nicht zu verringern. Andererseits aber, da die Militärausgaben die Akkumulation behindern, nimmt die Nachfrage nach Arbeitskräften mit jeder „Heeresvorlage" ab. Die Milliardenwerte und die Arbeiter treffen sich als Militärausgaben und Soldaten wieder.

Man braucht nicht bis Frankreich zu gehen, dessen industrielle Rückständigkeit zum Teil auf seine langsame Volksvermehrung und den daraus folgenden relativen Mangel an Arbeitskräften zurückzuführen ist, um Beispiele dafür zu finden, daß sehr wichtige Produktionszweige aufs schwerste unter Arbeitermangel leiden. Das Geschrei der Agrarier über die Leutenot entbehrt nicht der Berechtigung, und gerade hier zeigen sich die verhängnis-

vollen Wirkungen der Rekruteneinziehungen am deutlichsten und schärfsten. Die Arbeit des zum Militär einberufenen Sohnes kann dem Bauern durch den aufgenommenen Knecht kaum ersetzt werden, obgleich er diesem noch Geldlohn zahlen muß. Denn kaum auf einem anderen Produktionsgebiet ist der Unterschied zwischen der Leistung des Lohnarbeiters und der des Arbeiters für eigene Rechnung so groß wie in der Landwirtschaft. Kein Wunder daher, daß die Bauern auf die Rekrutierung besonders schlecht zu sprechen sind, wie die Schrift Dr. Heims jetzt eben wieder besonders deutlich gezeigt hat.

Ein besonders krasses Beispiel für die verderblichen Wirkungen der Entziehung von Arbeitskräften aus der Produktion durch den Militarismus bietet aber heute Österreich, dessen Politik der tollwütigen Impotenz nicht nur den Staatshaushalt, sondern die gesamte Volkswirtschaft an den Rand des Bankrotts gebracht hat. Gewiß hätte der Balkankrieg Industrie und Handel Österreichs jedenfalls hart getroffen. Aber die Schrecken des nahen Krieges wurden für Österreichs Wirtschaft weit überboten durch die Schrecken der Unfähigkeit seiner eigenen Regierung, die ganze Industriezweige durch die Einziehung massenhafter Reservisten lahmlegte und dadurch die ganze Volkswirtschaft aus dem Gleichgewicht brachte. Und hier zeigt sich nun besonders deutlich, wie irrig der Glaube ist, daß die Einziehung von Arbeitskräften zum Militär den Arbeitsmarkt entlaste. Nach den Angaben, die Genosse Viktor Adler kürzlich im österreichischen Abgeordnetenhaus machte,[1] haben von 100 Arbeitern der Metallindustrie, die Arbeit suchten, im März 1912 noch 47 Arbeit gefunden, im März 1913, also zur Zeit, als die meisten Reservisten unter die Fahnen gerufen waren, nur 29. Bei der Erzeugung von Maschinen und Apparaten ist diese Ziffer von 38 auf 27, in der Holzindustrie von 52 auf 28 gesunken, in der Textilindustrie von 57,8 auf 29,3!

Aber Genosse Mai polemisiert hier gegen eine Argumentation, die gar nicht die meinige ist. Ich habe keineswegs behauptet, das Kapital finde infolge der Einziehung der Mannschaften überhaupt nicht mehr genug Arbeitskräfte und müsse deshalb verringert werden. Vielmehr stellte ich ausdrücklich fest, daß die Einziehung der Mannschaften zur notwendigen Voraussetzung habe, daß große Kapitalmassen der Produktion entzogen und für Militärausgaben verwendet werden. Ich sagte unter anderem:

> Der Umfang der Produktion hängt ab von den vorhandenen Arbeitskräften und von dem vorhandenen Kapital. Beide aber werden durch die Militärausgaben und Rekrutierungen nicht nur nicht vermehrt, sondern vielmehr wesentlich vermindert. Die Produktion von Produktionsmitteln sowie die von Konsumgütern kann also nicht vermehrt, sondern nur vermindert werden, und dieser verminderte Vorrat von Konsumgütern muß nun dazu herhalten, nicht nur dieselbe Anzahl von Menschen zu ernähren wie früher (Arbeiter, Kapitalisten und Soldaten), sondern auch noch die Kriegsmaterialien zu liefern. In unserem Schema ist der Wert der Konsumgüter von 4000 auf 3500 gesunken. Von diesen Konsummitteln müssen aber jetzt nicht nur die Arbeiter und Kapitalisten sowie die Soldaten erhalten, sondern auch Kriegsschiffe usw. gebaut werden. Es zeigt sich also, was ja von vornherein nur natürlich, daß dieser dritte Fall, die Einziehung von Rekruten, nur in Verbindung mit den früheren Fällen, der Besteuerung des Arbeitslohnes und eventuell des Mehrwertes, vorkommen kann.

[1] Vergl. Wiener Arbeiter-Zeitung vom 22. Mai d. J.

Genosse Mai sagt ja selbst nichts anderes, wenn er das obige Zitat mit den Worten schließt: „Die Milliardenwerte und die Arbeiter treffen sich als Militärausgaben und Soldaten wieder." Wenn er aber in diesem Zusammenhang auf die fremden Arbeiter hinweist, die das Kapital heranziehen könne, um die durch die Rekrutierung gerissenen Lücken wieder zu füllen, so habe ich diesen Einwand bereits in meinem Artikel ausführlich widerlegt.[1] Tatsächlich wird die Volkswirtschaft durch die Verringerung der Arbeitskraft, welche der Militarismus sowohl durch die Steigerung der Ausbeutung als auch durch die Verringerung der Arbeiterzahl im Gefolge hat, noch schwerer und vor allem noch nachhaltiger geschädigt als durch die Verringerung des gesellschaftlichen Kapitals durch die Steuern.

Genosse Mai ist der Ansicht, daß die Steuern doch im wesentlichen stets auf Kosten der Akkumulation gehen, daß sie nicht aus dem Konsumtionsfonds, sondern fast ausschließlich aus dem Akkumulationsfonds bestritten werden. Soweit sich seine Argumentation auf das eherne Lohngesetz stützt, haben wir ihre Hinfälligkeit bereits gesehen. Doch Genosse Mai will nicht nur die Möglichkeit nicht anerkennen, daß Steuern aus dem Konsumtionsfonds der Arbeiter bestritten werden können, er meint auch, es sei „wenig wahrscheinlich, daß die Millionäre und Milliardäre wegen einer neu eingeführten Steuer ihren Konsum einschränken werden". Seine Begründung dieser Annahme erscheint mir aber wenig klar. Wenn er fortfährt: „Bei den enormen Wertmassen, die hier akkumuliert werden, ist auf diesem Wege nur wenig zu erreichen", so ist nicht abzusehen, wieso die Höhe der Fonds ein Hindernis dagegen sein soll, daß ein Teil von ihnen vom Staate weggenommen werden kann. Ich hatte die Frage aufgeworfen, wie eine Besteuerung des Mehrwertes auf die Kapitalakkumulation wirke, und war zu dem Schlusse gekommen, daß der kleine Kapitalist die Steuer aus seinem Akkumulationsfonds bestreiten müsse, weil er in der Regel seinen Konsumtionsfonds nicht gut einschränken kann, daß aber die Kapitalmagnaten auch eine hohe Steuer mit Leichtigkeit auf ihren Konsumtionsfonds übernehmen würden, da sie sich deshalb nicht einmal in ihren Lebensgewohnheiten merklich einzuschränken brauchten, das Maß ihrer Akkumulation aber nicht dadurch bestimmt wird, wieviel von ihren Einkünften für den persönlichen Konsum erforderlich ist, sondern vor allem durch die Aussichten, das zusätzliche Kapital gewinnbringend anzulegen. Ob dieses Vermögen in einer Bank liegt oder nicht, kann auf diese Frage gar keinen Einfluß üben. Ist die Konjunktur günstig, so wird ein bedeutender Teil der verfügbaren Geldkapitalien in Industriewerten, Staatsanleihen usw. angelegt, die persönlichen Auslagen treten etwas zurück. Wird nun die Steuer erhoben, so werden wohl in den seltensten Fällen Kapitalien zurückgezogen oder der beabsichtigten Anlage nicht zugeführt; vielmehr wird in der Regel der Steuerbetrag aus dem Konsumtionsfonds bestritten. Ist die Konjunktur hingegen ungünstig, dann erfolgt die Akkumulation sowieso langsam, die Gelder bleiben meist bei niedrigem Zinsfuß „müßig" in der Bank liegen, zum persönlichen Konsum bereit. In diesem Falle würde eine Steuer erst recht auf das Konsumkonto übernommen werden.

Es gilt also sowohl für die großen Vermögen wie für die Arbeitslöhne, daß die Besteuerung zu einem wesentlichen Teil den Konsum treffen kann

[1] Vergl. Neue Zeit, XXXI, 2, S. 121.

und die Akkumulation nur so weit zu beeinträchtigen braucht, als durch die Lebensmittelteuerung und durch die mit ihr verknüpfte Herabsetzung der Reallöhne die Arbeitskraft herabgesetzt wird. Die vom Genossen Mai aufgestellte Rechnung, nach der der Steuerbetrag für unproduktive Ausgaben einfach vom Akkumulationsfonds der Gesellschaft in Abzug gebracht wird, ist daher nicht richtig; sie läßt außer acht, daß ein wesentlicher Teil dieser Milliarden aus den Konsumtionsfonds der Arbeiter und der großen Kapitalisten bestritten werden kann, welch letztere allerdings bisher zu den Steuerleistungen in kaum nennenswertem Maße herangezogen worden sind.

Wie wenig zuverlässig eine solche Rechnung ist und sein muß, geht auch daraus hervor, daß sich sehr wichtige Posten der rechnerischen Erfassung ganz oder fast ganz entziehen. So bestehen die Leistungen der Volkswirtschaft an den Militarismus keineswegs nur in dem, was im Budget als Militärausgabe erscheint. Bekanntlich werden Eisenbahnen und Straßen häufig aus strategischen Rücksichten ganz anders geführt, als es die technischen und verkehrspolitischen Bedingungen erfordern würden, und das führt nicht nur zu erhöhten Anlagekosten, sondern sehr häufig auch zu noch weit wichtigeren erhöhten Betriebskosten und dazu, daß wichtige wirtschaftliche Interessen vernachlässigt werden. Diese sowie eine Reihe ähnlicher bedeutender Aufwendungen erscheinen aber natürlich nicht im Militärbudget.

Ebensowenig sind die in ihrer Gesamtsumme jedenfalls sehr bedeutenden Aufwendungen erfaßbar, die von den Angehörigen der Soldaten gemacht werden, um diesen das Leben in der Kaserne zu erleichtern.

Auf der anderen Seite ist auch wieder nicht zu ermitteln, wieviel in den Steuerbeträgen, die tatsächlich vom Lohne getragen werden, doch wieder der Kapitalakkumulation entzogen wird, indem die den Sparkassen anvertrauten und von diesen produktiv angelegten Spargroschen zurückgezogen werden.

Alle auf Grund der offiziellen Zahlen angestellten Berechnungen über die Wirkungen des Militarismus auf die Volkswirtschaft sind daher mindestens ungenau, meist aber geradezu irreführend.

Es ist nicht überflüssig, die Notwendigkeit der Richtigstellung jener Rechnung nochmals scharf zu betonen. Gewiß leidet die Volkswirtschaft in den modernen Staaten schwer unter der ungeheuren Wucht der Rüstungen. Aber es wäre eine verhängnisvolle Illusion, wenn wir den finanziellen Zusammenbruch dieser Staaten deshalb alsbald erwarten würden. Viel größer als diese Gefahr für die kapitalistischen Regierungen ist die Gefahr für das Proletariat, unter der Last der Kriegssteuern und der durch sie herbeigeführten Teuerung physisch zusammenzubrechen und zu degenerieren.

Es ist daher ein gewaltiger Erfolg der sozialdemokratischen Agitation und der Wahl unserer 110, daß die Regierung und die bürgerlichen Parteien diesmal *nicht gewagt haben, die ungeheuren finanziellen Opfer der Rüstungsvorlagen dem Proletariat und Kleinbürgertum in der Form von indirekten Steuern aufzuburden*, sondern daß sie sich genötigt gesehen haben, zur sogenannten „*Vermögensteuer*" zu greifen. Die Freude über diesen relativen Erfolg (denn das wahnsinnige Rüsten selbst zu vereiteln ist uns ja leider noch nicht möglich gewesen) darf uns aber den Blick nicht trüben. Wir dürfen uns nicht einreden lassen, die Vermögensteuer und daher die Rüstungsvorlage selbst sei für das Proletariat eine recht gleich-

gültige Sache, da es ja von dieser Steuer nicht getroffen werde. Wie wir gesehen haben, ist die Einziehung so vieler Rekruten für die Arbeiterschaft nichts weniger als ein Gewinn, sie ist auch rein wirtschaftlich eine schwere Drohung, da sie die Akkumulation verlangsamt und damit die Arbeitsgelegenheiten verringert. Diese Gefahr wird aber noch wesentlich verschärft, wenn die Vermögensteuer auch die kleineren Einkommen erfaßt und infolgedessen in hohem Maße nicht aus den Konsumtionsfonds der Reichen, sondern aus den Akkumulationsfonds der mittleren und kleinen Bourgeoisie bestritten wird.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die bürgerliche Welt vor den Folgen ihrer eigenen Handlungsweise zu warnen, und wir werden mit solchen Warnungen auch kein Glück haben, am wenigsten dann, wenn unsere Warnung wie im vorliegenden Falle so wenig überzeugend wäre. Es wäre auch schädlich, wenn wir uns durch die Hoffnung auf den Zusammenbruch der Macht unserer Gegner in Illusionen wiegen ließen, die uns zur Untätigkeit verführen könnten. Unsere Pflicht ist es, dem Proletariat, unbekümmert, ob wir damit liebgewordene Vorstellungen verletzen oder nicht, klarzumachen, welche Gefahren ihm drohen, woher sie kommen und wie sie am wirksamsten zu bekämpfen sind.

Chinas Erdrosselung.

Von **Th. Rothstein** (London).

Der 21. Mai war ein schöner Tag auf den europäischen Börsen: die langerwartete chinesische Anleihe von 25 Millionen Pfund Sterling wurde endlich in England, Frankreich, Deutschland, Belgien und Rußland zur Zeichnung aufgelegt und binnen ein paar Stunden mehrfach gedeckt. So glänzend war das Ergebnis der kurzen Operation, daß bereits zwei Tage später, wie die Reutersche Telegraphenagentur aus Peking meldete, „die betreffenden französischen, deutschen und englischen Bankhäuser die baldige Emittierung einer Währungsanleihe beschlossen". Diese Ungeduld ist wohl begreiflich, denn ein profitableres Geschäft hat die europäische Finanz in China noch nicht gemacht. Die Bestimmung des Emissionspreises war nämlich ganz dem Bankenkonsortium überlassen und dabei nur verabredet worden, daß der Übernahmepreis um 6 vom Hundert unter dem Emissionspreis fixiert werden dürfe. Dadurch wurde es dem Konsortium ermöglicht, den Zeichnungspreis auf 90 (statt auf 95, wie es bei der Crispischen Anleihe der Fall gewesen war) herabzusetzen und somit einen Erfolg der Zeichnung zu sichern. Das Konsortium nahm also 22 500 000 Pfund Sterling ein, zahlte der chinesischen Regierung nur 84 vom Hundert, also bloß 21 000 000 Pfund Sterling aus, verminderte um ein halbes Prozent „Provision", und behielt für sich als Belohnung seiner Tugend 1 500 000 Pfund Sterling. Wahrscheinlich wird diese Belohnung noch größer ausfallen, da die Anleiheschein schon vor der Eröffnung der Zeichnung mit einer Prämie von 1 bis 2 Prozent kotiert wurden.

Aber auch das investierende Publikum machte kein schlechtes Geschäft. 90 ist ein spottbilliger Preis für eine Anleihe, die 5 Prozent einträgt und dabei noch mit dem ersten Coupon, der schon Anfang Januar 1914 gezahlt wird, eine Prämie von 17 Schilling und 8 Pence mitbringt. Die Anleihe ist

auf 47 Jahre geschlossen und darf erst nach 10 Jahren durch ratenweise jährliche Auslosung **al pari** getilgt werden. Das gibt dem Anleiheschein eine durchschnittliche Lebensdauer von 29 Jahren und steigert den Zinsfuß auf etwa 5,8 Prozent. Schließlich ist die Anleihe bombensicher gemacht erstens durch die Verpfändung des Salzsteuermonopols, zweitens durch die unverpfändeten Überschüsse der Seezölle und drittens durch die Einkünfte der vier Provinzen Tschili, Schantung, Honan und Kiang-su, die so lange die Zinsen zu zahlen haben, bis die Verwaltung des Salzmonopols reorganisiert ist. Das Publikum hat also auch keinen Anlaß, sich zu beklagen.

Bleibt China selbst. Natürlich können Gläubiger und Schuldner nicht zu gleicher Zeit ein gutes Geschäft machen, und was die Banken und das Publikum bei der Anleihe verdienen, das hat China verloren. China macht eine neue Schuld von 25 Millionen Pfund Sterling, erhält dabei nur 21 Millionen Pfund Sterling ausgezahlt und stellt eine Reihe wichtiger Einnahmequellen seinen Kreditoren zur Verfügung. Außerdem ist, wie die Dinge einmal liegen, von den 21 Millionen Pfund Sterling über nicht weniger als 14 Millionen Pfund Sterling bereits im voraus fixe Verfügung getroffen. Die ersten drei Artikel des Anleihevertrags verpflichten nämlich die chinesische Regierung, diejenigen früheren Anleihen, die bereits zahlungsfällig sind, sofort zu tilgen, die schwebenden Schulden zu liquidieren und die verschiedenen provinziellen Anleihen zu bezahlen. Es ist berechnet worden, daß diese Operationen nicht weniger als 12 Millionen Pfund Sterling in Anspruch nehmen werden. Dann fordert der letzte, der siebte Artikel des Vertrags, daß die chinesische Regierung die zur Reorganisierung des Salzsteuerwesens notwendigen Summen sofort an die betreffenden Instanzen übergebe, was voraussichtlich weitere 2 Millionen Pfund Sterling ausmachen wird. Somit werden der chinesischen Regierung nach Befriedigung der Gläubiger nur 7 Millionen Pfund Sterling übrig bleiben — ein Ergebnis, das lebhaft an die finanzielle Geschichte der Türkei und Ägyptens erinnert.

Darin aber besteht noch bei weitem nicht der größte Schaden, den die Anleihe der chinesischen Republik angetan hat. Noch wichtiger ist das *politische Joch*, das dabei China aufgelegt worden ist. Wir haben diese Verquickung der Politik mit Finanz bereits vor fünf Monaten in diesen Blättern ausführlich geschildert, müssen aber offen gestehen, daß wir in unseren damaligen Erwartungen zu optimistisch waren. Wir erwarteten nämlich, daß die Anleihe schon bald abgeschlossen und es dabei China gelingen würde, wenigstens der geplanten *politischen* Kuratel ledig zu werden. Die Anleihe wurde aber tatsächlich erst am 26. April abgeschlossen, und China mußte sich dabei noch in die Kuratel der Mächte fügen. Indes wenn wir uns damals irrten, so geschah es in guter Gesellschaft, denn schon am 3. Februar meldete eine Reutersche Depesche aus Peking, daß „das Anleiheabkommen fertig sei und man erwarte, daß es morgen ohne Änderung unterzeichnet werde", worauf die chinesische Regierung 2 000 000 Pfund Sterling als erste Rate ausgezahlt bekommen würde. Dabei schien auch der Standpunkt der chinesischen Regierung in bezug auf die Finanzkontrolle über jenen der Mächte gesiegt zu haben. Wie erinnerlich, hatte die chinesische Regierung von Hause aus nichts dagegen, durch die Ernennung von europäischen Spezialisten für die entsprechenden Posten den Gläubigern eine gewisse Garantie für die richtige Verwendung der Anleihegelder gemäß dem

Vertrag und für die gute Verwaltung des Salzmonopols zu geben; nur wollte die chinesische Regierung, daß diese Spezialisten ihre Angestellten und nicht, wie die Mächte verlangten, Vertreter der Gläubiger in der chinesischen Staatsverwaltung seien. In dem Vertrag vom 3. Februar war diese Streitfrage zugunsten der chinesischen Regierung entschieden. Es sollten drei Ämter — ein Salzsteueramt, ein Anleihedepartement und ein Rechnungshof — geschaffen und sämtlich hohen chinesischen Beamten unterstellt werden. Jedem chinesischen Direktor aber sollte ein europäischer Berater beigegeben werden, und zwar im Salzsteueramt ein gewisser Herr Diesen, ein Däne, der lange Jahre in der Seezollverwaltung gedient hatte und einen guten Ruf als Administrator genoß, in dem Anleihedepartement ein Italiener namens Rossi, der von Herrn Luzatti als tüchtiger Finanzmann empfohlen worden war, und schließlich im Rechnungshof ein Deutscher, Herr Rump, der seit 1900 in der Tientsiner Finanz- und Zolladministration tätig gewesen und im Jahre 1912 von dem Bankenkonsortium selbst zur Kontrolle der Vorschüsse einstimmig gewählt worden war. Daß der Vertrag vom 3. Februar zustande kam, zeigt, daß die Finanzleute mit dieser Einrichtung zufrieden waren; die öffentliche Meinung in China war aber auch damit einverstanden, da der damalige Nationalrat den Vertrag bestätigte.

Da aber platzte mit einem Male eine neue Bombe: als am 4. Februar die Bevollmächtigten der Banken und der chinesischen Regierung im Begriff waren, den Vertrag zu unterzeichnen, erschien plötzlich der französische Gesandte und legte gegen das Abkommen sein Veto ein! Es hieß, Frankreich (und mit ihm natürlich Rußland) könne nicht erlauben, daß die Finanzkontrolle von Vertretern neutraler Mächte ausgeübt würde, sondern müsse darauf bestehen, daß in den Kontrollämtern nur Staatsbürger der sechs Mächte sitzen dürfen. Der Gesandte erklärte dabei ganz offen: bei der Ausübung ihres Amtes müssen die „Berater" von ihren respektiven Regierungen unterstützt werden, sonst würden sich die chinesischen Direktoren die gesamte Macht anmaßen; wer aber besitze ein größeres Interesse an der Gewährung einer wirksamen Unterstützung dieser Art als die Regierungen der Nationen, denen die Banken angehören?

Natürlich brach darauf das fast fertige Geschäft wieder zusammen, denn der französische Vorschlag bedeutete nichts anderes als die Einführung eben jener internationalen, die Souveränität Chinas verletzende Kontrolle, gegen die sich die junge Republik von Anfang an gesträubt hatte. Obendrein wurde noch bemerkt, daß die Franzosen nicht mehr von „Beratern", sondern von „Mitdirektoren" sprachen und für den Rechnungshof viel weitere Befugnisse verlangten, als vordem bestimmt worden war. Da die Amerikaner und die Japaner die Ehre der Vertretung in den Kontrollämtern abgelehnt hatten, forderten nämlich die Franzosen, daß in die Salzsteuerverwaltung ein Engländer, in das Anleihedepartement ein Deutscher, in den Rechnungshof aber ein Franzose und ein Russe berufen werden sollten, damit sie kontrollieren könnten, daß die Gelder genau nach dem Vertrag und nicht etwa zur Verteidigung der Mongolei oder für den Ausbau der militärischen Kräfte der Republik verwendet würden. Der französische Plan war eben russische Mache, ein Akt der Bundestreue, wie er aus Petersburg gefordert wurde. Am 5. Februar schrieb der chinesische Finanzminister Tschaohsu-chsi einen Brief an das Bankenkonsortium, in dem er ihm schwere

Vorwürfe machte und für sich das Recht in Anspruch nahm, nun anderswo Finanzhilfe zu suchen, und am 4. März teilte die chinesische Regierung den Gesandten offiziell mit, daß sie auf die neuen Bedingungen nicht eingehen könne. Darauf erwiderte am nächsten Tage Sir John Jordan, der englische Gesandte, als Doyen des diplomatischen Korps, daß wenn die Regierung diese Bedingungen nicht annehme, sie eine andere Gelegenheit, mit dem Konsortium die Anleihe zu schließen, kaum noch haben würde.

In den Verhandlungen trat dann eine lange Pause ein, die nur dadurch unterbrochen wurde, daß die Gesandten kurz nach Empfang der Mitteilung der Regierung plötzlich entdeckten, daß die Bezeichnung der Berater als Direktoren ein „Schreibfehler" gewesen war und das Verlangen nach Erweiterung der Rechte des Rechnungshofs unter einem ähnlichen Vorwand zurückzogen. Dann verkündete am 18. März Präsident Wilson die neue Finanzpolitik Amerikas, und zwei Tage später zog sich die amerikanische Gruppe aus dem Konsortium zurück. Das schien im ersten Augenblick ein Todesstoß für das Konsortium zu sein, blieb aber tatsächlich ohne Folgen. Die von Not gedrängte chinesische Regierung wandte sich nach verschiedenen Seiten um Finanzhilfe, bekam aber fast nichts. Da tauchte mit einem Male am 22. April in den Londoner Bankkreisen ein Gerücht auf, daß die chinesische Regierung die neuen Bedingungen des Konsortiums, das jetzt nur mehr fünf Mächte vertrat, angenommen habe, und vier Tage später wurde wirklich der Vertrag in Peking unterzeichnet.

Was hat die chinesische Regierung dazu bewogen, nach fast anderthalb Jahren des Widerstandes doch unter das kaudinische Joch zu kriechen und das Land den fremden Herrschern auszuliefern? Die Antwort muß in den inneren Angelegenheiten Chinas gesucht werden. Dort stehen der provisorische Präsident Juanschikai und seine reaktionäre Clique im Norden einerseits und die republikanische Bewegung des Südens andererseits einander seit mehreren Monaten in offener Feindschaft gegenüber: die ersteren verlangen eine starke zentralisierte Macht der Exekutive für die Regierung, die anderen hingegen streiten für die Macht des Parlaments. Ob Juanschikai und sein Gefolge wirklich eine monarchische Restauration planen, wie ihnen von den Gegnern vorgeworfen wird, mag dahingestellt bleiben, denn Juanschikai ist vor allem ein Opportunist, der sich ebenso leicht zum Republikanismus wie zum Monarchismus bekennen kann, je nachdem die Machtverhältnisse sich gestalten. Daß er aber eine Art Diktatur anstrebt, unterliegt keinem Zweifel: dafür sprechen nicht nur seine Handlungen, sondern noch mehr die Äußerungen jenes Teiles der englischen Presse, der ihm bereits seit den großen Tagen seiner Tätigkeit und späteren Verbannung unter dem früheren Regime besonders nahesteht. Die Feindschaft der republikanischen Parteien gegen ihn ist daher sehr verständlich, und seitdem er zwei republikanische Generäle im vergangenen Sommer unter leichtfertiger und geradezu falscher Anschuldigung der Verschwörung hinrichten ließ, nahm diese Feindschaft sehr entschiedene Formen an. Die Zusammensetzung des ersten am 8. April zusammentretenden Parlaments bewies Juanschikai deutlich, wie das chinesische Volk über ihn denkt: die übergroße Mehrheit in den beiden Kammern gehörte der Kuomingtang an, der Partei der vereinigten Republikaner, die fest entschlossen war, Juanschikai in seinem Amte nicht zu bestätigen und den Willen des Parlaments gegenüber der Exekutivgewalt ver-

fassungsmäßig zu behaupten. Da mußte sich Juanschikai für einen bestimmten Weg entschließen: entweder fügt er sich seinen Gegnern oder er reißt die Gewalt an sich. Da verhalfen ihm die Mächte zu einer Entscheidung. Natürlich ist ihnen eine Diktatur oder eine Monarchie lieber, denn hinter dem Sessel eines Diktators oder Kaisers lassen sich Finanz- und sonstige Geschäfte leichter machen. Daher die zahlreichen Artikel, die zum Beispiel in der „Times" im Verlauf der letzten zwölf Monate zugunsten einer Diktatur Juanschikais (natürlich nur als Mittel, China im Inneren und nach außen zu kräftigen!) erschienen. Zur Diktatur aber gehört Geld und wieder Geld, da es nur mit Geld möglich ist, die Freundschaft gewisser Kreise, bureaukratischer und selbst parlamentarischer, zu kaufen und die Armee für sich zu gewinnen. Man verhandelte und schloß endlich das Anleihegeschäft ab. Die Finanzleute erhielten ihre Provisionen, Kommissionsgebühren und wie sonst sich die von ihnen eingesteckten anderthalb Millionen Pfund Sterling nennen; die hinter ihnen stehenden Regierungen erhielten ihre Finanzkontrolle und was damit noch in der Mongolei und in Tibet verbunden ist, und Juanschikai bekam die notwendigen Machtmittel zur Sicherung seiner Stellung gegenüber dem Parlament und der Republik.

Das abgeschlossene Anleihegeschäft bedeutet also nicht bloß, daß die Republik einer internationalen finanziellen und politischen Kuratel unterstellt wird, sondern sie ist der Ausdruck einer wahren Verschwörung gegen die republikanische Ordnung in China. Bezeichnend ist, daß der Finanzminister zuerst das infame Werk nicht mitmachen wollte und nach-Tientsin entfloh; Juanschikai aber schickte ihm seine Adjutanten nach, und er kehrte nach Peking zurück. Am Tage der Unterzeichnung des Vertrags sandte nicht nur die Kuomingtang, sondern der Senat selbst mehrere Abordnungen bald zu Juanschikai und bald zum Bankenkonsortium und den Gesandten, um vor der Unterzeichnung der Anleihe ohne die Genehmigung des Parlaments zu warnen und zu versichern, daß das Parlament die Anleihe nie genehmigen würde. Noch um 11 Uhr des Nachts begab sich eine Deputation zum Pekinger Vertreter des Konsortiums, dem Direktor der Hongkong- und Schanghaibank, in dessen Haus der Vertrag unterzeichnet werden sollte, und erhob nochmals Protest gegen den von den Mächten geforderten Verfassungsbruch. Es half nichts. Die Deputation mußte sich zurückziehen, und nur ihr Führer Nang, der Vizepräsident des Senats, verblieb bis Mitternacht, wo in seiner Anwesenheit der Vertrag von dem Premierminister Tschaoping-tschun, dem Minister des Auswärtigen Lutscheng-siang und dem Finanzminister Tschaohsu-chsi unterzeichnet wurde. Drei Tage später erklärte sich der Senat mit 102 gegen 79 Stimmen gegen das Vorgehen der Regierung, und am 5. Mai verurteilte das Unterhaus nach einer stürmischen Debatte ebenfalls die Anleihe mit 222 gegen 152 Stimmen.

So ist eine der dramatischsten Episoden in der modernen Finanzgeschichte abgeschlossen — eine Episode, die ihren Platz in der politischen Geschichte der Neuzeit einnehmen wird. Gewiß wird sie wichtige Folgen haben, aber wie diese beschaffen sein werden, läßt sich zurzeit nicht voraussehen. Juanschikai pfeift natürlich auf die Beschlüsse des Parlaments und die Entrüstung der Kuomingtang, wie ihr Sunyatsen in einem offenen Brief „an die Regierungen Europas" durch die englische Presse vom 2. Mai Ausdruck gegeben hat. Der Präsident ist schon in das für den rechtmäßigen Inhaber dieser

Würde bestimmte Palais übersiedelt, hat sich mit einer prätorianischen Garde umgeben und führt allmählich ein Regiment des Terrors nach dem Muster eines mexikanischen Präsidenten ein. Einer nach dem andern werden die Führer der Republikaner entweder durch Meuchelmord beseitigt (so Sungtschaojen, der für den Posten des Premierministers im ersten Verfassungskabinett bestimmt war) oder verhaftet (so Schiatse, der republikanische Führer im Senat), und wenn es nur geht, werden die Generale (so anscheinend der mächtige Liyuan-hung im Süden) einfach gekauft. Sollten sich dann die Republikaner wirklich zu einer Revolution aufraffen, so werden sie sicher diesmal die Mächte gegen sich und hinter Juanschikai rangiert finden, und wer weiß, ob es dann nicht wieder wie im Jahre 1900 zu einem internationalen Hunnenzug und vielleicht zu einer Aufteilung Chinas kommen würde? Kommt es aber nicht zu einer Revolution, so sind auch so die Perspektiven trüb, denn jede Regung seitens Juanschikais oder des Volkes wird sofort durch Einschreiten der Gläubiger zur Sicherstellung ihrer Kapitalien und der verpfändeten Einnahmequellen bestraft werden. Es ist in der Tat ein infames Werk, das am 26. April von den fünf Mächten verrichtet wurde: man braucht sich nur die Geschichte Ägyptens zu vergegenwärtigen, um seine Wirkungen vorauszuahnen.

Die Tariferneuerung im Baugewerbe.

Von **A. Ellinger.**

In den letzten Wochen sind auf den Verbandstagen der baugewerblichen Arbeiterverbände und auf der Generalversammlung des Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe Entscheidungen gefällt worden, die für das wirtschaftliche Leben Deutschlands von großer Bedeutung sind. Alle diese Verbände haben sich für die friedliche Erneuerung der Tarifverträge entschieden, die am 31. März ablaufen sollten und die aus Zweckmäßigkeitsgründen um einige Wochen verlängert worden waren. Damit ist endlich der Bann gewichen, der monatelang auf dem deutschen Baugewerbe gelegen und der die Geschäftsflaue verstärkt hat, die eine Folge der Balkanwirren und der durch sie hervorgerufenen Geldknappheit auf dem Baumarkt war. Die Bauarbeiterschaft hatte unter dieser Geschäftsflaue schwer zu leiden, und selbst die Organisationen wurden in Mitleidenschaft gezogen. Die Arbeitslosenziffern stiegen gewaltig, und obwohl selbst bei der besten Konjunktur viele Bauarbeiter arbeitslos sind, wurde in den letzten Monaten doch jegliche Arbeitslosigkeit auf die Verhandlungen im Baugewerbe geschoben. Dadurch wurde bei der Bauarbeiterschaft eine starke Unzufriedenheit ausgelöst, und in Hamburg und anderen Orten mußten die Organisationen schließlich zu einer außerordentlichen Maßnahme greifen und den arbeitslosen Mitgliedern Notstandsunterstützungen zahlen. Daneben wuchs der Haß gegen das Unternehmertum, dessen Organisationen im vorigen Herbst die Parole ausgegeben hatten, in diesem Frühjahr alle irgendwie aufschiebbaren Arbeiten bis zur Erledigung der Tarifbewegung zurückzustellen.

Aber weit über die baugewerbliche Arbeiterschaft und das baugewerbliche Unternehmertum hinaus ist die friedliche Tariferneuerung im Baugewerbe von größter Bedeutung. Für zahllose Geschäftsleute wäre ein Kampf, in den

Hunderttausende Arbeiter verwickelt worden wären, ein Unglück gewesen. Die Arbeiter der Ziegel-, Zement-, Gips- und Eisenindustrie, des Transportwesens, des Holzgewerbes und einer ganzen Reihe anderer Industrien wären mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen worden, und ihre Mindereinnahme hätte wieder ungünstig auf weitere große Volkskreise gewirkt. Große Werte wären der deutschen Volkswirtschaft verloren gegangen. Das ist wohl auch der Grund, weshalb die deutsche Reichsregierung seit 1910 dem baugewerblichen Tarifwesen ihre ganz besondere Aufmerksamkeit widmet und weshalb der Staatssekretär Dr. Delbrück schon im Herbst vorigen Jahres den Gewerbegerichtsdirektor Dr. Prenner beauftragte, die Vertragsparteien rechtzeitig zusammenzuführen. Einige besondere Gründe mögen dabei noch mitgewirkt haben, so der, daß in dem mehrfachen Jubeljahr 1913 große Arbeitskämpfe, die das ganze Wirtschaftsleben erschüttert hätten, besonders unangenehm empfunden worden wären. Auch die Durchbringung der Milliardenvorlagen im Reichstag wäre durch einen solchen Kampf nicht gefördert worden; denn er hätte die Aufregung im Volke nur noch vermehrt.

Über die Einleitung der Tarifverhandlungen und über die Vorbereitungen dazu hat seinerzeit mein Kollege Winnig an dieser Stelle ausführlich berichtet.[1] Beide Parteien hatten auf alle Fälle zum Kampf gerüstet. Die Gewerkschaften hatten seit dem letzten Kampf ihre Mitgliederzahl stark erhöht und ihre Kassen gefüllt. Die Unternehmer hatten sich einen Wehrschatz angesammelt, der angeblich eine Million Mark betragen soll. Außerdem hatten sie mit den baugewerblichen Unternehmerorganisationen des Auslandes und mit den verwandten Gewerben Deutschlands Kartellverträge abgeschlossen und eine einheitliche Tarifpolitik vereinbart. Mit dem Betonverein hatte sich der Arbeitgeberbund verschmolzen, und die Baumaterialienhändler suchte er mit Gewalt zur Zahlung der Wehrschatzbeiträge zu zwingen. Das alles sah sehr kriegerisch aus, und als vor elf Wochen die mit den Bauunternehmern verbündeten Malermeister ohne jeden ersichtlichen Grund zur Aussperrung schritten, hatte es den Anschein, als ob sie im Auftrag des Bundes die allgemeine Aussperrung aller Bauarbeiter eröffneten. Den Friedensversicherungen des Bundesvorstandes bei den Dezemberverhandlungen in München und den Januarverhandlungen in Berlin brachte man unter diesen Umständen kein großes Vertrauen entgegen, sondern rechnete damit, daß es taktische Manöver sein könnten, um die Öffentlichkeit irrezuführen. Dazu hatte man um so mehr Anlaß, als die Unternehmer bei diesen Verhandlungen und auch noch bei den Verhandlungen Ende Februar und Anfang März die Gewährung einer allgemeinen Lohnerhöhung entschieden ablehnten, wobei sie sich hinter ihre Bezirksverbände versteckten, die sie zu einer allgemeinen Lohnerhöhung nicht zwingen könnten.

Die Arbeitervertreter hatten erklärt, daß für ihre Organisationen eine allgemeine Lohnerhöhung der Angelpunkt der ganzen Verhandlungen sei. Ohne allgemeine Lohnerhöhung müßten sie den Abschluß neuer Verträge ablehnen. An dieser Erklärung hielten die Arbeitervertreter bei allen Verhandlungen mit großer Zähigkeit fest. Sie mußten das; denn die allgemeine Steigerung der Lebensmittelpreise machte eine allgemeine Lohnsteigerung dringend notwendig, wenn nicht die Lebenslage der Arbeiter erheblich ver-

[1] Neue Zeit, XXXI, 1, S. 731.

schlechtert werden sollte. Außerdem forderten sie freie Bahn für die Verkürzung der Arbeitszeit unter zehn Stunden, gegen die sich früher die Unternehmerorganisation durch Beschluß ausdrücklich festgelegt hatte. Ehe die Unternehmer diese Zugeständnisse gemacht hätten, hielten die Arbeitervertreter eine Diskussion über den Hauptvertrag und das Vertragsmuster für zwecklos. Die Vertreter der Unternehmer dagegen erklärten, daß nach ihrer Meinung über Lohnerhöhungen und über die Verkürzung der Arbeitszeit nur örtlich verhandelt werden könnte, und zwar nur auf Grund des vorher von den Zentralen festzustellenden Hauptvertrags und Vertragsmusters.

So stand noch drei Wochen vor Ablauf der alten Verträge Erklärung gegen Erklärung. Man hatte bei drei zentralen Verhandlungen nur gegenseitig allgemeine Wünsche ausgetauscht, die Bekanntgabe der klar präzisierten Forderungen aber so lange als möglich verschoben. Die Arbeitervertreter hatten keine Ursache, ohne das Zugeständnis einer allgemeinen Lohnerhöhung den Hauptvertrag und das Vertragsmuster zu beraten. Sie mußten im Gegenteil aus taktischen Rücksichten die eigentlichen Verhandlungen so lange als möglich hinausschieben; denn sie konnten beim Beginn der Frühjahrsbautätigkeit ihre Lohnforderungen natürlich wirkungsvoller vertreten als im Winter, zumal inzwischen auch auf eine Beendigung der Balkanwirren und auf eine Besserung des Geldmarktes zu hoffen war. Im März ließen sich aber die Verhandlungen doch nicht mehr länger hinausschieben, und so verhandelte man denn vom 9. bis 12. März endlich über die Anträge zum Hauptvertrag und Vertragsmuster. Da sich die Parteien auch bei diesen Verhandlungen nicht einigen konnten, arbeiteten die Unparteiischen — Gewerbegerichtsdirektor Dr. Prenner, Magistratsrat v. Schulz und Beigeordneter Rath — den seitherigen Hauptvertrag und das Vertragsmuster unter Berücksichtigung der gegenseitigen Anträge und der Diskussion um und legten sie den Parteien als Vorschläge zur Erklärung vor. Und zwar sollten ihre Vorschläge zunächst nur die Grundlage zu den örtlichen Verhandlungen bieten; über Annahme oder Ablehnung dieser Vorschläge sollten die Parteien erst nach den örtlichen Verhandlungen entscheiden. Damit war zunächst beiden Parteien Rechnung getragen. Die Unternehmer hatten eine Grundlage, auf die sie sich bei den örtlichen Verhandlungen stützen konnten, und die Arbeiterorganisationen hatten die Möglichkeit, Hauptvertrag und Vertragsmuster abzulehnen, wenn ihnen die örtlichen Verhandlungen nicht genügend Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung brachten.

Um es vorweg zu nehmen: die neue Gestaltung des Hauptvertrags und des Vertragsmusters brachte keine sehr großen sachlichen Veränderungen. Anstoß erregte bei den Arbeitern, daß die Bestimmung des alten Vertrags, wonach Ansprüche aus den Verträgen nicht vor den ordentlichen Gerichten verfolgt werden dürfen, im neuen Vertrag weggefallen ist. Da aber das frühere Zentralschiedsgericht wiederholt ausgesprochen hat, daß die Verfolgung des ordentlichen Rechtswegs gegen die Absicht des Vertrags und den Willen der Vertragsparteien verstoße, was auch bei den neuen Verhandlungen von den Unparteiischen wiederholt worden ist, so ist die Gefahr, daß die Gewerkschaften für Vertragsbrüche ihrer Mitglieder oder Zweigvereine von den ordentlichen Gerichten haftbar gemacht werden könnten, nicht sehr groß. Ein Versuch einer Unternehmerorganisation in dieser Richtung wäre ein Vertragsbruch, gegen den die vertraglichen Instanzen ein-

schreiten müßten. Kümmerten sich die Unternehmerorganisationen um die Tarifinstanzen nicht, dann könnten allerdings die Gewerkschaften mancherlei unangenehme Scherereien bekommen. Das Bestreben, die Gewerkschaften für Tarifverletzungen haftpflichtig zu machen, ist im Arbeitgeberbund zweifellos vorhanden. Der Bund hatte sogar Anträge zum Hauptvertrag gestellt, nach denen jede Organisation zur Sicherung von Schadenersatzansprüchen aus Vertragsbrüchen 50 000 Mark Kaution hinterlegen sollte. Doch wurden diese Anträge von den Unparteiischen im Hauptvertrag nicht berücksichtigt.

Am Aufbau des Vertragswesens ist nichts von Bedeutung geändert worden. Die örtlichen Organisationen bleiben die Träger der örtlichen Verträge. Diese sind durch einen von den Zentralorganisationen geschlossenen Hauptvertrag zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt. Auch die Überwachung und Durchführung der Verträge bleibt Aufgabe der örtlichen Organisationen. Zu diesem Zwecke haben sie wie im alten Vertrag Schlichtungskommissionen und als übergeordnete Instanzen Tarifämter einzusetzen, was nur ein neuer Name für die früheren zweiten Instanzen ist. Nur wo die örtlichen Tariforgane versagen, soll das Haupttarifamt entscheiden, das wie das frühere Zentralschiedsgericht aus je drei Vertretern der Vertragsparteien und drei Unparteiischen besteht. Der weiteren Zentralisierung des Vertragswesens und damit auch der künftigen Tarifbewegungen und Kämpfe leistet ein Passus Vorschub, der bestimmt, daß der jetzige Hauptvertrag für alle von den Vertragsparteien abzuschließenden Tarifverträge die unabänderliche Grundlage bildet, auch dann, wenn der Abschluß erst während der dreijährigen Vertragsdauer erfolgt. In gleicher Richtung wirkt die Eingliederung der bisher selbständigen Betonarbeiter in das zentrale Vertragswesen.

Nicht zufrieden sein können die Arbeiter mit dem Passus über die Arbeitszeit. Nach ihm soll eine Verkürzung der Arbeitszeit nur dort möglich sein, wo sie noch zehn Stunden beträgt und „besonders schwierige Verhältnisse namentlich in Wohnungs- und Verkehrsangelegenheiten" vorliegen. Dadurch wird den Arbeiterorganisationen die Möglichkeit der Arbeitszeitverkürzung in Orten mit zehn Stunden stark beschnitten und in Orten mit weniger als zehn Stunden überhaupt unmöglich gemacht. Die Arbeiterorganisationen werden bei der nächsten Tarifbewegung alle Kraft aufbieten müssen, um diese unbequeme Bestimmung loszuwerden. Eine kleine Verbesserung erfahren hat der Akkordparagraph, durch den die örtlichen Organisationen verpflichtet werden, überall dort, wo Akkordarbeiten ausgeführt werden, Akkordtarife für einfache Arbeiten zu vereinbaren. Wenn die örtlichen Arbeiterorganisationen diese Bestimmung mit Verständnis handhaben, kann sie dazu führen, daß endlich der Anarchie bei Akkordarbeit ein Ende gemacht wird und daß die Akkordlöhne, die heute zum Teil noch niedriger sind als vor dreißig bis vierzig Jahren, während die Stundenlöhne in dieser Zeit um fünfzig bis hundert Prozent gestiegen sind, ebenfalls eine der steigenden Teuerung entsprechende Erhöhung erfahren. In Orten, wo bisher Akkordarbeit nicht ausgeführt wurde, ist ihre Einführung nur auf Grund gegenseitiger Vereinbarung gestattet. Im übrigen sind die Änderungen der vertraglichen Bestimmungen nicht von großer Bedeutung, und man kann sagen, daß das Ganze nicht schlechter ist, als es früher war.

Auf Grund dieser zunächst unverbindlichen Vorschläge der Unparteiischen trat man nun in die örtlichen Verhandlungen ein. Diese gingen in großen Gebieten Deutschlands besser von statten, als man nach der Komödie von 1910 hoffen durfte. Die Unternehmer Ost- und Westpreußens, ferner die im Königreich Sachsen sowie im Unterweser- und Emsgebiet boten zum Teil recht annehmbare Lohnerhöhungen und hier und dort auch eine Verkürzung der Arbeitszeit um eine halbe Stunde pro Tag oder um eine Stunde pro Woche an. In anderen Gebieten dagegen, besonders in Rheinland und Westfalen, wiederholten sie die Komödie von 1910, indem sie zwar verhandeln, aber keinerlei Angebote machen wollten. Immerhin war nun schon stark mit der friedlichen Erneuerung der Tarifverträge zu rechnen; denn die ziemlich hohen Angebote der Unternehmer Frieslands, Sachsens und Ostdeutschlands konnten nicht ganz ohne Einfluß auf die übrigen Gebiete und auf die schließlichen Vorschläge der Unparteiischen bleiben. Natürlich drängten die Bauarbeiter jener Gebiete, wo die Unternehmer keine oder keine genügenden Angebote machten, stürmisch zum Kampf, und wenn sie schließlich doch, den Mahnungen der Organisationsleitungen folgend, Disziplin hielten und den abgeschlossenen Waffenstillstand respektierten, so nur in der Hoffnung, daß schließlich doch noch auch für sie auf irgendeine Art ein annehmbares Ergebnis herauskomme.

Am 19. April sollten die örtlichen Verhandlungen beendet sein und der Waffenstillstand ablaufen. Die Verhandlungen waren aber an diesem Tage noch nicht ganz beendigt, und die Verträge wurden zunächst um einige Tage verlängert. Dann beschloß man bei neuen zentralen Verhandlungen am 22. April in Berlin, daß die Einigungsfrist für die einzelnen Orte bis zum 30. April ausgedehnt und die Verträge zur Führung von Einigungsverhandlungen vorläufig weiter verlängert werden sollten. Am 2. Mai sollten die Lohnerhöhungen in allen Orten, wo Vereinbarungen stattgefunden hatten, in Kraft treten. Für die Orte, wo bis zum 30. April keine Einigung erreicht war, sollten die Unparteiischen Vorschläge machen. Alle nach dem 1. Mai getroffenen Vereinbarungen sollten bis zum 1. Mai rückwirkende Kraft erhalten. In den letzten Tagen des April wurden die Verhandlungen für die nicht geeinigten Orte unter dem Vorsitz der Unparteiischen in Berlin sehr gefördert. Am 30. April hatte man sich für alle Orte Ost- und Westpreußens, Elsaß-Lothringens, Südbayerns, Neuvorpommerns und für das ganze Königreich Sachsen mit Ausnahme von Leipzig und Wurzen geeinigt. Für eine große Zahl von Orten mußten aber die Unparteiischen Vorschläge machen. In diesen Vorschlägen wurde den Arbeitern der nicht geeinigten Lohngebiete im allgemeinen eine Lohnerhöhung von 4 Pfennig, für kleinere Orte von 3 Pfennig, für größere von 5 Pfennig, verteilt auf drei Jahre, zugesprochen. Wo der Lohn der Hilfsarbeiter mehr als 12 Pfennig hinter dem der Maurer zurück war, sollten die Hilfsarbeiter noch einen Ausgleichspfennig erhalten. Das gleiche sollte für Zimmerer in jenen Orten geschehen, wo der Zimmererlohn noch hinter dem Maurerlohn zurück war. Orte mit einer halbstündigen Verkürzung der Arbeitszeit pro Tag sollten außerdem noch einen Lohnausgleich von 2 Pfennig pro Stunde erhalten.

Diese Vorschläge brachten nicht das, was die Arbeiterorganisationen nach den teilweise ziemlich hohen Lohnangeboten der Unternehmer in den bereits geeinigten Orten erwarten konnten. Anstatt den widerspenstigen Scharf-

machern Rheinland-Westfalens das aufzuzwingen, was in anderen Gebieten freiwillig geboten worden war, speisten die Unternehmer den größten Teil der noch verbleibenden Bauarbeiter mit 3 und 4 Pfennig ab. Dazu verteilten sie obendrein für Rheinland-Westfalen die Lohnerhöhung von 3 Pfennig auf drei Jahre, während sie nach ihrem eigenen Vorschlag im ersten Jahre 2 und im zweiten 1 Pfennig betragen sollte. Später änderten sie dann allerdings diesen Vorschlag noch ab und sprachen auch einer Anzahl Orten, die zuerst ganz unverständlicherweise mit 3 Pfennig bedacht worden waren, nunmehr 4 Pfennig zu. Damit hatten sie den Arbeiterorganisationen die Annahme der Vorschläge nicht unwesentlich erleichtert, und am 8. Mai wurden diese tatsächlich von den Generalversammlungen aller drei Arbeiterverbände angenommen. Auch die Generalversammlung des Arbeitgeberbundes nahm die Vorschläge an, allerdings mit dem Vorbehalt, daß sie mit den nachträglichen Abänderungen der Unparteiischen nicht einverstanden sei und darüber in einer späteren Sitzung noch reden wolle. Das ist inzwischen auch geschehen. Am 26. und 27. Mai fanden in Berlin die Verhandlungen für das Betongewerbe statt, nach deren Abschluß von allen Organisationen die gesamten Vorschläge der Unparteiischen anerkannt und die Verträge unterschrieben wurden.

Was bringt nun die Tariferneuerung den Bauarbeitern an materiellen Verbesserungen? Nach den vorläufigen Feststellungen sind vom Bauarbeiterverband 273 044, vom Zimmererverband 54 225 Mitglieder an der Bewegung beteiligt. Nimmt man dazu die Mitglieder des christlichen Bauarbeiterverbandes, so erhält man ungefähr 370 000 bis 380 000 an der Tariferneuerung beteiligte Arbeiter. Diese erhalten im Durchschnitt eine Lohnerhöhung von etwas über 5 Pfennig — die Mitglieder des Bauarbeiterverbandes 5,11 Pfennig, die Mitglieder des Zimmererverbandes 5,09 Pfennig. Ungefähr ein Drittel aller an der Bewegung beteiligten Arbeiter erhält 3 und 4 Pfennig, ein starkes Drittel 5 Pfennig und ein schwaches Drittel 6 Pfennig und mehr. Im einzelnen erhalten von den 273 044 Mitgliedern des Bauarbeiterverbandes 35 697 3, 55 442 4, 94 226 5, 45 951 6, 24 684 7, 10 982 8, 1360 9, 3362 10 und 1340 12 Pfennig Lohnerhöhung pro Stunde. Von den Zimmerern erhalten 54 Mitglieder 2, 5521 3, 5 $3^1/_2$, 13 132 4, 28 $4^1/_2$, 19 379 5, 235 $5^1/_2$, 6534 6, 6752 7, 1725 8, 300 9 und 560 Mitglieder 10 Pfennig pro Stunde. Außerdem erhalten insgesamt etwa 75 000 bis 80 000 Bauarbeiter eine Verkürzung der Arbeitszeit, darunter allein etwa 52 000 Mitglieder des Bauarbeiterverbandes eine solche von einer halben Stunde pro Tag.

Alles in allem wurde also bei der diesjährigen Tarifbewegung ohne Kampf ebensoviel erreicht wie 1910 nach neunwöchiger opferreicher Aussperrung. Im einzelnen lassen freilich die Resultate vieles zu wünschen übrig. So beträgt die durchschnittliche Lohnerhöhung für Mecklenburg und Thüringen nach den Berechnungen des Bauarbeiterverbandes nur 3,50, für Brandenburg ohne Berlin 3,62, für Hannover 3,82, für Westfalen 4,08, für Schlesien 4,50, für Rheinland 4,76, für Südbayern 4,80, für Nordbayern 4,84, für die Provinz Sachsen 4,87 und für Schleswig-Holstein 4,88 Pfennig. In diesen Landesteilen, besonders aber in Rheinland-Westfalen, Hannover und Thüringen ist die Erregung der Bauarbeiter über den Ausgang der Bewegung zum Teil recht groß. In den übrigen Landesteilen steht die Lohn-

erhöhung über dem Reichsdurchschnitt. Sie beträgt für Württemberg 5,14, für Hessen 5,47, für Pfalz-Baden 5,75, für Friesland und die östlichen Provinzen 6,10, für das Königreich Sachsen 6,43 und für die Reichslande 6,50 Pfennig. Aber selbst in diesen Landesteilen sind die Bauarbeiter keineswegs überall mit dem Abschluß der Bewegung zufrieden. In manchen Orten hat es stürmische Proteste gegen den Abschluß der Bewegung gegeben. Man hat Resolutionen gegen die Unparteiischen, die Verbandsleitungen und die Verbandstagsbeschlüsse angenommen, aber man hat sich doch überall diesen Beschlüssen gefügt. Die Erkenntnis, daß es bei solchen Bewegungen ein Ausderreihetanzen nicht geben kann, wenn einmal die Gesamtorganisation entschieden hat, ist überall vorhanden. Und selbst der unzufriedenste Arbeiter mußte einsehen, daß das Gesamtergebnis nicht abgelehnt werden konnte.

Gewiß, die zentrale Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen führt zu Härten; manche Orte mit guter Konjunktur und guter Organisation könnten durch einen frisch-fröhlichen Kampf für sich mehr herausholen, als ihnen ein Schiedsspruch bringt. Aber auf der anderen Seite kommen nicht weniger Orte zu Lohnerhöhungen und einer Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, die sie sich aus eigener Kraft nicht zu erkämpfen vermöchten. Wägt man das, was dabei herauskommt, gegeneinander ab, dann kommt man zu der Überzeugung, daß die Gesamtorganisation durch eine zentrale Bewegung nicht schlechter fährt als durch zahlreiche Einzelbewegungen. Es ist sogar sehr zweifelhaft, ob durch Einzelkämpfe in den beiden Tarifperioden von 1910 bis 1916 für die Gesamtmitgliedschaft so viel hätte herausgeholt werden können, wie durch die beiden zentralen Tarifbewegungen herausgeholt worden ist. Eine andere Frage ist es freilich, ob das immer so bleiben wird. Wie dem aber auch sei: die Gewerkschaften haben über den Umfang der Lohnbewegungen nicht allein zu entscheiden. Die Unternehmer haben ihnen die zentralen Bewegungen aufgezwungen. Das war für sie nicht schwer, weil die ganze Entwicklung der Organisationen und des Tarifwesens zur Zentralisation trieb. Die Gewerkschaften müssen sich mit dieser Tatsache abfinden. Es wäre für sie zwecklos, wollten sie wehmütig rückwärts sehen und über das Schwinden der guten alten Zeit jammern, wo noch jeder Verein seine Lohnbewegung selbständig führen konnte. Mit solchen Sentimentalitäten kommt man nicht vorwärts. Die baugewerblichen Arbeiterverbände müssen sich mit dem abfinden, was ist; sie müssen den Blick vorwärts richten auf das, was kommt; sie müssen ihre Organisationen weiter ausbauen und ihre Kassenbestände weiter vergrößern: kurz, sie müssen durch rastlose Arbeit allen künftigen Gefahren zu begegnen suchen. Das haben sie bis jetzt getan, und sie konnten mit dem Erfolg sehr zufrieden sein. Der Organisation der Bauunternehmer ist es nicht nur nicht gelungen, durch die Zentralisierung der Tarifkämpfe die Arbeiterorganisationen niederzuringen, wie sie erst beabsichtigte, sondern die Arbeiterorganisationen sind auch unter dieser Tarifpolitik von Erfolg zu Erfolg geschritten und stehen heute stolzer und gefestigter da als je.

Auch jetzt hat die baugewerbliche Arbeiterschaft ohne große Opfer wieder einen schönen Erfolg errungen. Möge sie die nächsten drei Jahre nutzen, damit sie 1916 für alle Fälle gewappnet ist!

Zur Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie.

Von H. Krätzig.

Die Frage der Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie hat in den Debatten der letzten Jahre eine große Rolle gespielt, ohne daß sie an Klarheit gewonnen hätte. Aber der rege Meinungsaustausch über die Baumwollfrage diente vielfach den Zwecken der politischen Spekulation. Zunächst beteiligte sich dabei Dernburg, Deutschlands erster Staatssekretär für die Kolonien; bei den Hottentottenwahlen 1907 reiste er in ganz Deutschland umher und phantasierte von blühenden Baumwollplantagen, die in den afrikanischen Kolonien mit Leichtigkeit hervorzuzaubern seien. Seitdem sind sechs Jahre verflossen — und auch Dernburg; die Baumwollplantagen in den Kolonien Afrikas aber erweisen sich von Jahr zu Jahr mehr als bevorzugte Gefilde des Pleitegeiers. Trotzdem aber wird die „Baumwollfrage" noch immer weiter zu Zwecken politischer Spekulation benutzt, und wie wir bereits in Nr. 34 zeigten, ist auch ein Mitglied der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, Genosse Dr. Quessel, von den Tiraden Dernburgs hypnotisiert worden.

Im Heft 8 der „Sozialistischen Monatshefte" vom 24. April 1913 verbreitet Quessel sich auch über die Möglichkeit der Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie und sagt, ich hätte in meiner Reichstagsrede über die „Baumwollfrage" die vom Radikalismus bestimmte Haltung unserer Reichstagsfraktion durch die Meinung zu rechtfertigen gesucht, daß die alten Baumwollländer ihre Produktion noch gewaltig steigern könnten, so daß keinerlei Grund vorläge, in unseren Kolonien dem Baumwollbau neue Gebiete zu erschließen. Nachdem er sich so, wie ich zeigen werde, ein unrichtiges Argument konstruiert hat, bespricht er die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge der Baumwollfrage in etwa derselben oberflächlichen Weise, wie er sich vorher mit den Existenzverhältnissen der Baumwollstaude beschäftigt hat. Wohl wies ich in meiner Rede auf die Anstrengungen hin, welche die alten Produktionsländer machen, um die Baumwollerzeugung zu steigern. Aber das geschah nicht, um daraus zu folgern, dem Baumwollbau sollten in den Kolonien keine neuen Gebiete erschlossen werden, sondern es geschah im Gegenteil, um die Regierung zu fragen, was sie zu tun gedenkt, um den Baumwollbau in den Kolonien aufrechtzuerhalten, wenn die Anstrengungen, das Angebot von Baumwolle zu vergrößern, Erfolg haben und die Preise sinken sollten. Ich fragte die Regierung, ob sie etwa zu dem Mittel Rußlands greifen und einen Zoll auf Rohbaumwolle empfehlen würde, wenn der koloniale Baumwollbau durch Herabgehen der Preise unrentabel und infolgedessen eingestellt werden sollte. Davon erwähnt Genosse Quessel kein Wort!

Genosse Quessel findet bei seiner Durchforschung der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge, daß es um die Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie nicht gut bestellt ist, daß wir eine Baumwollknappheit haben, die nur durch Erschließung des dünnbevölkerten Afrika für den Baumwollbau wenn auch vielleicht nicht beseitigt, so doch gemildert werden kann. Den Beweis für die vorhandene Baumwollknappheit erblickt er in den hohen Baumwollpreisen. Nun sind sich aber alle Fachleute einig darin — und jede Wochenstatistik über die Zu- und Abfuhr von Baumwolle beweist die Richtigkeit dieser Annahme —, daß eine Knappheit an Baumwolle gar nicht vorhanden ist. Wenn die Preise höher sind als etwa vor zehn Jahren, so liegt das doch wohl daran, daß eben die Produktionskosten höher geworden sind.

Für das Pflücken der Baumwolle, das heute noch meist mit der Hand geschieht, muß jetzt erheblich mehr gezahlt werden als früher. Das Pflücken von 100 Pfund Saatbaumwolle (etwa 33 Pfund reine Faser) kostete zum Beispiel in den nachfolgenden Baumwollstaaten

	Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts	In den letzten Jahren
In Georgia	39 Cent	42 Cent
„ Mississippi	45 „	50 „
„ Louisiana	46 „	75 „
„ Arkansas	47 „	60 „
„ Texas	51 „	66 „
„ Oklahoma	53 „	75 „

Gegenwärtig muß in allen Südstaaten für das Pflücken des vorstehend genannten Quantums durchschnittlich 1 Dollar gezahlt werden. Ein Handelsballen reine Faser wiegt 500 englische Pfund. Der Lohn für das Pflücken dieses Quantums beträgt demnach 60 Mark oder 12 Pfennig per englisches Pfund reine Baumwolle. Die anderen Produktionskosten sind natürlich auch nicht geringer geworden, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn trotz reichlicher Ernten in den letzten zwei Jahren die Preise hoch bleiben. Auch im Preise der Baumwolle müssen eben die Werte ersetzt werden, die bei der Produktion der Faser aufgewendet worden sind. Geschieht das nicht, dann fällt es keinem Menschen ein, Baumwolle zu bauen. Auch in den Kolonien Afrikas wird man sich beim Baumwollbau nur von diesem Grundsatz leiten lassen. Und die Kolonien Afrikas bieten die allergeringste Aussicht, billige Baumwollfaser zu liefern. Mögen auch dort augenblicklich die Arbeitslöhne noch nicht so hoch sein wie in den Baumwollstaaten der Union, so darf nicht vergessen werden, daß der Baumwollkultur in den afrikanischen Kolonien durchweg die natürliche Begünstigung durch Boden und Klima fehlt, die im amerikanischen Baumwollgebiet so reichlich vorhanden ist. Die afrikanischen Kolonien wären heute schon ausgeschieden als Baumwolle bauende Staaten, wenn sie dieselbe Baumwollfaser erzeugen wollten, die in den amerikanischen Staaten erzeugt wird und welche die Baumwollindustrie am meisten verarbeitet. Die Kolonien in Afrika züchten eine Varietät, die der ägyptischen Baumwollfaser nahe und höher im Preise steht als die amerikanische „Upland Middling". Die Erzeugung der Upland-Baumwolle ist schon heute trotz der billigen Bodenpreise in Afrika ein unrentables Geschäft; ganz abgesehen davon, daß es nicht gelingt, die amerikanische Faser zu kultivieren. Es erweist sich somit, daß der Präsident des landwirtschaftlichen Ministeriums in Puna (Indien) recht hatte, als er dem Sekretär des Gouvernements von Indien am 10. Januar 1905 schrieb, doch der „Englischen Cotton Growing Association" zu berichten, daß die Frage der Vergrößerung des mit Baumwolle bepflanzten Areals der Hauptsache nach eine Frage des Verdienstes und der Preise sei.

In Indien besitzt man Erfahrung in dieser Sache. Immer, wenn einmal eine „Baumwollnot" vorhanden war, wenn das amerikanische Baumwollgebiet mit der Produktion hinter dem Bedarf an Rohbaumwolle zurückblieb, wandten sich die Rohstoffverbraucher nach Indien, dem zweitgrößten Baumwollgebiet der Welt, um dort für eine Ausdehnung der Produktion Stimmung zu machen. Es kam auch immer zu einer Vergrößerung der Anbaufläche. Immer aber ging das Gewonnene wieder verloren, sobald in Amerika die Produktion dem Bedarf nachgekommen war. Das Angebot war dann bald größer als der Bedarf, die Preise gingen zurück, und das Feld behauptete immer Amerika, weil es günstigere Produktionsbedingungen hat als Indien. Nun wird aber selbst Genosse Quessel zugeben, daß Indien wiederum bessere Produktionsbedingungen für die Erzeugung von Rohbaumwolle hat als unsere Kolonien in Afrika. Indien hat neben geeignetem Boden und gutem Klima vor allem noch eines vor unseren Kolonien in Afrika voraus: es hat eine Landbevölkerung, die eine Jahrhunderte alte Bodenkultur besitzt und große Erfahrung im Ackerbau aufzuweisen hat. Wenn nun ein derart begünstigtes Land wie Indien nicht mit Amerika in der Baumwollerzeugung konkurrieren konnte, dann darf man wirklich gespannt sein, wie es Genosse Quessel erreichen will, daß unsere Kolonien

in Afrika mit ihren ungünstigen Produktionsbedingungen Rohbaumwolle als preismildernden Handelsartikel hervorbringen. Jeder Erfolg auf diesem Gebiet wird der Baumwollkultur in den Kolonien zum Verhängnis werden!

Die Erzeugungsverhältnisse der Baumwolle liegen aber in den alten Baumwollländern keineswegs so ungünstig, wie sie Genosse Quessel sieht. Von Indien behauptet er, die Baumwollproduktion gehe zurück, weil der Anbau von Pflanzen zu menschlicher Nahrung notwendiger und rentabler sei. Zum Beweis dafür führt er Zahln an, welche das Quantum der indischen Baumwollernte darstellen sollen. Nach diesen Zahlen betrug die ostindische Baumwollernte 1906: 3 708 000 Ballen zu je 500 englischen Pfund, 1911: 2 514 000 Ballen zu je 500 englischen Pfund. Wären diese Zahlen richtig, so könnte man stutzig werden; aber die Ernteziffer für 1911 stimmt nicht. Genosse Quessel hat jedenfalls die von der indischen Regierung geschätzte, aber nicht die wirkliche Ernteziffer eingesetzt; die letztere ist erheblich höher, denn die Regierung hatte die Ernte um rund 1 Million Ballen zu je 400 englischen Pfund unterschätzt. Die wirkliche Baumwollernte Indiens im Jahre 1911 betrug daher nicht 2 514 000, sondern 3 262 400 Ballen zu je 500 englischen Pfund. Das Minderergebnis der Ernte von 1911 gegenüber dem vom Jahre 1906 sinkt daher herab auf 445 600 Ballen, während es nach der Darstellung des Genossen Quessel 1 184 000 Ballen beträgt. Immerhin, auch die von mir eingestellten Zahlen der wirklichen Ernte würden noch zugunsten der Behauptung des Genossen Quessel sprechen, wenn nicht das Erntejahr 1912 den Beweis erbrächte, daß die Produktion in erheblichem Steigen begriffen ist. Nach den Angaben für 1912 beträgt die Gesamtanbaufläche für Baumwolle in Indien nahezu 22 Millionen Acres oder rund 296 000 Acres mehr als im Vorjahr. Die Regierung schätzt in diesem Jahre die Gesamternte auf 4,4 Millionen Ballen zu je 400 Pfund. Bedenkt man, daß in Indien die Technik der Schätzungen noch unvollkommener ist als in Amerika, die Schätzungen also als Mindestschätzungen zu betrachten sind, ferner daß die Regierung im Vorjahr um 1 Million Ballen unterschätzt hatte, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß das diesjährige wirkliche Erntequantum dem des Jahres 1906 nicht nachstehen, sondern es wahrscheinlich übertreffen wird. Ferner zeigt die erhebliche Ausdehnung der Anbaufläche, daß die Baumwollkultur in Indien keineswegs ein absterbender Zweig der Landwirtschaft ist. Die Regierung hat eine ganze Reihe Maßnahmen ergriffen, welche dazu dienen, die Baumwollkultur zu fördern. Dazu gehört vor allem die Abgabe von guter Saat zu billigem Preise, die in besonderen Saatzüchtereien gewonnen wird. Man hofft auf diese Weise die Faser zu verbessern. Auch Einkaufsagenturen für geerntete Baumwolle wurden errichtet. Und die Berichte des Kaiserlichen Konsulats in Bombay wie auch private Nachrichten lassen erkennen, daß die größten Anstrengungen gemacht werden, im indischen Baumwollbau vorwärtszukommen.

Der letztjährige Ausfall der ägyptischen Baumwollernte zeigt, daß der Pessimismus des Genossen Quessel hier ganz und gar nicht am Platze ist. Diese Ernte ist die größte, die jemals im Lande der Pharaonen gewonnen wurde; sie beträgt 7 750 000 Kantar von je 44,928 Kilogramm. Und wenn die Nachrichten stimmen, ist gerade diese Ernte durch eine Steigerung des Ertrags pro Feddan, das heißt pro Flächeneinheit, erzielt worden.

Für den größten der alten Baumwollstaaten, Amerika, bestreitet Genosse Quessel allerdings nicht die Möglichkeit, um so mehr aber das Wollen der amerikanischen Pflanzer, die Baumwollproduktion noch bedeutend zu steigern. Diese Ansicht ist unhaltbar, vergleicht man die Ziffern der mit Baumwolle bebauten Fläche. Diese stieg nach der Denkschrift der Regierung über die „Baumwollfrage" von 26 117 153 Acres im Jahre 1905 auf 36 176 000 Acres, die für dieses Jahr geschätzt worden sind. Wahrscheinlich wird wie gewöhnlich die wirkliche Anbaufläche in diesem Jahre wieder größer sein als die geschätzte. Gewiß, es bestand in den letzten Jahren auf dem Rohstoffmarkt der Baumwollindustrie zeitweilig eine sehr

schlimme Situation. Aber es wäre ungerecht und trügerisch, die Schuld dafür allein den amerikanischen Baumwollpflanzern in die Schuhe zu schieben. Einen erheblichen Teil der Schuld trifft die anarchische Produktionsweise des Kapitalismus. Rohstofferzeugung und Rohstoffverbrauch hatten nicht genügend Fühlung miteinander, um die Bedürfnisse des einen Faktors dem anderen rechtzeitig und zuverlässig zu übermitteln.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts setzte auch für die Baumwollindustrie eine glänzende Konjunktur ein, die für die deutsche Baumwollspinnerei bis ins Jahr 1908 hinein dauerte. In England trat diese gute Konjunktur früher auf als in Deutschland, wo die handelspolitischen Kämpfe jener Jahre die Unternehmungslust gehemmt hatten. Während die englische Baumwollspinnerei den Garnbedarf nicht decken konnte, fanden die Baumwollspinnereien Deutschlands auf dem Inlandsmarkt noch nicht genügend Aufträge. Die starke Nachfrage nach Garn im Ausland benutzten daher die deutschen Baumwollspinnereien, um sich reichlich mit Aufträgen für das Ausland zu versehen. Besonders in Rheinland und Westfalen übernahmen viele Spinnereien ausländische Garnlieferungen zu verhältnismäßig niedrigem Preise bis Ende des Jahres 1906. Das führte zu einer ernsten Garnkalamität in Deutschland. Hier wogte inzwischen auch die Flutwelle der guten Wirtschaftskonjunktur. Alle garnverarbeitenden Zweige der deutschen Baumwollindustrie waren stark beschäftigt. Eine enorme Nachfrage nach Baumwollgarn trat ein und konnte nicht befriedigt werden, weil ein großer Teil der deutschen Baumwollspinnereien mit den ausländischen Garnaufträgen beladen war. Eine Garnnot kam, wie keine bisher bestanden hatte. Das führte zu einer ungeheuren Vermehrung der Spindelzahl und zu einem bedeutenden Mehrverbrauch von Rohbaumwolle. Die Zahl der in Betrieb befindlichen Baumwollspindeln der Welt betrug im Jahre 1902: 105 681 000, im Jahre 1912: 140 996 000. Der Rohbaumwollverbrauch stieg nach den Angaben des Zensusamtes der Vereinigten Staaten von 15 177 000 Ballen im Jahre 1902 auf 20 887 000 Ballen im Jahre 1912. Besonders empfindlich trat die Garnkalamität in den Jahren 1906 und 1907 auf, und das war es, was dem Staatssekretär Dernburg den guten Resonanzboden für seine kolonialpolitischen Pläne verschaffte! Garn war für viel Geld und gute Worte nicht zu haben, und man wälzte alle Schuld auf die Amerikaner! Die Schuld lag aber neben manchem anderen, besonders neben der preistreibenden Kartellpolitik der Spinnerverbände, daran, daß den Baumwollpflanzern die rapide Vermehrung der Spindeln nicht so zeitig sichtbar gemacht wurde, daß die Rohstoffversorgung, die ja immer ein Jahr vorauseilt, mit dem steigenden Bedarf Schritt halten konnte. Der „Internationale Verband der Baumwollspinner- und -webervereinigungen" kam erst allmählich mit seiner Betriebsstatistik zu einem zuverlässigen Ergebnis. Die Jahre 1910 und 1911 waren zwei Jahre schlechter Ernten, für die man die Amerikaner auch nicht verantwortlich machen kann. Die letzten zwei Jahre haben wir nun gute Ernten gehabt, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Amerika bestrebt ist, die Produktion von Baumwolle weiter zu steigern. Nicht nur die Anbaufläche wird größer, sondern auch der Anbau wird rationeller betrieben. Intensivere Bodenbearbeitung, Fruchtwechsel und regelmäßige Düngung im Bunde mit einer planmäßigen Bekämpfung der Baumwollschädlinge sind die Mittel, die jetzt bald Gemeingut aller Baumwollpflanzer in Amerika sind, und mit denen schon sehr schöne Erfolge in der Steigerung der Produktion pro Acre gezeitigt wurden. Nach dem Report of the Secretary of Agriculture, Nr. 87, S. 96, hat die mittlere Ertragszunahme für die Dekade, endigend mit 1906, im Vergleich zu jener, endigend im Jahre 1896, betragen: in Nordkarolina 21,8 Prozent, in Südkarolina 20,4, in Georgia 15,9, in Mississippi 16,9, in Tennessee 11,5 Prozent. Der Baumwollgürtel Nordamerikas bietet für den Anbau von Baumwolle tatsächlich noch nahezu unbegrenzte Möglichkeiten. Auf dem Internationalen Baumwollkongreß in Wien im Jahre 1907 wurde berichtet, daß die Union ohne jede

Kulturverbesserung 25 Millionen Ballen hervorbringen könnte und mehr denn das Doppelte des heute mit Baumwolle bepflanzten Landes für deren Anbau zur Verfügung stehe. Es ließen sich so in normalen Jahren Ernten von 60 bis 70 Millionen erzielen. Von Texas wurde berichtet, daß es allein genug zur Baumwollzucht geeignetes Land zur Verfügung habe, um 30 Millionen Ballen zu erzeugen. Der Gouverneur von New Orleans Mr. Blanchard erklärte den europäischen Besuchern der Atlanta-Baumwollkonferenz, Amerika sei imstande, 100 Millionen Ballen Baumwolle zu erzeugen. Nicht der böse Wille der Pflanzer ist es, wie Genosse Quessel glaubt, der einer noch größeren Ausdehnung der Baumwollproduktion im Wege steht, sondern es ist die Arbeiterfrage. Es fehlen die Arbeitskräfte, um eine größere Ernte hereinzubringen. Ich habe schon oben die Schwierigkeit des Pflückens behandelt. Man ist aber auf dem besten Wege, das Pflücken mit der Hand durch die Maschine zu ersetzen. Die Price-Campbell-Pflückmaschine ist so konstruiert, daß sie nach einem Bericht an Sir Charles W. Macara, den Vorsitzenden der Internationalen Spinnervereinigung, in zehn Stunden 5400 englische Pfund pflücken kann. Das wäre eine Tagesleistung von 45 bis 50 Arbeitern. Die von einem Manne vom erhöhten Frontsitz aus geleitete Maschine hat die Form eines großen Automobils. „Sie wird" — ich folge hier den Angaben des vor kurzem erschienenen Buches über die Kultur, Ernte und Verwendung der Baumwolle von Dr. jur. Hans Heizmann[1] — „durch einen 30 HP. Gasolinmotor getrieben. Dreihundert zu beiden Seiten der Maschine verteilte, sich zuspitzende Spindeln, die an der Nabe einen Durchmesser von 6 Millimeter haben und 20 bis 25 Zentimeter lang sind, drehen sich während des Pflückvorganges äußerst schnell und ziehen sich beim Vorwärtsbewegen der Maschine ebenso rasch aus der Pflanze zurück. Die Finger sind mit zahnartigen Einschnitten versehen, welche die Faser der Staude zu beiden Seiten der Lichtung, in denen sich die Maschine bewegt, erfassen und die gepflückte Baumwolle durch einen weiteren mechanischen Vorgang in einen Korb befördern." Man ist jetzt daran, der Maschine noch einen Mechanismus einzuverleiben, der dazu bestimmt ist, das noch vorhandene Laub aus der gepflückten Baumwolle zu entfernen. Der Mechanismus ist bereits erfunden; es gilt jetzt nur, die Apparate in zweckentsprechende Verbindung zu bringen, was von Sachkennern als ausführbar bezeichnet wird.

Man kann also sagen, die Frage des Pflückens der Baumwolle auf mechanischem Wege ist gelöst; die Verwendung der Maschine in großem Umfang — in kleinerem Umfang wird sie schon heute verwendet — steht in sicherer Aussicht. Die Baumwollerzeugung gewinnt mit der Einführung dieser Maschine ganz andere Produktionsbedingungen. Der Vergrößerung der Anbaufläche stehen dann keine Schwierigkeiten mehr entgegen, und die Produktionskosten werden bedeutend geringer. Nur den zehnten Teil der bisherigen Kosten des Einsammelns der Faser soll die Maschine verursachen!

Man sieht also, es gibt für die Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie ganz erheblich günstigere Perspektiven als die Erschließung des dünnbevölkerten Afrika für den Anbau von Baumwolle. Beachtet man dann noch, daß im englisch-ägyptischen Sudan jetzt ein großes Gebiet, die Gezira-Ebene mit 3 bis 4 Millionen Acres und einer genügenden Anzahl von Arbeitern für die Baumwollkultur vorbereitet wird, daß in Argentinien 30 000 000 Acres bestes Baumwollland zur Verfügung stehen, daß im asiatischen Rußland die Baumwollkultur, und zwar hier die der amerikanischen Faser, in immer größerem Umfang betrieben wird, daß auch Brasilien ein geradezu ideales Baumwollareal besitzt und von Jahr zu Jahr größere Ernten, im Jahre 1911 315 000 Ballen, liefert, und daß schließlich die Baumwollpflückmaschine auch in Kalifornien den Anbau von Baumwolle in größerem Umfang ermöglichen würde als bisher, wo die hohen Arbeitslöhne die Ausdehnung des Anbaus

[1] Leipzig, Rascher & Co.

hindern, so braucht man sich wirklich über die Zukunft der Rohstoffversorgung der Baumwollindustrie keine Sorgen zu machen. Wir Sozialdemokraten werden die Baumwollkultur in den Kolonien Afrikas fördern helfen, nicht weil wir uns dem Wahne hingeben, damit die Rohstoffpreise drücken zu können, sondern weil diese Förderung, sofern sie erfolgreich ist, dazu beitragen kann, die Weltproduktion der Baumwollfaser so mannigfaltig zu machen, daß es den kapitalistischen Baumwollspekulanten, den Sully, Patten, Brown und ihresgleichen, nicht mehr so leicht möglich wird, wie bisher durch ihre Spekulationsmanöver die Baumwollkonsumenten der ganzen Welt auszuplündern und eine blühende Industrie und deren Arbeiterschaft zu schädigen!

Literarische Rundschau.

W. Wygodzinski, **Wanderungen der deutschen Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert**, zweite Auflage, 6. bis 10. Tausend. Köln 1912, Verlag der M. Du Mont-Schaubergschen Buchhandlung.

Die im Stil eines gewandten Feuilletonschreibers verfaßten Vorlesungen wenden sich an weitere Kreise der Gebildeten und wollen ihnen „einige farbige Impressionen" von den Veränderungen der deutschen Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert geben. Am glücklichsten ist W. dort, wo er in anschaulicher Schilderung Gegenwart und Vergangenheit kontrastiert (zum Beispiel im Kapitel Verkehr). Sonst reizt die Darstellung immer wieder und wieder zu Einwendungen und Korrekturen, was weiter nicht wundernimmt, da ein Forscher auf ökonomischem Gebiet, der das grundlegende Problem des Kapitalismus, die Wert- und Mehrwertbildung ignoriert, eben nur die an der Oberfläche liegenden Erscheinungen schildern kann. (Und Herr Wygodzinski hat schon eine Einführung in die Volkswirtschaftslehre fertig gebracht, in der vom Wert überhaupt nicht geredet wird!) Seine reaktionäre politische Gesinnung und seine Abneigung gegen das Reichstagswahlrecht vermag der Verfasser in seinen „wissenschaftlichen" Vorlesungen auch nicht zu unterdrücken. Ohne notwendigen Anlaß wird zum Beispiel S. 98 die Verleihung des allgemeinen Wahlrechtes die verhängnisvollste politische Tat Bismarcks genannt. Daß das verhältnismäßig wenig umfangreiche Buch ein reichhaltiger Blütenstrauß alter und neuer Torheiten über Marx und die moderne Arbeiterbewegung ist, versteht sich für einen modernen Professor beinahe von selbst. Nur eine Probe: „Während er (Marx) wirtschaftlich und sozialpolitisch den Arbeitern absolutes Gehenlassen empfahl, machte er ohnmächtige Versuche, dem vierten Stande zu einer politischen Herrschaft zu verhelfen, für die er noch lange nicht reif war und ist." (!!)

Arbeitern, die sich aus den Bildungsveranstaltungen ein einigermaßen sicheres Wissen über die Grundlagen der politischen Ökonomie angeeignet haben, sowie Kursen zur Fortbildung unter Leitung eines vorgeschrittenen Genossen seien die Vorlesungen zur Lektüre empfohlen, und zwar wäre dabei eine zweifache Aufgabe zu lösen: die Unrichtigkeiten des Herrn Professors über den Sozialismus und die Arbeiterbewegung durchzuarbeiten und zurückzuweisen und dabei den Umfang des eigenen Wissens zu prüfen, ferner kann an die eleganten und anregenden Ausführungen angeknüpft und können die dort angeschnittenen Probleme tiefer gefaßt und vom sozialistischen Standpunkt durchleuchtet werden. Dem braucht nicht das ganze Buch zugrunde gelegt werden; die einzelnen Abschnitte sind so abgeschlossen, daß die gründliche kritische Durcharbeitung eines Kapitels schon ihre Früchte tragen kann (zum Beispiel Die Arbeiter, Die Großindustrie, Die Technik, Das Handwerk). In dem Literaturnachweis sind nur bürgerliche Schriften berücksichtigt.

Albert Wilhelm.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



2. Band Nr. 37 Ausgegeben am 13. Juni 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Ergebnis der preußischen Landtagswahlen.

Von **Paul Hirsch.**

Die preußischen Landtagswahlen sind so ausgefallen, wie wir es in unserem Artikel in Nr. 32 der „Neuen Zeit" vorausgesagt haben. Die beiden konservativen Parteien haben einige Verluste erlitten, die Parteien der Linken einschließlich der Nationalliberalen sind etwas gestärkt worden, aber im großen ganzen hat sich an der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses nichts geändert, eine Verschiebung in den Machtverhältnissen ist nicht eingetreten. Zwar ist es den konservativen Parteien nicht gelungen, die absolute Mehrheit zu erlangen, aber nach wie vor besteht eine konservativ-klerikale Mehrheit, die über 251 Stimmen verfügt, und eine konservativ-freikonservativ-nationalliberale Mehrheit von 276 Stimmen. Die Zahl der Anhänger der Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen beträgt einschließlich des Zentrums, über dessen Unzuverlässigkeit in dieser Frage kein Wort mehr zu verlieren ist, im neuen Hause 167 gegen bisher 160, also nur etwas über ein Drittel. Bedenkt man ferner, daß die Stärkung der Nationalliberalen in der Hauptsache dem rechten Flügel dieser Partei zugute gekommen ist, der sich fast in nichts von den Freikonservativen unterscheidet, so wird man bei aller Freude über das Anwachsen der sozialdemokratischen Fraktion mit dem Ausfall der Wahl doch nicht zufrieden sein können.

Das preußische Dreiklassenwahlsystem und die veraltete, auf die agrarischen Bedürfnisse zugeschnittene Wahlkreiseinteilung haben noch einmal ihre Pflicht getan, der „Ansturm" der Linken, der freilich nur in der Phantasie einiger Reaktionäre besteht, ist siegreich abgeschlagen, und triumphierend posaunt man in die Welt hinaus: Das preußische Volk ist demokratischen Einflüssen unzugänglich. Schade nur, daß das preußische Volk gar nicht um seine Meinung gefragt wurde. Aus einem Wahlsystem, das dazu angetan ist, den Massen das Wählen zu verekeln, aus einem Wahlsystem, das dank dem mit Hilfe der öffentlichen Stimmabgabe geübten Terrorismus den Willen der Wähler in sein Gegenteil verkehrt, aus einem Wahlsystem, das Mittelstand und Arbeiterklasse in gleicher Weise entrechtet, aus einem solchen Wahl-

haltung! Und tatsächlich haben es denn ja auch von den ungefähr 500 Wahlmännern ganze 25 über sich gewonnen, offen den sozialdemokratischen Kandidaten ihre Stimme zu geben. Vergessen wir weiter nicht, daß die Fortschrittler in Breslau uns die Abtretung eines Mandats unter nichtigen Vorwänden rundweg verweigerten und daß sie in Pinneberg-Elmshorn, wo der Sozialdemokrat mit dem Freikonservativen in Stichwahl kam, den Sieg des letzteren herbeigeführt haben! Die Folge dieser fortschrittlichen Halbheit war, daß von den genannten 12 Mandaten 2 (außer dem in Pinneberg-Elmshorn auch das eine Breslauer) der Reaktion erhalten geblieben sind. Zu einem weiteren Mandat in Brandenburg verhalfen ihr die Nationalliberalen, so daß von den 12 Mandaten nur 9 der Linken zugefallen sind, 3 den Sozialdemokraten und 6 den Fortschrittlern. Die Fortschrittler haben also ein gutes Geschäft gemacht, und das war zweifellos auch der Grund, warum sie den Lockungen der Konservativen in Oberbarnim-Niederbarnim so heldenmütig Widerstand geleistet haben. Die Konservativen hätten ihnen ein, höchstens zwei Mandate überlassen, von den Sozialdemokraten winkten ihnen sechs bis sieben. Was war natürlicher, als daß die fortschrittlichen Wahlmänner das große Opfer brachten und wenigstens in *einem* Kreise vor Beginn der Stichwahlen ihre heimatlichen Penaten aufsuchten?

Den Fortschrittlern geschieht bitteres Unrecht, wenn die Konservativen ihnen in ihrer Wut über den Verlust einiger Sitze Verrat an dem Bürgertum vorwerfen. Diesen Vorwurf haben sie ebensowenig verdient wie auf der anderen Seite überschwengliche Anerkennung wegen ihres Eintretens für die Anhänger des Reichstagswahlrechtes. Es handelte sich für sie lediglich um ein Geschäft, und als nüchterne Rechner haben sie genau abgewogen, auf welcher Seite ihr Vorteil liegt.

Und doch darf man an der politischen Tragweite der Tatsache, daß zum erstenmal unter der offenen Stimmabgabe in Preußen Fortschrittler, wenn auch nur indirekt durch Passivität die Wahl von Sozialdemokraten herbeigeführt haben, nicht achtlos vorübergehen. Durchaus zutreffend schreibt das linksliberale „Berliner Tageblatt“:

> Wenn der Wahlkampf etwas dargetan hat, so ist es die Unzweckmäßigkeit der bisherigen fortschrittlichen Operationsbasis, als welche ein Abkommen mit den Nationalliberalen in erster Linie erstrebt wird. Ein Gemisch von Scharfmachern alter Schule, altnationalliberalen Dunkelmännern, Nutznießern des industriellen Wahlfonds, verärgerten Bauernbündlern und alldeutschen Ideologen gewährt keinen sicheren Rückhalt. Man soll in künftigen Kämpfen die Operationsbasis nach links verlegen, das scheint aussichtsvoller zu sein.

Weit bedeutungsvoller als diese Äußerung eines Blattes, das schon seit Jahren für ein Zusammengehen von Sozialdemokraten und Fortschrittlern eingetreten ist, erscheint es uns aber, daß selbst solche Organe der Fortschrittlichen Volkspartei, die bislang von einer Verständigung mit den Sozialdemokraten nichts wissen wollten, sich jetzt endlich zu einer anderen Überzeugung durchgerungen haben. So lesen wir in der „Königsberger Hartungschen Zeitung“:

> Der erkünstelte Entrüstungslärm rechts darf kein Hindernis bilden für das taktische Zusammengehen der gesamten Linken bei der künftigen Wahlrechtsbewegung.... Wenn die Konservativen dem Fortschritt vorwerfen, daß er mit den Sozialdemokraten in der Wahlrechtsfrage gemeinsame Sache mache, und wenn

Nationalliberale, besonders die nach rechts gerichteten, sich dadurch kopfscheu machen lassen, so wollen wir zur Abwehr nicht immer nur darauf hinweisen, daß auch auf konservativer Seite dann und wann die Sozialdemokraten unterstützt worden sind gegen den Liberalismus. Vielmehr müssen die liberalen Parteien offen erklären, daß sie nach ihrer ganzen Weltanschauung in der Frage der Wahlrechtsreform unzweideutig und ohne jedes Versteckspiel eine Strecke weit von der Sozialdemokratie auf ihrem Wege sich begleiten lassen.

Diese Erkenntnis kommt reichlich spät, aber noch nicht zu spät. Natürlich wird es sich nicht um eine Begleitung des Fortschritts durch die Sozialdemokratie handeln, sondern wie bisher, so wird auch in Zukunft die Sozialdemokratie die Führung im Wahlrechtskampf übernehmen müssen. Die Sozialdemokratie hat stets von den Zeiten Lassalles an bis auf den heutigen Tag trotz aller grundsätzlichen Gegensätze die Idee eines gemeinsamen Operierens zur Erringung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes in Preußen propagiert, die Fortschrittler aber sind es gewesen, die bislang noch jedesmal die ihnen gebotene Hand zurückgewiesen haben. Bekundet das liberale Bürgertum in Zukunft den ernsten Willen, den Kampf um die Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen energisch zu führen, dann kann es der Unterstützung der Sozialdemokratie sicher sein. Das sollten doch auch die Fortschrittler nachgerade eingesehen haben, daß sie allein ohne die Sozialdemokratie nun und nimmer imstande sind, diesen Kampf zu einem siegreichen Ende zu führen. Dazu ist ihr Anhang im Volke viel zu gering und ihr Vertrauen im Volke viel zu sehr erschüttert. Haben doch erst jetzt wieder die Wahlen in Berlin gezeigt, wie sehr gefährdet selbst unter der Herrschaft des Dreiklassenwahlsystems bisher sichere fortschrittliche Mandate sind! Haben die Fortschrittler auch ihren Besitzstand behauptet, so werden sie doch darüber nicht im unklaren sein, daß ihre „Siege" in einigen Berliner Wahlkreisen nur Zufallssiege sind, und daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, wann sie auch diese Mandate einbüßen. Halten die Fortschrittler sich ferner vor Augen, daß sie auch in der Provinz fast nirgends aus eigener Kraft gesiegt haben, sondern daß sie die meisten ihrer Mandate der Unterstützung anderer Parteien verdanken, so müssen sie sich, wenn sie sich nicht einer gefährlichen Selbsttäuschung hingeben wollen, doch endlich sagen, daß sie zu einer zwar nicht ausschlaggebenden, aber doch achtunggebietenden und nicht ganz einflußlosen Stellung im Dreiklassenparlament nur mit Hilfe der Sozialdemokratie gelangen können.

Von innen aus wird freilich dieses Parlament nie reformiert werden können. Immer deutlicher stellt sich's heraus, daß das preußische Abgeordnetenhaus das festeste Bollwerk der Reaktion in ganz Europa darstellt, ihre Zitadelle, die am schwersten zu erstürmen ist, deren Fall aber auch den Zusammenbruch des ganzen herrschenden Systems in Deutschland bedeutet. Noch ist die Zeit zum Sturme auf die Festung nicht gekommen, aber die Belagerung geht vorwärts, und eine neue Parallele ist eröffnet.

Die neue Balkangefahr.

Von **Janko Sakasoff** (Sofia).

Unter den schwersten Opfern an Menschen und Gütern, um den Preis der fast völligen Verwüstung von Thrazien und Mazedonien wurde der europäische Besitz der Türkei auf Konstantinopel und einen schmalen Küstenstreifen am Marmarameer und den Dardanellen beschränkt. Die ganze Balkanhalbinsel gehört fortan den siegreichen christlichen Verbündeten; doch nun sind die Grenzen zu ziehen, bis zu denen das Gebiet jedes der glücklichen Erben reichen soll, und der Streit darüber droht zu einer neuen Gefahr für den Frieden nicht nur auf dem Balkan zu werden.

Als die Balkanstaaten vor acht Monaten gemeinsam in den Krieg gegen die Türkei zogen, hatten sie sich vorher über die Teilung der Beute nicht genau verständigt. Nur zwischen Serbien und Bulgarien bestand ein schriftlicher Vertrag. Im übrigen hatte man sich nur auf das allgemeine Prinzip geeinigt, daß die Teilung der etwa im Kriege eroberten Gebiete nach Maßgabe der aufgestellten Wehrkräfte, der gebrachten Opfer und der geleisteten Anstrengungen erfolgen solle.

Vom Standpunkt der herrschenden Klassen der Balkanvölker schien dieses Einvernehmen ein großes, ein historisches Ereignis. Denn seit Jahrhunderten tobt der Hader zwischen Bulgaren und Serben einerseits, zwischen Bulgaren und Griechen andererseits. Vor dem Eindringen der Türken in Europa war es Thrazien, um das sich Bulgaren und Griechen (Byzantiner) stritten, und die südwestliche Grenze Bulgariens bildete den Zankapfel zwischen Bulgaren und Serben. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es dann Mazedonien, um dessen Bevölkerung sich die drei christlichen Nationen fortwährend in die Haare gerieten. Oft zerfleischten sich Bulgaren, Griechen und Serben wegen der Zugehörigkeit eines Dörfchens, einer Kirche oder eines Teiles eines Fleckens.

Nach der Absetzung des serbischen Königs Milan fand eine Zeitlang zwischen Bulgaren und Serben eine Annäherung in der Frage der Abgrenzung der beiderseitigen Einflußsphären in Mazedonien statt. Doch ließen es die schroffen Gegensätze zu keinem Einvernehmen kommen. Auch zwischen Bulgaren und Griechen schien eine Zeitlang die Stimmung friedlicher zu werden, als der ehemalige kretische Revolutionär Venizelos die Regierung Griechenlands übernahm. Aber hier ließen sich die Gegensätze schließlich noch weniger versöhnen als im Streite zwischen Bulgarien und Serbien.

Die Ereignisse auf dem Balkan, die Revolution in der Türkei und der sichtliche Niedergang der türkischen Herrschaft erweckten jedoch stets aufs neue in den regierenden Schichten der Balkanvölker die Hoffnung, daß ein gemeinsames Zusammengehen auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten stoßen werde. Es wurden daher von einheimischen und fremden Staatsmännern fortwährend Versuche gemacht, das gewünschte Einvernehmen zwischen diesen Staaten zustande zu bringen. Die Annexion Bosniens durch Österreich, die den großserbischen Bestrebungen auf dieser Seite einen Riegel vorschob, scheint in Serbien die Idee einer Annäherung an Bulgarien sehr gefördert zu haben, und da die in Bulgarien zur Regierung

gelangte Parteikoalition als russenfreundlich galt, schien der lange ersehnte Augenblick einer serbisch-bulgarischen Verständigung nahe gerückt. Im Februar 1912 wurde in der Tat zwischen Bulgarien und Serbien ein Vertrag abgeschlossen, das strittige mazedonische Gebiet wurde in der Weise geteilt, daß die Bulgaren Dibra, Ochrida, Bitolja (Monastir), Prilep, Veles (Köprülü) und Ichtib, die Serben aber das außerhalb dieser Zone liegende Gebiet im Westen und Norden sowie Altserbien bekommen sollten. Das Gebiet um Skoplje und Kumanowo blieb strittig, über dessen Zugehörigkeit sollte der Zar als Schiedsrichter entscheiden.

Groß war der Jubel in Bulgarien und Serbien besonders bei den nationalistischen und kriegerisch gesinnten Parteien und Schichten der Bevölkerung, als das Zustandekommen des Balkanbundes bekannt wurde. Schon in den ersten Tagen wußte man, wo die Grenze zwischen dem bulgarischen und dem serbischen Interessengebiet laufen sollte. Und wenn es auch einzelne Personen und Gruppen gab, die mit dieser Teilung nicht ganz einverstanden waren, ihre Stimmen gingen in dem allgemeinen Beifall unter, den der Bund hervorrief.

Es blieb allerdings nicht unbekannt, daß zwischen Bulgarien und Griechenland ein entsprechendes Abkommen über die Aufteilung der zu erobernden Gebiete nicht zustande gekommen war, aber dieser Umstand beunruhigte niemand. Freute man sich doch vor allem darüber, daß es nun durch das Bündnis der vier Balkanmächte möglich sein werde, die noch immer stark gefürchtete Türkenmacht niederzuringen, die für die Entwicklung der Balkanvölker so verhängnisvoll gewesen war. Sogar ziemlich kühl denkende und fühlende Gemüter hatten sich mit dem unvermeidlich gewordenen Kriege abgefunden; denn sie sahen keinen anderen und vor allem keinen „kürzeren" Weg, um aus der unerträglich gewordenen Situation herauszukommen. Das ihnen von den Sozialisten auf dem Balkan empfohlene Mittel der demokratischen Balkanföderation schien ihnen zu fernliegend oder zu unwirksam.

So wurde eine allgemeine frohe und zuversichtliche Stimmung geschaffen, mit der der größte Teil der Bevölkerung des Balkans ins Feld zog.

Nun kamen bald die Siege bei Kirkkilisse und Bunar-Hissar, bei Kumanowo und Monastir, bei Selfidje und Saloniki. Die Türken wurden aus Mazedonien und Thrazien vertrieben und zogen sich hinter die befestigten Stellungen von Tschataldscha und Gallipoli zurück. Nur einige Festungen, wie Adrianopel, Janina und Skutari, vermochten sich in dem eroberten Lande noch zu behaupten. Aber auch deren Schicksal war besiegelt.

Die unerwartet schnellen Siege der Verbündeten schufen eine neue Situation. Im Verlauf eines Monats waren die Türken hinter die Tschataldschalinie zurückgedrängt. Dann aber zog sich der Krieg endlos hin. Was Granaten und Schrapnells verschont hatten, wurde durch Krankheiten und Entbehrungen, eine Folge der Schwierigkeiten bei der Verpflegung der Truppen, dezimiert. Die täglich stattfindenden aufreibenden Scharmützel, Gefechte, Ausfälle gegen die Türken, die monatelang sich hinziehenden, nicht endenwollenden Friedensverhandlungen, das Leben der Truppen in den ungesundesten Verhältnissen, die niederdrückende Wirkung der rumänischen Forderungen und endlich die immer schärfer und schärfer sich zuspitzenden Gegensätze unter den Verbündeten selbst wirkten auf die

bulgarischen Truppen körperlich und geistig derart ungünstig ein, daß die frühere frische und frohe Stimmung längst in ihr Gegenteil umgeschlagen ist. Noch erklärlicher wird dies durch den Umstand, daß die zu den Waffen Gerufenen nie auch nur einen Moment dafür hatten erübrigen können, um ihre häuslichen und geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen, während serbischen und griechischen Truppen Urlaub hierfür gewährt worden war. Alle Feldarbeiten im Herbst und im Frühjahr hatten naturgemäß darunter sehr zu leiden. In verschiedenen Teilen Bulgariens beginnt jetzt die Heu- und Roggenernte, und die Herzen der bulgarischen Bauernsoldaten sind darüber mit Sorgen und Verzweiflung erfüllt — steht doch ihre und der Ihrigen Zukunft dabei auf dem Spiele. Das bewaffnete Volk Bulgariens von heute ist ein ganz anderes als das vor dem Beginn des Krieges. Ich kann mich nicht darauf einlassen, seine jetzige Psychologie zu schildern, noch zu sagen, wie es über seine Vorgesetzten, über die bürgerlichen Parteien urteilt, wie widersetzlich es ist und wie sehr sich die Regierung augenblicklich in ihren Handlungen davon beeinflussen läßt. Aber ich kann an diesem Zustand der Schwächung der bulgarischen Truppen nicht vorübergehen, ohne die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, *weil er in der neu auftauchenden Balkankomplikation ein mitbestimmender Faktor geworden ist.*

* * *

Hätte man die Verbündeten vor dem Kriege gefragt, womit sie sich im Falle eines Sieges begnügen wollten, so hätte Bulgarien sicher mit der Befreiung und vielleicht Einverleibung Mazedoniens sowie einer Grenzregulierung in Thrazien sich zufriedengestellt, bei der jedoch Adrianopel zweifellos in türkischen Händen belassen worden wäre; Serbien hätte sich mit der Einverleibung des Sandschaks, der Befreiung und eventuellen Einverleibung von Altserbien begnügt; Griechenland mit der Einverleibung Kretas und eines kleinen Teiles von Thessalien und Epirus. Höher wären die Wünsche der Verbündeten nicht gegangen. Durch das jähe Zusammenbrechen der türkischen Macht und durch die Gunst der diplomatischen Konjunktur wuchs ihr Appetit.

Bald aber setzte die rauhe Wirklichkeit diesen ausschweifenden Wünschen eine Grenze. Bulgarien wollte nach Konstantinopel ziehen und am Marmarameer einen Hafen besitzen — da aber trat es in einen Gegensatz zu Rußland. Serbien wäre gern an die Adria gegangen, da geriet es in Konflikt mit den österreichisch-italienischen Interessen. Und Griechenland, das gern alle Inseln im Ägäischen Meer hätte, sah ein, daß diese Besitznahme den Beginn einer Aufteilung der asiatischen Türkei anzeige und daß ein solches Vorgreifen es in einen Konflikt mit ganz Europa bringen könne. Diese Ernüchterung der Verbündeten wäre eine noch vollständigere gewesen, hätten sie bei Tschataldscha und Gallipoli nicht immer noch Widerstand bei der geschlagenen Türkei gefunden und dort ihre gesamte Heeresmacht aufwenden müssen. Dann hätten sie sich schließlich doch untereinander zu verständigen gewußt, wie sie es auch vor dem Kriege getan hatten.

Nun aber kehrte sich die zügellose Phantasie, der „von außen" durch die europäischen Staaten ein Riegel vorgeschoben war, nach „innen", das heißt sie trachteten danach, von dem Nachbarn und Verbündeten etwas zu erpressen. Da Serbien und Griechenland nicht aneinander grenzen, so

konnten sie natürlich nur von dem an Bulgarien gefallenen Mazedonien etwas fordern.

Die Gier nach Land, nach Expansion war das Leitmotiv gewesen, das die Balkanverbündeten in den Krieg trieb. Als sich ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellten, wendeten sie ihre gierigen Blicke dorthin, wo sie ihre Gelüste am leichtesten zu befriedigen hofften. Die Verträge und Vereinbarungen, die vor dem gemeinsamen Abenteuer untereinander geschlossen worden waren, wurden gleich einem wertlosen Fetzen Papier beiseite geschoben. Im Grunde ist es immer dieselbe Frage des Kräfteverhältnisses der Balkanstaaten untereinanoer, die diese Reibereien verursacht, die schon einmal, 1885, zu einem Kriege zwischen Bulgarien und Serbien führte und die letzten Endes in der Balkanpolitik Österreichs und Rußlands ihre geheime Quelle hat. Nicht nur haben die kleinen südöstlichen Staaten die natürliche Tendenz, ein gewisses Gleichgewicht unter sich zu erhalten, noch mehr darum bemüht sind die großen daran interessierten Staaten, deren Politik nach dieser Richtung sich seit hundert Jahren genau verfolgen läßt. Es existiert kein politischer Vertrag, kein Einvernehmen zwischen Österreich und Rußland, in denen die Frage des Gleichgewichtes der kleinen Balkanstaaten untereinander nicht irgendwie regelmäßig wiederkehrte.

Weder Rußland noch Österreich kann Sympathie für ein größeres Bulgarien haben, das die Führung der kleineren Balkanstaaten übernähme, um sie entweder später stückweise zu verschlucken oder zur Vormacht eines balkanischen Staatenbundes zu werden. Man darf annehmen, daß augenblicklich hinter jedem Balkanstaat eine Großmacht steht, so hinter Serbien Rußland, hinter Griechenland Frankreich, hinter Bulgarien vielleicht Österreich. Wenn dem jetzt sich abspielenden Zank ein ernsthafter Krieg folgt, so muß das europäische Gleichgewicht in noch ganz anderer Weise erschüttert werden als während des eben beendeten Krieges. Denn jede Veränderung am Balkan wird stets eine entsprechende Veränderung der europäischen Situation nach sich ziehen.

Was also scheinbar als ein Streit um das unrichtig verteilte Mazedonien auftritt, ist nichts anderes als die neuerdings aufgeworfene Frage um die Hegemonie auf der Balkanhalbinsel.

Es ist ein Unglück für die Balkandemokratie, daß dieser scheinbar unvermeidliche Gegensatz zwischen Bulgarien auf der einen und Serbien und Griechenland auf der anderen Seite gerade im jetzigen Augenblick auflodert. Trotz aller von den verschiedenen Nationalitäten angehäuften Zündstoffe wäre in gewöhnlichen Zeitläuften ein Krieg zwischen den Nachbarstaaten eher vermeidbar gewesen wie jetzt.

Heute werden die Kriegshetzer der verschiedenen Balkanstaaten dadurch unterstützt, daß die Volksmassen noch unter den Fahnen sind, so daß ihnen keine Wahl bleibt, als mit den Waffen in der Hand die Politik ihrer Regierungen zu verteidigen, sei sie nun gut oder schlecht, richtig oder falsch, es sei denn, sie würfen die Waffen weg, um gegen die Regierungspolitik zu demonstrieren — das erschiene ihnen aber als Verrat an ihrem Vaterland.

* * *

Die Nationalisten in den Balkanstaaten haben jetzt leichtes Spiel. In Bulgarien brauchen sie nur auf die Besetzung durch serbische und griechische Truppen in Gebieten hinzuweisen, die, wie sie sagen, seit Dezennien von

einer bulgarisch denkenden und fühlenden Bevölkerung bewohnt waren und jetzt einer neuen Fremdherrschaft unterworfen werden sollen.

Nicht minder schwierig ist die Lage der Friedensfreunde in Serbien. Dieses Land, das, abgesperrt von allen Seiten, nach einem Zugang zur See sich sehnt, das unter einem politischen und ökonomischen Druck seit Dezennien schmachtet, das durch Österreich daran gehindert wird, sich mit seinen Volksgenossen in Bosnien zu vereinigen, stürzte sich frisch und freudig in einen Krieg mit der Türkei und hoffte im Falle eines Sieges seine Kräfte frei zu entfalten und sich vor allem einen Hafen an der Adria zu erobern. Aber der alte Unterdrücker Serbiens verschloß ihm auch diesmal wieder den Ausweg. Wer soll es den serbischen Volksmassen klarmachen, daß Albanien schon längst zum neutralen Gebiet ausersehen war, in dem nur Österreich und Italien etwas zu sagen haben? Freilich ist Serbien durch den Sandschak mit Montenegro und durch dieses mit Antivari am Adriameer verbunden, aber da unten im Süden ist freies, fruchtbares Land, und die Verbindung mit Griechenland ermöglichte den Zugang zum Ägäischen Meer, wenn Bulgarien nicht hindernd zwischen beide träte. Dazu kommt noch der letzte und vielleicht wichtigste Gesichtspunkt: Bekäme Bulgarien ein zu starkes Übergewicht unter den Balkanstaaten, so wäre das eine ständige Gefahr für Serbien und Griechenland. Da erscheint es vorteilhafter, die bereits besetzten mazedonischen Gebiete zu behalten und eine gemeinsame Grenze mit Griechenland zu bekommen, um so mehr, als dies auch den Intentionen des großen Beschützers des Slawentums entspricht und als jetzt der geeignetste Moment zur Durchführung dieser Pläne ist. Die Tage der diplomatischen Erfolge sind für Bulgarien vorbei, jetzt kommen die Konflikte mit den europäischen Großmächten, die ihre eigenen Lebensinteressen im Orient haben. Für Serbien gilt also die Losung: Jetzt oder niemals.

Nicht anders stehen die Dinge für Griechenland. Abgesehen davon, daß die eigentliche griechische Demokratie jetzt mit der Regierungspartei verschmolzen ist, haben die Griechen auch keine bedeutende sozialdemokratische Bewegung, die irgendwie auf die Ereignisse einwirken könnte. Auf Epirus, Thessalien und Kreta konzentrieren sich seit langen Jahren die Liebltngsbestrebungen des ganzen Griechenland. Auf Mazedonien machten die Griechen auch gegründete Ansprüche. In dem Gebiet von Saloniki bis zum Marmarameer sind in den größeren Ortschaften Griechisch sprechende Elemente zu finden. Wir wollen erwähnen, ohne weiter Gewicht darauf zu legen, daß diese Elemente bulgarischen Ursprungs sind und daß ihre Großeltern zu Hause noch Bulgarisch sprechen. Auch der Umstand ist nicht wichtig, daß noch vor einem halben Jahrhundert alle vorwärts strebenden bulgarischen Elemente in der Türkei nicht nur der griechischen Sprache sich bedienen mußten, sondern daß sie auch nur dann von den türkischen Behörden anerkannt wurden, wenn sie als Griechen galten. Tatsache ist, daß sie sich jetzt als Griechen fühlen und als solche gelten wollen. Nach ihrer geographischen Lage sollen nun diese Gebiete in bulgarische Hände fallen, da aber kein Vertrag mit Bulgarien über die Verteilung der eroberten Gebiete existiert, so begnügen sich die Griechen nicht mit den Ägäischen Inseln, mit Kreta, Epirus und Thessalien, sondern sie gehen mit ihren Forderungen über Saloniki hinaus. Auch den Griechen ist die gemeinsame Grenze

mit Serbien sympathischer als die mit Bulgarien, und auch ihnen erscheint ebenso wie den Serben ein zukünftiges größeres Bulgarien als eine Gefahr. Läßt Griechenland den jetzigen für Bulgarien ungünstigen Augenblick vorübergehen, so wird es kaum ein zweites Mal eine solche Situation vorfinden.

Diese durch den Balkankrieg geschaffene Situation, in der alle nationalen Leidenschaften entfesselt sind, wäre bei weitem nicht so gefährlich, wenn alle diese Völker ihre politischen Rechte gebrauchen könnten, das heißt wenn alle erwachsenen Bürger ihren gewohnten Beschäftigungen nachgingen und wenn die sonst übliche Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit herrschte. Dann hätten die bulgarischen, die serbischen und die griechischen Friedensfreunde mit der Sozialdemokratie voran ein reiches und fruchtbares Feld für ihre politische Losung der Balkanföderation, die von den bulgarischen, serbischen und vormals türkischen Sozialisten (in Saloniki) von jeher erstrebt wurde. Nun aber, wo alle waffenfähigen Bürger im Felde stehen, wo alle Freiheiten aufgehoben sind, ist der Nationalismus eifrig und ungestört am Werk, um die nationalen Probleme und die Balkanfrage überhaupt nach seiner alleinseligmachenden Methode zu lösen.

Vielleicht gelingt es trotz alledem noch, den Frieden zu erhalten, angesichts der Kriegsmüdigkeit der Balkannationen. Aber die Gefahr des Krieges bleibt bestehen, solange die Monarchien auf dem Balkan bestehen bleiben, solange der Balkanbund nicht die Form einer Föderativrepublik annehmen kann, sondern nur die eines Bundes von Monarchen, unter der Führerschaft des stärksten unter ihnen.

Die Frage der Hegemonie auf dem Balkan, die bisher nie aufgeworfen wurde, drängt sich jetzt rasch in den Vordergrund und beginnt auch die Volksmassen zu beschäftigen.

Ein Buch über Zentralafrika.

Kamerun hat 1911 eine Erweiterung bis an den Kongo erfahren; es ist um einen Landstrich vergrößert worden, der zur Zeit seiner Abtretung zum Teil völlig unerforscht war. Um so mehr durfte man auf den Bericht einer deutschen Expedition gespannt sein, die 1910 und 1911 unter anderem auch jene Gegenden durchquerte ohne eine Ahnung davon, daß sie dabei künftiges deutsches Gebiet erforschte. Dieser Bericht ist vor einigen Monaten erschienen unter dem Titel:

Vom Kongo zum Niger und Nil, Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910 bis 1911, von Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. Mit 512 bunten und einfarbigen Abbildungen sowie 6 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. Erster Band, X, 324 Seiten; zweiter Band, 398 Seiten. Gebunden 20 Mark.

Die Verdienste des Herrn Herzogs um die Expedition und das sie beschreibende Buch werden aus dessen Inhalt nicht recht ersichtlich. Die 75 Seiten, die er zu dem Werke beigesteuert hat, sind höchst unbedeutend. Nirgends tritt er als leitender Kopf hervor. Jedes Mitglied der Expedition verfolgte seine eigene Route und sein eigenes Programm. Es scheint jedoch, daß die Mitglieder der Expedition, deutsche Offiziere und Museumsbeamte, sich zwar nicht in Afrika bei den Kannibalen, wohl aber vor dem deutschen Publikum sicherer fühlten, wenn sie unter der Obhut eines leibhaftigen Herzogs auftraten.

Ein Ethnologe begleitete die Expedition leider nicht, sie scheint auch nicht die Aufgabe gehabt zu haben, das Leben der Menschen und Tiere der neubesuchten

Gegenden zu erforschen. Dazu fehlte jede Möglichkeit bei der Eile, mit der die Reisen vollzogen wurden. Das Augenmerk der Reisenden ging nur dahin, möglichst viel *totes* Material zusammenzubringen, Tierbälge, gepreßte Pflanzen, kuriose Produkte der Eingeborenenarbeit. Vom Leben der Eingeborenen werden fast nur seine *dekorativen* Äußerungen mitgeteilt, die sich im Fluge, ohne weiteres Forschen, beobachten lassen, ihre Frisuren, Tänze und Parademärsche. Beim Herrn Herzog ist das nicht weiter verwunderlich. Er ist daran gewöhnt. Wenn ein Potentat in Europa reist, bekommt er in der Regel vom Volk auch nichts anderes zu sehen. Die anderen Expeditionsmitglieder scheinen indes auch ganz in der herzoglichen Denkweise aufgegangen zu sein. Sie hatten ebenfalls fast nur für derartige Erscheinungen Interesse. Mit Befriedigung ersieht man aus ihren Mitteilungen, wie rasche Fortschritte die preußische Kultur in Zentralafrika macht. So berichtet uns der Maler Heims von dem Empfang, der dem Herzog und seinen Leuten bei dem Sultan Mohammed in der Stadt Karnak (auf dem Wege zum Tschadsee) zuteil wurde:

„Es folgte ein Vorbeimarsch; erst die Infanterie in Sektionskolonne, dann die Kavallerie, zu einem abgebrochen, so daß wir die verschiedensten Typen photographieren konnten; hierauf folgte ein zweiter Parademarsch in Kompagniekolonne, die Kavallerie in Eskadronsfront. *Der Parademarsch war wirklich ganz hervorragend* und bot ein Bild von bezauberndem Reiz." (I, S. 159.)

Ganz wie auf dem Tempelhofer Feld!

Eingehende Aufschlüsse über das gesellschaftliche Leben oder die Produktionsformen der Eingeborenen wird man vergebens suchen. Selbst wo den Reisenden eine ungewöhnliche Erscheinung auffällt, gehen sie rasch ohne weiteres Nachforschen daran vorbei. So zum Beispiel an dem Auftreten *weiblicher Häuptlinge*. Aus dem Kamerungebiet berichtet darüber Dr. A. Schultze:

„Das Dorf Man, das für diesen Tag als Quartier meiner Leute in Aussicht genommen war, wurde mir von meinen Bules als ‚Minnegatown' (Weiberdorf) bezeichnet, weil hier ein Weib die Häuptlingswürde bekleiden soll. Als ich vor dem ärmlichen Dorfe ankam, meldete sich denn auch eine alte Frau bei mir, die sich bemühte, eine möglichst militärische Haltung einzunehmen, ihren Schlapphut, das Abzeichen der Häuptlingswürde, vor mir zog und mir ihren Ausweis zeigte, so daß ich an diesem Triumph der Frauenemanzipation unter den Kannibalen nicht mehr zweifeln konnte. Übrigens gibt es solcher weiblicher Häuptlinge noch mehrere; ich begegnete später sogar einer jüngeren Frau, die diese Würde bekleidete und recht geschickt und mit einem gewissen Charme die Honneurs zu machen verstand. Überhaupt trifft man auch dort, wo die Stellung der Frau gering angesehen wird, ab und zu Vertreterinnen des schwachen Geschlechtes, die es mit sicherem weiblichen Instinkt verstehen, das Regiment an sich zu reißen. Jedenfalls war es selten eine verfehlte Spekulation, wenn man die Weiber der Häuptlinge mit kleinen Geschenken bedachte, alle etwaigen Schwierigkeiten waren dann schneller aus dem Wege geräumt." (II, S. 227.)

Das ist alles, was wir über diese Art Frauenherrschaft erfahren. Wenn schon eine so auffallende Erscheinung wie ein weiblicher Häuptling zu keinen Nachforschungen veranlaßt, sondern nur zu schalen Witzen über Frauenemanzipation und weiblichen Instinkt sowie zu „Spekulationen" über die Kraft von Trinkgeldern, dann kann man sich denken, was von der Expedition im allgemeinen an Beobachtungen über gesellschaftliche Verhältnisse geleistet werden konnte.

Ihre Sammlungen und topographischen Aufnahmen mögen viel neues Material ergeben haben. Die hervorragendste Seite des Reiseberichtes ist wohl die illustrative. Was an Photographien, Zeichnungen, farbigen Skizzen in dem Buche geboten wird, das ist höchst bedeutend und instruktiv. Ein besseres Bilderbuch über das äquatoriale Afrika läßt sich kaum denken. Auch die beigelegten Karten sind vortrefflich und wichtig, da sie die Topographie einer Reise bisher unerschlossener Gebiete klarlegen,

die in der deutschen Kolonialpolitik noch einmal eine Rolle spielen werden. Aber auch der Text ist für den Kolonialpolitiker nicht unwichtig.

Auffallend ist die bei allen Mitgliedern der Expedition, den Männern der Wissenschaft wie den Offizieren in gleicher Weise immer wiederkehrende Klage darüber, daß bei der Behandlung der Neger noch zu viel Sentimentalität mitspreche. So schreibt der Hauptmann v. Wiese:

„Die Art der Rechtspflege in manchen Hauptstädten Westafrikas, die in vielen Fällen in geradezu unglaublicher Weise den Neger bevorzugt, gleicht in der Tat sehr bedenklich einer unverantwortlichen Ängstlichkeit." (I, S. 17.)

Der Herr Herzog selbst höhnt:

„Die französische ‚Humanität' verbietet die Trägerarbeit in allen Gegenden, wo Tiere Ersatz schaffen können! Vielleicht bricht auch in Europa noch einmal das goldene Zeitalter heran, wo den Menschen jede Arbeit aus Humanitätsgründen verboten wird." (I, S. 98.)

Der Herr Herzog irrt sich. Die Sozialdemokratie, die wohl unter dem goldenen Zeitalter gemeint ist, gedenkt durchaus nicht die Arbeit zu verbieten, sondern aus „Humanitätsgründen" sogar Herzoge zur Arbeit zu bringen. Sie will bloß jene Arbeit für andere beseitigen, die es einigen Drohnen erlaubt, arbeitslos ein sehr luxuriöses Leben zu führen. Müßte der Herzog selbst arbeiten, dann würde ihm das Spotten über die Humanität vergehen, die die Arbeit von Lasttieren nicht durch Menschen besorgen läßt.

Dabei ist die französische Humanität, die dem Herzog zu weit geht, von wirklicher Humanität noch sehr entfernt. Der Hauptmann v. Wiese berichtet vom französischen Kongo:

„Gern verrichten die arbeitsunlustigen Eingeborenen den Trägerdienst nicht. (Notabene, einige Seiten später weist derselbe Hauptmann darauf hin, daß sie vom Trägerdienst entlastet sein wollen, um sich mehr dem Anbau ihrer Felder widmen zu können. Also die ‚Arbeitsunlust' ist nur Unlust zur Arbeit für die Ausbeuter. K.) Es bedarf stets eines nicht gelinden Nachdrucks seitens der Verwaltungsbehörde, um die Leute heranzuziehen. Diesen Nachdruck darf man getrost als gewaltsame Anwerbung bezeichnen. Daß die Milizsoldaten bei dieser Anwerbung in den Ortschaften gerade sanft verfahren, kann man nicht behaupten." (I, S. 34.)

Herr Hauptmann v. Wiese selbst war nicht blöde im „Anwerben" von Trägern. Er erzählt uns später, daß ihm eines Tages alle Träger entliefen. Die Soldaten, die er ausschickte, brachten ihm keine. Da erinnerte er sich, daß er in der Nähe einen Elefanten geschossen, dessen Fleisch für die Eingeborenen eine große Anziehungskraft bilde:

„Ich trat den dreistündigen Marsch bis zu dem Orte an, wo der Elefant von mir erlegt worden war, schlich mich heran und griff auch richtig mit meinen Boys sechs Leute. Die übrigen nebst vielen Weibern und Kindern entflohen.... Mit den sechs gefangenen Leuten, alle an einen langen Strick gebunden, kehrte ich ins Lager zurück und marschierte am nächsten Morgen weiter.... Am 9. Juli trat ich den Marsch nach der Bahr-el-Ghazal-Grenze an, indem ich meine Träger streng bewachte. Im Lager wurden die Leute stets in Hütten eingesperrt." (II, S. 298, 300.)

Solche Brutalitäten darf sich im französischen Kongo unter Zustimmung der Behörden ein durchreisender Europäer gegen friedliche Dorfbewohner herausnehmen, und dabei klagt der Herr Herzog noch über „übertriebene Humanität"! Was mag man in den Kreisen, in denen er sich zu Hause fühlt, unter „richtiger Humanität" verstehen?

Woher kommt es aber, daß die Franzosen doch stellenweise den Trägerdienst einschränken? Es sind nicht sentimentale, sondern sehr nüchterne Erwägungen, die sie veranlassen, an Stelle der menschlichen wo es geht tierische Kräfte zum Lasttragen zu verwenden. Die menschlichen werden eben zeitweise ungemütlich. Hauptmann v. Wiese fährt in seinem Bericht fort:

„Es ist kein Wunder, daß sich die Eingeborenen durch Verlegung ihrer Dörfer und Felder weit von der Verkehrsstraße dem Trägerdienst zu entziehen suchen. Wer die große Route Possel-Crampel entlang marschiert, kann glauben, sich in völlig unbefiedeltem Gebiet zu befinden, denn an dem Wege selbst liegen keine Dörfer.... Gar oft kommt es vor, daß Soldaten, die zur Trägeranwerbung ausgesandt sind, von den erzürnten Eingeborenen getötet und aufgefressen werden."

Aus diesem Kannibalismus ist wohl die „übertriebene" Humanität der französischen Machthaber am Kongo entsprungen. Es gibt kein sichereres Mittel, den Ausbeutern Humanität beizubringen, als kräftiger Widerstand von unten. Der Herzog Adolf Friedrich scheint nach seinem dem Buche beigegebenen Bildnis noch sehr jung zu sein. Er kann also noch Humanität lernen. Es müssen ja nicht gerade Kannibalen sein, die ihn dafür empfänglich machen.

Damit sei nicht gesagt, daß er schlimmer ist als irgend ein anderer Kolonialmensch. Seine Begleitung denkt genau so wie er. Hören wir zum Beispiel noch den Herrn Dr. Schultz, einen Zoologen:

„Gegen die Bureaukraten empfand ich eine große Bitterkeit, die in ihren behaglichen Arbeitszimmern sitzen und vom grünen Tisch aus die Humanität predigen. Nur drei Tage des Umherreisens in diesem Lande wünsche ich ihnen, ganz allein auf sich selber angewiesen, genötigt, sich selber die Träger und die Verpflegung, die eigene und die für ihre Leute zu beschaffen. Sie würden bald alle Höflichkeit und Humanität zum Teufel wünschen, denn die Eingeborenen lachen sie aus, kommen sie ihnen damit. Wer kolonisieren will, darf sich vor Gewaltmaßregeln nicht scheuen. Hundertmal lehrt es die Geschichte. Durch freundliches Zureden bringt man keinen Sara dazu, einen Blechkoffer zu tragen. Er muß wissen, daß, wenn er es nicht tut, die Soldaten kommen, seine Hütten verbrennen und ihn beim Kragen nehmen." (II, S. 4, 5.)

Natürlich will Herr Dr. Schultz nicht, daß jeder Mensch in dieser „energischen" Manier behandelt werde, der durch freundliches Zureden nicht dazu zu bringen ist, einen Blechkoffer zu tragen. Er wäre sehr entrüstet, wenn man durch freundliches Zureden den Herrn Herzog oder ihn, den Herrn Doktor, veranlassen wollte, auch nur den eigenen Blechkoffer, geschweige den eines anderen Menschen zu tragen. Aber die Neger sind als Lasttiere geboren, und wenn sie das nicht einsehen, muß man es ihnen durch Mordbrennerei beibringen. Anders ist nicht zu kolonisieren. Es ist in der Tat die alte Methode, die in Europa in den Bauernkriegen erprobt wurde und jetzt in Afrika europäische Kultur verbreiten soll. Und wenn man unter „Kolonisieren" die Eingeborenen zur Arbeit für fremde Ausbeuter zu bringen versteht, dann geht es in der Tat nicht anders. Durch freundliches Zureden erreicht man das nicht, ebensowenig wie man die Ausbeuter durch freundliches Zureden los wird.

Von dieser Kehrseite der Medaille spricht der Herr Doktor nicht.

Daß die europäische Bureaukratie an übergroßer „Humanität" leidet oder gar die Neger bevorzugt, ist natürlich eine Fabel. Wie sie in Wirklichkeit behandelt werden, davon haben wir schon ein Pröbchen gesehen. Hier noch einige mehr.

Vom Niger berichtet mit Befriedigung der Maler Heims:

„Zu meiner inneren (soll wohl „innigen" heißen. K.) Freude konnte ich feststellen, daß der (englischen) Verwaltung von Nordnigerien die Nachteile der Eingeborenenpolitik Südnigeriens heilsam in die Glieder gefahren sein muß (sic!), denn dort tanzt bekanntlich der Neger dem Weißen mehr und mehr auf der Nase herum. Unseren Pferden gingen stets zwei Leute mit Knuten voraus, zwei andere folgten, und wer bei unserem Nahen nicht sofort auf den Knien lag und den Kopf beugte, machte eine wenig erbauliche Bekanntschaft mit dem Kiboko, und was die beiden Leute vor uns begannen, vollendeten die Nachfolgenden. Trotzdem sah ich nur wenig betrübte Gesichter. Die meisten

Gestraften ertrugen den Jagdhieb mit fröhlicher Miene, *sie hielten die Prügel für vollkommen in der Ordnung.*" (I, S. 221.)

Das weiß unser idealer Künstler ganz genau. Wir aber wissen jetzt wenigstens genau, was so einem deutschen Geisteshelden innere oder innige Freude macht: die Knute, mit der freie Männer gezwungen werden, vor jedem grünen Jungen, der aus Europa stammt, auf die Knie zu fallen. Wo sie das nicht tun, „tanzen sie den Weißen auf der Nase herum". Ihre geistige Überlegenheit zu zeigen, wissen diese hochstehenden Weißen nur ein Mittel: Prügel.

Zurückhaltender äußern sich die Berichte der Expedition über die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien, aber man kann sich denken, wie es da zugeht, nach den Grundsätzen, welche vom Herzog und seinem Gefolge entwickelt wurden. Hier und da fällt auch eine Andeutung, die erkennen läßt, daß die Praxis hinter der ausgesprochenen Theorie nicht zurückbleibt.

So schreibt Dr. Arnold Schultze aus dem Kamerungebiet:

„Als ich mich Maphut näherte, dem als erstes Quartier des Pangwagebiets in Aussicht genommenen Dorfe, riß alles in kopfloser Flucht aus, augenscheinlich weil man glaubte, ich sei ein Beamter, der Leute für die Eisenbahnbauten anwerben wolle. Die Angst war so groß, daß man alles preisgab, was bei der Flucht hinderlich sein konnte....

„Die Angst der Leute vor den Bahnarbeiten erklärt sich vor allem durch die damit verbundene Verpflichtung, der Heimat auf längere Zeit fern bleiben zu müssen; auch die bei den Bahnarbeiten in tropischen Urwaldgebieten stets beobachtete *höhere Sterblichkeit* der Schwarzen mag dazu beitragen, gerade diese Art der Arbeit besonders unsympathisch zu machen. Am selben Morgen, als ich von Ebolowa abmarschierte, war ich Zeuge, wie einige hundert Arbeiter nach Edea zu den Bahnbauten abgingen. Die Abschiedsszenen, die sich dabei abspielten, entbehrten nicht der Rührung, und lange Zeit sahen die Zurückbleibenden der fortwandernden Arbeiterschar nach. Manche von ihnen waren so fassungslos, als sollten die scheidenden Angehörigen nie wiederkehren.

„Diese Arbeiteraushebungen mögen für die Stationsleiter nicht gerade angenehm sein, denn nach dem, was ich selbst erlebte, dürften sie zu den schwierigsten Obliegenheiten gehören. Zudem fördern sie das Aufblühen des eigenen Bezirkes nicht nur nicht, sondern halten es sogar hintan und verscherzen den verantwortlichen Beamten bei den Eingeborenen viel von den Sympathien, die durch aufopfernde Fürsorge und liebevolles Studium der Volkseigenheiten in jahrelanger, mühevoller Arbeit erworben wurden." (II, S. 268.)

Schonungsvoller kann man es wohl nicht ausdrücken, daß die Eisenbahnbauten eine ganz mörderische Arbeit sind, von der nur wenige zurückkehren. Wer dahin abgeht, wird von seinen Angehörigen betrauert wie ein Toter. Die Dörfer werden dadurch entvölkert und ökonomisch geschädigt.

Wie kann das alles aber passieren bei Anwerbung freiwilliger Arbeiter? Darüber gleitet der Berichterstatter einfach hinweg: über das Wichtigste, die Art, wie die Arbeiter „angeworben" werden, sagt er uns kein Wort, wohl aus keinem anderen Grunde, als weil sie das Licht der europäischen Öffentlichkeit nicht verträgt. Er deutet nur dunkel an, daß sie zu den „schwierigsten Obliegenheiten" des Stationsleiters zählt und ihm die Sympathien der Eingeborenen verscherzt.

Man erinnere sich aber des Ausspruchs des Dr. Schubotz, daß, wer kolonisieren will, sich vor Gewaltmaßregeln nicht scheuen darf, daß man durch freundliches Zureden einen Neger nicht dahin bringt, einen Blechkoffer zu tragen. Er muß wissen, daß im Weigerungsfall Soldaten kommen, seine Hütten verbrennen, ihn selbst beim Kragen nehmen. Wir haben auch gesehen, wie Hauptmann v. Wiese im französischen Sudan Arbeiter „anwarb", trotz der übertriebenen Humanität der Franzosen. Das Buch klagt nicht über solche verkehrte Humanität bei den Deutschen. Wir können uns also leicht die Methoden vorstellen, mit denen Arbeiter zu den Eisenbahnbauten im Kamerungebiet „angeworben" werden. Die Arbeiter

werden gepreßt, ihre Arbeit ist Zwangsarbeit, Sklavenarbeit, aber allerdings nicht die Arbeit von Kaufsklaven. Das heißt, sie sind des einzigen Schutzmittels beraubt, das früher die Ausbeutung und Mißhandlung des Sklaven einschränkte. Ehedem bedeutete für den Herrn des Sklaven dessen Tod oder Arbeitsunfähigkeit einen Geldverlust, denn die Erwerbung eines Sklaven kostete Geld. Die „angeworbenen" Arbeiter kosten kein Geld, man verliert nichts, wenn sie zugrunde gehen. Die „höhere Sterblichkeit der Schwarzen" mag diesen „besonders unsympathisch" sein, sie rührt nicht die Herren Unternehmer des Eisenbahnbaus und beeinträchtigt nicht ihre zivilisatorische Mission.

Neben dieser Art Sklaverei gibt es in Kamerun noch andere Arten der Zwangsarbeit, und manche davon finden den lebhaften Beifall des Herrn Schultz:

„So war es zweifellos ein großes Verdienst des rührigen Leiters von Molundu, daß er, selbstverständlich (!) unter lebhaftem Protest der Eingeborenen, den Anfang damit gemacht hatte, diese ‚toten Buschstrecken' zwangsweise mit Dörfern zu besiedeln, um so der höchst fatalen Verpflegungsschwierigkeiten Herr werden zu können." (II, S. 166.)

Hier wird der Zwang offen zugegeben, aber auch da erfahren wir nicht, welcher Art er ist. Andererseits hören wir in dem Buche immer wieder von ‚Strafexpeditionen', ohne daß angegeben wird, welches Verbrechen sie eigentlich zu bestrafen hatten. Wir werden wohl nicht fehlgehen, daß die Auflehnung gegen die verschiedensten Arten der Sklaverei — neben den erwähnten ist wohl die wichtigste die Schuldsklaverei — sich als das häufigste der „Verbrechen" herausstellt, die die „Schutztruppe" zu „sühnen" hat. Dieser ewige Kriegszustand verbessert die Lage der Bevölkerung gerade auch nicht.

Zu diesen Verheerungen, die die Profitgier direkt und bewußt hervorruft, gesellen sich aber noch ungewollte Verwüstungen, die die kapitalistische Zivilisation für die Kolonien mit sich bringt. Die schlimmste darunter im tropischen Afrika ist die Schlafkrankheit.

Diese Krankheit wird durch den Stich gewisser Stechmücken, Glossinen, von Kranken auf Gesunde übertragen.

Bei den urwüchsigen Zuständen, wo jedes Dorf für sich allein lebte, fast keinen Verkehr mit den Nachbarn pflegte, blieb die Krankheit auf enge Lokalitäten beschränkt. Jetzt wird das tropische Afrika dem Verkehr erschlossen, und mit ihm macht die Schlafkrankheit rapide Fortschritte, weite Gebiete entvölkernd. So kommt Dr. A. Schultze zu dem Schlusse:

„Nur die rigorosesten, die Freizügigkeit der Eingeborenen unterbindenden Maßregeln vermöchten — nach dem heutigen Stande der Wissenschaft — der furchtbaren Geißel Einhalt zu tun. Denn ein einziger infizierter Mann genügt, eine ganze bisher gesunde Gegend zu infizieren, da die Glossinen überall vorkommen." (II, S. 100.)

Daß angesichts aller dieser Konsequenzen der Europäerherrschaft die Eingeborenen sie hassen, ihr Abbruch tun, wo sie können, ist begreiflich.

Andererseits führen aber diese Zustände auch zu wachsender Entvölkerung des Landes. Und gleichzeitig vernichtet die Raubwirtschaft rasch seine natürlichen Reichtümer.

Für die französischen und englischen Gebiete, die die Expedition durchzog, wird das ohne weiteres betont.

So heißt es in dem Bericht des Hauptmanns v. Wiese zum Beispiel vom französischen Sudan:

„Wenn ich ein Gesamturteil über die drei Sultanate abgeben soll, so möchte ich sagen, daß ich wenig Grund gefunden habe, in die Zukunft dieser Gebiete besonders vertrauensvoll zu blicken."

Der eine Grund, der ihre ökonomische Entwicklung hindert, ist die Duldung eines „unproduktiven, degenerierten Herrenvolkes im Lande".

Natürlich meint der Herr Hauptmann nicht, daß die Herrschaft jedes „unproduktiven, degenerierten Herrenvolkes" abzuschaffen sei. Aber zwei von der

Sorte erscheinen ihm zu viel. Die Franzosen sollen die eingeborenen Expropriateure expropriieren, damit für die weißen Expropriateure mehr übrig bleibt. Indes auch dann sind die Aussichten der Ausbeuter noch keine glänzenden. Denn was sie brauchen, sind zahlreiche Arbeitskräfte, die auszubeuten sind, und die fehlen immer mehr:

„Ein weiterer Punkt, der mich für die Bevölkerung mit Sorge erfüllt, sind die vielen Krankheiten, wie Schlafkrankheit, Lepra, Elephantiasis. Was in diesen Gebieten an Menschenmaterial aus den Kriegs- und Sklavenzügen der Araber und Asonde (das ‚unproduktive Herrenvolk'. K.) übrig geblieben ist, wird nun durch diese Krankheiten stark mitgenommen....

„Ferner muß man sich mit Sorge fragen, was denn aus diesen Gebieten einmal werden soll, wenn die Konzessionen abgelaufen sind. Denn dann wird es wohl auch mit den Elefanten vorbei sein, die, wie mehrfach erwähnt, sinnlos abgeschossen werden. Ebenso werden dann auch die Kautschukbestände durch den Raubbau vernichtet sein, da sie nicht durch Anlage neuer Pflanzungen ergänzt werden. Mit irgendwelchen anderen Möglichkeiten, welche die Entwicklung des Landes fördern könnten, hat man sich bisher nicht beschäftigt." (II, S. 302 bis 305.)

Nicht besser urteilt er über den benachbarten englischen Besitz:

„Die Kosten für Militär und Verwaltung sind nicht gering. Das Land hat so gut wie gar keine Einnahmen und wirtschaftlichen Aussichten. Die Gebiete sind so arm und dünn bevölkert, daß sie nicht einmal die genügende Verpflegung für die Truppen aufbringen können. Große Transporte von Lebensmitteln müssen daher alljährlich von Chartum aus herangeschafft werden können." (I, S. 319.)

Angesichts solcher trüben Perspektiven ist man doppelt neugierig, zu erfahren, was der Bericht über den Wert der deutschen Neuerwerbungen im tropischen Afrika zu sagen weiß. Es scheint das die wichtigste Aufgabe des Buches zu sein. Aber so wie es recht beredt ist, wo es sich um die „Anwerbung" von Arbeitern außerhalb des deutschen Gebiets handelt, dagegen sehr einsilbig, sobald dieses in Frage kommt, so verhält sich's auch mit den wirtschaftlichen Aussichten. Auch da erfahren wir mehr über die der französischen und englischen als der deutschen Gebiete. Aber dieses Schweigen ist auch beredt. Und wo hier und da eine Andeutung fällt, zeigt sie, daß in den deutschen Urwaldgebieten dieselbe Raubwirtschaft herrscht wie in denen der anderen Kolonialmächte.

So heißt es zum Beispiel im zweiten Band, S. 178:

„Nun gibt es freilich Kautschuk in Südostkamerun noch in Menge; man sieht auf manchen Strecken von jedem Punkte des Waldwegs aus eine Kickxia. Aber wie lange wird diese Herrlichkeit noch dauern?"

Und was dann? Um an Stelle der Raubwirtschaft später einmal eine höhere Art der Bodennutzung zu setzen, würde man zahlreiche kraftvolle Arbeiter vorfinden müssen. Aber gleichzeitig mit der Vernichtung der Träger des heutigen Reichtums, Elfenbein und Kautschuk, geht auch die Entvölkerung des Landes durch die Schlafkrankheit infolge des wachsenden Verkehrs vor sich, in dem deutschen Gebiet ebenso wie in den anderen. Fast für das ganze zentrale Afrika gilt, was Hauptmann v. Wiese einmal vom Kongogebiet sagt:

„Für den Arzt gibt es in diesem Lande sehr viel Arbeit. Durch ihn muß das Land für die Schwarzen *erst wieder erobert werden*, ehe für den Kaufmann und Pflanzer ertragreiche Gebiete entstehen können." (I, S. 257.)

Was die Ärzte heute leisten können, ist minim, denn für den ärztlichen Dienst bei den Eingeborenen werden äußerst wenig Mittel aufgewendet. Einstweilen geht die Raubwirtschaft durch ein paar Finanzgesellschaften ungestört weiter. Nachdem diese das Land völlig ruiniert haben, wird dann dessen europäischen Besitzern die Aufgabe erstehen, es mit ungeheuren Kosten wieder bewohnbar und kultivierbar zu machen: das sind die Aussichten der zentralafrikanischen Kolonialpolitik. Verführerische Aussichten für die hohe Finanz, der zuerst fette Profite aus Kautschuk und Elfenbeinhandel und dann, wenn das Land erschöpft ist, aus den Kolonial-

anleihen erwachsen, aber sehr trübe Aussichten nicht bloß für die unglückseligen Eingeborenen, die dem Finanzkapital geopfert werden, sondern auch für den europäischen Steuerzahler.

Das Buch des Herzogs von Mecklenburg soll offenbar der Propaganda für die Kolonialpolitik dienen. Wer aber nicht bei der Betrachtung der bunten Außenseite stehen bleibt und es vorurteilslos durcharbeitet, wird es nicht mit Begeisterung für unsere Kolonialpolitik aus der Hand legen. K. K.

Das armenische Problem vor dem Forum der Großmächte.

Von einem Armenier.

Der Balkankrieg hat mit dem Ende der türkischen Herrschaft in Europa zugleich auch die wichtigsten europäischen Teile der sogenannten orientalischen Frage wenigstens vorläufig aus der Welt geschafft: das mazedonische und albanische Problem.

Die Reihe der asiatischen Teile dieser Frage fängt nun an, mehr als je aktuell und interesseerregend für Europa zu werden. In dieser Reihe nimmt das armenische Problem offenbar eine zentrale Stellung ein, da das Schicksal dieses Landes durch internationale Verträge garantiert sein soll. Man hat mit Recht die armenische Frage als das mazedonische Problem in Kleinasien bezeichnet.

Jeder Kenner des politischen Schicksals des armenischen Volkes in Kleinasien und der geschichtlichen Wandlungen der armenischen Frage in der diplomatischen Geheimkrämerei wird wohl zugeben, daß die Leiden und Opfer dieses kleinen Volkes zum mindesten nicht geringer waren als diejenigen irgendeines anderen von der türkischen Herrschaft unterjochten Volkes. Man braucht sich nur an die himmelschreienden Blutbäder in den armenischen Provinzen, in Sassun und Konstantinopel in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (1894 bis 1897) zu erinnern: 300 000 Menschenleben fielen damals der tyrannischen Gewaltherrschaft Abdul Hamids zum Opfer, vielleicht mehr, als die volle Unabhängigkeit aller Balkanstaaten zur Zeit der nationalen Revolutionen gefordert hat. Das historische Unglück des armenischen Volkes besteht gerade darin, daß es nicht wie die anderen unterdrückten Völker im aktiven Kampf gegen den asiatischen Despotismus Blut vergossen hat — es ist vielmehr hauptsächlich passiv haufenweise wie eine Schafherde hingemetzelt worden, entweder von den es umgebenden wilden Stämmen, besonders von den Kurden, oder von der Polizei und der regulären Armee der türkischen Regierung.

Die türkische Revolution von 1908 löste die nationale Frage nicht, weder auf dem Balkan noch in Kleinasien. Daher brachte die jungtürkische Herrschaft den Armeniern keinen Segen; ihre alte staatsbürgerliche Rechtlosigkeit wurde nicht beseitigt; sie blieben auch in der Periode des konstitutionellen Regimes schutz- und wehrlos und durften keine Waffen, selbst nicht als Schutzmittel gegen die vandalischen Angriffe der Kurden, tragen. Seit dem Bestehen der türkischen Verfassung sind in Armenien zweimal große Massenmetzeleien durch die Kurden — 1910 in Adana (wo 30 000 Armenier ermordet wurden) und 1912 in Kilikien — vorgekommen; die türkischen Behörden sahen ruhig zu, und auch nachher wurden die Urheber der Massakers von der zentralen Regierung nicht bestraft. Wir sehen hier ab von

den chronischen Einzelermordungen, Mißhandlungen, Vergewaltigungen armenischer Frauen und von der systematischen Raubpolitik der Regierung auf offiziellem Wege durch sogenannte Steuern und Abgaben und von der privaten Aussaugung und Erpressung durch die lokalen Behörden. Es sind also die schlimmsten Traditionen der grauen Vergangenheit in den Grenzgebieten noch bis auf den heutigen Tag erhalten worden, ohne daß der „modernisierte" Staatsmechanismus im Zentrum sie abzuschaffen vermochte.

Gegenwärtig berichten ja die Tagesblätter zur Genüge, welche dunklen Wolken sich am Himmel Kleinasiens gesammelt haben, welche gefährlichen Vorbereitungen die Kurdenhäuptlinge und Araberscheichs treffen, wie sie sich mit Waffen und Munition versehen, welche bedrohliche Lage speziell die ostanatolischen Provinzen aufweisen, wo russische Geheimagenten fortwährend ihre Wühlarbeit treiben, die Kurden gegen die Armenier und umgekehrt hetzen, und was die christlichen Bewohner dort erwartet, wenn die fanatisierten und disziplinlosen Truppen von den Schlachtfeldern des vernichtenden Balkankrieges nach Kleinasien zurückkehren und zügellos und blutgierig die Rache für ihre Niederlagen an der armenischen Bevölkerung nehmen werden!

Jetzt schon liest man fortwährend zahlreiche Berichte aus verschiedenen Provinzen in den armenischen Blättern, besonders aus Wan, Erzerum, Musch, Diarbekir und Adana, welche die jammervollen Zustände der armenischen Bevölkerung aufs grellste schildern. Mord-, Raub-, Mißhandlungs- und Vergewaltigungsfälle sind, besonders in den entlegenen Dörfern, täglich vorkommende gewöhnliche Ereignisse. Mit dem Eintritt des Frühlings, das heißt sobald der Verkehr leichter möglich ist, haben die Kurdenchefs ihre verwüstenden Raubzüge begonnen. Solche Räuberhelden, wie Hile Hassan-Ogli, Aschiretshäuptling Abdul-Asis-Agha, Mussa und Kassim Beys, Scheich Sehnidin vom Dorfe Abro (im Wilajet Erzerum) und andere mehr, deren Verbrechertaten der lokalen wie zentralen Regierung schon lange bekannt sind, bleiben noch immer unbestraft trotz der himmelschreienden Proteste und Hilferufe aus armenischen Kreisen. Die armenischen Bauern werden durch Kurden und Tscherkessen mit Gewalt gehindert, ihre Feldarbeit zu verrichten; der geringste Widerstand der wehrlosen Bauern ruft barbarische Wut der blutgierigen Räuber hervor. Angesichts dieser täglichen Schreckenstaten und der furchtbaren Angst vor Massenmetzeleien, die man dort erwartet, ist es erklärlich, daß der Zug der Auswanderung der Armenier nach dem Ausland wieder einmal seinen Anfang genommen hat: man meldet, daß allein in Erzerum täglich 30, 50 und 100 Personen Auslandspässe nehmen. (Armenische Zeitung „Mschak" Nr. 99 und 100.)

Auf die fortwährenden Vorstellungen und Denkschriften der armenischen Nationalversammlung in Konstantinopel mit dem Patriarchen an der Spitze gibt die türkische Regierung nur leere Reformversicherungen zur Antwort. Nicht weil sie der Besserung der Lage in Kleinasien überhaupt abgeneigt, sondern weil die zentrale Regierung einfach machtlos ist, der Situation Herr zu werden. Sie findet keine Stütze in den lokalen Behörden.

„Genaue Kenner des Landes versichern, daß die Walis fast durchweg Männer des alten Regimes und von Ideen erfüllt sind, mit denen keine Reformen durchzuführen seien. Die Regierung kann sich auf diese Leute nicht verlassen. Jeder von ihnen tut, was er will, und brüstet sich, daß er sich über die Anordnungen der Re-

gierung hinwegsetze und das Gegenteil von dem tue, was die Regierung wünscht." (Konstantinopeler Bericht der „Vossischen Zeitung" Nr. 240.)

Noch schlimmer für das Osmanische Reich ist aber die Stellung der Kurden. Die Kurdengefahr ist eine zweite albanische Gefahr für das Osmanische Reich. Die Kurden, diese bewaffneten und zügellos waltenden Räuberelemente, widerstehen mit tödlicher Feindseligkeit jedem Reformversuch in Kleinasien. Die geregelte, normale Ordnung bedeutet für die Willkür- und Gewaltherrschaft der Kurdenchefs das Ende; daher bedrohen sie die zentrale Regierung mit Aufstand und Loslösung Kurdistans vom türkischen Reiche, falls dieses versucht, Reformen in Armenien durchzuführen. Es liegt ihnen eben daran, daß das schutz- und wehrlose armenische Volk ihnen als Schafherde zur Ausbeutung und Plünderung preisgegeben bleibt.

Angesichts dieser bedrohlichen Zustände speziell in den anatolischen Wilajets und der Machtlosigkeit, aber auch der Unentschlossenheit und Saumseligkeit der türkischen Regierung entsteht eine Reihe von neuen, nicht minder aktuellen Sorgen für die Großmächte. Es sind hauptsächlich drei interessierte Mächte, die sich nicht gleichgültig zu der kritischen Lage in Armenien verhalten dürften: Rußland, Deutschland und England.

Die politischen Tendenzen des ersteren sind denen der letzten beiden schnurstracks entgegengesetzt. Die Lösung des armenischen Problems heißt für Rußland Einverleibung der armenischen Provinzen in Rußland. Die russische Regierung hat von Anfang an eine aggressive Politik auf diesem Gebiet der orientalischen Frage verfolgt, daher war sie immer — wie uns die geschichtlichen Erfahrungen in allen Stadien der Aufrollung der armenischen Frage zeigen — gegen jede Reformierung Armeniens unter der internationalen Garantie gewesen, denn diese würde zweifellos die imperialistischen Pläne Rußlands zunichte machen. Daher ist gegenwärtig für Rußland nichts wünschenswerter als Unruhe, Anarchie und Massenmetzeleien in Kleinasien, damit es sie als Anlässe für sein Vorgehen unter dem Vorwand der Herstellung der Ruhe benutzen könnte. Daraus erklärt sich der Sinn der eifrigen Agitation der russischen Agenten unter den Armeniern.

„Auf der Pforte verlautet, gestern seien wichtige Berichte über die neuen russischen Umtriebe in Ostanatolien eingetroffen. Die Untersuchungskommission für Armenien... erhielt Befehl, sofort nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien abzureisen. Der ‚Jeune Turc' meldet aus Erzerum, russische Emissäre versuchten, die armenische Bevölkerung aufzureizen. Die türkischen Behörden beschlagnahmten in Massen verbreitete Flugschriften, in denen die angebliche Freundschaft Rußlands für Armenien gepriesen und der Nutzen einer russischen Herrschaft betont wird." (Konstantinopeler Bericht des „Berliner Tageblatts" Nr. 216.)

Tagtäglich enthalten die Zeitungen ähnliche Berichte über „Rußlands Wühlarbeit in Armenien". Aber mit dieser armenischen „Freundschaft" der russischen Regierung geht Hand in Hand ihre kurdische „Freundschaft".

„... Nach Berichten, welche die Pforte erhalten, hat die russische Propaganda in Ostanatolien bedenkliche Formen angenommen. Russische Agenten bereisen das Land, um die Kurdenchefs für die Forderung der Autonomie zu gewinnen." („Berliner Tageblatt" Nr. 251.)

Dieselbe russische Regierung hat nichts dagegen, daß die Kurden sich über die russischen Grenzen aus dem Kaukasus, hauptsächlich aus dem Karsgebiet massenhaft Waffen verschaffen. Also nicht das Schicksal des armenischen Volkes, sondern dasjenige der armenischen Provinzen interessiert Rußland in erster Linie: es will das armenische Land auf Kosten des armenischen Blutes sich aneignen.

Ganz anders Deutschland und England. Diese haben als kolonialpolitische Mächte nur an dem wirtschaftlichen Erstarken des an Bodenschätzen so unermeßlich reichen Kleinasien ein großes Interesse. Daher haben sie offenbar alle politischen und wirtschaftlichen Gründe, bei der Türkei darauf zu dringen und ihr selbst dabei tatkräftig behilflich zu sein, schleunigst Reformen in Kleinasien durchzuführen, um das weitere Umsichgreifen der herrschenden Wirrnisse zu vermeiden: einmal um damit einen Damm gegen die Eroberungsgelüste Rußlands zu errichten, das heißt die russische Gefahr im nahen Orient endgültig zu beseitigen, und zweitens um dadurch die rasche und friedliche Befriedigung ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen zu sichern.

England hat bereits wie immer so auch diesmal realökonomisch und realpolitisch zu verfahren gewußt: in dem neuen englisch-türkischen Koweit-Abkommen, durch das England es verstanden hat, sich so rasch und geschickt feste Positionen in der asiatischen Türkei zu sichern, heißt es im fünften Punkte bezüglich der Reformen: „England wird der türkischen Zollerhöhung um 4 Prozent seine Zustimmung erteilen unter der Bedingung, daß die Türkei ernsthaft an die versprochenen Reformen in Kleinasien herangeht. In diesem Falle sollen der Türkei in weitestem Maße englische Verwaltungsbeamte zur Verfügung gestellt werden."

In noch viel höherem Maße hat Deutschland ein reales Interesse an der ernsthaften und schleunigen Durchführung dieser versprochenen Reformen. Man denke an das gewaltige Unternehmen der Bagdadbahn, welche so viele zukunftsreiche Perspektiven eröffnet, an die Aus- und Einfuhrmärkte in Kleinasien, wo Deutschland die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen im Begriffe ist! Daher hat auch Deutschland — will es das Kultur- und Bedürfnisniveau der einheimischen Bevölkerung heben und dadurch ein kaufkräftiges Publikum für seine Industrieerzeugnisse gewinnen, ein dringendes Interesse daran, die ihm befreundete Türkei zu den Reformen zu bewegen.

Ist der erste Schritt durch England und Deutschland getan, dann gibt es kein Hindernis mehr für die Durchführung der Reformen, denn von den übrigen Mächten sind Frankreich und Italien immer dafür gewesen, und Österreich hat keinen Grund, etwas dagegen einzuwenden.

Nur durch ein solches gemeinsames Vorgehen ist es möglich, Ruhe und geregelte Ordnung in Kleinasien herzustellen. Wird dadurch das armenische Problem gelöst, so verschwindet damit das Gegenstück zur mazedonischen Frage in Kleinasien. Mit der Lösung der armenischen Frage wird aber auch die Kurdengefahr — das Gegenstück zur albanischen Gefahr in der asiatischen Türkei — aus der Welt geschafft, denn diese Gefahr war durch die vollständige Schutzlosigkeit der Armenier und die Willkürherrschaft der Kurden über sie bedingt — beides Resultate der Gesetzlosigkeit, der völligen Abwesenheit jeder rechtsbürgerlichen Existenzmöglichkeit.

* * *

Wenn ein weltfremder Philanthrop oder ein naiver Pazifist mit rührender Stimme gegen die Völkermetzeleien und Verfolgungen im Namen der Menschlichkeit protestiert, da erwidern die heutigen Staatsmänner höhnisch, daß die Diplomatie nicht mit Sentimentalitäten arbeitet, sondern reale Interessen und kalte Erwägungen zum Ausgangspunkt nimmt.

Wer wird aber, selbst vom Standpunkt der raffiniertesten Formen der Staatskunst im kapitalistischen Zeitalter, bestreiten dürfen, daß die Verwirklichung der elementaren Rechtsgrundsätze für die Sicherheit des Lebens und des Eigentums in Kleinasien wie überall eine Vorbedingung entwickelten Warenhandels ist? Durch den 61. Artikel des Berliner Vertrags von 1878 ist die Türkei den Großmächten gegenüber verpflichtet, diese Rechtsgrundsätze in Armenien durchzuführen. Abdul Hamid hat aber im Laufe von dreißig Jahren bis zu seiner Absetzung (1908) nicht nur dreißigmal diese Verpflichtungen mit Füßen getreten und über den Haufen geworfen, sondern auch mehr als dreißigmal ein schandbares Blutbad hervorgerufen. In welchem Maße diese verbrecherische Politik des „großen Kranken" den realen Interessen der Großmächte im Orient geschadet hat, darüber braucht man kein Wort zu verlieren! Die fruchtbaren Ländereien Kleinasiens sind verödet, menschenleer mit ihren verlumpten und hungernden Völkern, zügellosen und räuberischen Banden. Wie ist ein Tauschverkehr des industriellen und kommerziellen Europa mit diesen elenden Massen möglich?

Die industriellen Nationen Europas haben also alles Interesse daran, daß in der asiatischen Türkei Friede und Ordnung herrschen. Sie haben alle Ursache, jeden ihrer Versuche in dieser Richtung zu unterstützen und den Quertreibereien Rußlands entgegenzutreten, das in der Türkei wie in Persien und China nur eine Politik kennt, dieselbe, die es ehedem in Polen verfolgte: jede Reform, jede Erstarkung des Staates zu hintertreiben, alle Elemente der Anarchie in seinem Innern zu unterstützen, bis die Beute reif zur Aneignung ist.

Auch hier müßte dem Zaren zugerufen werden: Hände weg! Aber wo ist die europäische Regierung heute zu finden, die nicht vor dem Zaren kriecht!

B. J.

Zur Frage des Geburtenrückganges.

Von **Ernst Meyer.**

Die durch die Volkszählung vom Dezember 1912 bekannter gewordene Tatsache, daß auch in Deutschland die Geburtenziffer sinkt, hat zu einer lebhaften Diskussion über den Umfang und die Gründe dieser Erscheinung geführt. Solange das Sinken der Fruchtbarkeit nur im Bürgertum beobachtet wurde, kümmerte man sich wenig um das ganze Problem. Erst als offenbar wurde, daß auch in proletarischen Kreisen die Zahl der Geborenen im Verhältnis zur Zahl der Lebenden abnimmt, erhielt die Frage unter dem Gesichtswinkel des Rekruten- und Arbeiternachwuchses für die herrschende Klasse besonderes Interesse. In knapp zwei Jahren ist nun infolge dieses Interesses die Literatur über den Geburtenrückgang zu fast unübersehbarem Umfang in Zeitungen, Zeitschriften und Einzelwerken angeschwollen. In den wissenschaftlichen Erörterungen ist dabei der Streit um die Bedeutung und Berechtigung von Malthus' Lehre wiederum entfacht worden, und in Dr. Siegfried Budge[1] ist Malthus sogar ein neuer unbedingter Anhänger entstanden,

[1] „Das Malthussche Bevölkerungsgesetz und die theoretische Nationalökonomie." Karlsruhe, C. Braunsche Hofbuchdruckerei. 221 Seiten. 4,20 Mark.

nachdem Malthus Jahrzehnte hindurch für völlig erledigt gegolten hatte. Die Mehrzahl der Autoren geht bei ihren Untersuchungen aber überhaupt nicht von einer theoretischen Analyse der Gesetze des Bevölkerungswachstums in der kapitalistischen Gesellschaft aus, sondern sucht aus den statistischen Daten der Bevölkerungsbewegung die Gründe des Geburtenrückganges herauszulesen. Sie gelangt damit um so weniger zum Ziel, als die einwandfreie statistische Erfassung der kurz, aber sehr wenig eindeutig als „Geburtenrückgang" bezeichneten Erscheinungen in keiner Weise abgeschlossen ist. Ist man sich doch selbst unter den Statistikern vom Fach kaum über die zweckmäßigsten Methoden zur Lösung des Problems einig. Der Altersaufbau der Gesamtbevölkerung, das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter, Binnenwanderungen und Auswanderung, die Zahl der Eheschließungen, das Alter der Eheschließenden männlichen und weiblichen Geschlechts, die Ehedauer, die Zahl der Fehl-, Früh- und Totgeburten bei ehelich und unehelich Gebärenden, der Anteil der kriminellen Aborte an der Gesamtzahl der Aborte sind teils in ihren absoluten Größen, teils in ihrem Verhältnis zueinander noch keineswegs vollständig bekannt. Für Vergleiche mit früheren Zeitperioden, deren Kenntnis für die Feststellung des Umfanges des Geburtenrückganges unumgänglich ist, fehlt es erst recht an sicheren Daten. Will man auf statistischem Wege in die Ursachen eindringen, so bedarf es weiter neuer Vergleichungen der genannten Daten mit denen über den biologischen und sozialen Aufbau einzelner Bevölkerungsklassen und -schichten (Rasse, Konfession, Einkommen und Vermögen, Siedlungsart, soziale Stellung, Beruf, Bildungsgrad), ferner mit denen über Mortalität (Sterblichkeit) und Morbidität (Krankheitshäufigkeit) nach Geschlecht, Alter und den eben genannten Kategorien usw. Auch diese Kombinationen wären wieder für größere Zeitabschnitte unter möglichst vielseitiger Variation der Konstanten durchzuführen, ehe die Statistik allein einigermaßen der Lösung des Problems nahe käme. So gerne wir anerkennen, daß in der statistischen Wissenschaft an diesen Teilfragen gearbeitet wird, so sehr muß doch auch betont werden, daß diese Arbeiten noch in den ersten Anfängen stecken. Um so bedenklicher ist es, wenn zahlreiche bürgerliche Ökonomen nur auf Grund der bisherigen lückenhaften statistischen Ergebnisse, ohne von einer theoretischen Erkenntnis der Bewegungsgesetze kapitalistischer Produktionsweise geleitet zu sein, die Tendenzen der Bevölkerungsentwicklung festzustellen suchen. Ein gutes Bild von der Unzulänglichkeit dieser Versuche gibt eine neuere Arbeit von Julis Wolf.[1]

Wolfs Arbeit stellt in ihrem Hauptteil die verschiedenen Erklärungsversuche früherer Autoren zusammen und bietet dadurch eine in 15 Abschnitte übersichtlich gegliederte Orientierung über die bisherigen Lösungen. Nun sucht Wolf zwar auch selbst kritisch zu den einzelnen Fragen Stellung zu nehmen, aber neue Tatsachen zur Begründung seines Standpunktes findet man bei ihm nicht. Ja selbst die von ihm diskutierten Probleme werden so kurz abgetan, daß ihm Paul Mombert, einer der kompetentesten Beurteiler, der durch seine „Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland" (Karlsruhe 1907) das ganze Problem in Fluß gebracht, mit Recht Mangel an Gründlichkeit und Tiefe in der Behandlung der einzelnen Fragen vorwirft. Diese Oberflächlichkeit tritt auch in der Aufstellung und Begründung eines eigenen Bevölkerungs„gesetzes" zutage. Nach Wolf ist der Geburtenrückgang auf die zunehmende Rationalisierung der Massen zurückzuführen. Durch die gestiegene elementare Bildung beider Geschlechter, die Kenntnis des Lesens, Schreibens, Rechnens, die Schulung des Urteils durch Zeitungslektüre usw. wird „der haushälterische Sinn unmittelbar ausgelöst". „Der zur Verminderung der Kinderzahl beitragende haushälterische Sinn wird die ‚Disposition' immer breiterer Schichten.... Zusätzlich und im Anschluß daran hat sich die gestiegene Genußsucht dem Aufziehen einer größeren Zahl Kinder abträglich erwiesen." (S. 165.) Nur

[1] Dr. Julius Wolf, Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit. Jena 1912, Gustav Fischer. 253 Seiten. 7,50 Mark.

professorale Weisheit vermag festzustellen, daß der private haushälterische Sinn, der dann wieder in Genußsucht umschlägt, in den letzten Jahrzehnten gestiegen ist und zum Geburtenrückgang geführt hat. Wolfs Ansicht wirkt um so krauser, als er sie zur Polemik gegen die „Wohlstandstheorie" benutzt, die ihr Vertreter Mombert in seinen „Studien" (S. 279) folgendermaßen formuliert: „Alles, was die Arbeitsbedingungen und damit die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterklasse bessert, was sie heraushebt aus Armut und Unbildung, in der sie sich heute noch vielfach befindet, alles, was ihnen damit ein größeres Maß von Voraussicht, Überlegung und Selbstbeherrschung gibt, wird zu einer Abnahme der Geburtenzahl führen." Soll die Wolfsche Rationalisierungstheorie überhaupt einen Sinn haben, so muß sie zur Mombertschen „Wohlstandstheorie" erweitert werden, in der allerdings nicht von einer Besserung, sondern Änderung der sozialen Verhältnisse der modernen Arbeiterschaft als Ursache der sinkenden Geburtenziffer zu sprechen wäre. Stecken aber bei Mombert wenigstens die sozialen einschließlich der ökonomischen Ursachen noch in der Erklärung mit darin, so bleibt bei Wolf eine völlig in der Luft schwebende Neigung zum Ordnungssinn, die angeblich im Wachsen begriffen ist.

Neben der Verbreitung elementarer Bildung betrachtet Wolf in der Emanzipation von der Kirche einen Gradmesser für die den Geburtenrückgang bewirkenden Kräfte. „Diese Emanzipation von Kirche und Sitte wird direkt oder indirekt vor allem von der Sozialdemokratie betrieben. Wo diese entscheidenden Einfluß auf die Bevölkerung gewonnen hat, ist darum der Geburtenrückgang am stärksten." (S. 165/166.) Schon in einer früheren Schrift („Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft", Leipzig 1912) hat Wolf einen Zusammenhang zwischen Kinderzahl und Sozialdemokratie zu erweisen versucht. Die Leichtfertigkeit, mit der Wolf seine Behauptungen aufstellt, wird an dieser These besonders deutlich. Bei objektivem Vorgehen, dessen Wolf sich gerade bei dieser Frage im Vorwort rühmt, hätte Wolf systematisch und lückenlos die Geburtenziffer und die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen für die Zeit von 1870 bis 1912 berechnen und vergleichen müssen. Hätte sich dann gezeigt, daß in dem Maße die Geburtenziffer abnimmt, als die sozialdemokratischen Wähler wachsen, so wäre die behauptete These noch nicht erwiesen, aber wahrscheinlich gemacht. Zum zweiten hätte Wolf das Verhältnis der Zahl organisierter Parteimitglieder zur Geburtenziffer untersuchen müssen. Statt dieser Untersuchung (die, wenn Wolf selbst die Arbeit fürchtete, doch einer seiner Schüler im volkswirtschaftlichen Seminar leicht durchgeführt hätte) begnügt er sich mit dem Vergleich der Zahlen für Berlin, Hamburg und Sachsen sowie einiger bayerischen Regierungsbezirke und einem Zitat aus der — „Germania". Dabei fehlt selbst für diese wenigen Bezirke die oben geforderte Vollständigkeit. Nun ist aber der Geburtenrückgang eine Erscheinung, die in den nichtproletarischen Schichten viel stärker und früher zu beobachten ist. Will Wolf auch unseren Selbständigen und mittelständlerischen Angestellten einschließlich der Beamten „sozialdemokratische" Lebens- und Sexualauffassung nachsagen?

Der von Wolf behauptete Zusammenhang von Konfession und Geburtenziffer trifft ebensowenig zu. Bei sonst gleicher ökonomischer Struktur zweier Bevölkerungsschichten kann unter Umständen die religiöse Tradition von gewissem Einfluß auf das Tempo des Geburtenrückganges sein; aber als entscheidender kausaler Faktor darf sie nicht genannt werden. Bekanntlich haben Frankreich und Belgien niedrige, die meisten übrigen katholischen Länder sehr hohe Geburtenziffern. Für die Staaten mit protestantischer Bevölkerung gibt es gleiche Unterschiede. Wolf hilft sich einfach damit, daß er Frankreich als das Land der „ausgesprochenen Unkirchlichkeit" bezeichnet und das unzweifelhaft klerikale Belgien für „angesteckt" erklärt. Mit solchen Phrasen kann man natürlich alles beweisen. Wie wenig rein statistisch Wolfs These zutrifft, zeigt eine Angabe Budges: der industrielle Regierungsbezirk Düsseldorf hat mit 35,1 Prozent eine höhere Geburtenziffer als der agrarische Bezirk Koblenz (30,1 Prozent), obgleich der Prozentsatz der Katholiken an der Gesamtbevölkerung

in Koblenz größer ist. Schließlich korrigiert sich Wolf selbst dahin, daß sich im Geburtenrückgang nicht spezifisch sozialdemokratischer, sondern demokratischer „Geist" offenbare und daß die katholische Kirche sich nicht überall als Damm gegen die Verminderung der Geburtenzahl erwiesen habe. Dadurch werden sachlich seine Thesen völlig hinfällig; sie erscheinen hingegen als leichtfertige Konzessionen an die in reaktionär bürgerlichen Kreisen verbreiteten schiefen Urteile über sozialistische Lebensauffassung und sozialdemokratische Parteitendenzen. Um so mehr ist Wolf mitschuldig daran, daß die „staatserhaltende" Presse seine „Beweise" gegen die Sozialdemokratie auszuspielen versucht.

Wie sich in den Köpfen regierender Kreise die Erscheinung des Geburtenrückgangs spiegelt, dafür bietet das Buch des Düsseldorfer Regierungs- und Medizinalrats Bornträger[1] einen klassischen Beleg. Die beschämende Tatsache, daß dieses Pamphlet ursprünglich in den amtlichen „Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Medizinalverwaltung" Aufnahme finden konnte, wird allerdings durch den Titelvermerk verständlich, daß der preußische Minister des Innern Herr v. Dallwitz die ausdrückliche Genehmigung für den Nachdruck erteilt hat und also für den Inhalt mitverantwortlich ist. Die Art des Buches ist leicht charakterisiert. Die Geburteneinschränkung bezeichnet Bornträger unter allen Umständen als ein Laster; Mütter, die antikonzeptionelle Mittel verwenden, sinken durch solche Präparationen zu einem Vergnügungsobjekt für den Vater herab, sie sind tatsächlich etwa Privatprostituierte geworden (S. 93); jede Verteidigung gleicht fadenscheinigen Gründen, mit denen man schließlich Mord und Diebstahl beschönigen könnte. (S. 101.) Klagen über Roheiten der Jugend stammen offenbar aus Familien, wo die Kinderentstehung künstlich geregelt wird; wie sollten auch solche Eltern sittenstarke Jünglinge, ehrbare und sittsame Jungfrauen heranziehen können? (S. 93.) Objektive Gründe (Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus) läßt Bornträger überhaupt nicht gelten. Er verfährt dabei nach berüchtigtem Muster, ihre Bedeutung gegenüber der großen Erscheinung möglichst klein darzustellen und ihre Wirkungen dann aber nicht zu summieren, sondern völlig zu negieren. Unmoralität, Irreligiosität, materialistischer Sinn sind die einzige Quelle des Lasters. Wo Bornträger trotz aller Ausflüchte, um die er wirklich nicht verlegen ist, einen wirtschaftlichen Zwang zur Geburteneinschränkung anerkennen mußte, hilft er sich kläglich aus der Affäre: „Es ist da in der Tat nicht leicht, sofort einen praktischen Ausweg anzugeben; ... die Leute werden sich ebenso helfen müssen, wie sie es immer getan haben, auch wenn sie, wie so mancher, eine Zeitlang mit einem Wechsel auf die Zukunft leben müssen." (S. 117.) Dieser Frivolität entspricht die gesamte Beurteilung der Arbeiterlage. „Eine sorgenlose Existenz vieler (!) Individuen im Staate hat doch auch ihre Nachteile, indem gerade der Zwang, sich und den Seinigen das tägliche Brot verdienen zu müssen, ein wichtiger Hebel für den einzelnen ist" usw. (S. 90.) Die Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterschaft sind Bornträger ein rechter Greuel: „Vielmehr muß das künstliche blasenartige Heben der untersten und größten Schicht ... zum Zusammensturz des Ganzen führen." (S. 159.) Ihm erscheint daher ausdrücklich „alles gut, was ... vor Sozialdemokratie, religiösem und politischem Freisinn, Aufklärung, Niederreißung höchster Werte bewahrt". (S. 146.) Diese Kulturfeindlichkeit geht so weit, daß Bornträger sich gegen Eingemeindungen und Zweckverbände erklärt, weil „sie ihre Fangarme in Gestalt von Wasserleitungen, Kanalisationen, elektrischen Strömen usw. aufs Land strecken. Es tut in Wahrheit nicht gut; denn das geistig Üble folgt da um so leichter". (S. 146.) Selbst unsere wütendsten Pflasteragrarier gingen bisher nicht so weit, Wasserleitung und Kanalisation als ein Übel oder als Ursache der Geburteneinschränkung zu befehden.

[1] Dr. J. Bornträger, Der Geburtenrückgang in Deutschland. Seine Bewertung und Bekämpfung. Auf Grund amtlichen und außeramtlichen Materials. Würzburg 1913, Verlag von Kurt Kabitzsch. 176 Seiten. 4 Mark.

Die reaktionäre Gesinnung des Regierungsrats offenbart sich vollends in seinen Vorschlägen zur Bekämpfung der Geburtenverhütung. Trotz des oft geradezu schmählichen Charakters dieser Vorschläge, der keiner weiteren Kritik bedarf, ist leider nur zu begründete Aussicht, daß wenigstens einige von ihnen verwirklicht werden, die auf eine unerträgliche Bevormundung hinauslaufen. Einige der Bekämpfungsmittel werden durch den Einfluß des Verfassers in seiner amtlichen Stellung im Düsseldorfer Stadt- und Landkreis bereits durchgeführt, und bei dem ministeriellen Imprimatur des Buches sind weitere Anwendungen durch strebsame Medizinal- und Verwaltungsbeamte sicher zu erwarten. Aus der Liste der Bekämpfungsmittel, deren Darstellung den Hauptteil des Buches ausfüllt, heben wir nur einige hervor. Bornträger empfiehlt: ausgesprochene Bevorzugung der Verheirateten bei Besetzung von Stellen, bei Gewährung von Stipendien, Freistellen, Renten, Unterstützungen, bei Erteilung von Konzessionen (zum Beispiel Apothekerkonzessionen); für Junggesellen stärkere Heranziehung zu den Einquartierungslasten, längere Militärdienstpflicht, vermehrte Heranziehung zum Schöffendienst, Bevorzugung der Ehemänner beim Wahlrecht. Als Maßnahmen gegen die Ausbreitung der Lehren über die Geburtenverhütung fordert er: Verfolgung und Einziehung aller die Kinderverhütung empfehlenden populären Schriften als Schmutzliteratur, Verschärfung der bisherigen Strafen (§ 184 des Reichsstrafgesetzbuchs), Behinderung aller öffentlichen Vorträge, Kongresse und dergleichen über Geburtenverhütung, Beobachtung der Presse und Zeitschriften, Bekämpfung neomalthusianischer Vereine. Zur Unterdrückung des Handels mit antikonzeptionellen und Abtreibungsmitteln sollen dienen: Aufnahme aller solcher Mittel in die Liste der Geheimmittel, Verschärfung der Strafen und Ausdehnung auf jede Anpreisung, Erklärung des unerlaubten Verkehrs mit antikonzeptionellen Mitteln als Sittlichkeitsvergehen. Als besondere polizeiliche und richterliche Maßnahmen regt Bornträger an, die Anzeigepflicht für septische Aborte einzuführen, bei Erkrankungen durch kriminellen Abort jegliche Unterstützung (auch von Kassen) zu untersagen, jede direkte oder indirekte, öffentliche und private, offene und verblümte Anreizung zur Abtreibung in einem besonderen Paragraphen strafbar zu machen. Weiter sollen Ärzte, Hebammen und Wochenpflegerinnen systematisch zum Kampfe gegen die Geburtenbeschränkung erzogen werden. Bekämpfung der Landflucht, Eindämmung der Frauenemanzipation, zwangsweise Heranziehung von Frauen zur Krankenpflege, Förderung des Handwerkes, der Kolonialpolitik, Veranstaltung von Kinderfesten, Beschränkung der Feiertage, Karnevals, Kirmessen, Bevorzugung von Gemeinden mit hoher Geburtenziffer bei Erteilung staatlicher Vergünstigungen (Errichtung von Lehrinstituten, Garnisonen) folgen in bunter Reihe als „sonstige" Maßnahmen. Zur religiösen, sittlichen und erzieherischen Beeinflussung rechnet Bornträger auch die Berücksichtigung des Standpunktes hinsichtlich der Geburtenverhütung bei Bewerbern für die akademische Lehrbefugnis; das maßlose Geschrei über Beschränkung der Wissenschaftsfreiheit dürfe diese Forderung nicht übertönen; die „Grenze der erlaubten Wissenschaft" werde nur zu oft schon überschritten. (S. 171.) Alle Bestrebungen sollen schließlich ihren Brennpunkt erhalten in einer eigenen Presse und Literatur, in einem zu gründenden „Deutschen Bund für Volkserhaltung".

Ebenso charakteristisch ist das Fehlen oder Bekämpfen der Mittel, die der Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Stellung der erwerbstätigen Frau und des unehelichen Kindes dienen würden. So werden Mutterkassen, Kindergärten und anderes nur mit Vorbehalten empfohlen. Der Unterschied zwischen unehelichen und ehelichen Müttern und Kindern müsse beibehalten werden. Die Eindämmung der weiblichen Fabrikarbeit und ihrer Schädigungen (so wörtlich zu lesen auf Seite 144) soll nur geschehen, soweit solches ohne Übertreibungen nötig und nützlich ist. Auch die Ertüchtigung der weiblichen Jugend soll ihre Grenzen in dem „echt Weiblichen" finden, da Mädchen, die in Damenriegen mit Pumphosen turnen, den Schönheitssinn des Herrn Regierungsrats verletzen.

Bis zu welchem Wahnwitz Bornträgers Methode treibt, zeigt seine Mäßigung im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten: „Es ist nur zu wiederholen, daß die an sich so wichtige Bewegung nicht zur Zurücksetzung der Verhinderung der Geburtenbeschränkung führen darf." (S. 144.) Da bekanntlich die antikonzeptionellen Mittel den besten Schutz gegen Ansteckung bilden, kommt Bornträgers Verbot einer Unterstützung in der Verbreitung der Volksseuchen gleich.

In den Rahmen der Bornträgerschen Schrift, die in ihrem hysterischen Schrei nach dem Staatsanwalt nicht vor der Denunziation bestimmter Personen zurückschreckt, paßt es hinein, daß die Sozialdemokratie als politische Partei fast ohne Einschränkung zur Neomalthusianerin erklärt wird. Bornträger fällt es nicht ein, die gleiche „Anklage" gegen irgend eine bürgerliche Partei zu erheben, obgleich auch dort einzelne Personen und Blätter für den Neomalthusianismus eintreten. Daß die Sozialdemokratie als Partei durch ihre wirtschaftlichen Forderungen gerade dem Geburtenrückgang entgegenzuwirken sucht, will Bornträger nicht anerkennen.

Eine auf Bornträger zugeschnittene Kritik — obgleich Bornträgers Name nie genannt wird — bietet das Buch des bekannten Münchener Arztes Dr. Julian Marcuse.[1] Kurz und treffend beleuchtet Marcuse die Phraseologie der geifernden Zionswächter:

„Nur ganze Arbeit wird hier tiefwurzelnde Mißstände aufheben und zu einer Gesundung führen können, ... mit schwächlichen Mitteln aber ist es nicht getan. Und diese flattern bei der Ohnmacht und bleichen Angst vor jedem Radikaleingriff natürlich bereits zu Dutzenden in der Luft, Quentchen staatsbürgerlicher Weisheit werden einem solchen Menschheitsproblem gegenüber geboren! Die einen sehen die Ursachen in der Abkehr von der Religion, in der Verbreitung des Atheismus und der Sozialdemokratie — mit dieser pfäffischen Salbaderei ist nicht zu rechnen —, die anderen im Materialismus, der Leb- und Genußsucht der Zeit — ihre oberflächliche Wertung dieser Frage bedeutet höchstens ein Hemmnis sozialer Fortschritte —, die dritten in dem krassen Egoismus des rücksichtslosen Geldverdienstes, der großstädtischen Entwicklung und dem Überhandnehmen des Neumalthusianismus....

Allen diesen Afterdiagnosen gemein ist die Kurmethode, sie ist die unblutigste und billigste, man braucht die soziale Frage nicht aufzurollen, die Begehrlichkeit der Massen nicht zu steigern und kann sich außerdem noch in die Toga der Zionswacht und sittlichen Reinheit hüllen, sie lautet kurzweg: Gesetzliches Verbot aller antikonzeptionellen Mittel, Polizei und Kadi gegen jede Anempfehlung des Gebrauches derselben. Das ist der Weisheit letzter Schluß, und wenn man noch einen sozialen Lappen umhängen hat, erwärmt man sich für ein bißchen mehr Säuglingsfürsorge und Wohnungsreform, für ein paar Beratungsstellen für Alkoholiker und ähnliches mehr." (S. 140 f.)

Im Geiste dieses Urteils bewegt sich die Tendenz der ganzen Schrift. Ein erster Abschnitt verzeichnet kurz die Tatsachen (statistischen Daten) des Geburtenrückganges. In einem zweiten Teil unterscheidet Marcuse als Gründe dieser Erscheinung ökonomisch-rationalistische, sozialpathologische und sexualpsychologische Motive. Die bewußte Kleinhaltung der Familie erscheint Marcuse als die notwendige Folge der durch die ökonomischen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte hervorgerufenen Schwierigkeiten der Lebensführung und Daseinsverhältnisse. „Je mehr Schichten der modernen Gesellschaft mit ihrem ganzen Wohl und Wehe in den modernen kapitalistischen Produktionsprozeß einbezogen werden und nicht nur dessen Vorteile, sondern auch dessen Nachteile am eigenen Körper zu spüren beginnen, desto größere Kreise werden aus ihrem alten Denken aufgerüttelt und rationalistischen Erwägungen anheimgegeben." (S. 49 f.) Diese Rationalisierung

[1] Dr. Julian Marcuse, Die Beschränkung der Geburtenzahl. Ein Kulturproblem. München 1913, Ernst Reinhardt. 151 Seiten. 2,80 Mark

der Anschauungen erklärt auch allein die Tatsache, daß bei den besser bezahlten Arbeitern der Geburtenrückgang größer ist als bei den schlecht entlohnten Klassengenossen. Trotzdem wird die Richtigkeit der Formel, „der Geburtenrückgang ist eine Folge wirtschaftlichen Druckes", durch die in Deutschland und Frankreich gemachte Beobachtung bezeugt, daß der Mittelstand relativ weniger Kinder besitzt als die selbständigen Unternehmer. Unter den ökonomisch-rationalistischen Gründen fällt natürlich der Frauenarbeit ein besonderer Einfluß zu. Mit zunehmender weiblicher Erwerbstätigkeit ist der Frauenüberschuß zurückgegangen. Die Sterblichkeit der Arbeiterinnen ist in den Hauptaltersklassen der Gebärfähigkeit ungünstiger als bei den Männern. Auch die Rationalisierung der Anschauungen über Geschlechtsverkehr und Zeugung findet bei der auf außerhäusliche Arbeit und eigenen Verdienst angewiesenen Frau erheblich leichter und schneller statt.

Als sozialpathologische Gründe verzeichnet Marcuse die Geschlechtskrankheiten, den Alkoholismus, die Säuglingssterblichkeit, das Kindbettfieber, prophylaktische und kriminelle Aborte. Bei der Erörterung des Einflusses der Säuglingssterblichkeit verweist er besonders auf Untersuchungen von Geißler, Hamburger, Riffel und von den Velden, die den Beweis erbringen, daß eine mäßige Kinderzahl verbunden ist mit besserer Gesundheit und höherem durchschnittlichen Lebensalter der Kinder und auch mit höherem Lebensalter der Eltern, daß mit sinkender Fruchtbarkeit auch die Sterblichkeit geringer wird.

Als dritten Ursachenkreis sucht Marcuse sexualpsychologische Gesichtspunkte abzugrenzen. Im Sexualtrieb soll sich ein besonderer, der Arterhaltung dienender Elterninstinkt geltend machen. Durch den Wandel im technischen und ökonomischen Produktionsprozeß hat diese Zeugungslust abgenommen, dafür soll aber mehr wie je die Sexualpsyche der Frau vom Gefühl der Kindesliebe, der Mutterschaft erfüllt sein.

Ein letztes Kapitel „Das Bevölkerungsproblem in Vergangenheit und Gegenwart" umreißt in wenigen Strichen die Bevölkerungspolitik der antiken Staaten und des Christentums, allerdings auf Kosten der Deutlichkeit und Genauigkeit der Bilder. Von den Theorien der Gegenwart muß sich Malthus mit einem Zitat aus Brentanos Feder begnügen. Marx' Bevölkerungsgesetz der kapitalistischen Produktionsweise wird gegen kritische Einwendungen von Salz (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 35. Band, 1. Heft) verteidigt. Marcuse wendet sich dabei aber nicht gegen Salz' Leugnung, daß „die Arbeiterbevölkerung die Mittel ihrer eigenen relativen Überzähligmachung produziert" (Marx, Kapital, Band I im 23. Kapitel), sondern gegen Salz' Forderung, das Marxsche (spezifische) Bevölkerungsgesetz der kapitalistischen Produktion durch Bevölkerungsgesetze einzelner Klassen, Berufe, Schichten zu ersetzen. Gegen Salz muß aber in erster Linie eingewandt werden, daß die „relative Überzähligmachung" durch den Geburtenrückgang der Gesamtbevölkerung oder gar durch das raschere Tempo der Abnahme in den nichtproletarischen Kreisen keineswegs aufgehoben wird. Recht glücklich fällt Marcuses Polemik gegen die modernen Rassentheoretiker aus. So wird dem Wiener Goldscheid (der sich aber reaktionären Forderungen fernhält) treffend nachgewiesen, daß „was er als sozialbiologische Kausalität sui generis angesehen wissen will, doch nur ein Ergebnis sozialökonomischer Höherentwicklung und damit ein Attribut einer bestimmten Wirtschaftsform ist". Auch die Eugeniker, die den Geburtenrückgang schlankweg als Degenerationserscheinung beurteilen, erfahren die gebührende Zurückweisung ihres Grundirrtums, zwischen Vieh- und Menschenzucht keinen Unterschied zu machen.

In der Abwehr schießt Marcuse über das Ziel hinaus, wenn er die Geburteneinschränkung als „Vorbedingung eines Zeitalters des Aufstiegs" ansieht; Länder mit geringer Geburtenzahl wie Frankreich sind diesem Aufstieg nicht näher als Deutschland. Im ganzen ist Marcuse bestrebt, gesellschaftliche und wirtschaftliche Zustände als Ursache für das Problem heranzuziehen. Einer wirklichen Erfassung des

historischen Materialismus bleibt Marcuse allerdings fern, so wenn er ökonomische Ursachen zu eng als technische Änderungen auffaßt („ändern sich die technischen Produktionsbedingungen, so ändern sich naturnotwendig auch die Fortpflanzungsbedingungen"; S. 117 — ein Satz, der in dieser Allgemeinheit falsch ist). Einwandfrei sind dagegen Marcuses praktische Forderungen, den Geburtenrückgang einzudämmen und auszugleichen durch einen wirksamen Schutz der wirtschaftlich Schwachen. Marcuse ist so vorurteilsfrei, einzugestehen, daß die ausreichende Ernährung der Massen nur eine auf sozialistischer Basis geleitete Ackerbauwirtschaft übernehmen kann (S. 131); aber die Leugnung, daß die Privatwirtschaft rein technisch die Ernährung zu leisten imstande ist, erinnert doch wieder bedenklich an Malthus' „bornierte Weise", die Übervölkerung aus absolutem Überwuchs, nicht aus relativer Überzähligmachung zu erklären (Marx, a. a. O.).

Da die Geburtenbeschränkung immer mehr zu einem Problem wird, auf das auch in der Agitation Red und Antwort gestanden werden muß, empfehlen wir die Marcusesche Arbeit als eine brauchbare populäre Zusammenfassung der Tatsachen und Gründe.

Notizen.

Über die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande hat für Baden Amtmann Dr. Hecht in Pforzheim kürzlich interessante Feststellungen gemacht, auf die das Aprilheft der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft aufmerksam macht. Danach ist die Wohndichtigkeit auf dem Lande noch größer als in der Stadt, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande viel mannigfaltiger sind als in der Stadt, so daß also in den ungünstigen Gegenden die Verhältnisse noch wesentlich schlechter sein müssen als der Durchschnitt.

Im Jahre 1900 (letzte Wohnungszählung kamen in der Stadt 1,24 Personen auf einen Wohnraum, auf dem Lande aber 1,44 Personen. In den Amtsbezirken Emmendingen, Kehl, Rastatt, Bretten, Bruchsal, Durlach, Ettlingen, Karlsruhe, Pforzheim, Weinheim, Heidelberg, Sinsheim und Wiesloch gab es in demselben Jahre 1607 Haushaltungen von sechs und mehr Personen, die auf einen Wohnraum angewiesen waren. Davon entfallen auf die Amtsstädte 190, auf die Landgemeinden 1417.

Aber auch der Zustand der Wohnungen ist auf dem Lande vielfach schlechter als in der Stadt, nicht nur, weil oft Stallungen und andere ungeeignete Nebenräume in Wohnungen umgewandelt werden und auch sonst oft die unmittelbare Nähe des Stalles ungünstig wirkt, sondern vor allem, weil die Frau entweder in die Fabrik gehen muß und dann infolge des weiten Weges noch weniger als die städtische Arbeiterfrau Zeit und Kraft hat, die Wohnung im Stande zu erhalten, oder ihr die Besorgung des ganzen landwirtschaftlichen Betriebs obliegt und sie infolgedessen auch wieder nicht dazu kommt, die Wohnung zu betreuen.

Auch das Inmietewohnen ist auf dem Lande sehr verbreitet. Selbst in den Gemeinden unter 2000 Einwohnern sind nur 72,6 Prozent aller bewohnten Gebäude vom Eigentümer allein bewohnt, in Orten von 2000 bis 5000 Einwohnern sogar nur 58,8 Prozent. G. E.

Zeitschriftenschau.

In der „Critica Sociale" vom 1. und 16. Mai (Doppelnummer) behandelt Genosse Claudio Treves unter dem Titel „In der Sackgasse" **die augenblickliche Lage der italienischen Staatsfinanzen.**

Die technische „Aufmachung", in der die Staatsfinanzen und der Staatsschatz ihre Abrechnungen dem Publikum vorlegen, machen es möglich, daß der Minister

Tedesco recht haben kann, wenn er für das Finanzjahr 1911/12 einen Überschuß von 100 Millionen ankündigt, und daß gleichzeitig der Abgeordnete Wollemborg nichts Falsches berichtet, wenn er für dasselbe Jahr ein Defizit von 58 Millionen ausrechnet. Ein Professor der Finanzwissenschaften, der Abgeordnete Alessio, hat beide einander entgegenstehende Behauptungen für durchaus vereinbar erklärt, indem er sagte, daß vom Standpunkt der Buchführung Wollemborg und vom Standpunkt der Finanz Tedesco recht habe. Das heißt also, daß die Lage der Staatsfinanzen weiter blühend ist, wozu Treves bemerkt, daß die Kehrseite dieser Blüte die Armut des Landes sei, solange das Abgabensystem nur 500 Millionen durch direkte Steuern und 1200 durch indirekte Abgaben aufbringt. Daß, wie immer man die Budgets auch „aufmachen" möge, das Land unter der heutigen Finanzgebarung leidet, sieht man am deutlichsten an dem Wiederauftreten des Goldagios, das sich an die im vorigen Winter dekretierte Vermehrung der Zirkulation der Emissionsbanken und des Staates anschloß. Das Goldagio kommt einer neuen Abgabe gleich, die von der Bevölkerung entrichtet wird und die bei 2,25 Prozent allein für die 3604 Millionen der aus dem Ausland eingeführten Waren 82 Millionen ausmacht. Die Kaufkraft des Geldes sinkt um die Höhe des Agios — den Ausführungen des Genossen Treves zufolge —, was praktisch auf eine Lohnverminderung hinausläuft. Der Abgeordnete Bonomi bemühe sich, darzutun, daß das Wiederauftreten des Agio nicht allein der erweiterten Zirkulation zur Last zu legen sei, sondern daß man auch den verminderten Zustrom des Goldes verantwortlich machen müsse, der sich aus dem Rückgang des Fremdenverkehrs und dem Zurückgehen der von Emigranten nach Hause gesandten Ersparnisse ergibt; im Grunde müsse aber auch Bonomi zugeben, daß die Hauptschuld den vom Minister Tedesco eingeschlagenen finanziellen Auswegen zur Last zu legen ist. In der Tat habe Bonomi seine Rede in der Kammer mit der Forderung geschlossen, zu neuen Abgaben Zuflucht zu nehmen durch Verschärfung und Progressivität der Einkommensteuer.

Das Charakteristische an der heutigen Finanzsituation in Italien ist nun aber die eigensinnige Entschlossenheit der Regierung, weder neue Steuern aufzuerlegen noch neue Schulden zu machen. Das heißt nur keine offiziellen Steuern und keine offiziellen Schulden. Sie belastet daher die künftigen Budgets bis 1917 und 1918 mit den Restausgaben des Krieges, bloß um die Genugtuung zu haben, verkünden zu können, daß alles ohne Anleihen und ohne neue Steuern durchgeführt werden konnte. So sieht man heute Demokraten und Reformisten neue Abgaben vorschlagen und die Regierung höflich dankend ablehnen. Natürlich ist es Schuldenmacherei, wenn man die Überschüsse der künftigen Budgets schon jetzt mit Beschlag belegt, wie es eine Form der Abgabenerhöhung ist, wenn die Steueragenturen heute auf ausdrückliche Anordnung der Regierung viel schärfer und rücksichtsloser vorgehen: was aber die Regierung vermeiden will, ist nicht das Wesen, sondern das Wort.

Treves polemisiert dann mit den Reformisten. Auch die sozialistische Parlamentsfraktion sei für die Progressivität der Einkommensteuer, aber nicht zu dem Zweck, neuen Militärausgaben Raum zu schaffen. Die Reformisten erwarteten von ihrer Progressivsteuer nur einen Mehrbetrag von 25 Millionen Lire: wieviel wollen sie davon den wachsenden Militärausgaben zugute kommen lassen? Die augenblickliche Regierungstendenz, der sich die Reformisten anschließen, geht auf immer neue Ausgaben für Heer und Marine. Der Schrei nach neuen Panzerschiffen beherrscht die Situation, und jedes Panzerschiff kostet 120 Millionen! Was die Reformisten von den übrigen Regierungsparteien unterscheidet, ist in diesem Falle nur die Willigkeit, den neuen Ausgaben neue Einnahmequellen zu erschließen, nicht aber die, den Ausgaben selbst ein Halt zuzurufen. Das Merkwürdige ist eben, daß die Regierung von dem Anerbieten der Demokraten und Reformisten nicht Gebrauch machen will.

Und so bleibt man in offiziellen Kreisen dabei, die Legende von dem Reichtum Italiens aufrecht zu erhalten. Daß die Zahl der Konkurse wächst, die Auswan-

derung in erschreckender Weise zunimmt, während die Zahl der Heimkehrenden zurückgeht, daß der Ertrag des Oktrois in großen und kleinen Städten sinkt, daß wichtige Industrien, wie die Metallindustrie, die Textilindustrie, das Baugewerbe, in einer Krise sind, daß die Zahl der Abwehrstreiks zunimmt und die Arbeitslosigkeit wächst, das alles will man nicht sehen und nicht bemerken. Die Regierung hat sich durch das lybische Unternehmen in eine Sackgasse verrannt, aus der ihr auch die 25 Millionen Mehrertrag der von den Reformisten vorgeschlagenen Progressivsteuer nicht heraushelfen können. Wird doch allein die dauernde Besetzung von Lybien eine Jahresausgabe von 50 Millionen mit sich bringen!

In derselben Nummer rekapituliert in einem beißenden Artikel Turati den **Justizpalastskandal.**

Vom Jahre 1881 an, in dem der Bau beschlossen wurde, bis zum Jahre 1911 sind nicht weniger als 28 Gesetze über den Justizpalast erlassen worden. Dreimal ist der Bau in Submission gegeben worden, einige Jahre hindurch hat ihn der Staat in eigener Regie geführt. Mit 8 Millionen Voranschlag hat die Sache angefangen, um dann stufenweise auf 14, 20, 36 und 40 Millionen anzusteigen. Und als der Palast fertig war, stellte sich heraus, daß er wohl reich ist an Dekorationen, Stuck, Büsten und Statuen, daß er geräumige Korridore, Treppen, Höfe und Wandelhallen hat, daß aber die Säle fehlen, in denen man zu Gericht sitzen kann. In den kleinen Räumen, in die sich die Justiz verkriechen muß, werden die Worte verschluckt, wie der Palast die Millionen verschluckt hat: nach allen ausgegebenen Millionen fehlt es an Räumen und in den Räumen an Akustik!

Im Juli 1907 erste Enquetekommission, die von der Regierung ernannt wird und deren Bericht in der Kammer vom Minister Bertolini die folgende Grabschrift erhält: „Daß schwere Verantwortlichkeit vorliegt, ist zweifellos festgestellt; aber die Verantwortlichen selbst sind nicht zu finden." Nach diesem erfreulichen Ergebnis wurde eine parlamentarische Enquetekommission ernannt mit weitgehender Vollmacht und unter Entbindung aller Zeugen von der Beschränkung des Amtsgeheimnisses. Die Kommission arbeitet ein Jahr, hält 95 Sitzungen ab, hört 132 Zeugen. Kaum kommt der Bericht der Kommission vor die Kammer, so geht auch die Verteidigung der Beschuldigten los. Die Kammer huldigt ihnen, sogar vom Regierungstisch steht jemand auf, um einem der Angeklagten die Hand zu drücken. Es fehlte nur noch, daß man die Mitglieder der Enquetekommission unter Anklage stellte. Man suchte alles so sanft wie möglich beizulegen. Mit einer Tagesordnung, die das Ergebnis der Enquetekommission zur Kenntnis nahm, glaubte die Mehrheit alles begraben zu können. Hier nimmt Turati für die sozialistische Fraktion die Ehre in Anspruch, sich diesem Vertuschungsversuch widersetzt zu haben, welche Ehre übrigens billigerweise auch der republikanischen Fraktion nicht abgesprochen werden kann, die schon vor den Sozialisten eine mindestens ebenso scharf gehaltene Resolution eingebracht hatte. Allerdings hat die sozialistische Resolution den Vorteil, die Beschuldigten beim Namen zu nennen und eine Abstufung der Verantwortlichkeit zu versuchen.

Als letzten Ausweg verfiel dann die Mehrheit auf die Forderung, eine Ergänzungsenquete zu verlangen: alles war ihr neu, auch das, was in der Enquete deutlich zu lesen war. So wurde das Präsidium der Kammer mit einer neuen Durchsicht der Dokumente und einer ergänzenden Veröffentlichung der Beweisstücke betraut. Man schrie nach mehr Licht, man wollte, wenn schon einmal der moralische Zusammenbruch nicht zu verhindern war, noch mehr Menschen mit hineinziehen, noch andere unter den Trümmern begraben. Eine neue Erhebung war überflüssig, meint Turati, aber da die Mehrheit sie will, soll man ihr nicht entgegentreten. Alle Kniffe und Tücken, um die Verantwortlichkeiten zu verschleiern, sind jetzt doch zu spät: wer bläst, um das Licht zu löschen, tut heute nichts anderes, als einen unaufhaltsamen Brand noch stärker anfachen.

Im „Avanti" vom 16. Mai finden wir einen Redaktionsartikel über **Sozialismus und Genossenschaftsbewegung,** der insofern bemerkenswert ist, als er sich

wesentlich von der Auffassung abhebt, die sonst in italienischen Parteikreisen, sowohl reformistischen als revolutionären, verbreitet ist.

Der Artikel schließt von vornherein die Möglichkeit aus, daß man innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft sozialistische Experimente machen könne. Das sozialistische Regime unterscheidet sich von dem der kapitalistischen Gesellschaft gerade dadurch, daß es die Möglichkeit der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufhebt. Diese Aufhebung kann nicht schrittweise erfolgen, nicht durch schrittweise Besitzergreifung der einzelnen Produktionsmittel, durch einzelne Individuen oder Gruppen, sondern durch die Eroberung der politischen Macht und die Expropriierung der Besitzenden.

Die meisten Verfechter der Genossenschaftsbewegung werden, fährt der Artikel fort, mit uns darin übereinstimmen, daß die Genossenschaftsbewegung nicht Sozialismus ist; um ihren Standpunkt klarzumachen und von dem unseren abzugrenzen, werden sie aber die Formel vorziehen, daß Genossenschaftsbewegung *noch* nicht Sozialismus ist. Gerade diese Auffassung müsse man bekämpfen, denn sie schließe die eines schrittweisen Überganges zum Sozialismus ein. Der Artikel verbreitet sich dann über die Resolution des letzten internationalen Kongresses von Kopenhagen, der er in jeder Hinsicht beipflichtet. Unter Durchführung der hier vorgeschriebenen Leitsätze hinge die größere oder geringere Nützlichkeit der Genossenschaften von dem Milieu ab, in dem sie sich entwickeln. Wo sie wie in Deutschland und Österreich als jüngere Schwestern neben die wichtigeren Formen der Organisationen, die Parteiorganisation und die Gewerkschaften treten, sei der Nutzen der Genossenschaften nicht in Frage zu stellen. Anders in Italien, wo sie gelegentlich, vor allem in ländlichen Bezirken, vor jeder anderen Form von Organisation Verbreitung finden und alle Energien des Proletariats aufsaugen. Ganz abgesehen von den Beziehungen, in die manche Arbeitsgenossenschaften Italiens zur Regierung getreten sind, besteht die Gefahr, daß das Proletariat die Genossenschaftsbewegung für das Wesentliche und Wichtigste hält. Die komplizierte und widerspruchsvolle Struktur der kapitalistischen Gesellschaft bleibt dem Proletariat in diesen vorwiegend ländlichen Zentren verborgen, wie ihm die Fabrik und die Stadt verborgen bleibt. Es fühlt nicht direkt das Joch des Kapitalismus, und auch die mittelbaren Formen wirtschaftlicher Ausbeutung sind ihm vermindert; daher kann ihm auch die Illusion entstehen, innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ein Stück Sozialismus zu verwirklichen.

Die allgemeine Bildung, die es sich dank der Genossenschaftsbewegung verschaffen kann, genügt nicht, um das Proletariat vor dieser Illusion zu bewahren. Die Bildung allein kann weder Bedürfnisse schaffen, noch das Milieu ersetzen. Das entscheidende Element in der Psychologie des Proletariers ist die Notlage und die Ungewißheit über den morgigen Tag. „Es scheint paradox, aber es ist wirklich so, daß unter allen Faktoren, die im Proletariat die verhängnisvolle Illusion schaffen können, daß mit dem in der heutigen Gesellschaft Erreichbaren Genüge getan werde, der Besitz und die Verwaltung der Produktionsmittel die allergefährlichsten sind, eben weil es sich nur um eine teilweise Errungenschaft handelt." Die Gefühle und die Auffassungen der Sozialisten, die die betreffenden Genossenschaften leiten, vermögen an dieser Tatsache nicht das geringste zu ändern.

Diese Illusionen seien Folgen der Unreife. In dieser, nicht in den Genossenschaften als solchen liege das Übel. „Gegenüber der Gefahr, daß das Proletariat sich wegen der Besserstellung, die es erlangen kann, mit dem heutigen Gesellschaftssystem abfindet, verschwindet natürlich jeder Vorteil, der sich aus der Genossenschaftsbewegung ziehen läßt. Jeder Kraftaufwand des Proletariats muß darauf abzielen, die soziale und klassenbewußte Unzufriedenheit der Enterbten zu schaffen und zu erhöhen, um die umgestaltende Aktion des Proletariats zu verstärken, auszubreiten und aufzustacheln." Oda Olberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



2. Band Nr. 38 Ausgegeben am 20. Juni 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Unsere Taktik im Kampf gegen die Rüstungsvorlage.[1]

Von **E. Heilmann** (Chemnitz).

„Aussprechen, was ist!" Die Tage des fünfzigsten Jahresfestes der deutschen Sozialdemokratie, die Fünfzigjahrfeiern der großen politischen Reden und Manifeste Ferdinand Lassalles haben diese in unseren Reihen oft zitierte und nicht genug befolgte Mahnung neu ins Gedächtnis geprägt. Versuchen wir, nach ihrer Vorschrift Stand und Methode unseres Kampfes gegen die jetzt im Reichstag verhandelten Rüstungsprojekte mit vollster Wahrhaftigkeit zu prüfen.

Die Heeresvermehrungsvorlagen der letzten Jahre weisen gegenüber der Rüstungspolitik Deutschlands im vorigen Jahrhundert drei charakterisierende Unterschiede auf: sie sind immer größer geworden, sind einander immer rascher gefolgt und sind immer schwächerem Widerstand begegnet. Von den letzten vier Jahren hat jedes eine starke Heeresvermehrung gebracht, die freilich geringfügig gegenüber den jetzt geforderten 136 000 Mann und 2 Milliarden Mark waren. Trotzdem regt sich im Lager der bürgerlichen Politiker kein Widerspruch: das Zentrum ist allmählich seit 1893, die Volkspartei plötzlich seit 1906 militärfromm geworden, die Konservativen schwören seit jeher auf jedes Generalstabswort, und den Nationalliberalen ist jede Heeres- und Flottenverstärkung für den Profit und die weltpolitischen Pläne der Industrie noch zu klein. Nach den bürgerlichen Parteien könnte die neue Wehrvorlage ohne jede Begründung eingebracht und binnen 14 Tagen zum Gesetz erhoben sein.

Unsere Reichstagsfraktion hat demgegenüber in der ersten Plenar- und ersten Kommissionslesung der Rüstungswut heftigen Widerstand entgegengesetzt. Der Erfolg ihrer Mühen blieb abgesehen von der Verzögerung ganz gering: gestrichen wurden drei Kavallerieregimenter, um die in den späteren Lesungen erneut gekämpft werden muß, und eine größere Anzahl von Unteroffiziers- und Offiziersstellen, deren die Regierung erst in einigen Jahren

[1] Wir stellen diesen Artikel ebenso wie den folgenden Artikel des Genossen Meerfeld hiermit zur Diskussion. Die Redaktion.

benötigt; sie werden dann nachbewilligt werden. Weiterhin wurden 28 Heeresreformresolutionen angenommen; eine davon, die auf Reform des Militärstrafgesetzbuches und Milderung der sinnlosesten Disziplinarstrafen, endet vielleicht nicht im Papierkorb des Militärkabinettes. Im ganzen sind die neuen Rüstungsforderungen bisher ohne demokratische Kompensationen glatt bewilligt worden.

War ein größerer Erfolg unseres Widerstandes zu erwarten? Wir glauben es nicht. Die bürgerliche Welt steht geschlossen zur Rüstungspolitik. Zwar haben sehr große Teile der herrschenden Klasse starkes Interesse an der Friedenserhaltung, aber die Kriegsmacht wird bei der „friedlichen" Verteilung des Kolonialandes und der Einflußgebiete in Rechnung gestellt, an den Rüstungen und Lieferungen wird mächtig verdient und vor allem: die herrschende Gesellschaft in ihrer Gesamtheit braucht die Ideologie der gepanzerten Faust als einzige Idee, die sie den proletarischen Idealen entgegensetzen kann.

Eine stärkere und unangenehmere Überraschung war die Teilnahmlosigkeit des arbeitenden Volkes gegenüber dem Rüstungskampf, insbesondere im Vergleich mit der schönen und nachhaltigen Volksbewegung gegen den Militarismus in Frankreich. In einem nicht ganz geringen Teil der Parteipresse ist sie auf das Unterlassen umfassender Massenaktionen im preußischen Wahlrechtskampf, auf die Hervorhebung der Deckungsfrage seit den letzten Finanzreformkämpfen und auf die Befürwortung von Abrüstungsanträgen zurückgeführt worden. Diese Gründe können indessen die Unlust der Arbeitermassen am Kampfe kaum erklären. Was die Mittel der direkten Aktion angeht, so hat es an Massenversammlungen unter freiem Himmel und Straßendemonstrationen im preußischen Wahlrechtskampf nicht gefehlt. Weiter gehen hieß augenscheinlich, es auf blutige Zusammenstöße ankommen lassen. Das durfte man nur, wenn danach das Proletariat mit dem politischen Massenstreik auftrumpfen konnte. Für diesen sind aber nach Ausweis des letzten Bergarbeiterstreiks in Deutschland die Voraussetzungen unseres Erachtens noch für lange Zeit nicht gegeben. Also ist in dieser Beziehung wohl kaum etwas verfehlt oder verabsäumt worden. Auch der Abrüstungsgedanke kann für die Gleichgültigkeit der Massen schwerlich verantwortlich sein. Von französischer Seite ist wiederholt in glaubhaftester Weise erklärt worden, man werde drüben die neuen Wehrvorlagen sofort zurückziehen, wenn Deutschland das weitere Aufrüsten einstelle. Säße also der Schiedsgerichts- und Abrüstungsgedanke tief im deutschen Volke, so hätte er die Empörung über die Forderungen der Militärkreise nur vertiefen können.

Uns scheint hauptsächlich dreierlei die Entstehung eines wirklichen Volkszornes verhindert zu haben. Zunächst der Gedanke an die Aussichtslosigkeit des Widerstandes, sodann die Meinung, daß diesmal die herrschenden Klassen die Kosten tragen müssen, und endlich die Parole der Militaristen, es handle sich nur um Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Unsere Forderung der allgemeinen Volksbewaffnung hat natürlich einen anderen Sinn als diese allgemeine militaristische Dienstpflicht. Aber schon jetzt sagten sich die Arbeiter und Bürger, die selbst gedient hatten, daß auch die anderen ebenso Gesunden und Kräftigen die Annehmlichkeiten der Kaserne kennen lernen könnten; sie brauchten sich im Kriegsfalle nicht allein totschießen zu lassen. Und da es hieß, daß jetzt die Reichen schweres Geld zahlen müßten, glaubte

man von einer angesichts der bürgerlichen Stimmung wenig Erfolg versprechenden Protestaktion mit um so besserem Gewissen absehen zu dürfen, als man hoffte, mit Wehrabgabe und Besitzsteuern den Besitzenden künftige Wehrvorlagen gründlich zu verleiden und dann später in viel günstigerer Lage den Kampf gegen den Rüstungswahnsinn wieder aufzunehmen.

Andere Hemmungsgründe traten hinzu. Bei den Reichstagswahlen von 1912 hatte man alle Kraft angestrengt, um mehr als durch die 110 sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten als höchsten Kraftausdruck des klassenbewußten Proletariats vermeinte man fälschlich auch durch eine neue Bewegung im Lande nicht erreichen zu können. Dazu versagte die Parteipresse; wer ihren heutigen Stand nicht schönfärben, sondern treffend beurteilen will, lasse sich einmal sämtliche Parteiblätter von Sonnabend, den 19. April vorlegen — am Abend zuvor hatte Liebknecht seine Enthüllungsrede gehalten. Die Kraft unserer Parteipresse reicht, wie gerade der Kampf um die Wehrvorlage gezeigt hat, leider noch immer nicht aus, gegen den geschlossenen Heerbann der Bourgeoispresse die Volksstimmung entscheidend zu beeinflussen. Auch der Parteivorstand hat wahrscheinlich nicht aktiv genug eingegriffen. Ob über die Rüstungsskandale überhaupt ein Flugblatt erschienen ist, ist mir unbekannt; daß es nicht verbreitet worden ist, ist sicher. Ob überhaupt eine Anweisung zu einer allgemeinen Versammlungsagitation gegen die Wehrvorlage gegeben worden ist? Befolgt ist sie jedenfalls nur in sehr geringem Umfang worden. Nach meinen Beobachtungen (die nicht unbedingt zutreffend sein müssen) ist nur in der Rheinpfalz eine lebhafte Volksbewegung gegen die Heeresvermehrung zu entfesseln *versucht* worden.

Wie immer es nun um die Gründe stehen mag, die *Tatsache* ist jedenfalls nicht abzustreiten, daß die Arbeitermassen den Rüstungsvorlagen gegenüber fast so gleichgültig blieben wie im Preußenwahlkampf. Basel und Bern regten bisher die Volksstimmung nur mäßig an, und den Ertrag der Liebknechtschen Korruptionsenthüllungen werden wir bestenfalls in späteren Wahlkämpfen ernten.

So lagen die Verhältnisse, als die sozialdemokratische Reichstagsfraktion beschloß, in der Budgetkommission am 28. Mai mit Fortschrittlern und Nationalliberalen dafür zu stimmen, daß die Wehrvorlage sofort in zweiter Lesung erledigt und die Deckungsfrage erst danach in Angriff genommen werde; durch ihre Stimme wurde gegen Zentrum und Konservative so beschlossen, und noch am selben Tage erledigte die Budgetkommission die gesamte Wehrvorlage in zweiter Lesung. Am 10. Juni tritt das Plenum in die zweite Lesung ein und hat sie wohl auch schon zu Ende geführt, wenn diese Zeilen erscheinen. Bleibt die Fraktion ihrer Entscheidung treu und stimmt sie weiter dafür, die Wehrvorlage ohne Rücksicht auf die neuen Steuern zu verabschieden, so kann diese noch lange vor Monatsschluß Gesetz sein.

Die Fraktion hat sich bei ihrer Stellungnahme von folgendem Gedanken leiten lassen:

> Die Annahme der Heeresvermehrung zu verhindern, ist unmöglich. Konservative und Zentrum möchten sie nur so lange in der Schwebe lassen, bis auch die Steuerfrage nach ihren Wünschen erledigt ist. Da die Nationalliberalen den größten Wert darauf legen, daß die Rüstungsvorlagen unter allen Umständen verabschiedet werden, müssen sie in der

Steuerfrage den Schwarzblauen zu Willen sein, solange diese die Heeresvermehrung gefährden können. Ist sie aber Gesetz oder doch gesichert, dann werden die Liberalen vielleicht ehrliche Besitzsteuerpolitik treiben.

Aus diesem Ideengang heraus half die Fraktion die Verabschiedung der Heeresvorlage beschleunigen. An dieser Feststellung selbst ist nicht zu rütteln. Die Annahme, daß andernfalls über die Steuerfragen eine so rasche Einigung erfolgt wäre, daß Finanz- und Militärgesetz ebenfalls in der zweiten Junihälfte angenommen worden wären, ist reine Phantasie. Die Steuerfragen, sowohl die einmalige Wehrabgabe wie die geplanten dauernden Besitzsteuern, haben in sich, ganz abgesehen von den Interessenkämpfen, so viele technische Schwierigkeiten, daß eine plötzliche Verabschiedung der Entwürfe nicht im Bereich der Möglichkeit lag. Hat die Fraktion mit ihrer Abstimmung nun den richtigen Weg eingeschlagen?

Ihr Votum für die beschleunigte Verabschiedung der Heeresvermehrung bedeutete den Verzicht zum mindesten auf jeden außerparlamentarischen Widerstand gegen die Wehrvorlagen selbst. Denn nach solchem Anerkenntnis, daß die Protestbewegung aussichtslos sei, ließ sie sich natürlich weder fortsetzen noch neu entfachen. Waren die Aussichten auf Massenbeteiligung und wirksame Abwehr gering, so war es jedenfalls nicht Aufgabe der Fraktion, die Bewegung nunmehr auch formell zu beenden. Sie sollte vielmehr so viel Teilnahme, wie eben noch zu erwecken war, bis zum letzten Augenblick erhalten. Sie hatte auch gegenüber den französischen Genossen die Pflicht, selbst nicht den Anschein zu erwecken, als ob wir im Kampfe gegen die Rüstungsprojekte vorzeitig bremsten.

Immerhin wäre die Fraktionstaktik verständlich, wenn sie irgendeinen praktischen Erfolg auf irgendeinem Gebiet hätte erzielen können. Das ist aber nicht nur undenkbar, sondern es wird auf diese Weise sogar der sonst vielleicht zu erreichende Sieg in der Steuerfrage aufs schwerste gefährdet. Der ganze Plan der Fraktion ist mangelhaft durchdacht und in sich widerspruchsvoll. Er geht von der Annahme aus, daß die Nationalliberalen umfallen, sobald das Zentrum die Wehrvorlage zu gefährden droht. Aber wie will unsere Fraktion das verhindern? Noch vor der dritten Lesung kann (und wird voraussichtlich) das Zentrum den Nationalliberalen erklären, daß es gegen die Heeresvorlage stimmen würde, wenn es nicht Garantien in der Deckungsfrage erhielte. Und nach der eigenen Auffassung der Fraktion müssen dann die Nationalliberalen umfallen. Von diesem Druck der Zentrumsdrohungen könnten wir die Liberalen nur befreien, wenn wir uns bereit erklärten, im Notfall für die Heeresvorlage selbst zu stimmen oder wenigstens uns der Stimmen zu enthalten, wie die „Vossische Zeitung" der Fraktion bereits als einzig praktische Haltung nahegelegt hat. Da kein Genosse an verantwortlicher Stelle das befürworten wird, muß das Manöver, das die Liberalen von dem „Terror der schwarzblauen Steuerscheu" befreien sollte, notwendig seinen Zweck verfehlen.

Worum dreht sich aber der Kampf zwischen Liberalen und Zentrum? Was ist strittig in der Steuerfrage? Der Grund der fortdauernden Spannung liegt darin, daß die Regierung die von dem Zentrum geforderte und den Liberalen gebilligte Reichsvermögenssteuer zurückweist; nur deshalb möchte ein Teil der Liberalen auf den Ausbau der Erbschaftssteuer

zurückgreifen. Wir haben indessen das größte Interesse daran, daß dies nicht geschieht, sondern irgendeine Reichsvermögenssteuer durchgesetzt wird. Wir erstreben Vermögens- und Erbschaftssteuer. Können wir jetzt nur eines haben, so muß uns die Reichsvermögenssteuer wertvoller sein. Der Ausbau der Erbschaftssteuer kommt früher oder später doch — der Widerstand der einzelstaatlichen Reaktion gegen die Reichsvermögenssteuer kann nur durch die Drohung mit Ablehnung der Heeresvorlage gebrochen werden. Wir haben also jetzt in der Steuerfrage gar nicht das Zentrum zu bekämpfen, sondern die Regierung, haben die Zentrumsdrohungen gar nicht zu vereiteln, sondern zu unterstützen und zu verstärken. Wir dürfen uns weder von dem Worte Erbschaftssteuer noch von der Großblockidee so sehr hypnotisieren lassen, daß wir den größten Fortschritt gefährden, den Deutschland politisch und steuertechnisch augenblicklich überhaupt machen kann, die Erringung der Reichsvermögenssteuer. Selbstverständlich muß aber diese Reichsvermögenssteuer, um für uns annehmbar zu erscheinen, eine ehrliche, progressive Besitzsteuer sein, nicht irgendeine schwarzblaue Sondersteuer auf das gewerbliche Kapital wie die Dewitzsche Vermögenszuwachssteuer.

Unsere Fraktion darf jedenfalls nicht länger eine so unklare Politik treiben, wie sie in den nachstehenden Äußerungen ihres Hauptwortführers, des Genossen Noske, angepriesen wird:

„Die einzige, allerdings recht vage Möglichkeit, die Annahme der Wehrvorlage in Frage zu stellen, war, einem Teil des Zentrums die zu beschließenden Steuern durch unsere Mitarbeit zu verekeln, so daß sie deshalb gegen die Heeresvermehrung stimmen. Bei nur ein bißchen Überlegung muß es einleuchten, daß zu solchem Tun die Nationalliberalen bei aller sonstigen Unzuverlässigkeit eher bereit sein werden, wenn sie die Rüstungsvermehrung nicht mehr gefährdet glauben."

Man will durch eine Erbschaftssteuer die Wehrvorlage gefährden, weiß aber, daß die Nationalliberalen eben diese Erbschaftssteuer erst annehmen, wenn die Wehrvorlage gesichert ist, und daß diese erst zur Annahme gelangen kann, wenn keine Erbschaftssteuer mehr droht. Das ist der Plan vollendeter Planlosigkeit.

Der einzige aussichtsreiche Weg wenigstens in der Finanzfrage ist gegenwärtig der Versuch, den Widerstand Sachsens und Süddeutschlands gegen die Reichsvermögenssteuer zu brechen. Er verlangt nicht, daß die Fraktion ihre alte Taktik aufgibt, die Verabschiedung der Wehrvorlage möglichst lange hinauszuziehen und das erreichbare Höchstmaß von Volksprotest dagegen zu entfesseln. Bedauerlich genug bleibt das geringe Interesse der Arbeitermassen an diesem großen Rüstungsprojekt. Aber deswegen braucht man nicht auch noch den letzten Rest einer Volksbewegung künstlich zu ersticken. Die Zeit wird kommen, wo das arbeitende Volk uns für einen schwächefreien Widerstand bis zu Ende dankbar sein wird. Unsere Fraktion braucht nicht um jeden Preis bei der Verabschiedung der neuen Steuern dabei zu sein, sie darf sich hier einmal ruhig isolieren lassen. Einstweilen haben die Nationalliberalen die richtige Antwort auf die Fraktionstaktik bereits gegeben: entlastet vom „schwarzblauen Druck", haben sie das Vermögen der Kirche ganz und das der Junker zu drei Vierteln von der Wehrabgabe befreit. An solchen Symptomen sollte die Fraktion erkennen, daß sie auf falschem Wege nach unbedachten Zielen marschiert. Es ist höchste Zeit, umzukehren!

Nachdenkliche Betrachtungen.

Von J. Meerfeld (Köln).

Ein halbes Jahrhundert war jüngst seit dem Geburtstag der deutschen Sozialdemokratie verflossen. Die Festartikel der Parteipresse konnten einen fast märchenhaften Aufstieg der Arbeiterbewegung aus winzigen Anfängen heraus schildern, und die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Aufstiegs wird noch dadurch erhöht, daß er sich gegen den verzweifelten Widerstand der herrschenden Mächte und unter dem Drucke schlimmster Verfolgungen vollzogen hat. Die Sozialhistoriker späterer Zeiten werden die sozialdemokratische Arbeiterbewegung an den Anfang einer Weltenwende stellen.

Doch über die selbstzufriedene Festbetrachtung hinaus haben wir die Pflicht der Gewissenserforschung. Eine Kampfpartei wie die unserige darf weder Ruhe kennen, noch darf sie empfindlich gegen Kritik oder blind für etwaige Schwächen werden. Und ich meine, daß gerade ein Jubiläum, das wir festlich begehen, auch zu prüfendem Nachdenken anregen muß und daß wir, wenn die Bilanz eines halben Jahrhunderts gezogen wird, die Pflichten des abwägenden Kritikers nicht vernachlässigen dürfen. Das mag minder angenehm sein, als Festartikel zu schreiben oder Erinnerungsreden zu halten, aber der Bewegung tut das eine mindestens ebenso not wie das andere.

Wer möchte es heute noch leugnen, daß unsere Partei auch gewaltige innere Wandlungen durchgemacht hat! Mit ihrem Wachstum hat zweifellos der revolutionäre Elan nicht gleichen Schritt gehalten, ganz im Gegenteil machen sich immer mehr Anzeichen einer — man gestatte mir den Ausdruck — Verbürgerlichung bemerkbar; der bergeversetzende Glaube an eine nahe Schicksalswende beherrscht uns nicht mehr, und der revolutionäre Geist ist flügellahm geworden. Gelegentlich geben wir uns einen Ruck und suchen den Geist der alten Zeit zu beschwören, doch jedesmal mit negativem Erfolg. Im Jahre 1905 haben wir den Russen zugejubelt und ihre stürmende Aktion hat uns die Brust geschwellt; 1913 blicken wir abermals voll freudiger Hoffnung über die Grenzpfähle hinweg und glauben von Belgien her neuen Antrieb für den preußischen Wahlrechtskampf zu erhalten. Die Hoffnung wird diesmal ebenso trügen wie vor acht Jahren. Denn wir vergessen zu leicht, daß jedes Land seine eigenen, in seinen Besonderheiten wurzelnden Bedingungen der proletarischen Aktion erzeugt — und daß die deutsche Bewegung die Phase schon hinter sich hat, da sie etwa an einen politischen Massenstreik denken konnte.

Das mag manchem verwunderlich klingen und ist dennoch richtig. Unsere Bewegung ist nicht allein schon viel zu sehr differenziert, sondern auch schon viel zu stark an bürgerliche Daseinsbedingungen geknüpft, als daß sie heute noch der bürgerlichen Gesellschaft in der Form eines Generalstreiks den Krieg erklären dürfte. Zunächst ist es Tatsache — und wir verdanken das gerade dem proletarischen Klassenkampf —, daß die Arbeiterschaft in ihren maßgebenden Schichten heute schon etwas mehr zu verlieren hat als ihre Ketten. Ferner sind aber unsere Gewerkschaften völlig auf die Gegenwartsarbeit gestellt, und ihre Führer müssen infolgedessen naturgemäß zu nüchtern rechnenden Praktikern werden, nur geleitet von dem Bedürfnis nach ungestörter organischer Weiterentwicklung. So wichtig auch die Frage des demokratischen Wahlrechtes für die wirtschaftlichen Organisationen und jedes einzelne ihrer Mitglieder sein mag: sie werden sich beileibe nicht dazu entschließen können, diesem Ziele zuliebe die Gewerkschaften in einen Kampf auf Leben und Tod zu führen. Darüber müssen wir uns klar sein, daß die Gewerkschaftsführer nicht mitmachen werden. „Der Besitz macht konservativ, auch der Kollektivbesitz," sagte Kautsky bei einer früheren Gewerkschaftsdebatte.

Davon abgesehen liegt das Kampfmittel des politischen Massenstreiks dem Deutschen überhaupt nicht. Die heißblütigen, schmachvoll geknechteten Slawen in

Rußland mochten ihn wagen, auch das explosive Temperament der belgischen Wallonen ist ihm zugetan. Aber schon die Flamländer machten viel spärlicher mit; sie sind germanischen Blutes, bedächtig und vorsichtig, „die frische Farbe der Entschließung von des Gedankens Bläße angekränkelt". Aus diesem Holze sind aber auch die Deutschen geschnitzt. Die Genossin Luxemburg spricht zum mindesten eine Teilwahrheit aus, wenn sie in der „Leipziger Volkszeitung" die Anschauung vertritt, daß der sorgfältig seit langer Zeit organisatorisch vorbereitete Generalstreik nicht so sehr die Bürgschaft des Erfolges in sich trage wie der impulsiv aus dem revolutionären Zorn der Massen hervorbrechende. In Deutschland, wo die angeborene pedantische Gründlichkeit auch die Arbeiterbewegung nicht verschont, ist jedoch an eine solche revolutionäre Situation so bald nicht zu denken. Und wenn schon unsere Gewerkschaften überhaupt nicht mittun werden: um wie viel weniger werden wir auf die aktive Unterstützung der überdies in allerlei Gesetzesschlingen verstrickten Genossenschaften rechnen können — gar nicht zu reden von den gegnerischen Organisationen im Arbeiterlager, von denen sich die zentrumschristlichen mit Wonne zu Streikbrecherdiensten bereit finden würden!

So viel über den Generalstreik. Wenn wir heute unter Hinweis auf das belgische Beispiel über ihn reden, so sollten wir uns hüten, falsche Vorstellungen von unserer Macht zu erwecken. Wir werden einen Generalstreik zur Erkämpfung des gleichen Wahlrechtes für Preußen bedenkenlos riskieren, sobald wir auf die Möglichkeit seiner Inszenierung und seines Erfolges hoffen dürfen — leider ist jedoch diese Hoffnung so verschwindend gering, daß wir als kluge Leute gut daran tun werden, ihn so wenig wie möglich zu erwähnen. Es gibt Genossen, die beurteilen leider die Stimmung der Masse da draußen nach dem kampffrohen Geist, der eine großstädtische sozialdemokratische Versammlung nach einer aufpeitschenden Rede beherrscht. Sie übersehen gar zu leicht, daß die Versammlungsbesucher fast ausnahmslos zur Elite der Bewegung gehören, daß sie kommen, um sich von einem gewandten Sprecher nur wieder bestätigen zu lassen, was sie selber schon denken oder doch mindestens dunkel empfinden, und daß sie überdies unter dem zwingenden Einfluß der Massensuggestion stehen. Derweilen sind draußen Hunderttausende und Millionen, die noch kaum ein Strahl der Erkenntnis getroffen hat, die über sehr verschwommene politische Vorstellungen nicht hinauskommen, zu einem großen Teil träge dahindösen, wenn sie nicht gar, was viel schlimmer ist, von listigen Gegnern der Arbeiterklasse eingefangen sind und nun deren Geschäfte besorgen. Hier wirkt namentlich auch die bürgerliche Presse vergiftend. Hüten wir uns vor einer Überschätzung unserer Macht! Man halte Umschau im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, wo wir nur mühsam vorwärtskommen und die aufreibendste Tätigkeit manchmal nur Sisyphusarbeit zu sein scheint; man denke an die großindustriellen Brennpunkte in Oberschlesien und im Saargebiet, wo unsere politische und gewerkschaftliche Bewegung über schwache Ansätze noch nicht hinausgekommen ist! Es wäre verhängnisvolle Selbsttäuschung, wenn wir uns einreden wollten, daß wir um politischer Forderungen willen den Organismus der Wirtschaft an den entscheidenden Stellen unterbinden könnten. Die Zahl der sozialdemokratischen Wählerstimmen ist kein Maßstab unserer Kampfeskraft, ja selbst die politisch und gewerkschaftlich Organisierten sind keineswegs bis zum letzten Mann zuverlässig. Das weiß jeder, der in der organisatorischen Kleinarbeit tätig ist. Mancher Genosse, der vom grünen Tisch aus die Welt umgestaltet, würde sein blaues Wunder erleben, wenn er für eine Zeitlang im Ruhrgebiet oder sonst einem Wetterwinkel in die mühselige Arbeit der Einzelerziehung eingeordnet würde.

Es sind nicht allein die wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter, die die Gefahr der Verbürgerlichung in sich bergen: auch die politische Bewegung ist stark davon bedroht und nicht zuletzt infolge ihrer immer schwerer werdenden organisatorischen Rüstung. Das mißverständliche Wort von der Überspannung des Organisationsprinzips will ich vermeiden, aber hinweisen will ich darauf,

daß die politische Organisation in zunehmendem Maße Gefahr läuft, Selbstzweck zu werden und in ihrem schweren Panzer der lebendige Geist zu ersticken droht. Heute haben wir kaum noch einen Wahlkreis von einiger Bedeutung, wo nicht ein Parteisekretär angestellt ist, in großen Kreisen sogar in zwei- oder dreifacher Auflage. Das ist organisatorisch gewiß ein großer Fortschritt, und ich kenne unter den Sekretären manchen tüchtigen Kopf — aber der Beruf nimmt sie gefangen und sie erliegen der Gefahr, Sklaven ihres Amtes zu werden. Eifersüchtig wachen sie über die Erfüllung der Buchstabenvorschriften; die Vereinssatzungen und das Organisationsstatut sind ihre Bibel; daß die Mitgliederzahl zunimmt, die Zahl der geklebten Beitragsmarken sich erhöht und das übliche Pensum an Sitzungen und Versammlungen erledigt wird, gehört zu den Sorgen ihres Daseins. Und diese einseitige Schätzung des Organisatorischen überträgt sich in bedenklichem Maße auf die Gesamtpartei.

Hier liegt tatsächlich eine Gefahr für den Geist unserer Bewegung, die nicht unterschätzt werden darf. Organisation ist notwendig und die Vorbedingung unserer Erfolge im Tageskampf, und doch dürfen wir nicht verkennen, daß auf einer gewissen Stufe organisatorischer Entwicklung die Gefahr der Erstarrung beginnt und der lebendige Geist von dem toten Mechanismus bedroht wird. Auf dem internationalen Kongreß in Stuttgart goß Hervé die Lauge seines gallischen Spottes über die deutsche Delegation aus, die ihm fast behäbig-bürgerlich erschien und von proletarisch-revolutionärem Kampfestrotz kaum einen Hauch habe. Das war karikaturistisch übertrieben — dennoch steckte ein Körnchen Wahrheit darin. Die deutsche Bedächtigkeit schließt die Neigung zur Gemächlichkeit ein. „Wir sind keine Römer, wir rauchen Tabak", und „Deutschland, die fromme Kinderstube, ist keine römische Mördergrube", spottete schon Heinrich Heine. Auch die deutschen sozialdemokratischen Parteitage — wir dürfen es ruhig zugeben! — sind in ihrem Habitus von einem Revolutionskonvent sehr weit entfernt. Wir sind allmählich ein wohlfunktionierender und wohlgeordneter Parteibetrieb geworden, worin für revolutionären Elan kaum noch Platz vorhanden ist. Ein konservativer Zug hat sich eingeschlichen, und vom gewaltsamen Umsturz reden nur noch auf Stimmenfang bedachte böswillige Gegner. Jeder ganze Kerl, auch wenn er querköpfisch ist, müßte uns ästhetisches Vergnügen bereiten, und doch geht allemal nur ein unwilliges Murren durch die Reihen der in strammer Partei- und Gewerkschaftsdisziplin erzogenen Genossen, wenn mal einer in unsere wohltemperierte Luft hineinfegt, der wider das Schicksal seiner Klasse in titanischem Trotz aufbegehrt. Die deutsche Arbeiterbewegung fließt heute in gut eingedämmtem Bett dahin, und in ihren Schreibstuben häufen sich die Aktenbündel. „Auf Grund eines umfangreichen Aktenmaterials" usw. — so war kürzlich in der Erklärung einer Parteiorganisation zu lesen. Das Aktenbündel wird zum Symbol unserer bedächtigen Gründlichkeit.

Das Parteileben in unseren sogenannten Hochburgen ist nach dem übereinstimmenden Urteil der Unterrichteten schläfrig, es verflacht in wachsendem Maße. Den armen Liberalismus hat man längst in die Pfanne gehauen, was bleibt nun für die Partei noch zu tun übrig? Die Gefahr, daß sich das Parteigetriebe in Äußerlichkeiten erschöpft und in den Organisationsformen erstarrt, ist hier noch um so größer, als inzwischen schon eine Generation „geborener" Sozialdemokraten herangewachsen ist, die die schweren Kämpfe unserer Sturm- und Drangperiode nur noch vom Hörensagen kennt und die sozialdemokratische Gesinnung bereits für so selbstverständlich hält wie der Eifelbauer die Zugehörigkeit zum Zentrum. Hier finden wir denn auch allem scheinbaren Radikalismus zum Trotz die stärksten Ansätze zur Verspießerung, die überall dort fehlen werden, wo sich der einzelne erst in schweren inneren Kämpfen zu den sozialistischen Idealen hat durchringen müssen. „Die sozialdemokratische Gesinnung ist in den Hochburgen schon so selbstverständlich geworden, daß sie fast wieder zur politischen Indifferenz wird," — so las ich irgendwo vor nicht langer Zeit. Hier kann es denn auch geschehen, daß im Anschluß

an Wahlrechtskundgebungen Skat gedroschen wird und man in einer einzigen Versammlung zwölf Stunden lang über eine zur cause célèbre erhobene „Affäre" debattiert.

Damit genug. Man wird mich einen Pessimisten heißen. Ich bin keiner; ich glaube fest an die sieghafte Kraft der sozialistischen Ideen; ich fühle mich auch völlig frei von syndikalistischen Anwandlungen oder gar einer Schwärmerei für die direkte Aktion. Aber darum brauche ich kein kritikloser Bewunderer des Bestehenden zu sein, brauche nicht vor Erscheinungen die Augen zu schließen, die ich als bedenkliche Symptome am Parteikörper erkenne und die als Merkmale des Alterns gedeutet werden könnten. Wer auf sie hinweist in der Absicht, zur Verhütung ihrer weiteren Ausbreitung beizutragen, handelt im Interesse der Partei und damit der gesamten Arbeiterbewegung.

Die Einteilung der landwirtschaftlichen Betriebe.

Von Dr. **Wilhelm Grumach.**

Wer landwirtschaftliche Verhältnisse untersucht, wird es oft störend empfunden haben, Gruppeneinteilungen benutzen zu müssen, über deren Berechtigung er sich keine Rechenschaft geben kann. Hängen doch häufig die Folgerungen, die er aus irgendwelchen Zusammenstellungen zieht, gerade von dieser Einteilung ab, ja stehen und fallen mitunter mit ihr. Man braucht nur an jene so häufig besprochene Frage zu erinnern, ob die Klein-, Mittel- oder Großbetriebe an Zahl und Fläche zu- oder abnehmen. Das Endurteil wird da meistens davon abhängen, was man unter diesen Gruppen versteht, und das wieder davon, welches Einteilungsprinzip man zugrunde gelegt hat.

Gewöhnlich unterscheidet man fünf Gruppen: Parzellenbetriebe bis 2 Hektar (davon wieder Zwergbetriebe bis 0,5 Hektar), kleinbäuerliche von 2 bis 5 Hektar, mittelbäuerliche von 5 bis 20 Hektar, großbäuerliche von 20 bis 100 und Großbetriebe über 100 Hektar. Die untere Grenze der bäuerlichen Betriebe ist natürlich, wenn diese Grenze überhaupt einen Sinn haben soll, die untere Grenze der rein landwirtschaftlichen Existenzmöglichkeit, das heißt der Möglichkeit, von der Landwirtschaft allein ohne Zubuße aus Lohnarbeit zu existieren. Die liegt aber nach dem Urteil von Sachverständigen nur ausnahmsweise bei dem Besitz von 2 Hektar vor, nämlich nur dann, wenn es sich um besonders gutes Land handelt, wie in den Niederungen der Flüsse, oder wenn Obst- und Gartenfeldbau eine ganz besondere Ausnutzung des Landes gestatten. Bei mittlerem Boden dagegen, und solchen muß man doch hierbei zugrunde legen, sind 3 bis 4 Hektar zur rein landwirtschaftlichen Existenz notwendig. Im Laufe dieser Darlegungen werden sich für die Annahme dieser Grenze noch weitere Anhaltspunkte ergeben. Übrigens sagt darüber auch J. Conrad im „Handwörterbuch für Staatswissenschaften", 1909, 2. Band, S. 634: „Sicher wäre es richtiger, erst mit 3 Hektar zu beginnen."

Die obere Grenze der bäuerlichen Betriebe ist noch schwerer zu bestimmen. Man nimmt gewöhnlich an, derjenige Landbesitzer sei nicht mehr Bauer zu nennen, der so viel Land besitzt, daß er nur noch in der Lage ist, die Oberleitung zu führen, während der Bauer selbst mittätig ist. Man hat gemeint, daß das erstere der Fall sei bei Betrieben von mehr als 100 Hektar. Auch

diese Grenze ist abhängig von der Güte des Bodens, aber fast noch mehr von der Intensität des Betriebs. Es ist klar, daß bei einem hochintensiven Betrieb etwa bei vorwiegendem Hackfruchtbau eine Oberaufsicht, die bald hier, bald da beobachten und anweisen muß, viel früher notwendig wird als bei extensivem Körnerbetrieb. Sodann kommen hier Geschmack und Brauch auch unterhalb 100 Hektar sehr wesentlich in Betracht. In manchen Gegenden sind die Großbauern zu stolz, um hinter dem Pfluge zu gehen. Doch hat sich die angegebene Grenze einmal eingeführt und ist, wie wir sehen werden, aus anderen Gründen durchaus zutreffend.

Die Abgrenzung zwischen den einzelnen Bauernkategorien ist ziemlich willkürlich, nur die zwischen Klein- und Mittelbauern hat eine gewisse historische Begründung insofern, als Kleinbauern wohl selbständige, aber noch nicht spannfähige Bauern sind. Bekanntlich spielte dieser Unterschied bei dem Vorgang der Regulierung (1811 bis 1859) wenigstens anfangs eine große Rolle, jetzt wird dieser Unterschied durch die Einführung von Leihmaschinen und die gegenseitige Unterstützung mehr und mehr belanglos. Übrigens besitzt der vierte Teil der Kleinbauern (sogar zwischen 2 und 5 Hektar) Pferde und ein Drittel von ihnen Zugochsen. Zwischen Mittel- und Großbauern ist die Grenze ganz willkürlich.

Wissenschaftlich ist mit dieser Einteilung nicht viel anzufangen. Deshalb hat man in den beiden letzten Zählungen (1895 und 1907) gerade im Hinblick auf die Ansprüche der Wissenschaft die Gruppen ganz bedeutend vermehrt, nämlich auf 18, so daß die Stufen sehr kleine sind. Allerdings ist auch diese Einteilung eine ganz mechanische, aber es ist wenigstens möglich, diese kleineren Gruppen je nach dem Bedürfnis der jeweilig zu untersuchenden Frage sinngemäß in größere Gruppen zusammenzulegen. So ist es denn jetzt auch möglich, grundsätzlich eine neue Einteilung vorzunehmen, eine solche, die mehr sinngemäß ist als die frühere. Eine Einteilung muß durchgehends auf demselben Prinzip beruhen, und zwar auf einem Prinzip, das dem Zuge der Landwirtschaft zum Kapitalismus Rechnung trägt. Unter dem System des Kapitalismus erlangt nun der Unterschied zwischen Produktionsmittel und Arbeitskraft besondere Bedeutung. Die Einteilung nur nach der Größe der Produktionsmittel, in diesem Falle des hauptsächlichen, des Bodens, hat sich als zu mechanisch nicht bewährt; so wird es vielleicht zweckmäßig sein, die Einteilung nach der notwendigen Arbeitskraft, das heißt nach der Zahl und Art der notwendigen Arbeitskräfte, Betriebsleiter und Hilfspersonen vorzunehmen. Erst auf dieser Grundlage könnte man eine Gruppierung der Betriebe nach der Größe der benutzten Fläche vornehmen, die dann eben sekundärer Natur wäre.

Von Hilfskräften gibt es in den landwirtschaftlichen Betrieben je nach ihrem Verhältnis zum Betrieb eine ganze Reihe: Aufsichts- und Rechnungspersonal, mitarbeitende Familienangehörige, die hier eine bedeutend größere Rolle spielen als in den Gewerben, und zwar darunter ständig und unständig mitarbeitende, und fremde Arbeiter; bei den letzteren unterscheidet man wieder ständige und unständige, das heißt freie Arbeiter; die ständigen endlich zerfallen, je nachdem sie in den Hausstand oder nur in den Betriebsverband aufgenommen sind, in Gesinde und andere Kontraktarbeiter, als: Instleute, Lohngärtner, Heuerlinge und ähnliche. Es sind also außer den Betriebsinhabern sechs Gruppen zu unterscheiden.

In der folgenden Tabelle I habe ich diese Gruppen nach den in der offiziellen Statistik angegebenen genaueren Betriebsgrößen geordnet, nur die Größen unter 0,5 Hektar und die über 500 Hektar habe ich als unwesentlich beiseite gelassen. Ferner habe ich in Spalte 5 die ständigen (einschließlich der Betriebsinhaber) und unständigen, in Spalte 6 die Familienarbeiter (einschließlich der Betriebsinhaber) und die fremden Arbeiter gegenübergestellt. In Spalte 7 endlich habe ich unter den Betriebsinhabern das Verhältnis von Pächtern und Eigentümern dargestellt.

Alle absoluten Zahlen sind auf 100 reduziert, das heißt ich habe berechnet, wie viele von 100 in der betreffenden Betriebsgröße beschäftigten Arbeitskräften den einzelnen Gruppen zugehören.

Doch bedarf es zur Vermeidung von Irrtümern noch einer wichtigen Vorbemerkung. Wer die Anzahl der Betriebe (5 736 082) mit derjenigen der Betriebsleiter (2 929 493) vergleicht, der wird ein großes Mißverhältnis zwischen der Zahl der Betriebsleiter und der der Betriebsinhaber bemerken. Das kommt daher, daß diejenigen Betriebsinhaber nicht als Betriebsleiter gezählt wurden, die entweder die Landwirtschaft nicht als Hauptberuf angaben oder, wenn auch in der Landwirtschaft dauernd tätig, doch hauptberuflich Angestellte und Arbeiter waren. Man wollte dadurch Doppelzählungen vermeiden. Doch beschränkt sich dieses Mißverhältnis im wesentlichen auf die Betriebsgrößen bis 3 Hektar. Von den 3,8 Millionen Betriebsinhabern bei Betrieben bis 3 Hektar sind nur ungefähr 0,7 Millionen hauptberuflich selbständige Landwirte, die übrigen 3,1 Millionen sind entweder landwirtschaftliche Arbeiter oder industrielle Unternehmer, industrielle Arbeiter (etwa $^1/_2$ Million) und andere Personen. Nur etwa 1,2 Millionen von den 3,8 Millionen dieser Betriebsinhaber sind als Betriebsleiter gezählt, die übrigen 2,6 Millionen nicht. Da nun die Differenz zwischen der Zahl der Betriebsinhaber und der der Betriebsleiter aller Betriebsgrößen nur 2,8 Millionen beträgt, so steckt die Differenz im wesentlichen in den Betrieben unter 3 Hektar. Die Fehlerquelle, wenn es überhaupt eine ist, beträgt oberhalb 3 Hektar nur etwas mehr als 10 Prozent. Sie betrifft dort auch fast nur die Betriebsleiter selbst, während ihr Verhältnis zu den einzelnen Gruppen der Hilfskräfte dadurch nur minimal, das Verhältnis der letzteren untereinander gar nicht beeinflußt wird. Unter 3 Hektar wäre das anders. Aber da unsere Untersuchung im wesentlichen erst bei 3 Hektar beginnen wird, so kann diese Fehlerquelle vernachlässigt werden, zumal da auf die Zahl der Betriebsleiter sowieso wenig Wert gelegt werden wird.

Im übrigen ergibt sich aus dieser Spannung zwischen den Zahlen der Betriebsinhaber und der Betriebsleiter unter 3 Hektar wieder ein Grund, die untere Grenze der Selbständigkeit mindestens bei 3 Hektar anzunehmen. Bei den 428 000 Betrieben von 2 bis 3 Hektar gibt es nur 264 000 selbständige Landwirte und 284 000 Betriebsleiter, bei den 325 000 Betrieben von 3 bis 4 Hektar schon 245 000 (also schon über zwei Drittel) selbständige Landwirte und 256 000 Betriebsleiter. Oberhalb 4 Hektar wird das Verhältnis natürlich ein noch günstigeres. Also in der Betriebsgröße von 2 bis 3 Hektar sind noch fast die Hälfte der Besitzer Landwirte nur im Nebenberuf, während ein anderer Hauptberuf ihre wesentliche Ernährungsquelle ist. Wir werden später sehen, daß auch noch viele Inhaber von

weniger als 3 Hektar, die sich als Betriebsleiter, also als Landwirte im Hauptberuf bezeichnen, sich wahrscheinlich der Landwirtschaft nicht vorwiegend widmen.

Tabelle I.

Von 100 in der betreffenden Gruppe beschäftigten Personen waren 1907

Bei Betriebsgröße Hektar	1	2	3		4			5		6		7
	Betriebsleiter	Aufsichts- und Rechnungspersonal	Mitarbeiter, Familienangehörige		Fremde Arbeiter			Ständige	Unständige	Familienarbeiter einschließlich Leiter	Fremde Arbeiter	Verhältnis der Pächter zu den Eigentümern
			a ständige	b unständige	ständige: a Gesinde Knechte Mägde	ständige: b sonstige Kontraktarbeit.	c unständige Arbeiter					
0,5—1	18,6	—	28,6	40,2	1,6	0,98	10,2	50	50	87	13	1 : 5
1—2	22,4	—	34,0	29,7	1,9	1,2	10,8	60	40	86	14	1 : 9,5
2—3	25,3	0,09	38,8	21,8	2,6	1,2	10,1	68	32	86	14	1 : 13
3—4	26,4	0,09	41,6	18,1	3,1	1,2	9,3	73	27	86	14	1 : 18
4—5	26,2	0,1	43,0	16,2	4,0	1,3	9,3	74	26	85	15	1 : 26
5—10	24,0	0,11	43,2	13,2	7,2	1,6	10,7	76	24	80	20	1 : 36
10—20	19,0	0,17	38,0	9,4	17,0	2,4	14,2	76	24	66	34	1 : 38
20—50	13,6	0,4	25,6	6,2	30,7	5,6	17,8	76	24	45	55	1 : 26
50—100	8,0	1,5	10,1	3,1	31,4	20,6	25,2	72	28	21	79	1 : 8,5
100—200	3,6	3,6	2,2	0,8	20,6	37,0	32,1	67	33	7	93	1 : 3
200—500	1,78	4,23	0,54	0,24	17,5	43,5	32,2	68	32	3	97	1 : 2

Betrachten wir die senkrechten Spalten, so überrascht die geradezu erstaunliche und ausnahmlose Gesetzmäßigkeit, in welcher die Zahlen steigen und fallen. Dieselbe ist derartig, daß ich an einer Ausnahme sofort das Vorliegen eines Rechenfehlers merkte. Spalte 1 gibt die Betriebsleiter an, einerlei ob Eigentümer, Pächter oder Administratoren; der prozentuale Anteil an den in den einzelnen Betriebsgrößen tätigen derartigen Arbeitskräften wächst zuerst bis 3 bis 4 Hektar. Dieses Wachsen kann kein Zufall sein, weil es allmählich vor sich geht und nicht gering ist. Es kommt wohl daher, daß unter 3 Hektar Betriebsgröße die sich schon als Betriebsinhaber bezeichnenden Personen noch irgendeinen anderen Beruf haben, der sie so in Anspruch nimmt oder so von Hause fernhält, daß sie die Feldarbeit ihren Familienmitgliedern überlassen müssen, wie Spalte 3 zeigen wird. Dadurch überwiegen die letzteren an Zahl so, daß die Zahl der Betriebsinhaber dagegen zurücktritt. Bei 3 bis 4 Hektar erreicht die Zahl der Betriebsinhaber die höchste Höhe, es ist danach auch aus diesem Grunde anzunehmen, daß erst bei dieser Betriebsgröße im allgemeinen die bloß landwirtschaftliche Existenzmöglichkeit beginnt. Daß von hier der Anteil sinkt, also die Zahl der Hilfskräfte steigt, ist selbstverständlich.

Spalte 2 gibt das Rechnungs- und Aufsichtspersonal. Schon bei den kleinen Betrieben ist es vorhanden, ein Zeichen dafür, daß die Betriebsinhaber, wenn sie sich auch als Betriebsleiter bezeichneten, offenbar anderweitig beschäftigt sind (Mühlenbesitzer, Fuhrherren, Gastwirte) und die Landwirtschaft von bezahlten Personen überwachen lassen. Einen wesentlichen Teil der Wirtschaft bilden sie erst bei 50 bis 100 Hektar,

sind da aber immer noch eine Ausnahme, nämlich nur ungefähr in jedem fünften Betriebe. Erst von 100 Hektar an werden sie eine ständige Einrichtung: zu jedem Betrieb gehört durchschnittlich eine solche Person: der Betriebsinhaber kann allein nicht mehr den Betrieb überwachen, er braucht dazu eine ständige Hilfskraft. Das ist der Charakter des Großbetriebs, und deshalb ist wohl bei 100 Hektar die untere Grenze des Großgrundbesitzes anzunehmen. Daß die Aufsichtspersonen dann an Zahl zunehmen, ist selbstverständlich, sie müssen die seltener werdenden Betriebsinhaber ersetzen.

Spalte 3 behandelt die mitarbeitenden Familienangehörigen, und zwar 3a die ständig, 3b die vorübergehend mitarbeitenden. Die ständigen steigen langsam bis 3 bis 4 Hektar, bleiben bis 5 bis 10 Hektar ziemlich auf derselben Höhe, um dann bei 20 bis 50 Hektar schnell zu sinken und bei 100 Hektar fast vollkommen zu verschwinden. Die Betriebsgrößen von 3 bis 10 Hektar sind also diejenigen, bei welchen viele Familienangehörige neben dem Betriebsinhaber ständig Beschäftigung finden. Die fremden ständigen Hilfskräfte sind hier noch sehr selten. Diese Größen betreiben viel Viehzucht, Milch- und Butterwirtschaft, Gemüse- und Obstbau, Beschäftigungen, welche teilweise im Winter nicht aussetzen, teilweise im Winter einer Nacharbeit bedürfen. Der eigentliche Saisonbetrieb, der Körner- und Hackfruchtbau nimmt hier noch einen geringen Raum ein. Die unständig arbeitenden Familienangehörigen sind am zahlreichsten in den kleinsten Betrieben. Diese können nur wenige ständig beschäftigen, die übrigen müssen einen Nebenerwerb betreiben und werden nur in Zeiten größeren Arbeitsbedarfes gebraucht. Schon bei 2 bis 3 Hektar sinken sie wesentlich, um zwischen 3 und 10 Hektar nur ungefähr ein Drittel der ständigen auszumachen und dann ziemlich schnell zu verschwinden, früher als die ständigen.

Spalte 3 bringt die fremden Arbeitskräfte, und zwar Spalte 3a zuerst diejenigen, welche in den Hausstand des Betriebsinhabers aufgenommen sind, die Knechte oder Mägde, gemeinsam Gesinde genannt. Bis 10 Hektar steigen sie zwar langsam, sind aber bis dahin noch vereinzelt. Erst da werden sie plötzlich zahlreicher, und zwar an genau derselben Stelle, an der die ständigen Familienarbeiter seltener werden. Ihre höchste Höhe erreichen sie zwischen 20 und 100 Hektar, bilden besonders zwischen 50 und 100 Hektar ein Drittel aller Arbeitskräfte überhaupt, dann sinken sie langsam, um auch im Großbetrieb nicht ganz zu verschwinden.

Die sonstigen kontraktlich gebundenen Arbeiter (Instleute, Lohngärtner, Heuerlinge und ähnliche) treten da ein, wo man viel ständige Arbeiter braucht, Familienangehörige aber nicht mehr viel mitarbeiten und für in den Hausstand aufzunehmendes Gesinde nicht mehr genügend Raum ist. Man schafft da Raum in besonderen Arbeiterhäusern für verheiratete, kontraktlich für längere Zeit gebundene Arbeiter. Bis 20 bis 50 Hektar nehmen die Kontraktarbeiter langsam zu, ohne aber einen wesentlichen Teil der Hilfskräfte zu bilden. Bei 50 bis 100 Hektar sind sie plötzlich in einem Sprung gestiegen, um schnell noch weiter zu steigen und im größten Betrieb fast die Hälfte aller Hilfskräfte überhaupt zu bilden. Es sind die richtigen Arbeiter der Großbetriebe, die bekannten Gutstaglöhner.

Die unständigen fremden Arbeiter endlich (Spalte 4c) sind in allen Betriebsgrößen nicht gerade selten; eine wesentliche Bedeutung erlangen

sie aber erst da, wo der große Körner- und Hackfruchtbau beginnt, wo also viele Saisonarbeiter gebraucht werden, bei 50 bis 100 Hektar. Sie sind hier die sogenannten Einlieger der Großbauern, welche für Stellung von Wohnung und etwas Land in den Zeiten größeren Arbeitsbedarfes oder auch sonst für geringeren oder höheren Tagelohn arbeiten, in anderen Zeiten sich aber andere Arbeit verschaffen müssen (an der Chaussee, im Walde, in benachbarten Fabriken usw.), die Freiarbeiter. In den eigentlichen Großbetrieben werden sie noch zahlreicher. Sie sind die Wanderarbeiter der Großbetriebe, welche im Frühjahr kommen und im Herbst nach der Kartoffelernte wieder nach Hause gehen. Im Großbetrieb, der wegen seines Intensivbetriebs besonders des Hackfruchtbaus (Zuckerrüben!) viel Saisonarbeit hat, bilden sie ein Drittel aller Hilfskräfte.

Ich muß übrigens hierbei sofort bemerken, daß der Tabelle nur derjenige Bestand an Arbeitskräften zugrunde liegt, der am Tage der Zählung, am 12. Juni 1907, vorhanden war. Neben diesem verzeichnen die Quellenwerke noch den höchsten im letzten Jahre überhaupt erreichten Bestand. Dieser ist um etwa ein Viertel höher, aber es handelt sich da nur um Personen, die vorübergehend für einige Tage, etwa bei eiligen Arbeiten in der Ernte, beim Verziehen der Rüben usw., angenommen worden sind und bald in diesem, bald in jenem Betrieb tätig waren, meist auch keine eigentlichen Landleute sind. Die amtliche Statistik hat sie nur nebenbei erwähnt, weil sie nur die eigentlichen und ihrem Beruf nach zur Landwirtschaft gehörigen Personen erfassen wollte. Zudem sind die Zahlen dieser Aushilfskräfte sehr unsicher, da sie meist mehrfach, das heißt in mehreren Betrieben gezählt wurden und werden mußten.

Die Spalten 5 und 6 fassen die ersten vier Spalten zusammen. Spalte 5 zeigt das Verhältnis der ständigen zu den unständigen in der Landwirtschaft tätigen Personen. Die ständigen sind am wenigsten zahlreich in den Parzellenbetrieben, sie machen hier nur etwa die Hälfte aller beschäftigten Personen aus, und zwar aus dem schon erwähnten Grunde, weil der Parzellenbetrieb wenig dauernde Arbeit gibt. In allen eigentlich bäuerlichen Betrieben, also bis 10 Hektar, bleibt das Verhältnis 3 zu 1, im Großbetrieb wird es wieder 2 zu 1, weil der Großbetrieb für seinen Intensivbetrieb viele Saisonarbeiter braucht.

Bedeutend interessantere Einblicke gewährt Spalte 6, welche das Verhältnis der mitarbeitenden Familienangehörigen, nennen wir sie kurz Familienarbeiter, zu den fremden Arbeitern zusammenfaßt. Da überwiegen bis 10 Hektar ganz bedeutend die Familienarbeiter, also sowohl in den Parzellen- als in den kleinbäuerlichen Betrieben. Diese beiden unterscheiden sich nur dadurch, daß bei den kleinbäuerlichen Betrieben die ständigen Familienarbeiter sehr überwiegen. Zwischen 10 und 50 Hektar halten sich Familienarbeiter und fremde ziemlich die Wage, beim Großbauernbetrieb gehen die Familienarbeiter plötzlich auf ein Fünftel der sämtlichen Beschäftigten herab und im Großbetrieb wieder plötzlich auf ein Vierzehntel bis ein Zwanzigstel.

Schon nach dieser letzten Spalte, besonders aber im Verein mit den übrigen läßt sich eine ziemlich verläßliche Einteilung der Betriebe ermöglichen. Da ist nun die Frage, ob die von der amtlichen Statistik gewöhnlich benutzte Einteilung berechtigt ist. Über die untere Grenze der Bauern-

betriebe ist schon gesprochen worden, sie muß bei etwa 3 Hektar liegen, weil da erst die Selbständigkeit beginnt. Die nächste Grenze aber bei 5 Hektar anzusetzen, hat absolut keine Berechtigung. Die Gruppe 5 bis 10 Hektar hat genau denselben Charakter sowohl in bezug auf die Familienarbeiter als auf die fremden. Bei 10 Hektar beginnt der nennenswerte Abstieg der Familienarbeiter und besonders der nennenswerte Aufstieg der fremden Arbeiter, und zwar des Gesindes. Es gehören also die Gruppen von 3 bis 10 Hektar sinngemäß zusammen als fast reine Familienbetriebe. Auch bei 20 Hektar eine Grenze anzusetzen, geht nicht an. Noch in der Gruppe 20 bis 50 Hektar halten sich Familien- und fremde Arbeiter die Wage. Wenn man auch zwischen dieser und der vorhergehenden Untergruppe (10 bis 20 Hektar) sowohl bei den ständigen Familienarbeitern als beim Gesinde erhebliche Sprünge bemerkt, beide zeigen den Charakter des halben Familien- und halben Fremd- respektive Gesindebetriebs und gehören als solche zusammen. Die Gruppe 50 bis 100 Hektar zeigt einen ganz anderen Charakter. Es ist der vorwiegende Fremdbetrieb, und zwar nicht im wesentlichen mit Gesinde, sondern auch mit anderen Kontrakt- und mit Saisonarbeitern. Dieser Betrieb ist also schon stark kapitalistisch. Der Großbetrieb über 100 Hektar ist ziemlich scharf von dem vorhergehenden geschieden, indem hier zum erstenmal das fremde Aufsichts- und Rechnungspersonal auftritt und der Betrieb ein fast reiner Fremdbetrieb mit wenig Gesinde, viel Kontraktarbeitern und viel Saisonarbeitern ist. Dies ist der rein kapitalistische Betrieb. Die Betriebe über 500 Hektar haben denselben Charakter mit dem einzigen Unterschied, daß das Gesinde noch etwas sinkt, die Kontraktarbeiter noch etwas steigen; jedoch ist der Unterschied ganz gering.

Will man also sinngemäß einteilen, so würde sich folgende Einteilung empfehlen: 1. Familienbetrieb (kleinbäuerlicher Betrieb) 3 bis 10 Hektar; 2. gemischter Familien- und Fremdbetrieb (mittelbäuerlicher Betrieb) 10 bis 50 Hektar; 3. vorwiegender Fremdbetrieb (großbäuerlicher Betrieb) 50 bis 100 Hektar; 4. reiner Fremdbetrieb (Großbetrieb) über 100 Hektar. Jedenfalls dürfte diese Einteilung bedeutend mehr für sich haben als die bisher in der amtlichen Statistik benutzte, besonders wenn man in Betracht zieht, daß diese Gruppen noch wesentliche Unterschiede in den Untergruppen aufweisen.[1]

Daß die Angaben nur für Durchschnittsland gelten können, so wie es das ganze Reich zusammen gibt, ist selbstverständlich. Für besonders guten Boden werden sie zu hoch, für schlechten zu niedrig sein. Man könnte deshalb daran denken, die Einteilung nach Größen überhaupt zu lassen.

Aber diese sekundäre Einteilung ist doch notwendig, einmal der Einfachheit wegen, dann aber besonders, wenn man den Charakter der einzelnen Landesteile feststellen will. Dann kommt man mit dem obigen Vorgehen ins Gedränge, denn die Zahlenverhältnisse der Arbeitergruppen

[1] Betreffend die obere Grenze des Familienbetriebs betont nach einer Mitteilung der „Deutschen Tageszeitung" vom 8. Januar 1913 die Ansiedlungskommission für die Provinz Posen, daß „50 Morgen (12,5 Hektar) die größte Fläche sei, die ohne Lohnarbeiter bearbeitet werden könne". Als obere Grenze des Mittelbetriebs rechnet nach Compère-Morel („Neue Zeit", XXXI, 1, S. 472) die französische Statistik 40 Hektar und de Foville 50 Hektar. Dies zur praktischen Stütze meiner theoretisch gewonnenen Ergebnisse.

kommen natürlich nirgends rein vor. Vorerst gibt es in jedem Landesteil, in jedem Regierungsbezirk, ja in jedem Kreise alle möglichen Betriebsgrößen, und gerade diese Mischung bringt die eigentümliche Struktur der Landbevölkerung zustande. Aber auch innerhalb der einzelnen Größengruppen kommt es infolge der verschiedenen Betriebsart zu verschiedenen Zahlenverhältnissen der Arbeitskräfte. Viehzucht vermehrt die ständigen Arbeiter, Körnerbetrieb die Kontraktarbeiter, die bald zu der, bald zu jener Arbeit verwendet werden können, Hackfruchtbau vermehrt die freien, die Saisonarbeiter. Auch die Güte des Bodens spielt dabei eine, wenn meist auch nur sekundäre Rolle, indem sie die Betriebsgröße und die Betriebsart beeinflußt. Endlich werden auch noch, wie es schon bei den Großbauern erwähnt wurde, Geschmack und Lebenshaltung der Besitzerfamilien nicht ganz nebensächlich sein.

Berechnet man nach Art der Tabelle I die Zahlen für die einzelnen Landesteile, so bekommt man deshalb ein ziemlich verwischtes Bild. Die Zahlen der geringeren Größen beeinflussen die der großen derartig, daß alles, besonders die Zahlen der Betriebsleiter und das Verhältnis zwischen Familien- und fremden Arbeitern, wesentlich nach den unteren Größen verschoben erscheint.

Immerhin werden wir schon des Interesses wegen in der folgenden Tabelle einen Versuch machen und dabei wenigstens die Herrschaftsgebiete der einen oder anderen Betriebsgröße zu erkennen suchen.

Tabelle II.

Von je 100 in dem betreffenden Lande landwirtschaftlich beschäftigten Personen waren 1907

Gebiet	Betriebsleiter	Aufsichtspersonal	Familienarbeiter		Fremde Arbeiter			Familienarbeiter einschl. Leiter	Fremde Arbeiter
					ständige		unständige		
			ständige	unständige	Gesinde	Kontraktarbeiter			
Reich	19,3	0,5	30,8	20,0	10,2	5,8	13,5	70,0	30,0
Preußen . . .	17,8	0,6	25,6	22,5	10,5	7,6	15,4	65,9	34,1
Meckl.-Schwerin .	12,2	1,2	19,8	22,8	11,8	12,0	20,0	55,0	45,0
Meckl.-Strelitz .	12,3	1,2	18,0	23,0	11,8	13,0	21,0	53,0	47,0
Pommern . . .	14,6	0,97	22,2	20,0	10,4	14,5	17,3	56,8	43,2
Regierungsbezirk Marienwerder .	15,6	0,87	24,1	18,5	10,1	13,0	17,7	58,2	41,8
Königr. Sachsen .	17,2	0,94	30,1	15,2	17,8	6,2	12,4	62,5	37,5
Schlesw.-Holstein	20,8	0,68	19,8	21,2	18,4	5,6	13,5	61,8	38,2
Oberbayern . .	21,1	—	42,6	8,2	20,0	2,5	5,1	72,0	28,0
Bayern	22.7	—	45,2	10,5	12,3	2,0	6,9	78,5	21,5
Regierungsbezirk Wiesbaden . .	24,0	—	35,4	26,6	3,7	1,9	8,0	86,2	13,8
Württ. Neckarkreis	27,1	—	38,5	21,4	4,1	1,3	7,4	86,0	14,0
Württ. Schwarzwaldkreis . .	28,2	—	35,4	22,3	3,3	1,5	9,0	87,0	13,0

Das Reich mit seinem Durcheinander von Ländern und Betriebsgrößen gibt ein Bild, das ungefähr dem mittelbäuerlichen Betriebsbild

entspricht, doch ist hier ein Urteil über das etwaige Vorherrschen des mittelbäuerlichen Betriebs gar nicht abzugeben, weil je größer das Gebiet, desto mehr die Zahlen sich ausgleichen. Betrachtet man aber demgegenüber Preußen, so findet man sämtliche Zahlen zum Großgrundbesitz hin verschoben. Das ist der Einfluß des Wegfallens der kleinbäuerlichen Länder Hessen, Baden, Württemberg, Elsaß-Lothringen.

Ausgesprochene Großgrundbesitzländer sind die beiden Mecklenburg mit fast übereinstimmenden Zahlen. Man erkennt aus dieser Übereinstimmung, daß bei aller Verwischung doch noch immer annähernde Typen herauskommen. Man bemerkt hier besonders die große Zahl der Kontraktarbeiter und der Freiarbeiter gegenüber der des Gesindes. Ferner bemerkt man die verhältnismäßig (gegenüber dem Reiche und Preußen) niedrige Zahl der Betriebsleiter und hohe Zahl der aufsichtführenden Personen. Ähnliche Zahlen geben Pommern und der Regierungsbezirk Marienwerder.

Das Königreich Sachsen und die Provinz Schleswig-Holstein zeigen sich durch das Überwiegen des Gesindes gegenüber den Kontraktarbeitern und die erheblich geringere Zahl der unständigen Arbeiter, andererseits die erhebliche Zahl der Fremdarbeiter, als mehr großbäuerliche Länder.

Bayern ist nach der großen Zahl der Familienangehörigen, aber noch immerhin großen Zahl des Gesindes ein mittelbäuerliches Land. Typische Kleinbauerngegenden, das heißt Länder mit überwiegendem Familienbetrieb, sind der Regierungsbezirk Wiesbaden, der Neckarkreis und der Schwarzwaldkreis in Württemberg.

Wenn diese Zahlen auch immer typischer werden, je kleiner die Gebiete werden, welche sie betreffen, so muß doch andererseits anerkannt werden, daß hier gerade die typischen Gebiete herausgesucht wurden. In den meisten anderen wird man der Einteilung nach Größen nicht entraten können.

Ich möchte noch einmal auf Tabelle I zurückgreifen. In Spalte 7 ist verzeichnet, wie unter den Betriebsleitern das Zahlenverhältnis zwischen Pächtern und Eigentümern ist. Es gehört das ja eigentlich nicht zum Thema, aber da es im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich bei der entsprechenden Aufstellung stand und so interessante Verhältnisse ergab, so hielt ich es für nicht unrichtig, es hier wenigstens zu erwähnen. Diese Spalte zeigt, daß die Pacht zwischen 5 und 20 Hektar, also in den Größen des fast reinen oder vorwiegenden Familienbetriebs, am wenigsten beliebt und, wenn man nur die absoluten Zahlen allein in Betracht zieht, sogar recht unbeliebt ist.

Diese ganze Untersuchung wird manchem zwecklos erscheinen, weil sie doch nur wieder auf eine zahlenmäßige, das heißt scheinbar mechanische Einteilung hinausläuft. Aber ich meine, es sei an und für sich ein Vorteil, wenn man diese mechanische Einteilung nach einem gleichmäßigen, einen bestimmten Sinn besitzenden und einen gewissen Zweck verfolgenden Prinzip vornimmt. Daß hier dieser Sinn noch gar, wie mir scheint, ein solcher ist, der innig mit dem Wesen des einzuteilenden Gegenstandes zusammenhängt, ist wohl gleichfalls nicht belanglos. Aber das war nicht der Grund, weshalb ich diese Untersuchung begann. Es war eigentlich meine Absicht, das Verhältnis der verschiedenen Kategorien der ländlichen Arbeiter zu den verschiedenen Betriebsgrößen klarzulegen, um zu erkennen, wo man diese Kate-

gorien im wesentlichen zu suchen haben wird und welche wirtschaftliche Bedeutung sie dort haben. Danach wird sich ja häufig die Agitation und ihre Energie zu richten haben. Dieser Zweck ist durch die Tabelle I und ihre Erklärung erreicht. Daß ich das rein wissenschaftliche Resultat der sinngemäßen Einteilung der Betriebe noch auf dem Wege fand, aufnahm und endlich sogar zur Hauptsache machte, ist wohl kein Schaden.

Erst nach Fertigstellung und Einreichung dieser Arbeit erschien der zweite Band „Landwirtschaft" der Betriebszählung vom 12. Juni 1907. In seinen allgemeinen Schlußfolgerungen kommt derselbe gleichfalls auf eine prozentuale Feststellung der in den verschiedenen Betriebsgrößen tätigen Personenkategorien. Aber gerade eine Zusammenstellung der sämtlichen Kategorien, aus der erst der eigentliche Charakter der Betriebe erkennbar ist, fehlt dort, weil der Bearbeiter wohl nur allgemein-statistische Zwecke im Auge hatte So dürfte vorstehende Arbeit nicht übrig und den Bearbeitern landwirtschaftlicher Fragen nicht ohne Wert sein.

Ein neues Ausnahmegesetz gegen die Japaner in den Vereinigten Staaten.

Von **Erwin Gudde.**

San Francisco, 21. Mai 1913.

Am 17. August wird in Kalifornien ein Gesetz in Kraft treten, das jedem Ausländer, der nicht amerikanischer Bürger werden kann, verbietet, in dem genannten Staate Grundeigentum zu erwerben. Es ist dies ein Ausnahmegesetz schlimmster Sorte, das sich gegen die in den Vereinigten Staaten ansässigen Japaner richtet, denen es ebenso wie den Chinesen und Koreanern verboten ist, amerikanische Bürger zu werden. Dies letzte Verbot ist schon unter Rooseveltscher Administration in Kraft getreten und seitdem für die an der Pazifikküste wohnenden Mongolen eine ständige Quelle von Leiden gewesen: mit Hilfe dieses Verbots werden sie systematisch entrechtet und von allen Vorteilen ausgeschlossen, die auch Ausländer genießen, selbst wenn sie nicht amerikanische Bürger sind. Bekanntlich hat dies Produkt des Herrn Roosevelt auch schon zu ernsten Auseinandersetzungen zwischen den Regierungen in Washington und Tokio geführt, und die japanerfeindlichen Verordnungen und Gesetze, die fortwährend angenommen werden und die auf diesem Verbot fußen, sorgen dafür, daß die amerikanisch-japanische Krisis kein Ende nimmt.

Das neue Gesetz ist nun sehr geeignet, die Spannung zwischen den beiden Ländern wesentlich zu verschärfen. Nach der ersten Fassung der „Anti-Alien-Bill" sollte es jedem Fremden, der nicht amerikanischer Bürger werden kann, verboten werden, Land in Kalifornien zu kaufen oder zu pachten. Der Widerhall der erregten Protestkundgebungen in Japan mag dazu beigetragen haben, daß die erste Fassung verworfen und eine zweite eingebracht wurde, die es den Japanern zwar verbietet, Grundeigentum zu erwerben, ihnen aber gestattet, auf drei Jahre Land zu pachten. Damit ist diesen natürlich nicht geholfen; dagegen steht es den kalifornischen Landbesitzern jetzt frei, den fleißigen Japanern ein Stück ödes Land zu verpachten, es von ihnen kultivieren zu lassen und sie dann nach drei Jahren wieder hinauszuwerfen. Die Bill wurde von beiden Häusern des Staates fast einstimmig angenommen. Präsident Woodrow Wilson, dem selbstverständlich viel daran gelegen ist, die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan jetzt nicht zu verschlechtern, sandte seinen Staatssekretär Bryan nach Sacramento, der

Bundeshauptstadt Kaliforniens, um Gouverneur Johnson zu bestimmen, durch Verweigerung seiner Unterschrift die Gesetzwerdung der Vorlage zu verhindern. Die Konferenz verlief jedoch resultatlos: am 19. Mai unterzeichnete Johnson die Bill gegen den Wunsch der Bundesregierung.[1] Die japanische Regierung, die inzwischen durch ihren Botschafter in Washington bei der Regierung der Vereinigten Staaten Protest einlegen ließ, wird nun wahrscheinlich die Stellungnahme des Oberbundesgerichtes abwarten. Sollte dieses das Gesetz nicht für verfassungswidrig erklären, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Japan die Angelegenheit dem Schiedsgericht im Haag unterbreitet.

Neben dem demokratischen Präsidenten hat das Gesetz in Amerika noch mehr Gegner. Außer der Leitung der Weltausstellung von San Francisco, die fürchtet, daß Japan die Ausstellung nicht beschicken werde, sind es die kalifornischen Gewerkschaften, die das Gesetz bekämpfen. Jeder, der weiß, welche Stellung die Majorität der organisierten Arbeiterschaft von Kalifornien bisher zu der japanischen Frage eingenommen hat, wird sich denken können, daß die Gewerkschaften das Gesetz nicht verwerfen, weil es zu reaktionär ist, sondern weil es den Japanern noch erlaubt, Land zu pachten. Die Herren von der „American Federation of Labor" wollen die „Gelben" nicht nur rechtlos machen, sie wollen sie überhaupt aus dem Lande hinaustreiben. So hat denn die „Asiatic Exclusion League", deren Präsident O. A. Tveitmoe ist, der Sekretär des San-Francisco-Bauarbeiter-Councils und einer der Hauptangeklagten im Dynamitprozeß von Indianapolis, beschlossen, das Gesetz mit Hilfe des Referendums für ungültig zu erklären, um durch einen Initiativantrag ein schärferes Ausnahmegesetz gegen die Japaner einzubringen. Wir erleben hier also das traurige Schauspiel, daß sich die Arbeiter reaktionärer gebärden als die aus Reaktionären zusammengesetzte Legislatur.

Die Einwände, die die Arbeiterführer gegen die Japaner als Lohndrücker anführen, sind keineswegs stichhaltig, man könnte sie aber allenfalls noch verstehen; wie aber der Japanerhaß der Leute so weit gehen kann, daß sie sich als Beschützer der Kapitalisten aufspielen, wird ein moderner deutscher Arbeiter kaum begreifen.

Ob das Gesetz nun in der vorliegenden Form bestehen bleibt oder ob es den Wünschen der einen oder der anderen Seite entsprechend verschärft oder gemildert wird, ist gleichgültig, die Tatsache, daß wir in Kalifornien ein neues Ausnahmegesetz gegen die Japaner haben, bleibt bestehen und liefert uns den Beweis, daß die Bevölkerung Kaliforniens, allen voran die Arbeiterschaft, für die amerikanischen Imperialisten, die seit Jahren auf einen Krieg mit Japan hinarbeiten, Vorspann leistet. Auch die Sozialistische Partei versagt in dieser Frage.

Lassen wir nun aber einmal alle Einwände vom Standpunkt des internationalen Proletariats beiseite und betrachten wir das Gesetz vom Standpunkt eines japanerfeindlichen Amerikaners. Wir müssen zu dem Schlusse kommen, daß die Mehrheit der Bevölkerung Kaliforniens und der ganzen Vereinigten Staaten ein frevelhaftes Spiel anzettelt, indem sie sich ohne wirklichen Grund zu einer Aktion entschließt, die zu den schlimmsten Konsequenzen führen kann. Denn wer etwa glaubt, daß das japanische Kapital einen wenn auch nur geringen Einfluß auf die kalifornische Landwirtschaft auszuüben beginnt — und nach dem Geschrei der Japanerfeinde und ihrer Presse muß jeder Unbefangene diesen Glauben haben —, der täuscht sich ganz gewaltig.

---

[1] Fast zu gleicher Zeit wurde vom Gouverneur von Arizona ein ähnliches Gesetz unterzeichnet, das sich in erster Linie gegen die dort wohnenden mexikanischen Bürger richtet. Das Gesetz verbietet nämlich nicht allein den Mongolen, sondern auch den Kaukasiern den Landerwerb, sofern sie nicht die Erklärung abgeben, amerikanische Bürger werden zu wollen.

Von ungefähr 80 000 Farmen in Kalifornien mit einem Gesamtflächeninhalt von etwa 35 000 000 Acres[1] (die genauen Zahlen des letzten Berichtsjahres liegen mir noch nicht vor) in Kultur befindlichem Land gehören japanischen Ansiedlern nur 331 Farmen mit 12 726 Acres, und der ganze Wert des japanischen Grundeigentums an Farmland beträgt einschließlich der Gebäude und Anlagen 609 605 Dollar, während der Wert der gesamten Kulturländereien Kaliforniens ungefähr die Höhe von 710 000 000 Dollar erreicht. Der Landbesitz der Japaner vergrößerte sich in den Jahren 1909 bis 1912 um 1935 Acres, also um ein kleines Fleckchen Erde, wenn man bedenkt, daß in den drei Jahren etwa tausendmal soviel Kulturland im Staate urbar gemacht wurde. Die Zahl der in japanischem Besitz befindlichen städtischen Bauplätze beträgt 218, und ihr Gesamtwert ist 235 675 Dollar. 20 294 Acres Land sind von Japanern gepachtet. Der Vollständigkeit halber füge ich noch hinzu, daß sich 2548 geschäftliche Unternehmungen in Händen von Japanern befinden und daß das ganze in diesen Geschäften investierte Kapital nur 4 075 226 Dollar beträgt. Zieht man nun noch die Tatsachen in Betracht, daß die gesamte japanische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten jetzt durchschnittlich 5000 Köpfe im Jahr zählt, daß durch die strenge Durchführung der Einwanderungsgesetze und die Maßregeln der japanischen Regierung die Einwanderung eher ab- als zunehmen dürfte, und schließlich, daß die Ankömmlinge durchweg nur geringe Mittel besitzen, ihr Geld also durch schwere Arbeit verdienen müssen, so kann man leicht ausrechnen, wie lange es im günstigsten Falle noch dauern würde, ehe der Japaner mit dem Weißen, das japanische mit dem amerikanischen Kapital in Kalifornien in Wettbewerb treten könnte.

Ist es wirklich bloß Japanerhaß oder ist es Gerissenheit, die den Amerikanern der gelben Rasse gegenüber eine Politik diktiert, die noch schlimmer ist als die preußische Polenpolitik, was doch viel sagen will? Leichtsinniger und grundloser dürfte jedenfalls noch nie ein Ausnahmegesetz erlassen worden sein; und dabei ist das vorliegende nur ein Glied in einer langen Kette von Gesetzen, die schon erlassen sind oder noch erlassen werden sollen und nur dazu dienen, künstlich einen Rassenhaß zwischen zwei Völkern zu stiften, die ganz gut und friedlich nebeneinander leben könnten. Als die ersten Ansiedler in dies Land kamen, wurden sie von den Eingeborenen freundlich begrüßt; erst als die Weißen versuchten, den Indianern mit Pulver und Blei europäische Kultur beizubringen, kam es zu blutigen Kämpfen. Was bedeuteten aber diese Kämpfe mit ungleichen Waffen gegen den großen Kampf, der unausbleiblich ist, wenn die Nachkommen der Eingewanderten jetzt versuchen, weitere Zuwanderer mit ähnlichen Mitteln zu unterdrücken, mit denen einst die Eingeborenen von den ersten Einwanderern unterdrückt wurden? Die amerikanischen Arbeiter mögen ihrem Chauvinismus in allererster Linie Zügel anlegen, denn wer schließlich die Kriegskosten zu bezahlen hätte, würde die Zukunft nur zu bald zeigen.

Der Verfall der Hausweberei im schlesischen Eulengebirge.

Von **Emil Rabold.**

Schlesien war seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Hauptsitz der deutschen Leinenindustrie. Die auf hausindustriellem Wege hergestellten Waren fanden besonders in Holland und England reißenden Absatz. Von hier aus wurden sie weiterexpediert nach Afrika und Amerika. Die Leinenprodukte dienten in der Hauptsache zur Bekleidung der Sklaven. Gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unterlag die schlesische Leinenindustrie der englischen Konkurrenz. Und seither ist sie nie wieder zu rechter Blüte gekommen.

[1] 1 Acre = 0,4047 Hektar.

Aber so bekannt nun der Ruf der schlesischen Leinenindustrie auch war, so reißend der Absatz, so groß die Nachfrage: den Spinnern und Webern ist es von Anfang an nie anders denn schlecht gegangen. Ihre Not ist nahezu sprichwörtlich geworden in ganz Europa; denn die Berichte fast aller Zeitgenossen, die sich mit der Lage der Hausweber befaßten, stimmten im wesentlichsten darin überein, daß die „schlesischen Hausweber die elendesten Bewohner von vielleicht ganz Europa" sind.

Als die Zunftfesseln zu eng wurden, die steigende Nachfrage entsprechend den neugeschaffenen Märkten nicht mehr gedeckt werden konnte, mußte eine Produktionsweise auf breiterer Basis entstehen, die einer Menge williger Arbeitskräfte bedurfte. Diese waren auf dem Lande am ehesten zu finden, vor allem dort, wo die ehemals freien Bauern verarmt waren. Das Spinnen und Weben beruhte noch auf ganz einfacher Form; ohne größere Schwierigkeiten war es zu erlernen. Anfangs betrieben es die Bauern und deren Angehörige nur als Nebenbeschäftigung der Landwirtschaft; im Winter, bei schlechter Witterung, nach Beendigung der Feldarbeit oder wenn sonst der landwirtschaftliche Betrieb ruhte. Aber den Zweck, aus den Schulden zu kommen, der Abhängigkeit vom Gutsherrn zu entrinnen, erreichten die Bauern nicht. Im Gegenteil: der neue Erwerb, dem sie in die Arme gefallen waren, vergrößerte ihr Elend noch mehr.

Während früher die Bauern nach beendigter Feldarbeit ihren Körper ruhen lassen und zu neuer Tätigkeit stählen konnten, nützten sie jetzt jede Stunde des Tages aus, arbeiteten bis tief in die Nacht hinein und kamen Sommer wie Winter kaum noch zum Schlafe. Ihre Kraft verfiel. Die sitzende Beschäftigung am Webstuhl nahm dem Körper jede Elastizität, die schlechte Luft der engen übervölkerten Stuben raubte ihnen jede Spannkraft. Sie konnten den harten Gebirgsboden, der eine intensive Bebauung erfordert, nicht mehr in dem Maße wie früher bearbeiten. Der Acker verkam.

Die Bauern gerieten noch tiefer in Schulden. Denn der Gutsherr verlangte nach wie vor seine Abgaben. Und noch mehr: die Bauern mußten sich das Recht zum Weben und Spinnen erst erkaufen. Der Weber- und Spinnerzins kam auf und wurde vom Gutsherrn genau so unbarmherzig eingetrieben wie die Fronden und sonstigen Abgaben.

Hilflos der Willkür der Gutsherren preisgegeben, hatten die Kauf- und Handelsherren vormärzlichen Stils ein leichtes Spiel. Sie waren es, die den Preis der Waren diktierten; die Weber hatten ihn unter allen Umständen anzunehmen. Denn sie brauchten Geld und mußten ihre Waren absetzen. Sie konnten sie nicht unverkauft wieder nach Hause schleppen. Sie brauchten Geld zur Bezahlung der drückendsten Schulden, zur Erhaltung ihrer kümmerlichen Existenz; sie brauchten Geld, um den Garnhändler zu bezahlen, damit er neues Garn lieferte und sie weiter ihrem elenden Erwerb nachgehen konnten.

Zwiefach war also die Art ihrer Ausbeutung. Zwischen zwei Mühlsteinen — den Gutsherren und den Kaufherren — wurden die Weber und Spinner zerrieben, ausgepreßt, mürbe gemacht. Und der Saft blieb nicht einmal im eigenen Lande. Denn die eigentlichen Unternehmer, die Handelsherren, für die die Waren geliefert wurden, saßen nicht in Schlesien, sondern in Augsburg, in Ulm, in Holland. Sie hatten in den Weberdistrikten nur

ihre Faktoren und Unterhändler, die in ihrem Auftrag das Geschäft der Ausbeutung besorgten.

Gegen diese Art der Ausbeutung wurden wiederholt laute Klagen geführt. Vor allem war es der österreichische Staatsmann Becher, der um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gegen die Kaufherren schrieb: „welche allein auf ihren Profit sehen, das Land schinden, schaben und aussaugen, etwan hernach einem Teuffel ein Liecht anzünden, darbey die gröbste propolisten seyn, und nicht allein des Lands Unterthanen in keine Arbeit stellen, und ihres Gewiens geniessen lassen, sondern ihre Mitbürger und Neben-Handelsleute verderben, ja als bissige Hunde an dem Bein allein nagen wollen". Wohl wurden hie und da Verordnungen erlassen, die den gröbsten Auswüchsen steuern sollten, doch ohne Erfolg. Die Webernot verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr. Der Hungertyphus wütete in allen Dörfern. In Scharen erlagen die Weber verheerenden Krankheiten und Seuchen. Massenweise verfielen sie der Degeneration. Im Jahre 1794 war die Not so groß daß in einzelnen Distrikten die Kadaver verendeter Tiere vom Schindanger aufgelesen, verteilt und verzehrt wurden.

Als dann zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Spinnmaschine und der Webstuhl ihren Einzug hielten, wurde die Webernot auf die Spitze getrieben. Die Handweberei mußte dieser gewaltigen Konkurrenz unterliegen. Fabriken entstanden, immer geringer wurden die Aufträge, die die Handweber bekamen. Die Preise gingen rapid zurück. Der Handweber verlor das letzte Restchen seiner Selbständigkeit; er hing fernerhin ganz vom Unternehmer ab. Früher kaufte der Weber das Garn ein, verwob es und setzte die fertige Ware ab. Jetzt bekam er das Garn vom Unternehmer geliefert, er mußte es verweben und die fertige Ware abgeben. Er war zum elendesten aller Arbeiter, zum Heimarbeiter geworden. Da der Webstuhl sich seit zwei Jahrhunderten nicht geändert hatte, war es für die Maschine ein leichtes, die Stühle zu Tausenden lahmzulegen, die Weber in Scharen brotlos zu machen.

Im Jahre 1844 erreichte die Webernot ihren Höhepunkt. Weit über 100 000 Personen waren in den Weberdistrikten nach den damaligen Begriffen „hilfsbedürftig". Unterstützungsvereine bildeten sich, um die grauenhafte Not zu mildern. Aber ihre Unterstützung in Geld und Naturalien hinderte nicht, daß die Weber scharenweise vom Hungertyphus vernichtet wurden; sie konnten sich weder kleiden noch nähren. Eine allgemeine Teuerung vergrößerte das Elend noch mehr. In alle Welt klangen die bitteren Klagen der Weber. Aber die Regierung sah tatenlos zu und ließ die zusammengeschrumpften Webermägen mit blauen Bohnen füllen, als im Juni 1844 im Kreise Reichenbach der denkwürdige Aufstand ausbrach, dessen Wetterleuchten wir in Gerhart Hauptmanns prächtiger Dichtung „Die Weber" zucken sehen.

Dieser Ausstand kam ohne jede Vorbereitung zustande. Es mangelte ihm an jeder Organisation; die Weber waren sich ihrer Taten kaum bewußt. Was sie begannen, war lediglich der spontane Ausdruck einer bis zur Verzweiflung getriebenen Stimmung. Sie kannten das Woher und Warum ihrer Lage ebensowenig begreifen wie den Reichtum, der sich vor ihren Augen auftat. Und gerade darin lag das Tragische ihres Schicksals, weit weniger in ihrer schlechten Lage an sich.

Daß es trotz der großen Not in Schlesien nicht öfters zur Revolte kam,[1] und daß diese nicht weitere Kreise zog, lag wohl lediglich an der Größe des Elends. Die Weber hatten nicht mehr die Kraft, sich zu einer einheitlichen Tat zu sammeln, sich aufzuraffen zu einem Ziele, sich ihr Los durch Selbsthilfe erträglicher zu gestalten. Hilflos mußten sie der kapitalistischen Entwicklung unterliegen. Heute ist von der ehedem so großen Schar Handweber nur mehr ein kleines Häufchen übrig. Der Schweidnitzer Handelskammer verdanken wir eine Statistik, die von Zeit zu Zeit aufgenommen wird und die interessante Angaben über den Rückgang der Hausweberei enthält. Die Statistik umfaßt die Kreise Reichenbach, Schweidnitz und Waldenburg. Diese im romantischen Eulengebirge gelegenen Kreise bilden das Zentrum der schlesischen Hausweberei. Ihnen benachbart sind die Kreise Glatz, Habelschwert und Neurode, die ebenfalls noch eine Anzahl Handweber bergen. Jedoch ist über diese kein statistisches Material vorhanden; aber ihre Verhältnisse liegen im allgemeinen ähnlich wie in den erstgenannten Kreisen. Man kann also die dort gesammelten und gemachten Erfahrungen auf die anderen Kreise, auf die gesamten hausindustriellen Bezirke der textilen Produktion Schlesiens übertragen, ohne dabei zu Fehlschlüssen zu kommen, zumal das Schicksal der Hausweberei im allgemeinen als besiegelt gelten kann und an ihr lediglich noch das durch sie geschaffene Elend interessiert.

Im Jahre 1850 wurden in den Kreisen Reichenbach, Schweidnitz und Waldenburg 20 253 Handweber gezählt. Ihre Zahl ging zurück auf 17 603 im Jahre 1860, auf 14 910 im Jahre 1870, auf 12 172 im Jahre 1880, auf 7658 im Jahre 1892, auf 5267 im Jahre 1900, auf 2527 im Jahre 1908 und auf 1927 im Februar 1911. Seit 1908 beträgt demnach der Rückgang allein 600. Woraus ersichtlich ist, daß sich der Grad des Rückganges auf das Ende zu beträchtlich gesteigert hat. — Von den noch vorhandenen Hauswebern entfallen 948 auf das männliche und 979 auf das weibliche Geschlecht. 1464 sind selbständige Personen, 463 als Gehilfen tätig, davon die Mehrzahl Frauen. Nur mit Weberei beschäftigen sich 1587 Personen; 340 beschäftigen sich auch mit anderen Erwerbsarbeiten. Als solche kommen in Betracht Arbeiten beim Straßenbau, Forstarbeiten sowie in einzelnen Fällen Arbeiten in der Landwirtschaft. Die Handweber haben nur in den seltensten Fällen Grund und Boden. Sie müssen also in der Hauptsache von dem kümmerlichen Ertrag der Hausweberei leben.

Gewebt werden in der Hauptsache baumwollene Stoffe sowie Ziechen, Handtücher, Bettücher, Wischtücher und Barchent. Die Leinenindustrie ist fast ganz verdrängt worden. Es weben nur mehr 727 Handweber leinene und halbleinene Gewebe. Die Baumwollweberei überwiegt auf der ganzen Linie. Und mit ihr werden die niedrigsten Verdienste erzielt. So erreicht beispielsweise der Barchentweber selten einen Verdienst von 2 Mark pro Woche. Löhne von 1,20, 1,50 und 1,80 Mark sind im allgemeinen auf der Tagesordnung. Auch der Taschentuchweber verdient nicht mehr. Einen etwas höheren Lohn erreicht nur der Leinenweber. Er kann es im günstigsten Falle auf 5 bis 7 Mark pro Woche bringen. Höher aber nie. Und dabei muß in Betracht gezogen werden, daß in allen Fällen Frauen und Kinder ihre Arbeitskraft mit

[1] 1794 hatte es einige Tage im Kreise Landeshut Unruhen gegeben, aber von weit geringerer Bedeutung wie die von 1844 im Kreise Reichenbach.

beisteuern müssen, daß der Arbeitstag des Handwebers 12 bis 16 Stunden beträgt. Die Arbeit der Frauen besteht in der Regel im Spulen des Garnes. Will sie den webenden Mann immer mit Garn versorgen, so darf sie außer ihrer Hausarbeit keine Minute versäumen. Sobald die Kinder größer sind, werden auch sie zum Spulen herangezogen. Desgleichen müssen die Kinder oft das Liefern besorgen, sofern im Dorfe kein Ausgeber oder Fabrikant vorhanden ist. Diese wohnen oft zwei bis drei Stunden von dem Weberdorf entfernt. Will der Weber selbst zu ihnen gelangen, so muß er einen ganzen Arbeitstag versäumen. Um dies zu vermeiden, die kostbare Zeit nicht zu verschwenden, wird das Liefern, wo angängig, den Kindern übertragen, wie es Freiligrath in seiner Revolutionsballade: „Aus dem schlesischen Gebirge" geschildert hat.

Der niedrige Stand der Löhne allein ist es, der der Hausweberei noch erlaubt, ein bescheidenes Plätzchen in der textilen Produktion in Anspruch zu nehmen. Nicht der Güte und Vorzüge der gelieferten Waren, sondern der Fülle des Jammers, der Größe des Elends, der Summe der Not verdankt die heutige Hausweberei ihre kümmerliche Existenz. Denn längst sind von der Technik alle Vorzüge ausgeglichen worden, die der Handweberei vor Jahren noch zugesprochen werden mußten.

Im Jahre 1899 glaubte ein bürgerlicher Sozialpolitiker, Dr. Alfred Glücksmann, der in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik eine größere Abhandlung über die Hausweberei im schlesischen Eulengebirge veröffentlichte, dem Handwebstuhl, soweit auf diesem feineres Leinenzeug hergestellt wird, noch eine gewisse Bedeutung beizumessen. Er schrieb zur Begründung seiner Ansicht:

„Der Handweber hat es im Gefühl, wenn der Weberprozeß sich nicht ordnungsgemäß vollzieht, und es ist daher eine anerkannte Tatsache, daß bei der Handweberei Fehler seltener sind als bei der maschinellen. Dieser Umstand begründete eine gewisse Superiorität des Handwebers bei der Herstellung der feinen Leinengewebe, bei denen es auf eine tadellose individuelle Arbeit besonders ankommt. Dem Handweber kommt hier noch der Umstand zugute, daß das feine Leinengarn den Anforderungen, die der mechanische Webeprozeß an die Widerstandsfähigkeit des Materials stellt, nicht gewachsen ist.... Bei der Herstellung der feinen Qualitätsware... ist die Arbeit eine so diffizile, daß nicht nur jeder Stuhl von einem besonderen Arbeiter bedient werden, sondern auch die Gangart sehr verlangsamt werden muß, so daß hier die beiden Vorteile (schnelle Gangart und Zweistuhlsystem. D. Verf.), die der mechanischen Weberei sonst zugute kommen, entfallen. Feine Leinen, Damaste, besonders Tischzeug und Bettücher bilden also noch vollkommen das Arbeitsfeld des Handwebers, und je breiter dieser das Gewebe herstellt, um so wertvoller ist es, um so höher wird es bezahlt...." Weiter meint der Verfasser, daß die ganz schmalen Gewebe dem Handweber eine gewisse Überlegenheit zuweisen: erstens der komplizierten Schußauswechslung wegen und zweitens der ungenügenden Ausnutzung der Stuhlbreite halber bei gleicher Kraftzufuhr. „Es gibt also noch Fabrikate, mit deren Herstellung die Handweberei dem Kraftstuhl gegenüber ihren Platz behaupten kann, ja die der maschinellen Produktion überhaupt entzogen sind."

Diese Ansicht ist heute durch nichts mehr begründet. Denn gerade mit der Leinenweberei geht es rasend bergab. Im Kreise Waldenburg, wo lange Zeit die meisten Leinenweber saßen, ist deren Zahl von 1125 im Jahre 1898 auf rund 300 im Jahre 1911 gesunken. Von einer Überlegenheit kann demnach schlechterdings nicht mehr die Rede sein. Davon zeugen auch die Berichte der Handelskammern. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

klagten die Kammern von Hirschberg und Schweidnitz noch über Mangel an guten Leinenwebern. Heute sagen die Berichte in kurzen und dürren Worten: „Der Handweberei geht es andauernd schlecht." „In den letzten Jahren wurden nachweislich 60 Prozent weniger Waren geliefert." Und so weiter.

Wie es mit der „höheren Bezahlung" der Handweber steht, die feines Leinenzeug herstellen, ist weiter oben schon angedeutet worden. Es kann aber wiederholt werden, daß der Jahresdurchschnittsverdienst eines Leinenwebers 300 Mark nicht übersteigt. Von einer guten Bezahlung kann also gar nicht die Rede sein.

Würden die noch vorhandenen Handweber einen anderen Erwerb finden, so würden sie sicherlich samt und sonders eine andere Tätigkeit aufnehmen. Aber sie sind zu alt, zu schwach, zu entnervt, um den Anforderungen eines anderen Berufes zu genügen. Die jüngeren Generationen bleiben alle dem Beruf ihrer Väter fern. Nur selten bleibt noch ein Sohn zu Hause, um sich hinter den Stuhl zu hocken. So werden zum Beispiel im Alter von 14 bis 35 Jahren nur 51 Handweber gezählt, die in den drei Kreisen noch als Hausweber beschäftigt sind. Der Rest fällt auf die höheren Altersklassen. Daraus ist zu schließen, daß die Hausweberei mit den noch lebenden Webern aussterben wird.

Kümmerlich wie die Entlohnung ist die Ernährungsweise der Handweber. Wie früher, so kommt auch heute noch das Fleisch nur in den seltensten Fällen und auch da nur in sehr kargen Mengen auf den Tisch. Die Hauptnahrung bilden Kartoffeln und Kaffee, letzterer meist hergestellt aus gebranntem Korn. Die Speisen werden mit einem Fettsurrogat geringster Qualität geschmälzt. Jahraus jahrein von einer solchen minderwertigen Kost zu leben, heißt den Körper langsam dem Ruin preisgeben. Und in der Tat sieht man unter den Handwebern nicht einen, der nicht die Merkmale seiner Berufsklasse deutlich zur Schau trägt: spitznasig, von fahler Gesichtsfarbe, zittrig, scheinbar nur Haut, Knochen und Sehne, dazu die tiefliegenden charakteristischen, gleichsam wunden Weberaugen.... So ähnlich werden uns die Weber von Gerhart Hauptmann geschildert. Und so sind sie beschaffen.

Ihre Hütten stellen nahezu das Primitivste menschlicher Wohnstätten dar. Eine einstöckige, strohbedeckte Hütte, aus rohen Balken zusammengefügt, die Fugen mit Lehm verstrichen, weder außen noch innen verschalt, die Wände mit einer einfachen Kalkfarbe übertüncht: das ist die übliche Weberhütte. Viele Häuschen drohen vom Sturme fortgerissen zu werden, sind windschief und verfallen. Und in fast allen Dörfern treffen wir noch Hütten, gegen die „die Viehställe eines Dominiums Prunksäle genannt werden müssen".

Die Einrichtung einer Weberhütte ist sehr gering. Nur ein Raum ist es, der zum Arbeiten, Essen, Schlafen, Gebären und Sterben dient. Zwei Räume bewohnt der Weber nie. In seiner Behausung nimmt der Webstuhl den meisten Platz ein. Ein alter Kachelofen, ein Bett, ein Tisch, eine Bank und einige Stühle bilden das übrige Inventar. Die schmucklosen Wände ziert in der Regel ein Heiligenbild. Dem Eintretenden schlägt beim Öffnen der Stube ein übler Brodem entgegen. Es ist fast immer zum Ersticken in einer Weberhütte, da deren Fenster im Jahre kaum einmal geöffnet werden. Aber die engbrüstigen, zusammengeschrumpften Weber; die verkümmerten, aschgrau aussehenden Frauen mit den großen starren Augen; und die Kinder, bleich, bedrückt, elend und hilflos in die Welt blickend, in Gang, Haltung und Ge-

bärde deutlich die Spuren der Verelendung bekundend: sie alle haben sich so an ihre Umgebung gewöhnt, daß sie nur selten die Stube verlassen, um draußen einige Züge der würzigen Luft des Eulengebirges zu schöpfen. So hinfällig sind sie durch die jahrhundertelange Ausbeutung geworden, daß sie selbst den Durst nach höheren Gütern verloren haben. Mit stummer Resignation erträgt der Hausweber sein Geschick. Er erhofft nichts mehr, er erwünscht nichts mehr. Vielen erscheint der Tod als der einzige Erlöser.

Der Untergang einer Industrie, die so viel Not, so viel Elend, so viel Siechtum und Gebrechen mit sich gebracht hat; der Untergang einer Industrie, die die scheußlichste Form jeder Ausbeutung darstellt, kann nur allseitig erwünscht werden.

Nichtsdestoweniger gibt es gewisse bürgerliche Schwärmer, die der Hausweberei wieder auf die Beine helfen möchten. Die kurioseſten Vorschläge sind schon gemacht worden zur Neubelebung dieser aussterbenden Industrie. So erwog man vor Jahren allen Ernstes den Vorschlag, den Handwebstuhl mittels Motorkraft in Betrieb zu setzen, damit sich die Leistungsfähigkeit des Webers steigere. Aber man berücksichtigte nicht, daß die meisten Stühle morsch und verfallen sind wie die Handweber selbst, daß sie also zum Kraftantrieb gar nicht brauchbar sind.

Es wurden weiter auch Vorschläge gemacht, den Handwebern wieder zu Grund und Boden zu verhelfen. Die Landwirtschaft Hauptbeschäftigung, die Handweberei Nebenbeschäftigung, das war der Grundgedanke dieses Vorschlags. Durch eine Art Erbpachtrecht sollte den Webern Grund und Boden verschafft werden. Aber Hausweberei und Landwirtschaft vertragen sich gar nicht miteinander. Erstens mangelt dem Weber die Kraft zur Bebauung des Bodens. Zweitens ist die Weberei Saison- und Konjunkturschwankungen unterworfen. Es gibt Fälle, wo mitten im Sommer die Aufträge einlaufen. Wen soll dann der Hausweber bedienen? Den Acker oder den Unternehmer? Tut er das erstere, dann verliert er seine Arbeit. Macht er das letztere, dann verkommt sein bißchen Hab und Gut auf dem Felde. Wozu noch als dritter Grund kommt, daß der Handweber, der sich längere Zeit der Landwirtschaft hingegeben hat, dem Stuhle entwöhnt wird, den Webeprozeß nicht mehr genau verfolgen kann und im Anfang sicher sehr fehlerhafte Waren liefern würde.

Es muß also schon dabei bleiben: die Handweberei vom Entwicklungsprozeß auffaugen zu lassen. Das einzige, womit man sich dabei ernsthaft beschäftigen muß, ist die Frage: Sollen die noch vorhandenen Weber langsam und schmerzhaft verbluten oder ist es nicht dringend notwendig, sie vor allzu großen Übeln zu beschützen?

Heute wird zu ihrem Schutze so gut wie nichts getan. Das neue Heimarbeitergesetz bringt ihnen keine nennenswerte Vorteile. Ein Minimallohngesetz, wie es die Sozialdemokratie im Reichstag vorgeschlagen hatte, hätte den Handwebern zweifellos vielen Nutzen gebracht, gleichzeitig aber auch ihren Untergang beschleunigt. Da die Handweber, wie schon gesagt, meist in einem hohen Alter stehen, wären sie ohne eine besondere Unterstützung verkommen. Diese ist also unter allen Umständen notwendig und stellt den einzigen praktisch zu erwägenden Vorschlag dar.

Im Jahre 1914 verspricht die Schweidnitzer Handelskammer erneut eine Statistik über den Stand der Hausweberei aufzunehmen. Wenn möglich,

sollen dabei auch die Kreise Neurode, Glatz und Habelschwert in den Bereich der Betrachtungen gezogen werden. Was bis dahin von den Handwebern noch übrig sein wird und wie sich deren ferneres Schicksal gestalten soll, das ist eine Frage, die ernster Erwägungen wohl wert ist. Jedenfalls darf die Forderung auf Unterstützung der alten hilfsbedürftigen Weber (und hilfsbedürftig sind sie nahezu alle!) nicht fallen gelassen werden. Ferner ist von nöten eine umfassende Enquete über den Stand der so übel bestellten Hausindustrie; über die Löhne, das Alter, den Gesundheitszustand der Arbeiter; über die Wohnungs- und Sterblichkeitsverhältnisse sowie über die Aussichten, die sich diesem niedergehenden Industriezweig noch bieten.

Literarische Rundschau.

Dr. G. Strutz, Reichs- und Landessteuern im Hinblick auf die Deckung der Wehrvorlagen. Erstes Heft der Finanzwirtschaftlichen Zeitfragen. Stuttgart 1913, Verlag von Ferd. Enke. 2,40 Mark.

Der Senatspräsident des preußischen Oberverwaltungsgerichts Dr. G. Strutz hat in den letzten Wochen durch seine außerordentlich scharfe Kritik der Wehrsteuervorlage großes Aufsehen erregt. Er hat sich nämlich im „Tag" und in der „Deutschen Juristenzeitung" gegen das Einschätzungsverfahren des landwirtschaftlichen Vermögens gewendet, wie es von der Regierung vorgeschlagen und jetzt von der Reichstagskommission angenommen wurde. Bekanntlich soll der Wert des Grund und Bodens nach dessen „Ertrag" und nicht nach seinem Marktpreis berechnet werden, was naturgemäß eine bedeutende Privilegierung der Agrarier bedeutet. Strutz hält es sogar für notwendig, die ganze Wehrvorlage abzulehnen, falls die Agrarier wiederum in dieser Weise bevorzugt werden sollten. Was wird, sei nebenbei bemerkt, Strutz jetzt zu den Beschlüssen der Kommission sagen, die in der Liebesgabenpolitik den Agrariern gegenüber noch weiter als die Regierung gegangen ist, indem sie den Bodenertrag bloß mit 20 statt mit 25 nach der Regierungsvorlage kapitalisiert?

Es ist deshalb erklärlich, wenn die neue Schrift von Strutz zur selben Frage von vornherein großes Interesse hervorrufen mußte. Um so enttäuschter waren wir, als wir sie gelesen hatten. Eine wirklich gründliche Kritik der neuen Finanzreform finden wir hier nicht, auch nicht mehr die offene Auflehnung gegen die neue Liebesgabe an die Agrarier. Im ganzen genommen stellt sich Strutz auf den Boden der Regierungsvorlagen, will nur von dem Kontrollrecht des Reiches über die Aufbringung der erhöhten und „veredelten" Matrikularbeiträge durch die Bundesstaaten nichts wissen, weil diese Kontrolle einen Eingriff in die Finanzhoheit der Bundesstaaten bedeute.

Strutz ist überhaupt ein eifriger Verteidiger der finanziellen Selbständigkeit der Bundesstaaten und möchte eine scharfe Demarkationslinie zwischen dem Steuergebiet des Reiches und dem der Bundesstaaten ziehen, dem Reiche die indirekten Steuern, Verbrauchs- und Stempelsteuern, den Bundesstaaten die direkten Steuern überlassen sehen. In Wirklichkeit erheben aber auch die Bundesstaaten indirekte Steuern, wie die Weinsteuer, Biersteuer usw. Andererseits erhält das Reich auch direkte Steuern, wie die Tantièmesteuer. Davon abgesehen ist es doch unmöglich, von einer völligen Abgrenzung der Steuergebiete zu sprechen, wenn die Bundesstaaten Matrikularbeiträge und das Reich Überweisungen zu zahlen haben.

Strutz hat recht, daß die beste Besitzsteuer eine Vermögenssteuer ist,[1] in deren Rahmen auch eine allgemeine Vermögenszuwachssteuer sehr gut paßt. Nur will er auf keinen Fall diese Steuer dem Reiche überweisen, weil sie eine

[1] Ähnlich auch M. Nachimson, Die Staatswirtschaft. Leipzig 1913, Verlag von Artur Kabe.

168 Millionen, davon bei der Lebensabteilung 153 Millionen, hiervon bei der Ergänzung der Einkommensteuer ist. Ergänzung — in welchem Sinne? Weil sie den leistungsfähigen Besitz schärfer trifft? Ist denn die Erbschaftssteuer, für deren Überlassung an das Reich Strutz eintritt, nicht im gleichen Sinne eine „Ergänzung" der Einkommensteuer? Die Vermögenssteuer ist in den einzelnen Staaten verschieden geregelt, meint Strutz, und kann deshalb nicht vom Reiche erhoben werden. Diese Verschiedenheit im Veranlagungsverfahren ist indes gar nicht so groß. Ist doch die Erhebung einer einmaligen Vermögenssteuer möglich. Warum soll eine dauernde Vermögenssteuer unmöglich sein? Umgekehrt. Immer notwendiger wird gerade eine allgemeine gleichmäßige Besteuerung des Kapitals in allen Teilen des Landes, was Strutz selber als Motiv für die Übernahme der Stempelsteuer durch das Reich anführt. Was aber für die Stempelsteuer gilt, ist auch für jede andere Belastung des Kapitals richtig. Kurz, wir sehen wahrhaftig nicht ein, warum die Vermögenssteuer unbedingt zur Domäne der Bundesstaaten gehören soll. Alle von Strutz so ausführlich wiedergegebenen feierlichen Erklärungen der einzelnen Bundesregierungen haben uns ebenfalls darin nicht überzeugt, daß die Aufrechterhaltung der Matrikularbeiträge für die Bundesstaaten besser ist als die Überlassung der Vermögenssteuer an das Reich. Uns scheint, daß dahinter ganz andere Momente als die Selbständigkeit der bundesstaatlichen Finanzhoheit stecken, nämlich die Furcht davor, daß das Reich eben diese Besitzsteuer gut ausnützen könnte. Hat das Reich eine solche Steuerquelle in der Hand, so wird es daraus schon viel gründlicher schöpfen als die Bundesstaaten, weil seine Finanznot eben größer ist und weil die Sozialdemokratie im Reichstag stärker vertreten ist als in den einzelnen Landtagen. Nun belastet aber die Vermögenssteuer das mobile Kapital stärker als die Erbschaftssteuer. Diese letztere wird vom Kapital, die Vermögenssteuer aber vom Einkommen oder vom Betriebskapital entnommen. Eine einmalige Kürzung des Kapitals ist für den Industriellen viel weniger empfindlich als die jährliche Beschneidung seines Einkommens, die — wenigstens für den mittleren Kapitalisten — unter Umständen recht unbequem werden kann. Dagegen ist für den Landwirt die Aufbringung einer größeren Summe als Erbschaftssteuer recht schwierig, zwingt ihn zuweilen zur Aufnahme neuer Schulden usw. Daher sträuben sich die Agrarier gegen eine Erbschaftssteuer mehr als gegen eine Vermögenssteuer, wogegen einige Bundesstaaten im Interesse des mobilen Kapitals gegen eine Reichsvermögenssteuer sind. Auch Strutz vertritt hier die Interessen des städtischen mobilen Kapitals, und nur von diesem Standpunkt aus läßt sich seine Opposition gegen die Bevorzugung der Agrarier in der neuen Wehrvorlage begreifen. Sp.

Gustav Grunwald, **Einrichtung und Betrieb einer großen deutschen Versicherungsgesellschaft.** Hannover 1912.

Dieser von einem der Direktoren der „Viktoria" in der Technischen Hochschule zu Dresden „für die sächsischen Richter, Staatsanwälte, Gerichtsassessoren und Referendare" gehaltenen Vortrag ermöglicht auch weiteren Kreisen von Lesern, da er nun gedruckt vorliegt, einen Einblick in den Betrieb der größten deutschen Versicherungsgesellschaft. Zunächst entnehmen wir der lehrreichen Broschüre einige Daten. Das Geschäftsgebiet der „Viktoria" umfaßt das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, den Orient, Frankreich, Belgien, die Niederlande und die skandinavischen Länder. Sie betreibt fünf Versicherungszweige: Lebens-, Volks-, Transport-, Unfall- und Haftpflichtversicherung. Im Jahre 1904 hat die „Viktoria zu Berlin" die „Viktoria Feuerversicherungsaktiengesellschaft" als Tochteranstalt ins Leben gerufen, die zunächst nur innerhalb Deutschland Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung betreibt. Der Rechenschaftsbericht für 1910 ergibt folgende Zahlen: Bestand, das heißt Gesamtversicherungssumme allein für die Lebensabteilung zwei Milliarden, davon bei der Volksabteilung 752 Millionen. Jahreszugang 272 Millionen, davon bei der Volksabteilung 101 Millionen. Vermögen 816 Millionen. Jahreseinnahmen an Prämien und Zinsen überhaupt

Volksabteilung 80 Millionen. Es gibt in Europa nur eine noch größere Gesellschaft, die „Prudential" in London.

Über den Jahresgewinn berichtet Herr Grunwald wie folgt: „Jahresgewinn 34,3 Millionen, davon zahlten wir an die Versicherungsnehmer 32 Millionen, also den ganzen Gewinn bis auf 2,3 Millionen". Das klingt sehr stolz; indessen sehen wir uns die betreffenden Zahlen näher an und erkundigen uns zuerst nach der Höhe des Aktienkapitals, über die der Verfasser kein Wort sagt. Im Assekuranzkompaß für 1913 (1. Band, S. 610) lesen wir über das Aktienkapital der „Viktoria": „6 000 000 Mark in 2000 Aktien à 3000 Mark, die voll eingezahlt sind. (Ursprünglich 3 000 000 Mark mit 20 Prozent Einzahlung. Erhöht im Jahre 1882 auf den jetzigen Betrag. Erhöhung der Einzahlung auf 50 Prozent im Jahre 1907, auf 70 Prozent im Jahre 1909, auf 100 Prozent im Jahre 1912.)" Gemessen an diesem Aktienkapital, erscheinen die 2,3 Millionen, „bis auf" welche der Gesamtgewinn den Versicherten zukam, nicht mehr so bescheiden. Um so mehr, da ja das seit 1912 „voll eingezahlte" Aktienkapital gar nicht von den Aktionären, sondern aus Jahresüberschüssen stammt, und zwar bestand bis zu diesem Jahre eine eigens zu diesem Zwecke geschaffene „Aktienwechseltilgungsreserve". Der Humbug mit dem Rückerstatten des fast ganzen „Gewinnes" an die Versicherungsnehmer, bis auf ein relativ winziges Sümmchen, beruht auf einem rein rechnerischen Spiel, indem man von den Versicherten bewußt zu hohe Prämien einnimmt, um dann einen Teil in der Form einer fiktiven Gewinnbeteiligung zurückzuzahlen.

Kehren wir aber zum Vortrag des Herrn Grunwald zurück. Das Gesamtpersonal der Viktoria (Ärzte inbegriffen) umfaßt 81 400 Personen mit einem Jahresverdienst von 21 Millionen. Die 63 im Direktionsgebäude in Berlin untergebrachten Bureaus beschäftigen 3070 Bureaubeamte. Zu statistischen und Kontrollzwecken werden 23¼ Millionen Karten geführt. Davon betreffen 4 Millionen die Abgelehnten, 5 Millionen die Viktoriaversicherten. Zum Schutze gegen die von anderen Gesellschaften infolge ihrer prekären Gesundheit bereits Abgelehnten, die dies verschweigen wollten, haben die meisten Gesellschaften einen Verband gebildet; die Viktoria erhält jährlich 88 000 Einzelkarten über von anderen Gesellschaften abgelehnte Versicherungskandidaten. Im letzten Jahre wurden bei der Viktoria 2268 Personen entlarvt, die die Vorablehnung zu verschweigen versuchten. Wohlbemerkt waren es wohlhabende Leute, die eine Versicherung auf größere Summen eingehen wollten, da über Ablehnungen in der Volksversicherung keine Kontrollkarten geführt werden. Es werden bei der Direktion täglich 13 600 neue Eingänge empfangen, davon 600 mündliche Anträge und 13 000 Schriftstücke; diese bilden 3000 neue Versicherungsanträge, 10 000 Schriftstücke verschiedenen Inhalts. An Postgebühren werden täglich 1370 Mark ausgegeben. Die Agenten zählen 59 000 Personen; davon haben 5000 Akquisitionsagenten hauptsächlich nur zu akquirieren, 9000 Inkassoagenten hauptsächlich zu kassieren. Es bestehen 133 Inkassozentralen mit 2000 uniformierten Einnehmern. Die Viktoria beschäftigt 12 000 Vertrauensärzte, davon im Deutschen Reiche 6000; als Vergütung für ihre Leistungen bekommen sie jährlich 670 000 Mark.

Nach der mehr äußerlichen Beschreibung der Einrichtung der Viktoria erläutert Herr Grunwald den Betrieb selbst der gewaltigen Gesellschaft und beginnt mit einer Klarstellung der fundamentalen Begriffe: Prämie, Sterblichkeit, Verwaltungskostenzuschlag, Prämienreserve. Die Prämienreserven, die im Grunde genommen Eigentum der Versicherten sind, betrugen 1910 623 Millionen. Die deckungsfreien Reserven, die also Eigentum der Aktionäre sind, stellten sich auf 116 Millionen — bei einem Aktienkapital von 6 Millionen! Unter diesen Reserven befindet sich auch die Reserve für Kursverluste, die dem Verfasser Anlaß gibt, sich heftig gegen das Projekt einer zwangsweisen Anlage des Viertels des Vermögens der Versicherungsgesellschaften in Staatspapieren zu wenden. Wenn dies eingeführt würde, müßte die Viktoria für jedes Prozent des sinkenden Kurses der Staatspapiere 2,04 Millionen an Kapital verlieren. „Da sagt man nun: Die reichen

Gesellschaften können ja zahlen. Nein, die reichen Gesellschaften werden nicht zahlen, sie brauchen ihr gutes Geld statutenmäßig (!) zu anderen Zwecken und werden den Schaden auf die Versicherungsnehmer abwälzen auf dem geraden Wege der Dividendenkürzung und Prämienerhöhung; er trifft deshalb gerade den guten Mittelstand und bei der Volksversicherung ausschließlich den kleinen Mann." An Aufrichtigkeit fehlt es dieser Erklärung jedenfalls nicht. Der Verfasser erläutert weiter das Verteilungssystem des „Gewinnes" — etwa 10 Prozent den Aktionären und 90 Prozent den Versicherten —, dessen Humbugcharakter wir bereits festgestellt haben, und fügt hinzu: „Diese Dividendenpolitik (!) ist der Schlüssel zu unseren Erfolgen." Die Spekulation auf die Unwissenheit weiter Kreise ist noch immer einträglich.

Herr Grunwald spekuliert aber auch auf die Unwissenheit seiner Zuhörer und Leser, indem er den Mut hat, folgendes zu sagen: „Schier unausrottbar ist der Aberglaube, daß wir vom Rückkauf und Verfall (Storno) der Versicherungen Vorteil hätten...." Dieser „Aberglaube" wird nämlich auch vom Verfasser des Artikels „Gewinn" im Versicherungslexikon von Manes (Hauptband, 1909, S. 469) geteilt, der, nachdem er die Hauptquellen des Gewinnes der Versicherungsgesellschaften aufgezählt hat, hinzufügt, „am meisten kommen noch vorzeitiger Verfall, Rückkauf und Umwandlung der Policen sowie verfallene Gewinnansprüche in Frage". Freilich zieht die Versicherungsgesellschaft aus einer aufrechterhaltenen Versicherung auf die Dauer mehr Nutzen als aus einer rückgekauften oder sogar verfallenen: der Wucherer profitiert mehr an einem langjährigen Kunden als an einem vorübergehenden; aber alles, was Herr Grunwald erzählt, um seine oben angeführte falsche Behauptung zu beweisen, beruht auf bewußten Sophismen.

Sein Vortrag enthält aber eine Fülle interessanten Materials über die Viktoria, das wir teilweise anderswo nicht finden könnten; diese Gesellschaft, die mehr als die Hälfte des gegenwärtigen Gesamtbestandes der Volksversicherung in Deutschland in ihren Händen konzentriert, stellt für uns ein besonderes Interesse dar mit Rücksicht auf die Gründung der gewerkschaftlich-genossenschaftlichen „Volksfürsorge"; deshalb haben wir Herrn Grunwalds Broschüre ausführlicher besprochen.

Actuarius.

E. W. Sand, Gerichtsreferendar a. D., **Die Ursachen der Teuerung.** München und Leipzig 1913. Duncker & Humblot. 58 Seiten. 1,50 Mark.

Da die Teuerung noch immer im Mittelpunkt wirtschaftspolitischer Debatten steht und wohl auch für längere Zeit bleiben wird, begegnet jede Schrift über dieses Thema besonderer Beachtung. Vor der Lektüre des vorliegenden Buches können wir indessen nur warnen. Der Verfasser treibt allerschlimmsten Dilettantismus, indem er aus der wissenschaftlichen und Tagespresse ausgelesene Argumente bunt aneinanderreiht ohne eine Spur von wirklichem Verständnis. Schon auf Seite 1 überrascht er durch die Feststellung, daß „das Geld fast wichtiger ist als die Ware selbst; denn es kommt in erster Reihe. Erst muß Geld da sein, dann haben wir auch die Möglichkeit, Ware zu erwerben. Daher berechnen wir auch unser Vermögen in Geld." Auf Seite 3 wird das Geheimnis des Geldwertes also enthüllt: „Der Wert des Geldes beruht auf seiner Eigenschaft als einer gewissen Summe." Den Einzelargumenten angemessen, deren Kritik wir uns füglich ersparen können, ist das Resultat der Untersuchung: In der Teuerung sind „die Kräfte jenes in der Welt der körperlichen Materie nie herstellbaren perpetuum mobile" zu erblicken, womit zugleich jede Hoffnung genommen ist, dieser Teuerung entgegenzutreten. „Und wenn etwas von uns heute zur Bekämpfung der Teuerung zu geschehen hat, so ist es im großen und ganzen falsch und zwecklos — abgesehen natürlich von augenscheinlichen Mißständen in unserer Volkswirtschaft —, sich gegen diese Ursachen zu wenden; denn wir wollen doch nicht der Kultur entgegenarbeiten, sondern mit ihr mitgehen!" — Das bedauerlichste an der ganzen Arbeit ist, daß ein sonst ernsthafter volkswirtschaftlicher Verlag sich durch den Abdruck schwer kompromittiert hat. Ernst Meyer.

Notizen.

Die Erstaufführung der Arbeiterhymne „Die Hekatoncheiren" des Komponisten Elsäßer in Graz findet im September zu Jena statt anläßlich des Sozialdemokratischen Parteitags. Das in der „Neuen Zeit" (Nr. 3 vom 18. Oktober 1912) veröffentlichte Weisersche Gedicht wurde erstmals 1872 in der von Joh. Most redigierten Chemnitzer „Volksstimme" abgedruckt und führte dort den Titel „Der Arbeitersegen". Karl Weiser, der jetzige Oberregisseur des Weimarer Hoftheaters, war damals, nach seiner Rückkehr vom Deutsch-Französischen Kriege, im Chemnitzer Theater tätig und verfaßte während dieser Zeit manches Gedicht, das er unter einem Pseudonym (meistens Siegfried) in der für die sächsische Arbeiterschaft damals tonangebenden Mostschen „Volksstimme"[1] veröffentlichte.

Das Verlagsrecht der Symphonie hat der Deutsche Arbeitersängerbund erworben, durch den das gesamte Chormaterial bezogen werden kann (Geschäftsstelle: Alex. Kaiser, Berlin NO 55). Aufführungen sind bereits in mehreren Orten in Vorbereitung. Ad. Gk.

Zeitschriftenschau.

In der Mainummer der „Socialist Review" behandelt der Redakteur den letzten **Parteitag der Independent Labour Party.** Einige seiner Ansichten sind besonders beachtenswert. Er schreibt: „Während der Parteitag zu Manchester direkt bewundernswert war, was den auf ihm herrschenden Geist und die Beratungen anlangt, brachte er doch keine neue Gabe sozialistischen Denkens oder Redens. Seine Beschlüsse und Debatten haben der Bewegung keine größere Hoffnung, kein größeres Ziel, kein neues Argument, keine neue Waffe und keinen neuen Kampfruf gegeben." Er drückt ferner die Ansicht aus, daß die Labour Party jetzt in bezug auf die Fragen der Tagespolitik wie auch in bezug auf konstruktive sozialistische Vorschläge der (sozialistischen) Independent Labour Party voraus ist. Die I. L. P., so heißt es, hat nunmehr einen Punkt erreicht, an dem sie entweder ihre Kräfte mächtig entfalten und neue sozialistische Gedanken und Unternehmungen propagieren oder sich damit begnügen muß, der schwerfälligeren Labour Party das Feld vorzubereiten. Als dritte Frage käme die vollständige Verschmelzung mit der Labour Party in Betracht. „Über zwei Dinge sind wir uns klar," schreibt der Redakteur. „Das eine ist, daß die Form der I. L. P. im allgemeinen — ihr Temperament, ihre Denkweise und Arbeitsmethode eine feste, unveränderliche geworden ist. Das andere ist, daß die Partei keine nennenswerte numerische Verstärkung erfährt, keine neue Tatkraft entwickelt, keinen neuen agitatorischen Geist, keinen klareren Blick für das unbekannte Land, das vor ihr liegt." Die Frage, was die weitere Mission der I. L. P. ist, soll bei einer späteren Gelegenheit erörtert werden.

Colwyn E. Vulliamy schreibt über **„Das englische Dorf von heute".** „Der Landarbeiter, der von dem bestehenden System des Landbesitzes und der Landbeherrschung erzeugte Typus verkörpert die dümmste, wenigst fortschrittliche, niedrigste und zu Verbrechen meistgeneigte Klasse, die man in irgendeiner modernen Nation antreffen kann." Der Verfasser, der aus eigener Erfahrung schreibt, schildert die Herrschaft der englischen Junker und die der noch mächtigeren Pfaffen, den verklabten Volksschullehrer und das der Pfaffen- und Junkerherrschaft gänzlich ergebene Krämertum. Die einzige Hoffnung, die der unterdrückte Landarbeiter heute kennt, ist die Auswanderung. Vulliamy schlägt dem Sozialismus folgendes

[1] Bei diesem Anlaß ergeht an alle Leser, welche noch Jahrgänge der ersten Chemnitzer Volksstimme aus der Zeit der Mostschen Redaktion besitzen, die Bitte, es dem Verlag in Chemnitz (Dresdener Straße 38) mitzuteilen.

Landprogramm vor: Zurückgabe des Gemeinlandes; Revision der Jagdrechte; bessere Pachtverhältnisse als Vorstufe zur Verstaatlichung des Grund und Bodens; besseres Schulwesen; absolute religiöse Gleichheit; Beseitigung der aristokratischen Vorrechte; bessere Wohnungsverhältnisse; bessere Löhne; einen gesetzlichen Mindestlohn für Landarbeiter und — was das wichtigste sei — die gewerkschaftliche Organisation aller Landarbeiter.

„Der Marxismus in Deutschland" heißt ein von J. B. Askew stammender Artikel. Askew bespricht eine kürzlich von W. Stephen Sanders herausgegebene Broschüre über die deutsche Sozialdemokratie. Er findet, daß Sanders' Arbeit im ganzen genommen eine sehr gute Leistung ist, polemisiert jedoch gegen einige fabische Auffassungen des Verfassers, die in Deutschland heute nur noch wenige interessieren.

Einen anregenden Aufsatz über „Die irischen Stimmen nach der Home Rule" veröffentlicht F. Mac L. in derselben Nummer. Er sucht eine Antwort auf die Frage zu geben: Was wird aus den irischen Wählern in Großbritannien werden, wenn die irische Frage gelöst ist? Die irische Nationalistische Partei verdankt ihre Macht in der englischen Politik nicht nur ihrer unerschütterlichen Herrschaft in Irland, sondern auch der Tatsache, daß es in Großbritannien viele Hunderttausend eingewanderte Irländer und Nachkommen von Irländern gibt, die als Wähler in sehr vielen Wahlkreisen das Zünglein an der Wage bilden. Die Nachkommen der irischen Proletarier, die durch die englische Mißwirtschaft aus der immergrünen Insel vertrieben wurden, halten mit derselben Zähigkeit wie ihre Väter und Mütter an den traurigen Überlieferungen ihres Volkes, an dem Gedanken der nationalen Befreiung fest. Die Namen und Taten der irischen Märtyrer der Freiheit, die Lieder, in denen das poetisch und musikalisch hochbegabte irische Volk seinen Kindern von seinen Leiden berichtet — man denke nur an die ergreifende Stelle in dem Liede „The Wearing of the Green": „Man hängt Männer und Frauen, weil sie das grüne Abzeichen Irlands tragen" —, hielten den nationalen Gedanken stets lebendig, so daß dieser alle anderen Erwägungen zurückdrängte. Die Nationalistische Partei Irlands hat es stets vortrefflich verstanden, die irischen Wähler Großbritanniens für ihre Pläne zu benützen. Sie hat sie straff organisiert, und wo es ihr nicht gelang, die vor noch nicht langer Zeit des Lesens und Schreibens noch vielfach unkundige Gefolgschaft über den Gang der Politik auf dem laufenden zu halten, half man sich mit bunten Bildern, die die Politik veranschaulichten. Dieses irische Wählerheer marschiert geschlossen auf den Befehl und nach den Weisungen des Herrn Redmond zur Wahlurne. Wie werden sich diese Wähler nun verhalten, wenn die Home Rule Gesetz geworden ist? Werden sie der Liberalen Partei fernerhin treu bleiben?

Mac L. meint, daß sich die irischen Wähler in Großbritannien, deren ungeheure Mehrheit aus Proletariern besteht, wahrscheinlich der Arbeiterpartei anschließen werden, mit der sie schon durch ihre Gewerkschaften verbunden sind. Die Frage der religionslosen Schule sei möglicherweise ein Hindernis für den Anschluß. Der Gewerkschaftskongreß hat diese Frage schon namentlich auf das Drängen der katholischen irischen Gewerkschaften hin von seiner Tagesordnung abgesetzt. Mac L. möchte zwar nicht, daß die Arbeiterpartei die Forderung der religionslosen Schule aufgebe, aber er mahnt die Führer der Partei, den irischen Arbeitern diese Lösung der Schulfrage nicht aufzuzwingen. Auch von den in einigen Teilen Großbritanniens zahlreichen protestantischen irischen Arbeitern, den Orangemännern, die bisher als fanatische Gegner der irischen Selbstverwaltung der konservativen Partei gefolgt sind, erwartet er, daß sie sich nunmehr der Arbeiterpartei anschließen werden. Es ist, als ob die Politik für das irische Proletariat Großbritanniens jäh zu Ende gekommen wäre; es muß sich neu orientieren und wird nicht verfehlen, die richtige Vertretung seiner Interessen zu finden. J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



2 Band Nr. 39 Ausgegeben am 27. Juni 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Taktik der Fraktion.

Von **Gustav Noske.**

Ob die Fraktion mit ihrer Taktik im Kampfe gegen die Rüstungsvorlage ganz genau das Richtige getroffen hat, das heißt den größtmöglichen Erfolg erzielte, wird endgültig erst festzustellen sein, wenn der Feldzug zum Abschluß gelangt ist, so daß sich übersehen läßt, was erzielt wurde. Daher ist meine Neigung gering zu einer Diskussion darüber, ob es richtig oder zu verurteilen ist, daß die sozialdemokratische Fraktion dem Beginn der zweiten Lesung über die Heeresvorlage im Plenum des Reichstags keinen Widerstand entgegengesetzt hat. Zu ändern ist daran jetzt nichts mehr. Deshalb sollten die Kritiker der von der Fraktion eingenommenen Haltung bedenken, daß ihre Angriffe nicht geeignet sind, die Stoßkraft der Fraktion zu erhöhen. Fast immer wird Streit im eigenen Lager während der Dauer eines Kampfes lähmend wirken. Das Recht der Parteigenossen, an der Haltung der Fraktion Kritik zu üben, wird niemand bestreiten. Aber mitten im Kampfe kann die Taktik der parlamentarischen Kämpferschar nicht durch das Dreinreden von Hofkriegsräten bestimmt werden, die in einem halben oder ganzen Dutzend von Redaktionen sitzen, keinen genauen Überblick über das parlamentarische Kampffeld haben, von denen dafür aber jeder eine anders geartete Meinung vertritt.

Von einer ganz irrigen Beurteilung der Gesamtlage geht auch Genosse Heilmann bei seiner Kritik in Nr. 38 der „Neuen Zeit" aus. Die von ihm an anderer Stelle geäußerte Ansicht, die Fraktion hätte bei Anwendung einer anderen Taktik die ganze Rüstungsvorlage wenigstens vorläufig zu Fall bringen und eine Reichstagsauflösung herbeiführen können, scheint er aufgegeben zu haben. Jetzt erhebt er nur noch den Vorwurf, daß die Fraktion durch ihre Haltung die Protestbewegung gegen die Rüstungsvermehrung vollständig zum Stillstand gebracht habe. Auch diese Annahme ist falsch. Wenn noch Neigung in der Bevölkerung vorhanden war, weitere Protestkundgebungen zu veranstalten, woran gerade nach der pessimistischen Schilderung des Genossen Heilmann gezweifelt werden müßte, so schaffte die

Fraktion erst durch ihre von Genossen Heilmann kritisierte Taktik die dazu erforderliche Zeit. Den Willen zum eindrucksvollen Protest setzt Heilmann bei dem größten Teil der deutschen Arbeiterklasse nicht voraus.

Die angebliche Teilnahmlosigkeit des arbeitenden Volkes in Deutschland soll unangenehm überraschend wirken im Vergleich zur Volksbewegung in Frankreich. Nur auf den, der zu rasch urteilt! So wie von Genossen Heilmann darf ein Vergleich zwischen der Protestbewegung in Deutschland und in Frankreich nicht angestellt werden, dazu sind die Rüstungsvorlagen in beiden Ländern viel zu verschiedenartig.

Frankreich ist bisher schon bis zur äußersten Anspannung seiner Wehrkraft gegangen. Aus einer Bevölkerung, die um ein Drittel geringer an Zahl ist als die Deutschlands, wurden nicht sehr viel weniger Soldaten herausgeholt wie aus dem deutschen Volke. Jetzt sollen in Deutschland bei 62 Millionen Einwohnern rund 68 000 Rekruten jährlich mehr gestellt werden wie bisher. Das haben wir ganz gewiß nicht gering angeschlagen. Für das französische Volk ist es aber von sehr viel größerer Tragweite, daß jeder Soldat nach den Absichten der Regierung statt wie bisher zwei Jahre vom 1. Oktober ab drei Jahre im Heere dienen soll. Das ist eine gewaltig gesteigerte persönliche Belastung für Hunderttausende junger Leute, die zum Teil von dauernden schweren Nachteilen begleitet sein wird. In Deutschland sieht die Regierungsvorlage vor, daß die Kosten der neuen Rüstungen in der Hauptsache von den Besitzenden getragen werden sollen. Zum Teil wird eine Überwälzung auf die Besitzlosen ganz unmöglich sein; soweit eine Abbürdung von den Besitzenden wirklich erfolgen kann, wird sie jedenfalls nicht bald sichtbar in die Erscheinung treten. In Frankreich ist es noch recht ungewiß, wie die Verteilung der finanziellen Lasten erfolgt.

Der parlamentarische Kampf gegen die Rüstungsvorlagen muß ganz naturgemäß in Deutschland und Frankreich verschiedenen Charakter zeigen. Bei uns sind die bürgerlichen Parteien bis auf die paar elsaß-lothringischen Abgeordneten fest entschlossen, die Wehrvorlage so zeitig zu verabschieden, daß die Heeresverstärkung am 1. Oktober in Kraft treten kann. Der Streit darum, ob sechs Kavallerieregimenter notwendig sind oder ob drei genügen, ist von ganz nebensächlicher Bedeutung. Daher ist das Redebedürfnis bei den bürgerlichen Parteien im Reichstag ein ganz minimales. In Frankreich gehen bei den bürgerlichen Gruppen darüber die Ansichten weit auseinander, ob überhaupt oder um wieviel die Dienstzeit zu verlängern ist. Die Diskussion im französischen Parlament nimmt daher eine große Ausdehnung an.

Es ist also ganz und gar nicht verwunderlich, sondern die selbstverständlichste Erscheinung, daß die Volksbewegung in Frankreich lebhafter ist wie in Deutschland. Natürlich soll damit nicht gesagt werden, daß ich nicht in Deutschland einen noch viel stärkeren Protest gegen den kapitalistischen Rüstungswahnsinn gewünscht hätte.

Genosse Heilmann versichert, daß er glaubt, der Widerstand unserer Fraktion habe größere Erfolge *nicht* zeitigen können, weil die bürgerliche Welt geschlossen zur Rüstungspolitik steht. Die Fraktion durfte erst recht davon überzeugt sein, daß die Heeresvorlage nicht zu Fall zu bringen war, denn sie konnte die Haltung der bürgerlichen Abgeordneten aus größter Nähe beobachten. Genosse Heilmann dichtet der Fraktion Absichten an, die

sie nie gehabt hat. Er behauptet, sie wäre der Meinung gewesen, die Wehrvorlage sei durch eine Erbschaftssteuer zu gefährden. Dabei zitiert Genosse Heilmann selbst aus einem von mir geschriebenen Artikel einen Satz, in dem es heißt, nur eine „recht vage Möglichkeit" sei es, die Annahme der Wehrvorlage in Frage zu stellen, indem wir durch unsere Mitarbeit einem Teil des Zentrums die zu beschließenden Steuern zu verekeln suchten. Ich habe nie mehr erhofft, als daß es uns möglich sein könne, dazu beizutragen, daß die Rüstungsausgaben diesmal durch Besitzsteuern aufgebracht werden. Nach Lage der Dinge ist das schon als ein nicht zu unterschätzender Fortschritt und Erfolg anzusehen. Dieses Ziel wird erreicht werden.

Gar keine Tatsache berechtigt den Genossen Heilmann zu dem Vorwurf, die Fraktion habe die Annahme der Heeresvorlage beschleunigen helfen. Gerade das Gegenteil ist der Fall! Seine Phantasie geht mit ihm durch, wenn er immer wieder versichert, es sei als ausgeschlossen zu betrachten, daß die Nationalliberalen sich über die Deckungsfrage mit dem Zentrum und den Konservativen so rechtzeitig geeinigt hätten, um die Fertigstellung aller Vorlagen bis zum 1. Juli zu ermöglichen. Die Zeit des Schacherns der bürgerlichen Parteien wollte unser Kritiker zur Wiederbelebung der Protestbewegung gegen die Rüstungsvorlagen benutzen, von der er immer wieder beklagt, daß sie fast gar nicht dagewesen ist. Auch dieser gute Vorsatz zeugt von einer vollständigen Verkennung der Situation! Ließ unsere Fraktion die Wehrvorlage nicht zur zweiten Lesung an das Plenum gelangen, so fehlte es dem Reichstag an Beratungsstoff. Dann hätte man so, wie es in den letzten Wochen schon zweimal für kürzere Zeitabschnitte geschehen ist, einfach die Sitzungen so lange vertagt, bis der Steuerhandel zwischen den bürgerlichen Fraktionen fertig war. Diese Pause in den Reichstagsverhandlungen hätte aber ganz gewiß nicht zum Anfachen der Protestbewegung beigetragen.

Jetzt ist so ausführlich und nachdrücklich, wie es nur möglich war, in der zweiten Lesung über die Unsinnigkeit und Gemeingefährlichkeit der Rüstungstreiberei gesprochen worden; eine Fülle von Reformvorschlägen der Sozialdemokratie konnten diskutiert und die öffentliche Meinung dafür gewonnen werden. Hätte dagegen die Fraktion gehandelt, wie Genosse Heilmann wünscht, dann wären diese Erörterungen unterblieben, denn die bürgerliche Mehrheit, die ganz gewiß zur Einigung über die Kostendeckung gelangt wäre, würde bei ihrem lebhaften Verlangen, bald nach Hause zu kommen, dann jede ausgiebige Debatte vereitelt haben, wozu ihr die Geschäftsordnung leider die Möglichkeit bietet.

Bei der Verabschiedung der Deckungsgesetze braucht gewiß unsere Fraktion nicht unter allen Umständen mitzuwirken. Aber wenn sie schon nicht die Heeresvermehrung verhindern konnte, hätte sie auf das gröblichste ihre Pflicht versäumt, wenn sie nicht versucht hätte, ihren Einfluß bei der Beschaffung der Deckung dahin geltend zu machen, daß die Besitzenden möglichst empfindlich herangezogen werden. Schaffte sie durch ihre Haltung ferner die arg gefährdete Möglichkeit zur Propagierung sozialistischer Forderungen von der Reichstagstribüne herab, so tat sie alles, was nach Lage der Dinge möglich und richtig war. Die Fraktion hat keinen Anlaß, auf dem beschrittenen Wege umzukehren. Dagegen glaube ich der Erwartung Ausdruck geben zu dürfen, daß sie nicht bei der Ausübung schwerer Pflicht-

erfüllung in schwierigem Kampfe behindert wird, indem man sie nötigt, einen Teil der Kraft, der zur Bekämpfung der Gegner besser verwendet werden kann, zur Abwehr ungerechtfertigter Angriffe aus dem eigenen Lager aufzuwenden.

Krieg und Kapitalismus.

Von **K. Kautsky.**

1. Die materialistische Geschichtsauffassung.

Unter diesem sehr zeitgemäßen Titel hat Professor Sombart jüngst ein Buch herausgegeben, das sehr nützlich werden könnte, wenn es hielte, was der Titel verspricht, und eine Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen Krieg und Kapitalismus gäbe.[1]

Das erscheint jedoch Sombart zu langweilig:

Es ist kein Kunststück, in einem großen Teil der Kämpfe, die die italienischen Republiken untereinander oder mit den Mächten am Bosporus ausfochten, ebenso wie dann später in den Kriegen des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts „kapitalistische" Interessen als Triebfedern aufzudecken....

Aber diese „materialistische Geschichtsauffassung" muß doch nun aufhören, uns als einziger Wegweiser zu dienen. Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Aber nun müssen wir wieder einmal einen Schritt weiter tun. Wenn wir heute die „ökonomistische Betrachtung der Geschichte, nachdem sie uns ein Menschenalter hindurch Dienste geleistet hat, verabschieden, so entlassen wir sie mit den Gefühlen, mit denen man einen alten, treuen Dienstboten aufs Altenteil setzt, nicht weil er nichts taugt, sondern nur, weil er alt geworden ist und nichts Rechtes mehr leistet. Den man weiter noch in Ehren hält. Nicht sowohl, weil wir die „materialistische Geschichtsauffassung" für „falsch" hielten, geben wir sie auf: sie ist nicht falscher und nicht richtiger wie irgendeine Methode zu einheitlicher Geschichtsbetrachtung. Als vielmehr deshalb, weil sie keine Früchte mehr trägt. Sie ist unergiebig geworden: die Goldader, die sie mit sich führte, ist abgebaut. Denn wahrhaftig, was in letzter Zeit mit ihrer Hilfe an geschichtlicher Darstellung zutage gefördert ist, ist taubes Gestein. Jetzt zumal, seit sie einen Bestandteil eines politischen Parteiprogrammes bildet, ist sie zu einem wahren Kinderschrecken geworden. (S. 2 und 3.)

Zu den Kindern, die sich durch den sozialdemokratischen Charakter der materialistischen Geschichtsauffassung erschrecken lassen, gehört offenbar auch Professor Sombart.

Leider spricht er sich mehr energisch als deutlich aus. Entschieden betont er, daß wir die materialistische Geschichtsauffassung aufgeben müssen. Aber man sollte glauben, daß man eine Auffassung oder Methode nur dann aufgibt, wenn man sie für falsch hält. Sombart erklärt jedoch, er gebe sie „nicht sowohl" deshalb auf, weil er sie für falsch halte, als deshalb, weil sie keine Früchte mehr trage. Nehmen wir an, dies sei richtig, so könnte das, wenn die Methode selbst nicht falsch ist, doch nur daher rühren, daß sie falsch angewendet wird; und das scheint er auch zu meinen, wenn er sagt, seitdem eine Partei sie als richtig anerkenne, sei sie völlig unfruchtbar geworden. Das müßte indes denjenigen, der diese Methode für richtig hält, erst recht anreizen, zu zeigen, wie sie anzuwenden sei, um Früchte zu tragen.

[1] Werner Sombart, Krieg und Kapitalismus. München und Leipzig, Duncker & Humblot. VIII, 232 Seiten.

Freilich sagt Sombart wohl, die sozialdemokratische Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung fördere nur „taubes Gestein" zutage, in gleichem Atem macht er aber dafür doch nicht die Art ihrer Anwendung, sondern die Geschichtsauffassung selbst verantwortlich, indem er sagt, die Goldader, die sie mit sich führte, sei abgebaut. Leider erfahren wir nicht, was wir uns unter diesem schönen Bilde denken sollen. Eine wissenschaftliche Methode ist ein Weg zur Erforschung der Wirklichkeit. Geht er in der richtigen Richtung, dann muß er immer wieder zu neuen Erkenntnissen führen, solange die Wirklichkeit neue Probleme auftauchen läßt. Will Sombart etwa behaupten, alle historischen Fragen seien schon gelöst, die mit Hilfe der materialistischen Geschichtsauffassung zu lösen wären? Wenn nicht, was soll dann der Hinweis auf die abgebaute Goldader und den treuen Dienstboten, der alt geworden ist und nichts Rechtes mehr leistet? Weniger Bilder und mehr Klarheit wäre bei einer grundlegenden Frage der Methode schon am Platze.

Sombart wird erwidern, den Fragen der Methode solches Gewicht beizulegen, das gehöre auch zu den von ihm überwundenen Anschauungen der „altgläubigen" Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung. Sie seien die nebensächlichsten Fragen der Welt. Daß dies seine Auffassung, muß man annehmen, wenn man sieht, mit welch vornehmer Nonchalance unser Professor die Frage beiseite schiebt, ob er die materialistische Geschichtsauffassung für falsch halte, wenn er sie aufgebe:

Sie ist nicht falscher und nicht richtiger wie irgendeine Methode zu einheitlicher Geschichtsbetrachtung.

Ein neues Rätsel: Hält Sombart sämtliche Geschichtsauffassungen für gleich falsch oder für gleich richtig? Oder hält er eine einheitliche Geschichtsauffassung für ganz unmöglich?

Alle diese wichtigen Fragen wirft Sombart in den wenigen Zeilen auf, ohne sich in dem Buche weiter um sie zu kümmern. Da er einmal sagt, er halte die materialistische Geschichtsauffassung für ebenso richtig wie jede andere, müssen wir annehmen, er halte alle Geschichtsauffassungen, wie unvereinbar sie auch miteinander sein mögen, für gleich richtig und anwendbar. Es liege ganz im Belieben des Forschers, welche Methode er anwenden wolle. Er kann die eine nach seiner Laune für eine andere aufgeben, wenn jene ihn langweilt, wie es der Lebemann mit den Weibern macht, mit denen er sich abgibt. Der hütet sich auch, sein Herz dauernd an ein bestimmtes Frauenzimmer zu hängen, und im Grunde ist ihm keine „falscher" oder „richtiger" als irgendeine andere.

Jenem Typus der bürgerlichen Wissenschaft, die für den Professor die milchende Kuh ist, fügt Sombart einen neuen, „genialeren" Typus hinzu, den der Wissenschaft als Mätresse, die neue Sensationen zu gewähren hat und ohne weiteres aufgegeben wird, sobald diese „Goldader abgebaut ist".

Welcher Art ist nun das neueste „Verhältnis", das Sombart sich in der Wissenschaft angeschafft hat? Von Blond geht er zu Schwarz über. Hat er sich bisher mit der materialistischen Geschichtsauffassung amüsiert, so erwartet er jetzt neue Freuden vom geraden Gegenteil:

So werden wir denn auch das Problem „Krieg und Kapitalismus" aus der Umschlingung befreien müssen, in der es der historische Materialismus gefangen hält. Und das werden wir am besten dadurch bewerkstelligen, daß wir die Frage einmal

umdrehen und nicht untersuchen: Inwiefern ist der Krieg eine Folge des Kapitalismus?, sondern: Ist und inwieweit und weshalb ist der Kapitalismus eine Folge des Krieges? (S. 3.)

Auf diese einfache Art hofft er sich aus den „Umschlingungen" oder Umarmungen seiner verflossenen Liebe, der materialistischen Geschichtsauffassung, zu befreien. Aber er soll die Erfahrung machen, daß es auch für den pfiffigsten Lebemann nicht immer leicht ist, eine alte Flamme los zu werden und aufs Altenteil zu setzen.

So passiert es ihm auch hier. Was Sombart eine völlig neue Erscheinung zu sein dünkt, ist nichts als ein Stück der alten. Sein jugendlicher Flirt mit der materialistischen Geschichtsauffassung scheint denn doch zu flüchtiger Natur gewesen zu sein, als daß er sie gründlich hätte kennen und verstehen lernen. Sonst müßte er wissen, daß die Vertreter dieser Geschichtsauffassung schon vor ihm nicht bloß fragten: wie wirkt die Ökonomie auf das Kriegswesen, sondern auch: wie wirkt dieses auf die Ökonomie.

Im Marxschen Nachlaß fand ich eine Abhandlung aus dem Jahre 1857, die den Abriß einer Einleitung zu seiner Kritik der politischen Ökonomie enthielt. Ich veröffentlichte sie in der „Neuen Zeit" und dann in der zweiten Neuausgabe der Marxschen „Kritik der politischen Ökonomie". An einer Stelle jenes Fragments skizziert Marx folgenden Gedankengang, den er zu entwickeln gedachte:

Notabene in bezug auf Punkte, die hier zu erwähnen sind und nicht vergessen werden dürfen:

1. Der Krieg ist früher ausgebildet wie der Frieden. Auszuführen wäre die Art, wie durch den Krieg und in den Armeen usw. gewisse ökonomische Verhältnisse wie Lohnarbeit, Maschinerie usw. früher entwickelt werden als im Innern der bürgerlichen Gesellschaft. Auch das Verhältnis von Produktivkraft und Verkehrsverhältnissen wird besonders anschaulich in der Armee. (S. XLVI.)

Wenn man Sombart glauben dürfte, so bedeutete dieser Ideengang ein Aufgeben der materialistischen Geschichtsauffassung. Marx hätte sie gleichzeitig entdeckt und aufgegeben — eine Wechselfähigkeit, die selbst die Sombartsche weit überträfe.

Aber auch die Marxschen Schüler haben öfter untersucht, wie Krieg und Armee auf die Ökonomie wirken. Zur Veranschaulichung beziehe ich mich auf einige meiner eigenen Schriften, weil sie mir naturgemäß am nächsten zur Hand liegen.

So sagte ich zum Beispiel in der Schrift über „Die Klassengegensätze im Zeitalter der französischen Revolution":

Die Revolutionskriege sind für die ökonomische Entwicklung namentlich Englands und Frankreichs von der größten Bedeutung geworden. Sie setzten England in den teils zeitweiligen, teils dauernden Besitz der Kolonien nicht bloß Frankreichs, sondern auch Hollands ... und Spaniens....

Aber Frankreich hielt sich schadlos in Belgien, Holland, Italien, Ägypten, der Schweiz, Deutschland usw.... Der französische Staat, eben noch am Rande des Bankrotts, wurde reich, und reich wurden diejenigen, deren Stellung es erlaubte, ihn zu plündern. Wie Pilze schossen die großen Vermögen empor und suchten nach gewinnbringender Anlage. Gleichzeitig erweiterten die siegreichen Kriege den Markt der französischen Industrie, und die neue Art der Kriegführung förderte sie nicht minder. Den relativ kleinen Werbearmeen der alten Monarchien setzte das revolutionäre Frankreich das Aufgebot in Masse entgegen und stellte damit der In-

dustrie die Aufgabe, große Massen rasch zu bekleiden und zu bewaffnen. Es war dies ein mächtiger Hebel, die kapitalistische Industrie, die bis dahin vorwiegend Luxusindustrie gewesen, zu einer modernen Industrie, zu einer Industrie von Massenartikeln umzuwandeln. (S. 66.)

Wie man sieht, habe auch ich das vorausgeahnt, was Sombart als Umkehrung der materialistischen Geschichtsauffassung erscheint. Ich schrieb das 1889. Zwei Jahre später bemerkte ich in der „Neuen Zeit" in einer Artikelserie über „Deutsche und amerikanische Zollpolitik", daß der Krieg der Nordstaaten gegen die Sklavenstaaten den Kapitalismus in Amerika sehr gefördert habe:

Die Bauern erfochten den Sieg über die Sklavenbarone. Der Löwenanteil seiner Frucht fiel den Kapitalisten in den Schoß. Schon der Krieg selbst hatte diejenigen bereichert, denen die Lieferungen für die Armeen zugefallen waren, und die Notwendigkeit, große Massen von Kriegsmaterial in kurzer Zeit herbeizuschaffen, hatte die Großindustrie sehr gefördert. Noch mehr geschah dies durch das System des Hochschutzzolles, dessen Einführung durch den Sezessionsversuch und die Niederlage des freihändlerischen Südens ermöglicht wurde. („Neue Zeit", IX, 1, S. 207.)

Einige Jahre vorher hatte ich in einem Artikel über „Die chinesischen Eisenbahnen und das europäische Proletariat" darauf hingewiesen, daß die Eisenbahnen ein mächtiges Kriegsmittel geworden seien. Daß mancher Staat sie nicht zu ökonomischen, sondern zu kriegerischen Zwecken baue. Daß sie aber auch in solchen Fällen rückwirkend gewaltige ökonomische Wirkungen entfalteten. Am meisten werde das in China der Fall sein. Das Vordringen der Franzosen in Tongking zeige den Chinesen die Notwendigkeit, ihre Landmacht so zu entwickeln, daß sie einem europäischen Gegner gewachsen sei:

Das ungeheure Reich, das vielleicht 400 Millionen Einwohner besitzt, 100 Millionen mehr als ganz Europa, kann jeden zu Land eindringenden Feind durch die Masse seiner Streitkräfte erdrücken. Aber die schnelle Konzentrierung großer Massen, ihre energische Verwendung und ihr längeres Zusammenhalten ist nur möglich mit Hilfe von Eisenbahnen....

Die Schienenwege sind heute für jede kriegführende Nation eine unentbehrliche Waffe geworden. Für China würden sie in einem Landkriege zur entscheidenden Waffe werden.

So wird China gezwungen, Eisenbahnen zu bauen. Es sträubte sich dagegen, solange ihm diese nur als Mittel friedlichen Verkehrs erschienen. Es akzeptiert sie als Mittel des Krieges....

Indes wenn auch kriegerische Motive für die Einführung der Eisenbahnen in China entscheidend sind, so ist doch keineswegs zu verkennen, daß diese technische Revolution auch tief einschneidende Folgen auf ökonomischem Gebiet nach sich ziehen wird und muß. („Neue Zeit", IV, 533, 534.)

Ich untersuchte dann diese zu erwartenden ökonomischen Umwälzungen. Das wurde 1886 geschrieben.

Man sieht, eine der Fragen, die Marx und die „altgläubigen" Marxisten seit jeher beschäftigt, ist die der ökonomischen Wirkungen des Krieges und der Kriegsrüstungen; gerade jene Frage, von der sich Sombart jetzt einbildet, er stelle sie, um sich vom alt und unfruchtbar gewordenen Marxismus zu befreien.

Zu der Ansicht, diese Frage sei unvereinbar mit dem historischen Materialismus, kann er nur kommen, weil er ihn ganz flach auffaßt, in einer Weise, die allerdings nicht vereinzelt dasteht. Auch manche Anarchisten zum

Beispiel verstehen unter jener Geschichtsauffassung die Meinung, daß die ökonomischen Verhältnisse stets Ursache des „Überbaues" sind, dieser keine Rückwirkungen auf jene auszuüben vermag. Damit erklären manche von ihnen mit Berufung auf Marx ihre Verachtung der Politik. Es sei verkehrt, die politische Macht erobern zu wollen, um die wirtschaftlichen Verhältnisse umzuwälzen. Die Politik sei stets abhängig von der Ökonomie, diese nicht von der Politik. Brauche ich erst auseinanderzusetzen, daß diese Auffassung nicht die marxistische ist, daß Marx vielmehr eine Wechselwirkung zwischen Politik und Ökonomie annimmt und die Bedeutung der Politik gerade in den ökonomischen Wirkungen sieht, die sie zu üben vermag?

Nun kommen freilich wieder andere Kritiker, die da behaupten, das sei richtig, damit widerlege sich aber die „Einseitigkeit" der materialistischen Geschichtsauffassung, denn damit sei zugegeben, daß die ökonomischen Verhältnisse für das gesellschaftliche Leben nicht allein entscheidend seien, sondern nur einen der Faktoren bilde, die es bestimmen. Daneben kämen noch politische, juristische, religiöse und andere Faktoren in Betracht. Kurz, der Anblick, den das gesellschaftliche Leben jedem Beobachter auf den ersten Blick bietet, bilde auch dessen innerstes Wesen.

Dagegen ist zu erwidern, daß die Marxsche Leistung nicht darin bestand, das gesellschaftliche Wirken aller dieser verschiedenen Faktoren zu leugnen, sondern darin, es zu erklären. Sie üben sicher oft sehr große ökonomische Wirkungen aus, aber deswegen werden sie selbst doch ebenso wie ihre Wirkungen in letzter Linie stets durch die ökonomischen Verhältnisse bedingt. Das gilt von der Politik, das gilt auch vom Kriege, der ja nur die energischste und gewaltsamste Form der äußeren Politik darstellt.

Politik ist der Kampf der Klassen um die Staatsgewalt, die sie ihren Zwecken dienstbar machen wollen — auch die auswärtige Politik ist ohne die Klassengegensätze nicht zu verstehen, denn jede Klasse hat ihre besondere Art der äußeren Politik, die ihren besonderen Interessen und Existenzbedingungen entspricht.

Diese Klasseninteressen entspringen direkt der Ökonomie. Durch die ökonomischen Verhältnisse einer Klasse wird aber auch das Maß gesellschaftlicher Einsicht bestimmt, das ihr zu Gebote steht, ebenso wie die Art ihrer Machtmittel und Kampfmethoden, ihre politischen Forderungen und Ziele.

Von den ökonomischen Bedingungen hängen dann auch die Machtverhältnisse der einzelnen Klassen ab, hängt es ab, ob und inwieweit sie auf die Staatsgewalt einzuwirken, durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung ihre Interessen zu wahren vermögen. Endlich aber hängt es von jenen Bedingungen auch ab, welches die Wirkungen der politischen Erfolge einer Klasse sind. Gesetze können die tiefstgehenden Umwälzungen herbeiführen. Aber damit ist nicht gesagt, daß es im Belieben der Gesetzgeber steht, die Gesellschaft in ihrem Sinne zu gestalten. Ob ein Gesetz sich durchsetzt oder auf dem Papier bleibt und, wenn es zur Durchführung gelangt, ob es die Gesellschaft fördert oder lähmt oder gar umbringt, inwieweit die Wirkungen eines Gesetzes den Absichten des Gesetzgebers entsprechen, inwieweit sie für ihn unerwünschter oder unerwarteter Natur sind, das alles hängt in letzter Linie ganz von den ökonomischen Bedingungen ab.

Also die Politik kann sehr tiefgehende ökonomische Wirkungen haben, aber diese Wirkungen hängen wieder von den jeweilig herrschenden öko-

nomischen Bedingungen ab. Immer wieder stoßen wir auf diese als letzte gesellschaftliche Instanz, ohne die der ganze gesellschaftliche Prozeß unverständlich bleibt.

Wie so mancher andere hat auch Sombart das nicht begriffen. Die Wirkung der Ökonomie auf die Politik (oder das Kriegswesen) und die Wirkung der Politik (oder des Kriegswesens) auf die Ökonomie erscheinen ihm nicht untrennbar miteinander verbunden, sondern als zwei verschiedene Erscheinungen, die man getrennt voneinander betrachten kann. Zur Betrachtung der einen Seite, glaubt er, diene die Methode des historischen Materialismus, zu der der anderen eine Methode, die er für ihr Gegenteil hält und die auch wirklich nichts mit ihr zu tun hat.

Wohl haben wir Marxisten schon vor Sombart untersucht, wie der Krieg auf die kapitalistische Entwicklung wirkt, aber wir haben dabei nie außer acht gelassen, zu fragen, unter welchen ökonomischen Bedingungen jene Wirkungen möglich wurden.

Der Fortschritt Sombarts über diese „veraltete" Methode besteht darin, daß ihn die ökonomische Bedingtheit des modernen Heeres und Krieges nicht kümmert.

Sehen wir zu, was dabei herauskommt.

2. Die Disziplin.

Sombart weist darauf hin, daß ohne den Krieg kein Kapitalismus existierte, weil „wichtige Bedingungen, an die aller Kapitalismus geknüpft ist, erst im Kampfe sich erfüllen mußten". So die Staatenbildung und die Kolonialpolitik.

Aber, fügt er selbst hinzu, das sei ja allgemein bekannt.

Was mir vielmehr am Herzen liegt, ist, den Nachweis zu führen, daß der Krieg noch viel unmittelbarer am Aufbau des kapitalistischen Wirtschaftssystems beteiligt ist. Deshalb daran beteiligt ist, weil er die modernen Heere geschaffen hat und die modernen Heere wichtige Bedingungen kapitalistischer Wirtschaft erfüllen sollten. Die Bedingungen, die hier in Betracht kommen, sind: die Vermögensbildung, der kapitalistische Geist und vor allem ein großer Markt. (S. 14.)

Von dem ersten Punkte sehen wir hier ab. Über die Vermögensbildung durch die Bereicherung von Lieferanten, Steuerpächtern und Staatsgläubigern sagt Sombart nichts irgendwie Bemerkenswertes.

Völlig originell sind dagegen seine Bemerkungen über das moderne Heer als „Gesinnungsbildner", als Erzeuger „kapitalistischen Geistes". Die moderne Armee erheischt strengste Disziplin. Die braucht aber auch der Kapitalismus.

Ich glaube, daß man den Einfluß, den hier das moderne Heerwesen auf die gesamte Kultur und insonderheit auf das Wirtschaftswesen ausgeübt hat, noch nicht hinreichend gewürdigt hat. In dem entscheidenden siebzehnten Jahrhundert vollzieht sich die Zerbrechung und Zertrümmerung des natürlichen Menschen, der die Renaissancezeit noch beherrscht hat und der unfähig gewesen wäre, das kapitalistische Wirtschaftssystem zu voller Entwicklung zu bringen. Der Teilmensch, der Fachmensch, der Pflichtenmensch wird geschaffen.... Die Überwindung des kreatürlichen Menschen, seine Einordnung in ein überragendes Ganze.... Zucht ist das Leitmotiv....

Daran sei nicht zu zweifeln, daß bei der Durchdringung des Lebens mit dem neuen Geiste die Armee die größere Arbeit geleistet hat. Dafür sorgte

der Exerzierplatz, auf dem in mühseligem, hartem, jahrelangem Kampfe der alte, triebhafte Mensch zur Strecke gebracht wurde.

Das ist ja die entscheidende Wendung, die das Heerwesen vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert erfährt: daß in dieser Zeit der freie Söldner zum einexerzierten, dressierten Paradesoldaten wird, hinter dem der Korporalstock steht. Häufung der Exerzierpflichten, strenge Disziplin, Drill sind das Kennzeichen der neuen Zeit. Und diese Arbeit konnte für den Kapitalismus, der ganz dieselben Menschen brauchte, nicht verloren sein." (S. 28 bis 30.)

Dies die neueste, nicht materialistische Geschichtsauffassung Sombarts. Die gesellschaftliche Entwicklung wird seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht durch die ökonomische Entwicklung weitergetrieben, sondern ihre Triebkraft ist der Korporalstock. Er schafft den Pflichtenmenschen, ordnet ihn ein in ein überragendes Ganze, zertrümmert den natürlichen, kreatürlichen Menschen, der sich bis zur Renaissancezeit in der Geschichte herumtreibt. Der Paradesoldat hat den Geist erzeugt, dessen die kapitalistische Wirtschaftsordnung bedurfte.

Das ist sicher alles höchst originell und bisher noch nicht „hinreichend gewürdigt worden". Wenn wir aber versuchen, es jetzt hinreichend zu würdigen, drängt sich uns vor allem eine Frage auf: War das moderne Heer das erste, das eine Disziplin, das Pflichten und die Einordnung des einzelnen in ein Ganzes erheischte? Erheischt nicht vielmehr jedes Heerwesen diese Bedingungen für seine Wirksamkeit? Haben nicht die Griechen und besonders die Römer strengste Disziplin geübt? Woher kommt es, daß sie trotzdem nicht „Gesinnungsbildner" für den Kapitalismus wurden? Um dieser fatalen Frage vorzubeugen, bleibt Sombart nichts anderes übrig, als den Eindruck zu erwecken, als beginne die zivilisierte Gesellschaft erst nach der Renaissance. Bis dahin herrschte der „natürliche", „kreatürliche" Mensch, die Leute der Renaissance waren also offenbar Wilde, ebenso die des klassischen Altertums. Ferner scheint es Sombart für selbstverständlich zu halten, daß die Naturmenschen wüste Anarchisten sind ohne jegliches Pflichtgefühl und jede Zucht. „Zucht ist das Leitmotiv" erst seit dem Aufkommen des neuen Militarismus. Zucht und Sitte entstammen offenbar der Kaserne und werden von dort aus Bürgern und Bauern gebracht.

Nun mag Sombart einwenden, Disziplin und Pflichtgefühl seien sicher sehr alte Tugenden, auch sehr alte militärische Tugenden, aber der Kadavergehorsam, die schweigende Unterwerfung unter Mißhandlungen sei etwas, was den neueren Militarismus im Gegensatz etwa zum klassischen oder mittelalterlichen Heerwesen kennzeichne. Und diese neuen „Tugenden" des Militarismus seien es, was der Kapitalismus brauche.

Sollte Sombart das gemeint haben, dann hat er sich sehr beschönigend ausgedrückt, wenn er von Pflicht, Zucht, Einordnung in ein Ganzes sprach. Meinte er aber das, dann ersteht die Frage: Woher kommt es denn, daß der neue Militarismus solche Formen der Disziplin annehmen konnte? Auf diese Frage bleibt uns Sombart die Antwort schuldig, da ihm der historische Materialismus ein Kinderschrecken geworden ist. Viel fruchtbarer scheint ihm eine andere Art der Geschichtsauffassung:

Die moderne militärische Disziplin, so haben wir schon wiederholt feststellen können, ist eine jener Mächte, die *von der Vorsehung berufen scheinen*, um dem „kreatürlichen" Menschen den Garaus zu machen. (S. 159.)

Ich weiß nicht, ob der Hinweis auf die Vorsehung, die den Unteroffizier zu ihrem Stellvertreter auf Erden und zum Schrittmacher der modernen Großindustrie macht, scherzhaft oder ernst gemeint ist. Sombart kann man auch letzteres zutrauen. Warum soll er zur Abwechslung nicht auf seine alten Tage noch Betschwester werden? Wie immer der Satz gemeint sein mag, außer dem Willen der Vorsehung bringt er keine Erklärung für die moderne Kasernendisziplin vor.

Es ist klar, bei schwacher Staatsgewalt hätten sich wehrhafte Männer, die sich auf eine starke Organisation stützen konnten und über ihre Produktionsmittel verfügten, nie jene niederträchtige Behandlung gefallen lassen, die Sombart als die Mutter der militärischen Tugenden preist. Nicht nur Feudalherren, sondern auch bewehrte Bauern und Handwerker, die sich einem militärischen Kommando unterstellten, durften von diesem nicht mißhandelt werden.

Anders gestaltet sich die Sache nach der Niederschlagung der Bauern in den Bauernkriegen, als das Landvolk vielfach expropriiert und ein zahlreiches und stets wachsendes Proletariat geschaffen wird. Die Soldaten, die man aus diesen Schichten nimmt, braucht man nicht zu schonen, die kann man schinden, wie man will, die wagen nicht aufzumucken.

Ohne diese ökonomische Wandlung wird die Art der Behandlung der Heere im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ganz unerklärlich. Erklärt man sie aber in dieser Weise, dann wird das moderne Heerwesen und sein Geist nur ein Nebenprodukt der allgemeinen Bedingungen, die den Kapitalismus schufen. Die Schaffung des „kapitalistischen Geistes" durch den Korporal zerstiebt in nichts und ebenso die neue Geschichtsauffassung, die Sombart der materialistischen entgegensetzt.

Doch haben wir damit diese Auffassung noch nicht „hinreichend" gewürdigt.

Sombart nennt als „kapitalistischen Geist" Disziplin und Gehorsam. Aber der Geist, aus dem der Kapitalismus erwuchs, ist keine einfache Erscheinung, sondern sehr zwiespältiger Natur.

Auf der einen Seite erheischt die kapitalistische Produktionsweise Arbeiter, die sich willenlos einem höheren Kommando einfügen, auf der anderen Seite aber erfordert sie bei ihrem Aufkommen Unternehmer, die alle ökonomischen Schranken durchbrechen, von denen sie beengt werden, die in vollem Individualismus wirtschaften, so „individualistisch", wie sich Sombart den „kreatürlichen" Menschen vorstellt. Hingegen bildet gerade der vorkapitalistische Mensch stets nur das Glied eines „überragenden Ganzen", das ihn beherrscht, einer Gens, einer Markgenossenschaft, einer Zunft. Die neu aufkommende Staatsgewalt sucht zunächst auch den Kapitalisten, ebenso wie ihre Soldaten und Beamten, ihrem Kommando unterzuordnen, die Produktion zu reglementieren. Alle diese Fesseln zu zerbrechen, wird eine Hauptaufgabe des aufkommenden Kapitalismus, sein Leitmotiv nicht der Kasernendrill, sondern das laissez faire, laissez aller.

Diesen neuen, nichts weniger als militärischen Geist, den Geist der Insubordination, entwickeln die Bedürfnisse des Kapitalismus zunächst nur bei den Kapitalisten, aber oft erweisen sie sich zu schwach, der feudalen und staatlichen Mächte Herr zu werden, von denen sie eingeengt sind. Dann müssen sie Verbündete suchen im Kleinbürgertum und Proletariat, und zwar in

deren rebellischem Geiste. Hätte der Korporalstock das ganze geistige Leben der Volksmassen seit dem sechzehnten Jahrhundert beherrscht, es wäre dem Kapitalismus nie gelungen, die Schranken zu zerbrechen, die er vorfand, und die Bewegungsfreiheit zu erobern, die er zu seiner Entfaltung brauchte.

Welches war aber der Faktor, der es fertig brachte, in den Volksmassen gleichzeitig so widersprechende Eigenschaften wie Fügsamkeit und Insubordination zu erzeugen? Der Korporalstock konnte es unmöglich sein. Es war die Expropriierung großer Schichten, die sie zwang, sich dem Kommando eines Herrn zu unterwerfen, von dem sie mit den Lebensmitteln und Produktionsmitteln versehen wurden, deren sie beraubt waren. Dieselbe Notlage, dieselbe Hungerpeitsche erzeugte aber auch in den Volksmassen den steten Drang nach Umwälzung des Bestehenden. Vereinzelt, in gewöhnlichen Zeiten, entwickelten die Proletarier vorwiegend die Unterwürfigkeit. Wo sie aber in Massen zusammentraten und ihre Herren und Unterdrücker sich unsicher und schwankend zeigten, kam sofort der rebellische Geist zum Vorschein. Gerade dann, wenn sie vereinzelt auftreten, als „Individualisten", zeigen die Proletarier die militärischen „Tugenden" des „Sichunterordnens". Dagegen dann, wenn sie einem Ganzen eingeordnet, wenn sie in Massen vereinigt und organisiert werden, zeigen sie ein Selbstbewußtsein und einen Geist der Auflehnung, der sie zum geraden Gegenteil des „dressierten Paradesoldaten" stempelt.

Wenn Sombart diesen Paradesoldaten für den Menschen erklärt, den der Kapitalismus braucht, und wenn er die Gesinnung der proletarischen Volksmasse aus dem Kasernendrill erklärt, macht er eine Teilerscheinung zur Ursache der ganzen Erscheinung. Die Unterwerfung unter den Kasernendrill ist nur eine besondere Form der Unterwerfung unter das Kommando eines Kapitalisten, zu der sich die Volksmasse infolge ihrer Expropriierung gezwungen sieht.

Um das Ganze aus dem Teil zu erklären, bleibt Sombart nun nichts anderes übrig, als den Einfluß des Paradedrills auf das Fühlen und Denken der Volksmassen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in lächerlichster Weise zu übertreiben:

> Es ist gar nicht nötig, anzunehmen, daß dieselben Leute, die auf dem Exerzierplatz eingeübt waren, nun in der Fabrik die neue Kunst des Sichunterordnens verwertet hätten: schon das Beispiel, das die Armee gab, wirkte, und der Geist, der in ihr herrschte, pflanzte sich doch wohl auch in der übrigen Bevölkerung fort, wurde in den Familien gepflegt und überliefert, so daß er schließlich im Wirtschaftsleben wieder lebendig werden konnte. (S. 30.)

Daß die Soldaten selbst zu fügsamen Arbeitern geworden wären, wagt Sombart nicht zu behaupten. Der Kadavergehorsam soll aber „doch wohl" dadurch gewirkt haben, daß das Beispiel der Armee die übrige Bevölkerung begeisterte und veranlaßte, ihn zu pflegen und zu überliefern!

Diese ganze schöne Darstellung beruht auf einem „doch wohl"! Wenn wir „doch wohl" eine andere Ansicht vertreten, annehmen wollten, der Anblick der elenden Lage der Soldaten habe auf die übrige Bevölkerung abschreckend gewirkt, die Kaserne sei ihr als Ort des Schreckens erschienen, ebenso wie das Zuchthaus, und jene habe ebensowenig vorbildlich wirken können wie dieses: so könnten wir „doch wohl" zahlreiche Belege dafür vor-

bringen, während Sombart sich auf eine vage Vermutung beschränkt. Aber wir bedürfen dieser Beweisführung nicht, denn er selbst liefert uns Ziffern, die sein „doch wohl" über den Haufen werfen.

Wenn die Kaserne das Menschenmaterial für die Fabrik präparierte, wenn sie die „größere Arbeit" für die Schaffung des neuen „kapitalistischen Geistes" leistete, dann müssen die Fabriken zuerst und am meisten dort aufgetaucht sein, wo es die meisten Kasernen gab: die Staaten des stärksten Militarismus müssen die Ursprungsländer der kapitalistischen Produktionsweise sein.

Auf S. 42 seines Buches gibt uns Sombart eine Tabelle der Stärke der stehenden Heere der europäischen Staaten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Danach hielten:

Österreich	297000	Mann
Preußen	190000	"
Dänemark und Norwegen	74000	"
Großbritannien	21000	"

Hat Sombart recht, dann müssen die Länder der Panduren und Kroaten oder Ostelbien oder Dänemark die kapitalistische Produktionsweise zuerst entwickelt haben. Zuletzt in Europa muß sie dagegen in England aufgetaucht sein, das, dank seiner insularen Lage, ohne große Landarmee auskam. Selbst wenn man die Flottenmannschaften hinzurechnet, die für 1787 auf 18 000 angegeben wurden (S. 49), zählte Großbritanniens Wehrmacht noch keine 40 000 Mann, blieb also weit nicht nur hinter den anderen Großmächten, sondern auch hinter dem kleinen Dänemark und Preußen zurück, das mit den etwa 5 Millionen seines Bestandes von 1786 (etwa gleich dem heutigen Ostelbien) an 200 000 Soldaten aufwies, mehr als Frankreich, das bei etwa 25 Millionen Einwohnern ein stehendes Heer von 180 000 Mann hielt — immer nach den Zahlen von Sombarts Tabelle.

In Ostelbien der stärkste, in England der schwächste Militarismus: man sieht, welche hervorragende Rolle der „dressierte Paradesoldat" des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in der Geschichte der kapitalistischen Produktionsweise spielt.

Man braucht bloß diese Tabelle anzusehen, um Sombarts Entdeckung, daß die Kaserne den „Gesinnungsbildner" für die kapitalistische Produktionsweise abgegeben habe, als das erkennen zu lassen, was sie ist: eine schillernde Seifenblase, die bei der ersten Berührung platzt.

3. Der Massenbedarf.

Etwas solider begründet ist das, was Sombart über diejenigen ökonomischen Wirkungen des Heerwesens sagt, die daraus entspringen, daß es einen Massenbedarf schuf. Aber dafür ist das, was er hier sagt, nicht allzu originell. Ähnliche Gedanken sind schon vorher ausgesprochen worden. Ich selbst habe mich lange vor Sombart darüber schon mehrfach geäußert.

Freilich, systematisch ist die Frage bisher noch nicht untersucht worden. Insofern hätte Sombart Neues bringen können, aber gerade hier versagt er — dank seinem Kinderschrecken vor dem historischen Materialismus.

Mit Recht weist Sombart darauf hin, daß ehedem die Heere nur klein waren. Die Ära der kapitalistischen Produktionsweise wird dagegen durch

ein rasches Wachsen der Heere und ihres Bedarfes eingeleitet. So weit, so gut. Woher rührt aber dieses Wachsen der Heere?

Wiederum lenkt Sombart, um ökonomischen Ursachen zu entgehen, seinen Blick nach der Vorsehung, nur diesmal nicht nach der himmlischen, sondern nach der irdischen Vorsehung des braven Untertanen, nach den Fürsten. Die haben ganz einfach die Massenheere geschaffen:

> Das moderne Fürstentum mußte das differenzierte Massenheer aus sich heraus erzeugen, weil dieses allein dem ihm innewohnenden Drang nach Ausdehnung, nach Machtentfaltung gerecht wurde. ...
>
> Ursprünglich ist die Form des Massenheeres frei vom modernen Fürsten geschaffen worden, um seinem innersten Wesen Ausdruck zu verleihen: nur in ihm lag die Möglichkeit einer raschen und unausgesetzten Ausweitung eingeschlossen. (S. 31, 32.)

Also der bloße Drang nach Machtentfaltung, nach unausgesetzter Ausweitung genügt, das Wachsen der Heere zu erklären. Nun wäre es zu diesem Wachstum ohne jenen Drang sicher nicht gekommen, so wie es heute keine Millionäre gäbe ohne den Drang des modernen Menschen nach Geld, nach unausgesetzter Ausweitung seines Geldbesitzes. Aber wir alle wissen leider, wie wenig dieser Drang allein genügt, einen Millionär zu schaffen. Man wird es nicht, wenn man nicht die ökonomischen Vorbedingungen dazu findet.

So steht es auch mit den Fürsten. Ihr „innerstes Wesen" ging stets, auch schon im graueſten Altertum, nach Machtentfaltung und Ausweitung, warum hat es früher keine Massenheere geschaffen? Und solange es einen Krieg gibt, also seit vielen Jahrtausenden, mußte jede kriegführende Macht, nicht bloß die Monarchien, sondern auch die Republiken, danach trachten, ihr Heer möglichst zu vergrößern, denn der Gott der Schlachten, wie immer er heißen mochte, hatte seit jeher die Gewohnheit, sich auf die Seite der stärkeren Bataillone zu neigen. Unter sonst gleichen Umständen hatte diejenige Partei am ehesten Aussicht zu siegen, die über die zahlreichsten Streitkräfte verfügte. Also der Drang nach einer „raschen und unausgesetzten Ausweitung des Heeres" ist nichts, was das innerste Wesen des modernen Fürsten besonders kennzeichnet; er ist so alt wie der Krieg selbst, weit älter wie die überlieferte Geschichte.

Mit der Psychologie der modernen Fürsten kommen wir demnach nicht weit. Wir müssen fragen: Warum konnten sie dem unausgesetzten Drang nach Vermehrung des Heeres besser genügen als ihre Vorgänger? Die Antwort auf diese Frage geben uns, Sombart verzeihe das harte Wort, nur die ökonomischen Verhältnisse.

Von diesen, nicht vom Willen und innersten Wesen des Fürsten hängt die Ausdehnung ab, die ein Heer zu gewinnen vermag.

Mehr als die wehrfähigen Bewohner des Landes kann das Heer nie umfassen. Insofern hängt seine Größe von der Größe der Bevölkerung, sein Wachstum vom Wachstum der Bevölkerung ab, das wieder bedingt wird durch die Produktivität der Arbeit.

Während der Kriegführung wird aber nichts produziert. Die Bevölkerung kann nicht ganz in ihr aufgehen. Im Anfang der Kultur nimmt oft die ganze männliche Bevölkerung eines Gemeinwesens am Kriege teil. Aber dann sind die Kriege kurz, fallen in die Pausen zwischen den einzelnen Vorgängen der Produktion, etwa in die Zeit zwischen Aussaat und Ernte. Länger währende

Kriege oder längere Dienstpflicht in einem stehenden Heere sind stets nur für einen Bruchteil der männlichen Bevölkerung möglich. Die Maximalgröße dieses Bruchteils hängt ab von der Menge Mehrprodukt, die die Bevölkerung liefert, also auch wieder von der Produktivität der Arbeit. Je geringer die Produktivität, desto weniger Arbeitskräfte kann der Produktionsprozeß entbehren, desto weniger Soldaten kann die Bevölkerung liefern, desto geringer auch die Menge der überschüssigen Produkte, Lebensmittel und Waffen, die für das Heer produziert werden können. Unter solchen Umständen müssen die Armeen klein bleiben, wie groß auch der psychologische Drang nach ihrer Vergrößerung sein mag.

Im Laufe der historischen Entwicklung komplizieren sich die Verhältnisse und nimmt die Abhängigkeit der Größe der Armeen von den ökonomischen Verhältnissen immer mannigfaltigere Formen an.

Betrachten wir zum Beispiel die Söldnerarmeen, die im Dienste der modernen Fürsten die feudalen Heere verdrängten oder niederschlugen. Unter sonst gleichen Umständen wird ein Fürst um so mehr Söldner einstellen können, je mehr Kriegsleute sich ihm anbieten. Sein innerstes Wesen mag noch so starken Drang nach Ausweitung seines Söldnerheeres verspüren, er nutzt ihm verteufelt wenig, wenn er keine Leute findet, die bereit sind, sich als Söldner anwerben zu lassen. Wenn im siebzehnten Jahrhundert die Söldnerarmeen so rasch wachsen, so darf man nicht vergessen, daß gerade damals die Proletarisierung des Landvolkes rapide Fortschritte machte und den Söldnerarmeen zahlreiche Rekruten lieferte, so daß das innerste Wesen der Fürsten sich frei zu entwickeln vermochte.

Noch ein ökonomischer Faktor, der für das Wachstum der modernen Heere von größter Bedeutung wurde, sei hier erwähnt: das Verkehrswesen, der Straßenbau im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, der im neunzehnten Jahrhundert seine kolossale Fortsetzung im Eisenbahnbau fand.

Wir haben gesehen, daß schon Marx auf das Verhältnis zwischen Verkehrsverhältnissen und Wirkungskraft der Armee hinwies. Diese Wirkungskraft beruht auf der Konzentration der Heeresmassen auf einem kleinen Raum, entweder rasch und vorübergehend zu einer Schlacht, oder für längere Zeit zu einer Belagerung, oder im Frieden zu Zwecken der Ausbildung.

Diese Konzentration nicht bloß von Menschen und Pferden, sondern auch von Waffen, oft schwerster Art, zum Beispiel Belagerungsgeschützen, von Munition, von Nahrungsmitteln und Kleidern wird um so leichter möglich, je besser die Verkehrsmittel. Wenn die Armeen des Altertums und Mittelalters meist sehr klein waren, lag es nicht zum wenigsten an den schlechten Verkehrsmitteln. Indessen hatten schon die Römer die Notwendigkeit guter Straßen für ein wirksames Heerwesen erkannt und frühzeitig angefangen, ihr Reich mit ausgezeichneten Straßen zu durchziehen.

Seit der Völkerwanderung verfielen diese Straßen immer mehr. Die kleinen, sich selbst genügenden Gemeinwesen des Mittelalters bedurften ihrer nur wenig. Und es fehlte ihnen nicht nur das Interesse, sondern auch der erforderliche Überschuß an Arbeitskräften und das technische Wissen zu ordentlichem Straßenbau.

In den handeltreibenden Städten erwuchs eine neue Macht, die ein Interesse am Straßenbau hatte; sie entwickelten auch die technischen Fähigkeiten dazu, hoben die Produktivität der Arbeit und vermochten endlich viel-

fach auch die nötigen Arbeitskräfte zum Straßenbau aufzutreiben durch direkten oder indirekten Zwang, durch die Fronarbeit von Bauern.

In diesem wie in so vielen anderen Punkten begegneten sich die Interessen des aufstrebenden Kapitalismus mit denen der Fürsten, die auch nach guten Straßen verlangten, nicht bloß, um den Handel zu fördern, der ihren eigenen Reichtum vermehrte, sondern auch, um die Größe und Schlagfertigkeit ihrer Armeen zu steigern. Eine der wichtigsten Aufgaben, die sich die moderne Staatsgewalt stellte, war daher der Bau von Straßen, die bezeichnenderweise in Deutschland Heerstraßen, in Frankreich Königsstraßen hießen. Diese Straßen haben dann ihrerseits die Entfaltung des fürstlichen Absolutismus wie des Kapitalismus enorm begünstigt.

Hier liegt wohl die wichtigste und tiefstgehende Wechselwirkung zwischen Kriegswesen und Kapitalismus vor. Sie mußte in einer systematischen Untersuchung der Einwirkungen des Kriegswesens auf den Kapitalismus vor allem untersucht und hervorgehoben werden. Sombart ignoriert jedoch das Verkehrswesen in seinem Buche vollständig. Seine lächerliche Furcht vor der materialistischen Geschichtsauffassung zwang ihn dazu. Denn das Verkehrswesen ist wohl eine gewaltige Kriegswaffe, aber auch ebenso ein gewaltiger ökonomischer Faktor. Bei dessen Betrachtung wäre es unvermeidlich gewesen, daß die Ausdehnung des Militarismus nicht als Wirkung bloßer Fürstenpsychologie, sondern ökonomischer Ursachen erschien. Und die mußten um jeden Preis aus seiner Untersuchung ausgeschlossen bleiben. Das Ökonomische durfte überall nur als Wirkung, nirgends als Ursache erscheinen.

Sombart glaubte damit die materialistische Geschichtsauffassung ad absurdum zu führen. Er hat nur sein eigenes Buch geschädigt.

Die wichtigste Wechselwirkung zwischen Krieg und Kapitalismus ignoriert er. Dafür muß er andere Rückwirkungen des Militarismus auf die ökonomische Entwicklung enorm übertreiben.

So bemerkt er zum Beispiel, daß das Wachstum der Städte den Kapitalismus begünstige. Dieses Wachstum werde aber durch eine starke Garnison sehr gefördert:

> Daß ... die modernen Heere in weitem Umfang städtebildend gewirkt haben, ist zweifellos. Ich führe wieder Preußen als Beispiel an, weil hier die revolutionierende Wirkung, die die Armee auf das Wirtschaftsleben ausgeübt hat, vielleicht am deutlichsten zutage tritt.
>
> Berlin selbst ist ja bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine reine Garnisonstadt: 1740 besteht die Militärbevölkerung aus 21 309 Köpfen; die Gesamteinwohnerzahl beträgt etwa 90 000. Will man nun annehmen, daß von jedem Militärmenschen ein zweiter Mensch gelebt hat, so würde die Hälfte der Stadt durch die Garnisonierung der Truppen in ihr gebildet. (S. 133.)

Vergebens suchen wir in dem ganzen Buche Sombarts nach einem Beleg dafür, welche „revolutionierende Wirkung" im Ostelbien des achtzehnten Jahrhunderts die Armee auf das Wirtschaftsleben geübt hat. Auch in der eben zitierten Stelle sieht Sombart davon ab, zu zeigen, wieso denn eine starke Garnison den industriellen oder kommerziellen Kapitalismus fördert. Etwa durch Vermehrung der Kneipen und Bordelle?

Wenn in einer Stadt wie im Berlin des achtzehnten Jahrhunderts die Garnison einen so bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung ausmacht, so beweist das nicht die städtebildende Macht des Militarismus, sondern nur

dessen Überwiegen über die industrielle Bevölkerung, also deren Rückständigkeit.

Bekanntlich ist auch das Zentrum des europäischen Kapitalismus nicht Potsdam geworden, dessen Bevölkerung ganz von der Garnison lebte, wo also die städtebildende Macht des Militarismus am klarsten zutage trat, sondern London, unter dessen 700 000 bis 900 000 Einwohnern während des achtzehnten Jahrhunderts seine Garnison von vielleicht 5000 bis 6000 Mann völlig verschwand.

Ist Sombart bestrebt, die Wirkung des Militarismus auf die Entfaltung der Produktivkräfte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gewaltig zu übertreiben, so zeigt er daneben die gegensätzliche Tendenz dort, wo er auf die Lasten des heutigen Militarismus zu sprechen kommt. Die erscheinen ihm merkwürdig gering, verglichen mit denen der früheren.

Sonderbar ist schon folgender Passus:

> Endlich teile ich noch, da es manchen Leser interessieren dürfte, einen spezifizierten Militäretat (Englands) für das Jahr 1781 mit, in dem die Gesamtausgaben sich auf 24,4 Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben für Heereszwecke auf 17½ Millionen Pfund Sterling belaufen. Zu diesen sind aber noch 5½ Millionen Pfund hinzuzurechnen, die zur Rückzahlung von Schatzscheinen und zur Deckung des Defizits der indirekten Steuern dienten. Mit diesen 5½ Millionen stehen also 23 Millionen einer Gesamtausgabe von 24½ Millionen gegenüber, das sind fast 94 Prozent. (S. 59.)

Demgegenüber wäre freilich der Militarismus unserer Zeit der reine Waisenknabe. Aber so arg und bedrückend der des achtzehnten Jahrhunderts war, der zum Beispiel Frankreich finanziell völlig ruinierte und viel zum Ausbruch der Revolution beitrug, so groß waren seine Lasten doch nicht, wie sie Sombart hier erscheinen läßt, der dieses Budget mit anschließenden Details, von denen wir hier absehen, wie er angibt, bloß deshalb vorführt, weil „es manchen Leser interessieren dürfte, einen spezifizierten Militäretat" jener Zeit kennen zu lernen.

Das sieht so aus, als wäre der mitgeteilte Etat ein typischer, normaler. In Wirklichkeit war er ein ganz abnormer, kein gewöhnlicher Heeresetat, sondern ein Kriegsetat, und er stammt aus dem vorletzten Jahre eines der furchtbarsten Kriege, die England zu führen gehabt. Er währte seit 1775. Damals hatten sich die amerikanischen Kolonien gegen das Mutterland erhoben. Nach und nach geriet England dabei in Krieg auch mit Frankreich, dann Spanien und schließlich noch Holland. So gewaltig wurde England durch den Kampf gegen diese Übermacht geschädigt, daß das Parlament in Beginn des Jahres 1782 eine Adresse an den König annahm, in der jeder als Feind des Thrones und des Volkes erklärt wurde, der eine Fortsetzung des Krieges empfehle. Bald darauf begann auch England Friedensunterhandlungen. Der Friede wurde im November 1782 geschlossen, in dem England sich als geschlagen erklären, das heißt dazu bequemen mußte, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Amerikas anzuerkennen.

Das Budget von 1781 ist also ein ganz außergewöhnliches. Gerade dieses als kennzeichnendes anzuführen, ohne auch nur mit einem Worte anzudeuten, welcher Situation es entsprang, ist ein sonderbares Verfahren.

Sombart versteht jedoch, es noch zu überbieten, indem er gleich darauf ausdrücklich ein früheres Kriegsbudget mit einem Friedensbudget von

heute vergleicht. Er fährt fort, nachdem er den Militäretat Englands für 1781 im Detail angeführt:

Eine ungeheure Anspannung aller Kräfte bis zum äußersten bedeutete dann noch einmal der Kampf mit Napoleon. In den 14 Jahren von 1801 bis 1814 gab England aus:

Für die Flotte	237441798	Pfund Sterling
„ das Landheer	337993912	„ „
„ Geschütze	58198904	„ „
Zusammen	633634614	Pfund Sterling

Also 13 bis 14 Milliarden Mark oder durchschnittlich im Jahre 45 259 615 Pfund Sterling, das sind 900 Millionen Mark. Man muß sich immer gegenwärtig halten, daß Großbritannien damals (im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts) ein Land mit 10 bis 12 Millionen Einwohnern war, daß also auf den Kopf der Bevölkerung 80 bis 90 Mark Kriegsaufwand im Jahre entfiel; das entspricht einem Heeresetat von etwa 6 Milliarden Mark im heutigen Deutschland, das jetzt etwas über eine Milliarde Mark (wenn man die Zinsen und Tilgung der Reichsschuld ganz hineinrechnet) für Heereszwecke ausgibt. (S. 59, 60.)

Wie kann man ein Jahr aus einer Periode eines seit vier Jahrzehnten währenden Friedens mit einem Jahre eines vierzehn Jahre währenden Krieges auf Leben und Tod vergleichen! Krieg kann man nur mit Krieg vergleichen und Frieden mit Frieden! Die Feststellung, daß vor hundert Jahren ein das ganze Land erschöpfender Krieg von vierzehn Jahren weit mehr kostete, als heute das Heerwesen in vierzehn Friedensjahren erheischt, bedeutet für das zwanzigste Jahrhundert noch gar kein Kompliment.

Aber diese Feststellung selbst steht nichts weniger als fest.

Sombart gibt die Höhe des heutigen Heeresetats (samt Zinsen und Tilgung der Reichsschuld) auf „etwas über eine Milliarde Mark" an. Wie er dazu kommt, ist nicht recht begreiflich. Nach dem Etat für 1912 betrugen die Ausgaben für das Reichsheer:

Ordentlicher Etat, fortdauernde Ausgaben	786	Mill. Mark
„ „ einmalige „	143	„ „
Außerordentlicher Etat, Ausgaben	17	„ „
Zusammen	946	Mill. Mark

Also die Ausgaben für das Heer allein machten fast eine Milliarde aus. Dazu die für die Marine:

Ordentlicher Etat, fortdauernde Ausgaben	181	Mill. Mark
„ „ einmalige „	207	„ „
Außerordentlicher Etat, Ausgaben	82	„ „
Zusammen	470	Mill. Mark

Heer und Marine kosteten also zusammen fast anderthalb Milliarden. Rechnet man dazu nach Sombarts Vorgang die Reichsschuld:

Ordentlicher Etat, fortdauernde Ausgaben	234	Mill. Mark
„ „ einmalige „	6	„ „
Zusammen	240	Mill. Mark

Endlich den Pensionsfonds, der doch auch auf das Konto des Heeres entfällt, 143 Millionen Mark. Dann erhalten wir:

Heer	946	Mill. Mark
Flotte	470	„ „
Schuld	240	„ „
Pensionsfonds	143	„ „
Zusammen	1799	Mill. Mark

Also rund 1800 Millionen, fast zwei Milliarden, nicht „etwas über eine Milliarde".

Sombart kam zu dieser Zahl offenbar dadurch, daß er bloß die fortdauernden Ausgaben rechnete, die einmaligen und außerordentlichen wegließ:

Heer	786	Mill. Mark
Flotte	181	" "
Reichsschuld	234	" "
Zusammen	1201	Mill. Mark

Auch da bekommen wir erheblich mehr als eine Milliarde, aber wenn man es als „etwas über eine Milliarde" bezeichnet, mag's zur Not passieren.

Was ist das aber für eine Vergleichung! Für die Kriegszeit vor hundert Jahren addiert Sombart sämtliche fortdauernden wie einmaligen Ausgaben für vierzehn Jahre und dividiert sie durch vierzehn. Für den Frieden von heute rechnet er nur die fortdauernden Ausgaben eines Jahres, unterschlägt 600 Millionen einmalige Ausgaben, obwohl er sehr wohl wissen muß, daß jedes Jahr solche Ausgaben bringt!

Indes nicht einmal dieses Kunststück genügt Sombart. Er gibt als Bevölkerungszahl Großbritanniens in der Zeit von 1801 bis 1814 10 bis 12 Millionen an und berechnet daraus den Kriegsaufwand pro Kopf der Bevölkerung auf 80 bis 90 Mark, was für die heutige Bevölkerung Deutschlands 6 Milliarden im Jahre ergäbe — allerdings sehr opulent gerechnet. 900 Millionen durch 12 dividiert ergeben nicht 80, sondern 75, und 75 mal 65 ergibt 4875. Also nicht etwa 6, sondern „etwa" 5 bis 6 Milliarden gegenüber fast 2 Milliarden. Demnach verhielte sich der jährliche Kriegsaufwand vor hundert Jahren zu dem heutigen Friedensaufwand nicht wie „etwa" 6 : 1, sondern wie „etwa" 3 : 1. Das klingt schon etwas anders.

Dabei geht aber die ganze Rechnung von der Voraussetzung aus, daß die englischen Kriegslasten von einem „Lande mit 10 bis 12 Millionen" zu tragen waren. Hier setzt das erstaunlichste Kunststück Sombarts ein. Seine Zahl stimmt ungefähr, wenn man Großbritannien (England, Wales und Schottland) allein rechnet. Aber von den Kriegslasten trug auch Irland sein Teil. Nimmt man dies hinzu, dann finden wir, daß das Land 1801 eine Bevölkerung von 16 237 000 und 1811 von 18 509 000 (1821 von 21 272 000), also 1814 gut von 19 Millionen besaß. Statt 10 bis 12 Millionen sind demnach 16 bis 19 Millionen zu setzen.

Die Kriegslasten betrugen also nicht 80 bis 90 Mark, sondern 47 bis 56 Mark pro Kopf, waren fast nur halb so hoch, als Sombart sie angibt. Sie hätten auf die deutsche Bevölkerung umgerechnet nur etwas über 3 Milliarden ergeben, gegenüber dem heutigen Militäretat von fast 2 Milliarden. Und dieser Etat wächst rasch. Ist die neue Wehrvorlage mit ihrer Milliardengabe durchgeführt, dann wird der bewaffnete Friede von 1914 relativ nicht weniger kosten als ein Jahr des blutigsten, hartnäckigsten und verheerendsten Krieges vor hundert Jahren.

Dabei kann man nicht etwa sagen, daß damals die Kaufkraft des Geldes höher war. Im Gegenteil, die Unterbrechung des internationalen Verkehrs durch den Krieg sowie die der Finanznot entspringende Papiergeldwirtschaft trieb die Preise enorm in die Höhe. Hanf zum Beispiel kostete 1802 32 Pfund pro Tonne, 1809 118 Pfund. Der durchschnittliche Weizenpreis, der im Jahr-

zehnt 1780 bis 1789 noch 45 Schilling 9 Pence pro Quarter ausgemacht hatte, stand im Jahrzehnt 1810 bis 1819 auf 88 Schilling 8 Pence, um im nächsten Jahrzehnt auf 58 Schilling 5 Pence zu sinken. 1810 stand der Preis auf 103 Schilling 3 Pence, 1812 sogar auf 122 Schilling. Heute bewegt sich der Preis um 30 Schilling herum.

Hätten wir heute die Preise der Kriegszeit von 1801 bis 1814, der Friede würde uns teurer zu stehen kommen als damals der Krieg.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Krieg vor hundert Jahren nicht schwerer zu tragen war als heute der Frieden. Das rührt jedoch nicht daher, daß der bewaffnete Friede heute einen geringeren Aufwand erheischt als vor hundert Jahren ein Krieg, sondern daher, daß die Produktivkraft der Arbeit seitdem gewaltig gewachsen ist. Damit ist ihr Mehrprodukt gestiegen, ihre Ausbeutung, die Masse des Mehrwertes, die akkumuliert, wie jene, die unnütz vergeudet werden kann.

Die Heereslasten des Friedens nähern sich heute rasch denen des erschöpfendsten Krieges des vorigen Jahrhunderts. Aber die Kraft, sie zu tragen, ist seitdem enorm gewachsen.

Wer wollte indes behaupten, sie habe gerade durch den Krieg, durch dessen Massenbedarf so sehr zugenommen? Wohl hat zu ihrem Wachstum auch das Kriegswesen sein Teil beigetragen. Sein Massenbedarf hat die Massenproduktion auf manchen Gebieten gefördert und damit geholfen, deren Produktivkräfte zu erhöhen. Dem steht aber ein weitaus höheres Maß von Lahmlegung und Zerstörung von Produktivkräften gegenüber, erzeugt durch Krieg und Rüstung zum Krieg. Diese Seite der Medaille übersieht Sombart völlig.

Wenn die rasch und stetig wachsende Produktivkraft der modernen Gesellschaft in so geringem Maße den arbeitenden Klassen zugute kommt, wenn deren soziale Lage sich zeitweise nicht bloß relativ, sondern sogar absolut verschlechtert, so trägt der immer mehr ausgedehnte Militarismus daran die Hauptschuld. Teils durch seine politischen Wirkungen, als kräftigste Schutzwehr der großen Ausbeuter. Nicht minder aber durch seine ökonomischen Wirkungen, als stärkster Verschwender der Produktivkräfte der Nationen.

Es sollte zu denken geben, daß die stärkste Kriegsmacht zu Beginn der kapitalistischen Produktionsweise, die spanische, durch ihr Kriegswesen nicht eine blühende Industrie, sondern den Verfall des Gemeinwesens hervorrief. Daß jene Macht, die den industriellen Kapitalismus am ersten und stärksten entwickelte, die englische, jene war, die durch ihre insulare Lage von der Notwendigkeit befreit wurde, ein starkes Landheer zu halten. Und daß endlich die Macht, die heute im industriellen Wettrennen der Nationen am raschesten vorwärts eilt, jene ist, die durch ihre geographische Lage ein Jahrhundert lang von jedem Militarismus befreit blieb: die Vereinigten Staaten.

Nicht Förderung, sondern Aufhebung des Militarismus ist die erste Vorbedingung einer Weiterentwicklung des Kapitalismus zu einer höheren Wirtschaftsordnung.

Über den Gegensatz zwischen Lassalle und Marx.[1]

Eine Erwiderung von **Fr. Mehring.**

In Nr. 23 der „Neuen Zeit" veröffentlicht Kautsky einen Artikel über Parteipolemik, der nach einer Reihe schöner, wenn auch nicht neuer Betrachtungen in der Bemerkung gipfelt, „größter wissenschaftlicher Ernst und heißestes Interesse für die Sache, hinter der alles Persönliche zurückstehen müsse", sei die Vorbedingung jeder Parteipolemik. Danach enthüllt sich als Zweck der Übung ein Ausfall gegen den Artikel: Ein Parteijubiläum, den ich in Nr. 22 der „Neuen Zeit" veröffentlicht habe. Kautsky schreibt:

Eine derartige Untersuchung des wissenschaftlichen Verhältnisses zwischen Marx und Lassalle wäre keine leichte Arbeit; sie hätte sehr schwierige philosophische und ökonomische Probleme zu erörtern. Mit ausreichenden Mitteln vorgenommen, müßte sie jedenfalls unser Wissen bereichern, wie immer sie ausfallen mag. Sie ist die einzige, die der Bedeutung der beiden Männer angemessen ist.

Völlig unangebracht ist es dagegen, wenn man in ein paar flüchtigen Zeilen die Behauptung in die Partei schleudert, Marx und Engels hätten Lassalle ungerecht beurteilt, sein Werk gänzlich verkannt, und wenn man für diese starken Behauptungen nichts anderes als Beleg vorbringt, als ein irgendwo aufgeschnapptes Wort von Sextanerprosa, über dessen Ursprung und Bedeutung der Leser gänzlich im unklaren gelassen wird.

Gegen wen immer wir polemisieren mögen, ob untereinander, ob gegen Lassalle oder gegen Marx, stets sollte die Polemik so eingerichtet sein, daß sie dem Leser die Nachprüfung der beanstandeten Sätze oder Handlungen ermöglicht, ja, daß sie ihn dazu anregt. Es ist eine schlechte Gewohnheit, die sich in manche moderne polemische Schrift einschleicht, alle genauen Zitate zu vermeiden. Das trägt zur leichteren Lesbarkeit der Arbeit bei, aber wir sind keine Belletristen, für die der ästhetische Eindruck entscheidend ist. Wissenschaftliche Erkenntnis zu verbreiten, nicht bloß ästhetische Wirkung zu üben ist unsere Aufgabe.

Damit wäre ich auch am öden Strande der „Ästhetischen" ausgeschifft: glücklicherweise in einer recht zahlreichen und sehr netten Gesellschaft, nämlich all der Parteiblätter, die meinen kleinen Artikel nachgedruckt haben, offenbar ohne jede Ahnung, wie schwer sie sich dadurch nach Kautskys Ansicht versündigt haben.

Inzwischen finde ich, daß von sämtlichen Parteimitgliedern Kautsky der letzte war, der das Recht zu dieser Attacke gehabt hätte, und ich der letzte, der sie sich gefallen zu lassen braucht.

I.

Die Schuld, das Verhältnis zwischen Lassalle und Marx in parteischädigender und parteiverwirrender Weise in die Öffentlichkeit „geschleudert" zu haben, fällt ausschließlich auf Kautsky. Bis zum Herbst 1890 wußte man wohl, daß manche Meinungsverschiedenheiten zwischen Lassalle und Marx bestanden hatten, aber man wußte nicht, in wie schroffer Weise sich Marx über Lassalle zu äußern pflegte. Das erfuhr man erst durch den bekannten

[1] Vorliegender Artikel war uns schon Ende März zugegangen. Um die Agitation zu den preußischen Landtagswahlen nicht durch eine Parteipolemik zu stören, von der man nicht wissen konnte, welche Dimensionen sie annehmen werde, haben wir ihn, wie wir bereits in Nr. 26 vom 28. März mitgeteilt, bis jetzt zurückgestellt. Eine Erwiderung Kautskys folgt im nächsten Heft. Die Redaktion.

Programmbrief, den Kautsky in Nr. 18, IX. Jahrgang der „Neuen Zeit", veröffentlichte. Es ist wahr, daß Engels diese Veröffentlichung von ihm beanspruchte, aber wenn Kautsky die Grundsätze beherzigen wollte, die er heute mit solcher Emphase predigt, so mußte er sagen: Das tue ich nicht. Als sich in der Partei ein allgemeiner Unwille über die Veröffentlichung des Briefes kundgab, erklärte Kautsky auch ganz korrekt: „Die Verantwortung für die Veröffentlichung tragen bloß wir." Zugleich verteidigte er die Polemik, die Marx in dem Briefe gegen Lassalle führte, mit den Worten: „Als sein Meister durfte Marx so über Lassalle schreiben, wie er geschrieben." Das stimmt allerdings, wenn Marx ein Götze gewesen sein soll; ein Mensch, und sei es der höchststehende, darf niemals gegen andere Menschen, und nun gar gegen Kampfgenossen, sich in Beschuldigungen ergehen, die ebenso ehrenrührig wie unrichtig sind.

Nur eine Probe aus dem Programmbrief! Marx nennt da den Satz, daß der Arbeiterklasse gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse seien, „Lassallesches Zitat vom reinsten Wasser" und fügt hinzu: „Lassalle wußte das Kommunistische Manifest auswendig wie seine Gläubigen die von ihm verfaßten Heilsschriften. Wenn er es so grob verfälschte, geschah es nur, um seine Allianz mit den absolutistischen und feudalen Gegnern wider die Bourgeoisie zu beschönigen." In Vorahnung seines Kautsky hat Marx diese Polemik „so eingerichtet", daß sie den Leser „anregt", die beanstandeten Sätze nachzuprüfen. Es ist doch am Ende kein Pappenstiel, wenn ein Mann wie Lassalle beschuldigt wird, eine geschichtliche Urkunde grob verfälscht zu haben, um seinen Verrat an der Arbeitersache zu vertuschen. Aber Kautsky huldigte damals der „schlechten Gewohnheit", „alle genauen Zitate zu vermeiden". „Eine derartige Untersuchung des wissenschaftlichen Verhältnisses zwischen Marx und Lassalle", die ihn heute „keine leichte Arbeit" dünkt, überließ er damals als allzu leichte Aufgabe den „Belletristen", für die der „ästhetische Eindruck" maßgebend ist. In einem Aufsatz: Die Geschichte eines Schlagworts („Neue Zeit", XV, Nr. 43) habe ich nachgewiesen erstens, daß Lassalle niemals weder dem Sinne noch dem Wortlaut nach von der „reaktionären Masse" gesprochen hat, und zweitens, welche besonderen Umstände den „Irrtum" Marxens „erklärlich" erscheinen lassen.

Seit der Veröffentlichung des Programmbriefs, deren Verantwortung nach Kautskys eigenem Zeugnis auf ihn allein fällt, war nicht mehr an der unerfreulichen Tatsache zu drehen und zu deuteln, daß Marx die Person Lassalles ungerecht beurteilt und das Werk Lassalles gänzlich verkannt habe. Die Aufgabe der Marxisten — wenigstens derjenigen Marxisten, die ihre Ehre nicht nur darin sehen, das Unrecht abzuwehren, das Marx erlitten, sondern auch darin, das Unrecht zu sühnen, das Marx getan hat — bestand nun darin, das Verhältnis der beiden Männer wissenschaftlich zu untersuchen, dem einen wie dem anderen sein Recht zu geben und aus ihrem Gegensatze wertvolle Lehren für die Partei zu schöpfen. Wie recht hat Kautsky, eine solche Untersuchung die einzige zu nennen, die der Bedeutung der beiden Männer angemessen sei! Aber statt ein glorreiches Vorbild zu geben, hat er noch nicht den kleinen Finger gerührt, um diese Aufgabe zu lösen. Das blieb anderen überlassen, und unter ihnen darf ich mich rühmen, gewiß nicht das größte Geschick, aber doch die größte Mühe auf-

gewandt zu haben. Ich verweise auf den zweiten, dritten und vierten Band meiner Parteigeschichte sowie auf den vierten Band meiner Nachlaßausgabe. Ich fordere Kautsky auf, aus den Hunderten von Seiten, die ich der Untersuchung des wissenschaftlichen Verhältnisses zwischen Lassalle und Marx gewidmet habe, auch nur eine Zeile beizubringen, die die Absicht verriete oder die Wirkung gehabt hätte, die Partei nicht zu fördern, sondern zu verwirren. Vor zehn Jahren schon bezeugte mir ein ehrlicher Gegner (Oncken, Lassalle, S. 159), daß ich zwischen Lassalle und Marx „immer gerecht abwöge", und heute kommt Kautsky, der „zwanzigjährige Waffenbruder", der jede meiner Schriften kennt, und denunziert mich den Parteigenossen, daß ich „ein paar flüchtige Zeilen", ein „irgendwo aufgeschnapptes Wort" in die Partei „schleudere", um sie über die Beziehungen zwischen Lassalle und Marx zu täuschen.

Darüber könnte man beinahe „ethisch" werden. Doch ich bin ja erst als „ästhetisch" anerkannt, und so betrachte ich den Ausfall Kautskys mit künstlerischem Genuß als einen reinen Kristall der Marxgläubigkeit. Solange die Sonne Marx einsam am Himmel strahlte, entsprach es „dem größten wissenschaftlichen Ernst und dem heißesten Interesse für die Sache", dem scheinbar überwundenen Lassalle die klobigsten Beschuldigungen in die Nebel der Legende nachzuschleudern. Seitdem aber nicht mehr der zehnte Teil der Partei an die holden Mären von Lassalles und Schweitzers Durchstechereien mit Bismarck glaubt, seitdem sich die Nebel von der Gestalt Lassalles heben und sich als Wolken um die Sonne Marx zu ballen drohen, seitdem wandelt sich der Gesang der Priester aus des Basses Grundgewalt in die schmelzenden Akkorde: Wo still ein Herz von Liebe glüht — O rühret, rühret nicht daran!

Es ist eine echte Religiosität, der man vielleicht — ich weiß es nicht — andere Vorwürfe machen kann, aber sicherlich nicht den Vorwurf eines Mangels an gutem Glauben.

II.

Wie alles, was ich über die Beziehungen zwischen Lassalle und Marx geschrieben habe, so war auch mein kleiner Artikel: Ein Parteijubiläum von dem Wunsche beseelt, dem einen wie dem anderen der beiden Männer gerecht zu werden. Das „irgendwo aufgeschnappte Wort" — „Sextanerpensa", nicht Sextanerprosa, wie es durch einen Druckfehler hieß — gehört zu dem verhältnismäßig Mildesten, was Marx über Lassalle gesagt oder geschrieben hat. Das weiß Kautsky auch sehr genau. Aber für diejenigen Leser, denen es um die Sache zu tun ist, will ich noch einige Worte über die praktische Bedeutung des Gegensatzes sagen, der zwischen Lassalle und Marx bestanden hat und, wenn auch in anderer Form, heute noch innerhalb der Partei besteht.

Marx erhob gegen Lassalle zwei — innerlich zusammenhängende — Vorwürfe: einmal, daß Lassalle in der Theorie nicht genügend gefestigt sei, und dann, daß Lassalle seine Taktik dem engsten nationalen Rahmen oder gar nur den absonderlichen preußischen Zuständen angepaßt habe. Beide Vorwürfe hatten in Marxens Sinne ihr gutes Recht, wie Lassalles Theorie und Taktik in dessen Sinne ihr gutes Recht hatten. Um nicht in den Verdacht zu kommen, als wolle ich mir auf Kautskys Attacke eine Gelegen-

heits- und Verlegenheitsausrede zurechtmachen, erlaube ich mir, einige Sätze aus einer Besprechung des Laufenbergschen Buches zu zitieren, die ich vor einem halben Jahre in Grünbergs Archiv veröffentlicht habe:

Es gewinnt in der Tat den Anschein, als ob Lassalle einer gewissen Renaissance entgegenginge. Natürlich nicht in dem, was man als spezifischen Lassalleanismus zu betrachten gewohnt ist: Lassalles Staatskultus, seine Produktivassoziationen mit Staatskredit, seine Geringschätzung der Gewerkschaften usw. sind für immer überwundene Dinge. Aber wohl in der Erkenntnis, daß eine nationale Arbeiterpartei zunächst an ihre Existenzbedingungen innerhalb der Nation gebunden ist, von der sie einen Teil bildet, daß sie sich über diese Existenzbedingungen ebensowenig hinwegsetzen kann, wie der Mensch über seinen Schatten zu springen vermag, daß sie zunächst, um ein Wort von Marx zu gebrauchen, den nationalen Zuständen, innerhalb deren sie lebt, deren eigene Melodie vorsingen muß, um sie zum Tanzen zu bringen. Laufenberg weist in fesselnder Weise nach, daß der spezifische Lassalleanismus nur das Maß der Erkenntnis darstellte, das der deutschen Arbeiterklasse auf dem damaligen Stande ihrer Entwicklung zugänglich war, daß Lassalle ihn den Massen nicht aufgedrängt, sondern ihn den Massen sozusagen abgelesen und ihn nur prinzipiell zu gestalten gewußt hat. Das haben Marx und Engels nie anerkennen wollen, und wenn man die fast unbegreifliche Verkennung von Lassalles Werk, an der sie, nicht etwa in vorübergehender Verstimmung, sondern jahrzehntelang, jeder bis an seinen Tod, festgehalten haben, nicht, wie billig, auf persönlichen Haß und Neid zurückführen will, so wird man anerkennen müssen, daß es sich dabei um schwierige und verwickelte Probleme der Arbeiterbewegung handelt.

Hier ist auch die Ursache zu suchen, weshalb der Revisionismus, trotz aller vermeintlichen oder auch wirklichen Niederlagen, zu so hohen Jahren kommt, wenn er auch nie zum Siege gelangen kann. Denn ohne prinzipielle Grundlage kann keine Arbeiterpartei bestehen, wenigstens auf die Dauer nicht. Aber ihren wechselnden Existenzbedingungen muß sie sich schon anbequemen, wenn sie diese Bedingungen historisch entwickeln will. Als Schweitzer sich auf den Boden des Norddeutschen Bundes stellte, der für absehbare Zeit nun einmal nicht zu beseitigen war, um von ihm den zehnstündigen Arbeitstag zu verlangen, so handelte er sowohl praktischer wie auch prinzipieller als die ihm feindliche Fraktion, deren Organ unaufhörlich an dem Frühlingswehen und Knospendurchbruch der österreichischen Bourgeoisie den unaufhaltsamen Bankrott des Norddeutschen Bundes bewies.

Über die Notwendigkeit dieser gegenseitigen Durchdringung von Theorie und Praxis waren sich Marx und Engels auch vollkommen klar; von Marx rührt das bekannte Wort her, daß jeder Schritt wirklicher Bewegung einem Dutzend Programme vorzuziehen sei. Die Schwierigkeit liegt nur in der Entscheidung der konkreten Fälle, und diese Schwierigkeit haben auch Marx und Engels nicht immer zu überwinden gewußt. Es ist in ihrem Geiste, wenn L. entgegen ihren Vorurteilen die Lassalle und die Schweitzer gerecht und unbefangen zu würdigen weiß. L. ist darin der typische Vertreter des radikalen Flügels in der deutschen Arbeiterpartei.

Seitdem diese Zeilen veröffentlicht worden sind, hat sich wieder an allerjüngsten Ereignissen gezeigt, wie leicht eine Vernachlässigung der Richtlinien, die in dem Gegensatz zwischen Lassalle und Marx gegeben sind, zu einem Hin- und Herschwanken zwischen Über-Marxismus und Unter-Lassalleanismus führen, das nicht einmal ästhetisch, geschweige denn politisch einen erfreulichen Eindruck macht.

In seiner Nr. 40 vom 16. Februar besprach der „Vorwärts" ein wissenschaftliches Werk der Genossin Luxemburg, dessen theoretische Zweifel an

einigen Sätzen von Marx mit der sachlich unzutreffenden Unterstellung gestraft wurden, das Buch sei eine wertlose, flüchtig zusammengeschnittene Kompilation. Das war Über-Marxismus, denn Marx hat stets gemeint, daß an jedem, auch dem mißlungensten Versuch eines Parteigenossen, die sozialistische Theorie zu entwickeln, immer der gute Wille zu achten sei.

Ein gleich frappantes Beispiel von Unter-Lassalleanismus lieferte der „Vorwärts" genau eine Woche später, in seiner Nr. 46 vom 23. Februar. Er behandelte die Jahrhundertfeier von 1813, also eine Tagesfrage, in der ein Mißgriff die empfindlichsten Nackenschläge für die Partei mit sich führen kann, und zwar in einem Leitartikel, der seinem Gedankengang nach ebensogut von der Berliner „Volkszeitung" im Jahre 1863 oder selbst von Robert Blum im Jahre 1843 hätte veröffentlicht werden können. „Es tut uns leid für Herrn Blum," schrieb Marx einmal, „aber wenn man alle diese schönen Sachen ihres deklamatorischen Flitters beraubt, so bleibt nichts übrig als die allertrivialste Kannegießerei, wenn auch, was wir gern zugeben, Kannegießerei auf großem Fuß und in erhabener Arbeit." Die schönen Sachen vom gebrochenen Königswort, vom großen Philosophen Fichte und dem Heldendichter Körner imponieren mir gewiß auch, aber sie haben die fatale Eigenschaft, dem Junkertum trotz unzähliger Wiederholungen seit siebzig Jahren noch kein Haar gekrümmt zu haben, und wenn wir den dreisten Herausforderungen der offiziellen Jahrhundertfeier nur mit den ehrwürwürdigen Gedanken der bürgerlichen Vorzeit zu begegnen wissen, so weiß ich wirklich nicht, wozu Lassalle gelebt hat.

Für meinen Teil zog ich andere Schlußfolgerungen aus dem Gegensatz zwischen Lassalle und Marx. Da beide darin einig waren, daß jede historische Erscheinung, auch eine so häßliche wie die ostelbische Junkerherrschaft, ihre historischen Ursachen habe, die man kennen müsse, wenn man sie erfolgreich bekämpfen wolle, so schien mir das Jahr der Jubelfeier und der Landtagswahlen besonders geeignet zu sein, die Parteigenossen über das Wesen des preußischen Junkerstaats historisch zu orientieren. An diese Arbeit setzte ich eine ganze Reihe von Monaten, wobei ich mich nach Lassalles Vorbild im engsten nationalen Rahmen hielt, aber die marxistische Methode der Geschichtschreibung anzuwenden bemüht war. Auch schien es mir den gemeinsamen Überlieferungen beider Männer zu entsprechen, wenn ich einem Werke, das die erste Lehrkraft unserer Parteischule herausgegeben hat, einige Aufmerksamkeit schenkte, statt es „in ein paar flüchtigen Zeilen" niederzusäbeln.

Meine Auffassung mag irrig sein, aber so ganz einsam stehe ich mit ihr doch nicht innerhalb der Partei. Wie mein kleiner Artikel: Ein Parteijubiläum, so haben auch meine Artikel über das Jahr 1813 und das Buch der Genossin Luxemburg in unserer Provinzpresse, in der das Leben und Weben der Massen zu ungleich kraftvollerem Ausdruck gelangt als in den angeblich und sozusagen „führenden" Organen der Partei, einen recht weiten Widerhall gefunden. Kautsky wird sagen: Das ist ja eben die „leichtere Lesbarkeit" der verdammten Belletristerei! Aber mein Gott: Lassalle und Marx haben doch auch — jeder in seiner Art — ein recht munteres Deutsch geschrieben und nicht jenen langweilig ledernen Stil, der an den bürgerlichen Universitäten, und auch an ihnen nur noch bei den verstaubtesten Perücken, als die sicherste Probe wissenschaftlicher Erkenntnis gilt.

So viel über den sachlichen Inhalt des Gegensatzes zwischen Lassalle und Marx. Über den großen Bann, der wegen mangelnder Marxgläubigkeit über mich persönlich verhängt worden ist, quittiere ich als „Belletrist" nur mit dem „ästhetischen" Troste:

Vor solchen Waffen zittert England nicht mehr.

Absolutismus in Ungarn.

Von **Eugen Varga** (Budapest).

Inmitten der großen Ereignisse, deren Schauplatz der Osten Europas ist, vollzieht sich in Ungarn eine Wandlung, welche man im zwanzigsten Jahrhundert kaum noch für möglich gehalten hätte: Ungarn verfällt ganz und gar dem Absolutismus. Einem ganz eigenartigen Absolutismus, wie ihn die Weltgeschichte noch selten gesehen hat: einem Absolutismus, der sich auf die militärische Macht stützt, aber die äußeren Formen des Parlamentarismus aufrecht erhält und als Werkzeug eine Rolle korrupter, reaktionärer Geschäftspolitiker benützt....

Das ungarische Parlament führt nur mehr ein Scheindasein. Die Majorität erscheint dort und gibt unter dem Schutze der bewaffneten Macht ihre Zustimmung allen Gesetzentwürfen, welche entweder die militärischen Machthaber fordern oder welche sie selbst zur weiteren Sicherung ihrer Macht für nötig hält. Von einer parlamentarischen Verhandlung ist keine Rede mehr. Die Opposition bleibt dem Parlament fern. Erscheint sie, so sucht sie durch Lärmen und Pfeifen die parlamentarische Arbeit unmöglich zu machen. Hierauf erscheint die Polizei oder die neuorganisierte Parlamentswache und schleppt die oppositionellen Abgeordneten aus dem Parlament.

Die Organisierung der Parlamentswache hat dem Parlamentarismus den Gnadenstoß gegeben und den militärischen Absolutismus offenkundig gemacht. Die Wache besteht nämlich aus aktiven Soldaten, welche dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses zu gehorchen haben, sonst aber als Soldaten gelten. Als nun unlängst die Opposition bei Gelegenheit der Demission des Lukacskabinettes wieder einmal im Parlament erschien und die eben einmarschierte Parlamentswache mit Pfuirufen begrüßte, fühlte sich einer der Gardisten hierdurch in seiner Offiziersehre beleidigt, zog den Säbel und hieb dreimal auf einen Abgeordneten los, so daß dieser zu Boden fiel, ließ ihn dann noch von den Gardisten aus dem Parlament schleppen, der Gendarmerie übergeben und arretieren. Das alles auf eigene Faust! Und nun hat das Militärgericht mit Ausschluß der Öffentlichkeit darüber zu urteilen, ob der Offizier berechtigt war, seine Waffe zu gebrauchen. Finden die hohen Herren, daß der Gardist seine Offiziersehre auf diese Weise verteidigen mußte, so gibt es auf der ganzen Welt kein Forum, welches dem niedergesäbelten Volksvertreter eine Genugtuung geben kann. Was aber die absolute Verwilderung der politischen Zustände am besten charakterisiert, ist, daß dieser Offizier der Parlamentsgarde von der Regierungspartei gefeiert, von dem Ministerpräsidenten und den Ministern für sein energisches Vorgehen belobt wird. So tief ist die russische Duma kaum gesunken!

Man würde glauben, daß ein solch verwilderter Kampf nur dort möglich ist, wo die tiefsten Klassengegensätze die Parteien voneinander trennen. Dies

ist aber hier durchaus nicht der Fall. Opposition und Regierungspartei gehören derselben Klasse an: die Interessen der Großgrundbesitzer sind beiden heilig. Auf beiden Seiten finden wir Großgrundbesitzer als Führer. Der Klassenunterschied besteht höchstens darin, daß die Opposition einen kleinbürgerlich-bäuerlichen Einschlag hat, während in der Regierungspartei die Geschäftspolitiker eine große Rolle spielen!

Wir berichteten in unserem letzten Artikel bereits darüber, wie diese Gemeinsamkeit der Klasseninteressen den Kampf um das demokratische Wahlrecht zu Falle brachte. Die Opposition, welche aus Parteirücksichten das Schlagwort des allgemeinen Wahlrechtes sich zu eigen gemacht hatte, ließ das reaktionäre Wahlrecht Tiszas kampflos passieren: ihre Führer boten auch alles auf, um den allgemeinen Streik der Arbeiterschaft gegen die Vorlage zu verhindern, was ihnen, wie bekannt, gelungen ist. Die Opposition rechnete darauf, daß Lukacs durch seine Panamas gestürzt werde. Diese Hoffnung ging in Erfüllung. Aber die Folgen waren ganz andere, als die Opposition gehofft hatte.

Bereits in Nr. 25 (vom 21. März dieses Jahres) hatte ich über die Affäre Désy berichtet. Der frühere Staatssekretär im Finanzministerium der Koalition Désy hatte den Ministerpräsidenten Lukacs in Wort und Schrift „*den größten Panamisten Europas*" genannt. Vor Gericht gestellt, erklärte Désy, den Beweis liefern zu wollen, daß Lukacs von der „Ungarischen Bank" 4,8 Millionen Kronen für die Erneuerung einiger Verträge erhalten habe, die er der Wahlkasse der Regierungspartei zukommen ließ. Das Gericht ließ bei der ersten Verhandlung keine Beweisführung zu, da es als Panama nur die Entwendung von Staatsgeldern für *private* Zwecke bezeichnete; Désy wurde verurteilt. Die höhere Instanz jedoch annullierte das Urteil und ordnete das Beweisverfahren an, da sie auch die Verwendung von Bestechungsgeldern zu *Parteizwecken* als Panama auffaßte.

Dieser zweite Prozeß verdient nun nicht nur aus politischen, sondern auch aus nationalökonomischen Gründen unsere Beachtung. Im Verlauf des Beweisverfahrens wurde nämlich unwiderleglich festgestellt, daß die Direktion jener Bank, welche damals nur noch ein Aktienkapital von 25 Millionen Kronen hatte, nicht weniger als 4,8 Millionen Kronen auf einmal für „diskrete Ausgaben" bewilligte, diese Summe in barem Gelde der Regierung auszahlte und dies durchführen konnte, ohne daß die Aktionäre der Bank das geringste von der Sache erfuhren, ohne daß in der Bilanz das geringste unter diesem Titel verrechnet wurde. Und wäre nicht ein Zwist zwischen den Direktoren ausgebrochen, wäre nicht der Verdacht aufgetaucht, daß der Generaldirektor einen Teil dieser Summe unterschlagen habe, die Welt hätte keine Silbe von der ganzen Sache jemals erfahren.

Dieser Fall zeigt mit unheimlicher Deutlichkeit, wie ganz schrankenlos die Direktoren, die führenden großen Kapitalisten mit dem Vermögen der Aktiengesellschaften schalten und walten! Und man fragt sich: Wieviel können wohl die Herren Direktoren jährlich in ihre eigene Tasche verschwinden lassen, wenn eine verhältnismäßig kleine Bank 4,8 Millionen in einem Jahr bar auszahlen kann, ohne den Aktionären darüber Abrechnung legen zu müssen.

Auch die politische Seite des Prozesses ist von großer Bedeutung. Es wurde unwiderleglich bewiesen, daß die Millionen, welche die Bank für die Verträge zahlte, von Staatsbeamten übernommen und quittiert, aber nicht

an die Staatskasse, sondern an die Wahlkasse der Regierungspartei abgeliefert wurden. So vollkommen gelang der Beweis, daß der Gerichtshof den Angeklagten freisprechen mußte und in der Begründung des Urteils zugab, daß Lukacs den Namen eines Panamisten wirklich verdient hat. Der Ministerpräsident zog auch die Konsequenzen des Urteils und gab noch am selben Tage seine Demission! Im ganzen Lande herrschte die größte Freude; die Arbeiter demonstrierten in der Hauptstadt, die Polizei wagte es nicht, die Demonstranten zu stören. Jeder glaubte, daß mit dem Urteil über Lukacs auch die Regierungspartei und mit ihr das ganze System abgetan wäre. Wurde es doch durch das Urteil offenkundig, was wir schon anläßlich der Wahlen im Jahre 1910 berichtet hatten, daß die Regierungspartei Millionen für den Wahlgang geopfert, Millionen, welche dem Lande entwendet wurden. Niemand hielt es für möglich, daß der König nach diesem Urteil das bisherige System fortsetzen werde. Hatte doch die regierende Partei durch den Prozeß den letzten Rest der moralischen Grundlage, als Majorität des Abgeordnetenhauses zu gelten, verloren.

Aber es kam anders! Ohne irgendjemanden anzuhören, ernannte der König den Führer der Partei, den gewalttätigsten Reaktionär Ungarns, den Grafen Stefan Tisza, der bisher als Präsident des Abgeordnetenhauses die Opposition knebelte, zum Ministerpräsidenten. Hiermit stellte sich der König demonstrativ auf die Seite jener Partei, welche ihr ganzes Dasein den Panamageldern verdankte, auf die Seite der offenkundigsten Reaktion. Der Parlamentarismus wurde hierdurch zu einem bloßen Scheine, zu einer durchsichtigen Hülle, um den militärischen Absolutismus notdürftig zu verhüllen.

Für die Opposition, für die Arbeiterschaft, für die anständigen Leute im ganzen Lande war die Ernennung Tiszas zum Ministerpräsidenten, die mit ehrenden Worten erfolgte Entlassung des Panamisten Lukacs, die hiermit erfolgte Identifizierung des Königs mit den Panamisten eine schmerzliche Überraschung. Das hatte man doch nicht erwartet! Und mit ganzer Kraft wendete sich die öffentliche Meinung gegen den König. Am zweiten Tage des Tisza-Kabinetts wurden drei Zeitungen wegen Majestätsbeleidigung konfisziert. Die republikanische Partei, welche sich vor einem Jahre als bürgerliche Partei konstituiert hatte, erhielt erneuten Zulauf aus den Kreisen der Intellektuellen, Advokaten, Lehrer, Ärzte. Und da die Geschworenengerichte alle wegen Majestätsbeleidigung Angeklagten seit Jahren konsequent freisprachen, so zögerte das neuernannte reaktionäre Tisza-Ministerium nicht einen Augenblick, sondern legte am zweiten Tage seiner Amtstätigkeit dem Parlament einen Gesetzentwurf vor, der die Majestätsbeleidigung, begangen im Wege der Presse, wie auch die republikanische Agitation dem Urteil der Geschworenengerichte entzieht und den ordentlichen Gerichten zuweist, zugleich das Strafmaß auf vier Jahre Gefängnis erhöht!

Diese Maßnahme zeigt, daß wir es eigentlich nicht nur mit einer ungarischen Krise, sondern mit einer Krise der Monarchie zu tun haben!

Die letzten Ereignisse zeigten mit unheimlicher Deutlichkeit, auf wie schwachen Füßen die Donaumonarchie steht. Als der Krieg gegen Serbien

jeden Moment loszubrechen drohte, da wurden in Böhmen Gelder für die Serben gesammelt, in Kroatien und Südungarn wurde für die serbische Sache demonstriert, in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina mußte das Standrecht verkündet werden, um eine aktive Stellungnahme für die Feinde zu verhindern. Die ganze Monarchie würde in Teile zerfallen, wenn nicht der Militarismus die auseinanderfallenden Teile mit eisernen Klammern zusammenhalten würde. Der Militarismus ist heute der einzige Stützpunkt, der einzige Schutzwall der Monarchie!

Aber wie schwach ist auch diese Stütze! Nicht schwach an Zahl und Ausrüstung, sondern schwach an moralischer Kraft. Da die Völker der Monarchie dem Staatsgebilde zumeist feindlich gesinnt sind, das Menschenmaterial des Heeres aber doch diesen Völkern entnommen werden muß, damit es gegen diese verwendet werde, so muß das Heer vom Volksleben streng abgeschieden werden. Dies wird erreicht durch die Einrichtung eines Offizierkorps, welches dem nationalen Leben völlig entfremdet wird, welches nur die Monarchentreue und den Offiziersdünkel kennt. Kein Faden verbindet das Offizierkorps mit dem Volke; sie stammen zumeist aus Offiziersfamilien, heiraten Offizierstöchter, leben als eine abgesonderte Kaste. Auf den Schultern dieser Berufsoffiziere ruht heute die große Monarchie an der Donau, nachdem fast alle Völker der Monarchie durch die sinnlose Nationalitätenunterdrückung und Gewaltpolitik entfremdet wurden. Die Verräterei des Obersten Redl, in die so viele Mitglieder des Offizierkorps verflochten sind, zeigt die traurigen Folgen der völligen Absonderung des Militarismus vom Volksleben. Was für eine Sicherheit bietet für den Bestand der von ihren eigenen Völkern gehaßten Monarchie ein Heer. in welchem ein Redl zu den höchsten Stellen gelangen konnte?

Der Absolutismus in Ungarn ist keine alleinstehende Tatsache; er ist eine Teilerscheinung der allgemeinen Krise der österreichischen Monarchie. Das bisherige System der Unterdrückung der arbeitenden Klassen und der Nationalitäten konnte zu nichts anderem führen als zu einer nur schlecht verhüllten Militärherrschaft. Ob es aber möglich ist, im zwanzigsten Jahrhundert ein großkapitalistisches Land in Europa rein militärisch zu regieren, das muß die Zukunft zeigen.

* * *

Was speziell die ungarischen Verhältnisse anbelangt, so bieten sie für die nächste Zeit wenig freudige Aussichten. Der nackte Absolutismus, zu dessen willfährigem Werkzeug sich die Tiszagruppe hergegeben hat, erregt natürlich im ganzen Lande einen scharfen Widerstand. Als erste Folge zeitigte er die neuerliche Vereinigung der vor drei Jahren infolge innerer Klassengegensätze in drei Fraktionen zersprengten Unabhängigkeitspartei. Überhaupt zeigt sich im politischen Leben infolge des gewalttätigen Vordringens des Absolutismus die Tendenz der Verschärfung der Parteigegensätze und die vorläufige Hintansetzung der Klassengegensätze. Dauert die Gewaltherrschaft noch eine Weile, so wird es überhaupt nur mehr zwei Parteien in Ungarn geben: die Partei der Geschäftspolitiker, die sich dazu hergeben, den parlamentarischen Vorwand für den militärischen Absolutismus zu bilden und sich auf Kosten des Landes zu bereichern; und die gegen den Absolutismus kämpfende Partei, die einen Teil der Groß-

grundbesitzer, die Bauernschaft, das Bürgertum und das Kleinbürgertum, nicht minder aber die Arbeiterklasse vereinigen wird.

Es ist unausbleiblich, daß das jetzige System immer schärfere Formen annimmt. Das ist der notwendige Werdegang jedes absolutistischen Systems. Nach dem bisher Vorgefallenen müssen wir auf eine Ära der schärfsten Verfolgung der Presse, der Auflösung der Gewerkschaften und Verfolgung der Agitatoren gefaßt sein. Andererseits wird dieser Absolutismus alle anständigen Elemente der bürgerlichen Parteien davon überzeugen, daß eine wirklich demokratische Reform des Wahlrechtes unbedingt nötig sei, soll das ungarische Parlament wieder zu Kraft und Ansehen gelangen.

Erst nach zwei Jahren müssen Neuwahlen stattfinden, welche höchstwahrscheinlich den Sieg der oppositionellen Parteien bringen werden. Dann wird der Absolutismus seiner parlamentarischen Hülle beraubt sein, und erst dann wird es sich entscheiden, ob das Land zur parlamentarischen Regierungsform zurückkehren kann oder ob an Stelle des gegenwärtigen verhüllten Absolutismus ein offener treten wird.

Zeitschriftenschau.

Die „Vie Ouvrière" hat dem Andenken Eugen Varlins, des von den Versaillern ermordeten Vorkämpfers des französischen Proletariats — der einleitende Artikel nennt ihn wohl nicht ganz mit Recht einen „Vergessenen" —, eine interessante Sondernummer gewidmet (Nr. 87 vom 5. Mai). Sie enthält unter anderem einen Artikel über **„Varlin als Arbeiter"** von Lucien Descaves, der an der Hand von bisher unbekannten Dokumenten besonders die Jugendzeit Varlins schildert, die Lehrjahre des jungen Buchbinders, den eisernen Fleiß, den er auf seine Selbstbildung verwandte, und seine Anfänge in der Arbeiterbewegung, im Verein der Buchbinder, in dem von ihm gegründeten genossenschaftlichen Restaurant, in der Internationale. Die **„Briefe Varlins an Aubry"**, einen in Rouen lebenden Lithographen, der in der Arbeiterbewegung der letzten Jahre des Kaiserreiches eine Rolle spielte, stammen aus der Anklageschrift des dritten Prozesses der Internationale im Juni 1870. Sie geben einige interessante Details zur Geschichte der gewerkschaftlichen Kämpfe jener Zeit sowie des Verhältnisses der Arbeiterschaft zur republikanischen Opposition. In einem Artikel **„Varlin als Verschwörer"** berichtet James Guillaume, der bakunistische Historiker der Internationale über den von Bakunin inspirierten Geheimbund innerhalb der Internationale, der diese vor den „Intriganten und Ehrgeizigen" behüten sollte. Varlin wurde auf dem Basler Kongreß von 1869 in das Geheimnis gezogen. — Guillaume benützt auch diese Gedenknummer, um wieder einmal seinen Geifer auf Karl Marx und seine Gesinnungsgenossen zu spritzen, indem er sich als Schlußworte folgende geschmackvolle rückwärts gewandte Prophezeiung leistet: „Varlin wurde am 28. Mai 1871 füsiliert. Hätte er die Niederlage der Kommune überlebt, was wäre mit ihm geschehen? Er wäre auf dem Haager Kongreß am 2. September 1872 auf Karl Marxens Befehl aus der Internationale ausgeschlossen worden, von derselben Clique, die Bakunin ausgeschlossen hat."

Die **„Revue Socialiste"** (Nr. 340 und 341 vom 15. April und 15. Mai) beginnt den Abdruck von **Briefen Cäsar De Paepes an Benoit Malon.** Die Korrespondenz, deren Gegenstücke — die Briefe Malons an De Paepe — dieselbe Zeitschrift 1908 veröffentlicht hat, beginnt mit dem Jahre 1876. Sie bringt wichtiges Material zur Biographie De Paepes, dessen unbegrenzte Aufopferung für die Sache des proletarischen Befreiungskampfes sie illustriert, und zur Aufklärung der so verworrenen Verhältnisse der internationalen Bewegung zur Zeit des Genter Kongresses von 1877, der die Anarchisten vollständig isolierte. — Nr. 341 enthält ferner die Wieder-

gabe der Rede, die Professor Charles Andler am 13. April vor den Parteigenossen des Bezirkes von Sceaux gehalten hat, um gegenüber seinen Kritikern darzulegen, „was an Imperialismus im heutigen deutschen Sozialismus vorhanden ist". Die Rede ist sehr lang (20 Seiten in mittleren Lettern). Andler erklärt darin (S. 448), daß sich seine Kritik gegen einen „Neo-Lassalleanismus", einen „Neu-Revisionismus" gerichtet habe, nicht gegen den „klassischen Marxismus und seine Sprößlinge". Aber dann behandelt er sehr ausführlich die weiterlebenden Überbleibsel des Nationalismus bei Bebel, dem er vorhielt, nur den bestehenden Militarismus, nicht den Militarismus schlechtweg zu bekämpfen (S. 455). Die bekannte Erklärung Bebels von 1890 gegen die glänzenden Uniformen nennt er „bizarr", aber er selbst schreibt: „Ich halte es für zulässig und klar, daß die Verteidigung des französischen Gebiets immer auf das Maximum der Vollendung gebracht werden muß." (S. 447.) Bebel wirft er auch vor, daß er „in jedem Fall ablehne, die Abrüstung zu diskutieren". Und nach einer gewundenen Erklärung über das bekannte Zitat vom „Aufrüsten" aus der Verhandlung des Jenaer Parteitags, worin Andler einerseits zugesteht, daß er „daneben gehauen" habe, andererseits behauptet, daß er durch das Nichtberücksichtigen der Worte „für das bürgerliche Europa" dem Satz einen besseren Sinn gegeben habe, weil das feudale Japan und das Australien der Arbeiter doch auch zu berücksichtigen seien, wirft er Bebel einen weiteren „schweren Fehler" vor, den er in Jena begangen habe. Er habe nämlich die Rede Lloyd Georges vom 21. Juli kritisiert, und „es steht in jedem Land der sozialistischen Partei zu, die Regierenden dieses Landes zu kritisieren (S. 458). Also nicht die der anderen. Im folgenden Satz nennt Andler Wolff-Metternich und Kiderlen-Wächter „brutale Junker". Rechnet er sich etwa nicht zur sozialistischen Partei? — Nach den Revisionisten und Bebel kommen die Über-Marxisten (Marxistes outranciers) daran wegen der „heimlichen Hoffnungen", die sie auf den Imperialismus der Endkatastrophe wegen setzen. Endlich legt Andler eine — revidierte — Zählung der deutschen Sozialisten vor. Zwar sind sie nicht mehr — wie in seiner Broschüre — bloß eine einzige Million, da man auch die Gewerkschaftler mitrechnen muß, aber es bleiben noch immer Millionen unklare Demokraten übrig. Und von den überzeugten Sozialdemokraten sind die imperialistischen Revisionisten abzurechnen. Diese aber müssen immer zahlreicher werden, da nur der „neue" Sozialismus in Deutschland zur Regierung kommen kann, denn in Deutschland ist die Blockpolitik „eine Lebensnotwendigkeit". — Diesen politischen Aufklärungen sind auch andere beigemengt. So erfahren wir (S. 449), daß Hildebrands System auf den Namen des Sozialismus Anspruch machen dürfe „wegen seiner Sorge um das Schicksal der Arbeiter". Ein paar Zeilen weiter wird nach einem Zitat aus dem Buche von Atlanticus gesagt: „Die deutschen Arbeiter werden den Kaffee weniger teuer bezahlen, und dieses System ist folglich sozialistisch...."

Im „**Mouvement Socialiste**" (März-Aprilheft) schildert J. Bratow „**Die Ausbeutung der russischen Arbeiter in Auby-les-Asturies in Nordfrankreich**". Der Artikel verdient um so größere Beachtung, als in Frankreich bei der stagnierenden Bevölkerung und der fortdauernden Anziehungskraft von Paris mit seinem starken Baugewerbe, seiner Luxusindustrie und den vielen, mehr oder minder lumpenproletarische Existenzen züchtenden Möglichkeiten des Gelegenheitserwerbs, die jetzt schon stark einsetzende großindustrielle Entwicklung kein Arbeiterreservoir vorfindet und die bevorstehende Verlängerung der Dienstzeit die Heranziehung ausländischer, auch deutscher Arbeiter noch verstärken wird. Da die Unternehmer aber offenbar bestrebt sind, Arbeiter aus Ländern niedrigerer Kulturen, also mit geringeren Bedürfnissen zu bekommen, wird die Ausländerfrage zu einem Problem, das die Aufmerksamkeit der Gewerkschaften mehr als bisher beanspruchen wird. In der Werkstätte der „Königlich Asturischen Bergwerksgesellschaft" in dem 7 Kilometer von Douai gelegenen Auby waren zur Zeit, als Bratow die Situation studierte, von 1000 Arbeitern 100 russische Staatsangehörige, davon 68 Tataren und Basch-

kiren, 15 Wolhynier und Nordkaukasier, der Rest Polen. Die Anwerbung geschieht teils durch zwei der Unternehmung befreundete russische Fabriken, teils durch einen in Aubh beschäftigten russischen Vorarbeiter, der außer den Reisespesen und dem weiterbezogenen Lohn 25 Franken für jeden angeworbenen Arbeiter erhält. Man nimmt nur Leute von 18 bis 35 Jahren, die ärztlich geprüft werden, mit Vorliebe Verheiratete. Die Leute bekommen glänzende Versprechungen: als Anfangslohn werden ihnen 1 Rubel 95 Kopeken = 5 Franken zugesichert, ein Aufsteigen bis 5 Rubel versprochen, ferner eine Prämie von 10 Kopeken täglich und die bezahlte Rückfahrt nach einem Jahre. Dazu eine möblierte Wohnung in einem separaten Hause, Heizung während dreier Monate und ein Gemüsegarten. Kranke sollen auf Kosten der Gesellschaft verpflegt werden und 2 Franken täglich erhalten, Verletzte den halben Lohn. Die Arbeitszeit — 6 Stunden — ist nicht minder verlockend. Von Strafgeldern, von den Besonderheiten der Arbeit und den Zahlungsbedingungen wird nichts gesagt. — Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Der Arbeiter erhält als Anfangslohn nur 3½ Franken. Die Arbeitszeit beträgt wohl in der Tat 6 Stunden, aber deshalb, weil der Organismus einfach nicht mehr aushält. Die Arbeiter werden teils bei Verarbeitung von Zink, teils bei den Schmelzöfen beschäftigt. Die Zink- und Bleidämpfe rufen das sogenannte „Gießerfieber" hervor mit Rückenschmerzen, Irritation der Atmungsorgane, Muskelschmerzen, Frösteln, Übelkeit. Später findet eine Anpassung statt, aber oft führt die Arbeit eine vollständige Zerstörung des Atmungs- und Ernährungsapparates herbei. Die Bleidämpfe haben weiter eine langsame Vergiftung zur Folge. Nach zwei oder drei Monaten stellt sich Bleikolik ein mit Krämpfen und Nervenschmerzen, nach 1½ oder 2 Jahren Gliederlähmung, oft der Tod. Alle Arbeiter ohne Ausnahme sind von beiden Krankheiten ergriffen. Ohne Kenntnis der Landessprache bleiben die Arbeiter in ihren Häusern (in jedem Hause werden drei bis sechs Arbeiter, und zwar in einem Schlafzimmer und einer Küche, untergebracht, und die Möblierung besteht aus einem Tische, zwei langen Bänken, einer Kasserolle und einem Eisenbett für jede Person) ohne Pflege und Arzt. Sie bekommen nicht 2 Franken Krankengeld, wenn sie erkranken, sondern Strafen fürs Ausbleiben. Nur im Falle von Brandwunden oder sonstigen Betriebsunfällen werden die Arbeiter gepflegt und geheilt, weil da die behördliche Kontrolle nicht zu umgehen ist. Wenn sie die Befehle der Vorarbeiter nicht verstehen und das Geforderte nicht ausführen, erhalten sie Schläge und bekommen Geldstrafen zudiktiert. Ein Arbeiter zeigte Bratow, daß ihm während 8 Wochen nur in zweien keine Abzüge gemacht worden waren. Die Abzüge machen mitunter 12 Franken von einer Lohnsumme von 45 Franken aus. — Arbeiter, die Zeitungen aus Rußland lesen, werden entlassen, ebenso diejenigen, die französisch lernen und sich organisieren, an Versammlungen teilnehmen oder zu Gericht gehen wollen. Ihre Briefe werden von der Unternehmung angehalten, Reklamationen bei der Post bleiben ohne Resultat. Den Entlassenen machen Schwarze Listen das Finden einer neuen Arbeitsstelle unmöglich. Ausgewiesenen versagt der Pariser Konsul die Information. Wenige bringen das erste Arbeitsjahr fertig. Sie werden früher entweder entlassen oder gehen freiwillig fort, oft verstümmelt. Das versprochene Geld zur Heimfahrt wird den das ganze Jahr hindurch Gebliebenen verweigert. Die Abmachungen sind nur mündlich getroffen worden und sind gerichtlich nicht geltend zu machen. — In der Unternehmung sind auch Arbeiter aus den ärmsten Gegenden Spaniens und Deutschlands beschäftigt. — Zu dieser Schilderung Bratows möchten wir noch hinzufügen, daß die Übelstände in den Werken von Aubh keineswegs vereinzelt dastehen. So ist die Ausbeutung der in der französischen Landwirtschaft verwendeten galizischen Wanderarbeiter derart skandalös, daß sich, wie wir wissen, sogar die österreich-ungarische Botschaft in Paris in der letzten Zeit veranlaßt gesehen hat, ihr ihr Augenmerk zuzuwenden. O. P.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 64 o o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 27. Juni 1913

Inhaltsverzeichnis: Wolfgang der Kleine und Gerhart der Große. Von F. Mehring. Das Kinodrama. Von Fritz Elsner. Naturwissenschaftliches. Von S. Drucker. Zur neuesten Wagnerliteratur. Von Ernst Kreowski. — Bücherschau: 1813. Ein Zyklus von Ernst Lissauer. Alfons Petzold, Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden. Per Halström, Ein Schelmenroman.

Wolfgang der Kleine und Gerhart der Große.

Von **F. Mehring.**

Der Ruf des Herrn Der Herrn ertönt.
Wir folgen gern, Wir sind's gewöhnt.
Goethe, Des Epimenides Erwachen.

Die sittliche Entrüstung ist wieder einmal spottwohlfeil in deutschen Landen. Man kann sie scheffelweise auf Markt und Gassen zusammenkehren.

Die Stadt Breslau hat in dem lärmenden Klimbim, der sich offizielle Jahrhundertfeier nennt, eine hervorragende Rolle übernommen. Unter anderem hat sie bei Gerhart Hauptmann als dem „größten deutschen Dramatiker" ein „Vaterländisches Festspiel" bestellt, dessen Inszenierung sie an Reinhardt als den „größten lebenden Regisseur" übertrug. Alles das geschah „im Interesse des vaterländischen Gedankens", da „ein finanzieller Erfolg bei den ungeheuren Kosten unmöglich" war. Nun aber machten die Ritter und die Heiligen gegen das Festspiel Hauptmanns mobil, weil es ihnen aus diesem oder jenem Grunde auf die Nerven fiel. Sie steckten sich hinter den Kronprinzen, der das Protektorat über den Breslauer Festspektakel übernommen hatte, und auf dessen ungnädiges Stirnrunzeln verzichteten die liberalen Stadtväter, die das Festspiel Hauptmanns gebilligt hatten, auf die fünfzehnmalige Aufführung, zu der sie dem Dichter vertragsmäßig verpflichtet waren. Nach der elften Wiederholung senkten sie das „vaterländische" Werk in den Papierkorb, sei es nun unter Billigung oder Mißbilligung des Dichters, worüber die Lesarten augenblicklich noch auseinandergehen.

Dies ist der Tatbestand, der alle schmetternden Schlagworte des bürgerlichen Aufklärichts gegen die Junker und die Pfaffen ausgelöst hat. Wir haben weder für die Junker noch die Pfaffen etwas übrig, und wir bestreiten keineswegs, daß sie ihre elende Sache mit elenden Mitteln verteidigen. Aber die ganze Last der „Riesenblamage" fällt doch nicht auf ihre Schultern, sondern einen Teil davon, und einen nicht geringen Teil, haben andere Leute zu tragen. Wie die Katze das Mausen nicht lassen kann, so können die Junker und die Pfaffen nicht gegen die eingeborene Natur; man kann sich ein treffendes Bild von ihnen machen, wenn man in Goethes Festspiel zum Jahre 1813 liest:

So geht es kühn Zur Welt hinein,
Was wir beziehn, Wird unser sein.
Will einer das, Verwehren wir's;
Hat einer was, Verzehren wir's.
Hat einer g'nug Und will noch mehr,
Der wilde Zug Macht alles leer.
Da sackt man auf, Und brennt das Haus,
Da packt man auf Und rennt heraus.

Aber wenn man von der Katze nicht mehr verlangen kann, als daß sie mauft, so kann man vom Löwen des bürgerlichen Mannesmuts, wenn er die öffentliche Bühne beschreitet, am Ende verlangen, daß er nicht bloß brüllt, sondern auch beißt. Und davon ist in dieser Tragikomödie leider gar nichts zu spüren.

Das Festspiel Hauptmanns ist bestellte Arbeit gewesen. Nun ist es ein unantastbarer Grundsatz des bürgerlichen Geschäftsverkehrs, daß die Arbeit so getan werden muß, wie der Besteller sie haben will. Als Hauptmanns minder große Kollege Goethe den Auftrag erhielt, ein Festspiel zum Jahre 1813 zu schreiben, fragte er als ehrlicher Mann an, wie die Sache gedeichselt werden solle. Darauf erhielt er von Berlin den Auftrag: „Die Polen könnte man, glaube ich, ohne Anstand vergessen. Der Erwähnung der Engländer kann man sich in der Tat nicht entziehen. Desto mehr Umstände treten zusammen, die es geschehen lassen können, daß man der Schweden nicht eben allzu weitläufig gedenke, obschon es wahrscheinlich unrecht ist." Und wie im Großen, so im Kleinen. Goethe wollte die preußischen Truppen als preußische Ordensritter symbolisieren, erhielt aber den Auftrag, sich „an unseren neuesten Kavallerieanzug mit dem schönen, echt antiken Helm und der langen blauen Kuttka bis über das halbe Bein" zu halten. Und in der Tat, zu jeder Aufführung von Goethes Festspiel im Berliner Opernhause wurden acht Gardekorps im reglementsmäßigen Dienstanzug gestellt.

Man kann es bedauern, daß Goethe sich zu einer bestellten Arbeit herbeiließ, und viele auch seiner aufrichtigsten Verehrer haben es bedauert. Aber er hielt wenigstens auf einen reellen Handel. Anders sein größerer Nebenbuhler Gerhart Hauptmann. Wenn bei ihm ein „vaterländisches Festspiel" bestellt wurde für einen Festlärm, der unter dem Protektorat des Kronprinzen stand, so wußte er, was von ihm erwartet wurde. Nun konnte er zwar einwenden, daß die Gesetze des bürgerlichen Handels noch nicht die höchsten Gesetze des menschlichen Handelns seien, und daß sich immer noch ein „vaterländisches Festspiel" schreiben ließe, wenn auch nicht in dem Sinne, den die Besteller hatten, so doch in dem Sinne, den sie hätten haben sollen. Breslau war ja gerade im Jahre 1813 die Hauptstätte der Volkserhebung, soweit sie einen revolutionären Kern hatte; aus Breslau sind die Berichte der auswärtigen Gesandten datiert, in denen es heißt, daß bei längerem Zaudern des Königs seine Krone auf die Straße fliegen würde.

Hauptmann tat aber keines von beidem, sondern schrieb — ja, was schrieb er? Einen weder gehauenen noch gestochenen Bombast, den man dreimal lesen kann, mit keinem anderen Erfolg, als daß einem immer dümmer im Kopfe wird. Ein bürgerlicher Kritiker hat es eine „bodenlose Frechheit" genannt, daß Hauptmann solch Zeug überhaupt zu veröffentlichen wage. So hart und schroff urteilen wir nicht, obgleich wir verstehen, wie ein sonstiger Verehrer Hauptmanns sich so weit hinreißen lassen konnte. Wenn Hauptmann seinen Hörern und Lesern historisch oder philosophisch kommen wollte, begann dieser Knabe Don Karl immer schon fürchterlich zu werden, aber so ganz von allen guten Geistern verlassen, wie in diesem Festspiel, hat er sich noch nie gezeigt. In unglaublich holperigen Versen läßt er die Napoleon, Hegel, Fichte, Blücher, Stein, Scharnhorst usw. einen Unsinn daher reden, der höchstens das eine beweist, daß Gerhart Hauptmann von diesen historischen Persönlichkeiten noch nicht einmal so viel begriffen hat wie ein beliebiger Sekundaner.

Selbstverständlich haben wir nichts gemein mit den Vorwürfen, daß Hauptmann die französische Revolution oder Napoleon verherrliche oder daß er die katholische Kirche verspotte. Es stände gut um seine Sache, wenn alle diese Vorwürfe zuträfen. Die französische Revolution schildert er nach der Vorlage des seligen Schiller: Da werden Weiber zu Hyänen usw., aus Napoleon macht er einen lächerlichen Hanswurst, und der katholischen Kirche läßt er einige Sottisen sagen durch den Mund des alten Fritz, der in seinem Staate eine Geistesknechtschaft ausübte, die sich mit jeder ultramontanen Geistesknechtschaft messen konnte. Das hätte die Junker und die Pfaffen, die dem Festspiel nachgestellt haben, eigentlich rühren, statt erbittern sollen. Muß nicht jedes Preußenherz erbeben bei dem inbrünstigen Gesang:

Vivat hoch der große König.
Geh nicht von uns, bleibe bei uns.
Und den deutschen Aar befrei' uns:
Diesen Notschrei tausendtönig
Zu des Heimatthrones Stufen,
Wo du sitzest, hör' uns rufen.

Die Szene, worin der alte Fritz auftritt, trieft geradezu von borussischem Byzantinismus. Beiläufig kennzeichnet es die Geschichtskenntnisse Hauptmanns, daß er den König das Deutsche in der Art eines geborenen Franzosen radebrechen läßt (aben statt haben usw.). Das nimmt er an, weil er einmal von der „französischen Bildung" des Königs hat läuten hören. Tatsächlich sprach der König deutsch wie seine Bedienten und Kutscher, aber nicht wie Riccaut in Lessings Lustspiel.

Doch dies nebenbei. Im allgemeinen ist das Festspiel ein — um einen von Hauptmann selbst geprägten Ausdruck zu gebrauchen — „grausiges Simmelsammelsurium" von sozusagen geschichtsphilosophischem Gerede über die Jahrzehnte von der französischen Revolution bis zur Schlacht bei Waterloo. Vom Standpunkt eines erhabenen Weltgeistes werden die Völkerkämpfe dieses Zeitraums im Stile des Kasperletheaters behandelt, ohne Weisheit wie ohne Witz, in jener famosen Bildungssprache, die Lassalle an Julian Schmidt so trefflich geschildert hat. Das Ganze läuft in eine flache und in diesem Zusammenhang ganz sinnlose Apotheose des Friedens aus. Wäre der ewige Friede nach der Schlacht bei Waterloo eingetreten, so wäre die Welt längst verfault.

Unbestritten soll deshalb sein, daß sich in dem Festspiel so etwas wie eine gewisse Spitze gegen den neudeutschen Absolutismus spüren läßt. Und eben deshalb wird es den Beifall der freisinnigen Stadtväter in Breslau gefunden haben. Ein „vaterländisches Festspiel", das wirklich die Breslauer Stimmungen aus dem Frühjahr 1813 lebendig gemacht hätte, hätte eine Wirkung haben können, wie sie Goethe in seinem Festspiel schildert:

Und so löset still die Fugen
An dem herrlichen Palast,
Und die Pfeiler, wie sie trugen,
Stürzen durch die eigne Last.
In das Feste sucht zu dringen,
Ungewaltsam, ohne Stoß!

Deshalb dachte der Breslauer Magistrat mit dem Chore Goethes:

Leise müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht ist groß.

Aber auf so leisen und listigen Socken das Festspiel Hauptmanns einherschleicht, unsere Heiligen und Ritter haben scharfe Ohren. Und es begab sich wörtlich, was Goethe in seinem Festspiel schildert, nur daß der „Dämon der Unterdrückung" nicht, wie Goethe vorschreibt, „im Kostüm eines orientalischen Despoten", sondern in der höchst modernen Uniform der Totenkopfhusaren erschien:

Dämon der List (ehrerbietig): Mein Fürst, mein Herrscher, so allein?
Dämon der Unterdrückung: Da, wo ich bin, da soll kein andrer sein.
Dämon der List: Auch die nicht, die dir angehören?
Dämon der Unterdrückung: Ich werde niemals dir verwehren,
Zu schaun mein fürstlich Angesicht,
Doch weiß ich wohl, du liebst mich nicht.
Dein Vielbemühn, was hilft es dir?
Denn ewig dienstbar bist du mir.
Dämon der List: Herr, du verkennest meinen Sinn!
Zu dienen dir, ist mir Gewinn;
Und wo kann freieres Leben sein,
Als dir zu dienen, dir allein!

Und so kam Hauptmanns Festspiel von der Bühne. Und nun die erschütternden Schreie der bürgerlichen Aufklärung gegen die gewaltsame Unterdrückung der herrlichsten Geistestaten? Steht auch schon alles in Goethes Festspiel geschrieben, und diesmal bedarf's nicht mal einer Änderung im Kostüm:

Jugendfürst: Hinter uns vernehmt ihr schallen
Starke Worte, treuen Ruf,
Siegen heißt es oder fallen,
Ist, was alle Völker schuf.
Auch die Alten und die Greisen
Werden nicht im Rate ruhn,
Denn es ist um den Stein der Weisen,
Es ist um das All zu tun.
Hinan! — Vorwärts — Hinan!
Und das Werk, es war schon getan.

Also hat Wolfgang der Kleine das tragische Schicksal Gerhart des Großen vorausgeahnt. Es ist die alte Geschichte von den ewig Blamierten; solange es den „Dämon der Unterdrückung" zu bekämpfen gilt, heißt es: „Leise müßt ihr das vollbringen, die geheime Macht ist groß", aber derweil ist das Werk der Unterdrückung schon getan, und hinter ihm kommen „die Alten und die Greisen", kommen die „starken Worte" und der „treue Ruf", für die Freiheit, die Freiheit zu sterben.

Das Kinodrama.

Von **Fritz Ebner.**

Unwiderstehlich steigt die Hochflut der Kinematographentheater. Groß-Berlin soll jetzt 200 Kinos besitzen, und ähnlich geht's in allen großen Städten. Der Weizen der Filmaktionäre blüht. In stolzem Gefühl ihrer Macht drohen die Kinodirektoren mit einem allgemeinen Streik gegen die ihnen zugedachte Steuer; die Tintenkulis des im Film investierten Kapitals verkünden täglich seinen Siegeszug und zerschmettern jene Rückschrittler, die das Licht der neuen Zeit nicht zu fassen vermögen.

Und soll ihnen nicht der Kamm schwellen, wenn sie sehen, wie Dichter und Schauspieler sich zum Kintopp drängen, als sei's einer der berühmten Fleischtöpfe aus Alt-Ägyptenland! Das Kapital will hecken, daher giert die Platte nach Stoff, und nun fällt eine wilde Meute von Filmregisseuren über die Schatzkammer ebenso wie die Kehrichthaufen unserer alten und gegenwärtigen Literatur her. Und alles, was den Weg des Films gegangen ist, ergießt sich in verböserter Form über ein größtenteils ahnungsloses Publikum.

In neuester Zeit haben sich die kritischen Stimmen gegen das Kinodrama sehr gemehrt. Aber es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß jede Vereinigung wahrer dramatischer Poesie mit dem Kino für jene eine schmähliche Erniedrigung bedeutet und daß aus solcher Kreuzung nur häßliche Bastarde hervorgehen können. Am Kinodrama gibt's nichts zu reformieren, und alle Versuche dieser Art erschweren nur die klare Einsicht in den prinzipiellen Widerspruch zwischen Drama und Kino.

Häufig genug trifft man auf die merkwürdige Vorstellung, als schaffe das Kino Kunst. Muß man erst noch feststellen, daß der Kinematograph seinem Wesen nach nichts als ein Reproduktionsapparat für Bewegungsvorgänge ist? Und da muß es heißen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Für die Fixierung der Wirklichkeit stellt die Filmkamera einen grandiosen Fortschritt dar. Konnte der Mensch bisher in jeder bildlichen Wiedergabe nur dem Augenblick Dauer verleihen, so vermögen wir jetzt der Erscheinungen Flucht im Fliehen festzuhalten. Leise beginnt denn auch die Wissenschaft und ihre Lehre sich dieses neuen Mittels zur Beherrschung der Erscheinungswelt zu bedienen. Freilich, wie immer in der famosen kapitalistischen „Ordnung", haben diese Renommiergebiete der bürgerlichen Kultur bescheiden zu warten, bis das Kapital sich auf weniger unbequeme und einträglichere Weise gesättigt hat. Wie lange wird es noch dauern, bis allgemein in den Schulen dies wundervolle Mittel diszipliniert angewandt wird, den Kindern naturkundliche, geographische und technische Objekte vorzuführen?

Was aber hat mit dieser Verwendung des Kinos die dramatische Kunst zu tun? Gewiß, da der Schauspieler sich bewegt, kann man ihn auf den Film bringen. Nur daß er dabei die Sprache verliert. Und das Wort glaubt man im Ernst entbehren zu können? Einst schrieb Schiller in seinem Vorwort zur „Braut von Messina" gegen jenes beschränkte Theaterpublikum, das von der dramatischen Poesie „Illusion" verlange, „die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde". Wäre dem nicht so, dann müßten wir vor den technischen Leistungen der Gourmont und Pathé bewundernd im Staube liegen. So aber droht die Technik die Kunst zu erdrosseln, jene tiefere Weltanschauungskunst, der es, um wieder mit Schiller zu reden, „aufgegeben ist, den Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden". Das Wort aber führt von der Oberfläche der Dinge in ihren gesetzmäßigen Zusammenhang, von der Einzelerscheinung in die Welt der Begriffe und Ideen.

Dem Kino bleibt nur die Gebärde, eine Art Taubstummensprache, welche die abstrakten Begriffe überhaupt nicht auszudrücken vermag. Verlassen von der Sprache, muß der Kinoschauspieler dessen Leistung noch mit der Gebärde mittun. Was ein Wort erraten läßt, muß sinnfällige Bewegung werden, so wird alles Innere in übertriebener Weise nach außen gekehrt. Nun geht's

aber bei nur etwas komplizierteren Handlungen ohne Worte doch nicht ganz, und da wird denn mit endlosen Aktenüberschriften, Inhaltsangaben auf dem Programm, Briefen und Zeitungsausschnitten gewirtschaftet, Mittel, die in ihrer Primitivität an den Ausweg mittelalterlicher Maler erinnern, ihren Figuren zur Erläuterung beschriebene Zettel oder Bänder aus dem Munde heraushängen zu lassen.

In allem Drum und Dran der Szenerie aber, da ist der Film natürlich Meister, und größtenteils sind ja auch die Stücke nur dazu da, um bewegte Objekte, wie Wirtshaus- und Gesellschaftsszenen, Automobilfahrten, Ritte und dergleichen Dinge mehr vorzuführen. Dafür sind natürlich Dramen von seelischer Feinheit ausgeschlossen. Inhaltlich drängt also die triumphierende Technik zur Vorführung von phantastischen oder exotischen Heldenstücken, psychologisch unfeiner Leidenschaften, platten Hanswurstiaden. Und so wären wir glücklich auf einen Zustand vorgottschedischer Dramatik gekommen.

Im Grunde fühlt das Bürgertum, wie die undisziplinierte Technik die Kunst am Narrenseil rückwärts schleift. Statt sich aber angesichts der vollbesetzten ersten Plätze und der Luxustheater à la Kammerspiele in Berlin an seine eigene Nase zu fassen, tut es so, als sei nur das Proletariat gefährdet. Die in Berlin geübte Filmzensur der Polizei richtet ihr Hauptaugenmerk auf solche Darstellungen, die eine Anreizung zu verbrecherischen Handlungen im Sinne der kapitalistischen Klassen enthalten. Aber sie muß naturgemäß in das größte Dilemma kommen: gehört das Kinodrama zur Kunst, nun, so haben auch Goethe und Schiller zu verbrecherischen Handlungen aufgereizt — siehe Gretchen, die Kindsmörderin, und Tell, den Tyrannentöter.

Was tun?

Offenbar ist es der Wirklichkeitssinn, der die Massen ins Kino treibt, der Hunger nach Erkenntnis der Welt, wie sie ist. Hier wäre einzusetzen. Dem Kino, was ihm gebührt, die Wiedergabe aller wirklicher bewegter Erscheinungen in der Natur und in der Gesellschaft! Dadurch kann es zu jenem großartigen Mittel der Volksbildung werden, das viele irrtümlicherweise schon jetzt in ihm sehen. Tritt so das Kino in den Dienst der Volksbildung, dann darf es naturgemäß nicht ein privates kapitalistisches Spekulationsobjekt bleiben, sondern muß unter die Leitung der öffentlichen Organe treten. Der Sozialismus führt also auch hier aus dem Widerspruch zu einer höheren Form.

Übrigens bliebe dem Film ein nicht unbeträchtliches Gebiet auch der darstellenden Kunst, nämlich vor allem der Tanz und der Schattenriß. Beim Schatten ist deutlich die Grenze gegen die „redenden Menschen" gezogen, und der Tanz läßt sich leicht musikalisch begleiten. Auch einfache Märchen- und Zauberspiele und eindeutige derbkomische Szenen könnte man dem Film überlassen.

Aber damit ist er auch am Ende seiner Leistungsfähigkeit. Der schöne Traum, durch den Kinematographen die besten Leistungen der Schauspielkunst den Massen zu erschließen, kann erst in Erfüllung gehen, wenn wir die menschliche Stimme vollkommener als heute durch den Phonographen und in genauer Deckung mit dem Spiel des Mimen wiederzugeben vermögen.

Die Arbeiterpresse bringt wohl in anerkennenswerter Weise viel Prinzipielles über den Film, sie sollte aber auch dazu übergehen, regelmäßige

Berichte über kinematographische Vorführungen zu bringen. Das ist eine starke Mehrbelastung, aber unvermeidlich. Sehr vereinfacht könnte die Arbeit durch Bildung eines Komitees in Berlin werden, das wenn möglich unter Benutzung der Vorführungen von Neuerscheinungen in den Räumen der großen Filmfirmen eine Art steckbrieflicher Pressevorfolgung von Schundfilms inszenieren müßte. So werden die Aufgaben, die sich an unseren Bildungsausschuß herandrängen, immer umfassender, so wird die Sozialdemokratie aber auch mehr und mehr zur eigentlichen Kulturpartei.

Naturwissenschaftliches.

Von **S. Drucker.**

Entwicklungstheorie (Darwins Lehre). Gemeinverständlich dargestellt von S. Tschulok, Privatdozent für Allgemeine Biologie an der Universität Zürich. Mit 49 Abbildungen im Text. Stuttgart 1912, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. VIII und 312 Seiten. Preis broschiert 2,50 Mark, gebunden 3 Mark.

Wie man die Entwicklungstheorie mißbraucht. Von P. Erich Wasmann, S. J. München 1913, Verlag Natur und Kultur. 48 Seiten. Preis broschiert 1 Mark.

Es vergeht kaum ein Jahr, ohne daß eine populäre Abhandlung über die Entwicklungslehre auf dem Büchermarkt erscheint. So hat sich im Laufe der Zeit schon eine ganz ansehnliche Menge solcher Schriften angesammelt, und sie alle finden recht guten Absatz. Denn die Zahl der nach naturwissenschaftlicher Aufklärung Verlangenden ist groß, und ein vielversprechender Titel, eine phantastische Umschlagszeichnung, reicher Bilderschmuck und nicht zuletzt die geschickten Anpreisungen der Verleger verlocken den Wissensdurstigen immer wieder zum Kauf.

Doch sicherlich werden nur wenige dieser Bücher wirklich aufmerksam zu Ende gelesen oder gar ein zweites Mal in die Hand genommen. Die meisten setzen zu viel Kenntnisse voraus, sie bringen nach dem Muster der Kompendien auf ein paar Dutzend Seiten eine ungeheure Fülle von Tatsachen, und da die Darstellung nicht selten noch mit zahllosen Fremdwörtern gespickt ist, so muß der Anfänger bei der Lesung die schrecklichste Langeweile empfinden. Das vom Zentralbildungsausschuß herausgegebene Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften nennt nur zwei Bücher, die dieses wichtigste Kapitel der gesamten Biologie behandeln, und in der Tat kommen für den Proletarier mit seiner elenden Volksschulbildung kaum mehr in Betracht. Bisher hat sich der Arbeiter vielfach aus zwei anderen Büchern über den Inhalt der Abstammungslehre unterrichtet, aus Dodels Buch: Moses oder Darwin? und aus Avelings Schrift über die Darwinsche Theorie. Beide sind dazu recht wenig geeignet.

Das erste hat sich gar nicht die Aufgabe gestellt, naturwissenschaftliche Bildung zu vermitteln, es will nur den Nachweis führen, daß die biblische Schöpfungsgeschichte zu den Ergebnissen der modernen Forschung in schroffem Gegensatz steht und darum in den Volksschulen nicht mehr als göttliche Offenbarung ausgegeben werden darf. In der Kritik der Schulzustände liegt der große Wert dieses Buches, und er ist heute noch genau der gleiche wie ursprünglich vor zwei Jahrzehnten. Denn seitdem hat sich bei uns in Deutschland wenigstens nichts geändert, das Alte Testament gilt immer noch als

das beste Lehrbuch der Naturkunde. Aber die Wissenschaft hat inzwischen ununterbrochen Fortschritte gemacht, und das ist der Grund, warum das Buch Avelings heute schon veraltet ist, obwohl es nicht viel früher als Dodels Streitschrift verfaßt wurde. Als Ersatz hat nun der Stuttgarter Parteiverlag kürzlich ein neues Werk über denselben Gegenstand herausgebracht, das durchaus auf der Höhe steht: die Entwicklungstheorie von S. Tschulok.

Das Buch ist für diejenigen bestimmt, die sich mit dem Gebiet noch gar nicht oder erst oberflächlich beschäftigt haben, ihnen soll es eine gründliche Einführung geben. Form und Inhalt sind diesem Zwecke vorzüglich angepaßt. An Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks kann sich Tschuloks Buch mit den besten Schriften der populären Literatur messen, und besonders der erste Teil, der die Grundbegriffe erläutert und die Gründe für eine Entwicklung der belebten Natur bespricht, zeugt von wirklich hervorragendem pädagogischen Geschick. Nur die allerwichtigsten Tatsachen sind verwertet worden, und streng wurde überall das Material ausgeschieden, dessen Beweiskraft von irgend einer Autorität angezweifelt wird. Vielleicht ist Tschulok dabei doch ein bißchen ängstlich vorgegangen, denn in den Kapiteln über die Abstammung des Menschen hat er weder von den im Embryonalleben auftretenden Kiemenspalten noch von dem „Affenmenschen von Java" auch nur mit einem Wort Notiz genommen. Die Ursachen, die die Veränderung der Lebewesen hervorgerufen haben könnten, werden recht anschaulich geschildert; dabei wird der Einfluß der Ernährung, des Klimas, des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe, ferner der sprunghaft sich einstellenden Variationen in den Vordergrund geschoben, der natürlichen Zuchtwahl dagegen nur eine untergeordnete Bedeutung eingeräumt: sie soll einzig und allein die Zweckmäßigkeit im Körperbau der Tiere und Pflanzen bewirken. Mit dieser Behandlung des Problems der Artenentstehung kann man durchaus einverstanden sein, sie ist in den neueren Forschungsergebnissen hinreichend begründet.

Aber in einem Buche, das den Untertitel: Darwins Lehre führt, hätte wenigstens die Bemerkung nicht fehlen dürfen, daß der Begründer der Entwicklungstheorie eine ganz andere Auffassung gehabt hat, daß von ihm die durch den Kampf ums Dasein bedingte Auslese als der bedeutsamste Umstand bei der Umbildung der Organismen angesehen worden ist. Von der wichtigen Rolle, die die Zuchtwahlhypothese in Darwins Gedankensystem spielt, erfährt der Leser eigentlich gar nichts, und ebenso wird ihm verschwiegen, welch lebhafter Streit gerade um diese ureigenste Lehre des großen Engländers entbrannt ist. Dagegen wird immer wieder betont, daß die Menschheit dem Forscher Darwin den unumstößlichen Beweis für die in der organischen Welt bestehende Entwicklung verdankt — allerdings das Hauptverdienst dieses Mannes! —, und so kann sich denn der Laie unter Darwinismus, wenn das Wort ihm irgendwo begegnet (in Tschuloks Buch findet es sich nirgends), nichts anderes als die Entwicklungslehre vorstellen. Auf eine solche Anschauung hat Tschulok absichtlich hingearbeitet; er will, wie er das vor einigen Jahren in einer Fachzeitschrift auseinandergesetzt hat, daß allein die Deszendenztheorie Darwins Namen trage, weil sie von ihm nicht nur zur allgemeinen Anerkennung gebracht, sondern auch zum ersten Male unwiderleglich bewiesen worden sei, während alle seine Vorläufer, Lamarck mit eingeschlossen, die Entwicklung der Lebewesen ganz unzulänglich begründet hätten.

Nun ist aber dieses Verlangen, so gerechtfertigt es auch sein mag, von den Forschern bisher nicht unterstützt worden, und immer noch versteht man unter Darwinismus nur die Zuchtwahlhypothese, die Darwin erst in die Wissenschaft eingeführt hat. Was soll sich nun einer, der sein Wissen nur aus Tschuloks Buch geschöpft hat, denken, wenn er gelegentlich Äußerungen hört wie: der Darwinismus sei überwunden, die Mehrzahl der Gelehrten bekenne sich nicht mehr zu ihm? Müssen dadurch nicht Zweifel an der Richtigkeit der Abstammungslehre wachgerufen werden? Darum ist es unbedingt notwendig, künftig die beiden verschiedenwertigen Verdienste Darwins schärfer auseinanderzuhalten und den Begriffen den Inhalt zu geben, der ihnen nach der herrschenden Ansicht zukommt. Und noch einen anderen Wunsch haben wir für die zweite Auflage auf dem Herzen! Die Zahl der Bilder ist gewiß ganz ansehnlich, sie ist erheblich größer als im Abelingschen Buche, das auch in dieser Beziehung mit neueren Werken nicht mehr konkurrieren konnte, aber noch fehlen instruktive Abbildungen von Zellen und Embryonen in verschiedenen Entwicklungsstadien. Wenn nach dieser Richtung eine Ergänzung vorgenommen wird, könnte das Verständnis wichtiger Kapitel noch wesentlich erleichtert werden.

Tschuloks Buch wird sicherlich rasch eine weite Verbreitung finden und in vielen Arbeiterfamilien als Brevier der modernen Biologie sich einbürgern. Es wird vor allem die jugendlichen Proletarier die Gesetze begreifen lehren, die alles Sein und Werden in der Natur beherrschen, und so Wunder- und Dogmenglauben mit Stumpf und Stiel ausrotten. Daß ihm diese Eigenschaft wirklich in hohem Maße innewohnt, ergibt sich am allerdeutlichsten aus der Art, wie die Dunkelmänner darauf reagiert haben. Kein Geringerer als der Jesuitenpater Wasmann, eine der größten Leuchten unter den „christlichen" Naturforschern, hat es für nötig gehalten, eine besondere Gegenbroschüre zu verfassen und darin — neuerdings auch in seinem Leibblatt, den Stimmen aus Maria Laach — vor der „gehässigen Tendenzschrift" eindringlich zu warnen. Wasmann hat Tschuloks Buch sehr gründlich durchgearbeitet, so gründlich, daß ihm sogar ein paar Ungenauigkeiten im Namen- und Sachregister nicht entgangen sind, und was ist das Resultat dieses fleißigen Studiums? Er hat zunächst herausgefunden, daß von dem Wirken der auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehenden Gelehrten der Vergangenheit und Gegenwart ein ganz schiefes Bild gezeichnet wird; ihre Verdienste seien nicht genügend gewürdigt, der und jener werde gar nicht einmal erwähnt. Nun ist es aber Tschulok gar nicht eingefallen, über die Leistungen dieser Koryphäen, unter denen sich übrigens, wie Wasmann selbst eingesteht, auch „nichtchristliche" befinden, ein Gesamturteil abzugeben, er hat ja keine Geschichte der Naturwissenschaften schreiben wollen; wenn er hin und wieder einen Streifzug auf das historische Gebiet unternimmt, so doch nur, um durch einen Vergleich der früheren mit den jetzigen Ansichten seinen Lesern den Wert der neuen Errungenschaften besser klarmachen zu können. Daß bei dieser Gelegenheit an ein paar drastischen Fällen gezeigt wird, zu welch unsinnigen Ergebnissen die Forscher gelangen müssen, wenn sie von den „ewigen Wahrheiten" der Bibel ausgehen, hat dem strenggläubigen Wasmann natürlich nicht viel Freude bereitet, und am meisten scheint ihn die Geschichte verstimmt zu haben, die Tschulok von einem Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts erzählt. Der hatte bei der Einordnung

der Tiere in das System um deren inneren Bau sich gar nicht gekümmert und das damit begründet, daß auch Adam, als ihm Gott die Tiere vorführte, sie unterschieden und benannt habe, ohne ihnen die Eingeweide und Zähne zur Untersuchung durchzuwühlen. Sind solche Beispiele nicht sehr lehrreich? Und soll man sie nur darum weglassen, weil ein Jesuitenpater, dessen Wissenschaft selbst eine ganze Reihe von Voraussetzungen kennt, sich darüber ärgern könnte?

Aber Wasmann hat in den geschichtlichen Erinnerungen auch tatsächliche Unrichtigkeiten entdeckt. Gerade ihm sei manches Falsche nachgesagt worden: sein Werk über die moderne Biologie und Entwicklungstheorie sei nicht, wie behauptet wird, mit bischöflicher Approbation erschienen, sondern mit der Approbation des Provinzialobern der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, und niemals habe er die Meinung vertreten, daß der Mensch aus dem Nichts erschaffen worden sei, weil das überhaupt gar nicht die Bibel ausspreche. Nachdem Wasmann in dieser Art auf 24 Seiten seiner Broschüre allerhand „Ehrenrettungen" vorgenommen hat, beschäftigt er sich im zweiten Teil etwas eingehender mit den einzelnen Abschnitten. Da er nun gegen den Inhalt gar nichts oder nur Nebensächliches vorbringen kann, aber um jeden Preis die frommen Gemütern so gefährliche Schrift herabsetzen muß, leistet sich der brave Gottesstreiter zunächst einmal ein kleines Taschenspielerkunststück. Er macht das neue Werk über Entwicklungstheorie, wie der Verlag in seinen Ankündigungen Tschuloks Abhandlung bezeichnet hat, zu einer „neuen Entwicklungstheorie Tschuloks" und konstatiert dann wohl ein Dutzendmal recht höhnisch, daß das alles gar nicht neu sei, daß es viele andere schon vorher gesagt hätten.

Noch schäbiger ist das andere Mittelchen, das Wasmann zur Erreichung seines edlen Zweckes anwendet: er stellt es so dar, wie wenn Tschulok dieses längst Bekannte noch dazu *abgeschrieben* habe. So heißt es das eine Mal: die Ausführungen des Herrn Privatdozenten in diesen drei Kapiteln kamen uns stellenweise nicht bloß recht hübsch vor, sondern auch merkwürdig bekannt, und ein anderes Mal: entlehnt ist dieser Abschnitt aus ... Schlägt man nun in dem Buche nach, aus dem Tschulok angeblich so vieles gestohlen hat — es ist der Sammelband „Die Abstammungslehre", Verlag G. Fischer, Jena —, so findet man unter der großen Zahl der dort angeführten Tatsachen allerdings auch die, die Tschulok wiedergibt, aber in ganz anderer, für den Anfänger gar nicht verständlichen Form. Daß wir hier überhaupt dem Material Tschuloks begegnen, ist ganz natürlich, denn jenes umfangreiche Buch enthält all das zusammengefaßt, was bisher in vielleicht hundert Schriften verstreut war. Offenbar um das böse Gewissen des Plagiators zu demonstrieren, hebt Wasmann immer wieder das fast vollständige Fehlen jeglicher Quellenangabe im Text hervor, obwohl er ganz genau weiß, daß in populären Büchern aus Rücksicht auf die Leser gewöhnlich nur die allerwichtigsten Autoren genannt werden.

Es scheint beinahe, als ob der fromme Pater gefürchtet hat, durch diese Kritik seine Schäflein noch nicht genügend von der Lesung der Tschulokschen Arbeit abgeschreckt zu haben, und so versucht er schließlich noch, sie mit dem tiefsten Abscheu vor dem Buche zu erfüllen. Er redet ihnen ein, in seiner Broschüre sowohl wie in den Stimmen aus Maria Laach, daß wieder einmal die Entwicklungslehre mißbraucht werde zur Beschimpfung des Christen-

tums, der katholischen Kirche und der gläubigen Naturforscher, und daß wohl aus diesem Grunde der „sozialdemokratische" Verlag dieses Werk so eifrig vertreibe, das außerhalb der sozialdemokratischen Kreise kaum Anklang finden werde. Wir wollen dem Jesuitenpater seine durch und durch unwahren Behauptungen nicht allzusehr verübeln. Verleumdungen und Verdrehungen sind heute das einzige Rüstzeug im Kampfe mit den Ketzern, die man nicht mehr wie früher verbrennen und foltern kann, und auch Wasmann, wohl der intelligenteste Verteidiger des christlichen Dogmas, kann solche Waffen nicht entbehren.

Zur neuesten Wagnerliteratur.

Von **Ernst Kreowski.**

Richard Wagners Werke waren — sehr wider eigenen Willen — der Ausbeutung durch den modernen Kapitalismus mit Haut und Haar verfallen; woher es denn kommen mochte, daß Wagner selbst als *der* Komponist dieses spezifisch kapitalistischen Bürgertums fälschlich bezeichnet und demgemäß nicht eben glimpflich behandelt wurde. Jetzt aber, wo seine ebenso sinnwidrig zu „Musikdramen" gestempelten „Bühnenfestspiele", wie er sie mit Recht nannte und genannt wissen wollte, tantiemenfrei werden, ist auch für uns der Augenblick gekommen, um uns ernstlich mit seiner Persönlichkeit und seinem Lebenswerk zu beschäftigen. Daß Wagners Name ein kultureller Begriff ist für alle zivilisierten Völker, nicht bloß für die Deutsch redenden Nationen, darüber kann keinerlei Meinungsstreit mehr bestehen. Ja, wenn wir die zu einer ungeheuren Menge angeschwollene Literatur, die allein Wagners Wirksamkeit hervorgerufen hat, in Betracht ziehen, so müssen wir sagen, daß sein Einfluß weit mächtiger war als der eines Shakespeare und Goethe. Seit den letzten fünf, sechs Jahren ist Veröffentlichung auf Veröffentlichung gefolgt, und noch immer läßt sich nicht absehen, wann der Strom versiegen wird.

Zunächst ist die noch von Wagner besorgte zehn-, richtiger neunbändige Gesamtausgabe seiner Schriften und Dichtungen jetzt auf *zwölf* Bände gestiegen. Natürlich bewährte sich bei diesem Geschäft wieder die alte Krankheit unserer Literaturphilologie, indem sie alle Schnitzel und Hobelspäne aus Wagners geistiger Hinterlassenschaft zusammentrug. Daneben ist doch auch manches für Wagners dichterkünstlerische Entwicklung Wertvolle, wie zum Beispiel die Libretti zu seinen Jugendopern; während die beiden Aufsätze „Der Mensch und die bestehende Gesellschaft" und „Die Revolution" vom April 1849 für seine ehrliche revolutionäre Gesinnung Zeugnis geben.

Hingegen kann ich seiner Selbstbiographie „Mein Leben" nur bedingungsweise Bedeutung zusprechen. Wer so offenherzig, so rücksichtslos wahr gegen sich selbst war, wie es Wagner zeit seines Lebens gewesen ist, der sollte, angelangt an der glücklichen Wende seines Geschicks, also gerade zu einer Zeit, da er es nicht mehr vonnöten hatte, sich auf Kosten anderer zu erhöhen oder sein Tun und Lassen zu beschönigen, eine in vieler Hinsicht unaufrichtige „Generalbeichte" abgelegt haben? Ich kann es nicht glauben. Wagner hatte sich zuvor niemals auf die Diplomatie des Lügens verstanden. Wenn aber *jetzt*, nach seiner Verheiratung mit Hans v. Bülows verflossener Frau, so müßte er nachteiligen Beeinflussungen unterlegen sein. Daß er gründlich unter den Pantoffel genommen wurde — nun, eine Prüfung des Inhaltes der allerdings nur bis zu seiner Berufung durch Ludwig II. geführten Autobiographie gibt ziemlich deutliche Fingerzeige. Minna Wagner, Mathilde Wesendonck, Pauline Fürstin Metternich waren der Frau Cosima ein Dorn im Auge. Ergo mußte die erste unter Zuhilfenahme selbst diskretester Familienverhältnisse heruntergesetzt, anderes verschwiegen, wenn nicht spottsüchtig abgetan

werden. Daß Wagner damals, als durch Vermittlung Nietzsches eine Baseler Offizin den Verlag übernommen hatte, das Werk plötzlich zurückzog, nachdem erst wenige Exemplare hergestellt und nur einigen Freunden gezeigt worden waren, geschah wohl nur, weil Wagner der Welt nicht ein falsches Bild von sich geben konnte und wollte. Erst 28 Jahre nach seinem Tode und wohlweislich auch nach dem Ableben der meisten allzu parteilich beurteilten Persönlichkeiten wagten die Erben, jene Aufzeichnungen unter Weglassung mancherlei Details herauszugeben. Es war ja auch nicht das erste Mal, daß in Villa Wahnfried solche Praktiken gebräuchlich waren. Man hat, um nur ein Beispiel zu erwähnen, doch auch Wagners Originalbriefe an Mathilde Wesendonck, die deren Sohn vertrauensvoll dem Wahnfriedarchiv gestiftet, verbrannt, ohne freilich zu ahnen, daß sie abschriftlich zurückbehalten wurden! Hätten alle Besitzer von Briefen Wagners so gehandelt, bevor diese ihnen abgekauft wurden, so wäre längst allen Klatschbasen der Mund gestopft.

Solange Wagners Erben jedem außerhalb ihres Verkehrs stehenden Forscher das Archiv verschlossen halten oder bloß belanglose Materialien einzusehen gestatten, wird nicht gut von einer alles erschöpfenden Wagnerforschung gesprochen werden können. Denn auch das große sechsbändige Werk von C. Fr. Glasenapp ist weder durchaus objektiv und grundehrlich noch unabhängig von Cosima Wagners Taktik des Verschweigens und der Parteilichkeit. Auch hier spielt Minna Wagner mit Mathilde Wesendonck die Rolle des Aschenputtels — damit nur ja Frau Cosima in übermenschlicher Glorie erstrahle!

Das von Ludwig Frankenstein herausgegebene „Richard-Wagner-Jahrbuch", dessen vierter Band vor Jahresfrist (Hausbücherverlag Hans Schnippel, Berlin) erschienen ist, geht erfreulicherweise eigene Wege. Als besonders gehaltreich möchte ich Artur Drews' Eingangsstudie „Mimir" nebst einigen sich daran anschließenden Aufsätzen bewerten. Hans v. Wolzogens Übersicht über die im Interesse der Melodie vorgenommenen Abweichungen (Varianten) Wagners vom Wortlaut seiner Parsifaldichtung greift schon auf das Gebiet der „vergleichenden" Literaturforschung hinüber. Ganz überflüssig sind doch aber literarische Belesenheitsspielereien, wie Artur Seidls „Analogien-Parallelen-Harmonien", selbst dann noch, wenn wir das in schwulstig geschraubten Einschiebseln und Schachtelsätzen sich ergehende Kauderwelsch geduldig hinnehmen. Wohin soll es führen, wenn jeder Kathedermann auszukramen beginnt, was alles für Analogien, Parallelen oder harmonisch an Dichtungen von Shakespeare bis Goethe anklingende Gedanken oder Leitsätze sich bei Wagner herauslesen lassen! Ich glaube, die Welt hat noch immer an Goethephilologen vom Schlage eines Düntzer zu kauen. Und jetzt wollen die Zopfgelahrten schon wieder an Wagner ihres unverdaulichen Besserwissens Plänkelmut erproben? Davor bewahre uns der Himmel! Wir wollen Wagners Kunstschaffen nicht mit dem Dornengestrüpp dieser ebenso stümperhaften als vollkommen überflüssigen Gelehrsamkeit zugedeckt wissen. Was aber tut der Herausgeber? Nicht genug damit, daß er „diese neue Rubrik der Wagnerforschung" von Artur Seidl „begründen" läßt, verspricht er, „unter dieser Rubrik, als einer fortan stehenden, alljährlich bezügliche Nachweise — größere und kleinere, je nach Gelegenheit — aus den verschiedensten Federn" in den kommenden Bänden des Wagnerjahrbuchs zu veröffentlichen. Das kann ja ein netter Eiertanz werden, wobei die Allegorienerzeuger es gewiß nicht an Proben einer unfreiwilligen Komik fehlen lassen.

Mit der biographischen Wagnerliteratur an und für sich steht es nicht zum besten. Eine große Reihe von Werken wäre da zu verzeichnen, sofern lediglich bibliographische Gesichtspunkte den Ausschlag zu geben hätten. Aber das Gros dieser Bücher krankt am Kardinalfehler ängstlicher, wo nicht engherziger Parteiung und an der Zwiespältigkeit des in Leben und künstlerische Wirksamkeit entweder schablonistisch zergliederten oder unorganisch mitsammen vermanschten Materials, das schlechterdings enorm ist und nicht so mir nichts dir nichts „verarbeitet" werden kann. Gerade an Wagner sehen wir die meisten Biographen,

sowohl solche *mit* als solche *ohne* musikhistorischem Allgemein- und musiktheoretischem Spezialwissen, kläglich scheitern.

Als ein Beispiel dieser Art nehme ich den zuletzt erschienenen Wälzer „Richard Wagner und seine Werke" (Leipzig 1913, Verlag von F. E. C. Leuckart), den sein Verfasser Gerhard Schjelderup stolz „Ein Volksbuch" nennt. Schjelderup, der als Musikdramatiker seit etwa dreißig Jahren in Deutschland lebt, hat seinen skandinavischen Landsleuten bereits früher ein Buch gleichen Namens gegeben, das er nun glaubte dem deutschen Volke vorsetzen zu müssen. Schjelderup ist ein begeisterter Verehrer Wagners. Diese Treue verdient Anerkennung — und Entschuldigung. Und er ist Ausländer. Das stimmt uns nachsichtig für allerhand grammatische Sprachschnitzer und sachliche Unrichtigkeiten. Das sind zwar Kleinigkeiten, aber für eine Wagnerbiographie, die pomphaft als „Volksbuch" hinausgesandt wird, fallen sie doch schwer auf.

Nun zum Schjelderupschen Buche selbst. Mit den Worten des Verfassers: „Mein Buch enthält ungefähr alles, was ein gebildeter Mensch über Wagner wissen sollte," charakterisiert es sich schon als Vademekum, als eine Art Bildungsfibel. Und nun schwadronisiert Schjelderup darauf los. Eins ist wahr: er zieht alle Veröffentlichungen von und über Wagner bis 1911 herbei, gibt Auszüge als Proben und begießt den großen Brei mit — Schustertunke. Der naive Leser erfährt alles — der Wissende nichts von Wichtigkeit. Denen, die nach Gepflogenheit des sogenannten Bildungsphilisters mit Vorliebe in alle Näpfe und Unterwäsche eines Menschen riechen, wird weder vorenthalten, daß Minna Wagner vier Jahre älter war als er, daß sie schon vor ihrer Verehelichung mit Wagner von jemand anderem ein Kind hatte, und daß sie in Königsberg mit einem Kaufmann losgezogen sei; noch, daß Wagner jedenfalls auch mit Mathilde Wesendonck intimen Verkehr gepflogen haben müsse; noch endlich, daß er mit Cosima mehrere Jahre in wilder Ehe lebte usw. Jedwedes Dokument schleppt Schjelderup herbei, um es, beweiskräftig oder nicht, für seine Theorie (S. 447): „Wagner ist der größte Erotiker aller Zeiten, der tiefste Kenner der Frauenseele" zu verwerten. Wie lächerlich solche Behauptung sich ausnimmt, lehrt ein Blick auf alle ausgeprägten *Tatnaturen* in der Menschheitsgeschichte — und sie sind Legion. Daß die Frauen im Leben Wagners keine unbedeutende Rolle gespielt haben, wissen wir ja. *Die* Bedeutung aber, die Schjelderup ihnen zuerkennt, können wir nicht finden. Sie entbrannten für ihn, erleichterten seine Notlage, waren Fürsprecherinnen für seine Kunst, kurz opferwillig, wie nur ein begüterter Mensch es sein kann. Allein seine Bedeutung als alle bestehenden Kunstparagraphen umstürzender Musikrevolutionär hat keine jener Frauen begriffen — auch Cosima Wagner nicht. Warum ihnen der Verfasser soviel breitspurige Kapitel widmet, ist weniger durchsichtig als ein Zeichen für eine gewisse Oberflächenschilderung, der das Problem: Wagner, der Kunstrevolutionär, völlig fremd geblieben. Denn um dieses allein handelt es sich doch. Es gilt zu zeigen, in welchem Verhältnis Wagner zur Kultur seiner Zeit stand, warum er so und nicht anders werden konnte, warum er ewig streiten und kämpfen — aber schließlich auch siegen mußte. Von dieser einzig richtigen Auffassung sind die meisten Wagnerbiographen so weit entfernt wie der Sirius vom Erdplaneten.

Schjelderup ist wie fast sämtliche Musikschriftsteller des Glaubens, als kompositorischer Fachmann zum Wagnerbiographen berufen zu sein. Daß ein solcher aber auch zugleich den weiten Horizont eines tiefgründigen Kulturhistorikers und Soziologen haben müsse, wenn er Wagner gerecht werden will, das steht auf einem anderen Blatt — und nicht bei Schjelderup. Es ist ja so bequem, einzig seinen Helden sprechen zu lassen; und Schjelderup tut sich noch was darauf zugute. Allein diese Methode kann in der Hand eines braven Spießbürgers leicht zu einer gefährlichen Waffe werden. Es geht da wie bei der Statistik, mit der ein enghirniger Nationalökonom das Unmögliche beweist. Schjelderup wählt solche Beweisstücke, die sich möglichst unauffällig dem Plane eines Wagnerbuches für denkträge Leser einfügen — und hierzu gibt er „ein Resümee der Eindrücke". Zweifellos meint er's

wurde allmählich erst ein Los-von-Rom-Schreier und alldeutscher Draufgänger, bis er schließlich auf dem Umweg über den Anarchismus zum Sozialismus gelangte, der dem durch grausame Leiden Verbitterten neue Hoffnung, Kraft und Aussöhnung mit dem Leben brachte.

Die Form dieser kurzen Lebensgeschichte ist anmutig und schlicht, läßt aber doch das erstarkte Selbstbewußtsein des jungen Kämpfers durchblicken. Eine liebevoll poetische Schilderung des ungebundenen Knabenlebens in den Wiener Vororten der neunziger Jahre verleiht dem Büchlein noch einen besonderen Reiz.

Therese Schlesinger.

Per Halström, **Ein Schelmenroman.** Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig 1913, Inselverlag. 136 Seiten.

Emile Zola fordert in seinen Essays über den experimentellen Roman von dem Dichter, daß er ein Stück Leben mit wissenschaftlicher Genauigkeit untersuchen und was er gesehen habe darstellen solle, ohne dichterische Erfindung und unbekümmert um Aufbau und Abschluß, um Verknüpfung und Lösung der Konflikte. Nicht das Leben eines Menschen habe er zu schildern, sondern ein wenn auch noch so kleines Stück eines Lebens in seiner Wechselwirkung mit der Umgebung darzustellen. Aber Zola selbst war ein zu großer Dichter, um diese Lehre zu befolgen, und die besten seiner Romane sind, seiner eigenen „wissenschaftlichen Methode" zum Trotz, ihm unter den Händen zu abgerundeten Kunstwerken geworden.

Viele der jüngeren Autoren aber haben nach seinem Rezept zu arbeiten versucht, und manche von ihnen nicht ohne Glück. Zu diesen ist auch Per Halström zu zählen.

Wir haben an dieser Stelle schon mehr als eines der Werke dieses bedeutenden schwedischen Dichters besprochen, die uns durch Marie Franzos' feinfühlige Übersetzung zugänglich gemacht worden sind. Das vorliegende Buch übertrifft des Verfassers frühere Werke durch seine noch größere innere Wahrhaftigkeit und Reife sowie durch den überlegenen Humor, mit dem es erfüllt ist.

Trotzdem hat Halström nicht gut daran getan, sein Buch einen „Schelmenroman" zu nennen. Er erweckt dadurch bei dem Leser falsche Erwartungen und läßt ihn seine Aufmerksamkeit unrichtig einstellen, so daß er erst beim Wiederlesen die ganze Schönheit der Dichtung in sich aufzunehmen vermag. Und wie viele Leute gibt es, die einen Roman zweimal hintereinander lesen?

Im Grunde enthält dieser humoristische Roman doch, wie das Leben selbst, viel mehr des Tieftragischen als des Heiteren, und sein größter Vorzug liegt darin, die innige Verkettung und die fließenden Übergänge zwischen dem Komischen und dem Erschütternden im Leben nachzuweisen.

Die Handlung spielt in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zu der Zeit, als der Liberalismus und das Gründerwesen ihren Höhepunkt erreicht und beinahe überschritten hatten. Aber nicht das prunkvolle Treiben der beutemachenden Bourgeoisie wird uns gezeigt, sondern seine Widerspiegelung in dem armselig kleinbürgerlichen Leben, wie es sich in einem Hinterhaus Stockholms abspielt. Im Mittelpunkt steht die köstliche Figur eines deklassierten liberalen Maulhelden und Projektenmachers, der mit seiner gutmütigen Durchtriebenheit und romantischen Wichtigtuerei immer wieder in die sehr verschiedenartigen und überaus interessant geschilderten, bald tragischen, bald tragikomischen Schicksale seiner Nachbarn eingreift und viel Lärm und Aufsehen macht, ohne schließlich für sich oder andere je etwas zustande zu bringen.

Schade, daß Halström diese kostbaren Bausteine nicht benützt hat, um wirklich einen Bau aufzuführen. Was er hier als Roman gibt, ist doch eigentlich nur das Bruchstück eines solchen, nur geeignet, in dem Leser das Verlangen danach zu wecken, den ganzen Roman kennen zu lernen. Therese Schlesinger.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 40 Ausgegeben am 4. Juli 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Stimmung der Masse und der Massenstreik.

Von Dr. Rud. Breitscheid.

Meerfeld möchte um alles in der Welt nicht für einen Pessimisten gehalten werden, aber es ist recht schwer, eine andere Bezeichnung für jemanden zu finden, der, mag er immer von dem Glauben an die sieghafte Kraft der sozialistischen Ideen durchdrungen sein, ein so trübes Bild von dem inneren Zustand der Sozialdemokratie in Deutschland entwirft, ohne einen Weg zu weisen, auf dem man zu einer Besserung gelangen könnte. Sein Glaube bekommt unter solchen Umständen etwas Fatalistisches, denn wenn es Tatsache ist, daß sich die revolutionäre Energie des deutschen Proletariats vermindert hat, wenn die „Verbürgerlichung" und die Verstärkung der organisatorischen Last den Willen zur Tat hemmt, so ist nicht recht erkennbar, worauf sich der Glaube an die Zukunft stützt.

Zu entscheiden, ob Meerfeld mit seiner Darstellung des geistigen Zustandes der deutschen Sozialdemokratie im einzelnen recht hat, fühle ich mich nicht berufen. Das steht denen zu, die der Partei länger angehören als ich und die aus eigener Erfahrung Vergleiche zwischen dem Einst und dem Jetzt ziehen können. Aber auch der mit der internen Geschichte weniger Vertraute darf Meerfelds These wohl ohne weiteres zustimmen, daß die Voraussetzungen für Massenaktionen heute andere sind als zu der Zeit, da die Sozialdemokratie jung war, und die Frage ist nur, ob seine Behauptung zutrifft, daß sie tatsächlich ungünstiger geworden sind.

Nicht zuletzt dank der Gegenwartsarbeit der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften hat das Proletariat seine wirtschaftlichen Verhältnisse zum guten Teil verbessert. Es lebt heute in seiner Masse unter günstigeren Bedingungen als zu der Zeit, da Ferdinand Lassalle seinen flammenden Appell ins Land gehen ließ. Wir dürfen das aussprechen, ohne Gefahr zu laufen, dadurch unserer Agitation gegen die Brotwucherer und Fleischverteuerer Abbruch zu tun, denn nicht nur sind nach wie vor noch immer Millionen außerstande, sich die Nahrung zuzuführen, die zur Erhaltung ihrer Kraft erforderlich wäre, sondern auch der Abstand zwischen den Lebensver-

wurde allmählich erst ein Los-von-Rom-Schreier und alldeutscher Draufgänger, bis er schließlich auf dem Umweg über den Anarchismus zum Sozialismus gelangte, der dem durch grausame Leiden Verbitterten neue Hoffnung, Kraft und Aussöhnung mit dem Leben brachte.

Die Form dieser kurzen Lebensgeschichte ist anmutig und schlicht, läßt aber doch das erstarkte Selbstbewußtsein des jungen Kämpfers durchblicken. Eine liebevoll poetische Schilderung des ungebundenen Knabenlebens in den Wiener Vororten der neunziger Jahre verleiht dem Büchlein noch einen besonderen Reiz.

Therese Schlesinger.

Per Halström, **Ein Schelmenroman.** Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig 1913, Inselverlag. 136 Seiten.

Emile Zola fordert in seinen Essays über den experimentellen Roman von dem Dichter, daß er ein Stück Leben mit wissenschaftlicher Genauigkeit untersuchen und was er gesehen habe darstellen solle, ohne dichterische Erfindung und unbekümmert um Aufbau und Abschluß, um Verknüpfung und Lösung der Konflikte. Nicht das Leben eines Menschen habe er zu schildern, sondern ein wenn auch noch so kleines Stück eines Lebens in seiner Wechselwirkung mit der Umgebung darzustellen. Aber Zola selbst war ein zu großer Dichter, um diese Lehre zu befolgen, und die besten seiner Romane sind, seiner eigenen „wissenschaftlichen Methode" zum Trotz, ihm unter den Händen zu abgerundeten Kunstwerken geworden.

Viele der jüngeren Autoren aber haben nach seinem Rezept zu arbeiten versucht, und manche von ihnen nicht ohne Glück. Zu diesen ist auch Per Halström zu zählen.

Wir haben an dieser Stelle schon mehr als eines der Werke dieses bedeutenden schwedischen Dichters besprochen, die uns durch Marie Franzos' feinfühlige Übersetzung zugänglich gemacht worden sind. Das vorliegende Buch übertrifft des Verfassers frühere Werke durch seine noch größere innere Wahrhaftigkeit und Reife sowie durch den überlegenen Humor, mit dem es erfüllt ist.

Trotzdem hat Halström nicht gut daran getan, sein Buch einen „Schelmenroman" zu nennen. Er erweckt dadurch bei dem Leser falsche Erwartungen und läßt ihn seine Aufmerksamkeit unrichtig einstellen, so daß er erst beim Wiederlesen die ganze Schönheit der Dichtung in sich aufzunehmen vermag. Und wie viele Leute gibt es, die einen Roman zweimal hintereinander lesen?

Im Grunde enthält dieser humoristische Roman doch, wie das Leben selbst, viel mehr des Tieftragischen als des Heiteren, und sein größter Vorzug liegt darin, die innige Verkettung und die fließenden Übergänge zwischen dem Komischen und dem Erschütternden im Leben nachzuweisen.

Die Handlung spielt in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zu der Zeit, als der Liberalismus und das Gründerwesen ihren Höhepunkt erreicht und beinahe überschritten hatten. Aber nicht das prunkvolle Treiben der beutemachenden Bourgeoisie wird uns gezeigt, sondern seine Widerspiegelung in dem armselig kleinbürgerlichen Leben, wie es sich in einem Hinterhaus Stockholms abspielt. Im Mittelpunkt steht die köstliche Figur eines deklassierten liberalen Maulhelden und Projektenmachers, der mit seiner gutmütigen Durchtriebenheit und romantischen Wichtigtuerei immer wieder in die sehr verschiedenartigen und überaus interessant geschilderten, bald tragischen, bald tragikomischen Schicksale seiner Nachbarn eingreift und viel Lärm und Aufsehen macht, ohne schließlich für sich oder andere je etwas zustande zu bringen.

Schade, daß Halström diese kostbaren Bausteine nicht benützt hat, um wirklich einen Bau aufzuführen. Was er hier als Roman gibt, ist doch eigentlich nur das Bruchstück eines solchen, nur geeignet, in dem Leser das Verlangen danach zu wecken, den ganzen Roman kennen zu lernen. Therese Schlesinger.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 40 Ausgegeben am 4. Juli 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Stimmung der Masse und der Massenstreik.

Von Dr. **Rud. Breitscheid.**

Meerfeld möchte um alles in der Welt nicht für einen Pessimisten gehalten werden, aber es ist recht schwer, eine andere Bezeichnung für jemanden zu finden, der, mag er immer von dem Glauben an die sieghafte Kraft der sozialistischen Ideen durchdrungen sein, ein so trübes Bild von dem inneren Zustand der Sozialdemokratie in Deutschland entwirft, ohne einen Weg zu weisen, auf dem man zu einer Besserung gelangen könnte. Sein Glaube bekommt unter solchen Umständen etwas Fatalistisches, denn wenn es Tatsache ist, daß sich die revolutionäre Energie des deutschen Proletariats vermindert hat, wenn die „Verbürgerlichung" und die Verstärkung der organisatorischen Last den Willen zur Tat hemmt, so ist nicht recht erkennbar, worauf sich der Glaube an die Zukunft stützt.

Zu entscheiden, ob Meerfeld mit seiner Darstellung des geistigen Zustandes der deutschen Sozialdemokratie im einzelnen recht hat, fühle ich mich nicht berufen. Das steht denen zu, die der Partei länger angehören als ich und die aus eigener Erfahrung Vergleiche zwischen dem Einst und dem Jetzt ziehen können. Aber auch der mit der internen Geschichte weniger Vertraute darf Meerfelds These wohl ohne weiteres zustimmen, daß die Voraussetzungen für Massenaktionen heute andere sind als zu der Zeit, da die Sozialdemokratie jung war, und die Frage ist nur, ob seine Behauptung zutrifft, daß sie tatsächlich ungünstiger geworden sind.

Nicht zuletzt dank der Gegenwartsarbeit der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften hat das Proletariat seine wirtschaftlichen Verhältnisse zum guten Teil verbessert. Es lebt heute in seiner Masse unter günstigeren Bedingungen als zu der Zeit, da Ferdinand Lassalle seinen flammenden Appell ins Land gehen ließ. Wir dürfen das aussprechen, ohne Gefahr zu laufen, dadurch unserer Agitation gegen die Brotwucherer und Fleischverteuerer Abbruch zu tun, denn nicht nur sind nach wie vor noch immer Millionen außerstande, sich die Nahrung zuzuführen, die zur Erhaltung ihrer Kraft erforderlich wäre, sondern auch der Abstand zwischen den Lebensver-

hältnissen der Ausbeutenden und der Ausgebeuteten weist keine wesentliche Verringerung auf. Der Arbeiter ist in der Lage, sich in den Besitz gewisser materieller und geistiger Güter zu setzen, die früher nur den bürgerlichen Schichten zur Verfügung standen, aber von einer „Verbürgerlichung" der Massen kann man schon deswegen gar nicht sprechen, weil in gleichem Schritt auch das Bürgertum seinen Anteil an den Gütern dieser Art erhöht hat. Je mehr sich verändert hat, um so mehr ist alles beim alten geblieben, und vor allem hat der Klassengegensatz, dessen Wurzeln nicht in den Differenzen der Lebenshaltung ruhen, sich nicht gemindert, sondern eher verschärft, was beispielsweise auch durch die zunehmende Radikalisierung der Angestelltenbewegung dokumentiert wird.

Wenn wirklich die Arbeiterschaft in einem größeren und für die Entwicklung bedenklichen Umfang ihr proletarisches Ideal mit einem bürgerlich-mittelständlerischen vertauscht hätte, so wäre das der schlimmste Vorwurf, der die Sozialdemokratie treffen könnte, denn sie hätte es ja dann unterlassen, die genügende Aufklärung über das Wesen und die Bedingungen des Klassenkampfes zu verbreiten. Aber nehmen wir einmal an, Meerfeld habe recht. So müßte doch gerade er von seinem Standpunkt aus alle Versuche willkommen heißen, durch die den zufrieden und müde gewordenen Arbeitern das Bewußtsein des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit und die Notwendigkeit opferreicher Kämpfe nahegebracht werden können. Er müßte die Idee des politischen Massenstreiks mit doppelter Freude begrüßen, weil sie — immer vorausgesetzt, daß seine Beobachtungen richtig sind — dazu beiträgt, der Arbeiterschaft klarzumachen, daß sie noch etwas mehr zu fordern hat als einige Pfennige Lohnerhöhung, bessere Nahrung und bessere Kleidung.

Vielleicht gibt es aber auch eine andere Erklärung für die Stimmung, die in den Arbeiterkreisen herrscht. Vielleicht handelt es sich nicht sowohl um eine Folge der „Verbürgerlichung" als vielmehr um eine gewisse Resignation. Wir haben eine gewaltige Organisation. Wir haben bei den letzten Reichstagswahlen über vier Millionen Stimmen aufgebracht und marschieren damit allen anderen Parteien weit voraus. Die Gewerkschaften erfreuen sich einer großen, ständig wachsenden Mitgliederziffer. Kein Wunder, daß da manche zu der Ansicht gelangen, es müsse mit der Verwirklichung der Arbeiterforderungen schneller gehen, als es geht. Vielen scheint ein Mißverhältnis obzuwalten zwischen der gegebenen ziffermäßigen Stärke und den aufgewandten Mitteln auf der einen Seite und den erzielten Erfolgen auf der anderen Seite. Daß tatsächlich manches erreicht und noch mehr verhindert worden ist, stellen sie nicht zu Rechnung. Sie sehen, daß die Sozialdemokratie trotz ihrer Stärke und trotz ihrer Proteste nicht in der Lage ist, den die Lebensmittel verteuernden Schutzzoll zu beseitigen. Sie sehen, daß sie die wahnwitzige Verstärkung der Rüstungen nicht zu hindern vermag. Sie konstatieren, daß trotz aller ihrer Anstrengungen das preußische Wahlunrecht nach wie vor besteht.

Eine derartige Ungeduld zeigt sich natürlich bei denjenigen am stärksten, die das geringere Verständnis für die ökonomische Bedingtheit der politischen Entwicklung besitzen. Sie sind am ersten geneigt, das Erreichte zu unterschätzen und über das zu langsame Tempo des Fortschreitens zu klagen. Aber Enttäuschung ist eine ansteckende Krankheit, die auch die besser Ge-

schulten erfassen kann, wenn sie nicht mehr das feste Bewußtsein besitzen, daß die Arbeiterschaft nicht nur den wirtschaftlichen Prozeß auf ihrer Seite hat, sondern daß sie auch noch immer über Waffen verfügt, durch deren Anwendung die Form der Entwicklung ihren Inhalt erhalten kann. Dieses Bewußtsein neu zu beleben und darüber hinaus neuen Tatwillen zu erwecken, ist meines Erachtens *der Sinn der Propaganda für den politischen Massenstreik*.

Nun gibt es Parteigenossen, die zwar im Prinzip gegen die Idee des Massenstreiks nichts einzuwenden haben, die aber ihre Verquickung mit der *preußischen Wahlrechtsfrage* für falsch halten. Denjenigen unter ihnen, von denen nicht vorauszusetzen ist, daß sie bei jeder anderen Gelegenheit dieselben Bedenken erheben würden, darf die Frage vorgelegt werden, ob sie noch ein anderes Mittel wissen, die preußische Wahlreform durchzusetzen. Die Sozialdemokratie hat alles getan, was ihr zu tun möglich war. Von den Petitionen angefangen bis zu den Straßendemonstrationen. Besitzt das preußische Wahlrecht wirklich die Wichtigkeit, die ihm in Tausenden von Artikeln und in nicht minder zahlreichen Reden und Resolutionen zugesprochen worden ist, so müssen wir auch bereit sein, Außerordentliches zu wagen, um seine Durchführung zu erzwingen.

Aber Meerfeld sagt, die Zeit für den politischen Massenstreik sei in Deutschland vorüber. Das ist richtig, wenn man den Massenstreik als eine Art von Putsch auffaßt; es ist unrichtig, wenn man ihn als eine von dem Streik im gewöhnlichen Sinne nur durch den Umfang und den Zweck verschiedene Form des proletarischen Kampfes behandelt. Nur in jenem Falle ist die ausgebaute Organisation ein Hemmnis, in diesem aber ist sie ein gewaltiger Vorteil, oder sagen wir vorsichtiger, sie *kann* es sein. Die Frage lautet dann aber nicht, ob es *noch* Zeit ist, dieses Kampfmittel anzuwenden, sondern ob wir schon imstande sind, zu dieser Waffe zu greifen.

Niemand kann diese Frage mit ehrlichem Gewissen bejahen. Und wohl alle, die sich grundsätzlich für den Massenstreik um das preußische Wahlrecht aussprechen, betonen mit Nachdruck, daß es einer langen und systematischen Vorarbeit bedarf, ehe wir die Schlacht wagen können. Zu der Vorarbeit aber gehört es, die Aufmerksamkeit der Massen immer wieder auf dieses Ziel zu lenken, ihnen die Notwendigkeit der politischen und der gewerkschaftlichen Organisation gerade auch im Hinblick auf diese Aktion klarzumachen und sie zu einer Diskussion über die in dem Kampfe zu beobachtende Taktik zu veranlassen. Meerfeld hat durchaus recht: man soll die Situation und die Stimmung der Arbeiterschaft nicht nach einzelnen Versammlungen in den großen Städten beurteilen, man soll die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, die besonders in der Streikmüdigkeit der Bergarbeiter liegen, und man soll nicht leichtsinnig über die Tatsache hinweggleiten, daß zahlreiche Arbeiter heute in Organisationen stehen, die es nicht nur ablehnen, mit uns gemeinsame Sache zu machen, sondern bereit sind, uns in den Rücken zu fallen. Aber der Schluß darf nun nicht lauten: Also verzichten wir, sondern vielmehr: *Also haben wir gewaltige Anstrengungen zu machen, um die Situation zu unseren Gunsten zu verschieben.*

Man wendet von gewerkschaftlicher Seite ein, die Propagierung des Massenstreiks störe die stetige Fortentwicklung der Verbände und mache die Massen kopfscheu. Diese Bedenken verdienen sicherlich ernsteste Prüfung.

Fürs erste aber möchte ich annehmen, daß sie stark übertrieben sind. Es hat den Gewerkschaften nicht geschadet, sondern genützt, daß sie stets ihre Entschlossenheit betont haben, den Forderungen ihrer Mitglieder durch einen Streik Nachdruck zu verleihen, wenn sie auf anderem Wege nicht verwirklicht werden könnten. Ja, wir sehen, wie heute immer mehr Verbände von Angestellten, einer Schicht also, bei der das proletarische Klassenbewußtsein erst unvollkommen ausgebildet ist, offen ihre prinzipielle Entschlossenheit zur Arbeitsverweigerung betonen. Kann es da eine nachteilige Wirkung haben, wenn man der Arbeiterschaft auseinandersetzt, sie müsse sich stark machen, um nach Versagen aller anderen Mittel sich ihr politisches Recht durch einen wuchtigen Schlag auf wirtschaftlichem Gebiet zu ertrotzen? Es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß dieselben Leute, die bereit sind, um einige Pfennige Lohnerhöhung zu kämpfen und zu darben, sich scheuen würden, um des preußischen Wahlrechtes willen dasselbe Opfer zu bringen. Würde aber wirklich hier oder dort eine solche Abneigung vorhanden sein, dann wäre es um der Bedeutung willen, die den Gewerkschaften für den Klassenkampf zukommt, um so notwendiger, den Gedanken des politischen Massenstreiks in den Vordergrund zu schieben.

Alles in allem: Es wäre ein Wahnwitz, zu verlangen, daß heute oder morgen losgeschlagen werden solle, aber es ist politische Pflicht, diejenigen, auf die es ankommt, an die ihnen noch zur Verfügung stehenden Kampfmittel zu erinnern und in ihnen die Bereitwilligkeit zu ihrem Gebrauch um so mehr zu bestärken, als alle anderen Versuche fehlgeschlagen sind, das Ziel zu erreichen, das die Partei selbst als das für die nächste Zeit erstrebenswerte so und so oft hingestellt hat.

Lassalle und Marx.

Von K. Kautsky.

1. Die Sektanerpensa.

Die Aufgabe, Mehrings Beschuldigungen zurückzuweisen, könnte ich mir sehr leicht machen. Es genügte, zu zeigen, daß er gegen eine Behauptung polemisiert, die ich nie aufgestellt. Aber bei dieser Polemik rollt er eine große Anzahl Fragen auf, die der Klarlegung dringend bedürfen. Daher werde ich etwas ausführlicher werden müssen.

Den Vorwurf, den ich in meinen Ausführungen über Parteipolemik gegen den Artikel „Ein Parteijubiläum" erhob, faßt Mehring dahin auf, als hätte ich seine bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten über Lassalle verkleinern, als belletristischen Schwatz darstellen wollen.

Am allerwenigsten, meint er, könne er mir ein Recht zu solchem Vorwurf zugestehen, der ich noch nicht den kleinen Finger zu einer wissenschaftlichen Untersuchung über Lassalle gerührt habe.

Kein Zweifel, es wäre höchst unpassend von mir, wollte ich Mehrings Untersuchungen zur Parteigeschichte und speziell die über Lassalle als ein paar flüchtige Zeilen bezeichnen. Dies wäre aber nicht nur unpassend, sondern geradezu lächerlich, denn es ist allgemein bekannt, daß Mehring sich seit vierzig Jahren auf das gründlichste mit Lassalle beschäftigt und seine Vertrautheit mit dem Stoff in einer Reihe hervorragender Werke bewiesen hat. Andererseits will ich gern bekennen, daß ich selbst anderen Gebieten

als der Lassalleforschung mehr Aufmerksamkeit geschenkt habe, Gebieten, auf denen Mehring wieder weniger zu Hause ist als ich.

Aber es handelte sich in meinen Ausführungen über Parteipolemik gar nicht um eine Kritik von Mehrings Leistungen auf dem Gebiet der Parteigeschichte, sondern um das $1^1/_2$ Seiten umfassende Artikelchen „Ein Parteijubiläum", das Mehring bei uns veröffentlichte.

Dieses Artikelchen erlaubte ich mir allerdings als „ein paar flüchtige Zeilen" zu bezeichnen, und das wird durch Hinweise auf Mehrings Parteigeschichte und den vierten Band der Nachlaßausgabe nicht widerlegt. Auch nicht dadurch, daß eine Reihe von Parteiblättern den Artikel nachdruckte. Die tägliche Parteipresse hat dem Problem „Lassalle und Marx" gegenüber andere Aufgaben als das wissenschaftliche Zentralorgan. Von ihr hat man nicht eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung darüber zu verlangen. Wohl aber darf meines Erachtens die „Neue Zeit", wenn sie einmal an das Problem herangeht, dies nur in der Form einer tiefer grabenden Untersuchung tun. Das Mehringsche Artikelchen entsprach im Rahmen der „Neuen Zeit" nicht der Bedeutung des Problems, das es behandelt.

Doch wäre das an sich nicht so wichtig gewesen, daß ich darüber ein Wort verloren hätte. Wenn ich einige Bemerkungen über den Artikel machte, geschah es aus Gründen, die keinem der Redakteure, die ihn abdruckten, bekannt sein konnten.

Mehring schrieb in dem Artikel:

> Es ist wahr, daß Marx und Engels das Offene Antwortschreiben und die anderen Flugschriften, die die deutsche Arbeiterklasse so mächtig aufrüttelten, mit verächtlicher Handbewegung beiseite geschoben haben als Sextanerpensa, mit deren bloßer Lesung sie nicht einmal ihre Zeit verderben mochten.

Mehring erhebt also nicht bloß den Vorwurf, daß Marx und Engels Lassalle gegenüber *irrten* — darüber mag man ja streiten —, sondern auch den, daß sie Lassalles Agitation ablehnten, *ohne seine Schriften auch nur anzusehen*, „mit deren bloßer Lesung sie nicht einmal ihre Zeit verderben mochten".

Das führt Mehring ohne weitere Begründung einfach als *feststehende Tatsache* an, und angesichts seiner Autorität als Historiker der Partei und als Biograph Lassalles wie Marxens insbesondere mußte jeder Leser geneigt sein, den Satz ohne weiteres als solche Tatsache zu betrachten.

Hier liegt das Unrecht, das Mehring beging und das mich zwang, gegen ihn aufzutreten.

Nirgends, in keiner bisher veröffentlichten Äußerung von Marx finden wir das Wort von den „Sextanerpensa". Es wurde geschrieben in einem *vertraulichen* Briefe, den Marx an Engels richtete. Der Briefwechsel zwischen Marx und Engels ist noch nicht erschienen. Mehring erhielt Einsicht in ihn durch das Vertrauen, das Marxens Tochter, die Genossin Lafargue, in ihn setzte, die ihn bat, als ihr Vertrauensmann bei der eventuellen Herausgabe des Briefwechsels zu fungieren.

Diese Einsicht in den Briefwechsel benutzt Mehring, ein Wort daraus zu veröffentlichen, ohne den Leser auch nur ahnen zu lassen, daß hier ein Zitat aus einem noch unbekannten Schriftstück vorliege. Beauftragt, die Marx-

schen Interessen zu wahren, hat er die Kenntnisse, die ihm aus seinem Auftrag erwuchsen, dazu angewandt, schwere Beschuldigungen gegen Marx zu erheben. Sicher darf ihn dieser Auftrag nicht hindern, sobald der Briefwechsel erschienen ist, ihn zu kommentieren und, wo es ihm geboten scheint, gegen Marx zu benutzen. Man sollte aber meinen, solange der Briefwechsel nicht vorliegt, das Publikum nicht die Möglichkeit hat, einzelne daraus veröffentlichte Stücke daraufhin zu prüfen, wie sie aufzufassen und zu erklären sind, sei es die einfachste Pflicht des Anstandes, nicht ein einzelnes Sätzchen aus dem Zusammenhang zu reißen und zu veröffentlichen.

Es liegt jedoch hier noch mehr vor, und das ist es, was mir die Feder in die Hand drückte. Mehring hat auch noch dem Marxschen Wort einen Sinn untergeschoben, den es gar nicht hat. Wenn Mehring sagt, „es ist wahr, daß Marx und Engels das Offene Antwortschreiben und die anderen Flugschriften Lassalles als Sextanerpensa verächtlich beiseite schoben, mit deren bloßer Lesung sie nicht einmal ihre Zeit verderben mochten", so erwidere ich: Es ist nicht wahr.

Am 9. April 1863 schreibt Marx an Engels ausführlich über das Offene Antwortschreiben. Am 12. Juni 1863 behandelt Marx wieder ausführlich in einem Brief an Engels Lassalles Schrift über die indirekten Steuern.

Man sieht, Marx und Engels verfolgten mit Aufmerksamkeit die Lassalleschen Schriften.

Erst in einem Briefe vom 6. Juli findet sich ein Wort, das an die Sextanerpensa erinnert, aber nicht in bezug auf Lassalles Schriften überhaupt, sondern in bezug auf eine einzelne dieser Schriften. Marx sagt in dem Briefe:

> Lassalle hat mir eine neue Broschüre geschickt, seine Rede in Frankfurt a. M. Da ich jetzt zehn Stunden des Tages ex officio Ökonomie treibe, ist nicht zu verlangen, daß ich meine Nebenstunden mit dem Lesen dieser Schülerpensa töten soll. Also einstweilen ad acta gelegt.

Das ist offenbar die Stelle, auf die sich Mehring bezog. Sie rechtfertigt dessen Auslegung in keiner Weise. Vorher hat Marx schon zwei Lassalleschriften gelesen, später schreibt er in seinen Briefen auch über Lassalles Bastiat Schulze. Nur von der Frankfurter Rede bemerkt er, daß ihm augenblicklich die Zeit fehle, sie zu lesen. Er sagt auch da nicht, er wolle sie überhaupt nicht lesen, sondern er verschiebt bloß die Lektüre etwas, weil er bis zur Erschöpfung an dem gewaltigen Werk arbeitet, das er für die Arbeiterklasse der gesamten Welt bestimmte, das sie nicht bloß aufrütteln, sondern ihre theoretische Überlegenheit herstellen sollte, das bis heute ihre gewaltigste Waffe bildet. Dieses sein Lebenswerk zu Ende zu führen, war gerade damals, als Lassalle auftrat, sein heißestes Streben. Die rasche Fertigstellung des „Kapital" war für die Bewegung selbst von größter Wichtigkeit. Elend und Not hatten Marx' Kräfte untergraben, trotzdem arbeitete er auf das intensivste, so sehr, daß die Folge schweres Siechtum war, das viel zu seinem vorzeitigen Tod beitrug.

In dieser Situation war es, daß er sagte, er wolle sich nicht stören lassen durch die Schrift eines Schülers, deren theoretische Bedeutung — das wollen wir doch nicht leugnen — tief unter der seines eigenen Werkes stand. Er verschob ihre Lektüre auf einen Zeitpunkt größerer Muße.

Von alledem erwähnt Mehring nichts. Aus dem Zitat, auf das er sich offenbar bezog, ließ er alles weg, was zugunsten Marx' sprach; er riß ein Wörtchen aus dem Zusammenhang und gab ihm kommentierend einen Sinn, den das Original nicht hatte. Aus der Erklärung, warum Marx eine einzelne Schrift im Drange der Arbeit nicht sofort lesen konnte, sondern die Lektüre für später aufsparen mußte, machte Mehring eine verächtliche Ablehnung, jemals irgend eine Agitationsschrift Lassalles anzusehen.

Von alledem konnten die Redaktionen, die den Artikel über „Ein Parteijubiläum" abdruckten, unmöglich etwas ahnen. Mehring darf sich also auch nicht auf ihre Zustimmung berufen. Ich aber wußte, was hinter den „Sextanerpensa" steckte! Durfte ich schweigen, durfte ich die Mehringsche Entstellung des Marxschen Wortes sanktionieren? Ich warnte die Genossen durch eine Andeutung, dem Worte von den Sextanerpensa Gewicht beizulegen. Mehring mußte wissen, wie diese Andeutung zu verstehen sei. Er hat sie nicht verstehen wollen und dahin ausgelegt, als hätte ich seine bisherigen Leistungen in der Parteigeschichte herabzusetzen gesucht. Dadurch hat er sich seine Antwort freilich sehr erleichtert, mich nun aber auch gezwungen, klar und deutlich zu sagen, was es mit den „Sextanerpensa" in Wirklichkeit für eine Bewandtnis hat.

Und da brauche ich auch nicht mehr hinter dem Berge zu halten mit einer überraschenden Erkenntnis, die mir die Benutzung jenes Wortes durch Mehring gebracht hat: Wenn jemand es so eilig hat, eine noch nicht bekannte Äußerung gegen Marx auszuschlachten, daß er nicht die Veröffentlichung des Zusammenhanges, in dem sie steht, abzuwarten vermag und sie vorher, ohne jede Veranlassung, unter Verletzung aller Gebote des Taktes und Anstandes in die Öffentlichkeit schleudert, und noch dazu in einer so irreführenden und Marx schädigenden Weise, so ist das nur zu erklären durch eine Feindseligkeit gegen Marx, über die man sich durch einige „einerseits — andererseits"-Redensarten nicht täuschen lassen darf.

Diese Feindseligkeit, die eine neue Wendung Mehrings zu inaugurieren verspricht, ist vielleicht das Bemerkenswerteste in dem kleinen, unscheinbaren Sätzchen über Sextanerpensa.

2. Der Marxsche Programmbrief.

Um meine Kritik seines jüngsten Artikels zurückzuweisen, greift Mehring zu einem sonderbaren Mittel: er wirft mir Sünden gegen die Partei vor, die ich vor mehr als zwei Jahrzehnten begangen haben soll, 1890. Man sollte meinen, Mehring sei der letzte, der Ursache hätte, zu Argumenten dieser Art zu greifen.

Dagegen habe ich keine Ursache, sie zu fürchten. In meiner Vergangenheit liegt nichts, dessen ich mich zu schämen hätte.

Die Sünde, die mir vorgeworfen wird, ist die Veröffentlichung der Kritik, die Marx in einem Briefe am Entwurf des Gothaer Programmes 1875 übte. Dadurch hätte ich die Partei „verwirrt und geschädigt".

In Wirklichkeit war es Friedrich Engels, der jenen Brief veröffentlichte. Und der begründete in seiner Einleitung schlagend die Notwendigkeit der Veröffentlichung:

Da der Haller Parteitag die Diskussion des Gothaer Programmes auf die Tagesordnung der Partei gesetzt hat, würde ich glauben, eine Unterschlagung zu

begehen, wenn ich dies wichtige — vielleicht das wichtigste — in diese Diskussion einschlagende Aktenstück der Öffentlichkeit noch länger vorenthielte. („Neue Zeit", IX, 1, S. 561.)

Der Erfolg übertraf noch Engels Erwartungen. Die Wirkungen des Marxschen Briefes gingen weit über die augenblickliche Programmdiskussion hinaus. Er hat das sozialistische Denken und Erkennen der ganzen Internationale in höchstem Grade befruchtet.

So erklärte auch Mehring selbst in seiner Parteigeschichte (2. Aufl., 4. Bd., S. 87), diese Zuschrift sei

heute noch überaus lesenswert wegen ihrer prinzipiell positiven Gesichtspunkte.

Wollte er eine „parteischädigende und parteiverwirrende" Publikation als überaus lesenswert empfehlen?

Man sieht, ich könnte es ruhig ertragen, wenn es wahr wäre, daß die „Schuld" an dieser Veröffentlichung „ausschließlich" auf mich fällt.

Ebensowenig aber wie dies ist es wahr, daß das „Verhältnis zwischen Lassalle und Marx" erst durch jenen Brief öffentlich bekannt wurde. Niemand weiß besser als Mehring, daß dem deutschen Publikum schon in den siebziger Jahren Mitteilungen über die Differenzen zwischen Marx und Lassalle gemacht worden waren. Neu und ich gebe gerne zu befremdend und peinlich für die Genossen war nur die schroffe Art des Ausdruckes bei Marx. Dies erklärt sich zum Teil dadurch, daß Marx den Brief in großer Erregung schrieb. Darauf hat schon Engels selbst hingewiesen in seiner bereits erwähnten Einleitung:

Die stellenweise heftige Sprache des Manuskriptes war provoziert durch zwei Umstände. Erstens waren Marx und ich mit der deutschen Bewegung inniger verwachsen als mit irgendeiner anderen; der in diesem Programmentwurf bekundete entschiedene Rückschritt mußte uns also besonders heftig erregen. Zweitens aber lagen wir damals, kaum zwei Jahre nach dem Haager Kongreß der Internationale, im heftigsten Kampf mit Bakunin und seinen Anarchisten, die uns für alles verantwortlich machten, was in Deutschland in der Arbeiterbewegung geschah.

Es wirkt wohl nicht leicht etwas so erbitternd, wie Handlungen und Äußerungen eines Freundes, die man selbst verurteilt, aus Gründen der Solidarität aber nicht öffentlich desavouieren will, und für die man verantwortlich gemacht wird. Daß man in solcher Situation jenem Freunde gegenüber das erzwungene Schweigen vor der Öffentlichkeit durch eine um so erregtere Sprache unter vier Augen wettmacht, ist leicht begreiflich. Am wenigsten dürfen sich darüber Leute beschweren, die es lieben, eine gleich heftige Sprache vor der Öffentlichkeit zu führen, ohne daß vorher ein durch Gründe der Solidarität erzwungenes Schweigen sie erregt hätte. Man nehme dazu das vulkanische Temperament eines Marx, das damals seinen einzigen Ausweg in vertrauten Briefen suchte und dort oft in gewaltsamster Weise fand, dann wird man auch die harten Ausdrücke über Lassalle und die Lassalleaner begreifen, die auf uns freilich nicht bloß hart, sondern verletzend wirken, weil wir eben zu Lassalle in einem anderen Verhältnis stehen als Marx. Wir können sehr wohl dessen Äußerungen über Lassalle begreifen, aber wir täten unrecht, wollten wir sie alle akzeptieren. Das sage ich nicht etwa erst jetzt, unter dem Einfluß Mehringscher Kritik, das führte ich sofort nach der Veröffentlichung des Marxschen

Briefes in der „Neuen Zeit" aus. Ich zeigte dort, daß wir, die Schüler Lassalles, denen er so viel gebracht, in einem ganz anderen Verhältnis zu ihm stünden als Marx, der gebende Meister. Dieser mochte unmutig erwägen, was Lassalle ihm schuldig geblieben. Für uns kommt vor allem in Betracht, was Lassalle uns geschenkt. Ich sagte:

Der Standpunkt, den Marx Lassalle gegenüber einnahm, ist nicht der Standpunkt der deutschen Sozialdemokratie. Lassalle hat sich selbst als Schüler von Marx bekannt. Als sein Meister durfte Marx so über Lassalle schreiben, wie er geschrieben, und es darf heute auch publiziert werden, soweit durch die Darlegung der prinzipiellen Differenzen zwischen den beiden die Klarheit und das selbständige Denken in der Partei gefördert wird. Die Sozialdemokratie treibt keinen Heroenkultus. Aber sie ist auch nicht undankbar, sie steht zu Lassalle in einem anderen Verhältnis als Marx, und sie wird nie über der Kritik Lassalles vergessen, was sie ihm schuldet.

Dankbar werden wir uns stets erinnern, daß er die ganze Wucht seiner glänzenden Persönlichkeit für das Proletariat in die Wagschale warf zu einer Zeit, wo die Zahl derjenigen, die für die Enterbten eintraten, noch winzig war, wo die Arbeiterbewegung noch aussichtslos erschien. Wie könnten wir den Mann vergessen, aus dessen Schriften wir älteren Parteigenossen alle und auch die große Mehrzahl der jüngeren ihr erstes sozialistisches Wissen, ihre erste Begeisterung für den Sozialismus gesogen haben.

Wir studieren und prüfen aufmerksam, was Marx über seinen Schüler Lassalle sagt; vergessen aber nicht, daß auch dieser einer unserer ersten Meister und Vorkämpfer gewesen.

Und es ist nicht bloß dankbare Erinnerung, die uns mit Lassalle verbindet. Wenn auch vieles in seinen Schriften veraltet ist, wenn auch manches von vornherein Irrtum gewesen; gerade dem theoretischen Liberalismus gegenüber gilt heute noch das meiste von dem, was Lassalle gesagt und geschrieben. („Neue Zeit", IX, 1, S. 680.)

Dieser Passus zeigt deutlich genug, wie völlig unbegründet Mehrings Beschuldigung ist, es hätte eine Zeit gegeben, in der ich Lassalle anpöbelte, eine Beschuldigung, die noch mit dem Zusatz gewürzt wird, ich hätte die Courage dazu aus dem Glauben geschöpft, Lassalle sei überwunden:

Solange die Sonne Marx einsam am Himmel strahlte, entsprach es „dem größten wissenschaftlichen Ernst und dem heißesten Interesse an der Sache", dem scheinbar überwundenen Lassalle die klobigsten Beschuldigungen in die Nebel der Legende nachzuschleudern.... Seitdem sich aber die Nebel von der Gestalt Lassalles heben und sich als Wolken um die Sonne Marx zu ballen drohen, seitdem wandelt sich der Gesang der Priester aus des Basses Grundgewalt in die schmelzenden Akkorde:

Wo still ein Herz in Liebe glüht —
O rühret, rühret nicht daran!

Es kann sicher keine größere Charakterlosigkeit geben als die, jemand die klobigsten Beschuldigungen dann nachzuschleudern, wenn man wähnt, er liege am Boden. Aber wenn Mehring mir solche Charakterlosigkeit ohne den geringsten Beweis vorwirft, brauche ich mich darüber nicht allzusehr aufzuregen. Meine Vergangenheit enthebt mich der Notwendigkeit, mich gegen Mehrings Vorwurf zu verteidigen, ich bewundere nur auch hier wieder seine Kühnheit, Vorwürfe wegen derartiger Sünden der Vergangenheit gegen andere zu erheben.

Ich habe soeben gezeigt, daß ich vor einem Vierteljahrhundert über Lassalle genau so dachte wie heute. Nicht das ist an dem eben zitierten

Mehringschen Passus bemerkenswert, was er gegen mich, sondern das, was er gegen Marx sagt. Wir hören hier aus dem Jubel über die Wolken, die sich um die „Sonne Marx" ballen, dieselbe Feindseligkeit gegen Marx heraus, die schon bei der Behandlung der „Sextanerpensa" zutage trat. Dieses Triumphlied über die kommende Verdunkelung des „Götzen Marx", sein Hohn über den „reinen Kristall der Marxgläubigkeit", seine frühere Bemerkung über „Marxpfaffen" kennzeichnen Mehrings jüngste Phase. Er gebraucht heute gegen mich dieselben Redensarten, die früher gegen uns beide von den Gegnern des Marxismus gebraucht wurden.

Und wieviel schroffer urteilt heute Mehring über Marx als ehedem. Heute schreibt er von den Äußerungen des Marxschen Briefes über Lassalle:

Ein Mensch, und sei es der höchststehende, darf niemals gegen andere Menschen, und nun gar gegen Kampfgenossen sich in Beschuldigungen ergehen, die ebenso ehrenrührig wie unrichtig sind.

Im Jahre 1894, unter dem frischen Eindruck des Marxschen Programmbriefs, nannte er dagegen diese „ehrenrührigen" und „unrichtigen", ganz unverzeihlichen Beschuldigungen zwar „harte Äußerungen", aber Äußerungen „gelegentlichen Unmuts, eines sehr begreiflichen und subjektiv auch berechtigten Unmuts" (in einem Artikel über Lassalle, „Neue Zeit", XII, 2, S. 675).

Wie ganz anders klingt das Urteil von 1894 als das von 1913! Das Marxbarometer sinkt bei Mehring rapid, wir müssen uns auf einen neuen Witterungswechsel bei ihm gefaßt machen.

Damit aber der Tragödie das Satyrspiel nicht fehle, zerrt Mehring ohne allen Grund zwei Artikel des „Vorwärts" in die Diskussion über Marx und Lassalle hinein, eine Besprechung des Buches der Genossin Luxemburg und einen Artikel über das Jahr 1813, und widmet ihnen ein ganzes Fünftel seiner „Erwiderung". Der Himmel weiß, was die mit dem Thema zu tun haben! Und dabei erhebt er hier völlig unrichtige Beschuldigungen gegen die „Kampfgenossen" vom „Vorwärts" in dem gleichen Atem, mit dem er eben den Bannfluch über Marx ausgesprochen, weil auch der höchstgestellte Sterbliche nie, nie, nie eine unrichtige Beschuldigung gegen einen anderen, am allerwenigsten gegen einen Kampfgenossen aussprechen darf, was denn auch Mehring nie, nie, nie getan.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, diesen ohnehin schon langen Artikel noch durch Widerlegung der falschen Behauptungen über den „Vorwärts" zu verlängern. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß ihre völlig unmotivierte Hineinzerrung in eine Diskussion über Lassalle und Marx bezeugt, wie sehr in Mehrings Stellungnahme zu Gegensätzen, die vor einem halben Jahrhundert die Partei bewegten, Gegensätze hineinspielen, in denen er heute zu „führenden Organen" der Partei steht. Gerade nicht die beste Vorbedingung für objektive Geschichtschreibung.

3. Die Marxsche Kritik Lassalles.

Als Beweis dafür, daß Marx sich in „unrichtigen" und „ehrenrührigen" Beschuldigungen gegen Lassalle erging, kann sich Mehring nicht auf Veröffentlichungen berufen, die Marx selbst veranlaßte. Er führte den erst 1890 veröffentlichten Brief an, den Marx 1875 an Bracke, Auer, Geib, Liebknecht und Bebel richtete, um auf eine Verbesserung des damals diskutierten Programmentwurfes hinzuarbeiten.

In diesem Entwurf hatte der Satz gestanden: „Der Arbeiterklasse gegenüber bilden alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse." Gegen ihn wendete sich in seinem Briefe Marx mit dem Bemerken, er sei „Lassallesches Zitat von reinstem Wasser".

Nachdem er die Unrichtigkeit des Satzes dargetan, fuhr Marx fort:

Lassalle wußte das Kommunistische Manifest auswendig, wie seine Gläubigen die von ihm verfaßten Heilsschriften. Wenn er es also so grob verfälscht, geschah es nur, um seine Allianz mit den absolutistischen und feudalen Gegnern wider die Bourgeoisie zu beschönigen.

Was findet Mehring an diesen Worten auszusetzen? Daß sie hart waren, uns peinlich berühren? Hätte er nicht mehr gesagt, dann wäre die ganze Auseinandersetzung überflüssig. Aber er findet sie auch „unrichtig" und „ehrenrührig", und da lohnt es sich doch, die Verhältnisse zu betrachten, aus denen sie entsprangen.

Mehring beruft sich auf seinen Artikel über „Die Geschichte eines Schlagwortes", in dem er nachwies, daß das Wort von der einen reaktionären Masse nicht in dieser Form von Lassalle geprägt wurde. Das ist richtig.

Indes gar so groß war der Marxsche Irrtum nicht. Mehring schrieb damals darüber:

Wer das Wort, sei es auch nur dem Sinne nach, in Lassalles Briefen und Schriften suchen wollte, würde sich eine ganz vergebliche Mühe machen.... Trotz alledem hat es in gewissem Sinne seine Richtigkeit mit der angeblichen Urheberschaft Lassalles an jenem Schlagwort, und der Irrtum von Marx ist sehr erklärlich, wenn man erwägt, daß in den siebziger Jahren die spezifischen Lassalleaner selbst, wenn sie die „eine reaktionäre Masse" ausspielten, sich stets auf Lassalle berufen hatten.

Mehring teilt dann mit, daß der damalige „Sozialdemokrat" bei der ersten Wiederkehr von Lassalles Todestag das Konzept einer Rede veröffentlichte, die Lassalle vor den Berliner Arbeitern gehalten hatte, und zitiert einen längeren Passus daraus, der mit den Worten endet:

Ihren, der Reaktionäre und der Fortschrittler gemeinsamen Feind, der bereits vor den Toren stehe, den sie also gemeinsam abwehren müßten, nennt mich Graf Wartensleben. Vor mir also verschwinden die Unterschiede und Gegensätze, welche sonst die reaktionäre Partei und die Fortschrittspartei trennen. *Vor mir also sinken sie, trotz dieser Unterschiede, zu einer gemeinsamen reaktionaren Partei zusammen.*

Man sieht, der Irrtum, den Marx in bezug auf das Lassallesche Zitat beging, war sehr unerheblich. Von einer Ungerechtigkeit kann dabei keine Rede sein.

Aber lag diese Ungerechtigkeit nicht in der folgenden Behauptung, Lassalle habe in bewußtem Gegensatz zum Kommunistischen Manifest die Liberalen mit den Reaktionären deshalb in einen Topf geworfen, um seine „Allianz mit den absolutistischen und feudalen Gegnern wider die Bourgeoisie zu beschönigen"? Wie steht es damit?

Lassalle hatte sich im Beginn seiner Agitation gegen die Fortschrittler gewendet, weil sie den Kampf gegen die Regierung nicht energisch genug führten. Aber je heißer der Kampf zwischen ihm und der bürgerlichen Opposition entbrannte, je länger dabei die „positiven" Erfolge, die er brauchte, ausblieben, desto mehr fühlte er sich gedrängt, nach neuen Faktoren auszu-

blicken, die ihm zu raschen praktischen Erfolgen verhelfen könnten. Und so wurde aus einer Bewegung, die den Kampf gegen die Regierung noch energischer als die bürgerliche Opposition führen wollte, unvermerkt eine Bewegung, die sich weit energischer gegen die bürgerliche Opposition als gegen die Regierung wendete, ja an dieser eine Reihe guter Seiten entdeckte. Im Herbst 1863 begann Lassalles „taktische Wendung".

Er trat mit Bismarck in Verbindung. Ihre Besprechungen führten wohl zu keinen Abmachungen. Aber die Agitation Lassalles bestrebte sich immer mehr, auf die Regierung Eindruck zu machen in dem Sinne, daß sie ihr zeigte, er sei eine Macht, mit der zu verhandeln und deren Unterstützung durch Konzessionen zu gewinnen sich lohne, und andererseits den Arbeitern Zutrauen zum Entgegenkommen der Regierung einzuflößen.

Mehring selbst wendet sich in seiner Parteigeschichte kritisch gegen

Lassalles Appell an die „Allergebildetsten und Allerintelligentesten", die in ihrem Hader mit der Bourgeoisie die Berufung auf das Volk als einen „Ausweg von der höchsten historischen Weihe" erkennen würden, oder Lassalles Appell an das Königtum, das noch „aus seinem ursprünglichen Teig geknetet" dastehe, auf den Knauf des Schwertes gestützt,

und Mehring kommt zum Schlusse:

In seinen Verhandlungen mit Bismarck betrat Lassalle einen falschen Weg, auf den ihn ein Übermaß persönlichen Selbstvertrauens und eine ideologische Unterschätzung des Gewichtes verlockte, das moderne Klassenkämpfe in sich selbst tragen. Gewiß wußte Lassalle gegenüber der Reaktion vollkommen freie Hand zu behalten, und immer durfte er sich sagen, daß er mit ihr spiele und sie nicht mit ihm. Aber der Versuch, mit List in eine Festung zu drängen, die mit Gewalt noch nicht zu erobern war, hat ihn doch zu manchem mißverständlichen Worte verleitet (2. Aufl., III, S. 123, 124, 125).

Weiter schreibt Mehring:

Lassalle ließ sich leider dazu hinreißen, an die revolutionäre Gesinnung der rheinischen Arbeiter eine sehr unbillige Zumutung zu stellen. Zwei Solinger Schleifer namens Moll und ein Elberfelder Arbeiter namens Lotz wurden im Frühjahr zu viermonatiger Gefängnisstrafe verurteilt, weil angeblich sie die Messerstiche ausgeteilt haben sollten, durch die einige fortschrittliche Spektakelmacher bei Lassalles Heerschaurede in Solingen verwundet worden waren. Lassalle schlug nun vor, die Verurteilten sollten ein durch eine große Arbeiteradresse unterstütztes Gnadengesuch an den König richten. Indessen die wackeren Männer weigerten sich entschieden. Sie meinten, selbst wenn sie vier Jahre sitzen sollten, würde es doch ihren Gesinnungen widerstreiten, dem König verpflichtet zu werden, und ihre Kameraden stimmten ihnen bei. Lassalle mußte sich mit einem rückhaltlosen Nein bescheiden, und er nahm es wenigstens mit dem ehrlichen Bekenntnis hin, daß es ihn mit Stolz erfüllen müsse, an der Spitze solcher Männer zu stehen. Kuriert war er freilich noch immer nicht ganz und holte sich einen zweiten Korb mit dem Vorschlag, eine Beschwerdeadresse ohne Gnadengesuch ins Werk zu setzen (a. a. O., S. 150).

Und nun gar die Ronsdorfer Rede! Mehring faßt sie in seiner Parteigeschichte günstiger auf, als nach meiner Meinung durch die Tatsachen begründet ist. Wenn Lassalle ein paar nichtssagende Redensarten des Königs den Arbeitern als feierliche Versprechungen vorführte und „den König zum Schwurzeugen für die sozialdemokratischen Grundsätze machte", so betrachtet das Mehring „als Hohn, womit Lassalle dem Königtum begegnete", und

über den sich höchstens „dieser oder jener zurückgebliebene Arbeiter täuschen konnte", nicht aber die Masse der Arbeiter. Als Beweis für den Hohn dient Mehring aber nur die Mitteilung von Augenzeugen, Lassalle habe das Blatt, auf dem die königliche Antwort verzeichnet war, „höchst unzeremoniös behandelt".

Wenn Lassalle wirklich diesen Eindruck hervorrufen wollte, dann mußte er jene „unzeremoniöse Behandlung" auch in der gedruckten Rede irgendwie andeuten. Sie sollte doch nicht bloß auf die Zuhörer Eindruck machen. Und gerade die gedruckte Ausgabe dieser Rede ist reich an Zwischenbemerkungen über das Verhalten Lassalles und seiner Zuhörer. Nirgends aber auch nur eine Andeutung davon, daß sein Hinweis auf den König höhnisch gemeint sei. Im Gegenteil, alles zeugt von dem eifrigsten Bestreben Lassalles, daß seine Hörer die königliche Demagogie höchst ernsthaft nahmen.

Lassalle begann die Auseinandersetzung darüber mit den Worten:

Durch diese große geistige Gesamtbewegung, die wir so in der Nation hervorgebracht haben, ist es gekommen, daß die Resultate unserer Agitation und die Überzeugung von der Wahrheit unserer Lehren und der Zeitgemäßheit unserer Forderungen bereits in die allermaßgebendsten und höchstgestellten Kreise gedrungen sind und daselbst bereits die allerwichtigsten Wirkungen zutage gefördert haben. Hierfür will ich euch jetzt einen offiziellen Beweis von einem ganz unvergleichlichen Gewicht vorlegen, für den ich eure ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme.

Lassalle berichtet dann über die Audienz, die eine Weberdeputation beim König gehabt, über das Versprechen, das dieser ihr gegeben, ihre Not durch gesetzliche Maßregeln zu lindern, und zog daraus die weitestgehenden Schlüsse:

Der König hat, die Wahrheit unserer Lehren und die Gerechtigkeit unserer Forderungen anerkennend, eine Regelung der Arbeiterfrage und Abhilfe der Arbeiternot versprochen, wie wir dies in unseren Schriften begehrt haben.

Aber, fügte er hinzu, eine Fortschrittskammer würde die dazu nötigen Gelder nie bewilligen. Das Versprechen des Königs berge also auch in sich das Versprechen, das Dreiklassenwahlrecht durch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu ersetzen.

Hierzu bemerkt der von Lassalle selbst herausgegebene Bericht:

Die Versammlung, welche diesem ganzen letzten Teil der Rede in einer unglaublichen Spannung, so daß man fast jeden Atemzug vernehmen konnte, zugehört hatte, bricht hier in einen nicht zu beschreibenden Jubel aus. Mehreremal werden die Versuche des Redners, wieder das Wort zu ergreifen, durch immer wieder von neuem ausbrechende Beifallsbezeugungen vereitelt, und er mußte der Versammlung einige Minuten Zeit gönnen, um ihre Aufregung zu bemeistern.

Im Bericht über die Rede selbst heißt es dann weiter:

Welcher Verein, frage ich, kann, seitdem die Welt besteht, solche Erfolge als Resultate eines Jahres aufweisen?

Die Arbeiter, das Volk, die Gelehrten, die Bischöfe, den König haben wir gezwungen, Zeugnis abzulegen für die Wahrheit unserer Grundsätze!

Diese Worte reden wohl deutlicher als eine einzelne Geste, die irgendein Zuschauer bemerkt haben wollte. War Lassalles Berufung auf den König

höhnisch gemeint, dann tat er es in einer Weise, die nicht bloß „diesen oder jenen zurückgebliebenen Arbeiter" täuschte, sondern bisher so ziemlich jeden Leser der Ronsdorfer Rede.

Wie wenig es ihm darum zu tun war, den König zu höhnen, beweist schon der Umstand, daß er ihn in gleichem Atem nennt mit den „Gelehrten und Bischöfen", die er auch gezwungen habe, „Zeugnis abzulegen für die Wahrheit unserer Grundsätze". Daß die Berufung auf den Bischof nicht höhnisch, sondern sehr ernst gemeint war, gibt Mehring selbst zu, und auch ihm geht sie über die Hutschnur. Er sagt darüber:

Mit gutem Fug ist Lassalle von jeher zum Vorwurf gemacht worden, daß er den Bischof von Mainz zum Paradegaul gegen die fortschrittlichen Manchesterleute aufzäumte, den „Fürsten der Kirche", der „am Rhein fast für einen Heiligen gelte", der sich „seit langen Jahren mit gelehrten Forschungen abgegeben" habe und der sich „nun in seinem Gewissen gedrungen" fühle, das Wort in der Arbeiterfrage zu ergreifen. Wenn der Bischof Ketteler in einem unbedeutenden Schriftchen das eherne Lohngesetz anerkannte, um die liberale Bourgeoisie zu ärgern, und den göttlichen Ursprung des Eigentums behauptete, um den Emanzipationskampf des Proletariats niederzuschlagen, so trieb er eine pfäffische Demagogie, die einen Schulze-Delitzsch „fast als Heiligen" erscheinen lassen konnte. Gerade vor rheinischen Arbeitern, deren so viele noch im Geisteszwang des Ultramontanismus lebten, hätte Lassalle besser daran getan, diesem Wolfe den Schafspelz abzuziehen, statt ihn als eine fragwürdige Autorität gegen den Kapitalismus auszuspielen (a. a. O., S. 155, 156).

Sehr richtig! Aber was für den Bischof Ketteler gilt, findet in gleichem Maße Anwendung auf Bismarck und Wilhelm I.

Hatten Marx und Engels nicht vollauf recht, sich gegen eine derartige Politik zu wenden, die darauf hinauslief, die Arbeiter glauben zu machen, ihre einzigen Feinde seien die Fortschrittler, und die „absolutistischen und feudalen Gegner" seien warme Freunde des Proletariats?

Wir lehnen heute mit Recht alle Versuche von Hofgängerei ab, und doch hat sich keiner unserer Hofgänger und Vernunftmonarchisten so sehr zugunsten von König und Kirche geäußert wie in seinen letzten Zeiten Lassalle. Wer heute der Hofgängerei zu Leibe geht, hätte kein Recht, sich darüber zu entrüsten, wenn Marx und Engels auf das energischste gegen Lassalles hier erwähnte Kundgebungen zu Felde gezogen wären.

Aber sie haben das gar nicht einmal getan! Immer und immer muß darauf hingewiesen werden, daß sie zu Lassalles Politik *schwiegen*, trotzdem sie vollauf berechtigt gewesen wären, gegen sie zu protestieren. Und Marx hätte sich vielleicht auch nicht 1875 in einem vertrauten Briefe an seine Parteifreunde in Deutschland so schroff darüber geäußert, wenn nicht jene Keime, die Lassalle widerwillig, in einer Zwangslage, gesät, von seinen Nachfolgern, namentlich von J. B. v. Schweitzer, in voller Freiheit fortentwickelt worden wären zu einer Politik, die sich schließlich nur durch abgefeimte Zweideutigkeit zu behaupten vermochte und die die selbständige Arbeiterbewegung Deutschlands eine Zeitlang in die schlimmsten Wirrnisse versetzte.

Das Schibboleth dieser Politik, die Regierung und Junker möglichst schonte und alle Kraft gegen die bürgerliche Opposition richtete, wurde das Wort von der reaktionären Masse.

Angesichts alles dessen ist es schwer zu verstehen, wie man sich über das Urteil, das der Kämpfer Marx in einem Zeitpunkt fällte, wo noch der Nachhall scharfer Kämpfe in ihm nachzitterte, so sehr zu entrüsten vermag.

Sicher, der Historiker wird keine so schroffen Worte brauchen wie der Kämpfer. Aber unter den Kämpfern von heute möge derjenige auf unsere Vorkämpfer vor fünfzig und dreißig Jahren den ersten Stein werfen, der selbst nie ein scharfes Wort der Kritik während einer Parteipolemik in vertrauter Zwiesprache mit einem Freunde gebraucht hat.

4. Die Renaissance des Lassalleanismus.

Trotz alledem braucht die Erinnerung an Lassalles Irrtümer unsere Hochachtung für ihn nicht zu beeinträchtigen. Ich habe erst kürzlich hier in einem Artikel über „Lassalles historische Leistung" dargetan, was wir ihm verdanken, und brauche das dort Gesagte nicht zu wiederholen.

Aber das Große, das er für uns geleistet, schließt keineswegs aus, daß er noch Größeres hätte leisten können, wenn er seine Agitation, statt ohne Marx und Engels, ja im Gegensatz zu ihnen, im Einvernehmen mit ihnen unternommen hätte. Alle schwachen Punkte des Lassalleanismus, die wir seitdem in langen inneren Kämpfen einen nach dem anderen überwunden haben, wären uns dann erspart geblieben, denn ihnen galt die Kritik, die Marx und Engels an ihm übten.

Die Anerkennung der Richtigkeit dieser Kritik braucht indes für uns keine Verkleinerung des Mannes, keine Verringerung seiner Leistung für uns zu bedeuten. Sie veranlaßt uns nur, die Größe dieser Leistung an richtiger Stelle zu suchen, nicht dort, wo er sich von Marx und Engels trennte.

Wie steht es nun mit der Renaissance des „scheinbar überwundenen" Lassalle, die Mehring verkündet? Man kann darunter verstehen, daß die Person Lassalles eine Zeitlang verkannt worden sei, jetzt aber wieder gerechter gewürdigt werde. Einer Renaissance in diesem Sinne bedarf indes Lassalle sicher nicht. Unsere Partei hat es nie an der ihm gebührenden Ehrung und Würdigung fehlen lassen. Die Kritik, die Marx an Lassalle übte, hat seiner Ehrung durch unsere Partei nicht die mindeste Einbuße gebracht. Es ist nicht wahr, daß sich Nebel um die Gestalt Lassalles gebildet hatten, die wieder zu zerstreuen sind.

Sollte es sich bei der Renaissance aber nicht um die Würdigung der historischen Verdienste Lassalles um das Werden unserer Partei, sondern um bestimmte Anschauungen Lassalles handeln, die jetzt angeblich wieder mehr in den Vordergrund treten, nachdem sie schon überwunden gewesen, so ist davon nicht das mindeste zu merken. Von alledem, was wir heute noch mit Lassalle gemein haben, ist uns nie etwas auch nur einen Moment verloren gegangen. Darin ist er nie auch nur scheinbar überwunden gewesen. Was wir aber im Laufe der Zeiten an Lassalleschen Anschauungen als irrtümlich oder veraltet erkannt haben, von alledem zeigt nichts die Tendenz, eine neue Auferstehung zu feiern.

So muß denn auch Mehring selbst zugeben, daß alles das, „was man als spezifischen Lassalleanismus zu betrachten gewohnt ist", für immer überwundene Dinge sind.

Da bleibt nur „die Erkenntnis" übrig, die Mehring in die Worte faßt:

daß eine nationale Arbeiterpartei zunächst an ihre Existenzbedingungen innerhalb der Nation gebunden ist, von der sie einen Teil bildet.

„In dieser Erkenntnis" soll Lassalle einer Renaissance entgegengehen. Das setzt voraus, daß es eine Erkenntnis ist, die unserer Partei verloren ging in dem Maße, in dem der Lassalleanismus durch den Marxismus überwunden wurde, daß hier ein Gegensatz zwischen Marx und Lassalle vorliege, und zwar einer, in dem dieser jenem überlegen war.

Nun muß wohl Mehring selbst zugeben, daß Marx und Engels die gleiche Erkenntnis besaßen, — aber, meint er, nur in der Theorie, nicht in der Praxis; da haben sie „die Schwierigkeiten nicht immer zu überwinden gewußt", da waren ihnen Lassalle und Schweitzer über.

Hier wird gegen Marx und Engels ein Vorwurf erhoben, wie ihn später die Revisionisten gegen die Marxisten erhoben — sie seien doktrinäre „Dogmenfanatiker", die es nicht verstehen, sich „den wechselnden Existenzbedingungen anzubequemen".

Diese Anschauung des Revisionismus erkennt Mehring jetzt auch ausdrücklich an. Er sagt:

Hier ist auch die Ursache zu suchen, weshalb der Revisionismus trotz aller vermeintlichen oder auch wirklichen Niederlagen zu so hohen Jahren kommt, wenn er auch nie zum Siege gelangen kann. Denn ohne prinzipielle Grundlage kann keine Arbeiterpartei bestehen, wenigstens auf die Dauer nicht.

Trotz dieser Verklausulierung heißt das nichts anderes, als daß die Stärke und Lebenskraft des Revisionismus in einer Erkenntnis liegt, die er mit Lassalle gemein hat und die jetzt einer „Renaissance entgegengeht". Wenn danach die Revisionisten Lust haben sollten, Mehring für sich in Anspruch zu nehmen, wären sie dazu vollauf berechtigt. Sie verwerfen ja nicht prinzipiell die prinzipielle Grundlage.

Worin soll aber jene Verkennung „der Existenzbedingungen der Arbeiterpartei innerhalb ihrer Nation" liegen, deren sich Marx und Engels Lassalle gegenüber schuldig machten? Mehring führt dafür folgendes an:

Laufenberg weist in fesselnder Weise nach, daß der spezifische Lassalleanismus nur das Maß der Erkenntnis darstellt, das der deutschen Arbeiterklasse auf dem damaligen Stande ihrer Entwicklung zugänglich war, daß Lassalle ihn den Massen nicht aufgedrängt, sondern ihn den Massen sozusagen abgelesen und ihn nur prinzipiell zu gestalten gewußt hat. Das haben Marx und Engels nie anerkennen wollen.

Was Laufenberg sicher in fesselnder Weise in seiner „Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg" zeigt, das ist die historische Bedingtheit von „Lassalles theoretischen Leistungen wie der von ihm geschaffenen Form der Organisation". Seine Ausführungen sind höchst scharfsinnig und beachtenswert, und mag man in dem einen oder anderen Punkte von ihm abweichen, darin hat er sicher recht, daß der „spezifische Lassalleanismus" in der ökonomischen Rückständigkeit Deutschlands seinen Grund hatte und aus ihr zu erklären ist. Sein Buch bietet uns darüber wertvolle Aufklärungen. Aber wird damit bewiesen, daß Marx und Engels unrecht hatten, wenn sie vom Standpunkt ihrer höheren Einsicht, die aus weiter fortgeschrittenen Zuständen geschöpft war, Kritik an Lassalles theoretischen Leistungen und der von ihm geschaffenen Form der Organisation übten?

Seit wann ist für uns der Satz außer Kraft gesetzt, daß eine Nation von der anderen lernen kann und soll, und wozu arbeiten wir theoretisch, wenn nicht zu dem Zwecke, uns über die Beschränktheit unserer augenblicklichen lokalen Existenzbedingungen zu erheben? Eine auf diese Weise gewonnene höhere Erkenntnis bedeutet nichts weniger als Blindheit für rückständige Existenzbedingungen, sie schärft vielmehr den Blick für ihr Verständnis; sie zeigt aber auch deren Vergänglichkeit und wird nie theoretische Leistungen und Organisationsformen schaffen, die bei fortschreitender Entwicklung bald in stärksten Widerspruch zu den neu auftauchenden „Existenzbedingungen" geraten müssen, wie das auch mit dem „spezifischen Lassalleanismus" der Fall war.

Was uns Mehring hier als „Anbequemen an die Existenzbedingungen" anpreist, das ist nichts als Augenblickspolitik. Eine solche Politik mag im Moment vorübergehend stärkere Erfolge haben als eine, die ihre Theorie und Praxis nicht bloß auf die bestehende Rückständigkeit, sondern auch auf die weitere Entwicklung einrichtet. Auf die Dauer wird nur eine Politik der letzteren Art, eine weitschauende Politik, die aus der Erkenntnis nicht bloß der weniger entwickelten, sondern auch der vorgeschrittensten Zustände geschöpft ist, siegreich vorwärtsschreiten können, ohne jeden Augenblick ihre Theorie und Praxis wechseln zu müssen.

Mehring übertreibt, wenn er sagt, der Lassalleanismus enthalte nur das, was Lassalle den unwissenden und rückständigen Massen seiner Zeit „abgelesen" habe. Seine Leistung bestehe nur darin, daß er es „prinzipiell zu gestalten gewußt hat". Damit tut er Lassalle unrecht. Dieser brachte den Massen eine Fülle neuer Erkenntnis, die er ihnen nicht abgelesen. Und gerade dadurch ist seine Agitation historisch so bedeutungsvoll geworden, hat sie Früchte getragen, die weit über den anfänglichen, sehr dürftigen Erfolg hinausgingen, der unter den kleinlichen Existenzbedingungen vor 1866 zu erreichen war.

Daß er seine Erkenntnis und die der deutschen Arbeiter, die ihm anhingen, über die Schranken der instinktmäßigen Anschauungen weit hinaushob, die den Massen Deutschlands durch die damaligen Existenzbedingungen gegeben waren, darin beruht seine Größe. Daß er es nicht in dem Grade vermochte wie Marx und Engels, darin braucht man keine Schuld zu sehen, sondern eher ein tragisches Verhängnis, auf jeden Fall war es ein Vorteil weder für ihn, der dadurch schließlich in eine höchst verzweifelte Position geriet, noch für unsere Partei.

Eine Renaissance des Lassalleanismus bleibt also nach wie vor unnötig. Das Große an Lassalle bedarf ihrer nicht, wie wir schon bemerkt. Wir sind uns dessen stets bewußt geblieben. Das aber, was Mehring neu beleben will, eine Taktik, die darauf verzichtet, den unter rückständigen Verhältnissen lebenden Massen neue Erkenntnisse „aufzudrängen", eine Taktik, die sich darauf beschränkt, solchen Massen ihre unzureichende Erkenntnis „abzulesen" und zur Richtschnur für uns zu machen, ist nicht „Lassalleanisch" und heute wie ehedem auf das entschiedenste abzulehnen.

Mit jener Art Renaissance des Lassalleanismus, die Mehring betreibt, soll aber nicht nur die Kritik getroffen werden, die Marx an Lassalle übte, sondern auch die Kritik, die Marx und Engels, Bebel und Liebknecht an Schweitzer übten. Auch dessen zweideutige Augenblickspolitik soll der

prinzipiellen Politik der Genannten überlegen und die einzig richtige gewesen sein.

Nun kann man sicher darüber streiten, ob Schweitzer ein bezahlter Söldling Bismarcks gewesen. Man kann auch seine Politik und den Anklang, den sie in Arbeiterkreisen fand, aus den „historischen Existenzbedingungen" der Partei erklären. Aber etwas anderes ist es, eine Politik zu *begreifen*, etwas anderes wieder, sie *für richtig zu erklären*.

Über die große Begabung Schweitzers ist kein Streit. Er hat unzweifelhaft vieles geschrieben und gesprochen, was wir als vollkommen richtig, ja als vortrefflich anerkennen müssen. Aber nicht das war es, was die Kritik und Ablehnung von Marx, Engels und Bebel hervorrief. Wogegen diese sich wendeten, das war seine Stimmungsmache für die preußische Regierung, war die Politik, die da vermeinte, Volksrechte gegen Kanonen eintauschen zu können. Eine Politik, deren Folge in einer Vermehrung des Zutrauens zur Regierung in den Arbeitern und einer Unterstützung der Demagogie Bismarcks bestand, der bis 1866 einer Stütze im Volke gegen die bürgerliche Opposition dringend bedurfte und zu diesem Zwecke, wie Schweitzer selbst einmal bemerkt, alle radikalen Renegaten um sich scharte, eine Bemerkung, die er in einer Weise macht, als bedeute sie ein ehrenvolles Zeugnis sowohl für die Renegaten wie für Bismarck.

Schweitzer wurde die stärkste Triebkraft dieser Art „Realpolitik", die zu überwinden es schwere Kämpfe kostete.

Aber nicht bloß dadurch stürzte Schweitzer die Partei in Irrungen und Wirrungen.

Einer seiner schlimmsten Fehler war sein Festhalten an der Diktatur. Wer nur im leisesten an ihr tippte, der galt ihm als ein Feind, der vernichtet werden mußte mit allen Mitteln. Neben den großen sachlichen Differenzen wurde das nicht nur eine Ursache von Spaltungen, sondern auch eine Ursache ständiger und stets wachsender Konflikte innerhalb Schweitzers eigener Richtung. So kam es, daß die deutsche Sozialdemokratie, die sonst ihren Vorkämpfern die rührendste Treue und Dankbarkeit bewahrt, diesen Mann in völlige Mißachtung versinken ließ. Mit seiner Entfernung aus der Partei war die erste Vorbedingung gegeben, Frieden und einträchtiges Zusammenwirken in der Partei herzustellen.

Jetzt arbeitet Mehring mit Macht an der Renaissance, der Wiedergeburt Schweitzers.

Sie führt sich ein mit neuem innerem Zwist. Ein vielversprechender Anfang.

Der Strafrechtsentwurf.

Von **Siegfried Weinberg.**

Noch niemals seit dem Falle des Sozialistengesetzes ist die normale Entwicklung der sozialistischen und gewerkschaftlichen Bewegung in Deutschland einem brutaleren, gefährlicheren Angriff ausgesetzt gewesen als durch die drohende Strafrechtsreform. Mehr und mehr zeigt es sich, daß das neue Strafrecht in erster Linie den Zweck verfolgt, Bülows politisches Testament, die Überwindung der modernen Arbeiterbewegung durch das gemeine Recht,

zu vollstrecken. Wenn nun auch dieses hehre Ziel unerreichbar ist, so ist doch das geplante Attentat ein so unerhörtes, so geeignet, den Vertrauensleuten der Arbeiterklasse die schwersten Wunden zu schlagen, daß die Arbeiterklasse allen Grund hat, mit gespanntester Aufmerksamkeit auf der Wacht zu liegen. Voraussichtlich wird der Kampf um die Strafrechtsreform in den nächsten Jahren unser politisches Leben, vielleicht auch die nächsten Reichstagswahlen beherrschen. Da ist es dringend erforderlich, daß unsere Parteigenossen sich schon jetzt mit den gesetzgeberischen Vorarbeiten und der Tragweite der geplanten Bestimmungen bekanntmachen.

In einigen früheren Aufsätzen habe ich über die jeweiligen Stadien des Strafrechtsentwurfes berichtet. In Nr. 20 des 28. Jahrganges (und ausführlicher in meiner bei J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart erschienenen Broschüre „Die Arbeiterklasse und der Strafgesetzentwurf") habe ich den offiziösen Strafgesetzentwurf zerpflückt, der von einer durch die Regierung berufenen Kommission hoher Justizbeamter ausgearbeitet und vom Reichsjustizamt veröffentlicht und der öffentlichen Kritik unterbreitet ist. In Nr. 12 des 30. Jahrganges befaßte ich mich mit dem sogenannten Gegenentwurf, der von einigen führenden liberalen Strafrechtsprofessoren diesem Regierungsentwurf gegenübergestellt worden ist und der sich bemühte, nicht nur durch wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes, sondern auch durch arbeiterfeindliche Vorschläge den offiziösen Entwurf zu übertreffen. Um Wiederholungen zu vermeiden, setze ich in folgendem den Inhalt jener Aufsätze als bekannt voraus.

Seitdem hat nun die Regierung eine Kommission zur Aufstellung eines Entwurfes zur Reform des Strafgesetzbuches einberufen, der, wie das so in Preußen-Deutschland landesüblich, kein Angehöriger der bei weitem größten Partei angehört. Vorsitzender dieser seit dem 4. April 1911 im Reichsjustizamt tagenden Kommission war bis Ende des Jahres 1912 Geheimrat Lucas, der Hauptverfasser des ersten Vorentwurfes der Regierung, seitdem Professor Dr. Kahl, der reaktionärste von den Verfassern des Gegenentwurfes. Aus diesen Tatsachen geht schon zur Genüge hervor, nach welcher Richtung sich die Arbeiten der Kommission bewegt haben.

Diese Kommission hat in mehr als 200 Sitzungen bis zum Anfang Februar dieses Jahres die erste Lesung beendet. Protokolle über die Verhandlungen und eine offizielle Zusammenstellung der Ergebnisse liegen zwar nicht vor, doch ist von den Vorsitzenden der Kommission in der Deutschen Juristenzeitung so eingehend fortlaufend Bericht erstattet worden, daß an der Hand dieser Berichte eine kurze Würdigung der Kommissionsarbeit bereits jetzt möglich ist. Da nach den offiziösen Verlautbarungen die zweite Lesung sehr schnell beendet werden soll, ist nicht anzunehmen, daß sich das endgültige Produkt der Kommission sehr wesentlich von dem Resultat der ersten Lesung unterscheiden wird.

Ihren Beratungen hat die Kommission den ersten Regierungsentwurf zugrunde gelegt, und zwar nicht bloß bei der formalen Gestaltung des neuen Strafgesetzbuchs, sondern auch inhaltlich. Insbesondere wurden alle jene Vorschläge, die den ersten Regierungsentwurf zu einem politischen Ausnahmegesetz gestempelt haben, so gut wie vollzählig von der Kommission gebilligt und durch eigene reaktionäre Zutaten, die teilweise dem Professorenentwurf entnommen sind, harmonisch ergänzt. Die in den bisherigen

Entwürfen enthaltenen Verbesserungen des geltenden Rechtes sind hingegen zum großen Teil ausgemerzt. Eine kurze Übersicht in der Reihenfolge der vorgeschlagenen Paragraphen mag dies dartun. Es darf als wahrscheinlich angenommen werden, daß bei der endgültigen Veröffentlichung der Kommissionsarbeiten noch einige weitere Schönheiten des Entwurfes zum Vorschein kommen werden, die aus den jetzigen vorläufigen Veröffentlichungen noch nicht ersichtlich sind. Die im folgenden gegebene Blütenlese beschränkt sich im wesentlichen auf die politisch bedeutsamen Bestimmungen.

Was zunächst den Allgemeinen Teil betrifft, so ist die Todesstrafe, wie nicht anders zu erwarten, beibehalten worden, trotz aller entgegenstehenden durchschlagenden Gründe der Ethik und der modernen Kriminalpolitik. Der unglaubliche Vorschlag des Vorentwurfes, aus verstockten Sündern durch Hungerkuren und hartes Lager brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen, wird trotz aller Proteste einsichtiger Kriminalisten beibehalten, wenngleich durch eine andere Formulierung Sorge dafür getragen zu sein scheint, daß diese Bestimmungen nicht auch auf politische Sünder, sondern nur auf Gewalttätigkeitsverbrecher Anwendung finden. Dafür sollen diese Strafverschärfungen im Gegensatz zu den Vorschlägen des Vorentwurfes auch gegenüber Jugendlichen angewandt werden! Ein Beitrag zur staatlichen Jugendfürsorge!

Bei Handlungen, die „auf Gewinnsucht beruhen", ließ schon der Vorentwurf die Verhängung einer Geldstrafe von 10 000 Mark neben der Freiheitsstrafe zu. Die Kommission hat den Höchstbetrag der Geldnebenstrafe auf 50 000 Mark erhöht, einer Anregung der „liberalen" Strafrechtswissenschaft Folge leistend. Daß eine Rechtsprechung, die harmlose Streikfünder zu Erpressern stempelt, Streikdelikte als auf Gewinnsucht beruhend beurteilen wird, dürfte geradezu selbstverständlich sein. Daneben ist die Bestimmung, daß bei allen Delikten dem Verletzten im Strafverfahren — also ohne die Garantien des Zivilprozesses — ein Schadenersatz bis 20 000 Mark zugebilligt werden kann, aufrechterhalten. Es wird ein lukratives Geschäft werden, sich von sozialdemokratischen Zeitungen „beleidigen" oder von Streikführern „bedrohen" zu lassen! Im Zivilprozeß würde das Zeugnis des angeblich Geschädigten ausscheiden, während es im Strafverfahren zur Stützung eines Schadenersatzanspruchs genügen würde.

Die schöne Sitte, daß der Vorbestrafte wie ein wildes Tier von Ort zu Ort gehetzt werden kann, hat die Kommission „nach sehr eingehender Erwägung" gebilligt.

Die Strafmündigkeit soll ebenso wie nach dem Vorentwurf mit 14 Jahren (jetzt schon mit 12 Jahren!) beginnen, statt mit 16 Jahren, wie zu fordern wäre. Beibehalten ist im Unterschied vom Vorentwurf die Bestimmung des geltenden Rechtes, wonach ein noch nicht 18 Jahre alter Angeklagter, der bei Begehung der Straftat nicht die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche geistige Reife besessen hat, freizusprechen ist (sogenannte relative Strafmündigkeit). Als Kompensation für diese Verbesserung an dem Vorentwurf wird eine andere Bestimmung, die als großer Fortschritt von den Lobrednern des Vorentwurfes angepriesen wurde, und die eine selbstverständliche Forderung jeder gesunden Kriminalpolitik ist, über Bord geworfen. Nach den Kommissionsbeschlüssen soll nämlich die von dem Vorentwurf geforderte Unterbringung aller jugendlichen

Gefangenen in besonderen Jugendgefängnissen beseitigt und es sollen die Jugendlichen damit der erzieherischen Beeinflussung durch die „schweren Jungen" wieder preisgegeben werden.

Beseitigt ist gleichfalls der von dem Vorentwurf unter allseitiger Zustimmung vorgeschlagene — selbstverständlich erscheinende — allgemeine Zwang zur Anrechnung der erlittenen Untersuchungshaft auf die erkannte Strafe. Auch in Zukunft soll also die allen Grundsätzen der Logik und der Gerechtigkeit widersprechende Möglichkeit bestehen bleiben, die Untersuchungshaft als besondere Strafe neben der Urteilsstrafe erleiden zu lassen.

In der Frage der Strafzumessung ist die Kommission im allgemeinen den Vorschlägen der Verfasser des Regierungsentwurfes gefolgt, so daß das früher von mir zur Kritik jenes Entwurfes Ausgeführte auch hier gilt. Insbesondere die allgemeine Berücksichtigung des Rückfalls und der Gewerbs- und Gewohnheitsmäßigkeit bei allen — also auch politischen — Straftaten, die bis zur lebenslänglichen Einsperrung des Sünders gehen kann, ist politisch sehr bedenklich. Dem geltenden Rechte sind derartige Bestimmungen fremd.

Einen recht charakteristischen Beschluß hat die Kommission noch am Schlusse ihrer Beratung des Allgemeinen Teils gefaßt. Nach dem Vorentwurf war bei konkurrierender Androhung von Zuchthaus und Haftstrafe auf Haft zu erkennen, wenn die Tat nicht auf ehrloser Gesinnung beruht. Diese Bestimmung würde zwar ebensowenig die Verurteilung politischer „Verbrecher" zu Zuchthausstrafe völlig verhüten können, wie beispielsweise die ähnliche Bestimmung des geltenden Rechtes vor einigen Jahren den Anarchisten und „Hochverräter" Österreich vor dem Zuchthaus bewahrt hat. Dennoch ist es geradezu ein Skandal, daß die Kommission vorgeschlagen hat, daß auf eine zugelassene Einschließungsstrafe (die an Stelle der Haft getreten ist) nur dann zu erkennen ist, „falls die Tat weder auf ehrloser noch sonst auf verwerflicher Gesinnung (!) beruht". Dieser Beschluß entsprang, wie besonders hervorgehoben wird, dem Wunsche, „die neue custodia honesta (ehrenvolle Haft) von solchen Elementen freizuhalten, welche nach der in ihrer Tat hervortretenden Gesinnung die Vergünstigung nicht verdienen, die in dieser Strafart liegt". Da jede sozialistische, antimilitaristische usw. Gesinnung selbstverständlich unseren Richtern verwerflich erscheint, können in Zukunft sozialdemokratische Hochverräter nicht mehr, wie bisher zum Beispiel der alte und der junge Liebknecht, Bebel usw., ihr ruchloses Tun mit bloßer Ehrenhaft büßen!

Zeigt schon die Behandlung des Allgemeinen Teils in der Strafrechtskommission, was die Arbeiterbewegung von der neuen Strafrechtsreform zu erwarten hat, so tritt doch der reaktionäre Geist der Kommission noch viel eindringlicher bei der Gestaltung des Besonderen Teils hervor. Soweit nicht im nachstehenden Abweichendes vermerkt ist, hat die Kommission diejenigen Vorschläge des Vorentwurfes, die in meinem bereits erwähnten Aufsatz im 28. Jahrgang der „Neuen Zeit" als Ausnahmegesetze gegen den politischen und gewerkschaftlichen Kampf der Arbeiterklasse gebrandmarkt sind, sich zu eigen gemacht. Hier seien daher nur einige wichtige Abänderungen, die beschlossen wurden, notiert.

Geblieben sind die unseren Reaktionären so erwünschten Strafandrohungen gegen die verschiedenen unbequemen „Aufreizungen", mit dem

Unterschied, daß an Stelle des Erfordernisses des „Aufreizens" dasjenige des „Anreizens" gesetzt ist. Da der Begriff des „Anreizens" von unseren Buchstabentüftlern sicherlich als weitergehend angesehen wird als der des „Aufreizens", der einen intensiveren Reiz erfordert, liegt in dieser Abänderung eine Verschlimmerung des Vorentwurfes. Schwerste Strafe dem, der zum Hochverrat, zum Ungehorsam gegen Gesetze oder zur Begehung strafbarer Handlungen „anreizt"! Nach der Begründung zum Vorentwurf (S. 428) ist unter einer solchen Anreizung die „Erzeugung einer einem solchen (verpönten) Entschluß günstigen Gesinnung und Stimmung" zu verstehen! Gegen die „geschicktesten und gefährlichsten Volksaufwiegler" sind jene Vorschläge gerichtet, die nach der wehleidigen Klage der Verfasser des Vorentwurfes so ruchlos sind, sich durch Vermeidung der Aufforderung zu strafbaren Handlungen und sonstiger Straftaten der Bekanntschaft mit den schwedischen Gardinen zu entziehen. Durch teilweise Ausschaltung des Erfordernisses der Gefährdung der öffentlichen Ordnung und durch teilweise Erhöhung der ohnehin schon drakonischen Strafen ist der Kommission das schwere, fast unmöglich erscheinende Werk gelungen, diese Ausgeburten politischer Verfolgungssucht, als die sich die Vorschläge des Vorentwurfes darstellen, noch zu verschlimmern. Selbstverständlich soll auch die im Vorentwurf vorgeschlagene charakteristische Strafandrohung gegen die Verherrlichung von (zum Beispiel politischen) Verbrechen bestehen bleiben.

Als charakteristisch für die Stimmungen, denen der Vorentwurf sein Dasein verdankt, habe ich bereits früher auf die Angst vor dem Antimilitarismus hingewiesen. Diese Angst hat sich anscheinend noch gesteigert, denn die Kommission schlägt weitere Verschärfungen der gegen die Antimilitaristen gerichteten Strafdrohungen vor. Auch die Bestrafungen der Religionsvergehen werden über die Vorschläge des Vorentwurfes hinaus verschärft.

Die bereits im Vorentwurf enthaltene Lex Eulenburg wird noch dadurch ihrem reaktionären Zwecke entsprechend ergänzt, daß eine Beweisaufnahme über die enthüllten „Verhältnisse des Privatlebens" nur auf Antrag des Verletzten zulässig ist, trotzdem doch selbst nach den Vorschlägen der Entwürfe dieser Wahrheitsbeweis für das Strafmaß von größter Bedeutung ist.

Eine scheinbare Konzession an die ständige Kritik gegen die einschränkende Auslegung des Begriffs der Wahrnehmung berechtigter Interessen als Strafmilderungsgrund bei Beleidigungen enthält ein weiterer Abänderungsvorschlag der Kommission. Hiernach wird der Täter auch dann für straflos erklärt, „wenn er zur Wahrnehmung eines ihn nicht nahe angehenden öffentlichen Interesses gehandelt und sich dabei nachweislich in entschuldbarem guten Glauben an die Wahrheit der Behauptung oder Mitteilung befunden hat". Entwertet wird jedoch diese Verbesserung gegenüber der bisherigen Praxis, die nur die Wahrnehmung den Täter nahe angehender Interessen berücksichtigt, dadurch, daß die Strafloſigkeit fortfallen soll, wenn nach der Ansicht des Gerichtes „die beleidigende Kundgebung zur Erreichung des verfolgten berechtigten Zweckes offenbar ungeeignet oder unnötig war".

Die skandalöse Ausgestaltung, welche die Bedrohungs- und Nötigungsparagraphen in dem Vorentwurf gefunden haben, ist von der Kommission

nur unwesentlich abgeändert. Der gegen „gemeingefährliche Drohungen" gerichtete Vorschlag des § 134 des Vorentwurfes hat durch das Erfordernis der Bedrohung mit einem Verbrechen oder Vergehen eine präzisere Fassung erhalten.

Der heißersehnte Raub, den die §§ 184, 185 des Vorentwurfes an dem Koalitionsrecht der Arbeiter der öffentlichen Betriebe zu vollziehen suchten, wird durch die Kommission noch verschlimmert. Auch der Versuch eines Streiks dieser Arbeiter wird für strafbar erklärt, der Kreis der betroffenen Arbeiter wird erweitert und die Strafen werden teilweise noch erhöht.

Von politisch bedeutsamen Bestimmungen sei noch erwähnt, daß die Kommission die Strafbarkeit des wirtschaftlichen Verrufs infolge Ausübung des Wahlrechts vorschlägt. Da ein Schutz der Arbeiter und Angestellten gegen Entlassung aus gleichem Grunde nicht gegeben wird, ist anzunehmen, daß mit jenem Vorschlag weniger ein Schutz gegen den wirklichen Wahlterrorismus der Agrarier als gegen den angeblichen der Sozialdemokraten bezweckt wird.

Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, daß die unglückselige Strafdrohung gegen „ungebührliche Belästigungen" des Publikums (zum Beispiel durch Streikposten) sich aus dem Vorentwurf in die Kommissionsbeschlüsse hinübergerettet hat.

Vorstehende Übersicht mag genügen, um darzutun, welch volksfeindliches Gebräu dem deutschen Volke als Strafrechtsreform vorgesetzt werden soll. Dagegen erscheint unser geltendes reaktionäres, veraltetes Strafrecht fast als ein Dokument politischer Freiheit! Sache unserer Genossen ist es, den Verfertigern des neuen Strafrechts schon jetzt bei ihrer Arbeit sorgsam auf die reaktionären Finger zu sehen, damit die arbeitende Klasse sich nicht eines Tages einem politischen Ausnahmerecht ausgeliefert sieht, wie es schlimmer kaum je ersonnen worden ist.

Die Entwicklung des Arbeitsmarktes im Jahre 1912.

Von **Paul Barthel.**

Da die ständige sorgfältige Beobachtung des Arbeitsmarktes für die gesamte Arbeiterschaft äußerst wichtig und speziell für die Gewerkschaften eine unerläßliche Voraussetzung zur Entfaltung einer erfolgreichen Tätigkeit ist, widmet die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands der Bewegung und Entwicklung des deutschen Arbeitsmarktes ununterbrochen ihre Aufmerksamkeit. Alles einschlägige Material wird gesammelt, um dann von Jahr zu Jahr zweckentsprechend verarbeitet und in übersichtlicher Form in den statistischen Beilagen zum „Korrespondenzblatt" der Generalkommission veröffentlicht zu werden. Die Statistik über den deutschen Arbeitsmarkt im Jahre 1912 ist unlängst als Nr. 3 der statistischen Beilagen des „Korrespondenzblatts" herausgegeben worden. Sie soll gleich ihrer Vorgängerin auch an dieser Stelle in ihren wichtigsten Ergebnissen ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt werden.[1]

Die Statistik für 1912 lehrt zwar, daß das vergangene Jahr noch ganz im Zeichen gewerblicher Hochkonjunktur stand. Aber sie enthält auch bereits eine ganze Reihe deutlicher Anzeichen, die darauf hindeuten, daß der im Jahre

[1] Vergl. Neue Zeit, XXX, 2, S. 626.

1911 erreichte höchste Stand der gegenwärtigen Prosperitätsperiode bereits überschritten wurde und daß sich die Konjunktur im Jahre 1912 wieder auf absteigender Linie bewegt. Wenn auch die Anzeichen noch nicht stark ins Auge fallen, so sind sie doch vorhanden. Es ist allerdings möglich, daß das schwache Abflauen des Arbeitsmarktes hauptsächlich auf den Balkankrieg zurückzuführen war, der, wie es in der Statistik der Generalkommission zutreffend heißt, „im vierten Quartal zu einer erheblichen Ermattung des Börsengeschäftes und zu Schwierigkeiten am Geldmarkt führte", die zweifellos auch auf die gewerbliche Produktion und auf den Beschäftigungsgrad nicht ganz ohne Einfluß geblieben sind. Ob sich nach dem Friedensschluß und der daraus folgenden ruhigeren Gestaltung der politischen Lage auch die wirtschaftliche Entwicklung wieder günstiger gestaltet oder wenigstens noch eine Zeitlang auf der im Jahre 1911 erreichten Höhe bleibt, muß sich im Laufe dieses Jahres zeigen. Es kann aber heute schon gesagt werden, daß die monatlichen Veröffentlichungen des „Reichsarbeitsblattes" über die Bewegung des Arbeitsmarktes zu großen Hoffnungen nach dieser Richtung hin nicht berechtigen.

Daß im Jahre 1912 gegenüber dem Jahre 1911 wieder ein schwaches Abflauen der Konjunktur und des Arbeitsmarktes zu beobachten ist, das ergibt sich zunächst aus einer in die Statistik der Generalkommission übernommenen Zusammenstellung der Monatsschrift „Der Arbeitsmarkt", nach der im Durchschnitt der Jahre 1900 bis 1912 auf je 100 offene Stellen die folgenden Zahlen von Arbeitsuchenden kamen:

1900	122,6	1907	117,9
1901	164,3	1908	159,6
1902	177,3	1909	149,1
1903	147,4	1910	131,8
1904	128,8	1911	121,1
1905	119,9	1912	122,4
1906	110,6		

Das plötzliche Steigen der Andrangziffer in den Jahren 1901/02 und 1908 ist auf den Konjunkturssturz zurückzuführen, der in diesen Jahren das Wirtschaftsleben schwer erschütterte. Die seit 1908 zu beobachtende Abnahme des Andranges entspricht der langsamen Erholung des gesamten Wirtschaftslebens, die in den letzten Jahren eingetreten ist. Im Jahre 1912 wurde die Abnahme des Andranges zum ersten Male wieder durch eine geringe Steigerung abgelöst, die zwar zweifellos nicht auf einer derartigen fundamentalen Änderung der Konjunkturtendenz wie in den Jahren 1901/02 und 1908 beruhen dürfte, die aber doch wohl hauptsächlich auf die eingangs erwähnten Ursachen zurückzuführen ist. Daneben wird in der Statistik der Generalkommission die Steigerung noch aus einer Vermehrung des Angebots am städtischen Arbeitsmarkt durch den stärkeren Zustrom ländlicher Arbeitskräfte erklärt, der wieder in der teilweise schlechten Ernte des Jahres 1911, in der Verminderung der inländischen Viehbestände infolge von Viehseuchen und Futtermangel, in der Ende 1911 einsetzenden Lebensmittelteuerung und in der mit allen diesen Umständen verbundenen Abnahme des Bedarfes an landwirtschaftlichen Arbeitskräften seine Erklärung findet. Obwohl die Nachfrage nach Arbeitskräften in erfreulichem Maße gestiegen sei, habe sie doch die Vermehrung des Angebots am städtischen Arbeitsmarkt nicht vollständig ausgleichen können, woraus sich dann die geringe Erhöhung der Andrangziffer ergebe.

Durch die Mitgliederbewegung in den Krankenkassen, soweit sie an die Berichterstattung des „Reichsarbeitsblatts" angeschlossen sind, wird auch diese Annahme bestätigt. Diese Mitgliederbewegung läßt ein Abflauen der Konjunktur und des Arbeitsmarktes noch nicht erkennen. Im Gegenteil: ein Vergleich der Ziffern vom Jahre 1911 mit denen vom Jahre 1912 lehrt, daß die be-

richtenden Kassen in jedem Monat 1912 mehr Mitglieder hatten als im entsprechenden Monat 1911, was natürlich einer Steigerung der Zahl der beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen im Jahre 1912 gleichkommt. Ein Bild dieser Steigerung von Monat zu Monat gibt folgende Tabelle:

Monat	Zahl der Beschäftigten		1912 waren mehr beschäftigt als 1911
	1911	1912	
Januar	4938412	5249488	+ 311076
Februar	4932584	5238824	+ 306240
März	4976844	5309799	+ 332955
April	5073880	5409744	+ 335864
Mai	5181876	5512431	+ 330555
Juni	5269990	5543979	+ 273989
Juli	5252427	5535682	+ 283255
August	5243940	5534389	+ 290449
September	5266772	5546093	+ 279321
Oktober	5312901	5586752	+ 273851
November	5360536	5614910	+ 254374
Dezember	5366009	5613165	+ 247156
Januar 1913	—	5466334	+ 216846

Die Zahl der Beschäftigten war nach dieser Tabelle aber nicht nur in jedem Monat des Jahres 1912 größer als in dem entsprechenden Monat des Jahres 1911, sondern sie ist auch, abgesehen von kleinen Rückschlägen im Februar, Juli, August und Dezember, im Jahre 1912 selbst von Monat zu Monat gestiegen, bis sie im November 1912 ihren höchsten Stand erreichte. Im Jahresdurchschnitt betrug die Zahl der Beschäftigten für den Kreis der von der Statistik erfaßten Arbeiterschaft für 1906 4 435 256, 1907 4 592 223, 1908 4 601 274, 1909 4 678 952, 1910 4 905 921, 1911 5 181 348, 1912 5 474 605. Die alljährliche Zunahme der Beschäftigtenziffer gegenüber dem Vorjahr betrug demnach: 1907 156 967, 1908 9051, 1909 77 678, 1910 226 969, 1911 275 427, 1912 293 257. Demnach war also auch die absolute Steigerung der Beschäftigtenziffer gegenüber dem Vorjahr seit 1907 im Jahre 1912 weitaus am stärksten.

Etwas weniger erfreulich als das Ergebnis über die Mitgliederbewegung in den Krankenkassen ist aber schon das Ergebnis der Statistik der öffentlichen Arbeitsnachweise. Zunächst lehrt diese Statistik allerdings, daß auch die Nachfrage nach Arbeitskräften in den einzelnen Monaten 1912 noch bedeutend höher war als in den entsprechenden Monaten 1911. Im Februar war die Zunahme an offenen Stellen am stärksten; aber auch im Oktober ging die Steigerung der Nachfrage noch weit über das gewohnte Maß hinaus. Insgesamt bezifferte sich die Zahl der offenen Stellen bei den an das „Reichsarbeitsblatt" berichtenden Arbeitsnachweisen im Jahre 1912 auf 3 952 000 gegen 3 564 000 im Jahre 1911, 2 754 000 im Jahre 1910, 2 207 000 im Jahre 1909, 1 995 000 im Jahre 1908 und 2 320 000 im Jahre 1907. Gegen das Vorjahr betrug also die Mehrnachfrage nach Arbeitskräften im Jahre 1912 388 000 oder annähernd 11 Prozent.

Aber gleich der Nachfrage ist auch das Angebot von Arbeitskräften gewachsen, und zwar aus den vorhin genannten Gründen in einem Umfang, der sonst nur in den Krisenjahren zu beobachten war. Das Angebot betrug 1907 2 588 000, 1908 3 119 000, 1909 3 717 000, 1910 4 221 000, 1911 4 992 000, 1912 5 566 000. Es war demnach im Jahre 1912 um 574 000 oder um 11½ Prozent höher als im Vorjahr. Da die Steigerung der Nachfrage nur 388 000 oder annähernd 11 Prozent betrug, ist also das Angebot von Arbeitskräften sowohl absolut als relativ beträchtlich mehr gestiegen als die Nachfrage,

woraus auf eine ungünstigere Gestaltung des Arbeitsmarktes im ganzen zu schließen ist.

Diese Schlußfolgerung wird bestätigt, wenn aus dem Verhältnis der Nachfrage- und Angebotziffern der Andrang zum Arbeitsmarkt berechnet wird, der das sicherste Kennzeichen für die jeweilige Lage des Arbeitsmarktes bildet. Es genügt daher, im Rahmen dieser Abhandlung die diesen Andrang betreffenden Ziffern wiederzugeben. Aus den Zahlen über Angebot und Nachfrage berechnete der Statistiker der Generalkommission in bezug auf den Andrang in den einzelnen Monaten die folgenden Indexziffern:

Monat	1911	1912	Spannung gegen 1911
Januar	166,24	167,29	+ 1,05
Februar	165,30	152,35	— 12,95
März	133,50	128,45	— 5,08
April	126,10	135,03	+ 8,93
Mai	128,70	139,42	+ 10,72
Juni	131,31	135,24	+ 3,93
Juli	129,61	130,28	+ 0,67
August	129,53	132,79	+ 3,26
September	122,16	128,57	+ 6,41
Oktober	143,53	137,74	— 5,79
November	171,08	161,97	— 9,11
Dezember	167,74	159,92	— 7,82

Durch diese Übersicht wird der aus dem Überwiegen der Angebotsteigerung über die Steigerung der Nachfrage gezogene Schluß bestätigt, daß sich der Arbeitsmarkt im allgemeinen im Jahre 1912 gegen das Vorjahr ungünstiger gestaltete. Nur in den Monaten Februar, März, Oktober, November, Dezember des Jahres 1912 war der Andrang niedriger als in den entsprechenden Monaten 1911, während er in der ganzen übrigen Zeit stärker war. Diese ungünstigere Gestaltung erfolgte hauptsächlich auf Kosten der weiblichen Arbeitskräfte, bei denen sich die Spannung gegen 1911 wie folgt entwickelte:

Januar	+ 9,09	Mai	+ 14,16	September	— 0,90
Februar	+ 7,97	Juni	+ 15,75	Oktober	— 9,18
März	+ 7,71	Juli	+ 5,79	November	— 9,78
April	+ 12,47	August	+ 1,77	Dezember	— 5,09

Die in der Statistik der Generalkommission erwähnte verstärkte Abwanderung vom platten Lande nach den Städten kommt also gerade am Arbeitsmarkt für weibliche Personen in einer Zunahme des Andranges recht deutlich zum Ausdruck. Weniger ungünstig entwickelte sich erfreulicherweise das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage am Arbeitsmarkt für die männlichen Arbeitsuchenden. Bei diesen weisen nur vier Monate eine Verschlechterung gegenüber dem Vorjahr auf; und zwar betrug die Spannung gegen 1911 für männliche Personen im

Januar	— 3,34	Mai	+ 9,40	September	+ 8,46
Februar	— 32,56	Juni	— 0,32	Oktober	— 4,56
März	— 11,43	Juli	— 0,84	November	— 9,31
April	+ 7,27	August	+ 3,77	Dezember	— 8,82

Auf die Statistik über die Arbeitslosigkeit in den Fachverbänden blieb die verstärkte Zuwanderung ländlicher, meist weiblicher Arbeitskräfte, die so gut wie gar nicht organisiert waren, ohne nennenswerten Einfluß. Sie liefert daher ein günstigeres Bild von der allgemeinen Lage als die Erhebungen, die sich auf die Gesamtheit der gewerblichen Arbeiter einschließlich

der unorganisierten erstrecken. Nach dieser Statistik stellten sich die Zahlen der in die Zählungen einbezogenen Arbeiter und der Arbeitslosen in absoluten Ziffern am Ende der einzelnen Monate in den Jahren 1911 und 1912 wie folgt:

Ende des Monats	1911		1912	
	Anzahl der in die Zählung Einbezogenen	Davon waren arbeitslos	Anzahl der in die Zählung Einbezogenen	Davon waren arbeitslos
Januar	1743974	44426	1936948	56644
Februar	1743974	38724	1890611	48937
März	1743974	32000	1919012	27483
April	1894765	25321	1898593	32451
Mai	1894765	28018	1951871	36479
Juni	1894765	29770	2053767	35136
Juli	1766444	28735	1952949	34813
August	1795198	33157	1948702	33106
September	1914210	32285	2081333	31582
Oktober	1848650	28585	2055903	34808
November	1853832	31286	2069216	38240
Dezember	1974694	47196	2099542	59472

Demnach waren von je 100 in die Zählung einbezogenen Arbeitern arbeitslos:

Ende des Monats	1911	1912	Spannung gegen 1911
Januar	2,6	2,9	+ 0,3
Februar	2,2	2,6	+ 0,4
März	1,9	1,6	— 0,3
April	1,8	1,7	— 0,1
Mai	1,6	1,9	+ 0,3
Juni	1,6	1,7	+ 0,1
Juli	1,6	1,8	+ 0,2
August	1,8	1,7	— 0,1
September	1,7	1,5	— 0,2
Oktober	1,5	1,7	+ 0,2
November	1,7	1,8	+ 0,1
Dezember	2,4	2,8	+ 0,4

Obwohl also die Statistik über die Arbeitslosigkeit in den Fachverbänden ein etwas günstigeres Bild liefert als die Statistik der öffentlichen Arbeitsnachweise, so bleibt es doch im Jahre 1912 noch beträchtlich hinter dem erfreulichen Bilde, das die Statistik für 1911 bot, zurück. In acht Monaten des Berichtsjahres war die Arbeitslosigkeit größer als in den entsprechenden Vorjahrsmonaten. Die höchsten Prozentziffern weisen die Monate Januar 1912 mit 2,9 und Dezember 1912 mit 2,8 auf. Derartig hohe Grade von Arbeitslosigkeit waren weder im Jahre 1911 noch im Jahre 1910 zu verzeichnen. Neben den Ergebnissen der Statistik der öffentlichen Arbeitsnachweise lehren also auch die Ergebnisse der Statistik über die Arbeitslosigkeit in den Fachverbänden, daß in der Einleitung dieser Abhandlung nicht zu viel gesagt wurde, sondern daß die wirtschaftliche Entwicklung tatsächlich ihren Höhepunkt bereits wieder erreicht und in mancher Beziehung schon überschritten hat.

Die Stellung der Frau in Japan.

Von **S. Katayama** (Tokio).

1. Die Vergangenheit.

Die Frau wurde in Japan wie im ganzen Orient wie ein untergeordnetes Wesen behandelt. Der Mann sah in ihr lediglich die Dienerin und einen nützlichen Wertgegenstand. Wie andere Waren wurde sie gekauft und verkauft. Selbst heute noch besitzen die Chinesen eigene Märkte, wo mit kleinen Mädchen Handel getrieben wird. Jeder Mann muß sich in China sein Weib selbst kaufen, wenn nicht sein Vater dies Geschäft für ihn besorgt. In Japan besteht noch die Sitte, daß der Bräutigam den Eltern seiner Braut Geld gibt, doch ist das heute nur mehr eine durch ihr Alter ehrwürdig gewordene Zeremonie, ein Überbleibsel aus alter Zeit.

Diese Stellung der orientalischen Frauen entspricht primitiven sozialen Verhältnissen, die in den Lehren des Buddhismus sowie denen des Konfuzius zum Ausdruck kommen. Nach buddhistischer Auffassung ist das Weib ein sündiges und unreines Geschöpf und wird als solches auch in den religiösen Gebräuchen behandelt. Nach den Lehren des Konfuzius ist sie ein untergeordnetes Wesen und besitzt kein eigenes Heim. Solange sie unverheiratet ist, hat sie ihren Eltern, wenn sie heiratet, ihrem Gatten, und wenn dieser stirbt, dem Sohne zu gehorchen. Ihr Gatte oder seine Eltern können sie jederzeit verstoßen, wenn sie ihnen nicht mehr gefällt; sie hingegen hat kein Recht auf Scheidung, so roh und brutal sie auch ihr Mann behandeln mag und selbst wenn er eine beliebige Anzahl von Konkubinen in oder außer dem Hause unterhält.

Doch nicht nur auf Grund religiöser Lehren, sondern auch nach altem Feudalbrauch, der in Japan mehr als sechs Jahrhunderte lebendig war und erst vor etwa fünfzig Jahren gebrochen wurde, herrschte diese Unterdrückung der Frauenrechte; und selbst heute wirken diese Feudalbräuche niederdrückend auf die Stellung unserer Frau.

Aber die Gesetze, die vor einigen Jahren in Japan eingeführt wurden, geben der Frau bestimmte Rechte, und gesetzlich kann sie heute ihr eigenes Heim und eigenen Besitz beanspruchen. Auch vor Gericht kann die Frau heute ihr eigenes Recht geltend machen. Diese Rechte entstammen aber nicht neuen Gewohnheiten, sondern lediglich der Übertragung europäischer Gesetze auf das japanische Leben. Daher wird die wirkliche Stellung der Frau auch heute noch in weitem Umfang von den alten Gewohnheitsrechten beherrscht, besonders soweit diese den herrschenden Interessen entsprechen.

Doch gelten diese allgemeinen Regeln weder für alle Zeiten noch für alle Klassen. Vor der Feudalzeit hatte die Frau der oberen Klassen in Japan stärkeren Einfluß und entwickelte insbesondere ihre literarischen Talente. Tatsächlich muß man den reinen Stil in unserer Literatur und Sprache zum großen Teil dem Einfluß der Frauen zuschreiben.

Doch selbst während der Feudalzeit gab es Frauen von hohen Fähigkeiten, die in der Gesellschaft große und weitreichende Macht und Bedeutung erlangten.

Andererseits hatten auf dem Lande besonders unter den Bauern die Frauen eine weit bessere Stellung inne; auf dem Felde arbeiteten sie

Schulter an Schulter mit den Männern, das Hauswesen aber leiteten sie allein.

Gerade unter den besseren und gebildeten Klassen wurden die Frauen als verfeinerte Sklavinnen und Männerspielzeug behandelt, besonders unter den ritterlichen Samurai.

2. Die Gegenwart.

Heute hat sich die Stellung der Frau gegenüber den älteren Zeiten gehoben. Das Eindringen der Zivilisation des Westens hat allmählich den Bau der Gesellschaft verändert und dadurch die Stellung der Frau beeinflußt. In den Elementarschulen genießen die Mädchen dieselbe Erziehung wie die Knaben, und auch die Mittelschulen bieten den Frauen günstige Bildungsmöglichkeiten.

Dies zeigen folgende Zahlen. Die Zahl der an höheren als den Elementarschulen studierenden und absolvierten Frauen betrug:

	Lehrerinnenbildungsanstalten		Gymnasien		Fachschulen		Gewerbeschulen		Verschiedene Schulen		Zusammen	
	Studierende	Absolventinnen	Studierende	Absolventinnen	Studierende	Absolventinnen	Studierende	Absolventinnen	Studierende	Absolventinnen	Studierende	Absolventinnen
1900 .	2096	1223	11984	2560	260	19	2413	724	29128	4100	45881	8626
1908 .	5284	2417	46582	10250	1787	204	44283	9556	81712	17281	179138	39504

Die Tabelle zeigt, wie rasch die Schulbildung unserer Mädchen in neun Jahren sich gehoben hat. Die Zahl der Abiturientinnen von Mittelschulen wuchs von 8626 auf 39 504, also fast auf das Fünffache, die Zahl der Schülerinnen an diesen Anstalten von 45 881 auf 179 138, also fast das Vierfache. Diese Mädchen gehören jedenfalls den besitzenden Klassen an; die Volksschule besuchen etwa 3 Millionen Mädchen.

Die Verteilung der Frauenarbeit auf einige Hauptberufe zeigt folgende Tabelle:

	1899	1904	1908	1909
Schullehrerinnen	11628	19790	34847	38322
Fabrikarbeiterinnen	269378	318264	400925	493498
Telephonistinnen	551	1023	3419	3709

Außer den hier angeführten waren im Mai 1911 bei den kaiserlichen Eisenbahnen 2440 Frauen im Kassendienst und der Buchhaltung angestellt, im Postdienst 793, an der Zentralbank von Japan 314. Außerdem sind heute Frauen als Ärztinnen, Krankenpflegerinnen, Hebammen, Kindergärtnerinnen, Musikerinnen, Schauspielerinnen, Verkäuferinnen und Bureauangestellte beschäftigt.

Nach der Volkszählung von 1904 betrug die weibliche Bevölkerung Japans 23 383 162 und 1909 24 790 300 Köpfe. Im ersteren Jahre waren von dieser weiblichen Gesamtbevölkerung 1,6 Prozent, im letzteren 2,3 Prozent erwerbstätig, also ein starkes Wachstum in fünf Jahren.

Bedeutet nun dieses Eindringen der Frauen in die Berufstätigkeit für Japan einen Segen und Fortschritt? Sicherlich ist es ein Fortschritt im

Vergleich zur Vergangenheit; aber ein so starkes Wachstum der Frauenarbeit muß auf die Löhne der Männer einen starken Druck ausüben. Dafür zeugt auch der ständige Rückgang in der Zahl der Ehen während der letzten Zeit.

Im Alter von Jahren		1898	1903	1908
15 bis 20	verheiratet	299285	215075	193978
	unverheiratet	1851305	1900783	1986430
20 „ 40	verheiratet	4208478	4467898	4628041
	unverheiratet	2032369	2447019	2618394
15 bis 40	Heiratsfähige	8391437	9030975	9426843
15 „ 40	Prozentsatz der Verheirateten	55,86	51,85	51,15
20 „ 40	„ „ „	67,43	64,61	63,86

Die Zahl der Eheschließungen in jungen Jahren nimmt also ab. Das wäre an sich ein gutes Zeichen, aber auch die Eheschließungen im Alter zwischen 20 und 40 Jahren gehen prozentuell zurück, und das kann nur das Ergebnis ökonomischen Druckes oder anderer Übelstände sein.

Wenn wir die beiden Geschlechter vergleichen, so zeigt sich, daß von den Frauen ein größerer Prozentsatz heiratete als von den Männern. Das Verhältnis betrug:

	1898	1903	1908
Unter 100 Männern waren verheiratet	53,51	51,04	50,60
Unter 100 Frauen waren verheiratet	67,43	64,68	63,86

Der wachsende ökonomische Druck zeigt sich aber auch in einer anderen Erscheinung, die in jeder Hinsicht als traurig zu betrachten ist, in dem Anwachsen der Prostitution. Ende 1911 gab es 48 000 unter polizeilicher Kontrolle stehende Dirnen und 38 000 Geishas — es sind das Mädchen, die ihre musikalischen und Tanzkünste, aber auch ihr Herz und ihre Seele verkaufen, damit aber eine Art heimlicher Prostituierter darstellen. Die Geisha fehlt als Musikerin und Tänzerin fast bei keinem Gastmahl oder Fest der Reichen. Es muß aber auch außerdem noch eine große Anzahl heimlicher Dirnen geben.

In der Stadt Tokio gab es im Jahre 1909 389 Bordelle, die als solche Gewerbesteuer zahlten, ferner 109 Teehäuser, die mit Bordellen in Verbindung stehen, dann 883 „Machiai", das sind öffentliche Absteigequartiere, die von den Reichen zu ihrem Verkehr mit Geishas oder Prostituierten benutzt werden, ferner 387 „Meishuya", mindere Weinkneipen, die aber eigentlich nichts anderes als Bordelle sind. Außerdem gab es noch 1618 Geishahäuser. In der Umgebung der Stadt waren die entsprechenden Zahlen: 156, 23, 10, 89 und 101.

Die Zahl der polizeilich überwachten und besteuerten Prostituierten und Geishas wird für die Stadt selbst und ihre Umgebung folgendermaßen angegeben:

	In der Stadt Tokio gab es		In der Umgebung gab es	
	Geishas	Prostituierte (offiziell)	Geishas	Prostituierte (offiziell)
1898	2646	4555	—	—
1904	2615	3940	123	1484
1908	4140	5070	208	1640
1909	3938	5102	194	1632

Die Höhe der Zahlen für das Jahr 1908 erklärt sich aus dem vorhergehenden Abschluß des Russisch-Japanischen Krieges. Im allgemeinen hat die Zahl der Dirnen rascher zugenommen als die der städtischen Bevölkerung.

Für die große Zahl der heimlichen Prostituierten ist es bezeichnend, daß nach den Untersuchungen der Polizei des Stadtbezirks Asakusa in Tokio in diesem Bezirk allein die Zahl der heimlichen Prostituierten 1138 betrug.

In Japan sind die Bordelle konzessioniert und stehen unter dem Schutze des Gesetzes. Sie gehören meist großen Kapitalisten, und die Mädchen werden von den Besitzenden ausgebeutet. Unter dem Deckmantel der Dienstmiete werden Mädchen gekauft und verkauft.

In der Industrie ist die Frauenarbeit tatsächlich noch ungeschützt, obgleich, besonders in der Textilindustrie, sehr viele Frauen Beschäftigung finden. Ihre Lage wird dadurch noch verschlechtert, daß ihnen sehr häufig ihre Schlafräume in unmittelbarer Nähe der Fabrik, gewöhnlich innerhalb des ummauerten Fabrikgrundstücks, angewiesen sind. Da ihnen nicht erlaubt ist, das Fabriktor zu passieren, so gleicht ihre Lage der der ehemaligen Sklaven in den amerikanischen Südstaaten.

Die Arbeitszeit beträgt 12 Stunden in der Tag- wie in der Nachtschicht. Im Monat gibt es zwei bis drei Ruhetage. Schichtwechsel findet alle vierzehn Tage statt. Eine Organisation, die sich dieser Frauen annehmen könnte, gibt es nicht. Sidney Webb, der vor einem Jahre Japan besuchte, stellte fest, daß sich hier dieselben Übelstände in der Industrie wiederholen, die England vor hundert Jahren durchgemacht hat.

Die Behörden hassen den Sozialismus auch deshalb, weil er sich ihren Bemühungen, die Frauen in ewiger Knechtschaft zu halten, entgegensetzt. Die fortschreitende Schulbildung der Mädchen sowie die Entwicklung der modernen Industrie werden es aber unmöglich machen, die Frau in ihrem gegenwärtigen Zustand der Knechtschaft zu belassen.

Literarische Rundschau.

Dr. Adolf Henningsen, **Die gleitende Skala für Getreidezölle.** (Probleme der Weltwirtschaft, IX. Herausgegeben von Professor Bernhard Harms.) Jena 1912, Verlag von Gustav Fischer. XIV und 146 Seiten. 5,50 Mark.

Die Erkenntnis, daß unser agrarischer Hochschutzzoll „mit privat- und volkswirtschaftlichen Begleiterscheinungen verbunden ist, die je länger desto mehr zu ernsten Besorgnissen Anlaß geben" — so drückt sich Professor Harms sehr milde im Vorwort zu der Henningsenschen Schrift aus —, führt selbst bei einzelnen Verteidigern der Zollpolitik zu einer kritischen Beurteilung des jetzigen Systems. Die vorliegende Arbeit glaubt die Rettung vor den Schäden trotz prinzipieller Beibehaltung des Schutzzolls in der gleitenden Skala gefunden zu haben. Um die Anwendung beweglicher Zölle für das Deutsche Reich zu empfehlen, sucht Henningsen die Richtigkeit und Durchführbarkeit des Prinzips der gleitenden Skala an der englischen Zollgeschichte nachzuweisen. England hatte seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Ausfuhr- und Einfuhrzölle beziehungsweise Verbote nach bestimmten Preisgrenzen normiert. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erfuhr der bewegliche Zoll seine beste Durchbildung, bis er Mitte des Jahrhunderts durch die Freihandelsagitation völlig beseitigt wurde. Eine spezialisierte sliding scale (gleitende Skala), die auch zum erstenmal offiziell diesen Namen trug, brachte

Lord Canning 1827 im Unterhaus ein. Während nun bisher fast allgemein von zeitgenössischen englischen Politikern, der klassischen Nationalökonomie und deutschen Autoren (insbesondere von Diehl im Anschluß an Ricardo) die Anschauung vertreten worden ist, daß der bewegliche Zoll in der Schaffung eines stabilen Preises versagt hat, behauptet Henningsen das Gegenteil. Die von ihm angegebenen Zahlen und Diagramme beweisen das aber durchaus nicht. Es gibt noch andere Perioden vor 1800 und nach 1800, in denen die Preise ebensowenig oder noch weniger schwankten als zwischen 1815 und 1845. Auch in den übrigen europäischen Staaten weisen die Preise gerade 1815 bis 1845 geringere Schwankungen auf, ohne daß jene Länder einen beweglichen Zoll hatten. Nur bei einer gewissen Verliebtheit in das Prinzip vermag man die behauptete These in den unbedeutenden Abweichungen der Kurven bestätigt zu sehen. Bei der Frage, ob die gleitende Skala auch auf den Import von Getreide regulierend einwirkte, faßt Henningsen sein Ja bereits weit vorsichtiger. Die Wirkung, daß eine Ermäßigung beziehungsweise Erhöhung des Zolls ganz plötzlich die Einfuhr wachsen beziehungsweise zurückgehen ließ, muß auch er zugeben. Aber er schiebt das zu schnellen Sprüngen in den Skalasätzen, nicht dem System zu. Eine ausgleichende Wirkung der Skala auf die Rentabilität der englischen Landwirtschaft, geprüft an den Pachtrenten, vermag selbst Henningsens sonst so scharfe Brille nicht zu entdecken; nur versichert er hier, daß die Entwicklung der Rente keineswegs als Gegenbeweis der von ihm vertretenen Auffassung angesehen werden könne.

In einem zweiten Hauptabschnitt unterscheidet Henningsen die Wirkungen des „widersinnigen Prinzips, auf hohe Preise noch einen hohen Zoll zu legen", in der deutschen Zollpolitik seit 1879. Daß der Konsument am stärksten belastet wird, wenn die Preise am höchsten stehen, und daß die Zölle zu einer Übersteuerung des Bodens führen, führt Harms gegen die festen Zölle ins Feld, um nach kurzer Kritik der bisherigen Vorschläge beweglicher Zölle einen eigenen Zolltarif zu entwickeln. Die Basis für die Höhe des Zolles in fünfjährigen Perioden soll der Durchschnittspreis der letzten zehn Jahre abgeben. Demnach gliedert Henningsen (die Zahlen wählt er rein fiktiv) nach 13 Preis- und Zollstufen, von denen wir Anfangs-, Mittel- und Endglied wiedergeben:

Bei einem Durchschnittspreis der letzten 10 Jahre		
für 100 Kilogramm Weizen von Mark	für 100 Kilogramm Roggen von Mark	beträgt der Zoll 5 Jahre hindurch
22 und darüber	19 und darüber	3 Mark
19 bis 19,50	16 bis 16,50	4 „
16,50 und darunter	13,50 und darunter	5 „

Mit sinkendem Preis würde also der Zoll steigen. Da aber der Zoll immer für fünf folgende Jahre auf Grund der vorangegangenen zehn Jahre festgesetzt werden soll, unterscheidet er sich wenig von einem festen Zoll. Länger als zehn Jahre gelten Zolltarife und Handelsverträge selten. Dieser Hauptzoll soll in Verbindung mit einer weiteren Skala zur Erreichung eines Normalpreises (angenommen 13 Mark für Weizen und 16 Mark für Roggen) dienen: „Ist der angestrebte Normalpreis durch den Hauptzoll gerade erreicht, so fällt jeder weitere Zoll fort. Steigt der Inlandpreis aber über diesen Normalpreis, so ist mit jeder halben Mark Differenz eine Ermäßigung des Hauptzolls von 25 Pfennig vorzunehmen, jedoch nur bis zu einem Höchstbetrag von 1,50 Mark. Fällt der Preis des Inlandes im Durchschnitt der Woche unter 14 Mark (für Roggen) bezw. 16 Mark (für Weizen), so ist für jede halbe Mark Preisunterschied ein Zollzuschlag von 25 Pfennig zu erheben, bis der auf diese Weise hinzutretende Zoll 1,50 Mark beträgt" (S. 116). Dieser Vorschlag ist überhaupt nicht diskutabel, weil Henningsen jede Bemerkung über die konkrete Durchführung verabsäumt. Von wem und für

welchen Ort werden die Wochenpreise festgestellt? An der Börse in Berlin, Königsberg oder München? Für welche Qualitäten? Fragen, die Henningsen nicht einmal aufwirft. Da dieser Nebenzoll alle zwei Wochen geändert werden soll, so wäre der Spekulation Tor und Tür geöffnet. Eine künstliche Beeinflussung der Preise an den Notierungsorten würde sicher eintreten. Aber für den Getreidehandel selbst bedeutet dieser schnelle Zollwechsel eine dauernde Beunruhigung, die jede Kalkulation unmöglich macht. Doch Henningsen führt noch eine weitere Variation ein. Um den regelmäßigen monatlichen Schwankungen (hohe Preise April bis Juli, niedrige August bis Oktober in den Erntezeiten) zu begegnen, will er den Hauptzoll in den Monaten April und Mai um 50 Pfennig erniedrigt, dagegen in den Monaten August und September um 50 Pfennig erhöht wissen. Völlig verwirrt würde aber diese für den Produzenten und Importeur gleich komplizierte Situation durch die Realisierung des letzten Vorschlags werden, die Zollabgaben erst am Ende des zweiwöchentlichen Zeitabschnitts, in dem die Einfuhr bereits stattgefunden hat, festzusetzen und einzufordern.

Wenn man diesen Wust von Vorschlägen rückschauend beurteilt, erscheint die ganze Arbeit weniger im Dienste der Wissenschaft oder gar der Zollpraxis getan als vielmehr im Interesse theoretischer Spielerei, deren Notwendigkeit und Anwendbarkeit durch ein lobendes Vorwort von Professor Harms nicht glaubwürdiger wird. Wie der Verfasser der Wirklichkeit gegenübersteht, beleuchtet sein Seufzer: „Leider ward die gleitende Skala in dem Augenblick (durch Beseitigung der Zölle überhaupt. Anm. d. Referenten) abgeschafft, in dem sie formell eine vollkommene Ausbildung erhalten hatte. Das ist um so mehr zu bedauern, als die Grundlagen des Getreidehandels sich damals mehr denn je zuvor für die Feststellung der Zweckmäßigkeit beweglicher Zölle eigneten"!

Eine nähere Erörterung seiner Vorschläge wird Henningsen bei der in wenigen Jahren bevorstehenden Neuordnung des Zolltarifs und der Handelsverträge nicht zu erwarten haben, obgleich er damit zu rechnen scheint. Wertvoll an der Arbeit ist eigentlich nur die Darstellung des englischen Zollsystems bis 1849 und der englischen und deutschen Getreidepreise im neunzehnten Jahrhundert. Ernst Meyer.

Charles W. Eliot, President-Emeritus of Harvard-University, **The Future of Trade-Unionism and Capitalism in a Democracy** (Die Zukunft der Gewerkschaften und des Kapitalismus in einer Demokratie). New York und London 1910, G. P. Putnams Sons. 128 Seiten.

Unter diesem vielsagenden Titel hat Herr Eliot zwei Vorlesungen veröffentlicht, die er kurz nach seiner Amtsniederlegung in Harvard in einem obskuren Kollege (Gambier, O.) gehalten hat. Herr Eliot ist der amerikanischen Arbeiterwelt bekannt durch seine Verherrlichung des Streikbrechertums („der Streikbrecher ist ein Held") und durch sein Liebäugeln mit dem imperialistischen Nationalismus des Expräsidenten Roosevelt. Kürzlich hat er als Friedensengel von Panzerplatten-Carnegies Gnaden die Welt bereist, speziell um eine bessere Verständigung zwischen dem fernen Osten und den Vereinigten Staaten zustande zu bringen. In dieser Rolle scheint er kürzlich durch einen Dr. Mabie verdrängt worden zu sein.

Seine Diplomatenkünste in der Bekämpfung der Arbeiterbewegung hat er in diesen zwei Vorlesungen spielen lassen. Lassen wir ihn selbst den geistigen Bankrott der prostituierten amerikanischen Universitätssozialwissenschaft demonstrieren.

Er glaubt folgendes bewiesen zu haben:

„Um einer demokratischen Gesellschaft im besten Sinne dienlich zu sein, muß das Kapital nicht nur selbst seine Monopolsucht und monopolistische Verwaltung loswerden, sondern auch die Demokratie in ihrem Kampfe gegen Monopole im allgemeinen unterstützen. Die gefährlichsten Monopole für eine demokratische Gesellschaft sind die Monopole der Arbeit in verschiedenen Gewerben. Monopole, die in der letzten Zeit riesenhaft sich entwickelt haben. Sie sind doppelt gefährlich, weil

sie, falls erfolgreich organisiert, nicht nur die Preise, sondern auch die Zulassung zur Ausübung des Gewerbes kontrollieren.

Deshalb ist es die Pflicht des Kapitals in einer Demokratie, den von den Gewerkschaften geschaffenen Arbeitsmonopolen (monopolies of labor) unaufhörlich Widerstand zu leisten und ihnen diejenigen Mittel und Werkzeuge zu rauben, durch welche sie solche Monopolmacht erobern. Diese Mittel oder Werkzeuge (instruments) sind die geschlossene Werkstatt (close a shop, Werkstatt, von der nichtorganisierte Arbeiter ausgeschlossen sind), der Boykott und die Kontrollmarke (union label).

Es liegt im Interesse der Demokratie selbst, daß das Kapital diese monopolistischen Tendenzen der Arbeit bekämpft, weil der stärkste und heißeste Wunsch der Demokratie die allmählich fortschreitende Entwicklung der individuellen Freiheit und der freien Einrichtungen ist....

Die moderne Demokratie glaubt auch, daß jede Person das Gemeininteresse fördern kann und muß, indem sie ihr eigenes Interesse verfolgt; auch können und müssen alle das Interesse eines jeden einzelnen fördern.

Die Masse der Konsumenten ist nicht imstande, die Richtung und die Bewegung (policies and movements) der monopolistischen Arbeiterorganisationen erfolgreich zu kontrollieren, weil ja die Konsumenten eine unorganisierte Masse darstellen.

Das Kapital kann durch seine zahlreichen starken Organisationen die Arbeitsmonopole erfolgreich bekämpfen, und es muß das im Interesse der Konsumenten sowie der Gesellschaft im allgemeinen tun. Um wirksam zu sein, muß es an die öffentliche Meinung durch die besten Mittel der Öffentlichkeit appellieren, es muß die langsam arbeitenden Gerichte und Parlamente in Bewegung setzen. Indem das Kapital solche Maßregeln ergreift, muß es als Freund und Diener der Demokratie, das heißt Freund und Diener der Freiheit und der Menschenrechte anerkannt werden." (S. 112 bis 115.)

Es ist klar, was für eine Freiheit dieser Scharfmacher und Hetzer meint. Es ist ihm noch immer nicht genug der Handlangerdienste, die die amerikanischen Gerichte den Unternehmern im Kampfe gegen die Arbeiterbewegung leisten.

In einem Lande der vollständigen Diktatur der Kapitalsmacht fordert Eliot noch ein stärkeres Auftreten des Kapitals... im Interesse der Konsumenten. Welch ein Hohn auf die Bekämpfung der Teuerung! Die amerikanischen Konsumenten — und es sind das in der Hauptmasse Arbeiter — schmachten jetzt, in Jahren einer überreichen Ernte, unter Nahrungsmittelmangel. Herr Eliot ruft die Hilfe der Parlamente an für die Stärkung der Trusts!

Er empfiehlt dreierlei Methoden zur Bekämpfung der Gewerkschaften: 1. Die offenen Werkstätten (solche, in denen nicht organisierte Arbeiter beschäftigt werden), 2. das Ausspielen einer offenen Werkstatt gegen eine geschlossene, um besser herauszufinden, welche Arbeit (organisierte oder unorganisierte) mehr Profit abwirft, 3. die Verlegung der Fabriken außerhalb der Stadtgrenzen, um die Arbeiter gesünder und seßhafter zu machen. Er behauptet dabei:

„Die Ausdehnung der Fabrikbevölkerung über große Areale unter der Führung von kapitalistischen Organisationen wird mit der Zeit ein starkes Bollwerk gegen Arbeitsmonopole schaffen."

Darin liegt ja der Grund der sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen und der Gartenstädtebewegung, die von der Civic Federation, deren Mitglied auch Dr. Eliot ist, und von den kapitalistischen Universitäten eingeleitet wurde. Zwar haben sie hier die Rechnung ohne die städtischen Grundherren gemacht, denen ja die Übervölkerung der Städte geradezu eine Goldquelle ist.

Es ist kaum nötig, zu sagen, daß Herr Eliot gegen das Recht der Frau auf gleiche Belohnung mit dem Manne für gleiche Leistung loszieht. Auch jammert er darüber, daß die meisten organisierten Arbeiter „gegen Schrittmacher (pace setters) und andere äußerst tüchtige und außerordentlich rasche Arbeiter sind". Der gewerkschaftlich normierte Lohn oder, wie er sich ausdrückt, Minimallohn ist ihm ein

Greuel. Er benachteilige die älteren Arbeiter gegenüber den jungen. Gerade das Gegenteil ist der Fall! Dr. Eliot legt hier wie auch in seinen Bemerkungen über die Geschichte der Arbeiterbewegung in England sowie in Amerika eine kolossale Unkenntnis der Tatsachen an den Tag. Für Klassenkampf hat er natürlich kein Verständnis.

Es schmerzt den alten Herrn, daß die Akkordarbeit und die Kontraktarbeit sich nicht überall einführen lassen. Vor dem Sympathiestreik graut ihm. Auch die Schiedsgerichte mag er nicht, weil diese „bloß feindliche Beziehungen und neue Kämpfe fördern". Er beschuldigt die Gewerkschaften, daß sie nichts tun, um Gewalttaten im wirtschaftlichen Kampf vorzubeugen, und droht ihnen mit dem Kriegsrecht:

„Eine demokratische Staatsgewalt wird stets schneller und strenger die öffentliche Gewalt bei der Unterdrückung irgend einer Unruhe handhaben, als es eine despotische oder aristokratische wagen würde." (S. 48.)

Hier müssen wir ihm schon recht geben. Ein Ettor-Giovanitti-Prozeß, ein Emerson-Prozeß (wo wegen Ermordung von Unionmitgliedern durch die Trustpolizei im ganzen 65 Unionmitglieder des Mordes angeklagt sind) sind kaum in England denkbar. In den Vereinigten Staaten aber haben in diesem Jahre vier Staaten das Kriegsrecht verhängt, um Bergarbeiterstreiks im Blute der Arbeiter zu ersticken. Die vom Kapitalismus durchseuchte und unterjochte Demokratie ist bereit, ihre Ernährer unter dem Segen von Universitätspräsidenten à la Eliot zu jeder Zeit niederzumetzeln.

Was hat nun Herr Eliot den Gewerkschaften zu empfehlen?

Sie sollten für gutes Einvernehmen in der Fabrik, für Ernst und Tüchtigkeit in der Arbeit, stetigen Profit für das Kapital und für den Unternehmer sorgen sowie auch den Geist der Freiheit, der wohlwollenden Konkurrenz und Gerechtigkeit fördern. Sie müßten sich ganz auf Vereinbarungen und auf die Öffentlichkeit verlassen und keinen Anlaß zu irgendwelchem Kampfe geben. (S. 69.)

Sein Ideal in der Arbeitergesetzgebung ist der kanadische Disputes Act, welcher nur eine schiedsgerichtliche Untersuchung und Veröffentlichung der Untersuchungsresultate vor jedem Arbeitskonflikt verlangt.

Hier merken wir gleich den „Konsumenten von Gnaden des Kapitalismus". Ein Universitätspräsident, der sein Lebtag lang seine Prosperität auf „Öffentlichkeit", das heißt auf Reklame gebaut hat, kann nicht umhin, dieselbe auch den Gewerkschaften zu empfehlen.

Dr. Eliot steht mit seinen Ansichten nicht vereinzelt da. Der eben gewählte Präsident, Expräsident der Princeton-Universität, Dr. W. Wilson hatte unlängst fast dasselbe geschrieben. Freilich, jetzt, wo er die Arbeiterstimmen einfangen mußte, sattelte er plötzlich um. Er wurde ein Freund der Arbeit und des Herrn Gompers und donnerte gegen die Trusts.

Die weitsichtigen Kapitalisten Amerikas hatten aber begriffen, daß sie mit einem Eliot-Programm gegen die rote Flut in diesen Wahlen nicht aufkommen würden. Deshalb war ihre Wahlparole „Roosevelt und Fortschritt". Um die Arbeiterstimmen buhlten sie jetzt mit Arbeitergesetzgebung, mit den Versprechungen eines Achtstundentags für die Frauen und eines auskömmlichen Lohnes für die Arbeiter. Das waren natürlich Versprechungen, die sie nie einzulösen gedachten.

Wie bequem sich Reaktion und Fortschritt unter den Kapitalisten in Amerika vertragen, beweist ein kleiner, aber doch charakteristischer Umstand. In dem Aufsichtsrat der Harvard-(Morgan-)Universität sitzt neben dem Erzreaktionär Eliot der Ultraprogressive Roosevelt. Natürlich ist John Pierpont Morgan jr. auch dabei. O-l.

Dr. P. Tafel, **Die nordamerikanischen Trusts und ihre Wirkungen auf den Fortschritt der Technik.** Stuttgart 1913, Verlag von Konrad Wittwer. Preis 2 Mark.

Der Diplomingenieur Dr. P. Tafel, der fast sieben Jahre in den Vereinigten Staaten „als werktätiges Glied der amerikanischen Industrie" verbracht hat, will

die Rolle der Trusts vom Standpunkt des Technikers aus beleuchten. Danach könnte man ein wirklich interessantes Werk aus der Feder eines Praktikers erwarten. Leider täuscht das Schriftchen diese Hoffnungen. Tafel teilt uns nur sehr wenig mit, und das meiste schöpft er aus Werken, die längst bekannt sind. Noch schlimmer sind die vielen Widersprüche, die in den Ausführungen Tafels geradezu in die Augen fallen. Einerseits sucht Tafel die Trusts in Schutz zu nehmen, indem er Beispiele anführt, wie sie die technische Entwicklung fördern. Andererseits gibt er selber zu, daß auf den Gebieten, wo die Trusts keine Konkurrenz mehr befürchten, wie im Eisenbahnwesen, eine furchtbare Mißwirtschaft herrscht. Die Amerikaner haben ihre Führung auf dem Gebiet der Eisenbahntechnik an andere Nationen abgetreten. Darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß die Trusts die Entwicklung der Technik hemmen, daß selbst die kapitalistische Staatswirtschaft der Trustwirtschaft vorzuziehen ist? O nein, meint Tafel, die Trusts sind noch keineswegs überall die Herren der Situation, müssen deshalb tüchtig aufpassen. Nun konstatiert doch Tafel selber, wie der Vertrustungsprozeß mit Siebenmeilenschritten vor sich geht. Welche Zukunft harrt also Amerika?

Andere Länder entwickeln sich und zwingen auch Amerika, die Errungenschaften der Wissenschaft anzuwenden, meint Tafel. Ein schlechter Trost für ein Land, das führend sein will. Und droht die Vertrustung nicht auch der Industrie der Alten Welt?

Der Grundirrtum Tafels liegt darin, daß er die großzügige Organisation der Produktion, die die Trusts geschaffen haben, sich nicht ohne die spezifische Trusthülle denken kann. Er sieht die Vorteile dieser Organisation und meint, daß man ihretwillen die Nachteile, die aus der kapitalistischen Form dieser Organisation herrühren, mit in Kauf nehmen muß. Daß man aber die Produktion gesellschaftlich organisieren kann, kommt ihm gar nicht in den Kopf.

Interessant ist, daß Tafel von einer Herabsetzung der Zollmauern eine überaus günstige Wirkung auf den technischen Fortschritt erwartet. „Dies würde," meint er, „zu erneuten Anstrengungen führen, Verbesserungen zu erdenken und dem Gegner auf technischem Gebiet den Rang abzulaufen." Darin hat er gewiß recht. Sp.

Dr. Fritz Laufer, **Die deutschen Einkommensteuertarife unter Berücksichtigung der englischen Income Tax.** Jena, Gustav Fischer. 88 Seiten. 2,50 Mark.

Der Wirrwarr der deutschen Einkommensteuertarife ist bedingt durch ihre geschichtliche Entwicklung. Die Kleinstaaterei, die notdürftig zu einem einheitlichen Militärstaat zusammengeflickt worden ist, feiert in den verschiedenen Steuersätzen noch heute ihre Triumphe, denn es bestand und besteht bei jedem Einzelstaat das Bestreben, dem lieben Nachbarstaat die steuerkräftigsten Bürger abspenstig zu machen, wie dies ja bei nebeneinander liegenden Gemeinden Jahr für Jahr der Fall ist, indem jede sich bemüht, recht niedrige Zuschläge zur Staatseinkommensteuer zu erheben, um den Fortzug der Steuerkräftigen zu verhüten. Andererseits sind alle Einzelstaaten mehr oder minder eifrig dabei, auch die niedrigsten Einkommen zur Steuer heranzuziehen.

Die Arbeit Laufers, die zumeist rein sachlich eine Zusammenstellung und Übersicht über die Steuertarife gibt, ist in dieser Beziehung für das Studium der deutschen Einkommensteuern recht brauchbar; seinen Anschauungen über die Höhe des Existenzminimums müssen wir aber entgegentreten, denn wenn es auch richtig ist, daß dasselbe Einkommen je nach den Lebensbedingungen im Osten und Westen Deutschlands verschiedenen Wert hat, so darf es sich doch nicht, wie Laufer will, nach der „Finanzkraft der einzelnen Bundesstaaten richten", sondern von dieser muß das Anziehen der Steuerschraube bei den leistungsfähigen Einkommen bedingt werden. Nach oben, nicht nach unten ist der Druck zu verstärken — aber das hängt freilich einzig und allein von der Landesgesetzgebung und dadurch vom Landtagswahlrecht ab! Und solange und soweit die besitzende

Klasse durch die Zensuswahlen die Landtage beherrscht, wird sie getreu ihren jahrhundertealten Grundsätzen die Staatslasten abwälzen auf die „misera contribuens plebs". So will es die Logik des Klassenstaats. Und dieselbe Logik ist es auch, welche das Zustandekommen einer Reichseinkommensteuer hindert. ow.

Notizen.

Fünfundzwanzig Jahre bayerischer Entwicklung. Die berufliche Gruppierung der Gesamtbevölkerung Bayerns ergibt folgendes Bild. Es waren beschäftigt in der:

	Einwohner		Prozent der Bevölkerung	
	1882	1907	1882	1907
Land- und Forstwirtschaft	2681265	2659168	50,9	40,3
Gewerbe und Industrie	1492391	2198444	28,3	33,3
Handel und Verkehr	435701	765257	8,3	11,6

Die wirtschaftliche Entwicklung Bayerns zeigt also eine fortschreitende Industrialisierung des Landes. Die landwirtschaftliche Bevölkerung hat ihren absoluten Stand zwar ziemlich erhalten. Der Rückgang beträgt rund 21 000 Köpfe, aber relativ ist sie bedeutend zurückgeblieben. Sie sank von 50,9 Prozent der Gesamtbevölkerung im Jahre 1882 auf 40,3 Prozent im Jahre 1907, das ist ein Verlust von 10,6 Prozent. Dagegen ist die Bevölkerung in Handel und Industrie stark vorwärtsgeschritten. Sie vermehrte ihre Zahl um 1 035 609 Köpfe. Sie stieg damit von 36,6 Prozent im Jahre 1882 auf 44,9 Prozent im Jahre 1907, das ist um 8,3 Prozent. Die Gesamtbevölkerungszunahme in diesen fünfundzwanzig Jahren betrug 1 329 497 (von 5 268 671 auf 6 598 168). Diese Zunahme wurde von Handel und Industrie fast vollständig an sich gezogen.

Diese Verschiebung erstreckt sich fast gleichmäßig über das ganze Land, selbst der agrarisch festeste Regierungsbezirk des Landes, Niederbayern, konnte dieser Entwicklung nicht standhalten.

Nachstehende Tabelle soll dies veranschaulichen:

Regierungsbezirk	Jahr	Einwohnerzahl	Dargestellt in Prozenten		
			Land- und Forstwirtschaft	Gewerbe und Industrie	Handel und Verkehr
Oberbayern	1882	958383	44,6	28,3	10,3
	1907	1434792	32,2	32,0	15,6
Niederbayern	1882	643662	62,4	20,2	5,9
	1907	702450	59,8	19,8	7,5
Pfalz	1882	672092	46,6	35,1	8,7
	1907	844450	30,4	47,2	11,3
Oberpfalz	1882	526610	57,7	24,2	6,4
	1907	577912	52,6	24,2	8,5
Oberfranken	1882	569398	47,4	34,5	7,3
	1907	644738	38,3	39,4	9,9
Mittelfranken	1882	646398	43,0	33,6	10,3
	1907	880780	30,9	41,8	13,4
Unterfranken	1882	617103	56,2	24,1	8,2
	1907	696953	48,0	26,9	11,5
Schwaben	1882	635461	58,5	26,1	7,5
	1907	766300	45,8	28,2	9,9

Die geringste Verschiebung in den wirtschaftlichen Verhältnissen zeigt sich, wie aus der Tabelle hervorgeht, in Niederbayern, die höchste in der Pfalz. Auch in den stark agrarischen Regierungskreisen Unterfranken und Schwaben sind die Schwankungen zum Nachteil der Land- und Forstwirtschaft nicht gering. Mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft weisen nur noch die Regierungsbezirke Niederbayern und die Oberpfalz auf. Der letzte Bezirk ist aber schon erheblich an die Grenze gerückt, von Handel und Industrie überholt zu werden. Von Interesse ist die Verschiebung auf dem Lande. Zu diesem Zwecke sei nachstehende Tabelle angeführt, welche nur die Bezirksämter unter Weglassung der unmittelbaren Städte enthält.

Regierungsbezirk	Jahr	Land- und Forstwirtschaft Prozent	Industrie und Handel Prozent
Oberbayern mit 28 Bezirksämtern	1882	61,3	28,1
	1907	53,8	33,1
Niederbayern mit 22 Bezirksämtern . . .	1882	66,9	23,8
	1907	65,6	24,0
Oberpfalz mit 20 Bezirksämtern	1882	63,0	27,5
	1907	59,7	30,0
Oberfranken mit 19 Bezirksämtern . . .	1882	53,2	38,5
	1907	47,8	43,5
Mittelfranken mit 17 Bezirksämtern . . .	1882	59,7	30,4
	1907	59,9	29,7
Unterfranken mit 22 Bezirksämtern . . .	1882	63,9	27,8
	1907	59,7	30,5
Schwaben mit 20 Bezirksämtern	1882	64,7	25,8
	1907	59,1	28,6

In der Pfalz sind die unmittelbaren Städte von den Bezirksämtern nicht getrennt. Sehr stabil geblieben sind die Bezirksämter der Kreise Niederbayern und Mittelfranken. In ersterem Kreise bedarf dieser Vorgang keiner besonderen Erwägung, anders im letzteren. Dort findet man in den einzelnen Bezirksämtern die eigenartigsten Verschiebungen. Einen Abstieg in der Land- und Forstwirtschaft weisen nur die Bezirksämter Erlangen 55,3 zu 46,8, Fürth 57,5 zu 45,8 und Schwabach 58,7 zu 49,2 auf; einen besonderen Aufstieg die Bezirksämter Eichstädt 62,5 zu 68,1, Feuchtwangen 64,8 zu 71,1, Hipoltstein 68,9 zu 73,1, Nürnberg 37,1 zu 46,6 und Scheinfeld 63,0 zu 67,9.

In den neun unmittelbaren Städten Mittelfrankens fiel Land- und Forstwirtschaft von 4,4 auf 2,8 Prozent; Handel und Industrie dagegen stieg von 75,1 auf 80,5 Prozent.

Die Industrialisierung Bayerns hat in diesen fünfundzwanzig Jahren kräftig eingesetzt und dürfte seit der letzten Berufszählung vom Juni 1907 weiter erhebliche Fortschritte gemacht haben. J. Säckler.

Zeitschriftenschau.

Im Juniheft des „British Socialist" schreibt Fred Knee über **„Parlament und Wohnungsfrage"**, ein Thema, das zu der heute von allen politischen Parteien Englands lebhaft diskutierten Landfrage in enger Beziehung steht. Der Verfasser führt dazu folgendes aus:

Herr Lloyd George wird wahrscheinlich bei den nächsten Parlamentswahlen ein neues Schlagwort gebrauchen. Mit dem Rufe: „Ein gutes und billiges Häuschen für

den Landarbeiter" wird er versuchen, die Stimmen der Landarbeiter zu fangen, die von dem Versicherungsgesetz nicht sehr erbaut sind. Es kann aber sein, daß nach den nächsten Wahlen die Tories wieder ans Ruder kommen, die ebenfalls eine Wohnungsreform versprechen werden. Doch ist es nicht sicher, ob sie diese Reform, die ein Teil des nichtgenehmigten Programmes der konservativen Sozialreformer ist, durchführen werden. Diese konservativen Sozialreformer, die in die Fußtapfen Shaftesburys und Disraelis treten, haben sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Behörden eingreifen müssen, um der Volksmasse gute und billige Wohnungen zu verschaffen. In diesem Punkte sehen diese Tories klarer als die meisten Liberalen und Arbeiterparteiler und viele Sozialisten, die die Frage vom Standpunkt der kapitalistischen Wirtschaftslehre aus besprechen.

Die Sozialisten müssen die Forderung, daß sich die Behörden mit der Wohnungsfrage beschäftigen, lediglich vom Standpunkt der Volksgesundheit aus begründen. Schon jetzt haben es die lokalen Behörden in der Gewalt, gesundheitsgefährliche Häuser zu schließen und auf Kosten der Eigentümer abreißen zu lassen. In dieser Hinsicht ist schon viel geschehen, obwohl noch mehr getan worden wäre, wenn die Arbeiterschaft überall auf die Durchführung der Gesetze drängte. Doch die Hauptschwierigkeit entsteht, wenn es sich darum handelt, ganze Stadtviertel, die aus „slums" bestehen, zu sanieren. Die Gemeinderäte lassen sich meist überreden, daß es besser sei, das ganze Viertel niederzureißen und es wieder planmäßig aufzubauen. Beschließt aber eine Gemeinde einen derartigen Plan, so müssen nach dem Gesetz die Eigentümer für Grund und Boden und Häuser entschädigt werden. Das ist so kostspielig, daß man sich bald entschließt, die Angelegenheit wieder fallen zu lassen.

Von größerer Wichtigkeit als der bauliche Zustand der Wohnungen ist ihre Überfüllung. In Kleinstädten wie Devonport wird die Bevölkerung zusammengedrängt, weil es nicht genug Wohnungen gibt; in London kann das Volk die leerstehenden Wohnungen nicht bezahlen; und auf dem flachen Lande wirken beide Ursachen zusammen. Die bestehenden Gesetze geben den Gemeinden das Recht, Arbeiterwohnungen zu errichten, doch von diesem Recht ist fast gar kein Gebrauch gemacht worden. Im eigentlichen England haben 150 städtische und 34 ländliche Gemeinden für diesen Zweck 2 673 450 Pfund geborgt. Was bedeutet diese Summe aber gegen die 8 Millionen Pfund, mit denen die ländlichen Gemeinden Irlands allein 40 000 Arbeiterhäuser errichtet haben? Der irische Landarbeiter trägt etwas mehr als die Hälfte des Mietspreises, die Regierung ein Drittel und die lokale Behörde beinahe ein Fünftel. Trotz der Weissagungen der kapitalistischen Ökonomen steigen in Irland die Löhne, anstatt zu sinken. Die konservativen Sozialreformer versuchten mit ihrer Bill vom vorigen und von diesem Jahre, Staatsunterstützungen nach irischem Vorbild für das Abreißen der „slums" in den Städten und namentlich für den Bau von Arbeiterwohnungen auf dem Lande zu erhalten. Herr Burns hat die Vorlagen in Grund und Boden kritisiert. Aber Irland gibt die Antwort auf die Einwände der liberalen Regierung. Was die Tories für das Land verlangen, nämlich: die Beseitigung der Überfüllung der ländlichen Wohnungen mit staatlicher Unterstützung, muß auch für die Städte gefordert werden. Die Vorlagen der Tories sind von der Regierung schändlich behandelt worden. Doch Asquith und Lloyd George wittern einen Stimmenzuwachs, den ihnen eine ländliche Wohnungspolitik bringen kann. Sie werden sich mit dem Winde drehen.

Ein Artikel über **„Frauenstimmrecht und die militante (terroristische) Taktik"** erscheint in der Juninummer der „Socialist Review". Er stammt aus der Feder Marion Phillips', der Schriftführerin der „Women's Labour League". Die Organisation ist der aus Arbeiterinnen bestehende politische Frauenverein, dessen 5000 Mitglieder der Arbeiterpartei angeschlossen sind. Die Ansichten der Führerin dieser Organisation über das obige Thema verdienen besondere Beachtung. Erwähnt sei auch noch, daß die Verfasserin eine Australierin ist.

Marion Phillips führt aus, daß mit der Abstimmung über die Dickensonsche Vorlage die Frauenstimmrechtsbewegung in eine neue Phase getreten ist. Die Bewegung muß neu einsetzen, und zwar ohne die Sozialpolitische Union, die vollständig aufgehört hat, die Entwicklung der Frauenbewegung zu beeinflussen. Zwei Hindernisse sind bis jetzt der Bewegung im Wege gestanden: der parteilose Charakter und die militante Bewegung. Wenn sich die Frauen keiner Partei anschließen, so wird dadurch die einzige wirklich demokratische Partei im Staate, nämlich die Partei der Arbeiter und Sozialisten geschwächt, und der Sieg des Frauenstimmrechtes wird dadurch verzögert. Eine aus Mitgliedern aller möglichen Überzeugungen bestehende Frauenorganisation kann nur während kurzer Ausbrüche zusammenhalten. Die „Union der Frauenstimmrechtsorganisation" hat sich genötigt gesehen, die Arbeiterpartei zu unterstützen. Die Sozialpolitische Union betreibt eine immer heftiger und ungesetzlicher werdende Propaganda. Anfänglich zollten manche der Reklametaktik der Suffragetten, wie sie in Straßenkrawallen zum Ausdruck kam, lebhaften Beifall. Andere warnten die Frauen, daß die Wirkung dieser Reklame bald nachlassen werde und daß dann bis zum Begehen von Verbrechen nur ein kurzer Schritt sei. Sie haben diesen kurzen Schritt getan.

Welche Erfolge hat nun die militante Bewegung zu verzeichnen? Gewiß hat uns diese Bewegung einige prächtige Beweise von persönlicher Tapferkeit gegeben. Das ist immerhin ein Gewinn für die jungen bürgerlichen Frauen, die sonst ein so eingeschränktes und vor jeder Unbill geschütztes Leben führen. Aber hier hört auch das Gewinnkonto auf. Die militante Taktik hat die Öffentlichkeit nicht zum Nachdenken über das Frauenstimmrecht angeregt. Man bespricht nur noch die von den Frauen verübten Verbrechen. Man diskutiert nicht mehr über Politik, sondern über Polizeinachrichten. Zuerst versuchten die Suffragetten ihre Gegner am Reden zu verhindern. Das führte zu schändlichen Wiedervergeltungsmaßregeln, bis die Rede- und Preßfreiheit fast verloren ging. Als sich die Arbeiterpartei dann zum Schutze dieser Einrichtungen aufraffte, zeigte man ihr den Rücken. Die Methoden der militanten Frauenstimmrechtlerinnen sind nicht die der Revolution. Man will das Volk nicht durch Sympathie mit der Freiheit der Frauen, sondern durch Furcht vor den Frauen gewinnen. Dadurch verwandelt man Teilnahmslosigkeit in Feindschaft. Die Methoden sind auch deshalb nicht revolutionär, weil sie sich nicht gegen das Unrecht richten. Als die russischen Revolutionäre Plehwe ermordeten, geschah das, weil dieser Mensch die Tyrannei des Zaren verkörperte. Als aber einige von ihnen anfingen, Eigentum zu expropriieren, setzten sie an Stelle der Revolution das Verbrechen. Dasselbe war bei der irischen Landliga der Fall. Keine große Reform wird dadurch errungen, daß man einfach die Köpfe zählt. Es besteht immer eine tätige Partei, eine tätige Gegenpartei und eine indifferente Mittelpartei. Die Aufgabe der ersten Partei ist es, die Zustimmung dieser Mittelpartei zu gewinnen. Das war in unserem Falle vor weniger als zwei Jahren vollbracht. Aber die Gewalttätigkeiten der Sozialpolitischen Union haben die indifferenten Volksschichten wieder zu Feinden gemacht, ihre schlimmsten Laster: die Hartnäckigkeit und die Furcht, gegen ihren Willen auf neue Bahnen gedrängt zu werden, auf den Plan gerufen. Dazu kam das Gefühl, daß die Allgemeinheit denn doch ein Recht auf vernünftige Behandlung habe. Für den Augenblick ist die Frauenbewegung untergegangen in dem Sturm der öffentlichen Verwerfung einer Taktik, mit der eine Reform durchgesetzt werden soll durch tyrannische Zerstörung von privatem und öffentlichem Eigentum und Mundtotmachung der Gegner. Am meisten sind jene zu tadeln, die mit Geld und Worten die militante Politik unterstützt haben, ohne ein persönliches Risiko auf sich zu nehmen. Daß ein Verein, der die Worte „Taten, nicht Worte" auf sein Banner geschrieben hat, diese Personen im Hintergrund duldet, ist nur eine der Ungereimtheiten einer Bewegung, die zu der Politik der letzten Jahre das tragikomische Element geliefert hat. J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



2. Band Nr. 41 Ausgegeben am 11. Juli 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Nach den Schlachten.

Von **Heinrich Schulz.**

Der deutsche Militarismus reckt mit sattem Behagen die Arme, um die ungeheuren Erträge seiner jüngsten Ernte in seinen geräumigen Scheuern zu bergen. Er hat Grund, zufrieden zu sein. Ohne ernstlichen Widerstand der bürgerlichen Parteien, also der großen Mehrheit des Reichstags, sind seine märchenhaften Forderungen bewilligt worden. Und selbst eine kleine Anstandsweigerung, mit der die bürgerliche Auchopposition bis zur dritten Lesung wie mit einer koketten roten Schleife den Militarismus reizte, gab sie bei der entscheidenden Abstimmung in demütiger Unterwerfung preis.

Ganz wohl ist den Militaristen freilich bei alledem nicht. Es ging ihnen bei dem Kampf um die Wehrvorlage zum Schluß wie einem Manne, der mit gieriger Gefräßigkeit und verzücktem Schmatzen seine Leibspeise herunterschlingt und gerade beim letzten Happen ein wohlgesottenes Insekt im Löffel bemerkt. Pfui Teufel! Es rebelliert etwas in dem vollgestopften Magen. Am liebsten spuckte er die Geschichte wieder aus. Aber dagegen lehnt sich seine Gefräßigkeit auf. Er besänftigt sich lieber mit dem bescheidenen Trost: ein Insekt macht noch keine Leibspeise ungenießbar.

Doch nicht nur das Insekt im letzten Löffel bereitete den Militaristen Magendrücken. Sie haben das unbestimmte Gefühl, als ob dieses Mal nicht alles auf die herkömmliche bewährte Weise zubereitet war und als ob sie außerdem noch zu viel, zu viel Neues und Unerprobtes hinuntergeschluckt haben.

Dieses unbehagliche Gefühl wird die Herren nicht enttäuschen. Die letzte Wehrvorlage in ihrem ganzen Verlauf, von dem überraschenden Anfang an bis zum noch überraschenderen Ende, in ihren Ursachen und in ihren Wirkungen, wird den Herrschenden in Staat und Gesellschaft noch oft und bös aufstoßen.

Es war dieses Mal alles anders als bei früheren Militärvorlagen. Das lag nicht so sehr in der Ursache und im Wesen der diesjährigen Wehrvorlage als in begleitenden und charakteristischen Nebenumständen.

* * *

Die Ursache der letzten Wehrvorlage ist die gleiche wie die der vorhergegangenen Vorlagen, sie ist nichts anderes als der imperialistische Drang in die Weite, der auch für die letzten Militär- und für alle Marinevorlagen bestimmend war. Aber bei den bisherigen Militärvorlagen trat diese eigentliche Ursache nicht so unverhüllt in den Vordergrund. Man schützte irgendwelche militärtechnische Notwendigkeiten vor und munkelte allenfalls mit geheimnisvoller Feierlichkeit einige Allgemeinheiten über die auswärtige Politik im Dunkel der Kommission.

Beides ist zwar auch dieses Mal wieder versucht worden. Wie auf eine funkelnagelneue und höchst bedeutsame Tatsache wies man in der lakonischen Begründung der Vorlage sogar auf die Kilometerzahl der deutschen Grenzen hin. Und in der Kommission sind den staunenden Abgeordneten von den Schaumschlägern der auswärtigen Politik wieder einige schillernde Seifenblasen vorgeführt worden.

Aber der wesentliche Unterschied gegen die Vorjahre bestand darin, daß dieses Mal kein Mensch den faulen Zauber ernst genommen hat. Das Riesenmaß der militärischen Forderungen drückte von vornherein allen militärtechnischen Gründen den Stempel der Lächerlichkeit auf. Allen Beteuerungen der Herren vom Kriegsministerium stand die für ihre Argumente einfach vernichtende Frage gegenüber: Und das alles wißt ihr erst seit heute? Hätte das nicht ebenso auch für gestern und für voriges Jahr gelten müssen? Und wenn euch eure neue Erleuchtung so ungeheuer wichtig erscheint — schämt ihr euch nicht, eure noch nicht trocken gewordene Weisheit von heute mit der gleichen Stirne hier zu vertreten wie eure Dummheit und Pflichtvergessenheit von gestern?

Nein, die militärtechnischen Gründe für die neueste Wehrvorlage waren für die Katz. Was aber an Gründen der äußeren Politik dafür öffentlich angeführt wurde, war um keinen Deut besser. Die wahren Gründe hat am Tage nach der Annahme der Wehrvorlage das Hauptblatt der neudeutschen Imperialisten, die „Kölnische Zeitung", mit zynischer Offenheit ausgeplaudert. Deutschland will stark sein für zukünftige weltpolitische Aufgaben in Asien und Afrika! Der Imperialismus war die Triebfeder der Wehrvorlage, der größten, die die zivilisierte Welt bisher gesehen. Der gepanzerten Faust sollte eine neue gewaltige Waffe bereitgestellt werden, damit sie im entscheidenden Augenblick mit noch größerer Wucht als bisher in die Händel der Welt und für den Profit des deutschen Kapitals dreinfahren kann.

Das war die Ursache! Die Sozialdemokratie hat sie von vornherein erkannt und die weiteste Öffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht. Der Verlauf der Dinge hat ihr in einer Weise recht gegeben, daß man annehmen darf, kein denkender Mensch, wenigstens kein denkender Arbeiter ist sich heute über die geheimen Triebkräfte der letzten Aufrüstung des Deutschen Reiches auch nur noch eine Minute im unklaren.

* * *

Man hofft allerdings, mit einer Klappe gleich zwei Fliegen getroffen zu haben. Man will nicht nur die Stellung des deutschen Imperialismus nach außen hin besser verankern und stärken, man verspricht sich von der gewaltigen Neueinstellung von Soldaten auch innerpolitische Vorteile

für den Imperialismus. Die Imperialisten wissen, daß sie im Innern nur einen ernstlichen Feind haben: das ist die Sozialdemokratie und die von ihr ausgehende Aufklärung und Gegenwehr. Man macht nun die kluge Rechnung, daß durch die Mehrrekrutierung von beinahe anderthalbhunderttausend Mann ebenso viele Mann der sozialistischen Aufklärung für zwei Jahre entzogen und der gegensozialistischen Belehrung und Bearbeitung der Offiziere und Unteroffiziere ausgeliefert werden.

Die Rechnung stimmt genau so wie alle klugen Rechnungen, durch die die herrschende Gesellschaft bisher schon den Sozialismus und die Sozialdemokratie verringern oder ganz hinwegrechnen wollte.

Die Heeresorganisation der kapitalistischen Gesellschaft ist das stehende Heer. Je rücksichtsloser sich die kapitalistischen Tendenzen und besonders ihre neueste imperialistische Form in einer Nation durchsetzen können, um so rücksichtsloser suchen sie sich auch in dem Heer ein Instrument für ihre Zwecke zu schaffen.

Je ungestümer aber der Kapitalismus vorwärtsstürmt, um so mehr weckt und stärkt er auch wiederum die Kräfte in der Gesellschaft, die zu seiner eigenen Überwindung berufen sind, um so mehr wächst in solchen Ländern die Sozialdemokratie, um so größer wird ihr unmittelbarer oder mittelbarer Einfluß auf alle Lebensäußerungen der Gesellschaft. Die Heeresorganisation der sozialistischen Gesellschaft ist aber nicht das stehende Heer als Angriffswaffe gegen unbequeme Konkurrenten, sondern die Wehrhaftigkeit des Volkes, das Volksheer, die schnelle Wehrhaftmachung aller waffenfähigen Volksgenossen für den Fall einer Verteidigung des Vaterlandes gegen Feinde seiner Freiheit und Wohlfahrt, mögen sie von außen anstürmen oder mag reaktionärer Aufruhr im Innern Friede und Freiheit freventlich bedrohen.

Die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Volkswehr als Heeresform der demokratischen Zukunft ergibt sich ganz selbstverständlich aus der sozialdemokratischen Auffassung der gesellschaftlichen Entwicklung. Jeder Sozialdemokrat, der ins heutige stehende Heer einberufen wird, weiß deshalb von vornherein, wie er sich zu den ihm bevorstehenden Dingen zu verhalten hat. Ihn erfüllt nicht Haß gegen das Heer an sich, von dem er selbst ein Stück ist, sondern nur Haß gegen ein System, das die Waffenfähigkeit der erwachsenen und denkenden Menschen in aufreizender und oft genug menschenunwürdiger Weise zu selbstsüchtigen Zwecken einer herrschenden und übermütigen Oberschicht mißbraucht. Seine Ansicht über den heutigen Militarismus, die er als Theorie in die Kaserne mitbrachte, wird ihm in der Kaserne selbst durch die schmerzhaften Erfahrungen einer bitteren Praxis nur gefestigt. Wer aber als Nichtsozialdemokrat ins Heer eintritt und wohl gar eine militärfromme Theorie mitbringt, hat Mühe genug, diese Theorie während der Dienstzeit aufrechtzuerhalten. Meistens zerbricht sie bald an den harten Kanten der Kasernenpraxis, und aus ihren Ruinen erblüht das neue Leben sozialistischer Erkenntnis.

Um diesen für den allgemeinen Kulturfortschritt und für die besondere Fortentwicklung der Sozialdemokratie nützlichen und wichtigen Prozeß, die richtige Bewertung des kapitalistischen Militarismus und der sozialistisch-demokratischen Volkswehr, zu beschleunigen, hat die Sozialdemokratie die Pflicht, den heutigen Militarismus scharf und rücksichtslos in seinen Schwächen

und seinen volksfeindlichen Lebensäußerungen zu kritisieren und eine Besserung durch volkstümliche Militärreformen, die im Sinne der Entwicklung zum Volksheer liegen, anzustreben.

Diese Pflicht wird von uns mit besonderem Eifer bei den Kämpfen um neue Heeresvorlagen erfüllt. Es ist das stets geschehen, selten aber mit größerem Eifer und größerer Freude als bei der letzten Wehrvorlage. Die Fraktion erkannte sofort, daß dieses Mal die sozialdemokratischen Militärforderungen auf ein ganz anderes Echo bei den Arbeitern und auch in weiten bürgerlichen Kreisen rechnen konnten als in den früheren Fällen. Die beiden vorhergegangenen Jahre mit ihren Militärdebatten hatten den Boden schon vorbereitet, die geradezu sensationell ungeheuerliche Wehrvorlage dieses Jahres aber mußte so aufrüttelnd wirken, daß die Massen den Kämpfen um sie mit besonderem Interesse folgten. In diesem Sinne hat die Fraktion in den langen Kommissionsverhandlungen und später in den bald vierzehntägigen Beratungen des Plenums eine eingehende und gründliche Kritik am heutigen Militarismus geübt und die Herren des Kriegsministeriums und die bürgerlichen Militaristen gezwungen, sich mit den sozialdemokratischen Forderungen auseinanderzusetzen.

Es erübrigt sich, an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang diesen Kampf ausführlich darzustellen. Es ist durch die Tagespresse hinreichend bekannt geworden, wie die Fraktion durch Einbringung von Anträgen aufklärende Debatten über die Verkürzung der Dienstzeit, über das aufreizende Vorrecht der Einjährig-Freiwilligen, über die lächerliche Bevorzugung der Garde, über die Grundsätze für die Beförderung im Heere, über den skandalösen Militärboykott, über die schändlichen Grausamkeiten der Militärjustiz und über manche andere militärische Eigenheiten herbeigeführt hat.

Ebenso erübrigt es sich, auf die Taktik einzugehen, die die Fraktion in einer bestimmten Phase des Kampfes eingeschlagen hat, nachdem das Für und Wider dieser Taktik an dieser Stelle bereits einmal erörtert worden ist. Der Verlauf der Dinge hat der Fraktion recht gegeben.

* * *

Dagegen muß ein Wort über den bisherigen Erfolg der Militärdebatten gesagt werden. Es ist klar, daß sich ein Erfolg in der Regel nicht unmittelbar einstellen kann. Denkbar wäre es gewesen, daß die Kämpfe um die Wehrvorlage die Massen leidenschaftlich aufgerüttelt und zu stürmischen Protestaktionen hingerissen hätten. Das ist nicht geschehen, die Massen haben sich aktiv und mit sichtbarem Interesse an den Kämpfen nicht beteiligt, eine Erscheinung, für die schon hier und in der Tagespresse eine Reihe von Gründen angeführt worden sind. Aber die Zurückhaltung der Massen mit äußerlich wirksamen Demonstrationen bedeutet nicht auch zugleich, daß die Massen dem Kampfe um die Wehrvorlage gleichgültig gegenübergestanden hätten. Eine Reihe von Anzeichen lassen darauf schließen, daß die Arbeiter mit größerem und belebterem Interesse als sonst die Kämpfe verfolgt haben. Die Wirkung wird sich erst bei späteren Gelegenheiten zeigen. Dann wird sich ergeben, daß die Arbeiter und weite Kreise des unabhängig denkenden Bürgertums aus den diesjährigen Heeresdebatten neue politische Erkenntnis gelernt haben.

Eine andere Art des Erfolges besteht in der Durchsetzung sozialdemokratischer Forderungen im Parlament selbst. In dieser Be-

ziehung darf sich die Sozialdemokratie keinen überschwenglichen Hoffnungen hingeben. Die Struktur des deutschen Parlamentarismus läßt, besonders bei Militärfragen, so leicht keinen unmittelbaren Erfolg der Sozialdemokratie zu, was freilich nicht hindert, daß wir mittelbar den Reichstag beherrschen und durch unsere Anwesenheit und durch rührige Mitarbeit die Gesetzgebung zu unseren Gunsten und im Sinne der zukünftigen Entwicklung beeinflussen.

Um so mehr will es bedeuten, daß es der Sozialdemokratie gelungen ist, dieses Mal dem Militarismus noch in letzter Minute eine Reform abzutrotzen, die vielleicht weniger in sachlicher als in grundsätzlicher Hinsicht von außerordentlicher Bedeutung ist. Das hätten sich die sieben armen Schächer, die am 27. Juni in Erfurt die Anklagebank des Kriegsgerichts betraten, nicht träumen lassen, daß ihr Fall zu einer großen Sache werden könnte, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus größtes Aufsehen erregen und in Deutschland selbst so viel unwiderstehliche Gewalt mit sich führen würde, daß sie den deutschen Militarismus im Handumdrehen zu einem Zugeständnis zwingt, das er noch kurz vorher brüsk abgelehnt hatte.

Der Erfurter Fall lehrt besonders zweierlei: er erweist den Wert fortgesetzter hartnäckiger Kritik am heutigen Heeressystem; denn ohne die vorhergegangene wochenlange Kritik des herrschenden Systems, ohne die jahre- und jahrzehntelangen Kämpfe der Sozialdemokratie um eine volkstümliche Heeresorganisation würden die Regierung und die bürgerlichen Parteien sich trotz der augenblicklichen Zwangslage in der dritten Lesung nicht zu dem Zugeständnis der Milderung der Militärjustiz haben bewegen lassen. Die Festung war bereits erschüttert, und daher konnte die erste Bresche geschlagen werden.

Der Erfurter Fall beweist aber ferner den Wert einer geschlossenen Mehrheit im Reichstag und die Bedeutung des Massenwillens außerhalb des Reichstags. Als das fürchterliche Urteil im Reichstag mitgeteilt wurde, fuhr die sozialdemokratische Fraktion in so leidenschaftlicher Empörung in die Höhe, daß die bürgerlichen Parteien hinter dem bebenden Zorn der hundert Männer im Reichstag die ungeheure Erbitterung der Millionen im Lande schier wie eine körperliche Gewalt verspürten. Sie wagten sich dieser elementaren Gewalt nicht nur nicht zu widersetzen, sondern sie entnahmen aus ihr sogar noch für sich selbst so viel Kraft, daß sie der Regierung gegenüber hart und unnachgiebig blieben. Und dann gab auch die Regierung nach.

Eine Reihe günstiger Umstände haben diesen günstigen Ausgang des Erfurter Falles herbeigeführt, der entscheidende Umstand aber war ganz zweifellos der plötzlich und unmittelbar und mit drohender Gebärde in den Reichstag hineingreifende und sich unwiderstehlich durchsetzende Wille der Massen.

So schmerzlich das nachträglich bei ruhiger Besinnung den bürgerlichen Parteien und der Regierung noch zum Bewußtsein kommen mag, so wichtig ist diese bedeutsame und neue Tatsache für uns, so sehr muß sie uns veranlassen, die elementare Gewalt des Massenwillens in der einen und anderen Weise für unsere zukünftigen Kämpfe innerhalb und außerhalb des Parlamentes zur Geltung zu bringen.

* * *

Mittelbar hat sich der Wille der Massen auch in der Frage der Deckung durchgesetzt.

Wie man über den Wehrbeitrag und die Besitzsteuern im einzelnen auch immer urteilen mag, so läßt sich doch gar nicht bestreiten, daß sie in steuerpolitischer Beziehung einen Fortschritt darstellen. Die hauptsächlichsten Kosten der neuen Aufrüstung werden auf die Schultern der Reichen und Wohlhabenden gelegt, und wenn diese auch wieder zu ihrem Gelde zu kommen bemüht sein werden, so werden sie zunächst doch die Unersättlichkeit des militaristischen Molochs endlich einmal direkt und noch dazu recht schmerzhaft am eigenen Geldbeutel spüren. Das wird die weitere Folge haben, daß sie zukünftigen Forderungen des Militarismus anstatt mit der herkömmlichen bewilligungsfrohen Hurrabegeisterung mit einem gesunden Mißtrauen gegenüberstehen werden. Sie werden wahrscheinlich auch im Interesse der Schonung ihres Geldbeutels allen Anregungen zur Verbilligung des Heerwesens, ohne daß dabei die Kriegstüchtigkeit des Heeres herabgesetzt wird, ein willigeres Ohr leihen als bisher. Die sozialdemokratische Kritik und die sozialdemokratischen Besserungsvorschläge werden auch aus diesem Grunde in Zukunft im Parlament und draußen bei den Wählern noch besseren Boden finden als bisher.

Warum also haben sich die bürgerlichen Parteien zu den Besitzsteuern bereit gefunden? Etwa aus Gerechtigkeitsgefühl? Und nur aus Liebe zum Volke hätte die Bethmann-Hollweg-Regierung dem Kompromiß des Reichstags zugestimmt?

Es war die Wirkung des Massenwillens vom 12. Januar 1912, die sich in den neuen Steuern durchgesetzt hat. Man wagte nicht, gegen dieses deutliche Votum des Volkes abermals neue drückende Steuern auf die Massen zu legen. Man beugte sich, widerwillig zwar und mit einem Haufen fauler Ausreden, dem Willen des Volkes. Wenn die Vertreterin des Volkswillens im Reichstag, die sozialdemokratische Fraktion, von den Kompromißparteien auch formell ferngehalten worden ist, so beherrschte ihr Einfluß doch unausgesprochen die ganzen Kompromißverhandlungen. Über 110 Abgeordnete von insgesamt 397 kann man nicht einfach hinweggehen wie über ein Häuflein von zwei oder drei Dutzend. Die sozialdemokratische Fraktion im Reichstag bildet, das hat sich auch wiederum bei der Beratung der Wehrvorlage gezeigt, ein Gewicht von solcher Schwere, daß es bei allen parlamentarischen Aktionen mehr oder weniger entscheidend in die Wagschale fällt.

Aber die Schwere dieses Gewichtes wird wesentlich bestimmt von dem Anteil, den die Massen an den Handlungen der Fraktion nehmen. Nicht die Geschicklichkeit einzelner Abgeordneter kommt für den Einfluß der sozialdemokratischen Fraktion in erster Linie in Frage, sondern der innige Wechselverkehr, in dem die Fraktion mit den Massen im Lande steht. Je mehr der Reichstag empfindet, daß dicht hinter den Hundertzehn im Reichstag die mehr als vier Millionen draußen im Lande stehen, um so stärker wird der Einfluß der Fraktion innerhalb des Reichstags sein. Als typisches Beispiel hierfür drängt sich nochmals auch in diesem Zusammenhang der Erfurter Fall auf.

Aus allen diesen Erwägungen heraus hat sich die Fraktion entschlossen, in der entscheidenden Schlußabstimmung für den Wehrbeitrag und für die

Besitzsteuer zu stimmen. Der Entschluß ist der Fraktion nicht leicht geworden. Sie hat in stundenlangen Beratungen mit größtem Ernst und erfreulicher Sachlichkeit das Für und Wider erwogen. Daß sie durch ihre Zustimmung Militärforderungen bewilligt hätte, ist natürlich törichtes Gerede, das einigen bürgerlichen Blättern kein Parteigenosse nachreden wird. Ihre grundsätzliche Gegnerschaft zum heutigen Militarismus hat die Fraktion durch ihre wochen- und monatelange Bekämpfung der Wehrvorlage, durch ihre Abstimmung über die militärischen Forderungen und durch ihre Erklärung in unzweideutigster Weise bekundet. Nachdem die Militärforderungen aber von der bürgerlichen Mehrheit des Reichstags bewilligt worden waren, war es für die sozialdemokratische Fraktion nur noch eine Frage der parlamentarischen Taktik, ob sie den Steuern, die ein neues Prinzip in die Steuergesetzgebung des Reiches einführen, unvollständig zwar noch und mit vielen Vorbehalten, aber doch ein Prinzip, für das die Sozialdemokratie von jeher eingetreten ist, ob sie solchen Steuern zustimmen und sie damit zur baldigen Wirklichkeit machen, oder ob sie sie durch ihre Ablehnung gefährden und damit die Bahn für schlechtere Steuern im Sinne des schwarzblauen Blockes, besonders der Konservativen, freimachen sollte.

Die Fraktion hat sich für die Zustimmung entschieden. Ihr Votum unterliegt dem Urteil der Partei. Das Wohl der Partei erfordert, daß die Nachprüfung des Votums mit ernster Gründlichkeit, aber auch mit Sachlichkeit erfolgt.

* * *

Die Militaristen reiben sich die Hände. Das Avancement im Heere erfährt in den nächsten Jahrer einen starken Anstoß. Die Anfänge sind schon gemacht worden, der Kriegsminister v. Heeringen ist schon zum Dank für seine erfolgreiche — ach, so erfolgreiche! — Vertretung der Wehrvorlage im Reichstag „einen rauf" gekommen. Andere werden folgen, sobald erst die neuen Formationen gebildet werden. Und in die Lücken treten neue, rücken andere von unten nach.

Ebenso vergnügt sind die Militaristen, denen es mehr um goldenen Lohn als um Avancement zu tun ist, die Lieferanten von Kavalleriepferden, Kanonen, Gewehren, Festungsmaterial, Ausrüstungen und anderen Notwendigkeiten. An den neu bewilligten Milliarden werden sich viele bereichern. Und am meisten freuen sich die eigentlichen Imperialisten, die ihre Aktien mit jedem neuen Soldaten steigen sehen.

Aber sie alle sehen nur die nächsten und die persönlichen Vorteile. Die Sozialdemokratie dagegen, die frei von selbstischen Interessen über die Gegenwart hinausschaut, erkennt auch in der jüngsten maßlosen Aufrüstung des deutschen Kapitalismus die von ihr wachgerufenen und durch sie verstärkten Tendenzen zukünftiger Entwicklung, die geradeswegs in das Land des Sozialismus und der Demokratie führen. Sie betrachtet es als ihre wichtige Aufgabe, diesen Tendenzen im Volke immer mehr Boden zu bereiten und ihre Durchsetzung in der Gesetzgebung zu erzwingen.

Daß beides möglich ist, hat die jüngste Vergangenheit in schüchternen Anfängen bewiesen. Die Zukunft wird weniger schüchterne Fortsetzungen schauen.

Der Streit um die Bagdadbahn.

Von **Th. Rothstein** (London).

Wir stehen vor dem Abschluß der Bagdadbahnepisode, einer der schlimmsten Episoden in der Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen, die als Ausgangspunkt des ganzen deutsch-englischen Gegensatzes betrachtet werden kann. Es wird wohl am Platze sein, sie jetzt einer Übersicht zu unterziehen.

Es war ein altes englisches Projekt, eine Bahn quer durch Mesopotamien nach dem Persischen Golfe zu bauen. Francis Rawdon Chesney, ein englischer General und Reisender, war der Urheber des Projektes Ende der dreißiger Jahre, wie er auch Urheber des Gedankens der Durchstechung der Landenge von Suez war. Die Durchführung des Projektes sollte den strategischen und kommerziellen Interessen Englands dienen und sie gegen das französische Eindringen in Syrien sichern. Das Projekt wurde unzählige Male diskutiert und selbst von parlamentarischen Kommissionen untersucht, aber immer wieder ad acta gelegt. Nur eine kleine Anfangsstrecke von Smyrna nach Aidin wurde 1856 bis 1867 gebaut. England, das den Persischen Golf durch seine Flotte beherrschte und den Weg nach dem Herzen Mesopotamiens vom Süden aus über die beiden Ströme Euphrat und Tigris gefunden hatte, sah sich nicht berufen, noch einen neuen, jedermann zu Gebote stehenden Weg dahin zu schaffen. Es war genau so wie mit dem Suezkanal: quieta non movere — das galt, wie es noch immer gilt, als Grundsatz der englischen Politik.

Aber der Suezkanal wurde doch erbaut — von den Franzosen, und eine Bagdadbahn sollte auch gebaut werden — von denselben! Im Jahre 1871 tauchte ein neues Projekt der Bahn auf, das mit dem Namen des deutschen Ingenieurs v. Pressel verbunden war. Das Projekt war insofern neu, als es nicht, wie die englischen, einen Hafen des Mittelmeers — etwa Alexandretta —, sondern Konstantinopel selbst als Ausgangspunkt der Bahn plante. Das war für die Türken von großer strategischer Wichtigkeit, und eine französische Gesellschaft (Fives-Lille) machte sich schnell daran, eine Konzession zur Ausführung des Projektes zu erwerben. In zwei Jahren, 1871 bis 1872, brachten sie die erste kleine Strecke von Haidar Pascha gegenüber Konstantinopel am kleinasiatischen Ufer des Bosporus bis Ismid fertig. Dann aber griffen die Engländer, und zwar in derselben Weise wie ein paar Jahre später in bezug auf den Suezkanal, ein: unter Ausnutzung der nach dem Kriege mit Deutschland eingetretenen Schwierigkeiten der französischen Diplomatie kaufte England die Aktien der Bahn ab und setzte sich gemütlich in dem Verwaltungsrat fest. Weiter aber führte es den Bau der Bahn nicht. Statt dessen wurde von ihm eine kleine Bahnlinie von Mersina nach Adana gebaut, die für seine Handelsinteressen wichtiger war.

Im Jahre 1888 tauchte dann mit einem Male auf dem anatolischen Horizont Herr Alfred Kaulla, Direktor der Württembergischen Vereinsbank, auf. Der Herr hatte vordem als Mitarbeiter des Baron v. Hirsch fungiert und war in Bahnbaugeschäften ein Spezialist. Er wollte den Bau der Bahn von Haidar Pascha nach Ismid weiterführen, und zwar nach Angora, und dann wieder nach Kaisarieh (Cäsarea) und über Sivas und Diabekir nach Bagdad. Die Pforte nahm den Vorschlag mit Vergnügen an, und, was noch wichtiger war, Herr Kaulla wurde von Sir William White,

dem damaligen allmächtigen englischen Botschafter am Goldenen Horn, lebhaft unterstützt. Zu jener Zeit nämlich begannen sich die Franzosen, durch die immer engeren Beziehungen mit Rußland ermuntert, wieder zu regen, und die Ottomanische Bank (ein französisches Institut) knüpfte Verhandlungen mit der Pforte über den Bau von Eisenbahnen an. Da galt es für England, den französischen Plan, in dem es noch eine russische Gefahr spürte, durch die Vorschiebung eines deutschen Puffers zu vereiteln. So wurde am 4. Oktober 1888 unter englischer Mitwirkung von Herrn Kaulla, der im Namen der Deutschen Bank handelte, nicht nur eine Konzession für den Bau der Strecke von Ismid nach Angora erworben, sondern auch ein Jahr später die Strecke Haidar-Pascha-Ismid.

Das war der kleine Anfang der großen Geschichte der Bagdadbahn. Die Deutschen machten ein Geschäft, und die Engländer, die dabei als Paten fungierten, trieben Weltpolitik. Das Unternehmen wurde schnell ausgeführt, und schon 1892 liefen die Züge von Haidar Pascha nach Angora. Jetzt ging man weiter. Kaulla, der diesmal schon namens der unterdessen von der Deutschen Bank gegründeten Anatolischen Gesellschaft (Société Ottomane des chemins de fer d'Anatolie) verhandelte, erhielt 1893, immer unter Mitwirkung Englands, im Wettbewerb mit französisch-belgisch-russischen Rivalen (Maquart, Cockevill, Ingowitsch) eine Konzession zur Weiterführung der Bahn nach Cäsarea, zugleich aber eine zweite von Eski-Schehir, einer Station der Angorabahn, südwärts nach Konia. In dem Sultanschen Firman vom 13. Februar jenes Jahres heißt es noch immer, daß die Linie nach Bagdad von Cäsarea aus gebaut werden müsse; vermutlich bestand aber damals schon die Absicht bei den deutschen Unternehmern, mit Rücksicht auf Rußland, das den östlichen, an die kaukasische Grenze anschließenden Teil Kleinasiens als sein Gehege betrachtete, von diesem Plane abzusehen und die Trasse nach Bagdad, gemäß dem ursprünglichen Plane Pressels, über Konia zu führen. Tatsächlich wurde der Bau der Strecke Angora-Cäsarea gar nicht angefangen, während die andere, Eski-Schehir-Konia, schon 1896 fertig war. Vier Jahre später (1900), als die Gegenwirkung Englands ausgeschaltet war, das zu jener Zeit bis an die Ohren im Burenkrieg steckte, mußte der Sultan der Pression Rußlands nachgeben und sich verpflichten, keine Konzessionen für den Bau der Eisenbahnen in dem an das Schwarze Meer grenzenden Gebiet Kleinasiens an eine dritte Partei zu vergeben. Bis auf den heutigen Tag haben die deutschen Unternehmer nicht gewagt, dieses Abkommen durch Ausnutzung ihrer Konzession für die Strecke Angora-Cäsarea zu durchlöchern; ob sie es jetzt zu tun beabsichtigen, wie es mehrfach gemeldet worden ist, mag dahingestellt bleiben. Allzu glaubhaft klingt die Meldung nicht; dagegen ist es wahrscheinlicher, daß die russische Diplomatie in bezug auf diesen Punkt in Potsdam beruhigende Versicherungen erhalten hat.

Nun kam das berühmte Jahr 1898 — das Jahr der Reise Wilhelms II. nach Konstantinopel und seiner berühmten Rede am Grabe Saladins. Die Ansprüche Deutschlands auf eine weltpolitische Rolle als Beschützer der 300 Millionen Mohammedaner wurden verkündet — gegen England, die größte mohammedanische Macht der Welt, deren Herrschaft in Indien auf der Unterstützung der 80 Millionen dortiger Mohammedaner beruht. Was hatte den Kaiser und seine Ratgeber zu diesem überraschenden Schritte ver-

leitet? War es die Vorahnung der bevorstehenden Schwierigkeiten Englands in Südafrika — eine Vorahnung, angeregt durch das geheime Abkommen über die portugiesischen Kolonien, das gerade in jenem Jahre von Deutschland und England geschlossen wurde? Oder war es der Erfolg der ersten anatolischen Bahnbauten, der wie ein Wein in das Gehirn der leitenden deutschen Kreise gestiegen war und die herrlichsten Träume von einer Weltherrschaft erweckt hatte? Oder war es schließlich einfach ein Geschäftsmanöver, um die große Beute vom Sultan und der Pforte herauszubekommen? Zu jener Zeit nämlich lagen die Dinge so, daß ein englisch-französisches Syndikat auf private Rechnung eine Konzession für eine neue Bagdadbahn anstrebte, und zwar von Tripoli in Syrien über Homs. Es war ihm sogar gelungen, auf seine Seite einen gewissen Mahmud Damad Pascha zu gewinnen, dessen Frau Senia eine Schwester des Sultans war. Dieser Damad überreichte eines Tages seinem Schwager einen großen silbernen Teller, auf dem die projektierte Bahn mit prächtigen Edelsteinen ausgesteckt war, wofür der entzückte Abdul Hamid ihm das Erfüllen seines Wunsches versprach. So war die Lage für die deutschen Unternehmer sehr kompliziert, und die wirksamsten Mittel mußten angewandt werden, um das deutsche Projekt durchzusetzen. Obendrein wollten die Deutschen jetzt durchaus die Trasse der Bagdadbahn von Konia aus führen, während Abdul Hamid noch immer auf dem ursprünglichen Plan beharrte. Herr Stemrich, der damals noch Generalkonsul in Konstantinopel war, tat sein Bestes, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden; ihm wurde Marschall v. Bieberstein zu Hilfe geschickt; vermutlich aber blieb der Erfolg noch immer aus, und so wurde nach dem Kaiser selbst geschickt. Dieser kam, von den wundervollsten Projekten erfüllt, überschüttete den Sultan mit Geschenken, Reden und Versprechungen, und siehe, am 27. November 1899 wurde die historische Konvention zur Durchführung der Bahn von Konia nach Bagdad und weiter bis zum Persischen Golf unterzeichnet, wovon Abdul Hamid den Kaiser sofort per Depesche in Kenntnis setzte. Das war ein Triumph für die deutsche Diplomatie ohnegleichen, denn diesmal hatte sie allein gearbeitet, ohne englische Unterstützung und in Konkurrenz mit anderen Rivalen!

Wie verhielt sich England zu diesem Erfolg der deutschen Diplomatie und des deutschen Unternehmergeistes? Die englische Finanz- und Handelswelt war natürlich nicht sehr davon erbaut: ein Geschäft, von dem sie ein halbes Jahrhundert geträumt und das sie zuletzt beinahe gemacht hatte, entschlüpfte ihr im letzten Augenblick, und das deutsche Kapital und der deutsche Handel drohten jetzt in Vorderasien einzudringen und für sich dort einen neuen Markt zu gewinnen. Auch die englische Diplomatie fand an diesem deutschen Erfolg nur wenig Geschmack. Dem russischen Vordringen nach Anatolien wurde durch die südliche Trasse der Bahn kein Riegel vorgeschoben; im Gegenteil, der russische Einfluß konnte nun, der Bahn folgend, bis zum Persischen Golf vorschreiten. Andererseits mußte die Bahn eine deutsche Verbindung zwischen dem Mittelmeer und Ägypten von der einen und Indien von der anderen Seite herstellen und somit die alleinige Beherrschung des Verkehrs mit letzterem durch England beseitigen. Von verschiedenen Standpunkten aus war daher das deutsche Unternehmen den Engländern nicht willkommen. Allein man schwieg, denn erstens war damals England bereits in Südafrika engagiert und zweitens hoffte man auf ge-

wisse Zugeständnisse seitens der Deutschen. Denn die Deutschen konnten unmöglich ganz mit eigenen Kräften ein so gewaltiges Unternehmen wie eine über 2400 Kilometer lange Bahn durch ein halb wildes und topographisch höchst schwieriges Land durchführen: sie mußten Zuflucht zu fremder Hilfe nehmen, und Hilfe wird bekanntlich in der kapitalistischen Welt nicht umsonst gewährt.

Es vergingen zwei Jahre, ehe die notwendigen technischen und finanziellen Einzelheiten ausgearbeitet worden waren, und erst am 16. Januar 1902 wurde die Konvention durch das Sultansche Irade bestätigt. Am 5. März 1903 wurden dann der genaue Ausführungsplan des gesamten Unternehmens und die finanziellen Anweisungen über den Bau der ersten Teilstrecke von Konia bis Eregli in einer neuen Konvention festgelegt. Man muß diesen Ausführungsplan und diese finanziellen Anweisungen kennen, um den weiteren Verlauf der Geschichte zu begreifen.

Den Bau der Bahn sollte nicht die alte Anatolische, sondern eine neue, von der Deutschen Bank unter Mitwirkung der Anatolischen Gesellschaft zu gründende Bagdadbahngesellschaft (Société Imperiale Ottomane du chemin de fer de Bagdad) ausführen. Dadurch sollte gesichert werden, daß die Anfangsstrecke von Haidar Pascha bis Konia in deutschen Händen blieb, und der neuen Gesellschaft ermöglicht werden, fremde Kapitalien anzuziehen. Die neue Gesellschaft aber sollte nur als Unternehmer fungieren: die Bahn sollte das Eigentum der türkischen Regierung bleiben (daher das Wort im Titel Ottomane) und der Gesellschaft nur für die Dauer von 99 Jahren verpachtet werden. Ihrerseits beabsichtigte die Gesellschaft, die technische Ausführung des Baues einer zweiten zu gründenden Gesellschaft (Société pour la construction du chemin de fer Konia-Eregli), Sitz Frankfurt a. M. (Philipp Holzmann & Co.), anzuvertrauen und den Betrieb nach Fertigstellung der Strecken der Anatolischen Gesellschaft gegen gewisse Gebühren zu übergeben. Somit blieben der Bagdadgesellschaft selbst nur die organisatorischen und finanziellen Aufgaben.

Die Bahn sollte in Konia anfangen und in Bassorah enden. Das muß besonders jetzt hervorgehoben werden, da man gewöhnlich meint, die Bahn, der Konvention nach, hätte südlicher, etwa in Koweit, ihren Endpunkt finden sollen. Die Konvention aber spricht von einer Zweigbahn von Zubeir, das an der Hauptbahn liegen sollte, etwa 20 Kilometer südwestlich von Bassorah, „nach einem durch Übereinkommen zu bestimmenden Punkte am Persischen Golf". Der Grund, warum dieser anonyme Punkt nicht gleich bezeichnet und als Endstation der Bagdadbahn bestimmt wurde, lag in dem Umstand, daß bereits im Januar 1899, also noch vor der Erteilung der Konzession, wohl aber in Vorwegnahme dieser, Lord Curzon, der Vizekönig Indiens, mit dem Scheik von Koweit ein Abkommen geschlossen hatte, wonach sich dieser (obwohl nominell ein Vasall des Sultans) gegen gutes Trinkgeld und Versprechen des englischen Schutzes verpflichtet hatte, die Besetzung in irgend einer Form seines die Mündung des Schatt-el-Arab beherrschenden Gebiets durch eine dritte Macht, sei es selbst die Türkei, nicht zu gestatten. Tatsächlich, als ein Jahr später Herr Semrich zu ihm kam, um die Pachtung eines Landstückes für die Bagdadbahn nachzusuchen, bekam er glatt einen Korb, und als dann im Jahre 1901 ein türkisches Kriegsschiff

eintraf, um den widerspenstigen Vasallen an seine Pflichten zu ermahnen, wurde es ohne Zeremonien von einem englischen Kreuzer vertrieben. So ging es nicht an, ehe die politische Streitfrage über Koweit erledigt worden war, Koweit als Endstation der Bagdadbahn zu bezeichnen; man mußte es anonym und auf einem Umweg tun.

Noch drei Zweigbahnen wurden in der Konzession vom 5. März 1903 erwähnt, darunter zwei, die besonders interessant sind. Die von Adana weiter führende Trasse sollte sich so weit als möglich von der Meeresküste halten, damit sie nicht von den Kanonen irgend einer feindlichen Flotte zerstört werden könne. Diese Trasse vermied die wichtige Stadt Aleppo, von wo aus eine französische Bahn einen Anschluß an die damals im Bau begriffene Hedschazbahn nach den heiligen Stätten Mekka und Medina bildete. Daher verzeichnete die Konzession eine Zweigbahn von Tel-Habesch, einer Station auf der Hauptbahn, nach Aleppo. Später, 1908, wurde das Projekt dieser Zweigbahn aufgegeben und die Trasse der Hauptbahn direkt über Aleppo durchgeführt. Die andere Zweigbahn sollte von Sadije, einer Station vor Bagdad, nach Chanikin an der türkisch-persischen Grenze führen. Die Russen fühlten sich durch dieses Projekt bedroht, das das Vordringen der deutschen Waren und des deutschen Einflusses nach Nordpersien versprach, ließen aber ihren Widerstand durch das Potsdamer Abkommen vom 19. August 1911 fallen.

Wie sollte nun dieses gewaltige und komplizierte Werk ausgeführt werden? Die Bahn sollte, wie erwähnt, das Eigentum der türkischen Regierung bleiben, und als Belohnung für ihre Mühe sollte die Gesellschaft die Pacht für die Dauer von 99 Jahren bekommen. Aber sollte sie den möglichen Verlusten bei dem Bau und dem Betrieb ausgesetzt werden? Sollte sie nicht vielmehr durch Zuschüsse seitens des Eigentümers gegen solche Verluste gesichert werden? Das war ja die Praxis bei dem Bau aller Bahnen in der Türkei, ist auch die Praxis gegenwärtig in Indien und Ägypten. Das Land muß erst zum Leben erweckt werden, und bis dies geschieht, kann es wohl passieren, daß die Gesellschaft nicht einmal die Zinsen auf das angelegte Kapital bekommt. Also muß die Pforte ein Mindestmaß der Vergütung der Bau- und Betriebskosten garantieren. Wie hoch muß diese Garantie sein? Man verhandelte, und man kam zum Schluß, daß die Pforte eine Summe von 11 000 Franken Verzinsung für jedes Kilometer als Baukosten und 4500 Franken für jedes Kilometer als Vergütung der Betriebskosten garantieren müsse. Die gesamte Strecke von 2400 Kilometer sollte nämlich in 12 Teile, je 200 Kilometer, verteilt und so teilweise finanziert und gebaut werden. Unternimmt die Gesellschaft den Bau einer Strecke, so überreicht ihr die Pforte vierprozentige Schatzscheine im Werte von 54 Millionen Franken, die den kapitalisierten Wert des Garantiezuschusses von 11 000 Franken pro Kilometer für 200 Kilometer plus eine kleine Summe für Amortisation darstellen. Natürlich muß die Gesellschaft schon selbst die Scheine realisieren und sich einem gewissen Risiko unterziehen. Allein wenn das Kapital durch das Unternehmen selbst gesichert ist und die Pforte obendrein die pünktliche Zahlung der Zinsen garantiert, wird die Gesellschaft keine Gefahr laufen. Alles kommt darauf an, daß die Pforte die Zinsen pünktlich zahlt, und d a f ü r ist eine materielle Garantie notwendig. Wir werden bald sehen, wie diese Frage gelöst wurde; vorläufig genügt es zu bemerken, daß der andere

Zuschuß von 4500 Franken für Betriebskosten durch die Überschüsse der Kilometergarantien der anatolischen Bahn gesichert wurde, die ebenfalls unter diesem System gebaut worden war, aber schon keine Zuschüsse mehr brauchte. Auch in der Bagdadbahnkonvention wurde verabredet, daß, falls die Betriebseinnahmen nach Abzug der Ausgaben die Summe von 4500 Franken pro Kilometer übersteigen, der Überschuß bis 10 000 Franken an die Pforte gezahlt und, falls der Überschuß noch mehr ausmacht, die weiteren Summen zwischen der Gesellschaft und der Pforte im Verhältnis von 2 zu 3 verteilt werden. Noch eine andere Einzelheit muß erwähnt werden: da die Pforte ihre Schatzscheine zur Teildeckung der Baukosten der Gesellschaft noch vor der Ausführung des Baues überreicht, so muß die Gesellschaft ihr die Zinsen zurückzahlen, solange der Bau nicht vollendet worden ist, denn sonst hätte sie ein Interesse, das Werk zu verschleppen.

Wir mußten diese technischen Einzelheiten vorführen, weil sonst, wie gesagt, die weitere Geschichte des Unternehmens unverständlich bleibt. Was zeigen sie? Erstens ist es klar, daß die Bagdadgesellschaft ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht hat, denn wie es bald von allen Seiten nachgewiesen wurde, reichten die kilometrischen Garantie„zuschüsse" nicht nur vollständig zur Deckung aller Bau- und Betriebskosten aus, sondern sie überließen ihr noch einen schönen Profit. Mit anderen Worten: die Bahngesellschaft verdient nicht an dem Unternehmen, sondern an dem türkischen Steuerzahler — ein Kunststück, das dem Finanzgenie der Deutschen Bank viel Ehre macht. Nach englischen Berechnungen auf Grund der Ergebnisse beim Bau der ersten Teilstrecke, die 1904 fertig war, sollte die Bahngesellschaft an diesem Bau etwa 200 bis 250 Millionen Franken „verdient" haben. Das mag vielleicht übertrieben sein, Herr v. Gwinner aber selbst gestand einen bedeutenden „Verdienst" zu, meinte nur, er würde durch die Verluste an den schwierigeren Teilstrecken wettgemacht werden. Dem aber ist nicht so. Die zweite Strecke, die über den Taurus geführt werden muß, gehört zu den schwierigsten der ganzen Linie; als aber 1908 die zweite Konvention zum Bau der Strecke von Eregli-Bugurlu bis Helif fertiggestellt wurde, warf man die Finanzierung der zweiten mit der der viel leichteren dritten Teilstrecke zusammen zum Zweck, die Verluste der einen mit den Gewinnen der anderen auszugleichen! So bleiben die „Verdienste" an der ersten Strecke jedenfalls in der Tasche der Deutschen Bank, und da in der ganzen Trasse nur zwei Teilstrecken vermutlich den kilometrischen Zuschuß vollständig in Anspruch nehmen werden, so wird die Bagdadbahngesellschaft ein ausgezeichnetes Geschäft mit diesen „Garantien" machen.

Die wichtigste Folge dieser bequemen Einrichtung ist, daß die Gesellschaft eigentlich gar kein Geld zur Ausführung des Bahnprojektes braucht: die türkische Regierung ist es, die selbst das Geld schafft. Dementsprechend sehen wir, daß die Bagdadbahngesellschaft mit einem nominellen Kapital von bloß 150 Millionen Franken gegründet wurde, von dem obendrein nur die Hälfte tatsächlich eingezahlt wurde. 75 Millionen Franken Kapital und, sagen wir bescheiden, 150 Millionen Franken Profit in zwei Jahren — das ist ein Geschäft, wie es ein besseres gar nicht geben kann. Und doch mußte die Gesellschaft an auswärtige Unterstützung appellieren, und zwar aus zweierlei Gründen. Erstens mußte sie jedesmal die türkischen Schatzscheine realisieren, und dafür reichte der deutsche Geldmarkt allein nicht

aus. Zweitens aber mußte die türkische Garantie der Zinsen in irgendwelcher Gestalt materialisiert werden, und auch dazu war die Mitarbeit des Auslandes unentbehrlich. Bekanntlich sind die wichtigsten Einnahmen der türkischen Regierung seit 1881 den auswärtigen Gläubigern verpfändet und werden von einem internationalen Conseil de la Dette Publique verwaltet. Es mußten demgemäß neue Einnahmequellen aufgesucht werden, und da schien das passendste die Erhöhung der Einfuhrzölle von 8 auf 11 Prozent (vom Wert). Aber auch diese Maßnahme konnte auf Grund der internationalen Verträge nur mit Zustimmung der Mächte ausgeführt werden, und so war die Bagdadbahngesellschaft auch in dieser Hinsicht auf auswärtige Unterstützung angewiesen.

In 1902 knüpfte sie daher mit englischen und französischen Finanzleuten und den entsprechenden Regierungen Vorverhandlungen an. Würden sie an dem Unternehmen mitarbeiten? In beiden Ländern gab es einen Teil der Finanz- und der politischen Welt, der diese Frage bejahte. In England war schon ein fertiges Syndikat vorhanden, das die Sympathien des Auswärtigen Amtes (damals stand noch Lord Lansdowne an seiner Spitze) besaß. Auch in Frankreich war die Finanzwelt, von Rouvier, dem alten Mitarbeiter der Deutschen Bank, und der Banque Ottomane geleitet, dem deutschen Vorschlag günstig gestimmt. Es sollte Frankreich mit 30 Prozent, England mit ebensoviel an dem Kapital der Bagdadbahngesellschaft beteiligt sein, dann die Türkei und andere „Nationen" mit bloß nominellen Ziffern, so daß Deutschland, das den Vorsitz führte, immer noch bevorzugt blieb. Keine festen Abkommen aber konnten geschlossen werden, ehe die Regierungen ihre Stellung nicht amtlich präzisierten, und da kam die erste Überraschung: Frankreich wurde auf Anordnung Rußlands stutzig. Gleich am Anfang 1902 begann die „Nowoje Wremja" einen Feldzug gegen das deutsche Projekt, das die Stellung Rußlands in Kleinasien und in Nordpersien gefährdete, und das russische Auswärtige Amt gab der französischen Regierung zu verstehen, daß von ihrer Stellung der Bagdadbahn gegenüber selbst das Fortbestehen der Allianz abhänge. Am 24. März 1902 erklärte dann Herr Delcassé in der Kammer, Frankreich könne sich nur dann an dem Unternehmen beteiligen, wenn erstens auch Rußland ein Anteil an ihm eingeräumt und zweitens Frankreich eine dem meistbegünstigten Teilnehmer gleiche Beteiligung an dem Bau, dem Betrieb und besonders der Leitung gestattet würde. Da die deutschen Unternehmer auf solche harten Bedingungen nicht eingehen konnten, so zerschlug sich das Geschäft mit Frankreich.

In England ging es ganz anders. Dort blieben bis zum letzten Augenblick die Verhältnisse günstig. Vorausgesetzt, daß die Deutschen sich nicht irgendwo in Koweit festsetzten, war man in den politischen Kreisen allgemein der Meinung, daß es für England ratsam sein würde, an dem Unternehmen Anteil zu nehmen, da man es in dieser Weise besser kontrollieren könnte. Die Engländer wissen sich nämlich trotz ihres Stolzes und Machtbewußtseins immer mit fertigen Tatsachen abzufinden, und sie dachten wie stets in solchen Situationen: besser ein halber Laib als keiner. Doch gab es noch Bedenken und Uneinigkeit: manche fanden den ihnen von den Deutschen angebotenen Anteil zu klein, andere forderten strengere Garantien für die unparteiische Handhabung der künftigen Bahntarife, wieder andere konnten noch immer den Erfolg der deutschen Unternehmerschaft nicht verwinden usw.

Die Verhandlungen wurden somit bis zum Abschluß der Konvention vom 5. März 1903 verschleppt, und dann trat plötzlich ein Umschwung ein. Die Anweisungen über die kilometrischen Garantien erfüllten die englische Finanzwelt mit grünem Neide, und der schon früher geheim gehegte Argwohn brach jetzt in heller Flamme aus. Man schrie, die kilometrischen Garantien seien ein unerhörter Raub an einem bereits verarmten Staate und böten den Deutschen eine Schlinge, in der sie das türkische Volk erdrosseln könnten. Hauptsächlich aber wurde jetzt die weltpolitische Bedeutung des deutschen Vordringens in jenes Gebiet in den Vordergrund geschoben. Es wurden alle kaiserlichen Reden von Damaskus bis Kuxhaven aufgefrischt, die berühmte Einleitung des Flottengesetzes von 1900 zitiert und besonders die zahlreichen Äußerungen der alldeutschen Narren und Frechlinge angeführt — alles, um zu beweisen, daß die Bagdadbahn kein einfaches Finanzgeschäft sei. Deutschland, hieß es, erstrebe die Weltherrschaft. Deutschland wolle sich in Mesopotamien und Kleinasien einen Stützpunkt gegen die englische Macht schaffen. Diese Ländereien sollten von deutschen Kolonisten besetzt und als Zugang zum Persischen Golf, also Indien einerseits und zu Ägypten andererseits benutzt werden. Die Türkei werde militärisch reorganisiert und zum Sturmbock gegen England gebraucht werden usw. usw. Für jede dieser Behauptungen wurden deutsche Zeugen angeführt und die albernsten Phantasien der alldeutschen Publizistik ausgeschlachtet. Ob die Agitatoren selbst an ihre „Beweise" glaubten? Natürlich nicht! Aber das Publikum wurde eingeschüchtert, die Regierung wurde von verschiedenen Stellen aus angegriffen, und das war alles, was die enttäuschten Finanzmänner wollten. Der Feldzug wurde unter dem Publikum von der „Times" geführt, im Parlament unternahm Herr Thomas Gibson Bowles die Leitung des Sturmes, und schon am 23. April mußte die Regierung kapitulieren. An jenem Tage erklärte Balfour, der damalige Premierminister, die Regierung habe die vorgeschlagenen deutschen Bedingungen sorgfältig geprüft und sie für unzulänglich gefunden; daher könne die Regierung weder in bezug auf die Beförderung der indischen Post über die neue Bahn, noch in bezug auf den Anschluß der Bahn an Koweit, noch in bezug auf die Genehmigung der Erhöhung der türkischen Einfuhrzölle irgendwelche Verpflichtungen übernehmen. Das Tischtuch auch mit England war somit zerschnitten.

Jetzt, nach zehn Jahren läßt sich die Bedeutung dieser Episode richtiger einschätzen. Sie war die erste Schlacht, die von englischen Interessenten ihren deutschen Rivalen unter weltpolitischen Vorwänden und unter Anwendung von politischen Waffen geliefert wurde, und die Verleumdungen und Beschuldigungen, die dabei hin und her geschleudert wurden, vergifteten die Atmosphäre derart, daß die politischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern für die Dauer von zehn Jahren nicht mehr aus dem Zustand der Feindschaft herauskamen. So tüchtig haben damals die englischen Agitatoren ihre Arbeit verrichtet, daß von nun an Deutschland in englischer Einbildung wirklich als ein gefährlicher Nebenbuhler auf dem weltpolitischen Gebiet erschien, den zu bekämpfen die Lebensaufgabe Englands sei. Ob die Urheber dieses Humbugs zu guter Letzt selbst daran zu glauben begannen, mag dahingestellt bleiben; sobald er aber lanciert worden war, wurde er bald von anderen Interessenten, vor allem von den Rüstungsmagnaten aufgenommen

und weiter betrieben, so daß man zuletzt ganz vergaß, woher er seinen Anfang nahm. Man sprach von tiefgehenden Gegensätzen; man untersuchte die wirtschaftlichen Wurzeln, die einen Konflikt zwischen den imperialistischen Tendenzen der beiden Länder unvermeidlich machten, und man bemerkte gar nicht, daß der große Gegensatz ein künstliches Geschöpf war, das ursprünglich von einer Gruppe Finanzleute aufgebauscht wurde mit dem einzigen Zweck, das deutsche Bagdadbahnprojekt zu vereiteln. Indes muß man auch die andere Seite hervorheben. Die Bagdadbahn hat wirklich die dummen Köpfe der teutschen Patrioten verwirrt und sie zu den albernsten Phantasien über die welthistorische Rolle Deutschlands verleitet. Sie waren es selbst, die den englischen Scharfmachern ihre Waffen geliefert hatten, und somit waren sie die Mitschuldigen an der gefährlichen Verfeindung der beiden Länder.

Aber noch mehr. Was verlangten eigentlich die Engländer? Sie verlangten die ausschließliche Kontrolle über die Endstrecke der Bahn von Bassorah nach Koweit und, wie es scheint, noch einen ebenbürtigen Anteil an der Strecke Bagdad-Bassorah. Sie sagten: wenn die Deutschen die Anfangsstrecke von Haidar Pascha bis Konia allein beherrschen, so wollen wir in ähnlicher Weise ihre Endstrecke beherrschen, und wenn die Deutschen eine bevorzugte Kontrolle über den an die deutsche Teilstrecke anschließenden Teil (Konia-Bagdad) des Schienenwegs in Anspruch nehmen, so dürfen wir in unserem Interesse wenigstens einen ebenbürtigen Anteil an der Kontrolle des südlichen Teiles (Bagdad-Bassorah) der Bahn verlangen. Das war der Preis, den die Engländer für ihre finanzielle und diplomatische Mitwirkung forderten. Die Deutschen aber, von ihrem neuen Größenwahn erfüllt, lehnten diese Bedingungen ab: dem deutschen Kapital, hieß es, müsse die führende Rolle gehören; überhaupt aber sei es verfrüht, über die Endstrecken zu diskutieren, da nach den Bedingungen der Konvention die Eröffnung irgendeiner Linie südlich von Bagdad verboten sei, bis die Hauptlinie diese Stadt erreicht habe. Der jetzige Ausgang der ganzen Geschichte, wie wir unten sehen werden, hat bewiesen, wie es sich mit diesen Argumenten in Wirklichkeit verhielt: sie waren nur der Ausdruck des chauvinistischen Eigensinnes, der durch den ersten Erfolg erzeugt worden war.

Was aber sollte nun die Bagdadgesellschaft nach der Ablehnung Frankreichs und Englands tun? Wie schon Balfour angedeutet hatte, durfte man nicht mehr eine Erhöhung der türkischen Einfuhrzölle zur Verwendung für die Zahlung der kilometrischen Garantien erwarten; außerdem sollte den türkischen Schatzscheinen der Geldmarkt der beiden Länder verschlossen sein. Die Lage war schlimm; nichtsdestoweniger gelang es, die Schwierigkeiten zu überwinden. Für die kilometrische Garantie wurden die Zehnten in sechs asiatischen Provinzen verpachtet, und was die Realisierung der Schatzscheine betraf, so stellte sich bald heraus, daß die französischen Kapitalisten gar nicht gewillt waren, der russischen Anordnung Folge zu leisten. Herr Rouvier besonders, der an der Spitze einer großen Bank stand und innigste Beziehungen zur Ottomanischen Bank unterhielt, hatte für einen so verlustreichen Patriotismus kein Verständnis, und er, der gerade zu dieser Zeit Finanzminister wurde, förderte den Anschluß mancher französischen Finanzhäuser an die Bagdadgesellschaft. Den Franzosen wurden 30 Prozent des Kapitals und 8 Sitze im Direktorenrat eingeräumt, und das Geschäft war perfekt. Zwar konnten die 54 Millionen Franken Schatzscheine nicht in Paris öffentlich auf-

gelegt und mußten formell zum großen Teil von der Deutschen Bank übernommen werden, allein sie fanden heimlich den Weg nach Paris. Sie wurden zu einem ziemlich niedrigen Kurse von 86,40 (unter 81,5 durften sie der Konvention nach nicht emittiert werden) realisiert, und der Ertrag, wie gesagt, deckte vollständig die Baukosten und überließ noch einen großen Überschuß. Die Strecke wurde schon im Oktober 1904 fertig und der Betrieb wurde der Anatolischen Gesellschaft überlassen. Diese bekommt dafür 3700 Franken pro Jahr und Kilometer, und die Bagdadgesellschaft säckelt die 800 Franken, die von dem garantierten Betriebszuschuß übrig bleiben, ein.

Nach der Fertigstellung der ersten Strecke kam das Unternehmen ins Stocken: es fehlten nämlich neue Quellen zur Sicherstellung der kilometrischen Garantien für die weiteren Strecken, die die schwierigsten und daher kostspieligsten waren. Zwar unternahm schon 1903 Herr Roubier eine Konversion eines großen Teiles der unifizierten Schuld der Türkei, wobei verabredet wurde, daß von nun an das Conseil de la Dette Publique 75 Prozent der Überschüsse der Einnahmen der Pforte übergeben würde. Allein die Pforte brauchte das Geld selbst, und eine dreiprozentige Erhöhung der Einfuhrzölle schien unerläßlich. Endlich 1907 stimmten die Mächte dieser Maßnahme zu, aber nur unter der Bedingung, daß 75 Prozent der Einnahmen aus dieser Quelle dem Reformwerk in Mazedonien gewidmet würden und die übrigen 25 Prozent nicht für die kilometrischen Garantien für die Bagdadbahn verwendet werden dürften. Diese letztere Vorkehrung wurde speziell auf Veranlassung Englands getroffen, aber sie erwies sich illusorisch, denn diese 25 Prozent der neuen Zolleinnahmen setzten die anderen 75 Prozent der Überschüsse des Conseils frei, und diese konnten für die kilometrischen Garantien verwendet werden. So wurde schließlich im Sommer 1908 eine zweite Konvention für die vier weiteren Teilstrecken, zusammen 840 Kilometer, von Bulgurlu nach Halif geschlossen. Schatzscheine im Gesamtwert von 108 Millionen Franken sollten für die ersten zwei dieser Strecken zusammen überreicht und realisiert werden, und als Pfand wurden die 75 Prozent der Überschüsse des Conseils sowie in zweiter Reihe die Schafabgaben in drei asiatischen Provinzen bezeichnet. Die Übergabe der Schatzscheine für die weiteren zwei Teilstrecken sollte später erfolgen. Wieder begannen Verhandlungen mit England und Frankreich. Sir Ernst Cassel fuhr speziell nach Berlin, aber es wurde nichts erreicht. Im Herbst 1909 wurde dann in Glarus, Schweiz, eine neue Baugesellschaft unter Mitwirkung von französischen Boykottbrechern, aber immer unter der Leitung der Firma Philipp Holzmann & Co. gegründet, und der Bau begann an verschiedenen Punkten der Trasse.

Es war jetzt jedermann klar, daß die Bagdadbahn wenigstens bis zur Kalifenstadt durchgeführt werde. Was weiter geschehen würde, ließ sich nicht genau voraussehen. Man konnte einen Konflikt mit England erwarten; auch drohte wieder die Frage der Sicherstellung der Garantien aufzutauchen, sobald die verpfändeten Einnahmen nicht mehr ausreichten. Unterdessen aber änderte sich die allgemeine politische Konjunktur. Im Februar 1909 wurde der Marokkostreit, wie es damals schien, durch das deutsch-französische Abkommen beigelegt. Zur gleichen Zeit knüpfte die russische Diplomatie mit Japan Verhandlungen an, die nach einer Reihe kleinerer Konventionen in dem Abschluß des politischen Vertrags über die Mandschurei vom 4. Juli

1910 ihren vorläufigen Abschluß fanden. Gesichert gegen Zufälle in Europa und gedeckt durch den genannten Vertrag im fernen Osten, entschloß sich jetzt der neue Leiter des russischen Auswärtigen Amtes Sasonoff, auch mit Deutschland den von seinem Vorgänger Iswolski zerrissenen Draht wiederherzustellen, um sich den Geschäften im nahen und mittleren Osten widmen zu können. In der ersten Woche des November 1910 fand die bekannte Zusammenkunft zu Potsdam statt. Das Ergebnis war eine Verständigung zwischen den beiden Regierungen über die Bagdadbahn wie auch andere Fragen. Rußland verzichtete auf seine bisherige Obstruktion des Bagdadbahnprojektes, gestattete die Ausführung der Chanikinlinie und verpflichtete sich sogar, diese mit Teheran zu verbinden. Dafür erhielt es freie Hand in Persien und, wie man zurzeit allgemein annahm, die Verpflichtung Deutschlands, von dem Bau der anatolischen Zweigbahnen abzusehen. Diese Verständigung (der bald das Zurückziehen der russischen Truppen von der deutschen Grenze folgte) war eine kolossale Überraschung für das treue und düpierte Frankreich und eine Enttäuschung für England. Deutschland hätte wohl triumphieren können, aber auch bei ihm war unterdessen die Stimmung umgeschlagen. Das diplomatische und Rüstungsduell mit England hatte es nämlich belehrt, daß es mit dessen Macht noch ziemlich kräftig bestellt sei und es nicht so leicht aus dem Sattel gehoben werden könne. Die wilden Träume der Jugend waren in den deutschen Regierungskreisen dahin. Man wurde nüchterner, man schickte den allzu sanguinischen Reichskanzler in die Wüste, und man stellte sich die Aufgabe, die Engländer zu überzeugen, daß man an einen Wettkampf mit ihnen um die Weltherrschaft nicht mehr denke. So wurde die Potsdamer Zusammenkunft nicht ein Anlaß zur weiteren Zunahme des Größenwahns, sondern vielmehr ein Ansporn, die Politik der Aussöhnung auch auf England auszudehnen. Anfangs 1911 kam es zu Verhandlungen mit der Pforte über die letzten Teilstrecken von Halif bis Bagdad, und bei dieser Gelegenheit verständigte man sich über gewisse gegenseitige Zugeständnisse, die dann am 20. März in einer neuen Konvention festgelegt wurden. Die Gesellschaft baut wie vordem mit dem Ertrag der Schatzscheine, die ihr für je 200 Kilometer im Werte von 54 Millionen Franken überwiesen werden, sie verlangt aber keine neuen Pfänder zur Sicherstellung der Zuschüsse und verzichtet sogar im voraus auf den geplanten neuen vierprozentigen Zuschlag zu den Zöllen. Die Gesellschaft aber tut noch mehr: sie verzichtet auf ihre Rechte in bezug auf die Endstrecke von Bagdad bis zum Persischen Golf, verzichtet auf ihr Recht in bezug auf den Bau eines Hafens in Bassorah und verzichtet auf ihr Recht, eine Zweigbahn von Bassorah nach Koweit zu bauen. Dafür erhält die Gesellschaft die folgenden Zugeständnisse der Pforte: erstens eine Konzession ohne kilometrische Garantien für den Bau einer Zweigbahn von Osmanieh an der Adanateilstrecke nach Alexandretta am Mittelmeer und für die Einrichtung eines Hafens daselbst; zweitens einen dem des meistbegünstigten Teilnehmers gleichen Anteil an der internationalen Gesellschaft, die für den Bau der Golfstrecke unter türkischer Leitung gegründet werden soll, und schließlich das Recht, von dieser Gesellschaft eine Entschädigung für ihren Verzicht zu fordern.

Wer unsere bisherigen Ausführungen verfolgt hat, wird sofort einsehen, daß die dreifachen Verzichte der Bagdadbahngesellschaft auf die Weiter-

führung des Schienenwegs über Bagdad hinaus ein formeller Rückzug aus der von ihr anfangs gegenüber England eingenommenen Position waren. Freilich bekommt sie dafür eine ganz wertvolle Entschädigung in der Form der Konzession für die Bahn nach Alexandretta und den dortigen Hafen, denen eine große wirtschaftliche Zukunft gesichert zu sein scheint; aber mit englischer Hilfe hätte sie diese Entschädigung sicherlich auch früher erhalten können, und diese Hilfe konnte sie bekommen und dabei sich und der Welt den ganzen zehnjährigen Zank ersparen, wenn sie gleich am Anfang, dem englischen Verlangen nachgebend, auf die Golfstrecke verzichtete. Daraus sieht man, wie es in Wirklichkeit mit den unüberwindbaren „nationalen" Gegensätzen und den unveräußerlichen nationalen „Lebensinteressen" bestellt ist, von denen man in diesem Zusammenhang soviel geschwätzt hat. Will man, so wird aus jeder Lappalie eine Sache der nationalen Ehre und der nationalen Existenz gemacht; will man anders, so wird aus der nationalen Ehre und nationalen Existenz eine ganz gewöhnliche Sache des Handels und geschäftlichen Kompromisses.

Der Verzicht auf die Endstrecke der Bahn erfolgte, damit sich die Pforte mit England verständigen könnte. Zuerst die Marokkokrise und dann der Tripoliskrieg störten die Unterhandlungen, und der Balkankrieg unterbrach sie schließlich gänzlich. Erst als die Balkankrise in das diplomatische Stadium eingetreten war, wurden die Unterhandlungen zwischen der Pforte und dem englischen Auswärtigen Amte wieder aufgenommen. Ein ehemaliger Großwesir wurde nach London geschickt, und wie zur Zeit des Berliner Kongresses wurden auch jetzt hinter dem Rücken der Botschafter und Bevollmächtigten Verhandlungen gepflogen, die den Zweck hatten, nicht bloß die spezielle Streitfrage zu lösen, sondern auch die geschwächte und freundschaftsbedürftige Türkei über den Löffel zu barbieren. So wissen wir schon, daß nicht nur über die Endstrecke der Bagdadbahn, sondern auch über die türkisch-persische Grenze, über die Finanzrechte Ägyptens und über Zypern verhandelt und alles nach dem Wunsche Englands entschieden wurde. Was jene Endstrecke betrifft, so hat erstens die Pforte die vollständige Autonomie des Scheiks von Koweit bewilligt und damit das englische Protektorat über ihn anerkannt. Da auch der Scheik von Mohammera, das am Schatt-el-Arab, südöstlich von Bassorah liegt, ein Schützling Englands ist (die geplante türkisch-persische Grenzberichtigung wird schon diesen Titel bestätigen!), so wird jetzt England von beiden Seiten die Kontrolle über die Nordküste des Golfes und daher über jede Verbindung der Bagdadbahn mit dem Golfe ausüben. Weiter hat England erlangt, daß die Bagdadbahn unter keinen Umständen südlich von Bassorah ohne seine Genehmigung geführt werden dürfe. Dann verlangt England zwei Direktoren im Verwaltungsrat der Bagdadbahngesellschaft zur Kontrollierung der Bahntarife, obwohl es weiß, daß Differentialtarife schon durch die Konvention von 1903 verboten wurden und tatsächlich weder auf den anatolischen Bahnen noch auf den bereits eröffneten Teilstrecken der Bagdadbahn in Kraft sind. Was schließlich die Teilnahme an der Strecke Bagdad-Bassorah betrifft, so begnügt sich das englische Auswärtige Amt damit, nichts zu fordern, gegen nichts zu opponieren und alles dem freien Willen der deutschen und englischen Kapitalisten zu überlassen: „es liegt nicht mehr in den britischen Interessen, den Bau der Bahn zu bekämpfen". So erklärte Sir Edward Grey im Unterhaus am 29. Mai.

So ist der zehnjährige heillose Streit zu Ende gekommen. Manche Detailfragen, wie zum Beispiel die Frage der Entschädigung der Bagdadbahngesellschaft gemäß der Konvention vom 20. März 1911, wird man noch zu lösen haben; auch sind noch kleine Überraschungen, wie die gemeldete Besitznahme Zyperns zur Sperrung des Zugangs zum Hafen von Alexandretta, möglich. Im großen und ganzen aber sind die bisherigen Schwierigkeiten überwunden, und bald wird nichts von dem großen Streite bleiben als eine nicht gerade erbauliche Erinnerung.

Und die englischen Kapitalisten? wird mancher Leser fragen. Genügt ihnen der Sieg der englischen Diplomatie? Ach, die Herren Kapitalisten haben schon lange die Anmaßung ihrer deutschen Brüder verwunden und mit ihnen eine herzliche Entente — in China geschlossen. Sie werden sich jetzt mit den deutschen im gleichen Maße an dem Bau der Strecke Bagdad-Basforah beteiligen, und alles wird zum besten in dieser besten aller Welten gehen. Nur daß sich die Völker vielleicht noch manchmal erinnern werden, daß sie von diesen Herren hüben wie drüben beinahe bis zum Kriege verhetzt worden waren!

Nachgedanken zu den nachdenklichen Betrachtungen.

Von **K. Kautsky.**

1. Erstarrung des Parteilebens.

Die Haltung unserer Fraktion zur Wehrvorlage und der Ausgang des preußischen Landtagswahlkampfes haben wieder einmal eine lebhafte Diskussion hervorgerufen. Aber diesmal bietet sie ein ganz anderes Bild als alle Parteidiskussionen seit fünfzehn Jahren. Wir finden nicht mehr zwei Richtungen, die einander geschlossen gegenüberstehen, sondern alles läuft durcheinander.

Schon voriges Jahr, vor dem Chemnitzer Parteitag, konnten wir konstatieren, daß die Trennung in zwei Flügel, die der Revisionismus herbeigeführt hat, immer geringfügiger wird. Der Revisionismus wird bald völlig der Vergangenheit angehören. Diejenigen, die das leugnen, vergessen, was der Revisionismus bedeutet, verwechseln ihn mit dem Opportunismus, gemäßigter Gesinnung, Augenblickspolitik und ähnlichen Erscheinungen. Tendenzen dieser Art und deren Gegentendenzen gibt es in unserer Partei, seitdem sie existiert, und wird es geben, solange sie existiert. Der Revisionismus dagegen, die Forderung, die Marxschen Lehren zu revidieren oder ganz aufzugeben, erstand erst am Ende des vorigen Jahrhunderts, und diese Forderung hat heute völlig aufgehört, ein politischer Faktor in unserer Partei zu sein. Ob ihre Vertreter sich theoretisch überwunden fühlen, ob ihnen die Praxis des Lebens andere Fragen wichtiger scheinen läßt, oder was sonst an dieser Wandlung schuld sein mag, braucht uns jetzt nicht zu beschäftigen. Die Tatsache selbst steht fest.

Wenn es noch Genossen gibt, die eine Revision der Marxschen Theorie für dringend notwendig erklären, so finden sie kein Echo mehr. Hinwiederum müssen auf dem Gegenpol einzelne Vertreter der äußersten Linken konstatieren, daß anerkannte Marxisten von ihnen erheblich abweichen und bisher als Revisionisten betrachtete Genossen auch in das Horn der Massen-

aktion blasen. Und es ist schwer zu sagen, was R. L. mehr mit Entrüstung erfüllt, die Kritik der Marxisten oder der Zuzug der Revisionisten.

In Wirklichkeit hat es unter den Revisionisten wie unter den Marxisten stets sehr verschiedene praktische Tendenzen gegeben. Diese Differenzen kamen nicht zur Geltung, solange die Fragen des Revisionismus im Vordergrund standen. Die gemeinsame Abneigung gegen den Marxismus schweißte bei den Revisionisten Freihändler und Schutzzöllner, Verfechter der Abrüstung und der Flottenpolitik, Freunde und Verächter des Liberalismus zu einer Phalanx zusammen, der gegenüber auch alle Marxisten zusammenhielten. Das Zerfallen der Phalanx hier bewirkt auch das Zerfallen der Phalanx dort. Neue Fragen tauchen auf, die nicht mehr nach den alten Richtlinien von links und rechts entschieden werden.

Das erzeugt den Anschein einer gewissen Konfusion. Aber der Schein trügt. Die Diskussion der Wortführer nimmt wohl einen etwas chaotischen Charakter an, aber das kräuselt nur die Oberfläche. Die Masse, von der so viel geredet wird, in deren Namen jeder zu reden glaubt, wird von alledem sehr wenig berührt. Solange nicht große, historische Ereignisse eintreten, geht sie in der bisherigen Weise ihren Weg weiter. Leitartikel produzieren keine Massenaktionen.

Dem Chaos der Meinungen entspricht keineswegs ein Chaos der Praxis. Im Gegenteil, im letzten Jahre ist diese in unserer Partei einheitlicher geworden, als sie je war. Die Einheit der Praxis zwischen Süd und Nord, zwischen Partei und Gewerkschaft, ebenso wie die Einheitlichkeit innerhalb der Reichstagsfraktion in wichtigen Fragen ist heute sicher größer als ehedem.

Aber ist diese wachsende Einheitlichkeit nicht ein schlechtes Zeichen? Entspringt sie nicht wachsendem Ruhebedürfnis, zunehmender Versumpfung oder Verbürgerlichung der Partei, wie sie Meerfeld in seinen „nachdenklichen Betrachtungen" konstatiert?

„Jeder ganze Kerl," meint er, „*auch wenn er querköpfisch ist*, müßte uns ästhetisches Vergnügen bereiten, und doch geht allemal nur ein unwilliges Murren durch die Reihen der in strammer Partei- und Gewerkschaftsdisziplin erzogenen Genossen, wenn mal einer in unsere wohltemperierte Luft hineinfegt, der wider das Schicksal seiner Klasse in titanischem Trotz aufbegehrt."

Ist das ein Zeichen von Versumpfung, dann hat unsere Partei von Anbeginn an im Sumpfe gesteckt und ist noch nie aus ihm herausgekommen, denn der Kampf gegen aufbegehrende Querköpfe war stets bei uns im Schwange, und die Bakunin, Most, Wildberger usw. haben uns nie ästhetisches Vergnügen bereitet.

Freilich ist auch die Klage über die drohende Versumpfung der Partei so alt wie sie selbst. Seit vierzig Jahren hören wir sie immer wieder, und dabei marschieren wir rüstig voran. Da wird man etwas abgestumpft gegen diese Klage. Dafür schelten mich auch meine Freunde einen Optimisten. Mein Optimismus hat indes bisher immer recht behalten. Ich sehe keine Ursache, ihn abzulegen.

Kein Zweifel, es ist im Parteileben augenblicklich ein gewisser Stillstand zu verzeichnen, der an manchem Orte sogar zu einem Rückgang der Abonnentenzahlen der Parteipresse und der Mitgliederzahlen der Parteiorganisationen geführt hat. Das ist sicher nicht erfreulich, aber noch lange keine bedenkliche Erscheinung.

Für einen Proletarier bedeutet es ein gewaltiges Opfer an Zeit und Geld, wenn er Mitglied einer Parteiorganisation ist. Diese Opfer entspringen reinem Idealismus, sie werden nicht wie bei den Gewerkschaften durch materielle Gegenleistungen aufgewogen. Wir dürfen daher nie erwarten, daß unsere Parteimitgliedschaften jemals die Stärke der Gewerkschaften erlangen. Noch auch, daß sie ihre Mitglieder ebenso festhalten wie diese. Bei dem Aufgeben der Parteimitgliedschaft droht einem kein materieller Verlust, ja nicht einmal ein ideeller ist unvermeidlich, denn man kann an den Zielen unserer Bewegung dasselbe Interesse nehmen, ob man in der Organisation steht oder nicht. Eine Verteuerung der Lebenshaltung, ein Sinken der Löhne, Wachsen der Arbeitslosigkeit wird daher in den Mitgliederzahlen der Parteiorganisationen weit stärkere Fluktuationen hervorrufen und weit eher eine Verminderung dieser Zahlen herbeiführen, als es bei den Gewerkschaften der Fall ist.

In eine Periode dieser Art sind wir aber jetzt eingetreten. Die Teuerung dauert unvermindert an, und schon zeigen sich Anzeichen eines Konjunkturrückganges. Noch ist es nicht entschieden, ob er bald vorübergeht oder länger andauert. Jedenfalls nimmt er bisher an Schärfe immer zu. In solchen Zeiten heißt es für den Proletarier mehr als je an allen Ecken und Enden sparen, und nur der stärkste Idealismus noch vermag ihn zu veranlassen, seine Mitgliedschafts- und Abonnementsbeiträge zu bezahlen, wenn es am Nötigsten fehlt. Wem dieser starke Idealismus mangelt, der fällt ab, und daneben wächst noch in jenen Zeiten die Zahl jener, die bei allem hingebenden Idealismus nicht mehr imstande sind, ihre Parteipflichten zu erfüllen. Das bedeutet keineswegs ein Sinken der Werbekraft unserer Ideen, sondern nur ein Sinken der Lebenshaltung der Bevölkerung in Krisenzeiten. Die daraus erwachsende Erbitterung kann im Gegenteil die Werbekraft unserer Ideen gewaltig verstärken, was bei der ersten günstigeren Gestaltung der Verhältnisse ein um so rascheres Wachstum der Mitglieder- und Abonnentenzahlen hervorrufen muß.

Aber ist nicht auch die Erbitterung der Massen, ihr revolutionärer Elan im Abflauen begriffen?

Das scheint im Moment allerdings der Fall zu sein, und Meerfeld hat recht, wenn er diese Erscheinung als eine solche bezeichnet, die Grund zum Nachdenken gibt. Doch auch da scheint er mir zu schwarz zu sehen.

Man kann nicht in ununterbrochener Erregung begriffen sein. Wenigstens bei einem gesunden Organismus kommt das nicht vor. Nun sagt man freilich, die Massen hätten in der Gegenwart besonderen Grund, erregt zu sein und revolutionären Elan zu entwickeln, und wenn sie es nicht täten, sei nur die Partei daran schuld.

Ist dem so, dann trifft aber die Schuld nicht bloß die deutsche Sozialdemokratie allein. Sie soll die Aufgabe gehabt haben, Massenaktionen gegen die Kriegsgefahr zu veranlassen. Aber wo blieben die Massenaktionen gegen die Kriegsgefahr in Frankreich, in Italien, in Österreich, in Rußland? Freilich wird behauptet, den Wehrvorlagen gegenüber habe das französische Proletariat sich weit energischer zur Wehr gesetzt wie das deutsche. Aber wie kann man die augenblickliche Situation in Deutschland mit der in Frankreich vergleichen! Was heute in Deutschland gefordert wird, die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auf alle wehrhaften Männer, ist in Frankreich

längst bis auf den letzten Mann durchgeführt, ohne daß sich dort die geringste Bewegung im Proletariat dagegen kundgab. Soll aber etwa die Besteuerung der Besitzenden die Massen zu stürmischen Protesten erregen?

Was in Frankreich eine lebhafte Bewegung hervorrief, war nicht die ausgedehnte Anwendung der allgemeinen Wehrpflicht, sondern die Ausdehnung der Dienstpflicht des einzelnen von zwei auf drei Jahre, von der schon die jetzt Dienenden betroffen werden. Das ist eine ganz andere Sache, und die mußte den energischsten Widerstand hervorrufen. Die verderbliche Seite der deutschen Wehrvorlage liegt vor allem in ihren Rückwirkungen auf die auswärtige Politik, in der Verschärfung des Gegensatzes zwischen Deutschland und Frankreich sowie in der ökonomischen Schädigung, die aus der Lahmlegung so vieler Tausende von Arbeitskräften hervorgeht. Diese verderblichen Seiten liegen nicht für jedermann ohne weiteres klar zutage. Den Massen, die nicht unsere Presse lesen, nicht unsere Versammlungen besuchen, kommen sie nicht zum Bewußtsein. Aber auch für die Mehrheit unserer Leser und Versammlungsbesucher sind jene Schäden zunächst nicht direkt empfundene, sondern nur durch Nachdenken erkannte. Erst die Reichstagsverhandlungen konnten allmählich den Massen die Augen darüber öffnen. Ganz anders die Ausdehnung der Dienstzeit von zwei Jahren auf drei. Das spürt jeder Betroffene sofort in eindringlichster Weise am eigenen Leibe, und mit ihm seine Familie und seine Freunde. Eine solche Last, urplötzlich den Proletariern auf die Schultern gewälzt, muß ihre wildeste Empörung wachrufen. Wenn heute in Deutschland die Regierung verfügte, daß alle Soldaten, die jetzt im zweiten Jahre dienen, statt im Herbst entlassen zu werden noch ein drittes Jahr in der Kaserne sich schurigeln lassen sollten, würde auch in Deutschland eine sehr energische Protestaktion die Folge sein, wohl weniger als in Frankreich in den Kasernen selbst, dagegen mehr außerhalb der Kasernen in der Zivilbevölkerung. Und diese letztere Bewegung wäre vielleicht noch energischer als die jetzige in Frankreich. Denn was dort in die Augen fiel und was an deutschen Verhältnissen gemessen einen revolutionären Anstrich hatte, das waren die Auflehnungen einiger Hunderte heißblütiger junger Männer in Uniform. Eine Massenbewegung der Zivilbevölkerung, von einer Wucht, die allein bewirken konnte, daß jene Auflehnungen bessere Resultate erzielten als die Verurteilungen der „Rädelsführer" und die Opferung einer Reihe von Existenzen; daß sie eine politische Wirkung hervorbrachten — eine solche Massenbewegung blieb völlig aus.

Daraus ist den französischen Genossen natürlich kein Vorwurf zu machen. Auch sie können nicht Massenaktionen nach Bedarf veranstalten. Die Massen sind nicht willenlose Marionetten, die von einigen Drahtziehern nach Belieben gelenkt werden können. Aber angesichts des Geredes von den glänzenden Massenaktionen der Franzosen und von der Stumpfheit der Deutschen gegenüber den neuesten Wehrvorlagen muß doch konstatiert werden, daß die französische Wehrvorlage ebensowenig wie die deutsche eine stürmische Massenbewegung in der Zivilbevölkerung hervorgerufen hat, obwohl sie die Dienstpflichtigen weit härter trifft, die Volksmasse weit mehr aufstacheln muß als die deutsche, und obwohl Frankreich das Land der direkten Aktion ist. Daß diese gerade jetzt versagt, wo man annehmen sollte, sie sei nötiger als je, daß die Führer der Confédération du Travail, die sonst stets bei der geringsten Gelegenheit mit dem Generalstreik bei der Hand waren, gerade

jetzt nicht die mindeste Miene machen, einen Massenstreik zu entfesseln, spricht deutlich genug. Sie, die mehr Erfahrung in der direkten Aktion haben als sonst jemand, müssen ein Haar darin gefunden haben.

Es ist also nicht richtig, daß die deutsche Sozialdemokratie augenblicklich viel weniger Kampfeslust und Elan entwickelt als ihre Bruderparteien.

Richtig ist, daß die Haltung der Massen in Deutschland wie anderswo unsere „Massenaktionäre" zurzeit enttäuscht. Aber das ist ihnen schon einigemal passiert und wird ihnen noch öfter passieren.

Natürlich suchen sie die Schuld nicht bei sich selbst, bei ihrer mangelhaften Vertrautheit mit dem Fühlen und den Lebensbedingungen des Proletariats. Anstatt als gute Marxisten zuerst die heutige ökonomische Situation zu untersuchen, erklären sie frischweg, wie immer die ökonomischen und politischen Bedingungen sein mögen, die Massen seien stets bereit, auf die Straße zu gehen, stets bereit zu streiken, und wo das ausnahmsweise nicht der Fall, sei die Schuld bei einzelnen Personen oder gar bei einzelnen Worten zu suchen, so zum Beispiel in der Tatsache, daß ich mir herausnahm, die Taktik, die unsere Partei schon ein halbes Jahrhundert lang verfolgt, „Ermattungsstrategie" zu nennen. Daraus konnte offenbar nichts anderes folgen als Ermattung in den eigenen Reihen.

Die Massenaktionäre drehen sich da in einem sonderbaren Kreise. Auf der einen Seite sagen sie, die Massen seien unfehlbar, sie versagten nie und drängten stets die unwilligen Führer vorwärts — und wenn dann die Massen doch versagen, dann sind plötzlich die Führer daran schuld, die die Massen nicht gehörig begeistern.

Jetzt ist aber noch ein neuer Sündenbock aufgetaucht: die Organisation.

Anscheinend begegnet sich hier Meerfeld mit jenen Kritikern, denn auch er sieht in unserer augenblicklichen Organisationsform ein hemmendes Moment. Indessen besteht zwischen beiden Auffassungen doch ein wesentlicher Unterschied.

Es steht mir nicht zu, über praktische Organisationsfragen zu sprechen, mit denen ich zu wenig vertraut bin. Aber erfahrene Praktiker der verschiedensten Richtungen bestätigen, daß unsere Organisation, wenigstens in einzelnen Gebieten, ein sehr schwerfälliger Organismus ist, der einen zu großen Kraftaufwand erheischt. Die Ursache dürfte darin liegen, daß unsere Partei in letzter Zeit so enorm rasch gewachsen ist, nicht nur an Mitgliedern, sondern auch an Aufgaben und Arbeitsgebieten. Dabei bleiben wir aber den Methoden einer primitiven Demokratie treu, die für kleine Verbände mit einfachen Aufgaben sehr wohl am Platze sind, in einer großen Organisation mit vielgestaltigen Aufgaben dagegen eine große Verschwendung an Zeit und Kraft bedeuten und, was noch schlimmer, die Massen und ihre Funktionäre so in der Kleinarbeit aufgehen lassen, daß ihnen weder die Kraft noch auch das Interesse für die großen Fragen bleiben, wenn nicht außergewöhnlich starke Reizmittel — große politische oder ökonomische Ereignisse — sie aufrütteln.

Als die revisionistische Bewegung begann, bestand einer ihrer Haupttrümpfe darin, die Notwendigkeit der Kleinarbeit gegenüber dem revolutionären, das heißt dem über das Alltägliche hinaussehenden Denken zu betonen. Heute besteht das Problem eher darin, den Massen und ihren Funk-

tionären neben der Kleinarbeit Zeit und Gelegenheit zur Erweiterung ihres Horizontes zu geben. Unsere Bildungsarbeit, die Meerfeld merkwürdigerweise nicht erwähnt, wirkt sehr energisch in dieser Richtung. Aber auch bei organisatorischen Änderungen wäre darauf Bedacht zu nehmen. Und man lasse sich dabei nicht durch das Festhalten an scheinbar demokratischen Formen behindern. Das Wesen der demokratischen Selbstverwaltung besteht nicht darin, daß die Masse alles selbst macht — das führt bei steigendem Wachstum der Organisation zu ihrer Lähmung und zum Haften der Massen am Nächstliegenden. Es besteht vielmehr darin, daß die Masse die geistige Selbständigkeit besitzt, das ganze Getriebe der Organisation und seine großen Aufgaben zu übersehen und ihm die ihren dauernden Gesamtinteressen entsprechende Richtung zu geben.

Leider sind Meerfelds Ausführungen über die Organisation ganz negativ geblieben. Er macht sehr richtige und wichtige Bemerkungen über die Nachteile der heutigen Organisationsformen, äußert jedoch kein Wort darüber, wie diesen Nachteilen abzuhelfen. Und ohne positives Ergebnis bleibt jede Kritik unfruchtbar. Vielleicht holt er das Versäumte nach.

Ganz anderer Art als die Meerfelds ist jene Auffassung, die in jeder starken Organisation ein hemmendes Moment der Aktion sieht. Da lesen wir zum Beispiel in einem R. L. gezeichneten Artikel der „Leipziger Volkszeitung" vom 27. Juni:

> Je mehr unsere Organisationen wachsen, Hunderttausende und Millionen umfassen, um so mehr wächst notgedrungen der Zentralismus. Damit geht aber auch das geringe Maß an geistigem und politischem Inhalt, an Initiative und Entschluß, das im alltäglichen Leben der Partei von den Organisationen aufgebracht wird, gänzlich auf die kleinen Kollegien an der Spitze: auf Vereinsvorstände, Bezirksvorstände und Parlamentarier über. Was für die große Masse der Mitglieder übrig bleibt, sind die Pflichten zum Beitragzahlen, zum Flugblätteraustragen, zum Wählen und zu Wahlschlepperdiensten, zur Hausagitation für das Zeitungsabonnement und dergleichen. Das Musterbeispiel in dieser Hinsicht ist die Berliner Organisation, in der so ziemlich alles Wichtige an Leitung und Entschluß von dem Zentralvorstand erledigt wird, und wo die Initiative von unten sich gewöhnlich an dem Gitterwerk der zahllosen Instanzen wie an einem Stacheldrahtzaun ohnmächtig bricht.
>
> Es ist aber eine wunderliche Idee, dauernd Millionen von Menschen nur mit Erfüllung laufender Pflichten, mit Erörterungen über eine Erhöhung der Beiträge, über die Anstellung neuer Zeitungsausträgerinnen, die Wahlen des ersten und zweiten Vorsitzenden und des Kassierers, oder zur Abwechslung mit allerlei örtlichen kleinen Reibereien unter den Funktionären zu beschäftigen, wie sie nun einmal nicht zu vermeiden sind, wo viele Menschen zusammenarbeiten. Es ist eine wunderliche Vorstellung, man brauche diesen bureaukratischen Kleinkram nur mechanisch ins Riesenhafte zu steigern, um mit der Zeit zwei Millionen, drei Millionen, vier Millionen Mitglieder und so weiter in die Parteiorganisationen hineinzukriegen und sie dort halten zu können.
>
> Für die großen Massen muß vielmehr die Quantität in eine ganz andere Qualität umschlagen. Die großen Massen müssen sich in einer ihnen eigenen Weise betätigen, ihre Massenenergie, ihre Tatkraft entfalten können, sie müssen sich selbst als Masse rühren, handeln, Leidenschaft, Mut und Entschlossenheit entwickeln. Da aber unser alltäglicher Organisationsapparat unmöglich ein solches Leben bieten kann — gehören doch auch geschichtliche Situationen dazu, die sich nicht künstlich schaffen lassen —, da in unserer Organisation umgekehrt selbst das mögliche Minimum an geistigem Leben der Masse *durch den Zentralismus* erstickt

wird, so muß man sich ein für allemal von dem Wahn freimachen, als ob uns je gelingen würde, die ganze gewaltige Masse des arbeitenden Volkes in beitragzahlende Mitglieder der Wahlvereine zu verwandeln.

Das ist als Vorbedingung für große Massenaktionen weder möglich noch auch notwendig. Was notwendig, ist nur eine kühne Initiative und Aktion der Partei, mit der sie sich an die Spitze der Massen stellt, jedesmal, wo die politische Situation dies erfordert. Die unorganisierten Massen, ja die gegnerisch organisierten Schichten werden ihr dann begeistert Heerbann leisten. Als Beweis diene dasselbe belgische Beispiel, das vielfach von verkehrter Seite auf unsere Genossen so faszinierend wirkt. Das Wichtigste, was sich als positive Lehre aus dem belgischen Experiment ergibt, ist gerade die Tatsache, daß die unorganisierten Massen in wichtigen Momenten nie versagen und daß jede ernste Aktion der Sozialdemokratie ohne diese Massen ganz undenkbar wäre. In Belgien lassen die gewerkschaftlichen wie die politischen Organisationen so ziemlich alles zu wünschen übrig, auf jeden Fall können sie sich mit den deutschen nicht entfernt messen. Und doch kommt seit zwanzig Jahren ein imposanter Wahlrechtsstreik nach dem andern zustande.

Allerdings können die Massen nur dann Erfolge erzielen, wenn die Führung der Partei konsequent, entschlossen und durchsichtig klar ist. Wird auf zwei Schritte vorwärts stets ein Schritt zurück gemacht, dann werden schließlich auch die Massenaktionen verpuffen. In jedem Fall versagt aber dann, wenn ein politischer Feldzug scheitert, nicht die unorganisierte Masse, sondern die organisierte Partei und ihre Führung.

Die Sozialdemokratie ist historisch dazu berufen, die Vorhut des Proletariats zu sein, sie soll als Partei der Arbeiterklasse führend voranstürmen. Bildet sie sich aber ein, sie allein, die Sozialdemokratie, sei berufen, die Geschichte zu machen, die Klasse sei selbst nichts, sie müsse erst ganz in Partei verwandelt werden, ehe sie handeln darf, dann kann sich leicht ergeben, daß die Sozialdemokratie zum hemmenden Moment im Klassenkampf wird und daß sie, wenn die Zeit reif ist, der Arbeiterklasse nachlaufen muß, von ihr wider Willen zu Entscheidungsschlachten geschleift.

Hier wird nicht an der bestehenden Organisationsform Kritik geübt, sondern an der Organisation selbst. Je größer sie wird, um so mehr erstickt sie jede Initiative und Intelligenz. Je größer die Organisation wird, desto unfähiger macht sie die Organisierten, Leidenschaft, Mut und Entschlossenheit zu entwickeln, desto mehr fällt der Schwerpunkt der Bewegung in die unorganisierten Massen, die in wichtigen Momenten nie versagen. Wenn ein politischer Feldzug scheitert, versagt nicht die unorganisierte Masse, sondern nur die organisierte Partei. Belgien ist das Land der Massenaktionen, aber auch das Land, in dem politische und gewerkschaftliche Organisation so ziemlich alles zu wünschen übrig lassen.

Dies der Gedankengang von R. L.

Verfolgt man ihn weiter, so kommt man zur Konsequenz: zum Teufel mit der Organisation, wenn sie uns nur hemmt, wenn die unorganisierten Massen viel mehr Intelligenz und Tatkraft entwickeln als die organisierten, wenn in einem Lande die Massenaktionen gerade dadurch aufs kräftigste gedeihen, weil seine Organisationen so ziemlich alles zu wünschen übrig lassen.

Hätte R. L. recht, dann könnte es keine größere Dummheit geben als das stete Streben, unsere Organisationen, politische und gewerkschaftliche, zu verstärken und zu erweitern. Dann ist die darauf verwendete Arbeit nicht bloß unnütz, sondern direkt schädlich.

Aber R. L. hat eben nicht recht. Jene ganze Auffassung wird nur verständlich als Ausfluß russischer Verhältnisse. Die Zustände in der Arbeiter-

bewegung Rußlands erscheinen als das Ideal, das dem verfaulten Westen zu predigen ist. Die russische Not wird zu internationaler Tugend.

In Rußland ist die öffentliche Organisation des Proletariats fast völlig unterbunden. Die geheimen Organisationen sind notwendigerweise klein. Sie sind die Führer der Massen, die unorganisiert bleiben müssen und die bei dem Fehlen politischer Rechte fast keine andere Betätigungsweise kennen als den Streik.

Das ist aber keineswegs ein Zustand, der dem russischen Proletariat ideal erscheint. Die Gewinnung des Koalitions-, des Versammlungs- und Vereinsrechtes erscheint ihm als die wichtigste Aufgabe. Das heißt, es strebt nach dem Rechte, ebenso große und starke Organisationen aufzubauen wie seine westeuropäischen Brüder. Es sieht darin die beste Waffe, aus seiner unerträglichen Lage zu entrinnen.

So schreibt zum Beispiel W. Maisky in einem Artikel über den russischen Arbeiter:

> In der Tat nahm die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung während der Revolutionszeit einen gewaltigen Aufschwung. Mitte 1905 wurden die ersten Organisationen dieser Art ins Leben gerufen, und am 1. Januar 1907, das sind kaum anderthalb Jahre nachher, bestanden in Rußland schon über 600 Gewerkschaften mit zusammen rund 250 000 Mitgliedern.... Und hier traten mächtige Zentralisationsbewegungen und ein starker Drang nach dem sorgfältigen Ausbau der Organisation und der Finanzen zutage. („Zeitgeist", März 1913.)

Man sieht, unsere russischen Brüder sind durchaus keine Schwärmer für die unorganisierte Menge, und sie suchten die Errungenschaften der Revolution vor allem zur raschesten Gewinnung der angeblich so hemmenden Einflüsse starker zentralisierter Organisationen zu benutzen.

Andererseits sehen unsere belgischen Genossen in der Rückständigkeit ihrer gewerkschaftlichen Organisationen auch keine Quelle der Stärke, und sie sind nach Kräften bestrebt, ihr abzuhelfen.

Und nun gar die Behauptung, daß die unorganisierten Massen nie versagen! Unter allen dröhnenden Phrasen, hinter denen nichts steckt, ist das wohl die hohlste. Sie wird nicht erbaulicher durch die leere Verdächtigung, daß jedesmal, wenn ein politischer Feldzug scheiterte, nur die Partei daran schuld war, niemals die unorganisierte Masse.

Wer bildet denn diese unorganisierte Masse? Sie setzt sich zusammen auf der einen Seite aus Elementen, die zu kraftlos, zu gedrückt, zu isoliert, zu verkommen sind, um sich mit ihren Brüdern dauernd zu gemeinsamem Kampfe zusammenzuschließen, und andererseits aus Elementen, die zu unwissend und gedankenlos sind oder noch zu sehr befangen in bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Vorurteilen, um den Nutzen der Organisation zu erkennen. Endlich aus gesinnungslosen Elementen, die auf Kosten ihrer Brüder ihren Vorteil suchen. Jeder Versuch, eine dieser Schichten höher zu heben und aktionsfähig zu machen, muß Hand in Hand mit dem Versuch gehen, ihnen die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Organisation und den Mut zur Organisation beizubringen. Und alle jene Elemente, bei denen jeder derartige Versuch bisher gescheitert ist, die sollen die sicherste Grundlage, die energischste Streitmacht für unsere Kämpfe abgeben, den „begeisterten Heerbann", der „nie versagt", wenn nicht die „organisierte Partei" versagt!

Doch wozu Eulen nach Athen tragen und deutschen Proletariern beweisen, daß die Organisation ihre unentbehrliche, ihre beste und schärfste Waffe ist. Natürlich sichert der Besitz der Waffe noch nicht den Sieg; dieser erfordert auch die nötige Kraft, Intelligenz und Geschicklichkeit zu ihrer Führung. Die Kraft hängt in erster Linie von den ökonomischen Bedingungen ab. Sie wächst in Zeiten der Prosperität und sinkt in Zeiten der Depression. Die Intelligenz und Geschicklichkeit der organisierten Massen hängt dagegen vor allem von unserer Aufklärungstätigkeit ab. Niemand wird behaupten wollen, daß unsere Partei sie vernachlässigt.

Endlich aber, gerade weil die Organisation so wichtig und unentbehrlich ist, weil die unorganisierte Masse unberechenbar, nur auf die organisierte unter allen Umständen zu zählen ist, ist es eine unserer dringendsten Aufgaben, stets dafür zu sorgen, daß die Organisation nicht bloß wächst, sondern auch aufs zweckmäßigste gestaltet ist. Mit dem Wachstum der Organisation müssen auch ihre Formen wechseln, soll das Gewicht unserer Rüstung nicht zu schwer werden.

Das darf uns indes nicht hindern, am Wachstum unserer Organisation unermüdlich zu arbeiten. *Sie kann nie zu groß und stark sein.*

Kein Zweifel, mit dem Wachstum unserer Organisation wächst nicht bloß ihre Kraft, sondern auch ihre Vorsicht. Gegen Abenteuer und Handstreiche verhält sie sich immer ablehnender, es bedarf immer gewaltigerer Anstöße, sie zu Aktionen zu veranlassen. Sind diese Aktionen einmal im Gange, dann werden aber auch ihre Konsequenzen immer umfassender. Für Abenteuer und Quertreibereien wird die wachsende Organisation ein wachsendes Hemmnis. Aber dieser Nachteil ist zu ertragen. (Schluß folgt.)

Das Ergebnis der Parlamentswahlen in Holland.

Von **F. M. Wibaut.**

Das Ergebnis der Parlamentswahlen in Holland ist ein für die Sozialdemokratie in jeder Beziehung hocherfreuliches.

Zunächst sei die Stimmenzahl beim ersten Wahlgang am 17. Juni den Ergebnissen früherer Parlamentswahlen gegenübergestellt:

	Sozialdemokratische Stimmenzahl (nur S. D. A. P.)
Wahl von 1897	14751
" " 1901	39338
" " 1905	65664
" " 1909	82820
" " 1913	144375

Seit 1909 zeigt unsere Stimmenzahl einen Zuwachs von 74,4 Prozent. Der Zuwachs stellt sich der vorhergehenden Wahlperiode wie folgt gegenüber:

	Zuwachs sozialdemokratischer Stimmenzahl
Von 1905 bis 1909	26,0 Prozent
" 1909 " 1913	74,4 "

Die Zahl der von unserer Partei aufgestellten Kandidaten betrug diesmal 94 auf 100 Wahlkreise. Nur in sechs Wahlkreisen stellten wir keine Kandidaten auf. Es sind Kreise mit fast ausschließlich katholischer Wählerschaft,

in denen die Wahl ohne Abstimmung vor sich geht und der einzige Kandidat von vornherein als Erwählter proklamiert wird. Im Jahre 1909 hatte die Partei in 86 Wahlkreisen Kandidaten aufgestellt. 1905 waren es 74 Kandidaten.

In runden Zahlen betrug der Zuwachs unserer Stimmenzahl:

Von	1897	bis 1901	25000
=	1901	= 1905	26000
=	1905	= 1909	17000
=	1909	= 1913	62000

Mußten wir also 1909 eine Verlangsamung des Tempos unseres Zuwachses feststellen, so sind wir in der jetzt abgeschlossenen Wahlperiode sprunghaft in die Höhe gestiegen.

Es waren indes keine äußerlichen Umstände vorhanden, die der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Stimmen zugebracht haben können, die normal anderen Parteien zugehörten. Der Streit zwischen der „Rechten" und der „Linken" der Kammer, zwischen den „koalierten" kalviniſtisch-katholischen Parteien einerseits und den „konzentrierten" freisinnigen Parteien, bestehend aus der Liberalen Union, den „Freisinnigen Demokraten" (früheren Radikalen) und den „Freiliberalen" (Altliberalen), andererseits wurde sogar mit außerordentlicher Heftigkeit und vollständiger Einheitlichkeit geführt. Es dürfen daher in verschiedenen Wahlkreisen selbst Wähler, die den praktischen Forderungen der Sozialdemokratie sympathisch gegenüberstehen, schon beim ersten Wahlgang den Kandidaten der konzentrierten Freisinnigen gewählt haben, damit dieser in die Stichwahl mit dem Kandidaten der „Rechten" komme.

So mag festgestellt werden, daß die nahezu 145000 Wähler, die ihre Stimme für unsere Kandidaten abgegeben haben, bei dieser Gelegenheit mehr noch als früher einzig von der Werbekraft unserer Ideen angezogen wurden, und wir dürfen in diesem Ergebnis das glückliche Resultat unserer in der letzten Periode mit stets wachsender Energie geführten Kämpfe für das allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen sehen.

Das besondere Wahlprogramm unserer Partei enthielt sozusagen ausschließlich das allgemeine Wahlrecht. Bekanntlich hatte die marxistische Richtung schon 1909 verlangt, nur das Wahlrecht zum Inhalt des Kampfes zu machen. Damals wurden noch mehrere Forderungen: unentgeltliche Altersversorgung, Zehnstundentag und andere in den Vordergrund gestellt. Unsere energische Wahlrechtsagitation war in den letzten Jahren in einer Weise geführt worden, die keine der Differenzen zwischen der reformistischen Richtung und der marxistischen Richtung in der Partei zu einem Streitfall machte. Die Annahme, daß ohne allgemeines Wahlrecht wirkliche Reformen nicht zu erreichen seien, ist eine so allgemeine geworden, daß die gesamte Partei einig darin war, diesmal den Wahlkampf ausschließlich als Wahlrechtskampf zu führen. Es wurde unserem Wahlprogramm nur die eine Forderung zugesetzt, daß eine kostenlose Altersrente in Höhe von wöchentlich 2 Gulden für Siebzigjährige, die jetzt in dem von der Regierung der „Rechten" durchgeführten Invaliditätsversicherungsgesetze vom Parlament akzeptiert wurde, aufrechterhalten wird für den Fall, daß auf Vorschlag der bevorstehenden Regierung der „Linken" das Invaliditätsgesetz aufgehoben wird. Selbstverständlich mußte unsere Partei dafür eintreten, daß dieser sehr bescheidene „Anfang von unentgeltlicher Altersversorgung" auf alle Fälle als Minimum erhalten bleibt, während sie die übrigen Bestim-

mungen des Invaliditätsgesetzes nicht in Kraft treten lassen will. Diese Altersrente wird unsererseits als „Anfang einer unentgeltlichen Altersversorgung" hingestellt, war jedoch von der Regierung der „Rechten" nur als Übergang zu der Zwangsversicherung gemeint. Mit dieser einzelnen Ausnahme jedoch wurde von unserer Partei betont, daß von einer gesetzgebenden und „regierenden" Regierung nicht mehr die Rede sein dürfe, ehe nicht durch Revision der Verfassung wenigstens das allgemeine Männerwahlrecht gesichert ist.

In dieser Situation mußte schon die „linke" Regierungspartei, damit sie wieder einmal Regierung werden konnte, sich zu der Annahme und eventuellen Durchführung der Forderung des allgemeinen Wahlrechtes entschließen. Daneben und jedenfalls nicht weniger aufrichtig gemeint war die Kampfesparole der „linken" Regierungspartei: der Freihandel. Die „linke" Konzentration bildet sich aus den Elementen der mittleren Bourgeoisie und der eigentlichen Großbourgeoisie, des Handels-, Bank- und Industriekapitals. Die „rechte" Koalition ist viel mehr eine Partei der Kleinbürger. Sie versucht schon seit Jahren die Erhöhung der Einfuhrzölle in ausgesprochen schutzzöllnerischer Richtung.

Der Kampf gegen den verteuernden Schutzzoll wurde auch von unserer Partei energisch geführt. Den wesentlichen Inhalt des Wahlkampfes aber bildete für uns das allgemeine Männerwahlrecht.

Die Einigkeit in den konzentrierten linken Regierungsparteien dem allgemeinen Männerwahlrecht gegenüber war allerdings bedeutend schwächer als in ihrem Kampfe für den Freihandel. Die Wahlrechtseinheit zeigte bedenkliche Lücken. Die Gruppe der Freiliberalen mochte wohl das Wort „allgemeines Wahlrecht" akzeptieren, sie suchte jedoch dem allgemeinen Wahlrecht im voraus seine Kraft zu nehmen durch Erweiterung der Befugnisse unseres Senats, der „Ersten Kammer". Unser Senat kann jetzt bekanntlich die Gesetzesvorlagen nur annehmen oder verwerfen. Die Freiliberalen und im Tiefsten ihres Herzens wohl auch einige Union-Liberalen wollten nun dem Senat die Befugnis erteilen, die Gesetzesvorlagen selbst zu amendieren oder doch ihre Umänderung zu verlangen. Für unsere Partei ist der Senat, solange wir ihn eben dulden müssen, schon allein wegen seiner plutokratischen Zusammensetzung und seiner jede Arbeitsgesetzgebung abwehrenden Gesinnung auch in seiner jetzigen Gestaltung unerträglich. Als es daher bei den Stichwahlen zu entscheiden galt, ob wir der „linken" Regierungspartei zu der Regierung verhelfen sollten, verlangte unsere Partei von allen Kandidaten der „Linken", die in Stichwahl standen, die ausdrückliche persönliche Erklärung, daß sie sich bei der Verfassungsrevision aller Erweiterung der Befugnisse des Senats enthalten würden. Das Wahlprogramm der freisinnigen Konzentration war in dieser Hinsicht für uns ungenügend. Es ließ den Freiliberalen in diesem Punkte eine gewisse Bewegungsfreiheit. Unserer Partei war jedoch mit dieser Freiheit der „Freien" nicht gedient. Sie erhielt die verlangte Erklärung von allen in Stichwahl stehenden Freisinnskandidaten mit einer einzigen Ausnahme. Das Merkwürdige hierbei war, daß der Vorstand der freisinnigen „Konzentration" ihren Mitgliedern öffentlich den Rat zugehen ließ, die von unserer Partei gestellten Fragen nicht zu beantworten, sondern nur auf das Wahlprogramm zu verweisen. Von Disziplin war hier jedoch keine Rede. Drei Tage vor der

Stichwahl, als unsere Partei festhielt an der persönlichen und ausdrücklichen Zustimmung zu den von uns gestellten Bedingungen, kam es auf der ganzen Linie zur Auflösung der liberalen Disziplin. Nur ein freiliberaler Kandidat verblieb bei seiner Weigerung. Er brauchte die sozialdemokratischen Stimmen nicht. Alle die anderen, auch die Mitglieder des Vorstandes selbst, der jenen Rat erteilt, stimmten unseren Forderungen zu.

Erst dann ließ unser Parteivorstand bei den Stichwahlen die Parole ausgeben, jene Kandidaten der Linken, die unsere Forderungen für die nächste Regierungsperiode ausdrücklich anerkannt und sich ihnen ausdrücklich unterworfen hatten, bei der Stichwahl zu unterstützen. Unter den Kandidaten der „Rechten", die in der Stichwahl standen, gab es keinen, der der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes freundlich gesinnt war. Beim ersten Wahlgang wurde unsere Aktion selbstredend nur selbständig mit unseren 94 Kandidaten ebensowohl gegen die „Linke" wie gegen die „Rechte" geführt. Bei den Stichwahlen wurde erst dann die „Linke" unterstützt, nachdem sie die positivsten Garantien für ihr Vorgehen als Regierungspartei gegeben. Von einem Wahlblock zwischen Freisinn und Sozialdemokratie war also durchaus nicht die Rede.

Die Unterstützung bei den Stichwahlen war allerdings eine gegenseitige. Die Unterstützung unserer Kandidaten, die mit Kandidaten der „Rechten" in Stichwahl standen, war schon ehe unser Parteivorstand die Annahme unserer besonderen Forderungen durchgesetzt hatte, vom Vorstand der freisinnigen „Konzentration" zugestanden worden.

Das Ergebnis der Stichwahlen war folgendes. Wir fügen bei jeder Partei die Zahl der Mandate im bisherigen Parlament hinzu:

	Im neuen Parlament		Im bisherigen Parlament	
Katholische	25		26	
Kalvinistische	11		20	
Christlich-Historische	9	45	13	59
Liberale der Union	20		21	
Freiliberale	10		4	
Freisinnige Demokraten	7	37	9	34
Sozialdemokraten (S. D. A. P.)	18	18	7	7
		100		100

Unsere Partei sah also die Zahl der Mandate von 7 auf 18 vermehrt! Wir erreichten mit diesem starken Aufschwung ziemlich genau die Zahl der Mandate, die uns im Verhältnis nach unserer Stimmenzahl gebühren.

Unsere Genossen, die bereits im früheren Parlament gesessen waren, wurden alle wiedergewählt: Troelstra, Vliegen, Schaper, Duys, K. ter Laan, Helsdingen und Hugenholtz. Die elf neueroberten Mandate fielen zu an: Spiekman mit drei Mandaten, Mendels mit zwei Mandaten, Troelstra mit einem zweiten Mandat, Sannes, Albarda, J. ter Laan, Kleerekooper und van Leeuwen. Es müssen daher für die doppelt und dreifach Gewählten noch vier Neuwahlen stattfinden.

Die katholisch-kalvinistische Regierung wurde bei den Stichwahlen gestürzt. Sie sank von 59 auf 45 Mandate.

Die „freisinnige" Konzentration sah die Zahl ihrer Mandate nur unbedeutend erhöht: von 34 auf 37. Die einzige gewinnende Gruppe in ihr sind die Freiliberalen, die Gruppe der Großbourgeoisie.

Die „liberale" Konzentration wird dennoch die Regierung bilden. Sie kann sie jedoch nur dann behaupten, wenn sie ihr Wahlprogramm mit den Erläuterungen, welche unsere Aktion daran hinzugefügt hat, treu, richtig und in raschem Tempo ausführen will. Entweder wird die neue „linke" Regierung uns die Vorlage der Verfassungsrevision bringen, die das allgemeine Männerwahlrecht enthält, oder ihre Freude, wieder einmal Regierung zu sein, wird rasch vorübergehen.

Der enorme Zuwachs der Mandatszahl unserer Partei, nach selbständig und prinzipiell geführtem Wahlkampf erreicht, ist hocherfreulich. Dieser Zuwachs sowohl an Mandaten als an Stimmenzahl wird aber noch viel erfreulicher, je mehr wir die Ergebnisse analysieren.

Es wurde seinerzeit von marxistischer Seite darauf hingewiesen, daß die Einflußsphäre der Partei in agrarischen oder halbagrarischen Gegenden umfangreicher sei als in den Städten. Die Befürchtung lag nahe, daß dieser Umstand die große Gefahr in sich berge, unsere Partei in der Richtung einer kleinbürgerlichen Reformpartei irrezuführen. Bereits 1909 konnte festgestellt werden, daß diese Tendenz stark zurückgegangen war (siehe den Artikel von Henriette Roland-Holst: „Die Wahlen in Holland", 9. Juli 1909, zweiter Band, Nr. 41).

Diesmal haben wir aber eine noch entschiedenere Vermehrung unserer Stimmenzahl gerade in den Großstädten und Industriebezirken zu verzeichnen — dort, wo man erwarten kann, daß eine prinzipielle sozialistische Propaganda und Taktik den größten Anklang und Anhang finden wird.

Der Anteil der sozialdemokratischen Stimmen an der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen war:

	Auf 100 abgegebene Stimmen waren sozialdemokratische			
	1901	1905	1909	1913
I. In den Großstädten mit mehreren Wahlkreisen, Amsterdam, Rotterdam, Haag und Utrecht .	10,9	15,7	21,3	32,8
II. In den Mittelstädten, die jede für sich einen Wahlkreis bilden (Groningen, Haarlem, Leiden, Arnhem)	13,4	12,5	13,3	23,1
III. In den Wahlkreisen, in denen eine kleinere Stadt mehr als die Hälfte der Wähler enthält . .	13,5	13,9	16,8	26,4
IV. In den Industriekreisen auf dem Lande . . .	17,6	17,9	19,7	22,9
V. Übrige Wahlkreise, vielfach halb- oder rein agrarische (ohne die Provinzen Brabant und Limburg)	17,4	11,7	9,6	12,4

Es geht aus diesen Ziffern hervor, daß 1913 in den Großstädten jeder dritte Wähler sozialdemokratisch gewählt hat, während es 1909 nur erst 1 auf 5, 1905 weniger als 1 auf 6 und 1900 gar erst 1 sozialdemokratischen Wähler auf 10 gab. In den übrigen eigentlich städtischen Wahlkreisen (Gruppe II und III) wählte jeder vierte Wähler sozialdemokratisch. 1909 war dies Verhältnis noch 1 auf beinahe 7, 1905 war es 1 auf beinahe 8, 1901 ebenfalls 1 auf 8. Dieses Ergebnis zeigt, daß das allgemeine Wahlrecht uns in den Großstädten bald die Mehrheit der Stimmenzahl bringen dürfte.

Andererseits finden wir, daß von 100 sozialdemokratischen Stimmen 1901 noch beinahe 65 auf dem Lande (Gruppe IV und V) aufgebracht wurden und nur 35 in den Städten (Gruppe I, II und III). Im Jahre 1913 hat sich das Verhältnis umgekehrt: da lieferten die Städte von 100 sozialdemokratischen Stimmen bereits 53, das Land nur noch 47. Es geht auch

hieraus hervor, daß unsere Partei am meisten in den Gebieten des modernen Proletariats anwächst.

Diese erfreuliche Entwicklung mußte sich selbstverständlich auch in der Art der Wahlkreise zeigen, die eine sozialdemokratische Mehrheit brachten. So verdoppelte Amsterdam, das 9 Wahlkreise umfaßt, seine sozialdemokratischen Mandate von 2 auf 4. Rotterdam, die erste Handelsstadt Hollands, hatte bis jetzt keinen Wahlkreis mit sozialdemokratischer Mehrheit. Jetzt eroberten wir in 3 der 5 Wahlkreise sozialdemokratische Mandate. In Utrecht gewann unsere Partei 1 der 2 Wahlkreise. Im Haag behauptete die Partei den Wahlkreis. Der industrielle Wahlkreis Enschede, Mittelpunkt der Textilindustrie, der schon einmal sozialdemokratisch gewesen, wurde wieder gewonnen, ebenfalls Leeuwarden und Veendam.

Es überstiegen im ganzen die Ergebnisse wohl unsere allgemeinen Erwartungen. Das Wachstum der Partei an Mitgliederzahl und die große Ausdehnung unserer Presse in den letzten paar Jahren erlaubten jedoch, recht Gutes zu hoffen. Das noch bessere Ergebnis darf wohl für einen guten Teil auf Rechnung recht guter und intensiver Propaganda mit kleinen Flugschriften gestellt werden, die in den letzten zwei Jahren sehr intensiv betrieben worden war. Den größten Teil dieses vorzüglichen und noch mehr versprechenden Erfolges danken wir unserem mit jedem Jahre vertieften und erstarkten Kampfe um das allgemeine Wahlrecht.

Unsere Wahlrechtsagitation wurde zwar und wird fortwährend für das allgemeine Wahlrecht für Frauen und Männer geführt. Das Wahlprogramm der freisinnigen Regierungspartei enthält nicht das allgemeine Frauenwahlrecht für die bevorstehende Verfassungsrevision. Wir werden es diesmal voraussichtlich nicht viel weiter bringen, als daß aus der Verfassung alle Hemmnisse für das Frauenwahlrecht fortgeschafft und keine Hemmnisse für das allgemeine Frauenwahlrecht in die Verfassung hineingebracht werden. Allerdings wäre alle Veranlassung gegeben, mehr zu erlangen, etwa das kommunale Frauenstimmrecht, angesichts des Umstandes, daß die 145 000 sozialdemokratischen Stimmen für das allgemeine Frauenwahlrecht abgegeben worden waren. Dies alles, soweit es die Verfassungsvorschläge der zu erwartenden freisinnigen Regierung anbetrifft. Ob es wirklich zur Verfassungsrevision in diesem Sinne kommen wird, liegt allerdings noch im dunkeln.

Es wurden neben den 144 375 sozialdemokratischen Stimmen für unsere Partei noch andere sozialdemokratische Stimmen aufgebracht. Die S. D. P., die Partei der nach Deventer von der Partei losgelösten Marxisten, hat in nicht weniger als 18 Wahlkreisen Kandidaten aufgestellt. Ihre gesamte Stimmenzahl betrug 1340. Vor vier Jahren betrug ihre Stimmenzahl 542. Damals schien es noch möglich, an ihre Entwicklung als politische Partei zu glauben. Seitdem hat die S. D. P. immer stärker betont, daß sie allein die marxistische Richtung in Holland vertritt, und daß das Proletariat der Großstädte in ihre Reihen treten wird. Ihre Stimmenzahl in 4 Amsterdamer Wahlkreisen war 56, 177, 18, 147 gegen 1837, 7309, 1511 und 8204 Stimmen in denselben Wahlkreisen für die S. D. A. P. Wenn unsere früheren Genossen den Sinn für die Realität nicht ganz verloren haben, müssen sie doch jetzt erkennen, daß die S. D. P. als „politische Partei" vollkommen aussichtslos ist. Ihre Beteiligung an den Wahlen, die selbstverständlich gegen unsere Partei

gerichtet war, hat zum Glück die S. D. A. P. nicht im geringsten schädigen können.

Die Marxisten, die in der Partei blieben, bereuen es sicher nicht. Sie freuen sich nicht nur über die prachtvollen Wahlergebnisse. Sie freuen sich besonders darüber, daß die Differenzen zwischen den beiden Richtungen innerhalb der Partei allmählich zurückgestellt werden konnten und zu wirklichen Streitigkeiten in den letzten paar Jahren keine Veranlassung war. Das neue Parlament wird drei Mitglieder zählen, die der marxistischen Richtung angehören, Albarda, Mendels und Sannes. Mendels fielen, wie schon bemerkt, zwei Mandate zu. In der Wahlrechtsagitation der letzten Jahre sowie in dem jetzt geführten Wahlkampf traten die Differenzen der beiden Richtungen nicht zutage. Sollten aber Differenzen auftreten, dann verfügen die Marxisten über ausreichende Gelegenheit, ihre Anschauungen in die Partei zu tragen. Am glücklichsten fühlen sie sich jedoch dann, wenn sie nur gegen den Kapitalismus zu kämpfen haben und nicht gegen Kampfesgenossen.

Massenstreik um das Preußenwahlrecht?

Von **Richard Perner** (Hamburg).

In der Frage des preußischen Wahlrechtes droht unsere Partei von einem Extrem ins andere zu fallen. Kaum ist der jahrzehntelang festgehaltene Standpunkt, das Junkerparlament müsse seiner eigenen Fäulnis überlassen bleiben, allgemein aufgegeben, da fängt man an, die preußische Landstube zum Rang einer Weltbühne zu erheben, auf der die Jahrhundertfrage, ob Europa kosakisch oder republikanisch wird, zur Entscheidung kommen soll.

Man wird einwenden, daß die hohe Bedeutung nicht dem preußischen Landtag an sich beizumessen sei, wohl aber dem *Kampf* um das Wahlrecht, von dessen Ausgang die ganze künftige Entwicklung Deutschlands abhängig sein wird. Auch das darf bezweifelt werden. Gewiß ist die Vorherrschaft der Junkerkaste in Preußen ein Hemmnis für den kulturellen Fortschritt in Preußen wie im übrigen Deutschland. Aber beruht diese Vorherrschaft der Junker etwa nur auf ihrer Vertretung im Landtag? Und ist selbst für einen mit aller Kraft geführten Wahlrechtskampf in Preußen ein Erfolg in Aussicht, der für das Proletariat mehr bedeutet als eine etwas größere Zahl von Mandaten, die unter einem irgendwie reformierten Wahlrecht errungen werden könnten? Es kann im günstigsten Falle nichts weiter herausspringen als die Wiederholung des Schauspiels, das schon 1848 einmal aufgeführt wurde. Die Arbeiter opfern sich für die Beseitigung feudaler Ruinen und helfen dem Liberalismus den bürgerlichen Verfassungsstaat vollenden, um dann von den bürgerlichen Parteien um die Früchte des Siegs geprellt zu werden. Das kann unter Umständen eine unumgängliche historische Notwendigkeit sein, die gegenwärtigen Umstände sind aber kaum so beschaffen, daß die Arbeiterklasse zu dieser Rolle genötigt wäre. Das wissen die Massen, deren Urteilsfähigkeit darüber, was für sie eine Lebensfrage sein muß, durchaus nicht gering ist. Und darum zeigen sie wenig Neigung, für die Erstürmung der Dreiklassenwahlrechtsschanze mehr Kraft aufzuwenden, als sie bisher schon aufgewandt haben. Sie haben ein sicheres Gefühl dafür, daß mit den Opfern, die das preußische Wahlrecht *nicht* wert ist, sich an anderem Ort und zu anderer Zeit ertragreichere Siege erringen lassen.

Was durch unsere Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen erreicht werden konnte, ist durch die jüngsten Wahlen in verstärktem Maße erreicht worden: es steht eine Vorhut sozialdemokratischer Vertreter im Junkerparlament auf Posten

und macht dem Feind das Dasein an dieser Stelle so sauer wie möglich. Ihm aber den Gefallen zu tun, nun unsere Hauptstreitkraft auf diesen Kampfplatz zu konzentrieren, wäre das Gegenteil politischer Klugheit. Für uns ist der günstigste Kampfboden die Reichspolitik, auf deren Gebiet sich nach der natürlichen Entwicklung der Dinge die großen Entscheidungen abspielen müssen. Auf sie gerüstet zu sein, ist jedenfalls wichtiger, als dem Gegner auf dem für ihn günstigeren Felde der Politik der Einzelstaaten die unverdiente Ehre eines Kampfes um Sein oder Nichtsein anzutun.

Es kommt hinzu, daß ein Massenstreik um das preußische Wahlrecht nicht einmal beim liberalen Bürgertum, dem doch die Frucht des Kampfes mit beschieden sein würde, auf Sympathie zu rechnen hat. Denn der Massenstreik ist seiner Natur nach die stärkste Waffe der Arbeiter im Kampfe gegen die Bourgeoisie. Er taugt nichts in einem Kampfe, dessen Ziel die Beseitigung feudaler Überreste und die Vollendung des bürgerlichen Verfassungsstaates ist. Die Schläge, die das Proletariat mit dem Massenstreik austeilen kann, treffen in erster Linie das gewerbliche und industrielle Kapital, wenig oder gar nicht die Junker, die dabei weit eher sich als lachende Dritte aufspielen könnten.

Wenn darum jetzt das Verlangen gestellt wird, die Massenstreikresolution des ersten Jenaer Parteitags solle so geändert werden, daß die Anwendung des Massenstreiks auch für die Eroberung eines besseren Wahlrechtes in Preußen in Frage kommen kann, so spricht aus solchem Verlangen weit mehr eine gewisse nervöse Ungeduld, die das Zutrauen in die noch keineswegs unbrauchbar gewordenen Methoden des bisherigen Wahlrechtskampfes verloren hat, als eine wohlüberlegte Beurteilung der Dinge, wie sie wirklich sind.

Vor 23 Jahren eroberten wir in der Reichstagswahl 35 Mandate und wurden der Stimmenzahl nach die stärkste Partei Deutschlands. Heute sind wir es auch nach der Zahl der Mandate. Nicht übertriebener Optimismus, sondern ruhiges Vertrauen in die steigende Werbekraft unserer Ideen, die sich immer wieder bewähren wird, läßt uns damit rechnen, daß wir in abermals 20 Jahren spätestens so weit sein werden, daß uns entweder die Mehrheit im Reichstag zufällt oder — das Reichstagswahlrecht streitig gemacht wird. Es ist keine Frage, daß dann die ganze Partei einig sein wird in dem Entschluß, nicht nur daß, sondern auch wie gekämpft werden muß. Und die Massen wird man dann nicht mehr mit von Lassalle erborgten Zitaten über die Wichtigkeit des Wahlrechtes aus der Teilnahmslosigkeit aufzurütteln brauchen; sie werden da sein, weil sie fühlen, was eine Lebensfrage für sie ist.

Es ist natürlich möglich, daß auch schon früher Fragen der Reichspolitik so ungeheure Bedeutung gewinnen, daß die Massen bereit sind, zu den schärfsten Waffen zu greifen. Die Frage der Zoll- und Wirtschaftspolitik, die bald erneut aufgerollt wird, kann, wenn ihre Entscheidung mit einer Wirtschaftskrise zusammentrifft, leicht dazu führen. Ebenso eine neue Forderung des Militärmolochs, bei der es der Regierung nicht wieder so leicht gelingen dürfte, durch verblüffende Deckungsvorlagen den Widerstand breiter Volksschichten einzulullen. Immer aber werden es Fragen sein müssen, die das ganze deutsche Volk in höherem Maße angehen als die preußische Wahlrechtsfrage.

Zum politischen Massenstreik.

Von **W. Steigerwald** (Solingen).

Wenn man zu der Frage des politischen Massenstreiks Stellung nehmen will, fällt ganz besonders auf, daß bisher nur Akademiker oder die Redaktionen als solche sich zu dieser Frage geäußert haben. Um aber diese Frage zur Klärung zu bringen, müssen sich auch Genossen, die heute noch im kapi-

taliſtiſchen Wirtſchaftsbetrieb ſtehen, äußern. Genoſſen, die an der Spitze unſerer gewerkſchaftlichen Bewegung ſeit Jahren tätig ſind, die die Erfahrungen der letzten Jahre in den gewerkſchaftlichen Kämpfen geſammelt haben, die ſollten zu der Frage des politiſchen Maſſenſtreiks Stellung nehmen. Und da, glaube ich, würden unſere Genoſſen vom grünen Redaktionstiſch manche bittere Wahrheit über die Durchführbarkeit des politiſchen Maſſenſtreiks zu hören bekommen. Man täuſcht ſich ganz gewaltig, wenn man auf jener Seite glaubt, der Boden für den Maſſenſtreik ſei in Deutſchland gut vorbereitet und man brauche einfach nur loszuſchlagen. Nein, durch die in den letzten Jahren betriebenen gewerkſchaftlichen Abſchlüſſe von Tarifverträgen hat man die Arbeiterſchaft durchaus nicht zur Kämpferſchar erzogen. Dieſe iſt vielmehr nach und nach infolge der gewerkſchaftlichen Disziplin und Stärke in das Fahrwaſſer der ſelbſtverſtändlichen Erringung beſſerer Lohn- und Arbeitsbedingungen hineingeraten.

Sehen wir uns einmal die Lohnkämpfe der letzten Jahre an. Verfolgen wir einmal die Gewerkſchaftspreſſe. Allüberall ſchiedlich-friedliche Tarifabſchlüſſe. Wo iſt denn in Deutſchland die große Arbeiterſchaft, die gegen dieſe Tarifabſchlüſſe energiſch Front macht? Wo iſt denn die große Arbeiterſchaft, die lieber ohne Tarifabſchluß arbeiten will und lieber monatelange Kämpfe durchficht, um dennoch zu einem glänzenden Erfolg zu kommen ohne Tarifabſchluß?[1]

Wenn man die Tarifbewegung innerhalb Deutſchlands in den Vordergrund ſchiebt und dann Vergleiche anſtellt zwiſchen Deutſchland und all den Ländern, in denen ein Maſſenſtreik inſzeniert wurde, dann kommt man zu ganz anderen Schlüſſen als Genoſſe Dr. Frank in ſeiner Wilmersdorfer Verſammlung. Fragen wir einmal unſere Bergarbeiterführer, ob Zehntauſende von Bergleuten ſich finden, um für die Erringung eines beſſeren Preußenwahlrechtes mehrere Tage und vielleicht Wochen ohne Unterſtützung die Bergwerke verlaſſen? Man unterſchätze ja nicht die Unterſtützungsfrage. Gerade dieſe iſt es, welche in Deutſchland die ganze Frage ſcheitern laſſen würde, wenn nicht genügend Mittel zur Durchhaltung eines Maſſenſtreiks vorhanden ſind. Wodurch iſt denn unſere Gewerkſchaftsbewegung mit ſo groß geworden? Welche Frage tritt denn den Genoſſen, welche für unſere Gewerkſchaftsbewegung agitieren, zuerſt entgegen? Doch immer wieder die eine: Was bekomme ich an Unterſtützung?

Nicht umſonſt iſt auch in der am 22. Juni auf der Kreisgeneralverſammlung für den Wahlkreis Solingen zur Frage des künftigen Wahlrechtskampfes angenommenen Reſolution der Paſſus enthalten, daß unſere Arbeiter heute ſchon anfangen mögen, Mittel zurechtzulegen, um einen eventuellen Kampf auch finanziell durchhalten zu können.

Man ſcheint bei unſeren Maſſenſtreikfanatikern keine Ahnung zu haben, was es heißt, mit 23 bis 27 Mark, ja auch noch mit 30 Mark die Woche eine Familie von ſechs Köpfen zu ernähren! Man rechne nur die vielen Krankheiten und Feierſchichten und die ſich jetzt ſchon wieder fühlbar machende

[1] Betonen möchte ich hier, daß ich ein großer Anhänger der Tarifbewegung bin und dieſe auch immer durch mein Eintreten gefördert habe. Ich muß dies hier betonen, damit man mir bei einem eventuellen Entgegentreten nicht falſche Abſichten unterſchiebt.

Krise, und dann lege man sich die Frage vor, wo dann noch der Idealismus für große politische Fragen herkommen soll?

Auf die speziellen Solinger Verhältnisse will ich dabei gar nicht erst eingehen, sonst müßten wir noch zu viel niederdrückenderen Feststellungen kommen.

Solange nicht in den gewerkschaftlichen Kreisen ein größerer Enthusiasmus für dieses Problem zu entfachen ist, so lange dürfte auch die Durchführbarkeit des Massenstreiks auf sich warten lassen. Aber außer der Frage der Tarifgemeinschaft gibt es noch eine ganze Reihe anderer Dinge, die bei uns in Deutschland die Durchführbarkeit eines politischen Massenstreiks sehr erschweren. Besehen wir uns nur einmal näher unseren militärisch disziplinierten Klassenstaat! Wer da glaubt, daß es in Deutschland möglich ist, auch nur annähernd eine derartige Opposition in der Armee selbst zu finden, wie wir sie jetzt in Frankreich gefunden haben bei Bekanntwerden der Vorlage der dreijährigen Dienstzeit, dem dürfte nicht zu helfen sein.

Wenn heute unsere Eisenbahnarbeiter, unsere Lokomotivführer, unsere Heizer usw., unsere Bäcker und Transportarbeiter in den Streik treten, sind diese zum Teil sofort durch Militär ersetzt. Und wer daran glaubt, daß unsere Arbeitsbrüder in den Kasernen Preußens den Befehl, die Stellen der Streikenden zu besetzen, nicht ausführen, der dürfte sich wohl schwer getäuscht haben.

Dann nur noch eins — obwohl von nicht so ausschlaggebender Bedeutung wie das erstere. Wieviel Arbeiter haben wir in den christlich-katholisch-evangelisch-Hirsch-Dunckerschen Organisationen uns gegenüberstehen? Wie groß ist die Armee der arbeitslosen Unorganisierten? Wie mancher, der uns abseits Stehenden wird mit Freuden den Streikenden in den Rücken fallen!

Damit ist unserer Bewegung durchaus nicht gedient, daß man mit dem Feuer spielt. Nein, klar und deutlich soll gesagt werden, was ist! Ich hoffe, daß sich auch unsere Genossen, die noch im Arbeitsverhältnis bei den großen oder kleinen Unternehmern stehen, zu dieser Frage äußern werden. Sache der Redaktionen ist es, aufzumuntern, sich zu dieser Materie auszusprechen. Nicht nur in Versammlungsreden! Es gibt manchen Genossen, der im Reden nicht so gewandt ist, dem es schwer fällt, schnell seine Gedanken in die richtigen Worte zu kleiden. Aber es dürfte mancher darunter sein, der seine Gedanken zu Papier bringen und so mit zur Klärung dieser Frage beitragen kann. Und hierzu ist jeder Gewerkschafts- und Parteigenosse verpflichtet. Es gilt Klarheit zu schaffen zur Erringung weiterer politischer Rechte in Preußen.

Zeitschriftenschau.

Die Nummer 3 der „Nascha Zarja" bringt einen Artikel von Nachimson: **„Die neuen Tendenzen in der Entwicklung des Kapitalismus".**

Infolge der Kartelle und der Trusts, sagt der Verfasser, ist eine neue Form des Gewinnes in der modernen Gesellschaft entstanden, nämlich: die Kartellrente, die wirtschaftlich sehr der Grundrente ähnelt und soziologisch dieselbe Rolle spielt. Diese Kartellrente bestimmt im Verein mit der steigenden Rente der Bergwerksindustrie die wirtschaftliche Politik des Kapitals, ihr Streben nach Kolonien und anderen zurückgebliebenen Ländern, indem sie schließlich die psychologische

Atmosphäre schafft, die die jüngste Phase des Kapitalismus charakterisiert. Die neue Rentenform wird einerseits durch die Verminderung der Löhne hervorgebracht (die die Trusts mit größerem Erfolg als die Einzelunternehmer zuwege bringen können), mehr aber noch durch die Erhöhung der Verkaufspreise der Produkte: auf diese Weise wird der höchste Gewinn durch Ausbeutung des Konsumenten erzielt. Wie die Grundrente, indem sie die technologische Entwicklung hindert, die Erfolge der Agrikultur lähmt, so hemmt die industrielle Rente den Fortschritt in der Industrie. Die neu entstandenen Organisationen der Produktion sind also für die Industrie ebenso viele Schranken, von denen sie sich nur frei machen kann, indem sie die Aktionäre durch die Gesamtheit ersetzt, welche von ganz anderen Erwägungen geleitet werden wird als die privaten Inhaber. Die Sozialisierung der Produktion ist also für die weitere Entwicklung der Industrie notwendig.

Komaroff spricht in seiner Studie über „Das Arbeiterleben" von dem Lebensmittelverkauf der Fabrikherren (dem Truckshstem), der noch in Rußland, und zwar besonders in der Provinz, besteht (der Verfasser berichtet indes nur van den Arbeitern in der Tonwarenindustrie). Freilich betonen die Arbeitgeber, daß der Arbeiter durchaus nicht gezwungen ist, in den zur Fabrik gehörigen Läden zu kaufen; da sie es aber anderen Kaufleuten nicht gestatten, sich auf dem Fabrikterrain niederzulassen, und die Bezahlung der Arbeiter überdies gewöhnlich nur einmal im Monat stattfindet, ist es klar, daß die Leute gezwungen sind, alles in dem Laden des Fabrikherrn zu kaufen, wo sie oft ihren ganzen Verdienst lassen. Und das geschieht trotz des ausdrücklichen Verbots durch das Gesetz vom Jahre 1886. Die Gewerbeinspektion ist vollkommen machtlos gegenüber diesem Mißbrauch der Kapitalisten. Ein ernsthafter Kampf dagegen wäre nur durch die Organisation der Arbeiter möglich. Die Läden der Fabrikherren zeigen ihre ganze Macht während der Streiks: der Laden wird geschlossen, und es ist dem Arbeiter unmöglich, sich die notwendigsten Gegenstände zu verschaffen. Und wenn wir weiter erwähnen, daß viele Arbeiter außerhalb der Städte auch hinsichtlich der Wohnung von ihren Fabrikherren abhängig sind, wird man verstehen, warum die Arbeiter auf dem Lande weniger leicht zu Arbeitseinstellungen geneigt sind als die städtischen Arbeiter. In einem so bevölkerten Gouvernement wie dem von Moskau wurden im Jahre 1909 14,9 Prozent der Löhne in Lebensmitteln wieder an die Kapitalisten zurückgezahlt, in den großen Etablissements mit mehr als 1000 Arbeitern stieg dieser Prozentsatz sogar auf 23 Prozent. Ja wenn man die Unternehmungen in der Stadt Moskau in Abzug bringt, würden es sogar 50 Prozent und darüber sein.

Tscherewanin spricht in seinem Artikel „Der Zusammenbruch im Regierungslager" über die Meinungsverschiedenheiten zwischen der äußersten Rechten und den Oktobristen (das gehört leider schon der Vergangenheit an!). Die Hoffnung des reaktionären Adels, das absolute Übergewicht in der vierten Duma zu haben, hat sich dank dem anwachsenden Oppositionsgeist im Lande nicht verwirklicht. Die Oktobristen, obwohl vermindert, bilden numerisch noch immer eine recht respektable Macht, und ohne sie kann weder die Rechte noch die Opposition die Majorität erlangen. Ihr Schwanken zwischen den beiden Flügeln tritt immer mehr zutage. Zuerst haben sie unter der Führung von M. Kokowzeff eine konstitutionalistische Posse gespielt, indem sie das Präsidium ohne Mithilfe der Rechten wählten und eine Tagesordnung annahmen, die die Verwirklichung des Manifestes vom 17. bis 30. Oktober 1905 verlangte. Man hätte für kurze Zeit an eine neue oktobristisch-oppositionelle Majorität glauben können. Eine solche Majorität war freilich nur ein Phantom, das der erschreckten Einbildungskraft der Rechten für die Dauer eines Augenblickes erschien. Allerdings haben sie für diesen einen Augenblick des Entsetzens Kokowzeff einen unversöhnlichen Haß geweiht — sehr mit Unrecht, denn Kokowzeff leidet nicht an reformatorischen Anwandlungen: er will nur den Statusquo, der für die Reaktion schon recht günstig ist, erhalten. In dieser Beziehung ist ihm die Hilfe der Oktobristen sicher; aber die Reaktionäre, die mit der erworbenen

Position nicht zufrieden sind, verlangen einen weiteren Rückschritt. Der Verfasser glaubt, daß die Oktobristen der Regierung auf diesem Wege der Reaktion nicht folgen werden. Wir unsererseits sind vom Gegenteil überzeugt: diese Partei von Lakaien wird alles tun, was die Regierung wünscht. „Jedenfalls" — schlußfolgert der Verfasser — „wird das Bündnis der Oktobristen mit Kokowzeff nicht lange dem Ansturm der extremen Reaktion widerstehen können. Und diese wird die Oberhand gewinnen, wenn sie nicht in nächster Zukunft an der Bewegung der Gesellschaft scheitert. Diese soziale Bewegung wird sich aber sicherlich nicht mit dem Sieg über die extreme Reaktion begnügen."

In der Nummer 3/4 des „Proswestschenié" finden wir den Schluß des Artikels von Wl. Ol—sky über **„Das Kultusbudget"**. Die jährlichen Ausgaben für den orthodoxen Kultus betragen 34 741 305 Rubel und für die anderen Kulte 1 774 536 Rubel, in Summa 36½ Millionen Rubel (ungefähr 85 Millionen Mark). Die Trennung von Kirche und Staat würde es gestatten, diese hohe Summe zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. Man wird es begreiflich finden, daß die herrschenden Klassen sich mit aller Kraft an die Staatsreligion klammern, in der sie ein sicheres Mittel zur Erhaltung und Unterstützung ihrer Herrschaft sehen. Aber, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, wird man ebenso verstehen, daß die russische Demokratie unaufhörlich für diese Trennung sowie auch für Gewissensfreiheit kämpfen wird, die sie als einen Hauptbestandteil der allgemeinen organischen Freiheiten, ohne die ein Volk sich nicht frei entwickeln kann, ansieht. Die zahlreichen Massen der Bevölkerung, die noch nicht von der sozialdemokratischen Propaganda berührt sind, werden in dieser Frage zusammen mit den Sozialisten gehen, und zwar nicht nur aus Instinkt, sondern in voller Kenntnis der Sachlage, denn Gewissensfreiheit ist für sie eine wesentliche und dringende Lebensfrage.

K. Stalin bringt einen umfangreichen, interessanten Artikel **„Die nationale Frage und die Sozialdemokratie"**, in welchem er mit Sachkenntnis und großer Lebendigkeit die brennende Nationalitätenfrage behandelt, die die Aufmerksamkeit der österreichischen Genossen so sehr absorbiert und jetzt teilweise auch die russischen Sozialdemokraten zu erregen beginnt. Nachdem der Verfasser die sozialen und politischen Bedingungen charakterisiert hat, die nach der Revolution von 1905 der Nationalitätenfrage neue Kraft gegeben haben, unterzieht er die bestehenden Theorien der Nation, besonders diejenigen von Springer und von Bauer einer kritischen Untersuchung. Er beweist den eminent bürgerlichen Charakter der nationalistischen Bewegungen und zeigt die Gefahren dieser Bewegung für das Proletariat. Ohne Zweifel leiden die Arbeiter, ja vielleicht mehr als die anderen Klassen, unter jeder nationalen Unterdrückung, und daher werden die Sozialisten immer gegen alle Formen dieser Unterdrückung kämpfen; aus diesem Grunde proklamiert die Sozialdemokratie aller Länder das Recht einer jeden Nation auf Selbstbestimmung. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Sozialdemokratie sämtliche Gebräuche und Institutionen einer jeden Nationalität aufrechtzuerhalten wünscht, denn sie hat vor allen Dingen die allgemeinen Interessen des Proletariats und seine Emanzipationsbewegung vor Augen. Indem die Sozialdemokratie das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung verteidigt, strebt sie danach, den Kampf zwischen den Nationen abzuschaffen, ihn zu mildern, ihn auf das Mindestmaß zu beschränken — ein Streben, das sich selbst im Rahmen des Kapitalismus verwirklichen läßt, wie es das Beispiel Amerikas und der Schweiz beweist. Durch welches Mittel aber ist dieses Ziel zu erreichen? Durch Autonomie, durch Föderation oder Trennung? Das hängt von den vorhandenen historischen Bedingungen ab; es gibt keine einheitliche, gleichförmige Methode für alle Nationen. Der Verfasser beweist, daß die von den österreichischen Genossen vorgeschlagene Lösung für Rußland nicht anwendbar ist. Während die österreichische Methode politische Freiheit, Parlamentarismus, eine langsame und sozusagen „normale" Entwicklung und vor allem die Integrität des österreichischen Staates zum Ausgangspunkt hat,

existieren all diese Voraussetzungen in Rußland nicht. Die nationale Frage hat für Österreich die Bedeutung einer Lebensfrage; sie ist die Achse seines politischen Lebens; in Rußland fällt diese entscheidende Rolle nicht der nationalen Frage, sondern der Agrarfrage zu. Die Aufgabe, die für Rußland zunächst auf der Tagesordnung steht, ist die politische Revolution zur Eroberung der Demokratie. Unter demokratischen Bedingungen wird die nationale Frage für Rußland in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Der Verfasser kritisiert scharf die Idee der kulturnationalen Autonomie, wie sie von Bauer formuliert wird, und zeigt, daß sie in Widerspruch zum ganzen Verlauf des Klassenkampfes steht. Er beweist, daß die „Organisation" der Nation, „die Konstitution", „die Schöpfung" der Nation nicht Sache der Sozialdemokraten ist, daß es ihnen nicht zukommt, in der Zeit des erbittertsten Klassenkampfes nationale Verbindungen aller Klassen zu organisieren, und er kommt zum Schlusse, daß die nationale Autonomie von Springer und Bauer nur eine verfeinerte Form des Nationalismus sei, die um so gefährlicher ist, weil sie sich ein sozialistisches Ansehen gibt. Er behauptet, daß diese Auffassung den Boden nicht nur für die Trennung der Nationalitäten, sondern auch für die Zerstückelung der einheitlichen Arbeiterbewegung vorbereitet. Das Beispiel Österreich beweist es: an Stelle einer einzigen proletarischen Partei besitzt Österreich deren sechs, und selbst die Gewerkschaften sind, insbesondere bei den Tschechen, nicht von der verhängnisvollen Beeinflussung nationalistischer Tendenzen frei geblieben. Der Schluß des Artikels handelt von dem jüdischen „Bund". Der Verfasser zitiert bei dieser Gelegenheit den Ausspruch Plechanoffs, der die Politik des Bundes „die Anpassung des Sozialismus an den Nationalismus" nennt. Die Einrichtungen, die die „kultur-nationale Autonomie", von der der Bund so viel spricht, „garantieren", sind nach Aussage des Verfassers in der Gegenwart ohnmächtig (da sie nicht imstande sind, die schwachen Nationalitäten vor den Gewalttätigkeiten der stärkeren zu schützen) und in der Zukunft überflüssig (denn in einem demokratischen Staate wird man sie nicht brauchen, wie es das Beispiel der Schweiz beweist). Inzwischen impft aber diese Idee (der kultur-nationalen Autonomie) der proletarischen Bewegung Begriffe ein, die ihr fremd sind und die sie in Gefahr bringen, vom rechten Weg abzuweichen. Das Beispiel Österreichs, worauf der Bund sich gern beruft, liefert nach Ansicht des Verfassers keinen Beweis, denn gerade in der österreichischen Partei hat das Föderativsystem zum schlimmsten Separatismus geführt und die Einheit der Arbeiterbewegung zerstört.

Man darf erwarten, daß dieser sachliche Artikel eine lehrreiche und fruchtbringende Diskussion veranlassen wird. Der Gegenstand ist wichtig genug.

V. Iljin spricht in seinem Artikel **„Die wachsende Uneinigkeit"** von der jüngsten Konferenz der Kadetten und ihren Beschlüssen. Er bemüht sich zu zeigen, daß die unbestimmte, unklare Sprache dieser Beschlüsse dazu bestimmt ist, die Demokratie zu täuschen, ihr einzureden, daß die Kadetten sich mehr zur Linken neigen, während sie in Wirklichkeit einen gegenrevolutionären bürgerlichen Block mit den Progressisten und den Oktobristen bilden. Der hauptsächlichste Fehler in der Taktik der Kadetten besteht nach Ansicht des Verfassers darin, daß diese schwächlichen Liberalen ohne vorangegangene Anstrengungen Resultate haben wollen, sie wünschen politische Freiheit ohne den vorhergehenden Kampf, der diese Freiheit in Europa geschaffen hat. So wird der Zwiespalt zwischen dem liberalen Reformismus und den tatsächlichen Bedürfnissen des Landes von Tag zu Tag größer. Und die Bourgeoisie, die reformistisch wird, ehe noch eine radikale Umwandlung des bestehenden politischen Systems vollzogen wurde, ist eine verkommene Bourgeoisie, die der Demokratie feindlich gegenübersteht und keine Hoffnung auf demokratische Umwandlungen gewährt. Es ist dringend nötig, daß die Demokratie die Kadetten entlarvt und die wahre Denkweise dieser Partei verkündet. Georg Stiekloff.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



2. Band Nr. 42 Ausgegeben am 18. Juli 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Miliz und stehendes Heer.

Von **Fr. Mehring.**

I.

Die Geschichte der bürgerlichen Parteien ist eine Geschichte der Umfälle, des beständigen Prinzipienverrats, des Hosianna von gestern und des Kreuzige von heute.

Nirgends aber tritt diese Flugsandpolitik so schroff in die Erscheinung wie auf dem Gebiet des Militarismus. Wer vor fünfzig oder auch nur vor zwanzig Jahren behauptet hätte, daß der bürgerliche Liberalismus selbst in seiner entschiedensten Richtung, soweit bei ihm überhaupt von Entschiedenheit gesprochen werden kann, ohne alles Mucken sich an den Wagen einer Wehrvorlage gespannt haben würde, wie sie eben im Reichstag angenommen worden ist, wäre einfach ausgelacht worden. Kein sozialdemokratisches Blatt hätte sich oder hat sich eine so verwegene Prophezeiung gestattet. Was man sich heute aber eigentlich nicht mehr gestatten sollte, ist die Behauptung, daß es mit dem Freisinn nicht so weit gekommen wäre, wenn die Waldeck oder auch nur die Eugen Richter noch lebten. Diese Politiker wären heute ebensogut wie ihre Nachfahren in das Lager Molochs abgetrabt.

Denn das klägliche Ende der bürgerlichen Opposition in Sachen des Militarismus ist nicht von ungefähr. Diese Opposition war von jeher ein Widerspruch in sich. Die stehenden Heere, der miles perpetuus, bildeten das Machtmittel, womit sich die moderne Monarchie gegen die feudalen Stände des Mittelalters durchsetzte, und insoweit lagen sie auch im Interesse der Städte. Der bürgerliche Handel bedurfte des militärischen Schutzes. Aber die Voraussetzung der stehenden Heere waren stehende Steuern, und davon wollten die Städte so wenig wie möglich wissen. So erklärt sich die bürgerliche Opposition, die schon im siebzehnten Jahrhundert gegen die stehenden Heere ein- und sich bis ins zwanzigste Jahrhundert fortsetzte, ohne je auf einen grünen Zweig zu kommen. Im Grunde ist auch nichts begreiflicher, denn am letzten Ende läßt sich der biedere Bürgersmann lieber eine Verkümmerung des Profits gefallen, als daß er Gefahr liefe, überhaupt keinen Profit zu machen.

Selbst für ein so armes und zurückgebliebenes Land wie die Mark Brandenburg ergab sich nach dem Dreißigjährigen Kriege die Notwendigkeit stehender Heere. Im Jahre 1619 beanspruchte der Kurfürst Georg Wilhelm von den feudalen Ständen zwei Tonnen Goldes, um Truppen zu werben. Die Stände erklärten diese Summe für unerschwinglich, aber zehn Jahre später, im Jahre 1629, hatten allein die Kontributionen Wallensteins der Mark Brandenburg schon 200 Tonnen Goldes gekostet. Aus diesem Gesichtspunkt verteidigte der preußische König Friedrich das System der stehenden Heere. Wohl seien sie teuer, aber doch minder kostspielig als die alten Bauernaufgebote, denn sie kürzten die Kriege ab. Keine Macht könne mehr einen Dreißigjährigen Krieg ertragen; mit höchstens sieben oder acht Feldzügen seien die Mittel der Souveräne erschöpft, sie selber friedfertig und nachgiebig geworden. Das stimmte zwar nicht recht zu der Versicherung desselben Königs, daß der Siebenjährige Krieg die deutschen Lande nicht weniger verwüstet habe als der Dreißigjährige. Aber immerhin — abgekürzt war der Greuel allerdings.

An ihr Ziel gelangte die bürgerliche Opposition gegen die stehenden Heere nirgends. Beseitigt wurde die neue Einrichtung einzig in England, und diese Ausnahme bestätigte nur die Regel. Hier hatte sich die zur parlamentarischen Herrschaft emporstrebende Aristokratie dreimal, unter Karl I., Oliver Cromwell und Jakob II., durch ein stehendes Heer bedroht gesehen; nach ihrem Siege belud sie es mit bleibendem Mißtrauen. Es ist bekannt, daß die „Erklärung der Rechte" die Errichtung oder Beibehaltung eines stehenden Heeres in Friedenszeiten für ungesetzlich erklärte; das Gesetz, auf dem die Disziplinargewalt innerhalb des Heeres einzig und allein beruht, muß dem Parlament alljährlich von neuem vorgelegt werden. Mit der bürgerlichen Opposition gegen die stehenden Heere hat diese Ausnahme von der Regel aber schon deshalb nichts zu tun, weil sie durch eine aristokratische Opposition geschaffen wurde. Sie wurde nur möglich durch die insulare Lage Englands, das sich nicht durch militaristische, sondern durch maristische Waffen den Weltmarkt erobern konnte und erobert hat.

Auf dem Kontinent setzte die bürgerliche Opposition gegen die stehenden Heere zuerst in Frankreich ein, dank den grauenvollen Verwüstungen und den tiefen Demütigungen, die Ludwigs XIV. Kampf um die Weltherrschaft über das Land gebracht hatte. In dem Maße, als unter seinem Nachfolger Ludwig XV. das Königtum tiefer in der Verachtung der Nation sank, entbrannte der Kampf gegen die stehenden Heere schärfer. So sehr sich Montesquieu bemühte, in den überlieferten Einrichtungen Frankreichs den allgemeinen und ewigen Geist der Gesetze wiederzufinden, so eiferte er doch häufig gegen die Epidemie, die die Könige treibe, ihre Heere ins Schrankenlose zu vermehren. Jeder Monarch unterhalte so viele Truppen, als ob seine Völker in Gefahr wären, ausgerottet zu werden, und diesen Zustand nenne man Frieden!

Ungleich heftiger ging Voltaire ins Zeug. Er nennt die Soldaten bald gedungene Mörder und Hefe der Nation, bald verhöhnt er sie als arme Teufel, die in grobes blaues Tuch, 110 Sous die Elle, gesteckt würden, ihre Hüte mit groben weißen Borten eingefaßt erhielten und rechts- und linksum machten: an deren Spitze dann der moderne Eroberer, der sich von seinen Staatsperücken habe Ansprüche auf eine Provinz zurechtmachen lassen, dem Ruhme entgegenmarschiere. Und seien nicht seit Sulla die stehenden, mit dem

Gelde der Bürger bezahlten Heere noch mehr zur Unterwerfung der Bürger als zur Unterjochung der anderen Nationen verwandt worden? In ähnlichem Geiste und womöglich noch schärfer schalt die berühmte Enzyklopädie auf die stehenden Heere, die dann auch von den Physiokraten befehdet wurden; Turgot schlug vor, die stehenden Heere als den unproduktivsten aller Stände durch eine Miliz zu ersetzen.

Von anderer Seite her kämpfte Jean Jacques Rousseau gegen die stehenden Heere. Er berief sich auf die Schweiz, die ohne solche Heere und ohne Festungen auskomme. Die regulären Truppen nannte er die Pest Europas, die nur für zwei Zwecke gut sei: entweder um die Nachbarn anzugreifen und zu erwürgen oder um die Bürger zu fesseln und zu unterjochen. Soldat und Bürger seien nun einmal überall einander feindlich gesinnt; dies Übel sei von den regulären Truppen untrennbar. Darum möge man an die Stelle der stehenden Heere eine echte Miliz setzen; so sei das militärische System der Römer gewesen, so sei noch heute das militärische System der Schweizer; so müsse das System jedes freien Staates sein. „Jeder Bürger soll Soldat sein aus Pflicht, keiner aber soll es sein aus Profession. Jeder Bürger soll Soldat sein, aber nur wenn er es sein muß."

Es sind nur wenige Stimmen, die wir hier aus dem Konzert der französischen Aufklärung gegen die stehenden Heere anführen konnten. Aber sie genügen, um zu zeigen, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich schon alles gesagt worden ist, was die bürgerliche Opposition in Deutschland seitdem gegen die stehenden Heere vorgebracht hat. Haben aber die Montesquieu und Voltaire und Rousseau einfach in den Wind gesprochen, so ist es am Ende nicht so sehr zu verwundern, wenn unsere biederen Fortschrittler und Freisinnigen kein besseres Los gezogen haben.

Werfen wir jedoch noch einen Blick auf die deutschen Zeitgenossen der Montesquieu und Voltaire und Rousseau! Es lag in der Natur der Dinge, daß die bürgerliche Opposition gegen die stehenden Heere sich in Deutschland nicht ebenso früh und ebenso stark entfalten konnte wie in England und Frankreich. Ein Reichsheer gab es im Frieden überhaupt nicht, und in den Einzelstaaten bestand das Heer überwiegend in lächerlicher Form.[1] Die Heere des feudalen Europa hatten bereits die ersten Niederlagen im Kampfe gegen das revolutionäre Frankreich erlitten, als sich einige unserer großen Denker vernehmen ließen. Kant fand, daß die größten Übel, die gesittete Völker drücken, durch den Krieg herbeigeführt würden, und zwar nicht so sehr durch einen wirklichen Krieg als vielmehr durch die nie nachlassende, vielmehr unaufhörlich vermehrte Zurüstung zum künftigen Kriege. Er verlangte die Abschaffung der stehenden Heere aus zwei Gründen. Einmal weil sie andere Staaten unaufhörlich mit Krieg bedrohen und durch das ewige Wettrüsten den Frieden noch unerträglicher machen als selbst einen kurzen Krieg, und dann weil es dem Rechte des Menschen widerstrebe, in Sold genommen zu

[1] Wenn Goethe sich der Soldatenspielerei seines Herzogs widersetzte, so war er dabei weit entfernt von dem Gesichtspunkt der französischen Aufklärer. Was ihn mit Ekel erfüllte, zeigt folgendes Dokument, das er als weimarischer Kriegsminister eigenhändig abgefaßt hat: „Wir haben referieren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den desertierten Husaren Thon angetretenen Husaren Bircke abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister v. Lichtenberg entstandenen Differenz mittels Berichts vom 10. hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beigefügt gewesen, anhero gelangen lassen."

werden, um zu töten oder sich töten zu lassen; der Mensch solle nicht bloß Maschine oder Werkzeug in der Hand eines anderen sein.

Wie Montesquieu durch Voltaire, so wurde Kant durch Fichte in der Opposition gegen die stehenden Heere übertroffen. Fichte hatte aus der Geschichte gelernt, daß die Tendenz aller Monarchien nach innen uneingeschränkte Alleinherrschaft, nach außen Universalmonarchie sei. „Laßt uns diese Quelle verstopfen, so ist unser Übel aus dem Grunde gehoben. Wenn uns niemand mehr wird angreifen wollen, dann werden wir nicht mehr gerüstet zu sein brauchen; dann werden die schrecklichen Kriege und die noch schrecklichere stete Bereitschaft zum Kriege, die wir ertragen, um Kriege zu verhindern, nicht mehr nötig sein." Fichte spottet unermüdlich über das „erhabene, aber wenig Nachdenken kostende Amt, rechts oder links sich schwenken oder das Gewehr präsentieren zu lassen oder, wenn es je ernsthafter werden sollte, zu morden oder sich morden zu lassen". Er wirft den Königen vor, daß sie Millionen „in der fürchterlichen Fertigkeit zu würgen" unterrichten, um sie gegen alles zu gebrauchen, was ihren Willen nicht als sein Gesetz anerkennen will.

Als dritter ist dann Herder zu nennen, der die stehenden Heere „diesen entsetzlichen Druck der Menschheit" nennt. Mit ihnen blieben die Deutschen, was sie schon in den Tagen des Tacitus gewesen seien, „im Frieden zum Kriege gewaffnete Barbaren". Auch Wilhelm v. Humboldt stimmt in den gleichen Ton ein; er fragte, wie verderblich es sein müsse, wenn beträchtliche Teile der Nation im Frieden nur zum Behuf des Krieges in einem maschinenmäßigen Leben erhalten würden; der Staat, so meinte er, solle sich aller Einrichtungen enthalten, um die Nation zum Kriege zu bilden.

Bemerkenswert ist nun aber, daß wie ehedem schon die französischen Denker, die gegen die Söldnerheere gekämpft hatten, so auch ihre deutschen Nachfolger ein Echo aus diesen Heeren selbst fanden. Und zwar in erster Reihe aus dem preußischen Heere, das im achtzehnten Jahrhundert als das Ideal eines stehenden Heeres galt. In seinem Ursprung und seinem Wesen unterschied es sich mannigfach von den stehenden Heeren seiner Zeit. Es war nicht von modernen Mächten aus der Taufe gehoben worden, sondern ein Werkzeug des feudalen Junkertums, das sich nach dem Dreißigjährigen Kriege, um nicht eine Beute der Polen und Schweden zu werden, zum miles perpetuus bequemen mußte, aber sich nur in seiner Weise dazu bequemte. In dem Landtagsabschied von 1653 bewilligten die Stände dem Kurfürsten die Mittel für die Errichtung eines stehenden Heeres, wobei sie sich selbst vollkommene Steuerfreiheit, ausschließliche oder so gut wie ausschließliche Besetzung der Offiziersstellen und endlich unbeschränkte „Gutsherrlichkeit", das heißt schrankenloses Herrenrecht über die bäuerliche Klasse sicherten. So gewannen sie die Möglichkeit, durch das Heer die Bevölkerung in einem Umfang auszupowern, wie es ihnen in den Tagen ihrer noch ungetrübten feudalen Herrlichkeit nicht entfernt möglich gewesen war.

Im einzelnen ihre Gaunereien aufzuzählen, würde an dieser Stelle, wo es nur auf die Frage der Miliz und des stehenden Heeres ankommt, viel zu weit führen, zumal da es an anderen Orten schon genugsam geschehen ist. Wie aber kommt es, daß die Junker in diesem stehenden Heere, das nur durch den grausamsten Gebrauch des Stockes zusammengehalten werden konnte, das Ideal einer Miliz preisen durften, ohne ausgelacht zu werden, daß zum Beispiel der General Rüchel, der junkerlichste aller junkerlichen

Generale, sagen konnte: „Die preußische Armee ist die weiseste und schönste Landmiliz.“ Die Erklärung ist sehr einfach. Die bäuerliche und bürgerliche Bevölkerung wurde bis aufs Blut ausgepreßt, um die Mittel für den Unterhalt des stehenden Heeres zu schaffen; diese Mittel flossen in die Taschen der Offiziere, um Soldaten zu werben und zu besolden, aber sie flossen zur guten Hälfte nicht wieder heraus, sondern blieben hübsch drinnen, indem die Offiziere die Hörigen, über die sie als Junker freie Verfügung hatten, zu Soldaten preßten, was ihnen erstens das Werbegeld sparte und zweitens auch ermöglichte, die Soldzahlung auf ein Minimum zu beschränken. Denn diese Rekruten brauchten nur drei Monate unter der Fahne zu dienen und wurden dann zwanzig Jahre lang jedes Jahr nur einen Monat zur Übung eingezogen. Dabei fiel für die Junker noch der besondere Vorteil ab, daß ihnen das Scharwerk dieser Hörigen, auf deren Kosten sie die Staatskassen bemogelten, möglichst kurze Zeit entzogen wurde.

So sah die „halbe Miliz“ aus, aus der auch noch nach der Versicherung neuerer Historiker das altpreußische Heer bestanden haben soll. Tatsächlich wurde an dem Charakter des stehenden Heeres nichts dadurch geändert, daß es etwa zur Hälfte aus Landeskindern bestand. Im Gegenteil! Diese Rekruten besaßen immer noch ein Maß moralischer Kraft, das durch grausame Mißhandlungen um so rücksichtsloser ausgerottet werden mußte. Es kam vor, daß die „Einländer“ häufiger desertierten als selbst die „Ausländer“, die Strolche und Verbrecher aus aller Herren Länder, die das Desertieren gewerbsmäßig betrieben, um immer neues Handgeld zu verdienen. Eben deshalb galt das preußische Heer im achtzehnten Jahrhundert als das Ideal eines stehenden Heeres, weil in ihm das System, jede Spur von Selbstbewußtsein in dem Soldaten auszurotten, am raffiniertesten ausgebildet war, ein System, das durch alle Wechsel der Zeiten hindurch bis auf den heutigen Tag noch nicht erstorben ist. In seinem militärischen Testament verfügte der preußische König Friedrich: „Was den Soldaten betrifft, so ist es nötig, daß er seine Offiziere mehr fürchtet als die Gefahren, denen man ihn aussetzt; anders wird man es nie dahin bringen, ihn durch ein Ungewitter von dreihundert Kanonen, die ihn niederschmettern, hindurch zum Sturme zu führen. Der gute Wille wird in solchen Gefahren den gemeinen Mann niemals heranbringen, das kann nur die Furcht tun.“ Nach solchen Anschauungen war es ganz gleichgültig, ob das preußische Heer aus märkischen Bauernjungen oder aus heimatlosen Vagabunden oder aus kriegsgefangenen Franzosen bestand.

Nun aber rief gerade das Prinzip, jede moralische Kraft des Soldaten auszurotten, zwar nicht in der Masse der junkerlichen Offiziere, aber doch in einzelnen helleren Köpfen unter ihnen schwere Bedenken hervor. Der französische General Guibert hatte bereits im Jahre 1772 in einer Abhandlung über die Taktik geschrieben: „Die moderne Taktik hält nur so lange Stich, als der Geist der europäischen Verfassungen der alte bleibt; sobald man eine Phalanx moralischer Kräfte zum Gegner bekommt, wird sie den Weg aller Erfindungen gehen.“ An ihn anknüpfend schrieb der ehedem preußische Offizier v. Berenhorst seine „Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit“, eine Schrift, die von allem, was im achtzehnten Jahrhundert gegen die stehenden Heere geschrieben wurde, den tiefsten Eindruck auf die deutschen Zeitgenossen

machte. Nicht zum wenigsten deshalb, weil sie sozusagen unmittelbar aus Molochs Hexenküche kam. Berenhorsts Vater war der alte Dessauer, der erste Exerziermeister des preußischen Heeres, und er selbst hatte zum Stabe des Königs Friedrich gehört, als dessen Flügeladjutant den Siebenjährigen Krieg mitgemacht.

In den drei Bänden seines Werkes überschüttet Berenhorst mit immer neuem Spotte die „Wissenschaft des Erwürgens nach Regeln" und das Schlachtengewerbe, das die Menschheit entehre. Er spricht von den vierfüßigen Kriegern, den Pferden, die nicht so hurtig zu dressieren seien wie die zweifüßigen: denn die Pferde widerstrebten Schlägen und Stößen, während die Rekruten dadurch biegsam und gelehrig würden. Er spricht auch von den „zum Erschossenwerden Bestimmten", die man in Kleider und Stiefel stecke, mit Brot und Fleisch nähre und etwa noch mit ein paar Sous bei den Deutschen für Schnupf-, bei den Franzosen für Rauchtabak ablohne. Berenhorst meint, ein weiser Fürst brauche keine besoldeten Scharen, um seine heilsamen Absichten durchzusetzen; der bloße Gedanke, solche Scharen gegen Mitbürger, Väter, Brüder aufmarschieren und diese bei der ersten Widersetzlichkeit niederknallen zu lassen, müsse ihm grauenvoll sein; eine wenig zahlreiche Polizeimiliz reiche hin, wirkliche Bösewichte zu packen und zu bestrafen. Und so weiter.

Man sieht: an harten und schroffen Worten gegen die stehenden Heere ließ es Berenhorst ebensowenig fehlen wie die bürgerliche Aufklärung. Aber in einem unterschied sich Berenhorst von ihr, genau so wie sich in Frankreich die militärischen Gegner der Söldnerheere, wie namentlich Servan, der spätere Kriegsminister der Republik, sich von den Voltaire und Rousseau unterschied. Sie wollen bei allem Abscheu vor den stehenden Heeren diese doch nicht völlig beseitigen: ein Rest soll bleiben, eine „Rahmenarmee", wie Berenhorst sich ausdrückte, die im Augenblick des Krieges die zu den Waffen eilenden Massen in sich aufnehmen könne. „Mut, Waffen, feste Plätze, Lebensmittel, Geld und bloß die Rahmen der Regimenter: dann stampfe beim ersten Besorgnisfall der mit dem allgemeinen Vertrauen beehrte Regent, erwiderten Vertrauens voll, nur mit dem Fuße, und die jetzt notwendige Anschwellung des Heeres ergießt sich in tausend Quellen aus der Bevölkerung des Vaterlandes." So Berenhorst.

Eine ähnliche Begrenzung des Milizgedankens findet sich nun aber auch bei den Männern, denen es vergönnt war, modernere Formen des Kriegswesens zu schaffen, als sie in den Söldnerheeren des achtzehnten Jahrhunderts gegeben waren, bei Washington in Amerika, bei Carnot in Frankreich, bei Scharnhorst in Deutschland, und sie hatte ihre historischen Ursachen.

Nachgedanken zu den nachdenklichen Betrachtungen.

Von **K. Kautsky.**

2. Der Massenstreik.

(Schluß.

Der jüngste belgische Massenstreik sowie der Abschluß des preußischen Landtagswahlkampfes haben die Frage des Massenstreiks bei uns wieder in Fluß gebracht. Aber in recht eigenartiger Weise. Man diskutiert ihn nicht etwa, weil man glaubt, nun sei der Moment gekommen, wo er uns den Sieg

verspreche, sondern deshalb, weil man vermeint, wir kämen nicht vorwärts, und weil man kein anderes Mittel weiß, den Wahlrechtskampf fortzuführen. Man wendet sich ihm zu nicht aus Siegeszuversicht, sondern aus Verlegenheit.

Noch schlimmer aber ist es, daß sich bei der Diskussion die größten Meinungsverschiedenheiten über den Massenstreik ergeben. Und die Meinungen sind nicht etwa bloß in der Weise geteilt, daß man sich für oder wider den Massenstreik ausspricht. Es bestehen vielmehr die verschiedenartigsten Anschauungen. Die eine Richtung propagiert den Massenstreik nach dem letzten belgischen, eine andere nach russischem Muster. Eine dritte erklärt, weder ein belgischer noch ein russischer Massenstreik sei bei uns möglich, damit aber auch jede Möglichkeit eines Massenstreiks für uns ausgeschlossen. Die vierte Richtung endlich stimmt der dritten darin zu, daß ein Massenstreik in der Art der beiden Muster bei uns nicht mehr möglich sei. Sie schließt daraus indes nicht, daß damit jede Aussicht auf einen siegreichen Massenstreik in Deutschland ausgeschlossen sei, sondern nur, daß er hier seine besonderen Bedingungen habe, die zurzeit wohl nicht gegeben seien, deren Eintreten aber keineswegs unmöglich, sondern sehr wohl zu erwarten sei, und vielleicht schon in kurzer Zeit durch gewaltige Ereignisse herbeigeführt werden könne.

Die Richtung, die man die belgische nennen kann, will einen oder mehrere Demonstrationsstreiks, die ebenso friedlich enden, wie sie begannen. Zu einem derartigen friedlichen Ausgang gehört aber nicht bloß eine strenge Disziplin der Feiernden, sondern auch eine wohlwollende Neutralität der Unternehmer. Es liegt durchaus kein Widerspruch darin, sondern ist sehr logisch, wenn die Idee eines solchen Streiks gerade von Genossen verfochten wird, die in höherem Grade als die Mehrheit der Partei zu den Liberalen mehr Vertrauen haben.

Wir müssen in Deutschland darauf gefaßt sein, daß eine allgemeine Arbeitsruhe auf die entschiedenste Gegnerschaft sämtlicher Unternehmer stößt, auch der liberalen unter ihnen; daß sie den Demonstrationsstreik mit ausgedehnten Aussperrungen beantworten, die entweder die Kassen der Gewerkschaften leeren und mehr deprimierend als anfeuernd wirken, also den Zweck des Demonstrationsstreiks in sein Gegenteil verwandeln, oder stürmische Protestaktionen hervorrufen, die den friedlichen Demonstrationsstreik über Nacht in einen gewaltsamen Kampfstreik verwandeln, der ausgefochten wird, bis der eine oder andere Teil der Kämpfenden zu Boden liegt.

Daß dem so ist, gibt die andere Richtung zu, die wir die russische nennen wollen. Aber das ist für sie kein Grund, nicht nach einem solchen Demonstrationsstreik zu drängen. Im Gegenteil, gerade weil er den Kampfstreik in seinem Schoße birgt, verlangt sie ihn. Die Frage aber, ob wir zurzeit die Kraft haben, ihn siegreich auszufechten, weist sie mit verächtlicher Handbewegung als bürgerliche Krämerfurcht von sich ab. Nur einmal anfangen, und die unorganisierten Massen, die nie versagen, werden schon kommen. Und wenn wir auch niedergeschlagen werden und die Organisationen zum Teufel gehen, was liegt daran? Um so größer die Erbitterung der Massen, um so rascher werden sie den Streik wiederholen, immer und immer wieder, wie es in Rußland 1905 der Fall war, bis der Sieg erreicht ist.

Das ist die „frisch-fröhliche Parole" dieser Richtung.

Nun sind, wie schon oft gesagt, die russischen Verhältnisse mit den unseren nicht zu vergleichen. Die russischen Arbeiter sind völlig rechtlos, der Streik

ist für sie die einzig mögliche Art der korporativen Betätigung. Was immer sie bewegt, es äußert sich in einem Streik. Dabei sind sie die bedürfnislosesten der europäischen Arbeiter, können ohne Erwerb und Unterstützung länger aushalten als irgend eine andere Arbeiterschaft des kapitalistischen Europa.

Und überdies waren die Ereignisse von 1905 von der außerordentlichsten Art. Eine Reihe zerschmetternder Niederlagen im Kriege hatte die Regierung bei den Massen zu einem Gegenstand von Haß und Verachtung gemacht. Die Möglichkeit erstand, endlich die Bedingungen menschenwürdigen Lebens zu gewinnen, das unerträglichste Joch abzuschütteln. Die Arbeiter wurden angestachelt, ihre Existenz einzusetzen, weil sie erwarteten, eine Welt zu gewinnen. Dabei wurde ihr Kampf in dem allgemeinen Zusammenbruch erleichtert dadurch, daß vielfach die Unternehmer die Löhne während des Streiks weiterzahlten, teils aus Sympathie mit den politischen Freiheitsbestrebungen der Arbeiter, in weit höherem Grade aber noch aus Angst vor ihrer Macht.

Trotz alledem mußte schließlich die chronische Streikerei auch hier versagen. Sie reichte aus, die Freiheit zu erobern. Sie versagte, als es galt, die Freiheit zu verteidigen. Das ewige Streiken hatte das Proletariat so erschöpft, daß es der Gegenrevolution nicht mehr ausreichenden Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Und seitdem bis heute ist es in Rußland still geworden vom chronischen Massenstreik, obwohl dort keine zentralisierte Massenorganisation die nie versagende unorganisierte Masse hemmt.

Für Westeuropa mit großen zentralisierten Massenorganisationen und für nicht revolutionäre Zeiten ist die Idee des chronischen Massenstreiks einfach absurd. Da konzentriert sich der Kampf stets zu einer einzigen großen entscheidenden Aktion. So wenig kann das russische Beispiel als Schablone für Westeuropa dienen, daß sich seine Vertreter bei uns selbst nicht streng daran halten können. In Rußland entsprangen die Massenstreiks der spontanen Erregung der Volksmassen, die durch den militärischen Zusammenbruch des Zarismus ausgelöst wurde. In dieser Spontaneität, die durch ein gewaltiges Ereignis hervorgerufen wurde, das auch den indifferentesten, zurückgebliebensten Mann im Volke aufrütteln mußte, lag die siegreiche Kraft jener Streiks.

Unsere „Russen" hier erkennen an, daß die Spontaneität der Erregung Vorbedingung eines siegreichen Massenstreiks sei. Aber sie sehen in den deutschen Massen keine derartige gewaltige Erregung; darauf zu warten, bis historische Ereignisse, wie in Rußland, die Massen aufpeitschen, ist ihnen aber zu langweilig. Sie verlangen die spontane Erregung möglichst bald, und da sie nicht kommen will, fordern sie kategorisch von der Partei, sie soll diese Spontaneität durch eine „kühne Initiative" künstlich schaffen, und zwar sofort.

Wodurch soll dies aber erreicht werden? Durch nichts anderes als durch eine „kühne Aktion", das heißt durch den Massenstreik. Das sei das souveräne Mittel, die Massen so zu erregen, daß sie uns begeistert folgen und den Massenstreik machen! Münchhausen, der sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zieht.

Dieser Widersinn erklärt sich daraus, daß hinter der marxistischen Erkenntnis, die Volksmassen würden nur durch große soziale Veränderungen bewegt, noch die blanquistische Putschtaktik lauert, daß es stets nur

eine kleine Minderheit sei, die die Geschichte in der Weise macht, daß sie durch ihre kühne Aktion die Volksmassen mit sich fortreißt, eine Taktik, die die deutsche Sozialdemokratie von ihren Anfängen an verworfen hat.

Wir brauchen nicht in die Vergangenheit zurückzugehen, um zu zeigen, wie oft jene Minderheiten in ihrem Vertrauen in die „nie versagende unorganisierte Masse" bei ihren Putschen hereingefallen sind. Aber wir haben in der jüngsten Vergangenheit ein Beispiel, das zeigt, daß selbst eine bedeutende organisierte Mehrheit, die dringende Bedürfnisse der Gesamtheit vertritt, bei sehr wohl überlegtem und vorbereitetem Vorgehen nicht bloß von der unorganisierten Masse, sondern sogar von anderen, ökonomisch in ähnlicher Richtung wirkenden Organisationen im Stiche gelassen, ja bekämpft werden kann, wenn sie den Versuch macht, sie durch ihr Vorgehen mit sich fortzureißen. Wir meinen den letzten Bergarbeiterstreik. Er hat deutlich gezeigt, daß wir uns auf keine andere Macht verlassen dürfen, als auf unsere eigenen Organisationen.

Kein Zweifel, die Mitwirkung der gegnerischen Organisationen und der unorganisierten Masse ist sehr wertvoll. Wir können nicht warten, bis wir den letzten Mann in unseren Organisationen drin haben. Aber mit der Mitwirkung der außerhalb unserer Organisationen stehenden Proletarier steht es sehr faul, wenn sie nicht spontanem Drängen dieser Elemente *vor* der Aktion entspringt, sondern wenn erst die Aktion den nötigen Spiritus in ihnen hervorrufen soll.

Einer Aktion der organisierten Proletarier, die mit leichter Mühe siegt, also die unorganisierten Elemente gar nicht braucht, könnte es wohl gelingen, diese mit sich fortzureißen. Eine Aktion, die auf hartnäckigen Widerstand stößt, vielleicht mit einer Niederlage bedroht ist, kann unmöglich geeignet sein, die Schwachen, die Feigen, die Unentschlossenen, also die Nichtorganisierten mit sich fortzureißen.

Nichts irriger als die Ansicht:

> Das Proletariat kann seine Kräfte nicht sammeln und seine Macht für den endgültigen Sieg nicht anders steigern, als indem es sich im Kampfe erprobt, *mitten durch Niederlagen* und alle Wechselfälle, die ein Kampf mit sich bringt. Ein ausgefochtener großer Kampf, *ganz gleich ob mit Sieg oder Niederlage endet*, leistet in kurzer Zeit an Klassenaufklärung und geschichtlicher Erfahrung mehr als Tausende von Propagandaschriften und Versammlungen in windstiller Zeit.

Diese Auffassung deckt sich völlig mit der der Syndikalisten von der revolutionären Gymnastik, mit der sie es so herrlich weit gebracht haben.

Sie wird nicht richtig dadurch, daß man als andere Alternative die Taktik jener Vorsichtsmänner hinstellt, die sich nur dann zum Kampfe entschließen, wenn sie den Sieg in der Tasche haben.

Man kann nicht stets bloß dann kämpfen, wenn man des Sieges sicher ist — wo das der Fall, wird der Gegner meist freiwillig das Feld räumen. Aber niemals kämpft man bloß um zu kämpfen, gleichgültig, ob man siegt oder nicht, man kämpft um zu *siegen*, um ein bestimmtes Resultat zu erreichen. Das wäre ein sauberer Feldherr, dem es nur um den Kampf und nicht um den Sieg zu tun wäre. Man tritt in der Regel nur dann in einen Kampf ein, wenn man erwarten darf, zu siegen, und nur durch Siege, nie durch Niederlagen gewinnt ein Feldherr das Vertrauen seiner Truppen, ge-

winnt eine Partei das Vertrauen der Massen. Ein Feldherr, der sich verlocken läßt, einen Kampf auf einem ihm ungünstigen Terrain aufzunehmen, gilt in der Kriegsgeschichte als Dummkopf, und wenn er der tapferste Mann wäre.

Daß der Kampf an sich belebend und kräftigend wirkt, einerlei ob er mit einem Sieg oder einer Niederlage endet, ist ein Grundsatz nicht des Krieges, auch nicht des Krieges der Klassen, sondern des Sports.

Nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen kann ein proletarischer Kampf auf jeden Fall, auch wenn er mit einer Niederlage endet, erhebend wirken. Das gilt einmal für Arbeiterschichten, die so herabgedrückt sind, daß sie nichts mehr zu verlieren haben. Raffen die sich einmal zu einem Verzweiflungskampf auf, dann kann schon die bloße Tatsache, daß sie einmal nicht widerstandslos zusammenknicken, und daß der einzelne sich nicht isoliert sieht, daß er sich vereint fühlt mit zahlreichen anderen Kämpfern, anfeuernd wirken, auch wenn der Kampf augenblicklich kein Resultat hat. Derartige Kämpfe sind unter russischen Verhältnissen noch häufig, nicht aber unter deutschen.

Andererseits kann eine Arbeiterschaft, die schon Erfolge erzielt, die etwas an organisatorischer Macht oder politischen Rechten zu verlieren hat, gezwungen werden zu einem Kampfe, „ganz gleich, ob er mit Sieg oder Niederlage endet", dann, wenn der Gegner versucht, ihr ihre Errungenschaften zu rauben. In diesem Falle wäre eine kampflose Waffenstreckung vor dem Feinde viel vernichtender, als es die vernichtendste Niederlage nach hartnäckiger Gegenwehr sein könnte. Auch im Kriege kann die entschlossene Verteidigung einer belagerten Festung bis zum letzten Mann, selbst wenn jede Aussicht auf Entsatz ausgeschlossen, der schließliche Fall der Position also sicher ist, von großer Bedeutung werden. Das Beispiel Adrianopels und Skutaris wirkte auf die türkische Bevölkerung sicher erhebend.

Aber auch in solchem Falle, wo man angegriffen ist und sich seiner Haut wehren muß, wird ein guter Feldherr nach einer Taktik suchen, die verspricht, zum Siege zu führen und sich von jedem Abenteuer fernhalten.

So hat zum Beispiel die deutsche Sozialdemokratie nach dem Erlaß des Sozialistengesetzes alle Anreizungen der Moste und Hasselmänner zurückgewiesen, die von der Partei verlangten, sie solle mit energischen Erhebungen gegen dieses Attentat auf die Freiheit des Proletariats protestieren. Bei der Beratung über die Verlängerung des Sozialistengesetzes 1880 bedauerte Hasselmann im Reichstag, daß seine Kollegen die Taktik der russischen „Nihilisten" ablehnten, und er erklärte, die Zeit des parlamentarischen Geschwätzes sei vorüber, die Zeit der Taten gekommen.

So wenig fand diese „kühne Initiative" ein Echo in den Massen, daß Hasselmann wenige Wochen darauf Deutschland verließ, um in Amerika spurlos zu verschwinden.

Heute ist unsere Situation sicher eine andere. Weder sind die deutschen Arbeiter so herabgedrückt, daß sie gar nichts mehr an Rechten und organisatorischer Macht zu verlieren hätten, noch aber stehen im Momente Positionen in Gefahr, die sie erobert haben.

Die Verfechter der russischen Methode selbst erklären, daß es sich um eine „frisch-fröhliche Parole zu Massenaktionen", um die „Erziehung der Sozialdemokratie zur politischen Offensive" handelt.

Daran ist so viel richtig, daß der Massenstreik heute diskutiert wird als Mittel nicht der Abwehr, sondern der Offensive, als Mittel, eine Position, das freie Wahlrecht in Preußen, zu erobern, die wir noch nicht haben.

Für die Offensive einer Klasse, die schon etwas zu verlieren hat, wird aber die Anschauung zur Torheit, es komme nur auf den Kampf an, nicht auf Sieg oder Niederlage. Ehe er zur Offensive übergeht, überlegt jeder kluge Kämpfer die Aussichten des Kampfes. Er beginnt ihn nur dann, wenn er es für möglich hält, den Sieg zu erringen.

Das gilt für jede Parteileitung wie für jede Gewerkschaftsleitung, es gilt aber auch für die Massen selbst überall dort, wo sie schon über einige Kriegserfahrung verfügen.

Der Massenstreik hängt von den Massen ab, nicht von den Führern. Nur aus dem Drängen der Massen kann er erstehen, nicht aus der Parole von oben. Und wenn die Massen in Deutschland bisher noch nicht zum sofortigen Massenstreik drängen, so rührt das nicht zum wenigsten daher, weil die Massen die augenblicklichen Aussichten der Offensive auf diesem Gebiet gering schätzen.

Anders urteilen freilich die Vertreter der russischen Methode. Sie schieben die Schuld an der augenblicklichen Zurückhaltung der Massen auf die Partei, und zwar in letzter Linie ihre Führer. Sie meinen, hätten wir 1910 statt an die Vorbereitung der Reichstagswahlen zu gehen eine Taktik verfolgt, die zum Massenstreik führte, dann — ja, was wäre dann geworden? Dann, meint man wohl, ständen wir jetzt mitten in der Revolution drin. Statt dessen haben wir „nur" 110 Mandate und $4^1/_4$ Millionen Stimmen erlangt, und damit macht man noch keine Revolution. Daher soll die Parteiverdrossenheit rühren.

Eine ernsthafte Widerlegung erheischt wohl diese Behauptung nicht. Wo zeigte sich 1910 der große Drang nach dem Massenstreik? Wäre er wirklich vorhanden gewesen, wie hätte es gelingen können, ihn zu ersticken, und zwar ohne die geringste Anstrengung zu ersticken? Für den Vorschlag, die Massendemonstrationen zum Massenstreik zu steigern, erhob sich 1910 nirgends in Deutschland auch nur eine einzige Organisation. Der Vorschlag fiel platt zu Boden. Seine Durchführung wäre eben damals unmöglich, der Versuch seiner Durchführung ein Schlag ins Wasser gewesen, der uns nicht die Revolution, sondern eine heillose Blamage, wenn nicht Schlimmeres gebracht hätte.

Wo die Massen wirklich nach dem Massenstreik verlangen, das heißt nach seiner sofortigen Durchführung, nicht bloß nach seiner Propagierung, da nützt alles Bremsen der Führer nichts, das hat uns jüngst Belgien aufs deutlichste gezeigt. Und weit weniger als die Massen von den Führern werden diese von den Massen beeinflußt. Kühne, tatkräftige Massen erzeugen auch kühne Führer, während der tatenlustigste Führer in seinem Eifer erschlafft, wenn er nur apathische Massen hinter sich fühlt.

In der Regel drängen proletarische Massen vorwärts, sind sie „radikal", aber vorübergehend können sie auch gelegentlich etwas flau werden, entweder durch die Ungunst der ökonomischen Verhältnisse oder durch Ermüdung infolge großer Kämpfe.

In solchen Situationen kann es aber nichts Verkehrteres geben, als die Massen durch alle möglichen Reizmittel und frisch-fröhlichen Parolen künstlich

stimulieren zu wollen. Man begegnet nicht der Versammlungsmüdigkeit dadurch, daß man die Zahl der Versammlungen vermehrt. Und die wachsende Zahl der Arbeitslosen macht man nicht kampflustiger dadurch, daß man sie zu massenhafter Arbeitseinstellung aufruft. Nicht solche Stimulanzien, sondern die Klassengegensätze, die Bedingungen des Klassenkampfes sind es, die immer wieder dafür sorgen, daß die Flauheit der Massen keine dauernde Erscheinung wird und immer wieder erneutem Tatendrang weicht.

Nicht solchen Tatendrang zu erwecken, sondern ihn zu leiten ist die Aufgabe der Partei. Sie hat ihn zu lenken auf Ziele und Kampfmethoden, die dem Proletariat Erfolge bringen und es dadurch, durch Siege, nicht durch Niederlagen, zu neuen Taten fähig machen und begeistern.

Neben den Aussichten des Kampfes ist es vor allem die Größe des Kampfpreises, die für die Energie und den Tatendrang des Proletariats in seinen Kämpfen bestimmend wird.

Und hier liegt wieder ein gewaltiger Unterschied vor zwischen belgischen wie russischen Zuständen auf der einen Seite und den preußischen auf der anderen. Wir haben schon gesehen, worum es sich 1905 in Rußland handelte: um nichts Geringeres als um die Gewinnung der primitivsten Existenzbedingungen, ohne die ein Vorwärtsschreiten der Lohnarbeiterschaft fast ganz ausgeschlossen ist: nicht nur um das Wahlrecht, sondern auch um Koalitions-, Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit. Als der Zarismus unter den Schlägen der Japaner zusammenbrach, mußten die russischen Proletarier sich erheben und gleich zu ihrer schärfsten Waffe, dem Massenstreik greifen. Sie hatten wirklich nichts zu verlieren als ihre Ketten und eine Welt zu gewinnen.

Anders wieder lag die Sache in Belgien. Das belgische Parlament ist eine entscheidende Macht im Staate. Wer das Parlament und die Massen beherrscht, verfügt dort über den Staat. In den Massen herrscht bereits die belgische Sozialdemokratie, an der Eroberung des Parlamentes aber hindert sie ein tückisches Wahlrecht. Schon glaubten die kämpfenden Proletarier bei den letzten Wahlen den Sieg nahe, die Regierung gestürzt, deren Majorität in der Kammer eine winzige war, und damit den Weg zum gleichen Wahlrecht und zur Eroberung des Parlamentes gesichert. Da sahen sie sich in ihren Erwartungen betrogen, und nun brach ihr Unwille machtvoll los und entlud sich in ihrem prächtigen politischen Streik.

In Preußen liegen die Dinge weder so wie in Belgien noch wie in Rußland. Trotz aller Reaktion besitzt doch die Arbeiterklasse in Preußen noch zahlreiche Gelegenheiten, sich zu organisieren und zu betätigen. Ihr politisches und gewerkschaftliches Leben hängt nicht ausschließlich an der Gewinnung des gleichen Wahlrechtes zum Landtag. Auf der anderen Seite erwartete man von den letzten preußischen Wahlen nicht wie von den belgischen, sie würden den Sturz der Regierung und eine Mehrheit für das gleiche Wahlrecht bringen. Eine Enttäuschung, die die Massen aufs tiefste erbitterte, konnte bei uns der Wahlausgang nicht bringen. Und die Position, die im preußischen Landtag zu erobern ist, scheint ihnen vielfach noch nicht so wichtig wie den Proletariermassen Belgiens die in der belgischen Kammer. Nicht der Landtag, sondern der Reichstag ist in Deutschland die höchste gesetzgebende Versammlung. Und dort haben wir bereits das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Dreißig Jahre lang hat dies dem deutschen Prole-

tariat ein Feld zur Betätigung gegeben, das seine Kräfte fast ganz in Anspruch nahm. Jetzt sind wir so weit erstarkt, daß er uns nicht genügt, daß wir auch den preußischen Landtag erobern wollen und müssen. Aber die proletarischen Massen betrachten das noch nicht so sehr als eine Lebensfrage wie in Belgien die Eroberung der Kammer.

Das entspricht vollkommen den tatsächlichen Verschiedenheiten zwischen den Befugnissen und der Macht dieser beiden Vertretungskörper. Dabei sehen wir aber das sonderbare Schauspiel, daß gerade unsere energischsten Massenstreikfreunde am eifrigsten dahin wirken, den Massen den Kampfpreis zu verekeln, zu dessen Gewinnung sie ihre Existenz in die Schanze schlagen sollen.

Bei den bisherigen Wahlrechtskämpfen des Proletariats in den verschiedenen Ländern sündigte man in der Regel dadurch, daß man die Bedeutung des Kampfpreises übertrieb, alles das, was das allgemeine und gleiche Wahlrecht leisten werde, in den glühendsten Farben schilderte. So falsch das war, so war es doch begreiflich und verzeihlich.

Unsere Massenstreikler nach russischem Muster befolgen aber die entgegengesetzte Methode: sie setzen den Wert des Parlamentes für das Proletariat über Gebühr herab. Sie sprechen in der verächtlichsten Weise von den Parlamenten, die immer mehr versagen, an deren Stelle Massenaktionen zu treten hätten.

Indes auch für jene Proletarier, die den Parlamentarismus richtiger einschätzen, erscheint, wie die Haltung der Massen zeigt, die Beherrschung des preußischen Landtags noch lange nicht so sehr als Lebensfrage wie den belgischen Arbeitern die Beherrschung ihres Parlamentes.

Im preußischen Wahlrechtskampf sind also die Bedingungen eines Massenstreiks ganz andere, als sie es in Rußland und Belgien gewesen. Die Arbeiterklasse ist eine andere, die politischen und ökonomischen Bedingungen, unter denen sie lebt und wirkt, sind andere; der Kampfpreis ist ein anderer. Wir dürfen daher die belgischen und russischen Erfahrungen nicht einfach als fertige Schablonen auf den preußischen Wahlrechtskampf übertragen.

Sollte aber deshalb der Massenstreik in Deutschland überhaupt unmöglich sein? Tatsächlich ist er die schärfste Waffe, über die das Proletariat verfügt. Versagt er, so hat es keine schärfere mehr, sich einer Gewalttat zu widersetzen. Sollte der Massenstreik für Deutschland deshalb überholt sein, weil solche Gewalttat gegen das Proletariat nicht mehr zu erwarten wäre? Aber an der fortschreitenden Zuspitzung der Klassengegensätze dürfen wir doch nicht mehr zweifeln. Das heißt nichts anderes, als daß wir immer größeren Kämpfen entgegengehen, in denen unsere Gegner immer schärfere Waffen gegen uns gebrauchen und uns dadurch zwingen, auch auf schärfere Mittel der Abwehr bedacht zu sein. Darum schon müssen wir uns mit der Idee des Massenstreiks vertraut machen. Bei den jetzigen gespannten Verhältnissen kann über Nacht eine Situation eintreten, die uns zwingt, zu unseren schärfsten Waffen zu greifen.

Aber freilich, das bloße Bedürfnis nach einer scharfen Waffe bewirkt noch nicht, daß sie auch wirklich scharf und schneidend ist.

Will nun Genosse Meerfeld vielleicht behaupten, der Massenstreik sei bei uns nicht deshalb überholt, weil er überflüssig, sondern deshalb, weil er unmöglich, weil der deutsche Proletarier nicht mehr gewillt oder fähig sei, ihn

durchzuführen? Daß er augenblicklich nicht möglich ist, geben eigentlich alle Genossen zu, die sich darüber geäußert haben; sie weichen bloß voneinander ab in den Ursachen, in denen sie diese Unmöglichkeit begründet sehen. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß es so bleiben muß.

Wohl fühlen die Massen ganz gut, daß ein Massenstreik in Deutschland nicht eine einfache Demonstration ist, die man nach Belieben ansetzen und wieder einstellen kann, ohne daß sie irgendwelche Konsequenzen nach sich zieht. Sie bauen auch nicht darauf, daß ein Kampfstreik, der heute resultatlos abgebrochen werden muß, morgen wieder erneuert werden kann. Sie wissen, daß er unter deutschen Bedingungen zu den Kämpfen gehört, die nur mit einem großen Siege enden können oder einer großen Niederlage, die zum mindesten eine tiefe Zerrüttung der Organisationen und Entmutigung der Kämpfer für Jahre zurücklässt.

Aber das besagt nicht, daß sie für immer auf den Massenstreik verzichten müssen, sondern nur, daß sie bloß im äußersten Falle nach seiner Anwendung drängen werden. Nur als äußerstes Mittel kommt er für uns in Betracht.

So wurde er auch stets von der Mehrheit unserer Partei aufgefaßt, soweit sie in Parteitagsbeschlüssen zum Ausdruck kam.

Als ein solcher äußerster Fall kommt zunächst die Bedrohung eines wichtigen politischen Rechtes in Frage, vor allem des Reichstagswahlrechtes. Der Jenaer Beschluß faßte in erster Linie diesen Fall, die Anwendung des Massenstreiks als Mittel der Defensive zur Abwehr eines Anschlags auf das Wahlrecht oder auf das Koalitionsrecht, ins Auge. Und er ist auch derjenige, der am leichtesten eintreten kann und der am ehesten die vollste Geschlossenheit der proletarischen Massen bei seiner Anwendung verbürgt.

Aber auch als Offensivwaffe kann bei uns der Massenstreik in Anwendung kommen. Zum Beispiel dann, wenn das bestehende, die Massen erdrückende Regierungssystem durch historische Ereignisse zu wanken scheint, so daß die Massen erwarten können, ein energischer Stoß genüge, es über den Haufen zu werfen. Eine derartige Aussicht wäre wohl imstande, die Massen so zu entflammen, wie es 1905 in Rußland der Fall war, und den unwiderstehlichen Drang zu einem Massenstreik in ihnen zu entfesseln.

Aber auch der preußische Wahlrechtskampf könnte schließlich zu einem Massenstreik führen, wenn die Massen so weit gekommen sind, daß sie in der Niederwerfung des Dreiklassenwahlrechtes eine Lebensfrage erblicken; wenn sie glauben, ohne die Übertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen nicht weiterexistieren zu können oder durch diese Übertragung einen gewaltigen Schritt zu Macht und Wohlstand zu machen.

Solange die Massen noch nicht diese Empfindung haben, wird es nie gelingen, sie zum Massenstreik im Wahlrechtskampf zu begeistern. Diese Empfindung gewinnen die von uns noch nicht gewonnenen Massen aber nicht durch einzelne Leitartikel und Reden, die ja doch nur auf die schon überzeugten Parteigenossen wirken, die gewinnen sie nur durch den Anschauungsunterricht von Tatsachen. Das ist der einzige, der auf die ganze Proletariermasse wirkt, ohne die wir den Massenstreik nicht gewinnen können.

Dieser Anschauungsunterricht fehlt, solange das allgemeine, gleiche Wahlrecht zum Reichstag nicht eine Volksvertretung liefert, die für das Prole-

tariat an „positiver Arbeit" weitaus mehr leistet als das Dreiklassenhaus. Das war bisher noch nicht der Fall. Die Majorität im Reichstag war bisher fast ebenso arbeiterfeindlich wie im Landtag, nur wagte sie ihre Arbeiterfeindlichkeit unter dem Drucke des gleichen Wahlrechtes nicht ebenso unverhüllt und frech zu äußern wie im Landtag.

Aber das kann sich ändern. Die 110 Sozialdemokraten im Reichstag mit den $4^1/_4$ Millionen Stimmen hinter sich haben es bereits erreicht, daß die Lasten der jüngsten Wehrvorlage den Besitzenden zugeschanzt wurden. Wir können vielleicht im Reichstag noch mehr erstarken und dahin gelangen, daß wir ihn zu Sozialreformen drängen.

Gelänge es, die Praxis im Reichstag so zu gestalten, daß sie den Massen zeigte, das Reichstagswahlrecht besitze für sie großen praktischen Wert, dann würden sie auch die Wichtigkeit seiner Erringung für den preußischen Landtag begreifen. Kommen wir so weit, daß die Ergebnisse der auf Grund des Reichstagswahlrechtes gewählten Volksvertretung in auffallenden Gegensatz zu denen des Dreiklassenhauses geraten und dadurch auch dem ungeschultesten Arbeiter deutlich zeigen, wie sehr das allgemeine, gleiche Wahlrecht, um mit Marx zu sprechen, durch die Tätigkeit der Sozialdemokratie aus einem Werkzeug der Prellerei ein Werkzeug der Befreiung werden kann, dann ist es am ehesten möglich, die gesamte proletarische Masse zu dem Kampfe für Ersetzung des Dreiklassenwahlrechtes durch das Reichstagswahlrecht in Preußen mobil zu machen. Das erscheint mir zurzeit als der aussichtsreichste Weg, den Massenstreik für den preußischen Wahlrechtskampf vorzubereiten: nur durch das Wachstum der Bedeutung des Reichstags im Bewußtsein der Volksmassen gewinnen sie die Erkenntnis von der Bedeutung des Reichstagswahlrechtes. Der entgegengesetzte Weg der Massenaktionsschwärmer, die Leistungsfähigkeit des Reichstags und damit des Reichstagswahlrechtes als recht gering hinzustellen, ist der verkehrteste Weg dazu.

Je mehr es gelingt, dem Reichstag durch das Gewicht des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes Konzessionen für das Proletariat abzuringen, desto größer aber auch die Versuchung für die herrschenden Klassen, zu trachten, dieses unbequeme Wahlrecht loszuwerden.

So bringen unsere Fortschritte im Reichstag den Massenstreik in doppelter Weise näher: als Mittel der *Verteidigung* des Reichstagswahlrechtes und als Mittel des *Angriffes*, um seine Übertragung auf Preußen zu erzwingen.

Wir haben also sehr wohl mit der Möglichkeit, ja mit der Wahrscheinlichkeit eines Massenstreiks auch in Deutschland zu rechnen; aber nicht unter *belgischen* oder *russischen* Formen und Bedingungen, sondern unter besonderen *deutschen*. Und der Massenstreik ist heute nicht die Bedingung unseres weiteren Vorwärtsschreitens, sondern unser jetziges Vorwärtsschreiten ist die Bedingung eines künftigen Massenstreiks.

Im allgemeinen kann man von ihm sagen, die Vorbedingung seines Gelingens ist eine Situation, die die Arbeiterklasse so sehr erregt, daß alle ihre Schichten einmütig nach den schärfsten Mitteln der Aktion verlangen: die Parteigenossen nicht nur, sondern auch die freien Gewerkschaften, ja die Masse in den gegnerischen Organisationen und die unorganisierten Massen selbst.

Die Entschlossenheit und Geschlossenheit der ganzen proletarischen Masse ist für uns Vorbedingung des Massenstreiks. Es könnte zum Beispiel keine unzweckmäßigere Vorbereitung des Massenstreiks geben, als eine Entzweiung zwischen Partei und Gewerkschaft. In dem einmütigen Zusammenwirken von Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft im Wahlrechtsstreik ist das belgische Beispiel mustergültig.

Die Geschlossenheit der ganzen proletarischen Masse muß auch schon vor dem Ausbruch des Massenstreiks vorhanden sein und zu ihm drängen, soll er gelingen. Der umgekehrte Weg, diese Entschlossenheit und Geschlossenheit der Masse erst aus dem Massenstreik durch seine öftere Wiederholung herauswachsen zu lassen, ist bei so hochentwickelten Verhältnissen wie den deutschen ungangbar.

Zur Herbeiführung einer derartigen Stimmung der Massen kann natürlich die Agitation und Taktik unserer Partei viel beitragen. Aber sie sind nicht allein und nicht einmal in erster Linie dafür entscheidend. Viel bestimmender werden da ökonomische und politische Bedingungen, die von unserer Haltung völlig unabhängig sind.

Augenblicklich verlangt, wie schon bemerkt, niemand die Anwendung des Massenstreiks. Alle seine Befürworter in der Partei fordern bloß seine Vorbereitung oder Propagierung. Aber wir haben gesehen, daß es nicht eine einzige Art von Massenstreik gibt, sondern verschiedene. Jedes Land entwickelt besondere Typen. Ehe wir den Massenstreik propagieren wollen, müssen wir uns zunächst klar darüber werden, welche Art von Massenstreik wir propagieren wollen, den friedlichen Demonstrationsstreik oder den chronischen Kampfstreik, der durch eine frische, fröhliche Offensive provoziert werden soll, in der die Massen gehörig erregt werden, oder den Kampfstreik als letztes Mittel einer bestimmten Kampfperiode, als Ergebnis einer spontanen allgemeinen Erregung der Massen, die nicht mehr zurückzuhalten sind, einen Streik, mit dem wir rechnen, auf den wir bauen, wenn es zum Äußersten kommt, mit dessen Idee wir unsere Genossen vertraut machen, für dessen Anwendung in einem bestimmten Moment wir uns aber keineswegs festlegen, weil diese Anwendung nicht von uns Sozialdemokraten allein abhängt, sondern von der Gesamtmasse des Proletariats.

Nur eine dieser verschiedenen Arten des Massenstreiks kann propagiert werden, denn jede von ihnen schließt die anderen aus.

Es genügt heute nicht mehr, vom Massenstreik im allgemeinen zu reden. Wer ihn befürwortet, muß auch sagen, welche Art dieses Streiks er propagiert wissen will.

Ein italienischer Kongreß für Gewerbekrankheiten.

Von **Oda Olberg** (Rom).

Jeder wissenschaftliche Kongreß dient neben dem Gedankenaustausch der Fachleute dem Zweck, die Aufmerksamkeit der nicht fachwissenschaftlichen Elemente auf ein gegebenes Arbeitsfeld und dessen Errungenschaften zu lenken. Dies gilt in hohem Maße von einem Wissensgebiet wie dem der Gewerbepathologie und der Gewerbehygiene, das mit all seinen praktischen Forderungen in den großen sozialen Konflikt zwischen Kapital und Arbeit hinein-

reicht. Ob das, was Beobachtung und Versuch in langjähriger geduldiger Arbeit erschließen, Frucht tragen werde, Siechtum und Tod hintanhalten, das hängt von Dingen ab, denen der Forscher als solcher machtlos gegenübersteht. Er kann an das Verantwortungsgefühl der herrschenden Klassen appellieren, kann in dem üblichen Votum an die Regierung das fordern, was der heutige Stand der Erkenntnis zu tun gebietet: was aber von dem theoretisch Möglichen praktisch verwirklicht wird, das entscheidet sich in dem täglichen rauhen Widerstreit der Interessen und Machtverhältnisse.

Der vierte italienische Kongreß für Gewerbekrankheiten, der in der ersten Junihälfte in Rom getagt hat, hätte es wohl verdient, daß sich ihm die Aufmerksamkeit der Arbeiterbewegung in weit höherem Maße zuwendete, als dies der Fall war. Das Interesse des organisierten Proletariats Italiens, das noch auf dem Kongreß in Florenz durch mehrere Delegierte vertreten war, scheint sich von den Verhandlungen dieser Kongresse immer mehr abzuwenden. Man ist versucht zu sagen, daß das Proletariat auch in seiner Presse geradezu mit Ostentation ablehnt, von ihnen Kenntnis zu nehmen, und zwar eben aus demselben Grunde, aus dem es sich um diese Verhandlungen kümmern sollte: der Kongreß kommt ihm zu bürgerlich vor.

Für den, der zum Beispiel den vorletzten Florentiner Kongreß zum Vergleich heranzieht, ist es unverkennbar, daß der Ton in den letzten vier Jahren wesentlich sanfter und regierungsfrommer geworden ist. In Florenz wurde noch eine äußerst scharfe Resolution über die Zustände in den Quecksilberwerken angenommen, während man heute einem viel ausgedehnteren Übel wie der Wurmkrankheit gegenüber nur sanfte und bittende Worte fand. Was hat aber die scharfe Florentiner Resolution an den Zuständen in den Quecksilberbergwerken geändert? Nicht das geringste.

Man soll von einem wissenschaftlichen Kongreß nicht mehr verlangen, als er leisten kann. Er hat die Aufgabe, Übel zu konstatieren und Abhilfen vorzuschlagen: das Fordern und Durchsetzen müssen die Interessierten selbst besorgen. An dem Aufgeben des aggressiven Tones ist nichts verloren. Es dreht sich gar nicht darum, die Regierung zu überzeugen, sondern vielmehr darum, den Interessierten in ihren Forderungen den Weg zu weisen. Wenn die Arbeiterschaft wegbleibt und den Kongreß ignoriert, weil er nicht gegen die Regierung donnert, verkennt sie seine Aufgabe und die ihre. Sie verkennt auch, daß das Hüben und Drüben im Klassenkampf nicht durch guten Willen und Erkenntnis, sondern durch Abstammung, Überlieferung, wirtschaftliche und soziale Stellung bedingt ist. Anstatt wegzubleiben, weil sich die Ärzte nicht revolutionär gebärden, hätten die Vertreter der Arbeiterschaft kommen sollen, um einer zwiefachen Aufgabe gerecht zu werden: den revolutionären — weil unsere Gesellschaft anklagenden — Sinn der Tatsachen zu erfassen und darüber zu wachen, daß dieser Sinn nicht etwa an der Quelle gefälscht werde.

Was die Tatsachen betrifft, denen der Kongreß seine Stimme lieh, so ist es für einige von ihnen wunderbar genug, daß sie einer wissenschaftlichen Zusammenkunft bedurften, um vor die Öffentlichkeit zu kommen. Was soll man von der Art denken, wie die italienische Presse ihres Amtes waltet, wenn man erst auf dem Umweg eines Kongresses davon erfährt, daß rund 16 000 sizilianische Schwefelarbeiter an Anchylostimiasis (Wurmseuche) erkrankt sind, daß diese Krankheit heute schon in 49 von den 69 italienischen Provinzen vorkommt und täglich an Ausbreitung gewinnt?

Gegen die Wurmkrankheit, zu deren Bekämpfung man allein in den westfälischen Bergwerken 3 Millionen Mark im Laufe von 14 Monaten ausgegeben hat, geschieht in Italien von seiten der Behörden gar nichts. Die Krankheit ist nicht mehr wie in den Ländern Nord- und Westeuropas auf die Bergarbeiter beschränkt, sondern heischt auch zahlreiche Opfer unter den Ziegelarbeitern, den Gärtnern und den Arbeitern der Reisfelder. Der Krankheitserreger, der auch der ägyptischen Chlorose und der Tropenanämie zugrunde liegt, wie er die als Ziegelarbeiteranämie beschriebene Krankheit veranlaßt, setzt beständig die Arbeitskraft von Zehntausenden italienischer Arbeiter herab,[1] macht sie hinfällig und liefert sie einem elenden Dasein aus, bis ihr geschwächter Körper irgendeiner akuten Erkrankung zum Opfer fällt. Und diese Sachlage wird als ärztliche Fachfrage behandelt, ohne daß man je gehört hätte, daß die organisierte Arbeiterschaft Italiens Forderungen für ihre Bekämpfung aufgestellt hätte!

Und dabei handelt es sich nicht um eine Erkrankung, der etwa Wissenschaft und Technik machtlos gegenüberstünden. Zu ihrer Beseitigung sind nicht große Reformen nötig, wie sie etwa die Bekämpfung der Tuberkulose, soweit diese Wohnkrankheit ist, erheischen würde. Mit verhältnismäßig geringem Geldaufwand könnte man die Wurmkrankheit ausrotten, die eine große Einbuße an wirtschaftlichem Reichtum einschließt, aber es geschieht nicht, weil nur kollektive Maßnahmen eine wirksame Bekämpfung möglich machen und keine Kollektivität besteht, die Interesse an der Bekämpfung hätte. Der einzelne Arbeiter kann sich nicht schützen, und der Unternehmer ist weder durch sein eigenes Interesse noch durch gesetzlichen Zwang dazu angehalten, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen.

Die Eier des Parasiten (Anchylostomum duodenale) werden mit den Ausleerungen des Erkrankten ausgeschieden und entwickeln sich bei einem gewissen Grad von Feuchtigkeit und Wärme außerhalb des menschlichen Organismus zu Larven. Diese Larven dringen auf verschiedenen Wegen, vorwiegend aber durch die Poren der Oberhaut in den menschlichen Organismus, vollziehen hier ihre Entwicklung zum geschlechtsreifen Tier, siedeln sich an der Darmwand an und produzieren viele Hunderte von Eiern, die wieder nur außerhalb des menschlichen Organismus zu Larven werden können. Aus dieser Kenntnis des Lebenszyklus des Parasyten, die hauptsächlich italienischen Forschern zu verdanken ist, ergeben sich die Maßnahmen zur Bekämpfung. Einmal muß man die in den Arbeitsstätten lebenden Eier und Larven zerstören, dann verhindern, daß neue Eier abgelegt werden. Man müßte also den Kranken bis zur Heilung isolieren und den Schlamm der Bergwerke von lebensfähigen Keimen des Anchylostomum freimachen. Theoretisch ist sowohl die Heilung des Erkrankten als die Abtötung der Keime außerhalb des Organismus kein Problem mehr. Es gibt verschiedene Mittel gegen die Krankheit, unter denen das Thymol das unschädlichste und das billigste ist. In Portoriko, wo im Laufe von etwas über 12 Monaten mehr als 300 000 Individuen der Thymolbehandlung unterzogen wurden, wurde die Ausgabe pro Person auf 63,9 Cents berechnet. Die Darreichung des Mittels

[1] In einem Referat, das Professor Devoto der siebten Zusammenkunft des Internationalen Vereins für Arbeiterschutz in Zürich vorlegte, wird ausgeführt, daß in Portoriko ein wurmkranker Arbeiter zwischen 100 und 250 Maße Kaffee täglich sammelt, während die Tagesproduktion eines Gesunden 500 bis 600 Maße beträgt.

für die Dauer von 4 bis 5 Tagen genügt, ohne daß eine Hospitalisierung der zu Behandelnden nötig wäre. Was die Desinfektion der Bergwerke betrifft, so ist sie durch Bestreuen mit Salz oder noch billiger mit Kalk zu erzielen. Um der Krankheit Meister zu werden, brauchte man also in den am meisten durchseuchten Bergwerken nur alle Arbeiter einer Thymolkur zu unterziehen, dann den Schlamm der Gruben zu desinfizieren und künftighin keine neuen Arbeiter einzustellen, die nicht vorher auf Wurmkrankheit hin untersucht worden wären. In kleinen Bergwerken der Romagna hat man dieses Verfahren erfolgreich durchgeführt.

Die Regierung ist noch nicht über das Stadium der Enqueten hinausgekommen. Vor dreißig Jahren stellte man das Auftreten des Parasiten in den Schwefelgruben fest, vor vierzehn Jahren wurde ein Bericht einer Regierungskommission vorgelegt, die das Vorkommen der Infektion in fast allen Gruben Siziliens nachwies, was wohl zu einigen Erlassen der Präfektur, nicht aber zu Gesetzesmaßnahmen führte. Der Minister des Innern hielt es für nötig, auf die Interpellation zweier Abgeordneten hin neue Studien anzuordnen mit dem Ergebnis, in einigen Schwefelbergwerken 100 Prozent der Arbeiter infiziert zu finden. Trotzdem hat Giolitti wenige Tage nach dem Schluß des Kongresses den Gesetzentwurf des Genossen Pieraccini für die Einführung eines Thymolmonopols zurückstellen lassen, weil diese Maßnahme noch weiterer Studien bedürfte! Vielleicht will man der Ordnung halber abwarten, bis in allen Schwefelbergwerken 100 Prozent der Arbeiter wurmkrank sind.

Wie sehr es sich bei der ganzen praktischen Gewerbehygiene um Machtfragen dreht, ging deutlich aus dem Referat des Genossen Dr. Petrini über den Gesundheitsschutz der Arbeiter der Flaschenindustrie hervor. Die eigentliche Berufskrankheit dieser Arbeiter, das Lungenemphysem, hat gegen das Jahr 1880 durch eine Umgestaltung in der Technik eine sehr wesentliche Einschränkung erfahren. Trotzdem blieb die Tätigkeit der Flaschenarbeiter in hohem Maße ungesund, und doch wird diese Industrie in der italienischen Gesetzgebung nicht unter den gesundheitsschädlichen Gewerben aufgeführt. Eine entscheidende Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Glasarbeiter wurde durch deren Organisation verwirklicht. Als die Gewerkschaft der Flaschenarbeiter im Anschluß an einen viele Monate dauernden Streik im Jahre 1900 eine große Produktionsgenossenschaft gründete, die schließlich in fünf Fabriken mehr als zwei Drittel der gesamten Landesproduktion hervorbrachte, wurden in den genossenschaftlichen Betrieben hygienisch mustergültige Verhältnisse eingeführt. Die Genossenschaftler setzten das Alter der Lehrlinge herauf, führten den Achtstundentag ein, versahen die Lokale mit Ventilatoren und schrieben eine Untersuchung aller Arbeiter auf Tuberkulose und Syphilis vor, um die Verbreitung dieser Krankheiten durch gemeinsame Benutzung der Blasrohre zu verhüten. Nachdem nun vor etwa einem Jahre die Genossenschaft in Liquidation treten mußte, gehen all diese Errungenschaften schrittweise wieder verloren. Die Arbeiter haben nicht mehr die Macht, sich Arbeitsverhältnisse zu erzwingen, die ihre Gesundheit schützen, und die Regierung hat sich um die Sache nicht gekümmert. Es mußte erst in Mailand eine schwere Syphilisepidemie (durch Einstellung *eines* kranken Aushilfsarbeiters) ausbrechen, ehe die Stadtverwaltung ein besonderes sanitäres Reglement für die Glasbläsereien festsetzte, das aber auch in der Hetze

der Arbeit vielfach nicht befolgt werden kann. Petrini schlägt die Einführung eines besonderen Mundstücks für jeden einzelnen Arbeiter vor, aber gerade die Erfahrung aus der genossenschaftlichen Periode der Industrie zeigt, daß hier viel weniger ein technisches Problem vorliegt als eine Frage der Machtmittel, über die die Arbeiterschaft gegenüber dem Unternehmertum verfügt.

Dasselbe gilt von der Bleivergiftung, die auf dem Kongreß mehr als medizinische Frage, nämlich im Hinblick auf den physiologischen Mechanismus des Zustandekommens der Intoxikation (Vergiftung), behandelt wurde; es gilt von der Neurasthenie als Folge der Einförmigkeit und Öde der Maschinenarbeit und es gilt auch von den giftigen Wirkungen der Ermüdung, einem Problem, das auch theoretisch noch weit von seiner Lösung entfernt ist. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Arbeiten des Kongresses im einzelnen zu verfolgen: ein Teil von ihnen bewegt sich durchaus auf dem Gebiet der Pathologie, ein anderer, so die Diskussionen über die Versicherung gegen Gewerbekrankheiten, ist für ein Land mit obligatorischer Krankenversicherung von geringem Interesse. Aber gerade der Umstand, daß in Italien jede obligatorische Versicherung des Arbeiters gegen Krankheit und Krankheitsfolgen fehlt, muß vor Augen gehalten werden, um den Kampf des Arbeiters um bessere sanitäre Verhältnisse richtig einzuschätzen. Das von Dr. Bernacchi vertretene System der obligatorischen Versicherung gegen die am meisten verbreiteten Gewerbekrankheiten wäre in der Tat dazu angetan, dem schwersten Mißstand der heutigen Verhältnisse entgegenzutreten, nämlich dem völligen Mangel an Interesse von seiten der Unternehmer für die gesundheitlichen Verhältnisse in ihren eigenen Betrieben. Sobald der Unternehmer den Arbeiter gegen Gesundheitsschädigungen im Betrieb versichern muß, stellt die Verhütung der Gewerbekrankheiten für ihn einen finanziellen Vorteil dar. Der einzelne Unternehmer mag ohne diesen Vorteil seine Pflicht und Schuldigkeit zu tun bestrebt sein; die Unternehmerschaft als solche muß aber erst durch pekuniäre Verpflichtungen in ein Interessenverhältnis zum Arbeiter gebracht werden, das die soziale Solidarität ersetzt.

Auf dem Kongreß selbst wurde dies sehr deutlich illustriert durch den Bericht über die Berufskrankheiten der Eisenbahner. Dieser wurde von nicht uninteressierter Seite gegeben, nämlich von zwei hohen Sanitätsbeamten der Staatsbahnen, den Doktoren Fabbri und Tognetti; man muß also seine Darstellung von vornherein als beschönigend ansehen. Trotzdem zeigt er von seiten der Staatsbahnen einmal ein großes Bestreben, sich über die krankmachenden Ursachen Rechenschaft abzulegen, und dann verschiedene bemerkenswerte Maßnahmen zur Verhütung von Krankheiten, so die Einführung der Elektrizität in den längeren Tunnels, um die Schäden der Rauchvergiftung zu vermeiden, die Verwendung von Apparaten zur Staubaufsaugung bei der Reinigung der Teppiche und Kissen der Waggons, um der Tuberkulose vorzubeugen, die strenge Durchführung des mechanischen Schutzes gegen Mücken zur Malariabekämpfung usw. Zu diesen Schutzmaßregeln greift der Staat natürlich nicht, weil er gegenüber dem Unternehmertum der „bessere Mensch" ist, sondern einfach weil ein Betrieb wie der der Eisenbahnen ein festes Personal erfordert, für das in Krankheit, Invalidität und Alter Sorge getragen werden muß.[1]

[1] Die italienischen Eisenbahner erhalten im Krankheitsfall für 3 bis 6 Monate das volle Gehalt weiter; nur für die im Taglohn Stehenden fällt die ersten drei

Hier liegt der entscheidende Unterschied zwischen dem Eisenbahnbetrieb und den meisten anderen Betrieben, ein Unterschied, der übrigens technischen Ursprungs ist und sich auch bei Verwaltung der Bahnen durch Privatunternehmer geltend machen würde. Industrien, die auf die Erhaltung eines qualifizierten Arbeiterbestandes angewiesen sind, so die Hochöfenbetriebe, die Automobilindustrie, die Gaswerke usw. nähern sich allmählich ähnlichen Verhältnissen, wie es die sind, die die Staatsbahnen aufweisen, und die organisierte Arbeiterschaft sucht in allen Tarifverträgen darauf hinzuwirken, daß der Unternehmer bei der Entlassung eine Entschädigung gewähren, die Arbeiter im Krankheitsfall unterstützen und ihnen in Invalidität und Alter eine kleine Rente zahlen muß. Das bedeutet, daß die Tendenz besteht, den großen Betrieben einen festen Arbeiterbestand anzugliedern, welche Tendenz bei komplizierten Betrieben technisch bedingt ist, aber auch von der Arbeiterschaft im eigenen Interesse bewußt gefördert wird.

In Ländern mit obligatorischer Krankheits-, Invaliden- und Altersversicherung fällt dies Bestreben der Arbeiter weg, in ein dauerndes Arbeitsverhältnis zu einem Betrieb zu treten. Solange sich der Staat in keiner Weise und die Gemeinden nur in ganz beschränktem Maße um die kranken und arbeitsunfähigen Arbeiter kümmern, setzt der Arbeiter selbst, wo es die Stärke seiner Organisation erlaubt, ein Vertragsverhältnis zum Unternehmer durch, das diesem etwas wie Interessensolidarität für die gesundheitlichen Verhältnisse der Arbeiter beibringt. Das Streben des Unternehmertums geht, von den technisch hohe Anforderungen stellenden Betrieben abgesehen, in entgegengesetzter Richtung. Ist doch im Grunde die Vorliebe der Unternehmer für das Akkordsystem zum großen Teil dadurch bestimmt, daß bei Akkordarbeit die individuelle Leistungsfähigkeit des Arbeiters, die, was die Quantität betrifft, so gut wie ausschließlich von seinem Gesundheitszustand abhängt, für den Unternehmer ganz belanglos wird. Es wurde sogar auf dem Kongreß hervorgehoben, daß es für die Unternehmer der sizilianischen Schwefelbergwerke ganz gleichgültig ist, ob der Arbeiter durch die Wurmkrankheit nur die Hälfte der normalen Produktivität erreicht. Was ein Gesunder leisten kann, läßt man durch zwei oder drei Kranke schaffen. Wäre der Unternehmer auf einen festen Arbeiterbestand angewiesen, den er im Taglohn bezahlen müßte, so würde er sicher die Bekämpfung der Wurmkrankheit mit demselben oder mit noch größerem Eifer betreiben, wie die Staatsbahnen die Malariabekämpfung betrieben haben.

Bei dem vollständigen Fehlen jedes auch nur finanziellen Interesses der Unternehmer an der Gesundheit der Arbeiter und bei der Schwierigkeit, dem Arbeitsverhältnis durch Tarifverträge eine gewisse Stetigkeit und Dauer zu

Krankheitstage der Lohn weg. Außerdem haben alle Angestellten umsonst ärztlichen Beistand (mit Ausnahme des Bureaupersonals) und in Malariagegenden auch ihre Familien. Zu den Hospitalisierungskosten, Badekuren usw. werden Zuschüsse geleistet. Orthopädische und chirurgische Apparate werden geliefert. Beiträge zur Krankenversicherung leistet das Personal nicht. Die Ausgaben, die der Staatsbahnverwaltung im Jahre 1912 aus den Krankheiten des Personals erwuchsen, beliefen sich auf rund 7 Millionen Lire; von diesen erhielt das Sanitätspersonal nur etwa 800 000 Lire, wesentlich weniger als zum Beispiel die deutschen Kassenärzte. Der große Unterschied erklärt sich daraus, daß die Staatsbahnen ihren Ärzten freie Fahrt auf allen Linien gewähren, weshalb diese Stellen trotz des geringen Honorars sehr gesucht sind.

geben, erklärt es sich, daß die italienischen Arbeiterorganisationen auf ihren zahlreichen Kongressen immer wieder mit Forderungen an den Staat herantreten. In der Tat setzen sie hier an dem Punkte des geringsten Widerstandes ein. Der Staat hat Interesse daran, der gesundheitlichen Verwüstung der Massen entgegenzutreten, welches Interesse dem Unternehmertum so lange fehlen wird, wie es noch ein Überangebot von Arbeitskräften gibt. Der Staat braucht Rekruten und findet sie in den Gegenden mit elenden Arbeitsverhältnissen in immer geringerer Zahl. Weiter muß der Staat bei der zunehmenden Verschuldung der Gemeinden in direkter und indirekter Form für die Hospitalisierungskosten aufkommen, er empfindet auch im Abgabenertrag einen Rückschlag der Gesundheitsverhältnisse der Massen, soweit diese die Erwerbsverhältnisse beeinflussen. Seinem Wesen nach ist der Staat weiterschauend als der einzelne Unternehmer und kann, besonders in einem Lande mit allgemeinem Wahlrecht, nicht mit derselben Sorglosigkeit wie dieser Raubbau mit der Gesundheit der Massen treiben. Darum werden wir in Italien wohl die hochqualifizierten und gutorganisierten Arbeiter danach streben sehen, auch ohne Mitwirkung des Staates den Unternehmer zu zwingen, eine gewisse Interessensolidarität mit den von ihm beschäftigten Arbeitern zu schaffen. Aber die Mehrzahl der Arbeiterschaft wird erst vom Staate die Einführung der obligatorischen Versicherung oder, als klägliche Anzahlungen darauf, Bestimmungen für den Gesundheitsschutz der Arbeiter fordern müssen. Diese Taktik braucht durchaus nicht durch den Glauben an die Allmacht des Staates eingegeben zu sein oder diesen etwa als eine über den Klassen stehende Institution anzusehen. Als Sachwalter der Interessen der herrschenden Klassen sieht der Staat weiter als der Einzelunternehmer und umfaßt mit seinen Interessen weitere Zeiträume als dieser. Außerdem ist er zweifellos durch das parlamentarische Regime den Rückschlägen der Unzufriedenheit der Massen mehr ausgesetzt als der private Kapitalist. Vielleicht könnten auch Gewerkschaften unter Umgehung des Staates den sanitären Schutz der Arbeiter durchsetzen, wie das das Experiment der Flaschenarbeiter zeigt, aber der kürzeste Weg ist das sicherlich nicht.

Wenn so aus den dargelegten Tatsachen des Kongresses manches zu lernen war, so schlossen die Verhandlungen auch etwas wie eine Warnung für die Arbeiterschaft ein. Wir meinen, die Tatsache, daß Ärzte großer Unternehmerverbände über die Gesundheitsverhältnisse ihrer Betriebe das Wort führten, sollte zu denken geben. Hier besteht wirklich die Gefahr, daß schon an der Quelle die Tatsachen der Gewerbepathologie gefälscht werden. Hier droht die Wissenschaft aufzuhören und an ihre Stelle eine mit Wissen ausgerüstete Interessenvertretung zu treten. Etwas Ähnliches in viel krasserer Form erlebt man im Kampfe gegen das Alkoholkapital, aber hier vermindert gerade die Krassheit der Form einen Teil der Gefahr. Ganz anders bei der Gewerbepathologie, wo es sich durchaus nicht um einen direkten Verkauf der Überzeugung zu handeln braucht, wo auch ein unbewußtes Beeinflußtwerden durch das Abhängigkeitsverhältnis des betreffenden Arztes vorliegen kann. Glaubt man im Ernst, daß ein hoher Sanitätsbeamter der Staatsbahnen zum Kritiker ihrer Gesundheitsverhältnisse geeignet ist? Daß ein Arzt des Konsortiums der Unternehmer der Schwefelbergwerke zum Ankläger seiner Brotherren werden und die schandbaren Zustände ihrer Betriebe an den Pranger stellen wird?

Dabei muß man sich vor Augen halten, daß die Zahl der Vertrauensärzte der großen Betriebe täglich wächst und daß gerade die Rücksicht auf die öffentliche Meinung dazu veranlaßt, „dressierte" Zahlen vorzuführen. Nach den beiden angeführten Referenten ist die Tätigkeit des Eisenbahners so ungefähr die gesündeste, die man sich denken kann, und ein Mensch, der ein hohes Alter zu erreichen wünscht, braucht sich nur auf die Lokomotive zu stellen, um dieses Ergebnis zu erreichen. Dabei vergleichen die Referenten die Sterblichkeit der Eisenbahner mit der gesamten Sterblichkeit der Bevölkerung im Alter von 18 bis 55 Jahren, was deshalb nicht zulässig ist, weil das Personal der Eisenbahnen in gesundheitlicher Beziehung eine Auslese darstellt, da alle Aspiranten vor dem Eintritt in den Dienst und ein Jahr nachher einer strengen ärztlichen Untersuchung unterzogen werden. Im Widerspruch zu den rosigen Angaben der Referenten stehen auch die von dem Statistischen Amt gegebenen Zahlen, die allerdings das Personal der Eisenbahnen mit dem der Trambahnen zusammenfassen. Berechnet man in Prozenten die Verteilung der Todesfälle auf die verschiedenen Altersklassen, so stellt sich heraus, daß die der Eisenbahner (und Trambahner) sich am meisten in den Jahren der Vollreife zusammendrängen und im hohen Alter am seltensten sind. Man ersieht dies aus der beifolgenden Tabelle, die sich auf das Jahr 1910[1] bezieht und bei der zwei notorisch ungesunde Industrien, die Montanindustrie und das Textilgewerbe auf der einen, zwei notorisch das Leben schonende Gesellschaftsgruppen, die Priester und die Besitzenden auf der anderen Seite, zum Vergleich herangezogen sind:

Berufe	Absolute Zahl der im Jahr 1910 Gestorbenen	Altersgruppen							
		20 bis 25 Jahre	25 bis 35 Jahre	35 bis 45 Jahre	45 bis 55 Jahre	55 bis 65 Jahre	65 bis 75 Jahre	75 bis 85 Jahre	über 85 Jahre
		Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.	Proz.
Alle Berufsgruppen . .	185151	4,7	7,2	7,5	10,9	17,3	25,9	22,2	5,2
Eisen- und Trambahner	755	6,5	22,3	15,4	21,6	16,8	9,8	6,5	0,9
Bergleute	1192	7,7	12,6	13,6	16,2	19,2	19,7	10,8	1,4
Textilarbeiter	1177	4,5	6,4	7,0	9,7	19,3	25,9	22,0	4,9
Priester und Mönche .	1944	1,6	5,8	6,1	7,3	11,4	28,6	28,5	10,6
Wohlhabende	12224	1,7	3,4	4,2	8,4	17,3	28,7	27,8	8,4

Diese Zahlen deuten darauf, daß die Arbeitsverhältnisse der Staatsbahnen in gesundheitlicher Beziehung doch nicht so glänzend sind, wie die Referenten glauben machen wollen, oder man müßte annehmen, daß die sanitären Verhältnisse des Tramperſonals außerordentlich ungünstig sind und deshalb die über der Norm stehenden Eisenbahner so tief unter den Durchschnitt herabdrücken. Der Vertrauensmann der Eisenbahnergewerkschaft Dr. Petrini vertrat die Notwendigkeit, die Arbeitszeit des Personals zu verkürzen, aber seine Darlegungen waren auf keinerlei statistisches Material gestützt.

[1] Die Zahlen sind nach der Tabelle auf Seite 67 und 68 des „Movimento della Popolazione secondo gli atti dello Stato civile nell' anno 1910" (Rom 1912) berechnet. Da die Zahl der Eisenbahner in der Altersklasse von 15 bis 20 Jahren außerordentlich gering ist, wurde für alle Gruppen die Zahl der in diese Altersklasse fallenden Todesfälle von der Gesamtzahl der Todesfälle der betreffenden Gruppe abgezogen, was übrigens nur einen minimalen Unterschied bedingt.

Man muß damit rechnen, daß die großen Unternehmerverbände diese Kongresse immer mehr mit ihren Vertretern beschicken werden. Es ist eine alte Geschichte, daß große Machtverbände wie zum Beispiel die Trusts sich auch eine intellektuelle Leibgarde bilden, die die Uniform der echten Wissenschaft trägt. Die Arbeiterorganisationen werden daraus die Lehre ziehen müssen, daß sie, die doch auch Vertrauensärzte haben, diese zu einer objektiven Sichtung und Bearbeitung der Beobachtungen anhalten müssen. Hier ist ein Gebiet, auf dem Einfluß gegen Einfluß gestellt werden muß. Wenn die Unternehmer Interesse haben, die Tatsache zu entstellen, so liegt es im Interesse der Arbeiter, sie unverfälscht kennen zu lernen. Da es sich hier um Sonderstudien handelt, die gerade dem Vertrauensarzt der Unternehmerschaft und dem der Arbeiterschaft am leichtesten zugänglich sind, müssen die Arbeiterorganisationen hier ihre freilich noch schwachen Kräfte mobilisieren. Daß sich ein Arzt, der in keinerlei Beziehung zu einer Organisation des Unternehmertums oder der Arbeiterschaft steht, mit gewerblichen Sonderfragen beschäftigt, kommt natürlich auch häufig vor, aber es ist gut, für die Fälle Sorge zu tragen, wo dies nicht eintrifft. Zur Frage der Gesundheitsverhältnisse der Eisenbahner haben diesmal außer Petrini nur Ärzte der Staatsbahnen gesprochen.

Wer den Kongreß verfolgt hat, muß den Eindruck gewonnen haben, daß hier viel Material zutage trat, das die organisierte Arbeiterschaft nützen könnte und sollte. Einmal gibt es ihr Stoff zur Agitation, dann, was vielleicht noch wichtiger ist, kann es der gewerkschaftlichen Erziehungsarbeit wie auch den gewerkschaftlichen Kämpfen gegen das Unternehmertum den Weg weisen. Wenn die Organisationen und die Parteipresse es weiter für revolutionär halten werden, von derartigen Arbeiten keine Notiz zu nehmen, so werden sie einen Teil der Schuld daran auf sich laden, daß eine eigene Gewerbehygiene und Gewerbepathologie entsteht, deren Förderer Angestellte der Unternehmer sind: einen Teil der Schuld und den ganzen Schaden.

Volksbildung und Militarismus.

In Spanien und in Portugal können 70 bis 75 Prozent der Erwachsenen weder lesen noch schreiben, aber auch in Frankreich ist das Analphabetentum sehr verbreitet. Es wird dort wie auch in einigen deutschen Staaten eine Statistik darüber geführt, wieviel Personen sich unter den Eheschließenden befinden, welche des Lesens und Schreibens unkundig sind. Für Frankreich war nun im Durchschnitt der Jahre 1907 bis 1910 das Ergebnis das folgende:

Unter den 87 französischen Departements befanden sich (einschließlich Korsikas) nicht weniger als 7, in welchen mehr als 10 Prozent der Eheschließenden Analphabeten waren, und in 7 weiteren schwankte der Prozentsatz zwischen 4 und 7½, während andererseits die Zahl der des Lesens und Schreibens unkundigen Personen nur in 9 Departements unter 1 Prozent verblieb. Bei Frauen war dabei der Prozentsatz immer ein beträchtlich höherer als bei den Männern, bei denen nur in zwei Fällen der Satz von 10 Prozent überschritten wurde. Im Durchschnitt konnten von den Heiratenden bei den Männern 2,30 Prozent und bei den Frauen 3,63 Prozent, zusammen also 2,97 Prozent weder lesen noch schreiben.

Im einzelnen lauten die Ziffern für die Departements, in welchen die Zahl der Analphabeten am höchsten ist:

Departements	Von 100 Eheschließenden waren des Lesens und Schreibens unkundig		
	bei den Männern	bei den Frauen	überhaupt
Corse	13,45	26,89	20,16
Morbihan	10,95	16,75	13,84
Finistère	8,81	14,72	11,76
Dordogne	9,56	11,27	10,38
Haute-Vienne	8,95	11,57	10,28
Côtes du Nord	8,66	11,68	10,17
Corrèze	9,35	10,72	10,04
Landes	6,14	8,33	7,24
Charente	5,85	8,38	7,11
Ariège	4,43	8,84	6,64
Basses-Pyrénées	4,66	4,96	4,81
Vienne	3,71	4,95	4,33
Vendée	3,54	4,49	4,02
Lot-et-Garonne	3,09	4,91	4,00
Gers	2,93	4,70	3,82

Am günstigsten lagen noch die Verhältnisse in den folgenden Departements:

Departements	Von 100 Eheschließenden waren des Lesens und Schreibens unkundig		
	bei den Männern	bei den Frauen	überhaupt
Seine	0,48	0,85	0,67
Jura	0,41	1,00	0,71
Rhône	0,48	0,95	0,71
Doubs	0,40	1,04	0,72
Vosges	0,46	1,16	0,81
Savoie	0,65	1,10	0,87
Haute-Savoie	0,49	1,26	0,87
Belfort	0,56	1,22	0,89
Isère	0,65	1,31	0,98
Marne (Haute-)	0,75	1,38	1,06
Meurthe-et-Moselle	0,73	1,40	1,06

Am höchsten entwickelt ist also die Volksbildung im östlichen Frankreich, besonders in den Gebieten längs der Schweizer Grenze, und vor allem natürlich in Paris. Geradezu trostlos aber sind die Verhältnisse — abgesehen von Korsika — im äußersten Westen, vor allem in der Bretagne, und auch noch im Südwesten.

Die Klerikalen insbesondere, denen Ignoranz und Aberglaube besonders sympathisch sind, rühmen immer den wohltätigen Einfluß dieser beiden Faktoren auf die Höhe der Geburtenziffer. Allein es ist eben wie so oft auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens. Zwar gehören Morbihan, Finistère und Côtes du Nord zu den Departements, welche die höchste Geburtenziffer von Frankreich besitzen, man findet aber in der oberen Tabelle auch Gers und Lot-et-Garonne, Departements, in denen die Fruchtbarkeit von ganz Frankreich am allerniedrigsten und die Sterblichkeit zu allem Überfluß auch noch eine verhältnismäßig sehr hohe ist (Geburten einschließlich Totgeborene auf 1000 Einwohner 1910: 13,8 beziehungsweise 14,3, Sterblichkeit: 19,0 beziehungsweise 19,5!). Andererseits gehören die Departements Meurthe-et-Moselle und Vosges zu denen mit höchster Fruchtbarkeit. In einem etwas seltsamen Gegensatz zu der hohen Zahl von Analphabeten steht dabei im Departement Côtes du Nord (Bretagne) die Tatsache, daß dort die Hälfte aller Entbindungen (48 Prozent) unter Zuziehung von Ärzten erfolgt.

Alle jene Departements, in denen die Volksbildung noch so tief steht, haben einen fast rein ländlichen Charakter, zum Teil sind es von der Natur reich gesegnete Gebiete (Landes), Gegenden von großer Fruchtbarkeit. Städte von größerer Einwohnerzahl sind selten. In den Departements mit Großstädten wie Lyon, Marseille, Lille, Nancy usw. ist dagegen die Zahl der Analphabeten nur eine sehr ge-

ringe, was eben wohl auf das Übergewicht der Städte in solchen Gebieten zurückzuführen ist. Dafür vegetiert die bäuerliche Bevölkerung in der Bretagne und im Südwesten in Roheit und Dummheit und gräßlichstem Aberglauben dahin, was aber nicht verhindert — wenigstens gilt dies für die Gascogne und Guyenne —, daß das Zweikindersystem bei der bäuerlichen Bevölkerung in starkem Maße verbreitet ist. Versuche, in dieser Hinsicht etwa an den Patriotismus zu appellieren, mußten daher hier gänzlich erfolglos bleiben.

Ist es nun auch in Frankreich mit der Volksbildung noch recht schlimm bestellt, viel besser liegen die Verhältnisse auch in Preußen nicht. Auch hier konnten im Jahre 1910 von den Eheschließenden noch 0,26 Prozent der Männer und 0,40 Prozent der Frauen nicht einmal ihren Namen schreiben. Zu einem geringen Teil mag daran allerdings auch die hohe Zahl ausländischer Arbeiter schuld sein.

	Von 100 Eheschließenden vermochten ihre Heiratsurkunde nicht zu unterzeichnen			
	bei den Männern		bei den Frauen	
	1909	1910	1909	1910
Ostpreußen	1,26	1,17	1,69	1,46
Westpreußen	1,59	1,51	2,11	2,21
Berlin	0,04	0,04	0,10	0,11
Brandenburg	0,10	0,07	0,20	0,19
Pommern	0,22	0,16	0,34	0,37
Posen	1,53	1,41	2,05	1,84
Schlesien	0,38	0,25	0,51	0,40
Sachsen	0,04	0,05	0,13	0,16
Schleswig-Holstein	0,07	0,06	0,25	0,24
Hannover	0,07	0,04	0,19	0,13
Westfalen	0,12	0,10	0,26	0,19
Hessen-Nassau	0,02	0,05	0,40	0,90
Rheinprovinz	0,07	0,05	0,14	0,90
Staat	0,30	0,26	0,45	0,40

Am schlimmsten sieht es in den ostelbischen Junkergefilden aus. In Westpreußen konnten 1910 fast 2¼ Prozent aller Frauen nicht einmal ihren Namen schreiben. Wenn man bedenkt, wieviel Erwachsene wohl nichts weiter gelernt haben, als ihren Namen mit vieler Mühe hinzukritzeln, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß das Analphabetentum in Wirklichkeit viel weiter verbreitet ist, daß insbesondere die östlichen Gebiete denjenigen französischen Departements, in denen es in dieser Hinsicht am schlechtesten bestellt ist, nur wenig oder gar nichts nachgeben. Dabei sind dann noch nicht einmal die Leute mitgezählt, welche Berlin für die Hauptstadt von Frankreich halten — was ja schließlich bei der konservativ-ultramontanen Hetze gegen die Großstädte leicht begreiflich ist — oder den Mond für ein Stück Käse ansehen.

Aber auch so schon nehmen sich die Zahlen ganz anders aus als die Erhebungen über die Schulbildung der Rekruten. Im Jahre 1901 waren in Preußen nur 0,07 Prozent, 1911 sogar nur 0,01 Prozent der eingestellten Rekruten ohne Schulbildung. Von den heiratenden Männern hingegen konnten im Jahre 1910 0,26 Prozent nicht einmal ihren Namen schreiben! Es hatten also soundso viele eine „Schule" besucht und nicht einmal gelernt, ihren Namen zu schreiben, oder es wenigstens bis zum Heiraten wieder vergessen, mag man auch berücksichtigen, daß unter ihnen vielleicht auch Ausländer und einzelne ältere Personen sind. Zu wundern braucht man sich darüber freilich nicht, trafen doch im Jahre 1911 in den öffentlichen Volksschulen auf eine einzige Lehrkraft in Westpreußen 61 Schüler und Schülerinnen, in Posen 76, in Schlesien 63, in Westfalen 61 und in Hohenzollern 60. Daran schließen sich dann unter den deutschen Bundesstaaten an: Baden mit 60, Sachsen-Altenburg mit 63, Reuß ältere Linie mit 61, Reuß jüngere Linie mit 60 und Württemberg mit 58 Schülern auf eine Lehrkraft. Dabei gibt es in

den meisten angeführten Gebieten auch noch Großstädte, welche die Durchschnittszahlen natürlich stark herunterdrücken.

Während also einerseits Milliarden für Kriegszwecke ausgegeben werden, während viele Millionen mit Paraden und Empfängen vergeudet werden, lernt ein wenn auch nur kleiner Teil der Bevölkerung nicht einmal so viel, um seinen Namen schreiben zu können. Manchen dünkt ja allerdings auch das bereits zuviel! Fr. Tr.

Literarische Rundschau.

Dr. Stanislaw Kutrzeba, Professor an der Jagiellonischen Universität in Krakau, **Grundriß der polnischen Verfassungsgeschichte.** Nach der dritten polnischen Auflage übersetzt von Dr. Wilhelm Christiani. Berlin 1912, Puttkammer & Mühlbrecht. 261 Seiten.

Das Buch von Kutrzeba ist nicht nur eine Verfassungsgeschichte, vielmehr bietet es eine Wirtschafts- und Sozialgeschichte Polens bis zum Untergang der staatlichen Selbständigkeit. In populärer Form, durchaus aber wissenschaftlich, untersucht der Verfasser die Entwicklung des Staates, der Staatsgewalt, der Verfassung und der Stände (des Adels, der Bauern, der Städte, der Juden und der Geistlichkeit), wobei er auch in den Grundlinien die Verwaltung des Staates in ihrer Entwicklung (Heerwesen, Finanzverwaltung, Gerichtsverfassung) darlegt. Er teilt den geschichtlichen Entwicklungsgang in fünf Perioden ein und analysiert den Stand der staatlichen Institutionen in jeder Epoche einzeln. Auf diese Weise gibt der Verfasser sozusagen einen Querschnitt des sozial-wirtschaftlichen Organismus der polnischen Staaten in den fünf nach der Meinung des Verfassers charakteristischen und wichtigsten Epochen der Geschichte.

Es ist selbstverständlich, daß bei solcher Arbeit, die ein so umfangreiches Gebiet umfaßt, nicht alle Ansichten des Verfassers genug stichhaltig sind und Anerkennung finden können. Besonders wenn es an den notwendigsten Vorarbeiten wie in unserem Falle mangelt. Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Polens ist noch zu schreiben, und die Arbeit von Kutrzeba wird keineswegs eine solche Geschichte ersetzen können. Eher umgekehrt. Durch die Bearbeitung des ganzen Stoffes treten eben die noch näher zu untersuchenden Erscheinungen klarer hervor, die nicht nur zu erfassen, sondern nicht minder zu erklären, das heißt deren Ursachen und deren Folgen darzulegen sind. Dies um so mehr, als sich der Verfasser im großen und ganzen mehr mit der Feststellung als mit der Erklärung des kausalen Zusammenhanges der meisten Erscheinungen des Verfassungs-, des Sozial- und Wirtschaftslebens Polens beschäftigt hat. Vielleicht ist es zuviel, wenn man von einem solchen Buche verlangt, daß es die treibenden Kräfte der geschichtlichen Entwicklung Polens aufdecke. Jedoch ist die polnische Geschichte wohl noch mehr als eine andere ohne die Kenntnis der wirtschaftlichen Umwandlungen gar nicht zu entziffern. So ist zum Beispiel die Frage der Machtstellung des Adels, der Zeit der Entstehung dieser Macht gar nicht zu lösen, wenn man sie nicht mit der Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse einerseits, der Eröffnung des Getreideexportes und dem Entstehen der gutsherrlichen Vorwerkswirtschaft andererseits in Zusammenhang bringt. Das tut eben Kutrzeba nicht, und so bleibt für ihn unerklärt, warum die Adligen vom Landesherrn mit Immunitäten überschüttet wurden, obwohl diese Immunitäten die monarchische Gewalt schwächten, und auf welcher Grundlage eben der schon so früh zum Ausbruch gelangte Kampf des Adels mit der Monarchie beruhte, der zur vollständigen Lahmlegung der monarchischen Gewalt führte. Da Kutrzeba den Zusammenhang der wirtschaftlichen Umwandlung Polens mit den Erscheinungen des Staats- und Verfassungslebens nicht immer glücklich erfaßt, so kann er auch keinen richtigen Grund des Kampfes des Adels mit den Städten, der zum Niedergang der Städte geführt hat, klarlegen. Das sind aber die Kernfragen der polnischen Geschichte; solange diese nicht gründlich erörtert

und erfaßt werden, kann eine brauchbare Erklärung des Werdeganges des polnischen Volkes und auch der Ursachen des Unterganges der Selbständigkeit des Staates nicht gegeben werden.

Und wie beantwortet Kutrzeba alle diese Fragen? Leider nicht viel anders, als die bisherige Geschichtschreibung sie beantwortet hat. So wird die Schwäche der monarchischen Gewalt als die Folge des Wahlkönigtums nach dem Tode Kasimirs des Großen (1370) hingestellt. Diese Antwort, die in allen bisherigen Geschichtsbüchern zu finden ist, ist erstens nicht richtig, weil schon zur Zeit Kasimirs des Großen die Macht des Adels stark genug war, um die bauernfeindliche Politik in seinem eigenen Interesse und direkt gegen die Interessen der Monarchie durchzusetzen. Zweitens aber ist diese Antwort keine Antwort, denn sie bestätigt nur die Tatsache, daß der Adel zur Zeit des Wahlkönigtums schon eine Macht war. Kutrzeba konstatiert, daß „der königlichen Gewalt daran liegen mußte, das Übergewicht einer einzigen Klasse nicht aufkommen zu lassen, denn in diesem Falle wäre dieser Stand für sie selbst gefährlich geworden" (S. 78). Und doch ließ die königliche Gewalt es zu, daß der Adel stärker wurde als alle anderen Stände. Warum? „In Polen war die monarchische Gewalt zu schwach dazu." Warum wurde sie schwach? Durch „die unnormal schnelle Entwicklung der Rechte des Adels und durch das Wahlkönigtum", antwortet Kutrzeba. Die Monarchie war also schwach, weil der Adel schnell stark wurde, und der Adel wurde stark, weil die Monarchie schwach war!

Wäre Kutrzeba in die wirtschaftliche Tätigkeit des Adels tiefer eingedrungen, so hätte er bemerkt, daß im Unterschied zu den Adligen in den westeuropäischen Staaten der polnische Adlige schon früh ein Getreideproduzent und Getreideexporteur geworden war. Daraus erwuchs ihm erhöhte Macht, die er benutzte, um andere Stände nicht aufkommen zu lassen. Besonders war ihm wichtig, den Kampf mit den Städten um die Herrschaft über die Bauern auszufechten; dazu mußte er die Monarchie schwächen und die Oberaufsicht über die monarchische Gewalt zu bekommen suchen, damit diese, die ein natürlicher Bundesgenosse der Städte war, den Kampf dem Adel nicht erschwerte.

Für Kutrzeba ist die Ursache des Ruins der Städte eigentlich gar nicht klar, und er schiebt den Städten selbst die Schuld an ihrem Untergang zu. „Anstatt ... Reformen durchzuführen, bemühten sich die Städte, dem Übel abzuhelfen durch ein immer exklusiveres Verhalten gegen fremde Elemente, durch Bekämpfung der Juden usw." (S. 152.) Er gibt zwar an, daß „die innere Schwäche es den Städten unmöglich machte, sich gegen die äußeren Faktoren zu wehren, die sie immer mehr einengten". Aber er begnügt sich mit dem Aufzählen aller Maßnahmen, die der Adel gegen die Städte aufmarschieren ließ, ohne aber auf die Grundursache des Kampfes des Adels gegen die Städte zu kommen. Und doch ist die Lösung dieser Frage eigentlich in der Gesetzgebung gegen die Bauern zu suchen — wo unter anderem auch die Bestimmung zu finden ist, die den Abfluß der bäuerlichen Bevölkerung in die Städte unmöglich machte und somit eine der wichtigsten Quellen der Erweiterung der städtischen Bevölkerung verstopfte. Diese Bestimmung wie die ganze Gesetzgebung gegen den Bauern, die in einer Zeit des Aufblühens der Städte erlassen worden war, schnitten den Städten die normale Entwicklung vollständig ab.

Auch in der Beurteilung der Epoche der Reformen, die kurz vor der schwebenden Gefahr des Unterganges der Unabhängigkeit sich einstellte, ist Kutrzeba ziemlich oberflächlich. Die Formen der Gesellschaft und des Staates „hatten sich überlebt: es waren Reformen nötig, und zwar Reformen in großem Maßstab" (S. 196). Das ist zwar sehr richtig, aber nichtssagend. Denn eigentlich waren nicht Reformen nötig, sondern Revolution. Die Reformen, die der herrschende Stand durchzuführen vermochte, genügten nicht mehr. Es mußte durch eine Revolution die Umwandlung der bestehenden Verfassungsnormen vollbracht werden, um dem Adel die herrschende Stellung zu nehmen, die nicht mehr seiner wirtschaftlichen Rolle entsprach. Das wird von Kutrzeba eben nicht verstanden, und darum werden die durchgeführten Reformen, insbesondere die Konstitution vom 3. Mai 1791, nicht richtig beurteilt.

„Obwohl auch die Verfassung vom 3. Mai mit der Vergangenheit nicht (!) brach, sondern den Zusammenhang mit ihr besonders hinsichtlich der äußeren (!) Formen möglichst zu erhalten suchte, so bewirkte sie doch im Grunde eine völlige Veränderung und verwandelte die ganze mittelalterliche Verfassung Polens in eine moderne." (S. 198.) Ganz umgekehrt, sie nahm bis zu einem gewissen Grade eine moderne äußere Form an, aber den mittelalterlichen Inhalt, die Adelsherrschaft, die auf der Leibeigenschaft beruhte, berührte sie nicht, und so konnte sie nicht die Verfassungsreform mit den Anforderungen der modernen Gesellschaft in Einklang bringen. M. Bronski.

Grégoire Alexinsky, **La Russie Moderne** (Das moderne Rußland). Paris 1912, E. Flammarion. 383 Seiten. Preis 3,50 Franken.

Das Buch von G. Alexinsky, dem ehemaligen Abgeordneten der dritten Duma, erscheint gerade zur rechten Zeit in Anbetracht des wachsenden Interesses, das man Rußland in diesem Augenblick dank seiner Rolle in der Balkanfrage und besonders dank der Wiederbelebung der Arbeiterbewegung schenkt. Die zahlreichen Bücher über Rußland, die von Zeit zu Zeit auf dem europäischen Markt erscheinen, sind größtenteils von Männern geschrieben, die der bürgerlichen Welt angehören und häufig die russischen Verhältnisse nicht kennen, oder von Leuten, die Gegner des jungen Rußland und seiner Ideale sind, oder — und das ist das schlimmste — von Stribenten, die mit dem Golde der russischen Regierung bezahlt werden und sich zu ihren Lobrednern hergeben. Selbst Werke, die von Sozialisten über Rußland geschrieben sind — es existieren mehrere sowohl in französischer als in deutscher und englischer Sprache — sind oft entweder veraltet oder durchtränkt von subjektivem Geiste und voll von Phantasien, wie zum Beispiel das Buch des ehemaligen Terroristen Tichomiroff „La Russie politique et sociale", das im Jahre 1888 in Paris erschienen ist. Das vorliegende Buch von Alexinsky hat im Vergleich zu den anderen den Vorteil, daß es von einem Marxisten verfaßt ist, der in der Materie, über die er schreibt, Bescheid weiß.

Nach einer allgemein gehaltenen Darstellung der historischen Entwicklung Rußlands, seiner Naturbeschaffenheit und der Rassen, die dieses unendliche Land bevölkern, der Entwicklung des Staates und seiner Organe, der Bildung des Volksintellekts geht der Verfasser zu den modernen Zeiten über und prüft nacheinander alle Seiten des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und ideologischen Lebens des russischen Volkes. Er gibt einen Überblick über die Entwicklung des Kapitalismus, über die Agrarfrage, die Stellung der Frau, die Organisation der Zentralgewalt, die Staatsfinanzen, die Nationalitäten- und die religiöse Frage, die russische Literatur und Poesie, die russische Kunst usw. Es versteht sich von selbst, daß es für den Verfasser unmöglich war, innerhalb der 382 Seiten eines kleinen Formats alle diese Themen mit der gleichen Ausführlichkeit zu entwickeln, und mehr als ein Artikel läßt in dieser Beziehung zu wünschen übrig. Aber wir können im großen und ganzen sagen, daß es dem Verfasser gelungen ist, den europäischen Lesern, die leider größtenteils über russische Verhältnisse nicht informiert sind, ein Werk darzubieten, aus dem sie interessante, nützliche und insbesondere genaue Aufschlüsse schöpfen können oder, wie Alexinsky selbst sagt, „eine kleine Enzyklopädie des russischen Lebens mit der Darstellung all seiner Erscheinungen sowohl in materieller als auch in geistiger Beziehung".

Wir erlauben uns aber andererseits auf einige Fehler des Buches hinzuweisen, die Alexinsky gut täte, in der nächsten Auflage, die wir für ihn erhoffen und wünschen, zu verbessern. Zuerst hat er nach unserer Ansicht der revolutionären Bewegung zu wenig Platz eingeräumt; man kann sagen, daß der historische Überblick über diese Bewegung in dem Buche von Alexinsky vollständig fehlt, abgesehen von dem kleinen Paragraphen über den „Nihilismus". Es ist wahr, daß dem Verfasser nur ein beschränkter Raum zur Verfügung stand; wenn er aber

genügenden Platz für die griechische Kolonisation und die „Bojarskaia Duma" fand, hätte er auch noch einige Seiten erübrigen können, um etwas ausführlicher über die Narodniki, die terroristische Bewegung und die ersten Anfänge der sozialistischen, insbesondere der sozialdemokratischen Bewegung zu sprechen.

Der andere Vorwurf, den wir dem Verfasser machen, ist noch ernster. Er behandelt mit einer für einen objektiven Publizisten auffallenden Nichtachtung die Geschichte der drei Dumen, die doch für das richtige Verständnis der politischen Parteien Rußlands so wichtig ist. Er widmet jeder der drei Dumen nur zwei Seiten — worin er unrecht hat, denn gerade auf dem Kampfesterrain in den Dumen haben sich die bürgerlichen politischen Parteien gebildet und ihren wahren Charakter gezeigt. Dieser Teil des Werkes von Alexinsky, die Charakteristik der drei Dumen und der gegenwärtigen politischen Parteien, soweit sie auf dem parlamentarischen, das heißt nationalen und öffentlichen Kampfplatz zutage getreten sind, ist ohne Widerrede der schwächste des ganzen Buches. Und das ist bedauerlich, denn in einem Buche über das „moderne Rußland" wäre dies der interessanteste und lehrreichste Teil, der auch am meisten zu Schlußfolgerungen Veranlassung gäbe. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der besondere Standpunkt des Verfassers (der ein wenig zum Boykottismus neigt), ihm selbst vielleicht unbewußt, für diesen Fehler maßgebend gewesen ist. Das kann aber den Leser, der das Buch in dieser Beziehung mit einer gewissen Enttäuschung aus der Hand legen wird, nicht dafür entschädigen.

Die Fehler sind jedenfalls leicht zu korrigieren. Abgesehen von diesen Lücken, wird das Buch Alexinskys, der darin die Ergebnisse der kritischen und historischen Forschungen der Marxisten aus letzter Zeit in weitem Ausmaß benutzt hat, sich als dem europäischen Publikum sehr nützlich erweisen, in erster Linie den europäischen Sozialisten, deren Kenntnisse der russischen Verhältnisse es erweitern wird.

G. Stiekloff.

Zeitschriftenschau.

Die österreichische Zensur, die stets darauf bedacht ist, den Leserkreis der österreichischen Parteipresse zu erweitern, scheint gefunden zu haben, daß das wissenschaftliche Organ nicht das ihm gebührende Interesse findet. Um diesem Übel abzuhelfen, war der Wiener Staatsanwalt so freundlich, das Juniheft des „Kampf" zu konfiszieren, und zwar wegen eines Artikels „Der Anfang des Endes in Österreich" von — Friedrich Engels, den dieser am 27. Januar 1848 (!) in der „Deutschen Brüsseler Zeitung" veröffentlicht hatte.

In der nach der Konfiskation veranstalteten zweiten Auflage ist der inzwischen durch eine Interpellation an den Justizminister immunisierte Artikel wieder abgedruckt. Der Artikel beginnt mit einer Prophezeiung der nahe bevorstehenden Revolution. Dann werden in einer glänzenden historischen Skizze die Existenzbedingungen des österreichischen Staates dargelegt und gezeigt, wie durch Dampfmaschinen und Eisenbahnen diese Grundlagen vernichtet werden, wie durch die siegreiche Revolution die Herrschaft des Hauses Habsburg beseitigt werden wird.

In einem „Österreich nach dem Balkankrieg" betitelten Artikel bespricht Friedrich Austerlitz den jämmerlichen Zustand des österreichischen Staates, der durch die Kriegsgefahr, in die der Balkankrieg Österreich gebracht hat, nun auch den Machthabern endlich zum Bewußtsein gekommen ist.

Österreich wird mit Ausnahme der Tschechen und Madjaren von Nationen bewohnt, die in national geschlossenen Staaten außerhalb Österreich-Ungarns ihren Mittelpunkt haben. Diese Staaten wünschen eine Aufteilung Österreichs. So hat Österreich in Europa die meisten Feinde und ist von größeren Gefahren bedroht als die anderen Großstaaten. Aber Österreich kann nicht nur mit seinen Feinden, sondern ebensogut mit seinen Freunden in Konflikt geraten. Sowohl Italien als

Rumänien haben „unerlöste Brüder" hinter den schwarzgelben Grenzpfählen. Wohl ist das Bündnis mit Deutschland unerschüttert. Aber die Bedeutung dieses Bündnisses für die beiden Staaten hat sich durch die Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Balkan verändert. Das Bündnis wurde geschlossen, um der Gefahr eines Angriffs von seiten Rußlands zu begegnen, die beiden Staaten in gleicher Weise drohte. Heute aber ist die Wahrscheinlichkeit eines russischen Angriffkrieges gegen Deutschland wie überhaupt die Gefahr eines unmittelbaren Krieges zwischen Deutschland und Rußland geradezu geschwunden. Für Österreich hat sich jedoch die Gefahr, von Rußland angegriffen zu werden, bedeutend erhöht, und innerhalb der letzten fünf Jahre hat sich schon zweimal die Möglichkeit gezeigt, daß Deutschland für Österreich werde ausrücken müssen. Dies wird auch im Deutschen Reich die Begeisterung für das enge Bündnis mit Österreich beträchtlich herabstimmen.

Die Kräfte, die Österreich diesen äußeren Gefahren entgegenzustellen vermag, sind aber viel geringer als diejenigen, die national einheitlichen Staaten zur Verfügung stehen.

Das Staatsgefühl, das allein für den Krieg die Entfesselung der gesamten Volkskraft verbürgt, ist in Österreich viel schwächer als in national einheitlichen Staaten. Dies um so mehr, als die Regierung nichts tut, um die Nationen für den Staat zu gewinnen, und gerade die exponiertesten Nationen zur Verzweiflung treibt, indem sie für die Bewilligung ihrer militärischen Forderungen die Serbokroaten und Rumänen der ungarischen Oligarchie ausliefert. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Entwicklung der Nationen im Nationalitätenstaat nicht nebeneinander, sondern gegeneinander geht, solange das Leben der Nationen nicht vom Staate losgelöst wird. Wenn den widerstreitenden Interessen der Nationen etwas Gemeinsames entgegengestellt werden kann, so kann dies nur das gemeinsame Parlament sein. Statt aber die Stellung des Parlamens zu erhöhen, suchen es die Machthaber durch Drohungen zu tyrannisieren und sehen mit Freuden seine Kraft und sein Ansehen schwinden. Sie begreifen nicht, daß der Nieder- und Untergang des Parlaments den Verfall und Zerfall des Staates anzeigt. Doch nicht die Völker, nur die Staatsformen vergehen. Die Arbeiterklasse, deren Aufgabe es ist, eine neue Welt aufzubauen, kann von den schwarzgelben Sorgen unberührt bleiben.

In einem Artikel „**Wer sind die Wiener Wähler?**" untersucht Robert Danneberg an dem Wahlergebnis der Reichsratswahlen im Jahre 1907 auf Grund der amtlichen Berufsstatistik der Wahlberechtigten, wieweit die sozialdemokratische Propaganda unter dem Wiener Proletariat wirksam geworden ist. Danneberg bringt sehr lehrreiche eingehende Daten über die Verteilung der Berufe auf die Wahlbezirke, die Zusammensetzung der Wählerschaft der einzelnen Bezirke und Vergleiche der Wahlbezirke. Er kommt zu dem Ergebnis, daß 70 000 bis 80 000 Arbeiter in Wien antisozialdemokratisch gewählt haben müssen. Etwa zwei Fünftel aller Wiener Arbeiterwähler haben 1907 noch christlichsozial gewählt. In den christlichsozialen Zwerg- und Scheinorganisationen ist nur ein ganz unerheblicher Bruchteil der Wiener Arbeiter zu finden. Unter den christlichsozialen Arbeiterwählern sind vor allem jene Schichten vertreten, die wie Herrschaftsdiener, Feuerwehrmänner, städtische Arbeiter und dergleichen für die Sozialdemokratie schwer zugänglich sind. Aber es zeigt sich, daß auch mindestens 25 000 Arbeiter von Berufen, in denen die Gewerkschaften bereits entscheidenden Einfluß besitzen, antisozialdemokratisch gewählt haben. Sehr große Werbearbeit ist darum auch in Wien noch zu leisten. Sie muß es uns möglich machen, in absehbarer Zeit eine Stimmenzahl zu erreichen, die der Zahl der gesamten Wiener Arbeiterwähler entspricht, denn wir können auf mindestens ebenso viele bürgerliche Stimmen rechnen, als uns Arbeiterstimmen einstweilen noch unzugänglich sind. Für 1911 gibt es keine Berufsstatistik, aber aus dem Wahlergebnis dieses Jahres kann man schließen, daß sich das Verhältnis zu unseren Gunsten gegenüber 1907 um mindestens 10 000 Stimmen geändert hat.

In einem Artikel „**Arbeiterbewegung und Kreditorganisation**“ empfiehlt Rudolf Müller die Gründung einer großen modernen, alle Arbeiterorganisationen umfassenden Volksbank, einer auf dem Boden der sozialistischen Prinzipien aufgebauten Bankgenossenschaft, bei der jeder Einleger in Form einer Superprämie an dem Reingewinn beteiligt wäre. Die Verwaltung müßte aus Mitgliedern des Parteivorstandes, der Gewerkschaftskommission, der Genossenschaften, der Krankenkassen usw. zusammengesetzt sein.

Heute stammt ein nicht unerheblicher Teil der den Großbanken zur Verfügung stehenden Milliarden von den Arbeitern und ihren Vereinigungen her. Nach den Ausweisen der österreichischen Gewerkschaftskommission vom Jahre 1912 beträgt das Vermögen der ihr angeschlossenen Vereine rund 15 Millionen Kronen. Dieses Geld wird bei den Banken gegen 3 oder 4 Prozent Zinsen angelegt, während unsere Genossenschaften bei dem anderen Schalter der Bank bei Kreditgewährung 10 Prozent zahlen müssen. Wir müßten darum auch unsere Ersparnisse organisieren. Der Einwand, daß die Mittel der Arbeiterschaft als Kampfmittel für den Bedarfsfall bereitgehalten werden müssen, spricht nicht gegen die Errichtung einer solchen Volksbank. Die Entziehung eines Bruchteils der Kapitaleinlage, wie er für Wahlzwecke, politische Kämpfe usw. gebraucht wird, hätte keine Schwierigkeiten. Das für Lohnkämpfe nötige Geld — etwa 10 Prozent der Gesamteinnahmen — könnte in sofort disponiblen Einlagen seine Verwendung finden.

Vor einer Beschlagnahme der Streikgelder durch den Staat könnte man sich leicht schützen. Ein kurzer Generalstreik würde keine ernstlichen Schwierigkeiten bereiten. Ein lang andauernder Generalstreik würde die Volksbank allerdings schwer schädigen, aber über dessen Ausführbarkeit sind sich die Theoretiker selbst noch im unklaren.

August Forstner, der Zentralobmann der Organisation der Konsumvereinsangestellten, schreibt in Erwiderung auf einen in der Mainummer erschienenen Artikel des Genossen Cermak über „**Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft**“. Trotz des einträchtigen Wirkens von Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft in den Zentralstellen gibt es viele Konsumvereine, deren Leitungen sich sehr weit von dem ursprünglichen Zweck der Genossenschaften als eines bloßen Gliedes der gesamten Arbeiterbewegung entfernen. Viele Konsumvereine lassen es aber sogar an der Disziplin gegenüber der von ihnen selbst eingesetzten Institution, dem Zentralverband österreichischer Konsumvereine, fehlen.

Erst wenn Disziplin unter den Konsumvereinen herrscht und wenn diese sich bewußt werden, daß sie nur ein Glied in der Gesamtbewegung sind, kann man das Verhältnis der Partei zu den Konsumvereinen fester gestalten.

In einer von proletarischem Geist geleiteten Genossenschaft regeln sich Differenzen zwischen Leitung und Angestellten beinahe von selbst. Die Organisation der Konsumvereinsbediensteten erstreckt sich aber auch auf nichtsozialdemokratische Konsumvereine, in denen die Angestellten wie in Privatunternehmungen behandelt werden, und demgemäß muß auch die gewerkschaftliche Organisation ihre Taktik der veränderten Situation anpassen.

Zwischen der Zentralorganisation der Konsumvereine und dem Verband der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter wurde ein Reichskollektivvertrag, der für alle Distrikte Geltung hat, geschlossen. Dadurch wurde es möglich, in den christlich-sozialen, nationalen und Bauernkonsumvereinen menschlichere Zustände für die Angestellten zu schaffen.

Die Angestellten der Konsumvereine sind in ihrer überwiegenden Mehrheit gute Gewerkschafter und verläßliche Sozialdemokraten. Sie haben selbst ein großes Interesse an der Entwicklung der Konsumvereine, und gerade sie wirken am eifrigsten für deren Ausbau. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 43 Ausgegeben am 25. Juli 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Skizzen zur ſchwediſchen Parteigeſchichte der letzten Jahre.

Von **Hannes Ståhl** (Stockholm).

Die Geſchichte Schwedens während der letzten 100 bis 150 Jahre zeigte dieſelben Erſcheinungen, dieſelben Tendenzen auf wie die Geſchichte aller wenig induſtriell entwickelten Kulturländer. Mit raſchen Schritten nähert man ſich dem Zeitpunkt, wo die Induſtrie das Land beherrſchen wird, aber das Übergewicht bleibt noch immer beim Ackerbau. Die Entwicklung wird man ſich durch die folgende Tabelle[1] veranſchaulichen können, welche die Verteilung des Volkes auf verſchiedene Gewerbe während einer mehr als hundertfünfzigjährigen Epoche zeigt:

Beſchäftigt waren	Prozent der Bevölkerung					
	1750	1870	1880	1890	1900	1906
Im Ackerbau uſw.	80	71,9	67,4	60,9	53,7	50,2
In der Induſtrie	8	14,7	17,8	22,7	28,9	31,5
Im Handel und Verkehrsweſen . .	(ungef.) 2	5,1	7,1	8,9	10,6	11,6
„ Staatsdienſte, den freien Berufen uſw.	(ungef.) 10	8,3	7,7	7,5	6,8	6,7

Die angegebenen Zahlen können aus verſchiedenen Gründen nicht als exakt angeſehen werden, aber eine annähernde Würdigung laſſen ſie jedenfalls zu. Während alſo die Zahl der im Ackerbau und im Staatsdienſt uſw. Beſchäftigten ſeit 1750 im ſtändigen Sinken begriffen war, hat ſich im Gegenteil die Zahl der im Handel uſw. und in der Induſtrie Beſchäftigten während derſelben Zeit ſtetig erhöht. Für das Jahr 1910 hat R. Sandler die folgenden ungefähren Zahlen berechnet:

Beſchäftigt waren im Ackerbau	48	Proz.	der Bevölkerung
„ „ in der Induſtrie . . .	33	„	„
„ „ im Handel uſw. . . .	12,3	„	„
„ „ „ Staatsdienſt uſw. .	6,7	„	„

Wir wären alſo ſo weit gekommen, daß nicht mehr völlig die Hälfte der Bevölkerung ſich dem Ackerbau widmet.

[1] Die ſtatiſtiſchen Angaben entnehme ich dem wertvollen Buche „Samhället sadant det är“ von R. Sandler.

Auch andere charakteristische Züge der kapitalistischen Entwicklung hat Schweden aufzuweisen, so zum Beispiel das Sinken der Zahl der Handwerker und das Steigen der Zahl der Fabrikarbeiter. Im ersten Jahre der Fabrik- und Handwerkerstatistik (1858) waren noch mehr Handwerker vorhanden als Fabrikarbeiter. Die entsprechenden Zahlen waren 30 099 und 25 808. Erst gegen Ende der sechziger Jahre fängt die Fabrikindustrie an, das Übergewicht zu gewinnen. Seitdem hat die Zahl der Handwerker im Vergleich mit der Zahl der Fabrikarbeiter ausgemacht:

1875	77 Proz.	1895	43 Proz.
1880	91 „	1900	38 „
1885	76 „	1905	38 „
1890	57 „	1908	37 „

Die Industrie konzentriert sich in der Richtung immer größerer Unternehmungen, wie die folgenden Zahlen zeigen:

Jahr	Zahl der Arbeiter pro Fabrik	Wert der erzeugten Waren pro Fabrik
1878	19,9	53700 Kronen
1888	26,0	66100 „
1898	24,5	88500 „
1908	26,1	127900 „

Die Begleit- und Folgeerscheinungen sind dieselben wie überall. So machte die Stadtbevölkerung zum Beispiel in Prozenten der ganzen Bevölkerung aus:

Im Jahre 1800	9,8 Prozent
„ „ 1840	9,7 „
„ „ 1860	11,3 „
„ „ 1880	15,1 „
„ „ 1909	24,4 „

Die Häufigkeit der Eheschließungen und damit die der Geburten nimmt ab, wie die Zahl der verheirateten Frauen zwischen 15 und 45 Jahren zeigt. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug:

Im Jahre 1750	112,7 pro Tausend
„ „ 1800	106,6 „ „
„ „ 1860	100 „ „
„ „ 1906	87,4 „ „

Die Verteilung der Einkünfte und des Nationalvermögens zeigt endlich, daß die Verarmung des größten Teiles der Bevölkerung einerseits und die Bereicherung eines immer kleiner werdenden Teiles andererseits auch in Schweden stattfindet (die Zahlen sind aus dem Jahre 1907).

Personen	Prozent	Deren Jahreseinkünfte betragen Kronen	Sie haben ein Einkommen von zusammen Kronen	Prozent
384645	55,33	500 bis 1000	262832000	23,94
223091	32,09	1000 „ 2000	280175000	25,52
50323	7,24	2000 „ 4000	133898000	12,20
15597	2,24	4000 „ 6000	74540000	6,79
11409	1,67	6000 „ 10000	85872000	7,82
6575	0,95	10000 „ 20000	88652000	8,08
2686	0,38	20000 „ 50000	79089000	7,20
552	0,08	50000 „ 100000	37525000	3,41
296	0,04	mehr als 100000	55242000	5,04
695144	100,02		1097826000	100,00

Die Zahlen sind dabei wegen einiger Mängel der Statistik nachweisbar zu klein, das heißt die Verteilung ist in Wirklichkeit noch viel ungünstiger.

Das Nationalvermögen, das während der letzten 20 bis 30 Jahre rasch gewachsen ist, zeigt dieselbe Ungleichheit der Verteilung auf. Das Vermögen (netto) machte im Jahre 1885 6542 Millionen Kronen aus, im Jahre 1898 8998 Millionen, im Jahre 1906 zirka 11 000 Millionen und im Jahre 1910 zirka 13 200 Millionen Kronen. Das Wachstum zeigt sich am deutlichsten, wenn man die Durchschnittszahl pro Einwohner nimmt. Diese machte aus:

Im Jahre	1885	1397 Kronen
" "	1898	1797 "
" "	1910	2423 "

Auf eine Familie von 5 Personen wären im Durchschnitt entfallen:

Im Jahre	1885	6985 Kronen
" "	1898	8885 "
" "	1910	12115 "

Während der neunziger Jahre berechnete man in dem zur Pariser Weltausstellung herausgegebenen großen statistischen Handbuch, daß „gegen ein Drittel (des Vermögens und der Einkünfte) 2 Prozent der Bevölkerung gehört, während sich die übrigen zwei Drittel auf den Rest verteilen". Die statistischen Berechnungen für das Jahr 1908 zeigen, daß durchschnittlich 34,31 Prozent der Besitzer von Vermögen nur 1 Prozent des ganzen Vermögens gehört, während, wenn das ganze Vermögen in zwei gleich große Teile zerteilt wird, die eine Hälfte denen zukommt, die mehr als 60 000 Kronen Vermögen haben. Mit anderen Worten heißt das, daß 2 Prozent jetzt die Hälfte des Vermögens, nicht, wie während der achtziger Jahre, ein Drittel besitzen.

* * *

Die politische Entwicklung zeigt analoge Merkmale. Und es ist besonders von Gewicht, dies denjenigen gegenüber zu betonen, die von speziellen schwedischen Entwicklungstendenzen sprechen, deren Eigentümlichkeit die Zusammenarbeit mit den Liberalen, ja sogar den Ministerialismus bedingen könnte. Diese Parteigenossen sind ja durch ihre Existenz schon in ihrer Art ein hinreichender Beweis dafür, daß Schweden alle diejenigen Phasen der kapitalistischen Entwicklung, der ökonomischen wie der politischen, durchzumachen hat wie alle anderen Länder der zivilisierten Welt. Denn in jedem Lande haben ja derartige Ideologen ihren Spuk getrieben; kein Land ist vor dem Evangelium der „speziellen nationalen Entwicklungstendenzen" verschont geblieben.

In Schweden wurde der Sozialismus ja verhältnismäßig früh, wenn man so sagen darf, eingeführt. Der Industrialismus war schon da, aber in keiner ausgeprägten, allbeherrschenden Form. Wie es in solchen Ländern zu gehen pflegt, wo der Sozialismus als Ideologie importiert wird, ehe der ökonomische Grund und Boden noch die Umwälzungen durchgemacht, die ihn spontan hervorwachsen lassen könnten, begann die Arbeiterbewegung in Schweden mit einem sonderbaren Gemisch von Revolutionarismus und von Reformismus, dessen Folgen noch nicht überwunden worden sind. Es ist selbstverständlich kein Zufall, daß Axel Danielsson, die bei weitem imposanteste Figur dieser Epoche, als verbissener Revolutionär an-

fing und als wenn möglich noch verbissenerer Reformist endigte. Branting hatte mit ihm viele Kämpfe wegen seines allzu großen Eifers auszufechten. Und derselbe Branting, der immer ein vorsichtiger und kluger Mann gewesen ist, mußte ihn später wegen seiner allzu großen Nachgiebigkeit gegenüber bürgerlichem Reformertum zurechtweisen.

Branting ist ja so ziemlich noch derselbe, der er gewesen. Denn schon früh zeigte er eine ganz unverkennbare reformistische Neigung — sogar ehe noch der Revisionismus auf kontinentalem Boden aufgetaucht war. Es muß hier ausdrücklich betont werden, daß die theoretische Schulung in der schwedischen Partei immer sehr niedrig gestanden hat. Die dürftige sozialistische Literatur besteht meistenteils aus Übersetzungen — auch nicht einmal immer repräsentativen Übersetzungen —, und erst in der neuesten Zeit kann man einen tieferen Drang zu wirklicher sozialistischer Schulung und selbständige Ansätze zu einer sozialistischen Literatur spüren. An diesem Mangel hat natürlich die ganze Partei und deren Entwicklung gelitten.

Ganz ausgesprochen tritt die reformistische Neigung bei Brantings praktischen Erwägungen hervor — und in den letzten zehn, fünfzehn Jahren hat er sich nur ihnen gewidmet. Schon früh kann man in seinen politischen Artikeln die Leitgedanken seiner jetzigen Politik herausfinden. Er schreibt zum Beispiel im Jahre 1885 in „Tiden“:

Die Arbeiterpartei soll nie vergessen, daß, obgleich ihr soziales Programm ein anderes ist als das der Liberalen, ihre politischen Forderungen wesentlich dieselben sind wie diejenigen wenigstens der weiter vorgeschrittenen Liberalen. Ein Bündnis mit diesen politischen Meinungsgenossen soll deshalb gar nicht zurückgewiesen werden, wenigstens in diesen Zeiten ausgesprochener Reaktion.[1]

Seine Stellung zum Ministerialismus erklärt sich aus einem derartigen Ausgangspunkt ganz von selbst. So schrieb er zum Beispiel 1901 in einer kritischen Randbemerkung zu seiner Übersetzung von Engels' „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“, daß er an die Möglichkeit des Hineinwachsens in den Sozialismus „auf dem Wege eines Zusammenwirkens der sozialistischen Arbeiterpartei mit ziemlich nahestehenden politischen Fraktionen auf Grund eines positiven Reformprogramms, wozu wir schon an mehreren Stellen in Europa ein Anzeichen haben sehen können“, glaube. Jaurès' Verteidigung des Eintritts Millerands in das Ministerium Waldeck-Rousseau zitierte Branting mit augenscheinlicher Billigung, und am Amsterdamer Kongreß stimmte er auch nicht für diejenige Resolution, die die ministerialistische Taktik verurteilte. Bemerkenswert ist auch, daß das ministerielle Angebot vom Jahre 1911 nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, nicht aus prinzipiellen abgelehnt wurde.

Wie es für eine junge Sozialdemokratie in einem industriell wenig entwickelten Lande charakteristisch ist, daß sie der theoretischen Schulung entbehrt und daß sie schon von Anfang an reformistische Tendenzen aufzeigt, so ist es ja auch für sie bezeichnend, daß die Geschichte ihrer früheren Jahre im allgemeinen mit der Geschichte nur einer Person oder zweier, dreier Personen zusammenfällt. Wenn man die Ansichten Brantings studiert, kennt man eigentlich die Ansichten der Partei während ihrer ersten Periode. Es ist dies sozusagen ihre individualistische Periode, denn ehe die Massen

[1] Z. Höglund, Hjalmar Branting.

noch in Bewegung gekommen sind, kann ja von einer kollektivistischen Aktion nicht gesprochen werden. Und da kommt immer ein Punkt, wo die individualistischen Neigungen und die kollektivistischen Tendenzen miteinander in Konflikt kommen.

Es scheint dies in Ländern wie Schweden mit Notwendigkeit derjenige Zeitpunkt zu sein, wo die sozialistische Parlamentsfraktion zu einem gewissen Umfang gewachsen ist und über einen gewissen Einfluß verfügt. Wenn die Klassengegensätze noch nicht genug verschärft worden sind, lassen sich ja die Grenzpfähle zwischen Sozialdemokratie und bürgerlichem Radikalismus nicht immer scharf erkennen.[1]

Im Jahre 1896 wurde Branting als erster und einziger Sozialist von den Stockholmer Arbeitern in den Reichstag entsandt. Während sechs Jahren blieb er dort allein als ein äußerster Vorposten des kämpfenden Proletariats. Im Jahre 1902 gesellten sich ihm noch drei Genossen zu, im Jahre 1905 wuchs die sozialdemokratische Fraktion auf 17 Mann, und im Jahre 1908 wurde ihre Anzahl auf 33 erhöht, eine Zahl, die seitdem auf 34 stieg, da im Jahre 1909 der Bürgermeister Stockholms, Karl Lindhagen, der schon lange Zeit innerhalb der liberalen Partei radikale Ansichten verfochten hatte, aus der liberalen Fraktion austrat und sich der sozialistischen anschloß. Kurz vor der neuen Wahlperiode schloß sich ein zweiter Radikaler der Fraktion an.

Mit der Wahl von 1908 war eigentlich die Zeit des parlamentarischen Einflusses für die Sozialisten gekommen, jene Zeit, in der man sich so gerne „der praktischen Politik" ganz hingeben will. Und es ist gar kein Zufall, daß eben in demselben Jahre die Zeitung zu erscheinen anfing, die von der Zeit an das Organ des bewußten Marxismus und der Parteiopposition gewesen ist — die „Stormklockan".

Eine Parteiopposition hatte sich auch früher vorgefunden, war aber wesentlich anderen Charakters gewesen. Ihre Führer und ihre meisten Mitglieder waren anarchisierende Hitzköpfe, und aus ihr hat sich der heutige klägliche Versuch einer syndikalistischen Bewegung in Schweden entwickelt. Es waren dies die „Jungsozialisten", deren Führer am Parteitag 1908 aus der Partei ausgeschlossen wurden und die dann die sogenannte „Jungsozialistische Partei" bildeten.

Da der damalige „Jungsozialistische Bund" auf seinem Kongreß im Jahre 1903 Beschlüsse faßte, die in schroffstem Widerspruch zu dem Parteiprogramm standen — so wurde eine antireligiöse und eine antiparlamentarische Resolution angenommen —, traten einige Klubs (wie die Ortsgruppen des Bundes genannt wurden) aus dem Bund aus und bildeten einen neuen Jugendbund im Anschluß an die Partei.

Dieser neue Jugendbund stellte sich schon von Anfang an auf den linken Flügel der Partei, und da während der ersten Zeit seines Bestehens der Parteivorstand ihn im Hinblick auf die „Jungsozialisten" nicht kräftig genug unterstützte, kam der neue Jugendbund in eine nicht gerade beneidenswerte Situation, aus der ihm nur seine ihm innewohnende Entwicklungskraft heraushalf. Und nach dem Ausschluß der zwei Führer der „Jungsozialisten" wurde seine Stellung zur Partei viel klarer.

[1] Siehe Sandlers interessanten Aufsatz: „Den socialistiska valmanskaren", „Tiden", November 1912.

Es war aus Kreisen des sozialdemokratischen Jugendbundes, daß die „Stormklockan" ins Leben gerufen wurde.[1] Dabei muß der Unterschied betont werden zwischen der sozialistischen Jugendbewegung in Schweden und anderswo. Sich selbst überlassen von der schwedischen Partei, nahm sie schon von Anfang an eine sehr selbständige Stellung zur Partei ein.[2] Die Mitglieder des Jugendbundes sind wohl meistenteils in der Altershkategorie zwischen 20 und 25 Jahren. Nach einem Beschluß ihres letzten Kongresses „sollen die Mitglieder die Pflicht haben, nach dem erreichten einundzwanzigsten Lebensjahr der Partei auch anzugehören". Und da tatsächlich schon vorher — möglicherweise mit ganz sporadischen Ausnahmen — dieser Forderung genügt war, machte der Jugendbund den jüngeren Teil der Partei aus, anfangs ohne ganz bewußte Stellungnahme in Parteifragen, aber später mit immer mehr vertiefter Auffassung der Probleme des Sozialismus.

Es gab noch einen anderen Grund, der zu der kräftigen Entwicklung der „Stormklockan" beitrug, bis sie eine nach schwedischen Verhältnissen so beträchtliche Auflage wie jetzt 17 000 bis 20 000 Exemplare erreichte, so daß sie wohl neben dem „Sozialdemokraten" das gelesenste Organ der schwedischen Sozialdemokratie ist. Es war dies die ökonomische Depression, die zu großen Streiks während des Jahres 1908 führte und die im Jahre 1909 im Riesenlockout und in dem darauf als Antwort folgenden Generalstreik kulminierte.

Dies letztere Jahr wird von zwei großen Ereignissen beherrscht: das eine ein politisches, das zweite ein ökonomisches. Jenes war die Erweiterung des Wahlrechts bei konservativen Garantien, dieses war der Generalstreik. Es waren die Herren Liberalen, die durch ihre jämmerliche Feigheit und ihre Annahme der konservativen Regierungsvorlage in der Stimmrechtsfrage die Einführung des wirklichen allgemeinen Stimmrechts auf Jahre hinaus verzögerten. Und die Herren Liberalen verrieten auch

[1] Sie wurde im Herbst 1909 von dem Jugendbund als sein offizielles Organ angenommen. Ihr Redakteur ist der Genosse Z. Höglund.

[2] Hier muß auch auf eine organisatorische Eigenart der schwedischen Partei hingewiesen werden, die dazu beitragen kann, die gegenseitige Stellung der Partei und des Jugendbundes aufzuklären. In Schweden machen nämlich die Gewerkschaften die Basis der Partei aus, nicht nur insofern, als sich ihre Mitglieder der Partei anschließen, denn die Gewerkschaften melden sich gewöhnlich in corpore in die Partei an. Dies Verhältnis ist eine Quelle sowohl der Stärke wie der Schwäche. Zwar werden dadurch die Arbeitermassen der Partei direkt zugeführt, aber andererseits wird dadurch auch die Mitgliederzahl der Partei beinahe ausschließlich von derjenigen der Gewerkschaften abhängig, was sich am deutlichsten nach dem Generalstreik vom Jahre 1909 zeigte. Die Lokalverbände des Jugendbundes haben dasselbe Recht der direkten Angliederung wie die Gewerkschaften, und die nicht gewerkschaftlich organisierten Mitglieder desselben finden durch ihn direkten Anschluß an die Partei. Zwar existieren an ein paar größeren Orten sogenannte „sozialdemokratische Vereine", die das Gerippe einer Parteiorganisation hätten bilden können. Sie sind aber (mit Ausnahme derjenigen in Malmö) ganz unbedeutend. Dadurch werden die Abteilungen des Jugendbundes wichtige politische Bestandteile der Partei. Die Frage der Trennung von Gewerkschaften und Partei etwa nach deutschen Verhältnissen ist eine brennende Frage des organisierten schwedischen Proletariats.

während des Generalstreiks das arbeitende Volk Schwedens. Die Erweiterung des Stimmrechts, die den Liberalen ein entschiedenes Übergewicht zu geben bestimmt war, machte die Frage über die Stellung der Sozialdemokraten zu „diesen politischen Gesinnungsgenossen" für die nächsten Jahre akut. Und diese Frage ist es neben der Militärfrage und der Verfassungsfrage, die die meisten Streitigkeiten innerhalb der Partei verursacht hat. In allen diesen Fragen nahm „Stormklockan" schon von Anfang an den marxistischen Standpunkt ein.

So charakteristisch die sogenannte Lösung der Stimmrechtsfrage war, so charakteristisch war die Lage, in welche die schwedische Arbeiterklasse durch den Generalstreik geriet. Dessen Geschichte ist ja auch den deutschen Genossen ziemlich bekannt, und es mag hier genügen, nur auf die Tatsache hinzuweisen, daß in diesem Streit gegen die gesamte bürgerliche Gesellschaft alle Streitigkeiten innerhalb der Arbeiterklasse selbst verstummten wie in allen revolutionären Momenten, denn dann müssen auch die am meisten revisionistisch gestimmten Parteigenossen radikal werden. Sogar die Anarchisten und die gelben Gewerkschaften nahmen am Streik teil.

Nach der großen Erschöpfung der Kräfte im Jahre 1909 verlief das Jahr 1910 ganz im Zeichen der Müdigkeit. Und es konnte kaum anders kommen, da die besten und tätigsten Mitglieder der Organisationen nach der großen Aussperrung auszuwandern gezwungen wurden, da die Organisationen zerschlagen und die Kassen erschöpft waren. Man widmete sich überall nach Möglichkeit dem Wiederaufbau der Organisationen und der sozialistischen Aufklärung des Volkes.

Das Jahr 1911 ist das Jahr des beginnenden Wiederauflebens. Der Parteibericht zeigt einen Zuwachs von etwa 5000 Mitgliedern, so daß die ganze Mitgliederzahl gegen 60 000 beträgt.

Das Jahr wird von zwei Ereignissen beherrscht: dem Parteikongreß und den Neuwahlen zum Reichstag.

Der Kongreß trat als der erste seit dem Generalstreik in den Ostertagen in Stockholm zusammen. 93 Lokalvereine der Partei („Arbeiterkommunen") waren durch 118 Delegierte vertreten. Er bildete einen Grenzstein der Parteigeschichte, er bezeichnete — wie der Genosse Höglund in „Stormklockan" es ausdrückte — den Durchbruch der radikalen sozialistischen Richtung in der sozialdemokratischen Taktik. Allerdings, das muß sofort betont werden, eine einheitliche Mehrheit besaßen die Radikalen nicht, aber die wichtigsten Resolutionen, die angenommen wurden, waren entweder von ihnen beantragt oder von ihnen unterstützt.

Dominierend war die Militärfrage auf dem Kongreß. In dieser Frage sind seit längerer Zeit teilweise recht scharfe Auseinandersetzungen zwischen den Parteigenossen vorgekommen. Die Reformisten (oder Revisionisten oder wie man sie nennen soll) meinen, es genügt, nur „militärischen Luxus" abzuschaffen, sie wollen dagegen dem Militär als solchem nicht zu Leibe gehen, während die Radikalen eine prinzipielle Kritik gegen das gesamte Militärwesen als Instrument des Klassenstaats verlangen. Die letzteren wollen dieselbe antimilitaristische Politik führen wie die sozialdemokratischen Parteien in Norwegen und Dänemark, die ja weltpolitisch wie ökonomisch dieselbe Lage einnehmen wie Schweden, während die Reformisten eine Art Sonderpolitik zu treiben wünschen, die von derjenigen

unserer norwegischen und dänischen Genossen ebensosehr abweicht wie von derjenigen der gesamten Internationale.

In dieser Frage gelang es, eine Erklärung zur Annahme zu bringen, die besagte, daß für Schweden „die Abrüstung das prinzipiell Wesentliche ist, wonach man mit allen Kräften streben soll".

In der Verfassungsfrage lag erstens ein Antrag vor, daß wegen der herausfordernden Haltung des Königs bei mehreren Gelegenheiten und speziell während des Generalstreiks die Forderung eines republikanischen Staatswesens ins Gegenwartsprogramm aufgenommen werden sollte. Es war im Reichstag 1911 vorgekommen, daß die Zivilliste ohne Debatte angenommen wurde, was die Frage noch aktueller machte. Der Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen.

Andererseits gelangte auch eine Resolution zur Annahme, die das Einkammersystem befürwortet. (Mehrere Abgeordnete der Partei sind keine prinzipiellen Anhänger des Einkammersystems.)

Von großer Bedeutung war auch die Resolution (die auf dem Kongreß als ganz überflüssig und vorzeitig bekämpft wurde), die den Eintritt eines Sozialisten in ein liberales Ministerium nach der internationalen Auffassungsweise beurteilt und damit dem Ministerialismus einen Riegel vorschob. Wie es sich später zeigte, war diese Resolution weder überflüssig noch vorzeitig.[1] (Schluß folgt.)

Mein Vertrauensbruch.

Eine Abwehr von **Fr. Meßring.**

In Nr. 40 der „Neuen Zeit" gibt Kautsky auf vierzehn geschlagenen Seiten eine erbauliche Probe von dem „größten wissenschaftlichen Ernst und der heißesten Liebe zur Sache", womit nach seiner Forderung Parteipolemiken geführt werden sollen. Was ich zu seinem ersten gegen mich gerichteten Angriff zu sagen hatte, habe ich in Nr. 39 der „Neuen Zeit" gesagt und verweise jeden Leser darauf, der sich für die Sache interessieren sollte; eine Beteiligung an dem neuen Versuch Kautskys, den Streit, den er vom Zaune gebrochen hat, zu einem richtigen „Literatenkrakeel" auszuspinnen — nach dem Muster des Exgenossen Bernhard und zur zehnjährigen Jubelfeier des Dresdener Parteitags —, muß ich ablehnen.

Auch die paar dürftigen Anläufe, die Kautsky in seinen vierzehn Seiten zu einer „sachlichen" Diskussion unternimmt, können mich in diesem Entschlusse nicht irremachen. Was er über Lassalle und Schweitzer sagt, beweist nur, daß er in dieser Frage, um mit Marx zu sprechen, total arrière ist, auch gegenüber bürgerlichen Historikern, wie H. Oncken und G. Mayer. Ich sage das übrigens nicht in anklagendem, sondern in entschuldigendem Sinne. In Grünbergs Archiv hatte ich geschrieben: „Als Schweitzer sich auf den Boden des Norddeutschen Bundes stellte, der für absehbare Zeit nun einmal nicht zu beseitigen war, um von ihm den zehnstündigen Arbeitstag zu ver-

[1] Als ein persönlicher Sieg der Parteiopposition ist es zu bezeichnen, daß der Genosse Fredrik Ström, damals Redakteur der Monatsschrift des Jugendbundes, zum (einzigen) Parteisekretär gewählt wurde.

langen, so handelte er sowohl praktischer wie auch prinzipieller als die ihm feindliche Fraktion, deren Organ unaufhörlich an dem Frühlingswehen und Knospendurchbruch der österreichischen Bourgeoisie den unaufhaltsamen Bankrott des Norddeutschen Bundes bewies." Mit diesem Satze habe ich nach Kautskys Behauptung die Kritik treffen wollen, die Marx und Engels, Bebel und Liebknecht an Schweitzer geübt hätten; nach meiner Meinung soll dessen zweideutige Augenblickspolitik der prinzipiellen Politik der Genannten überlegen und die einzig richtige gewesen sein.

Nun habe ich in jenem Satze weder von Bebel, noch von Liebknecht, noch von Marx, noch von Engels gesprochen, sondern von dem „Organ der feindlichen Fraktion", das heißt dem „Demokratischen Wochenblatt", das in einer vom demokratischen Standpunkt aus unzulässigen Weise nach 1866 mit der Wiener Bourgeoiswirtschaft unter Beust und mit den legitimen Zaunkönigen kokettierte, die Bismarck 1866 entthront hatte. Ob Bebel und Liebknecht daran beteiligt gewesen sind, weiß ich nicht, und deshalb habe ich darüber nichts geäußert. Daß Marx und Engels davon nichts weniger als erbaut waren, weiß Kautsky wieder nicht, und deshalb sollte er darüber nicht sprechen. Er weiß nicht, daß, was er Schweitzers „zweideutige Augenblickspolitik" nennt, vielmehr die prinzipielle Politik war, die Marx und Engels zur damaligen Zeit vertraten. Marx und Engels stimmten nach 1866 mit Schweitzer darin überein, daß der proletarische Emanzipationskampf vom Boden des Norddeutschen Bundes aus zu führen sei; Schweitzers bekannte Rede über den zehnstündigen Arbeitstag war „Marxzitat vom reinsten Wasser", und Schweitzer folgte mit ihr nur einer Aufforderung, die Engels an die sozialdemokratischen Mitglieder des Norddeutschen Reichstags gerichtet hatte; derselbe Engels sagte zur selben Zeit von demselben Schweitzer, dieser fasse die allgemeine politische Lage viel klarer und in der Darstellung geschickter auf als alle die anderen; Schweitzer verhalte sich gegen Bismarck viel „korrekter" als zum Beispiel Liebknecht gegenüber den Exfürsten.

Alles das weiß Kautsky anscheinend nicht, was ihn nicht hindert, nach längerem Orakeln über Schweitzers Ruchlosigkeit seine vierzehn Seiten mit dem Trumpf zu schließen: „Jetzt arbeitet Mehring mit Macht an der Renaissance, der Wiedergeburt Schweitzers. Sie führt sich ein mit neuem inneren Zwist. Ein vielversprechender Anfang." Ich entschuldige diesen immerhin unzeitigen Scherz gern mit Kautskys Unkenntnis der Dinge, aber man begreift, daß es mir ebenso an Lust wie an Zeit fehlt, seine Sextanerpensa zu verbessern.

* * *

Wenn ich gleichwohl noch einmal das Wort in dieser Polemik ergreife, so geschieht es einzig und allein zu dem Zwecke, eine neue tatsächliche Beschuldigung abzuwehren, die Kautsky gegen mich richtet. Ich soll einen Vertrauensbruch an Marxens Tochter, der Genossin Lafargue, begangen haben. Sie habe mich gebeten, als ihr Vertrauensmann bei der Herausgabe des Briefwechsels Marx-Engels zu fungieren; ich hätte dadurch die Einsicht in den Briefwechsel erlangt und sie benutzt, schwere Beschuldigungen gegen Marx zu erheben, statt „die Marxschen Interessen" gemäß dem Auftrag seiner Tochter zu wahren. Nachdem Kautsky diese Schandtat auf zwei seiner vierzehn Seiten näher auseinandergesetzt hat, schließt er mit der „überraschenden Erkenntnis":

Wenn jemand es so eilig hat, eine noch nicht bekannte Äußerung gegen Marx auszuschlachten, daß er nicht die Veröffentlichung des Zusammenhanges, in dem sie steht, abzuwarten vermag und sie vorher, ohne jede Veranlassung, unter Verletzung aller Gebote des Taktes und des Anstandes, in die Öffentlichkeit schleudert und noch dazu in einer so irreführenden und Marx schädigenden Weise, so ist das nur zu erklären durch eine Feindseligkeit gegen Marx, über die man sich durch einige „einerseits — andererseits"-Redensarten nicht täuschen lassen darf.

Diese Feindseligkeit, die eine neue Wendung Mehrings zu inaugurieren scheint, ist vielleicht das Bemerkenswerteste in dem kleinen unscheinbaren Sätzchen über Sextanerpensa.

Kautsky macht mir hier also einen höchst ehrenrührigen Vorwurf, obgleich er den Sachverhalt kennt, den ich den Lesern der „Neuen Zeit" in möglichster Kürze auseinandersetzen muß.

Bekanntlich hat Engels die Genossen Bebel und Bernstein zu seinen literarischen Erben eingesetzt. Als solche durften sie nach dem geltenden Rechte über die Briefe verfügen, die Engels an Marx gerichtet hat, nicht aber über die Briefe von Marx an Engels, über die Frau Lafargue als literarische Erbin ihres Vaters zu verfügen hatte. Sie machte ihre Zustimmung zur Veröffentlichung des gesamten Briefwechsels davon abhängig, daß nicht jeder Papierschnitzel veröffentlicht werde, der ohne jedes historische Interesse sei, aber die kleinen Menschlichkeiten verrate, die ihrem Vater in schwersten Kampfes- und Leidensjahren untergelaufen seien, heftige Äußerungen über bewährte Parteifreunde und dergleichen mehr. Sie beauftragte mich in einer aus Draveil vom 11. November 1910 datierten Vollmacht, in dieser Beziehung an der Redaktion des Briefwechsels teilzunehmen und als ihr Vertrauensmann die Bemerkungen, Erläuterungen und Streichungen zu machen, die ich für unerläßlich hielte.

Frau Lafargue wußte sehr genau, woran sie mit mir war. Sie wußte, daß ich in ihrem Vater keinen langweiligen Musterknaben sah, sondern einen großen Menschen, dem nach seiner gern und oft wiederholten Erkenntnis nichts Menschliches fremd war. Sie wußte das namentlich auch, soweit es auf die Beziehungen zwischen Lassalle und Marx ankam. Nach dem Erscheinen meiner Parteigeschichte, in der ich oft genug das Recht Lassalles gegen ihren Vater vertreten habe, sandte sie mir die französische Übersetzung des „Kapitals" mit der Widmung: au camarade F. M. pour le féliciter d'avoir si bien saisi et déviné nombre de côtés du caractère de Karl Marx, si peu connu et si méconnu. Nach dem Erscheinen meiner Nachlaßausgabe, deren vierter Band ja ausschließlich die Beziehungen zwischen Lassalle und Marx behandelt, in genau demselben Sinne, den ich noch heute vertrete, schrieb sie mir in einem langen Briefe, sie habe die vier Bände „gelesen und wieder gelesen", und sie sei überzeugt, daß ich tiefer in das menschliche Wesen ihres Vaters eingedrungen sei und es treffender dargestellt habe als irgend ein anderer seiner Schüler.

Als echte Tochter ihres Vaters legte die Genossin Lafargue höheren Wert darauf, daß in seinem Geiste gehandelt, als daß er wie ein Götze angebetet werde. Sie hat mich denn auch keineswegs beauftragt, „die Marxschen Interessen" in der grobschlächtigen Auffassung Kautskys zu vertreten. Sie hat nie beansprucht, daß aus dem Briefwechsel Marx-Engels auch nur eine Zeile von geschichtlichem Interesse gestrichen würde, weil sie auf ihren Vater ein mehr oder weniger ungünstiges Licht werfen könnte. Was sie wünschte, war

allein die Beseitigung solcher historisch vollkommen gleichgültiger Äußerungen, die ihr Vater in einem unwirschen Augenblick gegenüber seinem vertrautesten Freunde aufs Papier geworfen hatte, um sie vielleicht schon in der nächsten Stunde zu vergessen oder selbst zu bereuen. Dieser Wunsch entsprang nicht nur dem begreiflichen Empfinden der Tochter, sondern entsprach ebensosehr den Rücksichten auf die Sache selbst, so daß ich mit den sonst an der Redaktion des Briefwechsels beteiligten Genossen gewöhnlich in gar keine und selten einmal in eine geringfügige, alsbald ausgeglichene Meinungsverschiedenheit gekommen bin.

Nun hatte mich die Genossin Lafargue aber nicht nur zu Streichungen, sondern auch zu Bemerkungen und Erläuterungen bevollmächtigt. Hierin lag die Sache nicht ganz so einfach wie bei den Streichungen. Ich hatte keinen Anlaß, kein Recht und selbstverständlich auch keine Neigung, den Herausgebern ins Handwerk zu pfuschen. Um jedoch dem Wunsche der Genossin Lafargue nachzukommen, verabredete ich mit dem Parteiverlag, der den Briefwechsel veröffentlichen wird, eine biographische Arbeit über Marx: natürlich keine streng wissenschaftliche Biographie, für die ich mich nicht zuständig erachten würde, sondern ein Lebensbild etwa derart, wie ich es zur Freude vieler Parteigenossen von Lessing und Schiller entworfen habe; ein handlicher Band, für jeden vorgeschrittenen Arbeiter erschwinglich und verständlich, mit gesichertem Tatbestand und in ästhetisch leidlicher Form; ich kann mich leider noch nicht zu der erhabenen Anschauung aufschwingen, daß man mit den neun Musen heillos verkracht sein muß, ehe man wagen darf, den Griffel des Geschichtschreibers zu ergreifen.

Wenn ich einigen Grund zu der Annahme habe, daß die Genossin Lafargue diesen Plan lebhaft gebilligt haben würde, so hoffe ich damit auch der Partei einen kleinen Dienst zu erweisen, indem ich dazu beitrage, den öden Marxkultus zu beseitigen, der gewiß nicht in der Parteipresse als solcher, aber in ihren „führenden Organen" getrieben wird. Ich verweise nur auf die vierzehn Seiten Kautskys oder den ernsten Tadel, den der „Vorwärts" vor einigen Monaten der Genossin Luxemburg erteilt hat, weil sie — man denke nur! — durch „verschiedene Ausrufungszeichen" eine „höhnende" Kritik an Marx unterstützt habe. Das erinnert doch schon an jenen Musikdirektor in Orleans, von dem Vaulabelle in seiner Geschichte des weißen Schreckens erzählt, daß er 1816 abgesetzt worden sei, weil er bei einem bourbonistischen Konzert die Klarinette mit einem Phlegma und einem Mangel an Enthusiasmus geblasen habe, worin sich deutlich Unzufriedenheit verriet.

Solche Dinge nehmen sich um so absonderlicher aus, als wir ja nicht gewohnt sind, über den Heroenkultus, wie ihn die bürgerliche Welt etwa mit Bismarck treibt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Immerhin, als Sybel in seinem Werke über die Gründung des neudeutschen Reiches in Bismarck einen solchen Musterknaben schilderte, wie ihn Kautsky und der „Vorwärts" in Marx erblicken, spotteten selbst konservative Historiker darüber, daß Sybel aus einem furchtbaren Königstiger eine zahme Hauskatze gemacht habe. Das geschah sogar schon zu Bismarcks Lebzeiten. Wenn wir nun, dreißig Jahre nachdem Marx gestorben ist, noch nicht der rauhen Größe dieses Mannes gerecht zu werden wissen, so scheint mir das nicht für jenen „historischen Sinn" zu zeugen, dessen wir uns gegenüber der bürgerlichen Geschichtschreibung rühmen.

„Feindseligkeit gegen Marx" in der Tat! Crimen novum atque inauditum, ein neues und unerhörtes Verbrechen! Und doch wieder nicht unerhört! Denn seitdem es Priesterkasten gibt, hat noch jede jeden Zweifel an ihrem unfehlbaren Dünkel als Lästerung ihres Gottes verketzert.

* * *

So viel im allgemeinen und nun zum Besonderen! Der Briefwechsel Marx-Engels beseitigt die letzten Zweifel daran, wenn anders solche Zweifel noch möglich gewesen waren, daß Marx die Person Lassalles ungerecht beurteilt und die historische Bedeutung von Lassalles Werk verkannt hat. Unerfreulich, wie die Tatsache ist, gibt sie sich auch in unerfreulichen Formen kund.

Was vom Standpunkt der historischen Gerechtigkeit und des Parteiinteresses über den Gegensatz zwischen Lassalle und Marx zu sagen ist, habe ich schon in Nr. 39 ausgeführt und mag mich hier nicht wiederholen. Nur will ich, da Kautsky die Frage auf mein Vertrauensverhältnis zur Genossin Lafargue hinausspielt, noch hinzufügen, daß „die Marxschen Interessen" auch in dem grobschlächtigen Sinne Kautskys erst recht dieselbe Politik gebieten wie die historische Gerechtigkeit und das Interesse der Partei. Denn der ebenso unehrliche wie unkluge Versuch, durch rabulistische Wortklaubereien zu vertuschen, was durch hundertfaches Zeugnis erwiesen ist, und damit einen historischen Gegensatz auf das Niveau eines Bagatellinjurienprozesses herabzuzerren, führt nach Lage der Dinge notgedrungen dazu, daß auf Lassalle das weit überwiegende Licht und auf Marx der weit überwiegende Schatten fällt.

Ausführlich kann ich erst in meinem Buche über Marx darauf eingehen, aber der fünfzigste Geburtstag des Offenen Antwortschreibens bot mir den ungesuchten und ungezwungenen Anlaß, zwar die nun einmal unbestreitbare Tatsache anzuerkennen, daß Marx die Person Lassalles ungerecht beurteilt und das Werk Lassalles verkannt hat — in „einem kleinen, unscheinbaren Sätzchen", wie Kautsky ganz richtig sagt —, aber dafür in desto kräftigeren Strichen das Gemeinsame und Versöhnende in dem Wirken beider Männer hervorzuheben. Ich schrieb also:

... Dankbar erinnern wir uns des Mannes, dessen flammendes Wort die revolutionäre Arbeiterbewegung in Deutschland entzündete, und der kleinen Schar, deren treue Herzen ein empfänglicher Boden der Feuersaat waren. Allein, nicht minder dankbar erinnern wir uns der Männer, die der geschichtlichen Tat Lassalles die Wege gebahnt haben. Es ist wahr, daß Marx und Engels das Offene Antwortschreiben und die anderen Flugschriften, die die deutsche Arbeiterklasse so mächtig aufrüttelten, mit verächtlicher Handbewegung beiseite geschoben haben, als Sextanerpensa, mit deren bloßer Lesung sie nicht einmal ihre Zeit verderben mochten. Jedoch, es ist nicht minder wahr, daß sie damit nur ihrem eigenen Ruhm das Licht vertraten. Ohne ihre glorreiche Vorarbeit in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hätte Lassalle nicht vollbringen können, was er vollbracht hat. Ohne das Kommunistische Manifest wäre das Offene Antwortschreiben, ohne den Bund der Kommunisten wäre der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein unmöglich gewesen....

In diesen Sätzen soll ich alle die fürchterlichen Dinge verbrochen haben, die Kautsky mir vorwirft. Meine Berufung darauf, daß die halbe Parteipresse meinen Artikel ohne alle Gewissensbeschwerden abgedruckt habe, sucht Kautsky mit der Behauptung niederzuschlagen, kein Parteiblatt hätte ihn

abgedruckt, wenn die näheren Umstände bekannt gewesen wären. Ich bin der umgekehrten Überzeugung, daß unter dieser Voraussetzung nicht die halbe, sondern die ganze Parteipresse den Artikel abgedruckt haben würde, mit Ausnahme gewiß des „Vorwärts", wie ich von vornherein zugeben will.

In aufwallendem Wahrheitsdrang sagt Kautsky, Marx habe wohl diese Schrift Lassalles an diesem und jene Schrift Lassalles an jenem Tage gelesen, aber alsbald versickert die Wahrheitsquelle spurlos, und Kautsky vergißt hinzuzufügen: um sie als abgedroschene Plagiate eines eitlen Renommisten zu kennzeichnen. Auch weiß Kautsky seinem Kummer darüber, daß ich einen einzelnen Satz aus dem Zusammenhang gerissen haben soll, nur dadurch abzuhelfen, daß er selbst einen Satz aus dem Zusammenhang reißt. Da er es jedoch für zulässig hält, diesen Satz wörtlich zu zitieren, so will ich nun auch den ganzen Zusammenhang wörtlich wiedergeben und alles mitteilen, was Marx über die Agitationsschriften Lassalles zu sagen gehabt hat; was er über Lassalles Heraklit, System der erworbenen Rechte, Italienischen Krieg, Julian Schmidt, Verfassungsbroschüren geurteilt hat, kann einstweilen unberücksichtigt bleiben. Die Sperrungen rühren von Marx, die eckigen Klammern von mir her.

Am 28. Januar 1863 schrieb Marx über Lassalles „Arbeiterprogramm" und „Die Wissenschaft und die Arbeiter" wie folgt:

Lassalle schickt mir, was unvermeidlich, seine Verteidigungsrede (ist zu vier Monaten verurteilt) vor Gericht zu. Erstens hat dieser Renommist die Broschüre, die Du hast, Rede über „den Arbeiterstand", in der Schweiz wieder abdrucken lassen unter dem pompösen Titel: „Arbeiterprogramm".

Du weißt, daß die Sache nichts ist als schlechte Vulgarisation des „Manifestes" und anderer von uns so oft gepredigten Sachen, daß sie gewissermaßen schon Gemeinplätze geworden sind. (Der Mensch nennt zum Beispiel „Stand" die Arbeiterklasse.)

Well. In seiner Rede vor dem Berliner Gericht hat er die Dreistigkeit, zu sagen:

„Ich behaupte ferner, daß diese Broschüre nicht nur ein wissenschaftliches Werk wie so manches andere ist, welches bereits bekannte Resultate zusammenfaßt, sondern daß sie sogar in der vielfachsten Hinsicht eine wissenschaftliche Tat, eine Entwicklung von neuen wissenschaftlichen Gedanken ist.... In verschiedenen und schwierigen Gebieten der Wissenschaft habe ich umfangreiche Werke zutage gefördert, keine Mühen und keine Nachtwachen gescheut, um die Grenzen der Wissenschaft selbst zu erweitern, und ich kann vielleicht mit Horaz sagen: militavi non sine gloria [Ich habe nicht ohne Ruhm gekämpft]. Aber ich selbst erkläre Ihnen: Niemals, nicht in meinen umfangreichsten Werken habe ich eine Zeile geschrieben, die strenger wissenschaftlich gedacht wäre als diese Produktion von ihrer ersten Seite bis zur letzten.... Werfen Sie also einen Blick auf den Inhalt dieser Broschüre. Dieser Inhalt ist nichts anderes als eine auf 44 Seiten zusammengedrängte Philosophie der Geschichte.... Es ist eine Entwicklung des objektiven vernünftigen Gedankenprozesses, welcher der europäischen Geschichte seit länger denn einem Jahrtausend zugrunde liegt, eine Entfaltung der inneren Seele usw."

Ist diese Dreistigkeit nicht baumhoch? Der Kerl denkt offenbar, er sei der Mann, um unser Inventarium anzutreten. Dabei das grotesk Lächerliche!

Über das „Offene Antwortschreiben" schrieb Marx am 9. April 1863:

Lassalle hat schon wieder zwei Broschüren über seinen Prozeß veröffentlicht, die er mir glücklicherweise nicht mitgeteilt. Dagegen schickt er mir vorgestern sein Offenes Antwortschreiben an das Zentralarbeiterkomitee für den Leipziger

„Arbeiter"kongreß. Er gebärdet sich — sehr wichtig mit den uns abgeborgten Phrasen um sich werfend — ganz als künftiger Arbeiterdiktator. Die Frage zwischen Arbeitslohn und Kapital löst er in „spielend leichter Weise" (verbotenus). Nämlich die Arbeiter müssen für allgemeines Wahlrecht agitieren und dann Leute wie ihn „mit der blanken Waffe der Wissenschaft" in die Abgeordnetenkammer schicken. Dann bilden sie Arbeiterfabriken, wozu der Staat das Kapital vorschießt, und diese Anstalten umfassen by and by [nach und nach] das ganze Land. Dies ist jedenfalls überraschend neu. Einen Satz will ich Dir zitieren: „Daß heute schon von einer deutschen Arbeiterbewegung die Frage diskutiert wird, ob die Assoziation in seinem (Schulze-Delitzsch') oder meinem Sinne aufzufassen sei — das ist zum großen Teile sein Verdienst. Das eben ist sein wahres Verdienst, und dies Verdienst läßt sich nicht zu hoch veranschlagen.... Die Wärme, mit welcher ich dies Verdienst anerkenne, darf uns nicht verhindern usw." Ça ira.

Über die „Indirekten Steuern" am 12. Juni 1863:

Der Lassalle hat mir (vielleicht auch Dir) seine Gerichtsrede über die indirekten Steuern geschickt. Es ist einzelnes darin gut, aber das Ganze erstens unerträglich zudringlich, schwatzhaft und mit der lächerlichsten Gelehrt- und Wichtigtuerei geschrieben. Außerdem ist es doch essentiellement [wesentlich] das Machwerk eines „Schülers", der in aller Hast sich als „grundgelehrten" Mann und selbständigen Forscher herausmarktschreien will. Es wimmelt daher von historischen und theoretischen blunders [Schnitzern]. Ein Beispiel mag hinreichen: Er will — um dem Gericht und dem Publikum zu imponieren — eine Art retrospektiver Geschichte der Polemik gegen indirekte Steuern geben, zitiert daher rückgehend in die Kreuz und Quer über Boisguillebert und Vauban hinaus Bodinus usw. Hier zeigt sich nun der Erzschüler. Er läßt die Physiokraten weg, weiß offenbar nicht, daß alles, was A. Smith usw. über das Thema gesagt, von jenen abgeschrieben, sie überhaupt die Helden in dieser „question" [Frage] waren. Ebenso ganz schülerhaft die „indirekten" Steuern als „Bourgeoissteuern" gefaßt, was sie waren „im Mittelalter", aber nicht heute sind, wenigstens nicht da, wo die Bourgeoisie entwickelt, wie er sich bei Herren R. Gladstone und Komp. in Liverpool eines weiteren belehren kann. Der Mensch scheint nicht zu wissen, daß die Polemik gegen „indirekte" Steuern ein Stichwort der englischen und amerikanischen Freunde des „Schulze-Delitzsch" und Konsorten, also jedenfalls kein Stichwort gegen sie ist, ich meine die free-trader [Freihändler]. Ganz schülerhaft seine Anwendung eines Ricardoschen Satzes auf die preußische Grundsteuer (grundfalsch nämlich). Rührend ist es, wo er dem Gericht „seine" aus tiefster „Wissenschaft und Wahrheit" und schrecklichen „Nachtstunden" geschöpften Entdeckungen mitteilt, nämlich

daß im Mittelalter das „Grundeigentum" herrschte, in der neuen Zeit das „Kapital" und jetzt das „Prinzip des Arbeiterstandes", die „Arbeit" oder „das sittliche Prinzip der Arbeit";

und an demselben Tage, wo er die Entdeckung den Handwerkern mitteilte, teilte sie Oberregierungsrat Engel einem feineren Publikum in der Singakademie mit. Er und Engel gratulierten sich wechselseitig brieflich über ihre „gleichzeitigen" Wissenschaftsresultate.

Der „Arbeiterstand" und das „sittliche Prinzip" sind allerdings Errungenschaften von Lassalle und dem Oberregierungsrat.

Ich habe mich seit Anfang dieses Jahres nicht entschließen können, dem Menschen zu schreiben.

Kritisiere ich sein Zeug, so wäre das Zeitverlust; außerdem eignet er sich jedes Wort als „Entdeckung" an. Auf seine Plagiate ihn mit der Nase zu stoßen, wäre lächerlich, da ich ihm unsere Sachen in der Form, worin er sie verschmiert hat, nicht abnehmen will. Anerkennen diese Renommagen und Taktlosigkeiten geht auch nicht. Er würde das gleich benutzen.

Bleibt also nichts übrig, als abzuwarten, bis endlich sein Zorn losbricht. Dann habe ich einen sehr schönen Vorwand daran, daß er (wie Oberregierungsrat Engel) stets bemerkt, das sei nicht „Kommunismus". Ich werde ihm dann also antworten, daß diese seine wiederholten Beteuerungen mich, wollte ich Notiz von ihnen nehmen, gezwungen haben würden,

1. dem Publikum zu zeigen, wie und wo er uns abschrieb;
2. wie und wo wir uns von seinem Zeug unterscheiden.

Um also dem „Kommunismus" nichts zu vergeben und ihn nicht zu läbieren, hätte ich ihn ganz ignoriert.

Übrigens mag er es bequemer finden, unter den auspices of government [Oberleitung der Regierung] auf die „Bourgeois" loszufahren als auf die „Russen". Auf die Österreicher schimpfen und für Italien schwärmen war von jeher ebenso spezifisch Berlinisch als den Russen gegenüber das Maul halten, wie es der tapfere Junge tut.

Über Lassalles Frankfurter Rede am 6. Juli 1863:

Lassalle hat mir eine neue Broschüre geschickt, seine Rede in Frankfurt a. M. Da ich jetzt zehn Stunden des Tages ex officio Ökonomie treibe, ist nicht zu verlangen, daß ich meine Nebenstunden mit dem Lesen dieser Schülerpensa töten soll. Also einstweilen ad acta gelegt.

Über Lassalles Agitationsschriften im allgemeinen am 15. August 1863:

Übrigens wenn ich jetzt das Machwerk [Erster Band des „Kapital"] ansehe und sehe, wie ich alles habe umschmeißen müssen und auch den historischen Teil erst aus zum Teil ganz unbekanntem Material machen mußte, so ist mir Lassalle in der Tat komisch, der „seine" Ökonomie bereits in der Mache hat, durch sämtliches Zeug aber, das er bisher losgehökert, sich als Sextaner erweist, der mit der breitspurigsten Waschweiberei Sätze in die Welt posaunt — als seine neueste Entdeckung —, die wir vor zwanzig Jahren zehnmal besser schon als Scheidemünze unter unseren partisans verteilten. Derselbe Lassalle sammelt auch sonst unsere vor zwanzig Jahren abgesonderten Parteiausscheidungen in seiner manure [Dung] Fabrik, mit der die Weltgeschichte gedüngt werden soll.

Endlich über Lassalles „Bastiat-Schulze" am 3. Juni 1864:

„Wie ist mich denn?" hatte ich mich mehrmals gefragt, als ich Lassalles „Lohnarbeit und Kapital" durchlas. Die Grundgeschichten darin kamen mir nämlich wörtlich (wenn auch in Lassallescher Weise verschönert) bekannt vor, und doch war es nicht direkt aus dem „Manifest" usw. Jetzt, vor ein paar Tagen sah ich zufällig nach meiner Artikelreihe über Lohnarbeit und Kapital in der „Neuen Rheinischen Zeitung" (1849) — in der Tat bloßer Abdruck der Vorlesungen, die ich 1847 im Brüsseler Arbeiterverein hielt. Da fand ich meines Lassalles nächste Quelle, und aus besonderer Freundschaft werde ich als Note den ganzen Wisch aus der Neuen Rheinischen Zeitung als Anhang zu meinem Buche abdrucken lassen, natürlich on false pretences [unter falschem Vorwand], ohne Anspielung auf Lassalle. Es wird ihm nicht gut tun.

Dies ist der aktenmäßige Zusammenhang. Aus ihm geht hervor, daß Marx nicht einheitlich gegenüber Lassalles Schriften verfahren ist. Entweder las er sie nicht und war schon glücklich, wenn er sie nicht zugesandt erhielt, oder er las sie und blies ihrem Verfasser den Marsch in einer Weise, die weder gerecht noch schön war. Nun habe ich in meinem Artikel zum fünfzigsten Geburtstag des Offenen Antwortschreibens allerdings nur die mildere dieser Methoden erwähnt und könnte einem bürgerlichen Gegner, der mir deshalb vorwürfe, Marxens Verhalten gegenüber Lassalle beschönigt zu haben, nur antworten: Ja, mein Artikel sollte ja gar keine archivalische

Untersuchung sein, sondern trug die Tendenz, den Gegensatz zwischen Lassalle und Marx versöhnend auszugleichen, offen an der Stirn. Nun aber kommt ausgerechnet Kautsky und wirft mir ausgerechnet „Feindseligkeit gegen Marx" und Mißbrauch des Vertrauens vor, das mir dessen Tochter geschenkt hat, weil ich verschwiegen hätte, daß Marx einige Schriften Lassalles gelesen hat, wobei jedoch Kautsky verschweigt, daß Marx, wenn er die Schriften Lassalles las, sich noch viel verächtlicher über ihren Verfasser ausließ, als wenn er sie nicht las.

Zu den unveräußerlichen Kennzeichen jeder Priesterkaste gehört auch die Devise: Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken. Die Werke, je nun die Werke — aber wie ergreifend sind die Worte! „Größter wissenschaftlicher Ernst und heißestes Interesse für die Sache, hinter der alles Persönliche zurückstehen muß, das ist die Vorbedingung jeder Polemik, die mehr sein soll als schädliche Kraftvergeudung." Mit diesem weihevollen Akkord mag die Szene schließen.

Ein Vertrauensmann.

Von **K. Kautsky.**

Mehrings Zitate aus dem Marx-Engelsschen Briefwechsel werden vielleicht einige Erregung hervorrufen. Da erscheint es mir angezeigt, entgegen meiner üblichen Praxis, sofort zu antworten. Um so mehr, da ich nur noch kurz zu sein brauche. Zu seinen Anpöbelungen gegen mich habe ich nichts zu bemerken. In der Insolenz war er stets Meister. Seine wegwerfenden Äußerungen glaubt er selbst nicht, denn er hat früher mein Wissen und Können „nachdrücklich" anerkannt.

Was speziell Schweitzer angeht, so ist es selbstverständlich, daß ich mein Urteil nicht fällte ohne Kenntnis der neuesten Literatur über ihn, eingeschlossen die Mehringsche Ausgabe von Schweitzers politischen Aufsätzen und Reden mit ihrem seltsamen Kommentar, der ein hohes Lied auf den charakterlosesten Opportunismus darstellt. Mein Urteil über Schweitzer wurde durch diese jüngsten Publikationen nur bestärkt.

Was nun den eigentlichen Gegenstand des Disputs angeht, so konstatiere ich:

1. Es ist unwahr, wenn Mehring behauptet, ich habe „den Streit vom Zaune gebrochen". Nicht ich habe das Sätzchen über die „Sextanerpensa" in die Öffentlichkeit ganz „ungezwungen" geschleudert, sondern Mehring.

2. Mehring macht keinen Versuch mehr, dieses Sätzchen, gegen das ich mich wendete, aufrechtzuhalten; ein Sätzchen, das besagte, Marx und Engels hätten die Lassalleschen Schriften als Sextanerpensa verächtlich beiseite geschoben, ohne sie auch nur zu lesen. Er widerlegt jetzt diese seine Behauptung aufs ausführlichste selbst, indem er lange Zitate aus Marxschen Briefen vorbringt, in denen von den Lassalleschen Schriften gehandelt wird.

Die unhaltbare Position seiner ersten Behauptung sucht er jetzt dadurch zu retten, daß er an ihre Stelle unvermerkt eine andere schiebt, von der ursprünglich keine Rede war, nämlich die, Marx habe Lassalles Schriften als Plagiate eines Renommisten bezeichnet.

3. Endlich, und das ist die Hauptsache, bezeugt er durch die Art, wie er diese neue Behauptung vorbringt und zu erweisen sucht, aufs deutlichste von neuem die Berechtigung der Anklage, die ich gegen ihn richtete und die er jetzt selbst dahin formuliert, er habe „einen Vertrauensbruch an Marxens Tochter" begangen und damit ausgesprochene Feindseligkeit gegen Marx bekundet. Mehring selbst gesteht jetzt, daß er Einsicht in den Marx-Engelsschen Briefwechsel

bekam als Vertrauensmann der Genossin Lafargue, als Vertreter der Marxschen Interessen, der darüber wachen sollte, daß „von kleinen Menschlichkeiten, die ihrem Vater in schwersten Kampf- und Leidensjahren unterlaufen seien, heftigen Äußerungen über bewährte Parteifreunde und dergleichen mehr", nicht mehr veröffentlicht werde, als im historischen Interesse geboten sei. Diesen Auftrag führt er jetzt derart aus, daß er, ehe noch der Briefwechsel erschienen ist, ausschließlich eine Auslese derartiger „heftiger Äußerungen über einen bewährten Parteifreund" in einer Weise veröffentlicht, daß auf diesen Freund, um mit Mehring zu sprechen, „das weit überwiegende Licht und auf Marx der weit überwiegende Schatten fällt".

Nie hätte Mehring eine derartige Ausnützung seiner Vertrauensstellung gewagt, wenn Laura Lafargue noch lebte.

Er beruft sich darauf, daß sie seine Parteigeschichte kannte, als sie ihm ihren Auftrag erteilte. Aber dort spricht er in ganz anderer Weise über das Verhältnis zwischen Marx und Lassalle. So kommt er dort auf den Vorwurf zu sprechen, den Marx schon im Vorwort zum „Kapital" gegen Lassalle erhob, dieser habe ihn plagiiert und dabei Detailausführungen und Nutzanwendungen entwickelt, die er, Marx, ablehnen müsse, also genau den gleichen Vorwurf, wie er ihn in den vorgeführten Zitaten erhebt, nur natürlich vor der Öffentlichkeit in weniger brüsker Form.

Darüber sagt Mehring in seiner Parteigeschichte:

„Im Hinblick wohl auf diese Stelle sagt ein bürgerlicher Biograph Lassalles, Marx habe sich persönlich so weit von Lassalle entfernt, wie sich ein schwerfälliger und bissiger Geist von einem gewandten und beredten Geist zu entfernen pflege. Aber das ist ein grundloser Ausfall gegen Marx, und man braucht nur die Tatsachen selbst sprechen zu lassen, um eine Erklärung zu finden, die jedem der beiden Männer das Seine gibt, ohne gegen einen oder auch gegen beide ungerecht zu sein."

Nachdem er dies erläutert, kommt er zu dem Schlusse:

„Die wehleidigen Gemüter, die heute über das Unrecht klagen, das Lassalle von Marx zu erfahren gehabt hat, verstehen sich sicherlich nicht auf Marx, aber noch viel weniger auf Lassalle." (Parteigeschichte, 2. Auflage, III, Seite 138, 140.)

So schrieb Mehring, solange Laura Lafargue noch lebte. Diese Auffassung war es, die ihm ihr Vertrauen erwarb. Verachtungsvoll hätte sie ihren Auftrag zerrissen, wenn sie geahnt hätte, Mehring werde nach ihrem Tode über Marx so urteilen wie jener „bürgerliche Biograph"; er werde Konsequenz und Treue gegenüber ihrem Vater als „Marxpfaffentum", als „reinen Kristall der Marxgläubigkeit", als Kultus des „Götzen Marx" verhöhnen; er werde plötzlich Wolken entdecken, die sich um die „Sonne Marx" ballen, und in der Gier, solche „Wolken" zu konstruieren, vor den fragwürdigsten Schritten nicht zurückschrecken.

Zur Sache selbst mich ausführlicher zu äußern, wird erst am Platze sein, wenn der Marx-Engelssche Briefwechsel vorliegt. Ich stimme da vollkommen dem zu, was Mehring noch im Dezember des vorigen Jahres in seinem Nachwort zur zweiten Auflage der Lassalleschen Briefe an Marx schrieb:

„Die Briefe, die Marx und Engels miteinander gewechselt haben, werden in naher Zukunft von Bebel und Bernstein veröffentlicht werden, und *ich halte mich deshalb nicht für befugt*, aus ihrem mir bekannten Inhalt näheres mitzuteilen. *Erst wenn sie veröffentlicht worden sind*, wird eine gründliche Prüfung der Beziehungen Lassalles zu Marx und Engels *möglich* und notwendig sein." (Seite 369, 370.)

Vor einem halben Jahre also wußte Mehring noch, daß es unpassend sei, aus dem Briefwechsel vor seinem gesamten Erscheinen einzelne Stücke über ein so heikles und kompliziertes Thema wie die Beziehungen zwischen Marx und Lassalle zu veröffentlichen.

Das Anstandsgefühl, das er noch im Dezember gehabt, war schon im Februar verflogen, wo er ohne jede Provokation aus dem noch nicht erschienenen Briefwechsel

das Wort von den Sextanerpensa veröffentlichte — als Vertrauensmann von Marxens Tochter, um zu beweisen, daß die Zeiten vorbei seien, in denen „die Sonne Marx einsam am Himmel strahlte" und daß die Zeit der Verdunklung hereinbreche.

Ich erwarte, daß die Veröffentlichung des Briefwechsels den Standpunkt bestätigen wird, den ich kürzlich hier in einem Artikel über Lassalles historische Leistung entwickelt habe — bereits in voller Kenntnis jenes Briefwechsels. Hier sei nur noch so viel bemerkt, daß Marx kein Unrecht beging, wenn er Lassalle als theoretischen Ökonomen gering schätzte. Dieser war, wie ich schon in dem oben erwähnten Artikel bemerkte, als Ökonom „kein origineller, ja nicht einmal ein einheitlicher Denker.... Er akzeptierte die Kritik, die Marx an der politischen Ökonomie übte, und nahm doch diese kritiklos hin, soweit sie nicht zu den vulgärsten Formen degradiert wurde."

Und ich habe dort auch schon auf den Gegensatz zwischen Marx und Lassalle hingewiesen, der des ersteren Ausfälle gegen den „Renommisten" erklärt: den Gegensatz zwischen dem Vergessen der eigenen Person über der Sache, das Marx kennzeichnete, und der auffallenden Hervorhebung der eigenen Persönlichkeit, die Lassalle liebte.

Endlich muß darauf hingewiesen werden, daß trotz ihrer scharfen theoretischen, taktischen und persönlichen Differenzen Marx keineswegs blind war für das, was Lassalle geleistet, und daß es ganz unrichtig ist, wenn Mehring behauptet, Marx habe „das historische Werk Lassalles so gänzlich verkannt".

Das wird schon dadurch widerlegt, daß Marx 1868 an Schweitzer schrieb:

> „Nach fünfzehnjährigem Schlummer rief Lassalle — und dies bleibt sein unsterbliches Verdienst — die Arbeiterbewegung wieder wach in Deutschland."

Diesen Satz kennt Mehring sehr genau. Er hat den Brief, den Bernstein vor Jahren in der „Neuen Zeit" veröffentlichte, erst jüngst wieder in seiner schon erwähnten Ausgabe der „politischen Aufsätze und Reden von J. B. v. Schweitzer" zitiert, Seite 280.

Wenn er jetzt von alledem absieht, wenn er einseitig nur jene Zitate vorbringt, von denen er erwartet, sie würden für sich allein, ohne Berücksichtigung anderer Tatsachen, den Eindruck hervorrufen, daß fast alles Licht auf Seite Lassalles und fast aller Schatten auf Seite Marxens zu finden sei, dann handelt er nicht als objektiver Geschichtschreiber und noch weniger als Vertrauensmann von Marxens Tochter, sondern als skrupelloser und feindseliger Polemiker von einer Treulosigkeit, die allerdings bei ihm nichts Unerhörtes ist.

Unwillig sucht er die Vergleichung der jetzigen mit früheren Treulosigkeiten abzuwehren durch den Hinweis auf den Dresdener Parteitag. Doch der Hinweis stimmt nicht. Damals wurde ihm seine Vergangenheit von seinen Anklägern vorgeworfen, weil sie in der Gegenwart keine Anklagepunkte fanden. Das mußte zurückgewiesen werden, nachdem die Partei einmal Mehrings frühere Sünden verziehen hatte. Aber heute handelt es sich um eine neue Sünde, die bezeugt, daß wir im Irrtum waren, wenn wir geglaubt hatten, es sei Mehring gelungen, ganz den alten Adam los zu werden.

Übrigens hat selbst der energischste Verteidiger Mehrings in Dresden, Bebel, auch damals nicht die Hand ins Feuer für ihn gelegt. Er nannte ihn ein „psychologisches Rätsel" und bemerkte:

> „Es hat für Mehring niemals einen schlimmeren Feind gegeben als Mehring selbst. Stets hat er sich von seiner Leidenschaft hinreißen lassen und jenen, mit denen er vorher in dickster Freundschaft lebte, die Freundschaft gekündigt."

In diesem Sinne ist allerdings Mehring bei aller Treulosigkeit sich selbst stets treu geblieben.

Die kritischen Wochen.

Von **Franz Klühs.**

„Der revolutionäre Geist ist flügellahm geworden!" In diesen lapidaren Satz faßt Genosse Meerfeld seine „Nachdenklichen Betrachtungen" zusammen, und was er sonst noch über Verbürgerlichung und Verspießerung in der Partei sagt, erscheint nur als Gerank um diesen Kern seiner Auffassung.

Zweifellos: jeder, der mitten in der Kleinarbeit des Parteilebens steht, wird manche der Eindrücke bestätigen müssen, die Meerfeld über zeitweilige Gleichgültigkeit der Arbeitermassen, über eine bereits „angeborene Überzeugung, die wieder in Indifferenz umzuschlagen droht" — in seiner pessimistischen Art zum Vortrag bringt. Und sicher jeder von uns, dessen Temperament zum raschen Vorwärts drängt, hat schon einmal verzweifelnd die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, weil die Arbeitermasse ihm schwerfällig und unbeweglich schien. Trotzdem hieße es von der Höhe der Froschperspektive aus die heutige Sozialdemokratie beurteilen, wollte man aus solchen Einzeleindrücken die Folgerung ziehen, daß ihr „revolutionärer Geist flügellahm" geworden sei. Ich habe manchen alten bewährten Parteigenossen kennen gelernt, der in schwärmerischer Verzückung von der Begeisterung, dem Opfersinn, dem Studientrieb redete, die in der Schreckenszeit des Sozialistengesetzes die Arbeiter erfüllt hätten. Indessen habe ich mich daran gewöhnt, alle diese begeisterten Erzählungen mit einer gehörigen Portion Skepsis aufzunehmen und stets daran zu denken, daß auch damals mit Wasser gekocht worden sein muß. Immerhin ist es verständlich, wenn die alten Kämpfer jener Zeit als ihrer ersten Liebe gern gedenken und auch geneigt sind, in der Erinnerung rosa zu färben. Meerfeld jedoch scheint mir zu dieser Veteranengruppe noch nicht zu gehören. Er hat doch sicher den großartigen Aufschwung der Partei seit den neunziger Jahren miterlebt als einer, der mit frischen Kräften und ohne die Fesseln einer Heldentradition in der Partei wirkte. Was gibt ihm da Anlaß, davon zu reden, daß der revolutionäre Geist in der Partei flügellahm geworden sei? Wo hat sich dieser revolutionäre Geist früher mit lebhafterem Flügelschlag gezeigt? Weit davon entfernt, alles in der Gesamtbewegung gut und schön zu finden, die Schwächen zu verkennen und zu verschleiern, muß doch auch von uns zugegeben werden, was der badische Minister der Sozialdemokratie attestierte: daß sie eine „großartige Bewegung zur Befreiung des vierten Standes" ist.

Meerfeld leugnet allerdings nicht die gewaltigen Fortschritte, die unsere Organisation — gewerkschaftlich wie politisch — gemacht hat. Aber er befürchtet, daß die Organisationsarbeit zum Selbstzweck werde, daß die Aufklärung der Genossen leide und unter dem organisatorischen Kleinkram die revolutionäre Begeisterung der Partei erstickt werde. Er begegnet sich in dieser Richtung mit der Genossin Luxemburg, die in der „Altenburger Volkszeitung" und einigen anderen Parteiblättern ähnlich kritische Betrachtungen über unseren Organisationsmechanismus anstellt, dabei aber dem Genossen Meerfeld nachsagt, daß er eine „allgemeine und hoffnungslose Heulmeierei" angestimmt habe. Diese Genossin kommt zu ganz anderen Ergebnissen aus ihrer Kritik als Meerfeld, mit dem sie doch in der Unterschätzung der Organisation übereinstimmt. Es scheint mir, als ob beide von falschen Voraussetzungen ausgehen und deshalb zu falschen Schlüssen kommen.

Ist es richtig, daß der Organisationspanzer, wie Meerfeld sagt, „den lebendigen Geist erstickt", die Aktion zu lähmen geneigt ist? Ich muß dieser Ansicht entschieden widersprechen. Es hat langer Zeit bedurft, bis die Partei sich von dem losen Vertrauensmännersystem ab- und hineingewöhnt hat in den Zustand der festen Vereinsorganisation, die eigentlich erst den zahlenmäßigen Maßstab für unsere Stärke gibt. Die Entwicklung der Organisationen ist dann erst rapide erfolgt, die Parteigeschäfte konnten nicht mehr nebenamtlich erledigt, ein Parteisekretär nach dem

andern mußte angestellt werden. Dabei sind wir doch immer noch im Übergangsstadium, die Zahl der Parteibeamten, die eifersüchtig auf Innehaltung der Satzungen und darüber wachen, daß die Zahl der Mitglieder nicht ab-, sondern zunimmt, wird weiter und ich füge hinzu: hoffentlich weiter steigen! Denn nicht zuletzt in dem emsigen Ausbau der Organisation, um den uns die Freunde in anderen Ländern, die Feinde im eigenen Lande beneiden, lebt und wirkt der angeblich flügellahme revolutionäre Geist der deutschen Arbeiterklasse. Hat nicht schon Lassalle den deutschen Arbeitern empfohlen, „Agenten" anzustellen und zu besolden, die die Ideen des Sozialismus „in jeden Winkel des Landes tragen, das Herz eines jeden Häuslers und Ackerknechtes mit demselben Rufe durchdringen"? Soll das, nachdem es Jahrzehnte nach Lassalle endlich zur Tat geworden, jetzt ein Schaden sein? Ein Übel, das zur „Erstickung des lebendigen Geistes" führt, lediglich weil unter den vielen geistig lebendigen Sekretären auch etliche Buchstaben- und Paragraphengläubige sind?

Meerfeld und Rosa Luxemburg scheinen das Wesen unserer Organisation nicht genügend zu kennen oder zu beachten, wenn sie zu Schlußfolgerungen der bezeichneten Art kommen, zu einer Meinung, die Luxemburg so ausdrückt:

„Damit (mit dem Zentralismus) geht aber auch das geringe Maß an geistigem und politischem Inhalt, an Initiative und Entschluß, das im alltäglichen Leben der Partei von den Organisationen aufgebracht wird, gänzlich auf die kleinen Kollegien an der Spitze: auf Vereinsvorstände, Bezirksvorstände und Parlamentarier über. Was für die große Masse der Mitglieder übrig bleibt, sind die Pflichten zum Beitragzahlen, zum Flugblätteraustragen, zum Wählen und zu Wahlschlepperdiensten, zu Hausagitation für das Zeitungsabonnement und dergleichen." („Altenburger Volkszeitung", Nr. 147, vom 28. Juni 1913.)

In diesen Sätzen prägt sich eine totale Mißachtung für die opferwillige Mitarbeit der zahllosen Parteigenossen aus, die nicht in den erwähnten „kleinen Kollegien" sitzen. Von dieser Mitarbeit, der Kleinarbeit, die für jeden Kampf unentbehrlich ist — auch für die Massenaktionen im Sinne Rosa Luxemburgs —, wird geringschätzig als von den „Pflichten" gesprochen, die nur „übrig bleiben". Falscher kann auch ein Gegner das Leben unserer Organisationen nicht zeichnen. Ich weiß nicht, ob die Genossin Luxemburg jemals das Ehrenamt bekleidet hat, Flugblätter verbreiten, Leser für das Parteiblatt werben, Beiträge einholen, Schlepperdienste oder die kleinen Vorarbeiten für Wahlen — Listen abschreiben und dergleichen — leisten zu dürfen! Ob sie jemals die Freude mitempfunden hat, die die Genossen bei Ausübung dieser „Pflichten" genießen, die Freude, ein wichtiges Glied in einem großen Räderwerk zu sein. Auch weiß ich nicht, ob die Genossin dabei in die Wohnungen, die Hütten der Ärmsten jenen unmittelbaren Einblick hat tun dürfen, den die große Masse der tätigen Parteigenossen bei ihrer stillen unscheinbaren Arbeit immer wieder erlebt? Sie würde dann allerdings wissen, wie viel Kleinmut, wie viel Druck auf weiten Volksschichten noch lastet und wie verfehlt die Spekulation ist, diese unorganisierten, apathischen, oft verzweifelten Schichten in siegreiche Massenaktionen lediglich durch schneidiges Draufgehen mitreißen zu können.

Es ist ein verfehltes Beginnen, die Organisation als Hemmnis, die Kleinarbeit als Gift für den revolutionären Geist anzusehen. In unseren Organisationen lebt und wirkt auch in den Tausenden von Parteigenossen, die noch nicht oder nicht mehr in den „kleinen Kollegien" sitzen, so viel Initiative, so viel Arbeitsfreude für den großen gemeinsamen Zweck, so viel organisatorisches Talent, kurzum so viel revolutionärer Geist im besten Sinne des Wortes, daß wir auf solche „Flügellähmer" immerhin stolz sein können und es vermeiden sollten, diese organisatorische Kleinarbeit, die oft anregender ist als die Sitzungen der „Kollegien", den Genossen als etwas Minderwertiges zu verleiden!

Freilich hat auch die straffe Organisation ihre Schattenseiten. Sie verhindert manche selbständige Entschließung einzelner Organisationen, die der Gesamtpartei vielleicht hätte nützlich werden können. Oft lastet die Frage: „Was sagen die andern dazu?“ allzusehr auf der Entschlußfreude des einzelnen. Aber über diesen Zustand zu klagen haben höchstens die ein Recht, die nicht die Verurteilung jeder partikularistischen Selbständigkeitsversuche mitgemacht und gutgeheißen haben. Wer aber das Ausderreihetanzen zum Beispiel der Badener, Bayern und Schwaben, jedes theoretische Abweichen von der geltenden Parteimeinung vom zentralistischen Standpunkt so entschieden verurteilt hat wie die Genossin Luxemburg, der darf sich über den lähmenden Zentralismus in der Partei nicht mit Recht beschweren. Und wer in der Organisationsarbeit nur ein Übel, höchstens ein notwendiges, erblickt, der geht den Problemen unserer nächsten Kämpfe trotz aller theoretischen Erkenntnis doch mit unzulänglichem Rüstzeug zuleibe.

Wir befinden uns ja jetzt in den *kritischen Wochen*, in einer Zeit, die schon deshalb der Kritik gewidmet ist, weil sie unmittelbar auf den Parteitag lossteuert, und die deshalb fast alljährlich *Taktikdiskussionen* innerhalb der Sozialdemokratie auslöst. Augenblicklich beherrscht die Frage des *Massenstreiks* die Debatte. Eine Kreisorganisation forderte in heroischem Entschluß, der Parteivorstand solle solche Maßnahmen treffen, daß zur Abwehr der — zukünftigen — Rüstungsvorlagen der Massenstreik angewandt werde. Zahlreich aber sind die Stimmen, die den *Massenstreik in Preußen* als ultima ratio fordern.

Die Partei hat ihre ganze Kraft, ihr Ansehen gewissermaßen verpfändet, um das gleiche und geheime Wahlrecht in Preußen an die Stelle der Dreiklassenschmach zu setzen. Das Resultat der Landtagswahlen ist nun nicht befriedigend, sicher nicht. Für manchen Parteigenossen stellt es geradezu eine große Enttäuschung dar, und so beginnt denn das Reden und Raten über die große Frage: *Was nun?*

Auch Dr. Breitscheid hat in der „Neuen Zeit“ (Nr. 40) die eingehende Vorberatung und Vorbereitung des Massenstreiks als eines außerordentlichen Kampfmittels gefordert, nachdem die Sozialdemokratie „*alles getan habe, was ihr zu tun möglich war*; von den *Petitionen* angefangen bis zu den *Straßendemonstrationen*“.

War das wirklich alles, was möglich war? Haben wir nicht doch vielleicht falsch gerechnet, als wir annahmen, daß durch ein paar schneidige Attacken das ganze preußische Volk von dem Elend und dem Widersinn des preußischen Dreiklassensystems überzeugt werden könne, *so* überzeugt, daß es sein Alles an die Beseitigung dieser Schmach setzen würde? Es gab einmal eine Zeit, wo vielleicht der Aufruf, den Massenstreik vorzubereiten, einige Wirkung ausgelöst hätte. Das war in jenen Tagen des Jahres 1910, als die Schwarzblauen im Dreiklassenhaus durch eine widerliche Komödie *jede Reform des Wahlrechts zu Fall* brachten, als die Empörung über dieses klägliche Schauspiel so hohe Wellen schlug, daß nicht nur die Masse der organisierten Arbeiter den Aufruf zum Massendemonstrationsstreik als eine befreiende Tat empfunden hätten.

Heute liegen aber die Dinge doch wesentlich anders. Wir haben eben erst die Urwahlen hinter uns, und wenn wir auch eine erkleckliche Stimmenzunahme zu verzeichnen haben, so steht doch unstreitig fest, daß die Wahlbeteiligung nicht jenen Schwung zeigte, den wir wünschen und erwarten durften nach den glänzenden Demonstrationen, die vorhergegangen waren. Eine gewisse Gleichgültigkeit, ein bestimmtes Maß von *Zweifel an der Möglichkeit des Sieges* ist selbst in *den* Kreisen der Arbeiterschaft nicht wegzuleugnen, die sonst zu unseren Elitetruppen gerechnet werden.

Heute das ganze Augenmerk der Partei auf den Massenstreik lenken, ihn gewissermaßen als das Allheilmittel betrachten, das uns unfehlbar aus der preußischen Misere in die demokratische Freiheit führe — dieses Unternehmen hat seine schweren Schäden. Einmal weckt es trügerische Hoffnungen, indem es über unsere organisatorische Schwäche leicht hinwegsehen läßt; zum anderen aber lenkt es die

Aufmerksamkeit ab von den realen Tatsachen, vor denen wir unmöglich die Augen verschließen dürfen.

Das belgische Beispiel hat die Massenstreikhoffnungen neu belebt. Aber diejenigen, die bewundernd nach Belgien sehen und meinen, was dort drüben möglich ist, müsse auch in Preußen möglich sein, vergessen sehr leicht, daß schließlich die riesenhafte Kraftanstrengung des belgischen Proletariats doch nur verhältnismäßig bescheidene direkte Erfolge zeitigte. Vor allem aber, daß die Massenstreikidee in Belgien getragen war auch von weiten Kreisen des liberalen Bürgertums, daß die liberale Presse die kämpfenden Arbeiter zumindest moralisch unterstützte, und daß eine jahrelange Kooperation der Liberalen und Sozialisten voraufgegangen war. Die Erbitterung gegen das herrschende klerikale Regiment war auch in den Kreisen der Liberalen so stark, daß man selbst die doch dem liberalen Bürgertum nicht in letzter Linie fühlbaren Schäden des Massenstreiks in Kauf nahm, um dem Klerikalismus einen Erfolg abzutrotzen.

Wie aber liegen die Dinge in Preußen-Deutschland? Wir haben hier das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, zwar nur zum Reichstag, nicht in Preußen, aber die Reichstagswahl bildet doch jenes große und gut funktionierende Ventil, durch das jeder Bürger seinen Unmut abströmen lassen kann. Täuschen wir uns nicht: das Land Preußen ist für die meisten Preußen noch nicht entdeckt! Und wenn ungezählte Reden, Schriften, Broschüren und Bilder auch immer wieder gegen preußische Unkultur und preußische Dreiklassenschmach zeugen — die preußischen Zustände und das preußische Wahlrecht spielen in dem Bewußtsein des Durchschnittspreußen so gut wie gar keine Rolle, sicher aber keine, die ihm sonderlich Kopfschmerzen macht. Redet man mit einem solchen Durchschnittspreußen über die Not der Zeit: Bei der nächsten Wahl wird er's zeigen, wie ihm zumute ist. Bei welcher Wahl? Nun, bei der Reichstagswahl! Von der preußischen hat er keine Ahnung oder doch keine Erinnerung. Der faktische Verlauf der Urwahlen zeigt das stets aufs neue.

Haben wir bereits alles getan, um das preußische Bewußtsein, nicht nur der großstädtischen Arbeiter zu wecken? Da sind doch wohl ernste Zweifel nicht unberechtigt. Vor fünfzehn Jahren waren noch starke Strömungen in der Partei, die jede Wahlbeteiligung grundsätzlich verwarfen, weil sie damals Erfolge nur durch ein Zusammengehen mit den Liberalen versprachen. In der kurzen Spanne Zeit, seit Preußen für die Sozialdemokratie entdeckt ist, konnte es noch nicht gelingen, dem ganzen preußischen Volke die Notwendigkeit einer gründlichen Reform so fühlbar zu machen, daß die belgische Erbitterung und Entschlossenheit zum letzten Kampfe ums Recht Platz greifen müßte.

Wir müssen uns darauf einrichten, den ruhigen zähen Kampf um die Besetzung des Dreiklassenhauses mit derselben Ausdauer, mit demselben langsamen, aber sicheren Vorwärtsschreiten aufzunehmen, wie er um den Reichstag jetzt durch vier Jahrzehnte gekämpft worden ist. Auf der einen Seite immer eindringlicher behaupten, daß unter dem jetzigen Wahlsystem absolut nichts zu gewinnen sei, auf der anderen aber Massenbeteiligung erwarten — das ist ein logischer Widerspruch, der zu Enttäuschungen führen muß. Solche Enttäuschungen vermeidet, wer die Dinge in ihrer Nacktheit zu sehen gewöhnt ist. Sie sehen in Preußen aber so aus, daß zunächst eine wirkliche Massenbeteiligung und durch sie eine andere Zusammensetzung des Dreiklassenhauses erzielt werden muß, auf welchem Wege immer. Die preußische Landeskommission hat in Gemeinschaft mit dem deutschen Parteivorstand bereits einen Schritt nach dieser Richtung getan: Sie haben unter offenem Verstoß gegen den Wortlaut der Preußentagsresolution unseren Wahlmännern die Unterstützung fortschrittlicher Kandidaten in einer Reihe von Wahlkreisen empfohlen, in denen wir den Ausschlag gaben. Von all den Kautelen des Preußentagsbeschlusses war keine Rede mehr, abgesehen davon, daß die Fortschrittler sich verpflichteten, in einem Wahlkreis durch Stimmenthaltung den Sieg unserer Kandidaten zu sichern. Durch

ihren Aufruf handelte die Landeskommission durchaus im Sinne des von ihr so lebhaft bekämpften Magdeburger Antrags, der ihr für solche Abmachungen die Hände freigeben wollte. Die Hände frei allerdings auch für Abmachungen schon bei den Urwahlen. Soll das belgische Beispiel des Massenstreiks bei uns wirken, dann muß auch das dortige Beispiel des planmäßigen Zusammenarbeitens bei uns Platz greifen. Das erstere wird durch das letztere bedingt. Mag also immerfort die Möglichkeit des Massenstreiks erwogen, mögen alle Vorbedingungen für diese große Kraftanstrengung geschaffen werden — die Hauptsache bleibt doch die zähe unermüdliche Unterminierarbeit, die die Fundamente des Dreiklassensystems untergräbt: die planmäßige Wahlbeteiligung mit dem Ziel, die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses im wahlrechtsfreundlichen Sinne zu beeinflussen. Der notwendige Wahlrechtsmassensturm auf das Dreiklassenhaus wird um so eher Erfolg versprechen, je mehr Freunde er innerhalb der bestürmten Festung besitzt.

Es ist gut, in diesen kritischen Wochen, in denen die Partei zu neuer Begeisterung und neuem Schwunge aufgerufen werden soll, die nächstliegenden, ach, so dringenden Aufgaben nicht zu vergessen.

Nochmals ‚Nachdenkliche Betrachtungen‘.

Von **Otto Eggerstedt** (Kiel).

Setzen wir voraus, daß die Symptome, die Genosse Meerfeld unter dieser Rubrik als Gründe für eine Verflachung anführt, zutreffend sind, so folgt daraus doch noch immer nicht, daß weil nun einige Schichten, „die mehr wie ihre Ketten zu verlieren haben“, und einige Gewerkschaftsführer und Parteiangestellte, die durch ihren Beruf zu ängstlich-genauen Pedanten geworden sind, sich vor einem Schritt scheuen, dessen Tragweite sie nicht in jeder Hinsicht übersehen können, der Generalstreiksgedanke überhaupt abgetan ist. Es hieße doch diesen Schichten ein wenig rühmliches Zeugnis ausstellen, wenn man glaubt, sie würden, weil es ihnen nun gelungen ist, ihre Lage gegenüber der Lage der Kleinbürger und kleinen Gewerbetreibenden etwas zu heben, so wenig Solidaritätsgefühl besitzen, daß sie nicht auch des noch schwer unter den unerträglichen Verhältnissen leidenden Teiles der Arbeiterschaft gedächten. Für einen Generalstreik sind die Vorbedingungen: „Neben einer besonderen Grundstimmung im Volke starke Organisation und freiwillige Disziplin der Arbeiterschaft.“ Da wohl niemand der deutschen Arbeiterschaft diese Eigenschaften abstreiten kann, leuchtet mir nicht ein, woher Genosse Meerfeld folgert: „daß die deutsche Arbeiterschaft die Phase schon hinter sich hat, da sie etwa an einen politischen Massenstreik denken konnte.“ Natura non facit saltus, die Natur liebt keine Sprünge, und der deutsche Arbeiter und seine berufenen Vertreter erst recht nicht, und weil trotz aller Diskussionen der Generalstreik als Kampfmittel noch neu ist und der Deutsche allem Neuen mißtrauisch gegenübersteht, solange noch keine Erfahrungen für Erfolge bürgen, kann man von einem gewissen Pessimismus in der Arbeiterschaft gegenüber dem Generalstreik reden. Es ist aber auf den verschiedensten Tagungen unserer Parteiorganisation nach der preußischen Landtagswahl der Ruf nach dem Generalstreik laut geworden, und daß diese Rufe sich mehren werden, das liegt in der gegenwärtigen Situation in Preußen begründet. Die preußische Landtagswahl hat gebracht, was wir von ihr erwartet haben, und wenn sich trotz alledem angesichts des Resultats eine Beklommenheit, ein niederdrückendes Gefühl bemerkbar macht, so zeigt sich hier wiederum, daß es doch noch etwas anderes ist, ob man sich in Gedanken mit etwas Unangenehmen, Unabänderlichen vertraut gemacht hat oder ob man es nun in seiner ganzen Nichtswürdigkeit in der krassen Wirklichkeit vor sich sieht. Und dies Gefühl wird um so bitterer, weil einen bei dem hämisch-

triumphierenden Grinsen der herrschenden Clique das Gefühl beschleicht, es könnte anders sein, wenn „die frische Farbe der Entschließung" nicht schon so „von des Gedankens Bläße angekränkelt" wäre. Wir wissen, daß wir keine Opfer und Mühen gescheut haben, um dem Volke das Ungerechte des Wahlsystems vor Augen zu führen, daß der Wahlrechtskampf selber in der Landtagswahl gipfelte. Und wenn wir nun all die aufgewandte Mühe, die in zäher Kleinarbeit und in wuchtigen Massenaktionen geleistet worden ist, mit den Erfolgen vergleichen, so müssen wir doch anerkennen, daß Arbeit und Erfolg einander nicht entsprechen, selbst wenn wir anerkennen, daß trotz des Wahlrechtskampfes ein ganzer Teil des Volkes nicht sonderlich ergriffen worden ist von der Empörung gegen das Wahlrecht, wenn wir anerkennen, daß eine tiefere Begeisterung bei dem Wahlkampf selbst nicht zu konstatieren war, weil eben die sieghafte Zuversicht fehlte.

Es besteht aber auch gar keine große Aussicht, speziell nach den schlechten Erfahrungen, die wir mit dem sozialdemokratisch-fortschrittlichen Wahlabkommen gemacht haben, daß wir bei der nächsten Wahl mehr Mandate erringen werden. Selbst wenn wir aber noch zehn oder zwanzig hinzugewinnen, was bedeutet das gegenüber dem Junkerparlament? Diese zwanzig bis dreißig könnten wohl die Stimmung im Volke gelegentlich zum Ausdruck bringen, aber positive Arbeit können sie ebensowenig leisten wie die zehn. Es bliebe nur noch der Stimmenzuwachs, dessen Wirkung wir gar zu leicht überschätzen. So wenig wie unsere Junker sich daraus gemacht haben, daß die bisherigen sechs Abgeordneten eine halbe Million Stimmen hinter sich hatten, so wenig werden sie sich jetzt irritieren lassen, wenn die zehn eine Million Stimmen vertreten, auch die Million Stimmen bieten noch keine Gewähr dafür, daß sich nicht der skandalöse Vorfall aus der letzten Legislaturperiode wiederholt. Solange sie eben die Macht und damit die Regierung hinter sich haben, denken die „Nutznießer" des elenden Wahlrechts gar nicht daran, der arbeitenden Bevölkerung irgendwelche Konzessionen gutwillig zu machen, trotzdem das organisierte Proletariat als organisierter Produzent und Konsument eine große Macht im Staate bildet. Wenn wir aber wissen, daß uns gutwillig der uns zustehende Anteil nicht gewährt wird, wenn wir weiter sehen, daß die bisherige Führung des Wahlrechtskampfes positive Erfolge nicht gezeitigt hat, so müssen wir, indem wir gestehen, daß wir auf einem toten Punkte angelangt sind, nach neuen Wegen suchen, die mehr Erfolg versprechen, und da liegt uns am nächsten der Generalstreik. Es muß den herrschenden Klassen „die Verschiebung der tatsächlichen Machtverhältnisse" vor Augen geführt werden, indem wir, von unserer organisierten Macht als Produzent Gebrauch machend, durch Massenarbeitsverweigerung ihnen klarmachen, daß ohne uns ein gesundes Fortentwickeln, ein ruhiges Wirtschaftsleben nicht möglich ist.

Es werden nun dem Generalstreik schwerwiegende Bedenken entgegengebracht, man fragt mit Recht, lohnt es sich nun wirklich, um des preußischen Wahlrechts willen von der zweischneidigen Waffe des Generalstreiks Gebrauch zu machen? Diese Frage dürfte ohne weiteres zu bejahen sein, wenn man bedenkt, welchen Einfluß Preußen auf die Regierung des Reiches ausübt. Es würde zu weit führen, wollte man alle die Sonderrechte, die Preußen im Bundesrat genießt, hier aufführen, wir setzen sie als bekannt voraus; diese Sonderrechte fallen doppelt ins Gewicht, weil Preußen auch die Macht besitzt, Gebrauch davon zu machen. Unsere herrschenden Klassen in Preußen haben ja bewiesen, daß sie wohl verstehen, dies für ihre Zwecke auszunutzen, Preußen gilt ihnen als Hort ihrer Privilegien und traditionellen Vorrechte, und je mehr die Sozialdemokratie an Einfluß gewinnt im Reichstag und damit auf die Reichsgesetzgebung, je mehr werden diese sich auf Preußen stützen, werden durch Landesgesetze einer Regelung durch den Reichstag vorzubeugen versuchen. Also nicht nur die preußischen Verhältnisse werden in diesen Wahlrechtskämpfen berührt, sondern ein reaktionäres Preußen bedingt eine reaktionäre Reichsregierung, und mit dem Fallen der Reaktion in Preußen verliert die reaktionäre Reichsregierung ihren inneren Halt.

Die zweite und nicht minder wichtige Frage ist die, was haben die Gewerkschaften zu verlieren oder zu gewinnen? Es dürfte Klarheit darüber herrschen, daß der Endkampf der Arbeiterschaft nicht auf gewerkschaftlicher Basis geführt werden kann. Die Gewerkschaften sind auf den Tageskampf eingestellt, die der Gewerkschaft angeschlossenen Arbeiter verlangen positive Erfolge zu sehen, lassen sich auch nicht auf längere Zeit vertrösten, sondern verlangen von Jahr zu Jahr Arbeitszeitverkürzung oder Lohnerhöhung, wenn nicht gleich beides. Nun kann eine derartige Steigerung aber auch nicht bis ins Unendliche gehen, selbst der loyalste Arbeitgeber wird eines Tages dort angelangt sein, daß er ganz einfach nicht weiter kann, wenn er nicht seine Existenz und damit auch die der Arbeiter selber in Frage stellen will; es wird eben hier der Staat eingreifen müssen, und in welchem Sinne dies geschieht, hängt von den politischen Verhältnissen ab, von dem Einfluß der Arbeiterschaft auf den Geist der Regierung. Ist dieser Einfluß stark genug, so kann der Staat, die Gesellschaft die Produktion übernehmen, wenn nicht, setzt eben der Rückschlag ein, und die Arbeiterschaft wird dann in der Defensive zu dem getrieben, was sie jetzt in der Offensive nicht anwenden soll. Gerade die „maßgebenden Schichten, die schon etwas mehr wie ihre Ketten zu verlieren haben“, werden zuerst an diesem Punkt anlangen, und mit jedem Groschen Lohnerhöhung rücken sie diesem Punkt näher, werden aber auch die Kämpfe bedeutend erbitterter und mehren sich die Stimmen der Scharfmacher, die nach staatlicher Hilfe in diesen Kämpfen verlangen. Was nützt es denn wirklich, wenn die Arbeiterschaft nun noch etwas erkämpft, dafür aber ein reaktionäres Gesetz nach dem anderen im Landtag eingebracht wird? Die maßgebenden Schichten der Arbeiterschaft müßten ja einen merkwürdigen Geschmack haben, wenn sie, nur um das, was sie in ihren gewerkschaftlichen Kämpfen errungen haben, nicht zu gefährden, es sich ruhig gefallen ließen, „daß Junker, Pfaffen und Bourgeoisie ihnen den Fuß auf den Nacken setzen, daß sie ihre Stellung mißbrauchen, um das Gemeindewahlrecht zu verschlechtern, um das Vereins- und Versammlungsrecht zu verschlechtern“. Wenn dem so wäre und wenn um der errungenen Vorteile willen die Arbeiter wirklich aus diesem Grunde, um das Errungene nicht aufs Spiel zu setzen, davor zurückschrecken sollten, alles daran zu setzen, um die politische Gleichberechtigung zu erringen, dann dürften wir uns freilich auf die innere Festigung unserer Ideen nicht viel zugute tun.

Doch in Wirklichkeit ist die Zahl jener nicht so groß. Lieber für eine Zeit ein paar Pfennige Lohn weniger, lieber einen kleinen Rückgang der Zahl der eingeschriebenen Mitglieder, wie die Arbeiterschaft daran gewöhnen, daß sie die gegenwärtigen politischen Verhältnisse als etwas Unabänderliches ansieht, daß wir ihnen einerseits erzählen, daß sie eine Macht im Staate bilden, daß das Staatsgebilde auf ihnen ruht, und andererseits wieder erklären müssen, daß wir keine Macht haben, den herrschenden Klassen die Anerkennung dieser Macht abzuzwingen. Das drückende Gefühl gerade, daß vorläufig alles beim alten bleiben wird, daß trotz starker Organisation, trotz starker Vertretung im Reichstag wir noch immer Bürger zweiter Klasse, Entrechtete sind, trägt zur Verflachung in der Bewegung bei.

Man soll es doch nicht so auffassen, daß wir den Generalstreik so lange ausdehnen wollen, bis alles erreicht ist, was wir erstreben. Er braucht auch gar nicht gleich das ganze Land zu umfassen, sondern er kann im Westen einsetzend wie ein Flugfeuer nach Osten und Norden übergehend, bald hier, bald da die Industriezentren erfassend und auf ein paar Tage stillegend, bis er schließlich in einem sich über das ganze Land ausdehnenden Streik gipfelt. Sind dann die herrschenden Klassen noch immer nicht überzeugt, daß, wenn wir ernstlich wollen, ein ruhiges Wirtschaftsleben in Frage gestellt wird, haben sie noch immer nicht genügend empfunden, was für eine Macht wir darstellen, dann können sie dasselbe noch einmal in zweiter Auflage erhalten.

Die Hauptfrage für die Gewerkschaften bildet wohl die Unterstützungsfrage. Jeder Kampf kostet Geld, und auch der Generalstreik wird Geld kosten, wenn auch ein gut Teil persönlicher Opfer von jedem gebracht werden müssen. Dauert der Streik nur wenige Tage, könnte man schon von einer Auszahlung der Unterstützung während des Streiks Abstand nehmen und die eventuell Ausgesperrten nachdem aus einer gemeinschaftlichen Kasse von Partei und Gewerkschaften, zu der auch die wieder in Arbeit Stehenden beisteuern müssen, unterstützen. Der belgische Wahlrechtstreik hat doch bewiesen, daß sich auch beim Generalstreik alles vorher bis ins kleinste regeln läßt, auch die Genossenschaften könnten durch Vermittlung von Nahrungsmitteln mit eingreifen, so daß für die Arbeiterschaft, die ja nicht so große Ansprüche stellt, sich wohl nicht so leicht ein Mangel geltend macht wie für die Schichten mit gehobener Lebenslage.

Es ist durchaus nicht nötig, daß ein Massenstreik, wie man so schön sagt, impulsiv aus der Masse des Volkes herausbrechen muß, um Erfolg zu versprechen. Gerade die „bedächtigen und vorsichtigen Deutschen" bürgen dafür, daß wenn sie den Gedanken des Massenstreiks einmal erfaßt haben, sie mit ihrer Gründlichkeit ihn auch so anzuwenden wissen, daß er Erfolg verspricht. Übersehen wir doch auch nicht, daß es kein besseres Agitationsfeld gibt wie eine Massenbewegung, und daß an und für sich die Masse schon ein gutes Agitationsmittel ist, daß die noch Fernstehenden durch die Wucht der Masse in unsere Bewegung hineingezogen würden. Nicht nur der Wahlrechtskampf, sondern überhaupt unsere Bewegung würde neuen Stoff, neuen Antrieb erhalten.

Wenn man also schon anerkennt, daß eine Verflachung Platz greift, wenn man den proletarisch-revolutionären Kampfestrotz in der Arbeiterbewegung vermißt, man aber auch dem Wahlrechtskampf keine neuen Bahnen zu zeigen weiß; dann soll man doch ruhig, ohne sich von dem blutigen Gespenst der Revolution schrecken zu lassen, aus dem revolutionären Waffenarsenal den Generalstreik herausgreifen. „Jeder Schritt wirklicher Bewegung" ist nicht nur einem Dutzend Programmen vorzuziehen, sondern bringt auch eine Auffrischung des Klassenkampfcharakters mit sich, und ein wenig Auffrischen könnte durchaus nicht schaden; darüber besteht bei denen, die die Jahresberichte der Parteiorganisationen verfolgt haben, wohl kein Zweifel. „Ja, nichtswürdig, erbärmlich ist aber auch die Arbeiterklasse, die sich wie Hundsfötter behandeln ließe, die ihren Bedrängern nicht die Spitze zu bieten wagte."

Die politische Lage in Portugal.

Von **Edmondo Peluso.**

Man sagt, daß nur die Umwälzungen, die mit vielen Opfern erkauft worden sind, dauernden Erfolg zeitigen. Dies scheint für die Republik Portugal wahr zu sein. Nie vollzog sich ein Regierungswechsel mit größerer Geschwindigkeit und mit geringeren Opfern als in Portugal. Nun aber, fast drei Jahre nach Errichtung der Republik, ist die politische Lage dieses Landes kaum irgendwie verändert.

Die streberischen republikanischen Politiker haben die kostbare Zeit mit persönlichen Streitigkeiten vertrödelt. In drei Jahren hat die Republik schon die Launen von fünf Ministerien aushalten müssen, aber keines von ihnen hat irgend etwas Entscheidendes für das Land getan. Die Republikaner verfolgen einzig und allein die Politik der Verschwendung zu Festzwecken, so wie die der „goldenen Woche" an Stelle der abgeschafften katholischen Feiertage St. Johann, St. Peter und St. Antonius, oder, was

schlimmer ist, eine Politik der Intrigen und der Verfolgung von Monarchisten, Verschwörern und unschuldigen Arbeitern.

Seit das sogenannte radikale Ministerium Alfonso Costa ans Ruder gekommen ist, haben sich die Verfolgungen der Arbeiterschaft vermehrt. Unter einem beliebigen Vorwand wurden die Gewerkschaften von der Polizei aufgelöst, und die Arbeiterpresse wurde entweder mit Strafen schikaniert oder unterdrückt. In diesem Augenblick liegen 110 Arbeiter in den Zuchthäusern der Republik, ohne ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als zu streiken oder für den Streik zu agitieren. Die Gewalttätigkeit der republikanischen Garde oder der Polizei, die von der Regierung mit der ausgedehntesten Vollmacht versehen sind, verschärft diese Streiks, und der Minister des Innern glaubt sich wegen des geflossenen proletarischen Blutes am besten damit zu rechtfertigen, daß er im Parlament auf die Arbeiter schimpft. Diese nicht parlamentarischen Ausdrücke des Ministers haben das Volk noch stärker gereizt. Und es hat sich gegen die „Erklärungen" des Ministers keine Stimme eines bürgerlichen Deputierten erhoben. Allein der einzige sozialdemokratische Abgeordnete war es, der gegen die Vergewaltigung des Volkes protestierte.

Die Lage des portugiesischen Proletariats war nie so verzweifelt wie jetzt. Die Bourgeoisie verdankt ihm die Republik, und die Arbeiter wollen keine Rückkehr zur Monarchie. Aber die Monarchie hat sie nie so mißhandelt, wie die republikanischen Bourgeois es tun. Seit dem neuen Gesetz über den Grundbesitz wird wenig oder nichts gebaut, da die portugiesischen Kapitalisten keine höheren Steuern bezahlen wollen. Die Bauarbeiter feiern, die Industrie ruht wegen Mangel an Kapital, und die Masse der Arbeitslosen nimmt immer noch zu. Wie nach der Revolution von 1848 in Frankreich, ist auch jetzt in Portugal die Masse der Arbeitslosen so groß, daß die Regierung sich gezwungen gesehen hat, nationale Werkstätten zu eröffnen, um die Arbeitslosen zu beschäftigen. Die Kassen der Regierung sind aber wegen der Verschwendung und Anarchie in der Verwaltung fast leer, so daß die Arbeitslosen nur drei Tage in der Woche arbeiten dürfen. Infolge der Teuerung können die Arbeiter mit einem so geringen Einkommen nicht existieren. Sie verlangen Arbeit für jeden Tag. Sie wollen die ganze Woche arbeiten. Gegen die festlichen Veranstaltungen protestieren sie mit Plakaten, auf denen steht: „Wo das Volk hungert, feiert man keine Feste!" Diese gerechten Forderungen hat wieder die Regierung mit Gewalttätigkeit beantwortet und damit die Unruhe und Verzweiflung des Volkes vermehrt.

Nie war Portugal dem Abgrund so nahe wie jetzt. Die republikanische Regierung hat es mit allen Klassen verdorben. Mit den Klerikalen natürlich, weil sie mit antiklerikalen Gesetzen gedroht hat; mit der Bourgeoisie, weil sie höhere Steuern von ihr verlangt als die Monarchie, und mit den Arbeitern, weil sie sie verfolgt.

Infolge der Erhöhung der Steuern haben die Hausbesitzer eine Erhöhung der Mietzinse durchgeführt, die für das Volk unerträglich ist. Das wollte das Volk sich nicht gefallen lassen und verlangte von der Regierung, gegen die Hausbesitzer einzuschreiten.

Zu diesem Wirrwarr kommt noch, daß die Monarchisten, die im Lande noch stark sind, die Regierung fortwährend mit einer Konterrevolution be-

drohen. Der Gefahr, daß die Monarchie in Portugal wieder errichtet wird, können die Republikaner nur damit begegnen, daß sie wenigstens einige politische und wirtschaftliche Reformen durchführen.

Seit die Republik besteht, haben keine Gemeindewahlen stattgefunden. Daher sind die Gemeinden seit drei Jahren unter der Diktatur der Regierung. Die Diskussion im Parlament über das Gemeindewahlrecht wird immer verschoben, weil die verschiedenen republikanischen Führer sich über die Beute nicht einigen können. Die Sozialisten haben unaufhörlich in ihren Zeitungen und in öffentlichen Versammlungen die Gemeindewahlen verlangt und gegen die neue Vorlage protestiert, die durchaus als ein Ausnahmegesetz gegen das Volk erscheint. Das Wahlrecht wird auf Bürger von 21 Jahren beschränkt, die lesen und schreiben können. Aber in Portugal beträgt die Zahl der Analphabeten fast 75 Prozent, so daß, wenn dieses Gesetz angenommen werden sollte, beinahe das ganze Proletariat von dem Gemeindewahlrecht ausgeschlossen würde. Unter der Monarchie besaßen das Wahlrecht alle Bürger, die entweder das Haupt einer Familie waren oder irgend eine Steuer bezahlten.

Als die bürgerlichen Republikaner in der Opposition waren, versprachen sie das Paradies auf Erden, lullten sie das Volk ein mit Schlagworten wie „soziale Republik", und das Volk, „dieser große Lümmel", glaubte es ihnen. Die Lage ist so ernst, daß man auf das Schlimmste gefaßt sein muß. Die Ereignisse vom 27. April, nämlich die Verschwörung der radikalen Republikaner gegen die Regierung, sowie die Tat, daß ein Unmensch eine Bombe gegen Schüler wirft, und andere Attentate, die sich täglich ereignen, sind vereinzelte Ausbrüche der Verzweiflung und Beispiele der starken Erregung, welche die Unfruchtbarkeit des portugiesischen Parlamentarismus auslöst.

In dieser verwirrten und schweren Lage hat die Sozialistische Partei sich von den Ränken der bürgerlichen politischen Parteien ferngehalten und sich ihre Aktionsfreiheit sowie die sozialistischen Prinzipien bewahrt. Die Proletarier, die allmählich zur Erkenntnis kommen, daß alle bürgerlichen Regierungen gleich sind, vermehren täglich die Reihen der Sozialistischen Partei. Unmittelbar nach der Proklamation der Republik hatte die Partei nur 20 Gruppen mit ungefähr 1000 eingeschriebenen Mitgliedern — jetzt, nach drei Jahren, bestehen 78 Gruppen mit 3800 bis 4000 Mitgliedern. Die Partei hat eine tägliche Zeitung in Lissabon und elf Wochenblätter.

Und sie ist in stetem Fortschreiten begriffen. Bald dürfte die Sozialistische Partei die stärkste politische Partei in Portugal sein. Aus dem gegenwärtigen Chaos erheben sich als die einzige Hoffnung des Volkes die Sozialisten, denn sie bedeuten eine Wiedergeburt; sie sind das Leben.

Literarische Rundschau.

Theodor Schwartz, **Hinrich Paternostermaker.** Ein dunkles Blatt aus der lübeckischen Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts. Lübeck, Friedr. Meyer & Co. 112 Seiten. 60 Pfennig.

Unser alter Parteigenosse Theodor Schwartz zu Lübeck durchforscht seit Jahren die reichhaltigen Archive seiner Vaterstadt und hat aus ihnen den größten Teil der Materialien zu seinem vortrefflichen Werke „Bilder aus Lübecks Ver-

gangenheit", Lübeck 1905, geschöpft, welches Buch von mir in diesen Blättern (XXIV. Jahrgang, 1. Band, S. 439) besprochen worden ist. In diesem Buche ist die glänzende Erscheinung von Jürgen Wullenwever mit ungeheurem Fleiß aus dem historischen Schutt herausgearbeitet; zum erstenmal ist dem berühmten Demokraten die volle historische Gerechtigkeit widerfahren.

Bei diesen Forschungen stieß Schwartz auch auf die mysteriöse Verschwörung der Knochenhauer (Fleischer) und anderer Handwerker, an deren Spitze ein wohlhabender Bürger, Hinrich Paternostermaker, gestanden haben soll. Im September 1384 wurde nämlich dem Rate zugetragen, daß in der Stadt eine große Verschwörung der Knochenhauer und anderer Handwerker bestehe, mit denen holsteinische Edelleute im Bunde seien, angeblich um den Rat der Stadt Lübeck zu ermorden. Ein unbekannter Bote hatte diese Nachricht vom Lande in die Stadt gebracht. Alsbald erfolgten Verhaftungen, die infolge der auf der Folter erpreßten Angaben der Gefangenen ins Unabsehbare sich mehrten. Hinrich Paternostermaker, welcher das Werk der „Empörung" und des „Umsturzes" seit langer Zeit vorbereitet haben sollte, kam auf geheimnisvolle Weise im Kerker um; die Andeutungen der Chronisten lassen Grauenvolles ahnen. Es begann nun in Lübeck eine fürchterliche Schlächterei, welche einige Monate hindurch währte. Jeden Tag wurden drei bis vier Personen hingerichtet, und es wurde so viel gerädert, daß die Mordwerkzeuge stumpf wurden und durch neue Räder ersetzt werden mußten. In Lübeck trat die Ruhe eines Kirchhofs ein.

Die Mehrheit der Hingerichteten gehörte den unbemittelten Volksklassen an. Es ist also kaum zu bezweifeln, daß die Verschwörung, wenn sie wirklich bestand, gegen die Vorrechte der Geschlechter und der Patrizierschaft gerichtet war. Diese Edlen hatten sogar ein gefälschtes Edikt Heinrichs des Löwen produziert, durch das die Handwerker vom Rate ausgeschlossen wurden. Übrigens erhob sich 1408 das demokratische Bürgertum und stürzte die Patrizier, deren Herrschaft nur durch das Eingreifen der Reichsgewalt wieder aufgerichtet werden konnte.

Über die Handwerkerverschwörung von 1384 haben die offiziösen Chronisten Lübecks in ihrer Art berichtet; die Strafen werden umständlich mitgeteilt, aber über die inneren Beweggründe der Verschwörer erfuhr man nichts. Schwartz hat nun eifrig nach Anhaltspunkten geforscht und ist zu dem merkwürdigen Resultat gekommen, daß alle Urkunden, welche hätten das herrschende Dunkel lichten können, verschwunden sind.

Eine solche, bis zur äußersten Gehässigkeit gehende Rache, welche dem besiegten Gegner jede Rechtfertigung versagt und ihn mit historischem Unrat überschüttet, unter dem er auf immer begraben bleiben soll, ist von den herrschenden Klassen schon oft ausgeübt worden. In jener Zeit wurde sie durch die bestehenden Zustände begünstigt. Auch mit dem großen Bauernkrieg ist die Reaktion ähnlich verfahren; dem Henker mit Beil und Strick folgte der Henker mit der Feder.

Die große deutsche Revolution von 1525 ist nachträglich zu ihrem historischen Recht gelangt. Ob dies auch den Lübecker Handwerkern von 1384 zuteil werden wird, bleibt unsicher; es ist zwar nicht unmöglich, aber auch nicht wahrscheinlich.

Das neue Büchlein von Schwartz wird für alle, die sich für deutsche Städtegeschichte interessieren, eine fesselnde Lektüre sein. W. B.

Zeitschriftenschau.

Ein Nachwort zum Generalstreik von Mailand schreibt Turati in der „Critica Sociale" vom 1. und 16. Juni (Doppelnummer).

Der Autor unterscheidet zunächst die Tatsache des Streiks als solchen von der theoretischen Ausbeute, die die offiziellen Organe der Partei und vor allem der „Avanti" daraus zu gewinnen suchten. Der Streik ist nicht in eine Periode ge-

fallen, in der ein plötzliches Aufflammen des Widerstandes der Massen etwa eine politische Situation zerstört hätte, die für das Proletariat von Nutzen sein konnte. Derartige Situationen biete die italienische Politik heute nicht und werde sie voraussichtlich für längere Zeit nicht bieten. Es sei daher erklärlich, daß ein plötzliches Abbrechen der normalen und friedlichen Alltäglichkeit keinem echten Sozialisten mißfallen kann, soweit es eine spontane Reaktion der Arbeiter gegenüber den Brutalitäten der Behörden darstellt. Diese Reaktion mag impulsiv, übertrieben, ungeregelt sein, immer ist sie der Beweis eines lebhaften Gefühls der Klassensolidarität und des Klassenstolzes, der sich nicht dazu versteht, seine Geiseln ohne Gegenwehr dem Feinde zu überlassen. Wenn er, Turati, während des Streiks in Mailand gewesen wäre, hätte er daher die Bewegung nicht desavouiert, wohl aber sich dafür verwendet, ihr Grenzen zu setzen und sie der Lösung entgegenzuführen, die die Verhältnisse ratsam erscheinen ließen. Im Grunde hätten übrigens die Führer des Streiks, sowohl die Syndikalisten wie die Sozialisten, nichts anderes getan.

Der Episode des Streiks als solchem wolle er also seine Solidarität nicht verweigern: die von dem „Avanti" vertretene Auffassung, mit der sich doch wohl, da es sich um das Zentralorgan handelt, die des Parteivorstandes deckt, lehne er aber als nicht sozialistisch ab. Der Generalstreik als Selbstzweck, als hauptsächliches oder einziges Werkzeug der proletarischen Befreiung, die jede andere Form der Propaganda und der Agitation auffaugt, der Generalstreik, von dem man lehrt, daß er jeden Tag umfassender, schrecklicher und entscheidender werden würde, den man den Massen als den Riesen vorführt, der seine Kraft prüft und zeigt — diesen Generalstreik und seine Propaganda verwerfe der Autor als unsozialistisch. In ihm lebte auch nicht einmal der Geist des Blanquismus, den der Sozialismus überwinden half. Die Blanquisten wendeten sich gegen eine politische Form und erwarteten von ihren Barrikaden den Fall eines Wappens, die Verbannung einer Dynastie, die Vernichtung einer Partei, die Demolierung irgend einer Bastille. Von all dem sei in dem heutigen Generalstreikrausch nichts zu spüren. Was steckt also hinter diesem neuen Glauben? Religion, Schwarzkünstelei, Utopie, Sport, Literatur oder Neurose? Sicher kein Sozialismus!

Im Wechsel der Zeiten, der Länder, der Temperamente mag der Sozialismus viele Formen annehmen, die nebeneinander bestehen können und vielleicht einander gegenseitig ergänzen. Aber immerhin muß es doch Sozialismus sein, nicht der Glaube an die Zauberkraft des Individuums, an Apostel, an Heilsarmeen, die das Neue aus dem Boden stampfen, ohne die tiefgehenden und mühseligen Veränderungen der Menschen und Dinge abzuwarten. Von Tag zu Tag wird der Sozialismus mehrgestaltig und umfassender, durch den wirtschaftlichen Kampf, durch das Eindringen in die Organismen des Staates, durch Verbreitung von Bildung und Wissen unter den Massen, durch Zersetzung des alten Glaubens und der alten Moral bereitet er die neue Zeit vor, die er vielleicht auch eines Tages durch einen gewaltsamen Ruck verwirklichen wird. Gewiß kann diese Auffassung die kleinen Tagesereignisse, die kleinen Konflikte und Gefechte nicht aufheben, aber der Sozialist darf nicht durch die phantastische Verherrlichung der Wunderkraft dieser Kämpfe die Massen irreführen. Diese Verherrlichung saugt alle Energien auf, genau wie jedes andere Rauschmittel, sei es Schnaps, Opium oder kirchengläubiger Wahn. Was soll man mit der mühseligen Organisationsarbeit, mit der Verbreitung von Bildung unter den Massen, mit der Eroberung der Stadtverwaltung und des Parlaments sich abquälen, wenn das Wunder in Greifweite ist, wenn ein guter Faustschlag alle alten Bedrücker wegschleudern und die neue Welt schaffen kann? Was will man mit der Wirklichkeit, wenn es so leicht und sanft ist, zu träumen?

In der Interpretation, die der „Avanti" der Mailänder Episode gibt, finden sich all diese Formen der Selbsttäuschung und der Täuschung in Reinkultur vor.

Auf diese Art bereite man allmählich die Auflösung der Sozialistischen Partei vor. Die schwere wirtschaftliche und politische Krise, die Italien durchmacht, mache es den Sozialisten zur Pflicht, den Massen die ökonomische Grundlage der heutigen Mißstände zu zeigen, anstatt die durch die Arbeitslosigkeit genährte aufrührerische Stimmung zu verstärken. Turati wirft dann dem „Avanti" vor, das allgemeine Wahlrecht gering anzuschlagen, meint, daß die heutige Situation freilich nicht einem Menschen oder auch dem „Avanti" allein zur Last zu legen sei, sondern auf dieselben Gründe zurückginge, die überhaupt in Italien eine disziplinierte Parteiaktion erschweren. Aber das sei kein Grund, den drohenden Bankrott des Sozialismus widerstandslos sich vollziehen zu sehen. Der Mailänder Generalstreik hätte zu einer vorübergehenden Versöhnung von Syndikalisten, Reformisten und Revolutionären geführt, die dann den Rücktritt des Exekutivkomitees der Konföderation der Arbeit veranlaßte, und so im Namen der Einheit das einzig wirklich Einheitliche in der italienischen Gewerkschaftsbewegung zu zerstören drohe. Zum Schlusse fragt Turati, ob die heutige Haltung des „Avanti" der Überzeugung der Fraktion entspricht, die in Reggio Emilia siegte, ob die Revolutionären den Reformisten der Rechten diese unerhoffte und kolossale Revanche vorzubereiten beabsichtigten.

Im „Avanti" vom 1. Juli antwortete Mussolini unter dem Titel **„Von der Schwarzkunst zur Neurose"**, indem er die vom Zentralorgan heute vertretene Auffassung des Generalstreiks darlegt.

Es sei nicht anders zu erwarten, als daß die beiden Seelen des italienischen Sozialismus bei Gelegenheit des Mailänder Generalstreiks wieder einmal einander gegenübertreten. Was Turati ihm unterschiebe, sei nichts als eine völlige Entstellung seines Gedankens. Er und die Seinen sähen in dem Generalstreik eine machtvolle Waffe. Um aber ein Generalstreik zu sein, müsse er wirklich alle arbeitenden Schichten umfassen. Muß man, um diese Allgemeinheit zu erreichen, die Grenzen der Legalität überschreiten, so soll das tapfer und kühn geschehen, denn ein gemütlicher Generalstreik sei ein Unding. Aber darum sei er, Mussolini, weit entfernt davon, den Generalstreik als System zu wollen, als Fetisch anzusehen usw., auch erwarte er von ihm keinerlei Wunder. Ein Wunder kommt von außen, der Generalstreik ist aber ein Willensakt, das greifbare Zeichen unserer Klassenmacht, die, wenn sie will, das ganze soziale Leben anhalten kann. Immerhin müsse man eingedenk sein, daß die Gesellschaft von Zeit zu Zeit Fieberschauern unterworfen ist, die den schnellen Übergang von einer Ära zur anderen bezeichnen. Wer hätte am 5. Mai 1789 voraussagen können, daß vier Jahre später eine fast tausendjährige Monarchie in dem Korb der Guillotine enden würde? Der Generalstreik sei eine geschichtliche Realität wie alle anderen Manifestationen sozialistischen Wirkens.

Mussolini weist dann den Vorwurf zurück, daß der „Avanti" über der rebellischen Pose den sozialistischen Endzweck aus dem Auge lasse. Der Idealismus der das Parteiblatt leitenden Fraktion brächte diese vielmehr dazu, den heutigen Tag für den kommenden zu vernachlässigen und alle Dinge vom höchsten Gesichtspunkt anzusehen.

Was das allgemeine Wahlrecht betrifft, so müßte das Schamgefühl davon abhalten, es zu verherrlichen, da es nicht eine Eroberung des Proletariats, sondern ein ihm gewordenes Geschenk darstellt. Nur Bettler jubeln über ein empfangenes Almosen. Die Krisis in der Konföderation der Arbeit wäre durch den Streik nur verfrüht worden und könnte den Beginn einer wirklichen Einigung der italienischen Gewerkschaftsbewegung darstellen.

Italien sei durch das Kolonialabenteuer in eine revolutionäre Situation getreten. Wenn die Sozialistische Partei nicht Selbstmord begehen will, muß sie dieser neuen und beunruhigenden Situation mutig die Stirn bieten. Das hätten die Sozialisten ganz Italiens wohl eingesehen, als sie mit Begeisterung der Mai-

länder Bewegung zustimmten, die, trotz unvermeidlicher Lücken und Unvollkommenheiten, ein Jahrzehnt der Schwäche und Feigheit aus dem Leben der Partei ausgelöscht hat.

Unter dem Titel „Die Revanche des revolutionären Sozialismus" behandelt der Abgeordnete Bonomi in der „Azione Socialista" vom 22. Juni dieselbe Frage, der die beiden eben wiedergegebenen Artikel gewidmet sind.

Die Sozialistische Partei hätte, um nicht isoliert zu bleiben, sich von den Syndikalisten ins Schlepptau nehmen lassen. In Mailand sei das Arbeitermilieu der revolutionären Suggestion in so hohem Maße zugänglich, daß auch jene, die es führen und zurückhalten sollten, sich fortreißen lassen müssen. Diese Stimmung, der die industrielle Krise förderlich ist, sei in Mailand vor allem durch die Haltung des „Avanti." vorbereitet worden. Angesichts der systematischen Verherrlichung der Gewalt, die von einer Partei getrieben wird, der Menschen wie Turati, Prampolini, Treves Ansehen verleihen, sei es natürlich, daß die Menge sich mehr der syndikalistischen „Unione sindacale" anschließt als der Konföderation der Arbeit. „Daher ist das Schicksal der in der Sozialistischen Partei verbliebenen Sozialisten wirklich traurig. Sie müssen der Partei den Massen gegenüber Ansehen verleihen, aber diese Massen dann dem Einfluß derer überlassen, denen sie (die Sozialisten) dem Ideal und der Praxis nach fernstehen. Turati ist während des Streiks in Rom geblieben und hat gut daran getan. In Mailand hätte er riskiert, sich von Mussolini führen zu lassen und so seine ganze Vergangenheit zu verleugnen, oder gegen seine Partei oder deren Zentralorgan Stellung zu nehmen, um dann auf dem nächsten Parteitag ausgestoßen zu werden. Fern von Mailand war er ein Symbol: das Symbol der Impotenz des Reformismus, der sich in die freiwillige Gefangenschaft einer revolutionären Partei begeben hat."

Aus diesen verschiedenen Nachworten zur Mailänder Bewegung geht hervor, daß die verschiedenen Richtungen des italienischen Sozialismus in ihrer Bewertung des Generalstreiks sehr weit voneinander abweichen. Die revolutionäre Fraktion, die in Reggio Emilia den Sieg davontrug, nimmt nicht ausschließlich den Standpunkt Mussolinis ein, vor allem, was die Zweckmäßigkeit der Anwendung von Gewalt in Episoden wie der des Mailänder Streiks betrifft. Einen kurzen Kommentar eines Führers der ursprünglichen revolutionären Richtung, des Parteisekretärs und Genossen Lazzari, finden wir im „Avanti" vom 25. Juni.

Lazzari konstatiert zunächst, daß der Streik nur der Absicht nach, aber nicht tatsächlich ein Generalstreik war: die Läden waren offen, der Droschkenverkehr, Beleuchtung, Post, Telegraphendienst, Eisenbahnen versagten nicht wie während des Generalstreiks von 1904. Alles zeigte, daß die zehnjährige Diskreditierung des Generalstreiks durch die Reformisten nicht fruchtlos gewesen ist. Angesichts der Unvollkommenheit der Bewegung seien die erzielten Resultate (versprochene Revision des Prozesses Bacchi innerhalb eines Monats, sofortige Freilassung der Verhafteten) zufriedenstellend, ohne daß man von Sieg oder Niederlage sprechen dürfte. Man müsse dem Streik deshalb Sympathie entgegenbringen, ohne ihm einen umgestaltenden Wert zuzusprechen, den er nur in besonderen geschichtlichen Phasen haben kann. Der sozialistische Wert eines Generalstreiks liege ausschließlich darin, daß durch den Willen der arbeitenden Klasse der ruchlose Produktionsprozeß angehalten wird, durch den sich die Ausbeutung des Proletariats und die kapitalistische Akkumulation vollzieht. Alles andere habe keinen Wert. Die Sozialisten müßten einen von den Massen gewollten Streik ermutigen und ihn vertreten, sich an ihm mit Festigkeit beteiligen und dabei jenen Sinn für ein angemessenes Verhältnis von Ursache und Wirkung nicht verlieren, durch den der Massenstreik jenem Klassenkampf nützlich sein kann, der das Kennzeichen unserer Parteiaktion ist.

Oda Olberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 65 o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 25. Juli 1913

Inhaltsverzeichnis: Kunststile und Kunstmoden. Von John Schikowski. Die bildende Kunst in der Urzeit. Von Arnulf. Neue Beiträge zur Parteigeschichte. Von Franz Mehring. — Bücherschau: Erich Schlaikjer, Gegenwart und Zukunft der deutschen Schaubühne. — Lose Blätter: Der Fall Hauptmann. Erich Schmidt.

Kunststile und Kunstmoden.

Von **John Schikowski.**

Durch die große französische Revolution wurde der Entwicklungsgang der europäischen Kunst unterbrochen. Mit dem Rokoko endete die technische Tradition in den bildenden Künsten und erlosch das natürlich gewachsene Stilempfinden.

Die Entwicklung war seit dem Beginn des Mittelalters in ununterbrochenem Gange organisch vorwärts geschritten. Als die Sintflut der Völkerwanderung sich verlaufen hatte, sproßten aus dem jungfräulichen Erdreich die ersten Keime einer neuen Kunst. Aus der frühchristlichen und byzantinischen Epoche entwickelte sich die romanische, aus dieser die Gotik. Es folgten mit dem Beginn der Neuzeit die Renaissance, das Barock und das Rokoko. Jede dieser Kunstweisen ging aus der nächst früheren hervor und bereitete der nächst folgenden den Weg. Die Übergänge vollzogen sich in mehr oder weniger raschem Tempo: der romanische Stil entwickelte sich aus dem byzantinischen sehr allmählich, die Renaissance überwand die Gotik bereits nach kurzem Kampfe.

Zu allen diesen Zeiten wurden die bildenden Künste als Handwerke gelehrt und getrieben. Als Kind schon tritt der angehende Maler in die Werkstatt eines Meisters ein, wo er, genau wie Schneider und Schuster, seine zünftige Lehrzeit durchzumachen hat. Er erwirbt sich sämtliche zum Betrieb nötigen technischen Kenntnisse und manuellen Fähigkeiten. Er lernt die Farbe reiben, die Leinwand auf den Blendrahmen spannen, den Kreidegrund auftragen. Später darf er an der Arbeit des Meisters teilnehmen, er malt Teile der Staffage, des Hintergrundes usw. Die handwerklichen Kunstgriffe und Rezepte vererben sich vom Meister auf den Lehrling, ebenso wie der Meister sie von seinem Lehrherrn übernommen hatte. Aber es vererbte sich auch noch etwas anderes: die ganze Kunstanschauung und -auffassung im weitesten Umfang ging traditionell von der einen Generation auf die andere über. Freilich bedurfte es hierzu kaum eines ausdrücklichen Unterrichts, sondern unbewußt und instinktiv pflanzten sich diese elementaren Prinzipien von den Alten auf die Jungen fort. Man sog sie bereits mit der Muttermilch ein, und ein bestimmt gerichtetes künstlerisches *Stilempfinden* bildete, ebenso wie die moralischen Grundbegriffe und das sogenannte natürliche Rechtsbewußtsein, einen Teil des geistigen Organismus. Denn der jeweilig herrschende *Kunststil* war nichts anderes als die höchste Spitze jenes ideologischen Überbaus, der sich in der Gestalt von sozialen, politischen, sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Maximen auf der materiellen Basis der wirtschaftlichen Organisation erhebt. Der

Kunststil war aus den ökonomischen Grundlagen organisch gewachsen und trug das Gepräge seiner Zeit.

Wir sind heute leider noch nicht so weit, die ausschlaggebenden wirtschaftlichen Grundlagen der einzelne Stilarten und die treibenden materiellen Ursachen der Stilentwicklung wissenschaftlich exakt nachweisen zu können. Es fehlen dazu die unentbehrlichen historischen Detailvorarbeiten. Wir vermögen noch nicht bis auf die sichere wirtschaftliche Basis herunterzugehen, sondern müssen uns damit begnügen, den besonderen Charakter der einzelnen Stilarten aus der Eigenart der dazwischen liegenden Etagen des ideologischen Überbaus zu erklären, nämlich aus den sozialen, politischen, moralischen, religiösen, wissenschaftlichen Grundanschauungen, also aus dem, was man den herrschenden Zeitgeist zu nennen pflegt. Und da unterliegt es keinem Zweifel, daß alle im Laufe der Jahrhunderte einander ablösenden Kunststile immer der Ausdruck dieses Geistes gewesen sind, daß sie seinen wesentlichen Gehalt mit den der Kunst zu Gebote stehenden Mitteln umschrieben haben. Daher unterwarfen die Künstler dieser Zeiten sich unbewußt dem jeweilig herrschenden Stil und dienten ihm völlig naiv. Sie sahen in dem Stil die Erfüllung ihres natürlichen Schönheitsideals, sie konnten gar nicht anders, als in seinem Banne schaffen. Und das Publikum sah und empfand genau so wie die Künstler. Der herrschende Kunststil entsprach der Weltanschauung und dem Schönheitsempfinden der Gesamtheit und genügte vollkommen den besonderen Ansprüchen, die man an die Erfüllung der ästhetischen Ideale stellte. Der Unterschied zwischen „Künstler" und „Laien" existierte nicht. Der Künstler war ein Mensch wie jeder andere, der wie jeder andere sein Handwerk traditionell erlernt hatte, sich seinen Lebensunterhalt durch den Betrieb eines Gewerbes sicherte, und der nur dann als etwas Besonderes galt, wenn er durch ausgezeichnete Leistungen über seine Berufsgenossen emporragte. Andererseits aber war — wenigstens während der Blüteperioden, zum Beispiel im alten Griechenland und in der italienischen Renaissance — jeder Bürger auch ein geborener Kunstkennner und Kunstkritiker. Aristoteles hat das für Athen ausdrücklich bezeugt. Die Kunst war eben aus dem natürlichen Empfinden des Volkes herausgewachsen, und das Volk erkannte in den Kunstwerken lediglich den Ausdruck seines eigenen Fühlens und Wollens. Daher die auffallende Erscheinung, daß in Griechenland und Italien durchweg nur die wirklich großen Künstler Verständnis und Anerkennung fanden und daß die Namen, die die Nachwelt später für die ausgezeichnetsten erklärt hat, immer dieselben sind, die schon von ihren Zeitgenossen am höchsten geschätzt wurden. „Verkannte Genies" gibt es erst in unserer Zeit.

Das bürgerliche Zeitalter, das mit der französischen Revolution begann, machte, wie gesagt, diesen Zuständen ein Ende. Der organischen Kunstentwicklung wurde der Lebensfaden durchschnitten. Den wirtschaftlichen und kulturellen Interessen, die von jetzt ab im Vordergrund standen, entsprachen die Wissenschaften in ungleich höherem Maße als die Künste. Für diese fand sich kein Raum. Sie wurden zu einem Luxus für Leute, die über viel Geld und viel Muße verfügten, und dienten der großen Masse des Publikums im günstigsten Falle als Festtagsbeschäftigung. Den Künstlern blieb nichts anderes übrig, als sich aus dieser realen Welt, in der für sie kein Platz war, resigniert zurückzuziehen. Sie verloren den Zusammen-

hang mit der Zeit, in der sie lebten, denn sie fanden kein Publikum, das ihrem Schaffen ein instinktives Verstehen entgegenbringen konnte. Die gemeinsame Basis fehlte, das Trachten der Menschheit war allem Ästhetischen und Künstlerischen abgewandt, der Verstand beherrschte das geistige Leben unbeschränkt und erstickte die Phantasie. Das reine Denken wurde die eigentlich naturgemäße Funktion des Geistes. Die sinnlichen, bildlichen Vorstellungen, die früher die Gehirne angefüllt hatten, waren zerflossen, um abstrakten Begriffen Platz zu machen. Taine hat diesen Unterschied zwischen der alten und der neuen Zeit an einem gut gewählten Beispiel deutlich gemacht. „Sprechen Sie," sagt er, „vor einem Modernen das Wort Baum aus, so wird er wissen, daß es sich weder um einen Hund noch um einen Hammel noch um ein Möbelstück handelt, und er wird diese Bezeichnung in seinem Kopf in einem besonderen, mit einer Aufschrift versehenen Kasten niederlegen. Das ist das, was wir heute verstehen nennen. Unser Lesen und unser Wissen haben unseren Geist mit abstrakten Bezeichnungen bevölkert, und unsere Gewöhnung an gesetzmäßige Ordnung führt uns regelmäßig und logisch von der einen zu der anderen. Die Künstler der Renaissance dagegen waren wahrhaft Sehende. Wenn ihre gesunden und einfachen Geister dieses selbe Wort Baum vernahmen, so sahen sie augenblicklich einen Baum ganz und gar vor sich, einen Baum mit der runden und bewegten Fülle seines leuchtenden Laubes, mit den dunklen Zacken, die seine Äste in das Blau des Himmels zeichnen, mit seinem knorrigen Stamm und den von Wind und Wetter tief in den Boden eingegrabenen Füßen — so daß ihnen ihr Denken, anstatt sich mit einer Benennung und einem Zeichen zu begnügen, ein vollständiges, lebhaftes Schauspiel vorführte."

Wollten die Künstler des neuen bürgerlichen Zeitalters zu einer rein ästhetischen Auffassung gelangen, so mußten sie ihre Natur gewissermaßen vergewaltigen. Sie mußten fast alles das aus ihrer Seele löschen, was ihnen angeboren und anerzogen war. Die Künstler der alten Zeit brauchten nur zu lernen, die der neuen mußten zunächst verlernen. Sie mußten sich aus der bürgerlichen Kultursphäre, die ihnen notwendig widerstrebte, absondern und mußten sich in einen bewußten Gegensatz zu den übrigen Volks- und Zeitgenossen stellen. Anstatt sich einig zu wissen mit dem Fühlen und Wollen der großen Masse, tritt jetzt der Künstler mit stolzer Verachtung dem „Laien" gegenüber, der seinerseits ihn im tiefsten Innern als eine Abnormität, einen überspannten Sonderling oder einen überflüssigen Schmarotzer ansieht. Ein instinktives Verständnis für künstlerisches Schaffen ist unter diesen Umständen nicht möglich, zwischen Künstler und Publikum gähnt eine gewaltige Kluft. Die größten künstlerischen Genies des neunzehnten Jahrhunderts wurden von ihren Zeitgenossen nicht verstanden.

Aber auch in seiner eigenen Sphäre kam der Künstler nicht zur reinen Entfaltung und unbehinderten Betätigung. Er war ein Produkt seiner Zeit und mußte deren herrschenden Mächten seinen Tribut zahlen. Der Geist der Wissenschaftlichkeit zügelte und lähmte das Spiel der Phantasie. Die Künstler wurden Gelehrte und Lehrer, die sich nicht damit begnügten, in reiner Gestaltungsfreude durch Formen, Linien und Farben zu wirken, sondern durch den literarischen Gehalt ihrer Werke zum Verstand des Beschauers sprechen wollten. Und zwar waren sie in erster Linie Kunst-

historiker, die sich der Resultate der wissenschaftlichen Forschung bemächtigten und in ihren Schöpfungen die toten Formensprachen längst vergangener Zeiten wieder lebendig werden ließen. Schon in der Renaissancezeit hatte man etwas Ähnliches erlebt, indem die damaligen Künstlergenerationen sich aus dem Studium der Antiken wichtige Anregungen holten. Aber die künstlerischen Triebe jener Zeit waren viel zu gesund und lebenskräftig gewesen, als daß sie der Wissenschaft die Rolle eines Vormunds eingeräumt hätten. Jetzt, im bürgerlichen Zeitalter, unterwarf sich die Kunst der gelehrten Forschung, und da es den Künstlern an elementarer produktiver Kraft fehlte, so suchten sie in Bildung zu glänzen. Die wissenschaftliche Theorie ging dem künstlerischen Schaffen voran und wies ihm Pfade und Ziele. Wenn man den Entwicklungsgang der bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert überblickt, so hat man den Eindruck, daß es sich nicht um ein freies selbständiges Schaffen, sondern um einen kunsthistorischen Anschauungsunterricht handle. Die Künstler scheinen zu Nutz und Frommen eines bildungsbedürftigen Publikums einen achtzig Jahre dauernden Repetitionskursus in den namhaftesten Kunststilen vergangener Kulturepochen veranstaltet zu haben. Man rekapitulierte zunächst im sogenannten Empire das römische Altertum, ging dann zur Spätgotik und Frührenaissance über, wandte sich später dem Rokoko zu und schloß den Kursus in den siebziger und achtziger Jahren mit dem Butzenscheibenstil der deutschen Hochrenaissance. Die europäische Kunst erschien etwa alle zwei Jahrzehnte in einer neuen Verkleidung, deren Bestandteile sie nicht selbst angefertigt, sondern dem hinterlassenen Hausrat aus Urvätertagen entlehnt hatte.

Natürlich konnte man vom Publikum des neunzehnten Jahrhunderts nicht verlangen und erwarten, daß es diese wechselnden künstlerischen Anschauungskurse mit naivem Mitempfinden begleitete, daß es sich etwa zur Zeit des Empire als antiker Römer, zur Zeit des imitierten Rokoko als Angehöriger des galanten Zeitalters fühlte. Das Höchste, was man voraussetzen durfte, war ein intellektuelles Interesse und ein gebildetes Verständnis. Und diese Art, Kunstdinge aufzufassen, entsprach auch durchaus dem auf das rein Verstandesmäßige gerichteten Geiste des Jahrhunderts. Man beschränkte sich darauf, der Kunst, mit der man keine lebendigen organischen Zusammenhänge mehr hatte, allein durch den Verstand beizukommen. Das Literarische im Kunstwerk war und erschien jetzt wichtiger als die eigentlich ästhetischen Qualitäten. Die Empfindung und das Verständnis für die reine Linien-, Farben- und Formensprache ging allmählich bis auf den letzten Rest verloren. Zwar erhoben sich hier und dort einzelne einsame Gipfel, die über das trostlose Flachland emporragten, als Ganzes betrachtet aber war die europäische Kunst und das Kunstverständnis gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf dem denkbar niedrigsten Niveau angelangt.

Da schien es, als ob die bürgerliche künstlerische Kultur sich zum ersten Male zu einer schöpferischen Tat aufraffen wollte: die naturalistische Bewegung setzte in Frankreich ein und vollendete in etwa zwei Jahrzehnten ihren Siegeszug durch Europa. Man lernte wieder künstlerisch sehen und künstlerisch gestalten. Eine neue Technik bildete sich heraus, und für einen gesunden Weiterbau waren wertvolle Fundamente gelegt. Allerdings vor-

erst nichts weiter als Fundamente. Denn die anfangs herrschende Meinung, der Naturalismus sei bereits das letzte Ziel der Entwicklung, wurde bald als Irrtum erkannt. Man sah ein, daß die neue Bewegung nur einen Übergang bedeuten könne, und zwar den Übergang zu einer neuen Stilkunst.

Es wurden nun ernste Versuche gemacht, das zu finden und zu gestalten, was das ganze neunzehnte Jahrhundert entbehrt hatte: den dem modernen Zeitgeist entsprechenden Stil. Aber diese Versuche gingen von theoretischen Erwägungen aus und waren daher von vornherein aussichtslos. Was nur organisch und unbewußt aus dem Geiste der Zeit erwachsen konnte, das sollte bewußt und künstlich produziert werden. Der wissenschaftliche Charakter der Epoche betätigte sich auch hier. Man suchte dem Problem zunächst durch Definitionen beizukommen, wodurch der Willkür Tür und Tor geöffnet wurde. Jedem mittelmäßigen Maler, Bildhauer oder Architekten stand es frei, seine individuelle Manier, seinen persönlichen Geschmack oder Ungeschmack zu einem stilbildenden Prinzip zu erheben. Gewöhnlich taten sich zu diesem Zweck mehrere Gleichgestimmte zusammen, die dann als geschlossene Gruppe oder Schule mit funkelnagelneuen Kunstprinzipien vor der Öffentlichkeit erschienen und regelmäßig auch kritische Wortführer fanden, die ihr revolutionäres „Stilwollen" dem Publikum erklärten und als das alleinseligmachende anpriesen.

Anfangs verdankten diese neuen Richtungen einem halbwissenschaftlichen Experimentiertrieb ihr Entstehen: man wollte einfach einmal probieren, ob es nicht auf eine andere Art als bisher ginge. Mit der Zeit aber wurden auch weniger harmlose Motive wirksam. Das Erfinden neuer Stilarten und Kunstrichtungen hatte nämlich angefangen, geschäftlich rentabel zu sein. Dem Gros des bürgerlichen Publikums fehlte jede Spur von natürlichem Kunstempfinden, und zu naivem Kunstgenießen war man völlig unfähig geworden. Aber die zahlungsfähigen, auf ihre Bildung pochenden Kreise fürchteten sich zu blamieren, wenn sie das Allerneueste nicht mitmachten, und sie unterstützten und förderten daher jede künstlerische Novität, die mit der nötigen Extravaganz und der nötigen Dreistigkeit auf dem Markte erschien. Dieses absolut kunstfremde Publikum konnte und kann fast nur noch durch Sensationen interessiert werden, aber wer es versteht, die gewünschte Sensation zu erregen, der kommt dabei auch regelmäßig und meist reichlich auf seine Kosten. So entstand eine Art von Saisonstil, der seine Prinzipien fast alljährlich wechselt. Während die kunstgeschichtlichen Lehrkurse des neunzehnten Jahrhunderts wenigstens noch eine Art von intellektuellem Interesse verlangt und hervorgerufen hatten, stellt der Saisonstil des zwanzigsten Jahrhunderts an die ästhetische Aufnahmefähigkeit des Publikums kaum noch höhere Anforderungen als irgend eine neue Hut- oder Hosenmode. Wer die Berliner Sezessionsausstellungen des letzten Jahrzehnts unbefangen verfolgt hat, wird sich diesem Eindruck nicht haben entziehen können. Ganz besonders lehrreich ist die diesjährige Ausstellung, auf der die Allerjüngsten so schrankenlos wie nie zuvor zu Wort gekommen sind.

Ich greife wenige charakteristische Beispiele heraus, die aus dem vorhandenen Material aber leicht um das Zwanzigfache vermehrt werden könnten. Da produziert ein Herr Georg Brandes-Paris auf seinem allegorischen Gemälde „Sinkende Nacht" herbe und dürftige präraffaelitische Formen

in den kühnsten michelangelesken Verrenkungen. Da zeigt der Berliner Max Oppenheimer in den lang gereckten Gestalten und in der zerknitterten Steifheit des Faltenwurfes seiner Figurengemälde sich als zielbewußter Gotiker, redet also die Sprache einer bereits länger als ein halbes Jahrtausend zurückliegenden Vergangenheit, während er in einem Stilleben hypermoderne futuristische Töne anschlägt. Wie ein verzückter Frömmler aus den düstersten Zeiten des Mittelalters geriert sich, mit seinem bronzenen „Jüngling", der in Paris lebende Bildhauer Ernesto de Fiori. Die Berliner Hans Steiner und Ernst Heckel gefallen sich in den Ausdrucksformen eines naiv ungelenken Holzschnittstils, wie wir ihn bei handwerksmäßigen Illustratoren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts finden. Heinrich Heuser-Paris posiert die primitive Einfalt grobschlächtiger frommer Bauernmaler, denen die Elementarkenntnisse der Perspektive noch böhmische Wälder sind. Maurice Vlaminck-Paris malt Häuser, die aus einem billigen Spielzeugkasten stammen, und arrangiert sie zwischen Hügeln aus angetuschter Pappe. Ihm nahe verwandt ist André Derain-Paris, dessen Bäume aus Zimtstengeln gefertigt sind, an die eine naive Hand grünliches Moos als Laubwerk geklebt hat. Und E. L. Kirchner-Berlin ist in der Fülle seiner Naivität gar zum lallenden Baby geworden, das den Stil der Skizzenbücher des kleinen Moritz zu kopieren sucht.

Ich verkenne die teilweise sehr wertvollen Qualitäten dieser Neuesten durchaus nicht. Die Kunstrevolution der achtziger und neunziger Jahre ist nicht umsonst gewesen: die Malerei und Bildhauerei steht heute mindestens technisch auf einer unvergleichlich höheren Stufe als während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts. Und an starken Talenten mangelt es keineswegs. Aber um so stärker drängt sich die Frage auf: Weshalb diese ungeheuerlichen Maskeraden? Weshalb dieses krampfhafte Bemühen, in allen nur denkbaren fremden Zungen, aber um keinen Preis so zu reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist? Denn selbst dem gutwilligsten Beurteiler kann man nicht zumuten, angesichts derartiger Werke an einen natürlichen, ursprünglichen, ehrlichen Trieb, an ein notwendiges Schaffenmüssen zu glauben. Diese Künstler leben doch in unserer Zeit, wenn man mit ihnen spricht, reden sie wie wir. Und sie sind fast alle kluge und gebildete Großstädter, moderne Geschäftsleute, die die Bedingungen und Anforderungen des Kunstmarktes sehr genau kennen und seine Schwankungen aufmerksam verfolgen. Woher kommt ihnen plötzlich der mittelalterliche Geschäftsüberschwang und die hilflose Einfalt der Primitiven? Die jungen Herren gehen auf ein paar Jahre oder Monate nach Paris, suchen und finden in den Boulevardcafés des Quartier Latin ihren naiven Glauben an den Storch wieder, nehmen bei Monsieur Henri Matisse einen Unterrichtskursus in kindlichem Stammeln und kehren dann mit einem reichen Vorrat an virtuoser Schlichtheit und raffiniertester Einfalt in die Heimat zurück. Und wenn diese heutige Mode abgewirtschaftet hat, kommt eine andere an die Reihe.

Glaubt man auf diese Weise, durch das Zusammentragen und Durcheinanderwirbeln der Stilarten aller Zeitalter und Breitengrade, wirklich einen einheitlichen neuen Stil, den Stil unserer Zeit, schaffen zu können? Oder hat man den Glauben schon verloren, alle Hoffnung aufgegeben und strebt man nur noch danach, aus der Erfindung künstlerischer Nouveautés

möglichst große geschäftliche Vorteile herauszuschlagen? Nach allem, was uns in den letzten Jahren vor Augen gekommen ist, scheint es fast so. Es scheint, daß das niedergehende Zeitalter des Kapitalismus die Kraft nicht mehr besitzt, eine ästhetische Kultur hervorzubringen, die ihren höchsten Ausdruck in einem neuen Kunststil suchen und finden könnte. Es kann nur noch Moden erfinden, deren jede eine Weile den Markt beherrscht, um dann von einer anderen, ebenso künstlich und willkürlich erfundenen, verdrängt zu werden. Es scheint, daß wir in Kunstdingen heute auf demselben Niveau angelangt sind, auf dem das spätrömische Zeitalter stand, dessen krankhafte, impotente Begehrlichkeit ebenfalls die unverstandenen Schönheitsideale aller Zeiten und Länder wahllos zusammenraffte, um damit die eigenen Blößen zu verhüllen, und das sich in immer rascher wechselnden Stilmoden erschöpfte, bis die Stürme der Völkerwanderung seiner Existenz ein Ende machten und ein neues Zeitalter heraufführten, das auf neuen wirtschaftlichen Grundlagen eine neue lebenskräftige Kultur und eine neue organisch gewachsene Kunst erzeugen konnte.

Die bildende Kunst in der Urzeit.

Von **Arnulf.**

I.

In seinen Schriften „Zur Psychologie der primitiven Kunst" und „Die Anfänge der Kunst"[1] beschäftigt sich Max Verworn mit den Problemen, die die vorgeschichtliche Forschung dem kunsttheoretischen Studium aufgibt. Die früher gering geschätzte Wühl- und Sammelarbeit des Prähistorikers hat ein riesenhaftes Material für die Kenntnis der ältesten Kulturzustände der Menschheit und im besonderen auch des Werdeganges der bildenden Kunst zusammengebracht. Namentlich die Höhlenfunde aus der paläolithischen Zeit Frankreichs gewähren wichtige Einblicke in die künstlerische Produktion der Urzeit. Mit Recht meint Verworn, daß die Kunstforschung nur richtige Ergebnisse liefern könne, wenn sie die ganze Entwicklung der Kunst berücksichtige, von ihren ersten Anfängen an bis auf den heutigen Tag, und daß sich durch die von der Ethnologie und Prähistorie ausgehenden Antriebe schon manches geändert habe seit der Zeit, da man die Anfänge der Kunst in den Bildwerken der alten Reiche von Ägypten und Babylonien oder in den Skulpturen und Vasenmalereien des archäischen Griechenlands sah. Der Horizont der Kunstgelehrten mußte sich beträchtlich erweitern, als man durch immer neue derartige Funde belehrt, die Tierzeichnungen der paläolithischen Mammut-, Bison- und Renntierjäger, namentlich an den Wänden von französischen und spanischen Höhlen und auf Knochenwerkzeugen, keine Fälschungen mehr nennen durfte.

Verworn ist nicht der erste, der das neue Material der Kunstforschung nutzbar macht — es sei nur auf das umfangreiche Werk von Moritz Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst, hingewiesen —, doch bringt er manche

[1] Max Verworn, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Jena 1908, Verlag von Gustav Fischer. 47 Seiten. 80 Pfennig. Derselbe, Die Anfänge der Kunst. Jena 1909, Gustav Fischer. 75 Seiten. 2,50 Mark.

neuen Gesichtspunkte bei und unterstützt seine Beweisführung, die interessant ist, auch wo man ihren Ergebnissen nicht zustimmt, durch ein reiches und gut gewähltes Bildermaterial. Worin er sich jedoch den Prähistorikern, die sich gewöhnlich mit psychologischen Analysen nicht zu beschäftigen pflegen, überlegen glaubt und nicht ohne Grund, das wird ihm, wie wir sehen werden, zum Verhängnis.

Verworn will den psychologischen Wurzeln der Kunstentwicklung nachspüren, also nicht den materiellen. Indem er sich an die gegebenen Tatsachen, die Funde, halten und nicht in billigen Konstruktionen ergehen will, hofft er den Weg zu finden, um hinter die „Empfindungen, Gedankenwege, Gefühle, Beobachtungen, Entdeckungen, Erfindungen und Absichten des primitiven Menschen der ältesten Vorzeit" zu gelangen und einen Einblick in seine Psyche zu gewinnen. Die materielle Kulturentwicklung, soweit sie nicht bei der Beschreibung der Stein- und Knochengeräte und der mutmaßlichen Art ihrer Herstellung und Verwendung unmittelbar zur Erörterung kommt, läßt er vollkommen links liegen. Über die sozialen Verhältnisse der betreffenden Perioden kaum eine Andeutung. Die Mängel dieser Methode, die von der Betrachtung der Technik aus mit Überspringung aller Zwischenglieder und ohne organische (dialektische) Verknüpfung aller bezüglichen Tatsachen sogleich die „psychologischen Voraussetzungen" einer Erscheinung zu ergründen sucht, treten am klarsten dort zutage, wo der Verfasser den häufig dargestellten frappanten Gegensatz der paläolithischen und neolithischen Kunst behandelt, ein Thema, dessen Erörterung Verworn den größeren Teil der beiden einander ergänzenden Schriften widmet.

Worin besteht jener Gegensatz? Er ist so scharf und eigenartig ausgeprägt, daß man ihn mit wenigen Worten kennzeichnen kann. Die Mammut-, Renntier-, Bison-, Pferdedarstellungen der älteren (paläolithischen) Kunst sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl von erstaunlicher Lebenswahrheit und Naturtreue in Haltung und Bewegung; die Kunst der Nacheiszeit dagegen, namentlich der neolithischen Epoche, doch auch zum Teil noch der folgenden prähistorischen Zeitabschnitte, bringt Tier- und Menschenfiguren hervor, ausnahmslos in konventioneller, stilisierter Form. In beiden Perioden aber erscheint das geometrische Ornament.

So augenfällig diese entgegengesetzten Kunstrichtungen dem Beschauer entgegentreten, bieten sich auch dem Forscher die Tatsachen an, die jene merkwürdige Erscheinung der Kunstentwicklung erklären. Auch Verworn sind die auf dem Gebiet der materiellen Produktion liegenden, in dieser Hinsicht entscheidenden Tatsachen nicht ganz unbekannt, aber seine ideologische Voreingenommenheit hindert ihn, diese Momente richtig zu werten und zu verwerten.

Über die ältere Kunstrichtung, deren Werke aus Knochen, Horn, Elfenbein sowie als Zeichnungen und Malereien an Höhlenwänden bereits in Menge vorliegen, bemerkt Verworn (Die Anfänge der Kunst, S. 47) sehr richtig: „Es ist kein Zufall, daß die figurale Kunst ihr erstes Debüt hat, bald nachdem man angefangen hat, den Knochen als Werkzeugmaterial zu benutzen, und es ist wiederum kein Zufall, daß gleich vom ersten Auftreten figuraler Darstellung an auch der Knochen als Material für die Darstellung verwendet wird. Ist die Technik der Knochenbearbeitung einmal vorhanden, so ist damit auch die Technik des Schnitzens und Formens, des Schneidens

und Gravierens am Knochenmaterial gegeben."[1] — Die figurale Kunst wurzelt in technischer Beziehung also in der Technik der Werkzeugfabrikation. In dieser sind die technischen Vorbedingungen für jene Werke der Rundplastik, Reliefplastik und Gravierungen auf Knochen wie auch im Stein der Höhlenwände enthalten. Und von der geometrischen Ornamentik gilt hier dasselbe wie von der figuralen Kunst.

Wie kam man dazu, den Griff (selbstverständlich nur diesen) der Knochenwerkzeuge zu verzieren? Hier läßt meines Erachtens Verworn den wesentlichsten Umstand außer acht. Die Schneide, Klinge oder Spitze konnte natürlich keine Bearbeitung dulden als etwa die Anbringung von Blutrinnen, Widerhaken und dergleichen. Für den Griff dagegen war es zweckmäßig, ihn quer zur Längsrichtung zu ritzen und zu kerben, um ein Ausgleiten der Hand zu verhüten. Das ältere Geräteornament ist denn auch auf Fundstücken aus den untersten Schichten, in welchen Knochenwerkzeuge zuerst auftreten, die Kerbreihe. Weiterhin entwickelte sich diese zu primitiven Ornamentmustern, doch kam die geometrische Ornamentik in der Häufigkeit der Anwendung bei weitem nicht auf gegen die Figurenschnitzerei und -gravierung, die auf den Knochenwerkzeugen ebenfalls und, richtig angewendet, sogar noch besser den praktischen Zweck erfüllte, den Griff derart zu gestalten, daß er in der Hand gut „saß". Auf die Höhlenwände übertrug sich natürlich nur die figurale Darstellung.

Verworn sucht die erwähnte Kerbreihe, die älteste Form der Ornamentik, psychologisch verständlich zu machen. Er leitet sie ab aus dem Spielreiz, den die Feuersteinbearbeitung mit sich bringen mußte. Bei dieser wurde zwecks Herstellung eines längeren Schaberandes immer ein Schlag neben den anderen gesetzt. Indem man die einzelnen Schlagmarken nun möglichst gleich-

[1] Schema zur Entwicklung der figuralen Kunst in der Urzeit.

Perioden der Steinbearbeitung	Siedlungsweise	Wichtigstes Werkzeugmaterial	Arbeitsteilung	Kunstrichtung
Ältere paläolithische Zeit	Jägernomadentum	Stein	Keine berufliche Arbeitsteilung. Produktion von Werkzeugen für den eigenen (individuellen) Bedarf	Keine figurale Kunst
Jüngere paläolithische Zeit, bis etwa 15000 v. Chr.	Jägernomadentum	Knochen	Wie in der älteren paläolithischen Zeit	Naturwahre Darstellung
Neolithische Zeit, bis etwa 2000 v. Chr.	Seßhaftere Verhältnisse (Jagd, Ackerbau, Viehzucht, industrielle Tätigkeit)	Stein	Entwicklung der beruflichen Arbeitsteilung in der Werkzeugproduktion. Diese großenteils für den gesellschaftlichen Bedarf	Stilisierte Naturdarstellung

mäßig zu gestalten suchte, prägte die daraus entstehende rhythmische Anordnung dem Gedächtnis sich ein; sie wurde zum Ornamentideal und auf die Behandlung des Knochens übertragen. Das „Spiel mit der Technik" führt nach Verworn dazu, jenes Formideal auch auf Werkzeugen zum Ausdruck zu bringen, und darin liegt nach seiner Meinung der Anfang aller Geräteornamentik (Die Anfänge der Kunst, S. 33).

Unter den Höhlenbildern finden sich vielfach auch farbige Darstellungen. Hier besteht ein Zusammenhang mit der Körperbemalung, für die auch, wie man weiß, dieselben Farbstoffe in Anwendung kamen. Im übrigen zeigt ein Blick auf die kunstvollen Schnitzereien der Eskimos, daß diese durch ähnliche Kulturbedingungen, namentlich durch die Benutzung der gleichen Werkzeugmaterialien, wie sie die Jäger der späteren Diluvialperiode[1] besaßen, zu ähnlichen Produktionen auf künstlerischem Gebiet zu gelangen vermochten.

Knochen und Horn, diese verhältnismäßig weichen und bildsamen Stoffe, treten in der jüngerpaläolithischen Zeit an die Stelle des Feuersteins, des Werkzeugmaterials im älteren Zeitabschnitt des Paläolithikums. Als dann später in der neolithischen Epoche wieder der Feuerstein an die erste Stelle rückte, erlosch auch die alte naturalistisch-figurale Kunst und eine anders geartete Kunstrichtung trat auf den Plan, die in neuen technischen und sozialen Bedingungen wurzelte.

So wenig wie in technischer Hinsicht bietet die paläolithische Kunst inhaltlich etwas Überraschendes, sobald man sie im Zusammenhang mit den zugehörigen Verhältnissen der Lebensmittelgewinnung betrachtet. Da sich das ganze Interesse des Urjägers auf das Wild und die Jagd konzentrierte, kann es nicht wundernehmen, daß die künstlerische Darstellung sich fast ausschließlich auf die Tierwelt bezieht. Eine Beobachtung ganz gleicher Art macht man an den Felsmalereien der Buschmänner in Südafrika, die noch in ziemlich ursprünglichen Verhältnissen des Jägernomadentums leben.

Schließlich die formale Seite: die naturgetreue Wiedergabe des Geschauten. Vorbedingung war die schärfste, feinste, durchdringendste Naturbeobachtung; nur ein Jäger konnte solches schaffen. Doch mußte dieser zugleich sich technische Fertigkeit bei der Herstellung seiner Jagdwaffen erworben haben. Eine Arbeitsteilung bestand in dieser Hinsicht nicht. Eine solche bestand damals wohl nur zwischen Mann und Frau. Der Mann war der Jäger, die Frau die Sammlerin der Pflanzennahrung. So läßt sich im allgemeinen wenigstens der Tätigkeitsbereich der beiden Geschlechter gegeneinander abgrenzen. Beide aber, Mann und Frau, stellten ihre Gebrauchsgeräte selbst her; denn es gab keine Werkstätten, von wo aus, wie in späterer Zeit, Werkzeuge und Waffen im Wege des Tauschhandels vertrieben wurden. Indem jeder nur für seinen Bedarf arbeitete und sein Handwerkszeug auf den Wanderungen des nomadischen Jägerlebens meist viele Jahre mit sich herumtrug, so legte er begreiflicherweise in die Schnitzarbeit die ganze Liebe und Sorgfalt und Kunst hinein, deren er fähig war. So konnte diese urwüchsige Produktion schöne naturwahre Darstellungen zuwege bringen, ohne daß dabei die Gebrauchsfähigkeit der verzierten Geräte beeinträchtigt wurde. Die ältere naturalistische Kunst ist aus ihrer ökonomischen Bedingtheit also verhältnismäßig leicht zu begreifen.

[1] Diluvium = die Periode der Eiszeiten (4) und Zwischeneiszeiten (3), fällt nahezu mit dem Paläolithikum zusammen.

Der Übergang der paläolithischen zur neolithischen Kunst entsprach gewaltigen Umwälzungen in den ökonomischen Grundlagen der Urgesellschaft, ohne deren Kenntnis der Umschwung auf dem Gebiet der Kunst durchaus nicht verstanden werden kann. Verworn versagt hier gänzlich; es findet sich bei ihm kaum der leiseste Hinweis auf die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen jener Entwicklungsperiode. Nach einer auf seine Weise hübschen und konsequenten Beweisführung steht er denn auch plötzlich vor einer gewaltig klaffenden Lücke im Weltenbau, die er ganz folgerichtig mit einer Art absoluter Idee, der Idee von der Seele, verstopft. Wir werden, um die Erscheinungen der künstlerischen Produktion in der neolithischen Zeit zu erklären, nämlich sie aus der ökonomischen Struktur dieser Zeitepoche zu begreifen, von den Wegen Verworns ein wenig abbiegen müssen, um die wesentlichen für uns in Betracht kommenden Momente der materiellen Kulturentwicklung hervorzuheben.

Neue Beiträge zur Parteigeschichte.

Von **Fr. Mehring.**

In der „Frankfurter Zeitung" vom 27. Juni (Erstes Morgenblatt) veröffentlicht der Bonner Historiker Alfred Herrmann zwei Denkschriften von Marx und Lassalle aus den Jahren 1848 und 1861, durch die er meine Nachlaßausgabe wesentlich zu ergänzen und vor allem zu berichtigen wünscht.

Es handelt sich um die Frage von Marxens preußischem Staatsbürgerrecht. Marx war am 1. Dezember 1845 aus dem preußischen Untertanenverband geschieden, um den Schikanen zu entgehen, womit ihn die preußische Regierung durch ihre Gesandten auch im Ausland verfolgen ließ; sie hatte bereits erreicht, ihn aus Frankreich zu vertreiben, und setzte diese edlen Bemühungen in Belgien fort. Marx hat sich nun zweimal bemüht, sein preußisches Staatsbürgerrecht wieder zu erlangen.

Das erste Mal im Jahre 1848 nach dem Ausbruch der Märzrevolution, als er die „Neue Rheinische Zeitung" in Köln herausgab. Er stützte sich dabei auf den — unter preußischer Zustimmung gefaßten — Bundestagsbeschluß vom 30. März 1848, der den politischen Flüchtlingen das aktive und passive Wahlrecht zur Nationalversammlung gab, falls sie nach Deutschland zurückkehren und ihr Bürgerrecht wieder antreten würden. Der Kölner Stadtrat gab seinem Antrag nach und ebenso die Kölner Polizeibehörde, aber die Kölner Bezirksregierung, deren Zustimmung notwendig war, verweigerte sie; sie könne, wie sie an Marx schrieb, nach Lage seiner bisherigen Verhältnisse von ihrer Befugnis, einem Ausländer die Eigenschaft als preußischer Untertan zu verleihen, zu seinen Gunsten für jetzt keinen Gebrauch machen. Über diesen Bescheid beschwerte sich Marx am 23. August 1848 beim Minister Kühlwetter, und seine Beschwerde ist das erste Aktenstück, das Herr Herrmann mitteilt. Es ist jedoch nicht neu, sondern längst bekannt; Marx selbst hat es sofort in der „Neuen Rheinischen Zeitung" veröffentlicht. Einen Erfolg hatte die Beschwerde nicht; der Minister beharrte bei der Entscheidung der Kölner Bezirksregierung.

Neu ist jedoch eine Mitteilung, die Herr Herrmann aus einem Bericht derselben Regierung vom 10. März 1849 an Manteuffel macht, den nunmehrigen Minister des Innern. Es heißt darin, Marx weile immer noch in Köln ohne Aufenthaltserlaubnis, und die von ihm redigierte Zeitung fahre in ihren destruktiven Tendenzen fort, unter Verhöhnung und Verspottung alles dessen, was sonst der Mensch achte und heilig halte, zum Umsturz der bestehenden Verfassungen und zur Herstellung der sozialen Republik aufzureizen; sie werde um so schäd-

licher, als die Frechheit und die Laune, womit sie geschrieben werde, ihren Leserkreis immer mehr vergrößere. Die Festungskommandantur habe die Polizeidirektion aufgefordert, den gefährlichen Menschen auszuweisen. Der Polizeidirektor aber habe Bedenken dagegen, denen die Regierung nur beipflichten könne; eine Ausweisung „ohne besondere äußere Veranlassung", „lediglich der Tendenz und Gefährlichkeit der Zeitung wegen" könne möglicherweise eine Demonstration der demokratischen Partei hervorrufen.

Auf diesen Bericht wandte sich Manteuffel an Eichmann, den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, um auch dessen Meinung zu hören. Eichmann antwortete am 29. März, daß die Ausweisung zwar berechtigt, aber nicht unbedenklich sei, bevor sich Marx nicht weiteres zuschulden kommen lasse. In diesem Sinne verfügte Manteuffel am 7. April, daß er gegen die Ausweisung nichts einzuwenden habe, aber ihren Zeitpunkt der Regierung überlassen müsse; wünschenswert sei allerdings, daß sie im Anschluß an eine Verschuldung erfolge. Sie erfolgte dann bekanntlich am 11. Mai, nicht wegen einer besonderen Verschuldung, die Marx begangen hatte, sondern wegen der „Gefährlichkeit und Tendenz" der „Neuen Rheinischen Zeitung". Mit anderen Worten: die Regierung fühlte sich am 11. Mai stark genug für einen brutalen Akt, den zu begehen sie am 29. März und am 7. April noch zu feige gewesen war. Eine „Berichtigung" oder „Ergänzung" meiner Darstellung vermag ich in diesen neuen Mitteilungen des Bonner Historikers nicht zu erblicken, sondern nur eine kräftige Unterstreichung der Verse Freiligraths:

Kein offner Hieb in offner Schlacht —
Es fällen die Nücken und Tücken,
Es fällt mich die schleichende Niedertracht
Der schmutzigen Westkalmücken.

Zum zweiten Male bemühte sich Marx, nach dem Erlaß der Amnestie von 1861, sein preußisches Staatsbürgerrecht wieder zu erlangen. Er wurde dabei von Lassalle unterstützt, der am 20. Juni 1861, als sein bevollmächtigter Vertreter, eine ausführliche Denkschrift an den Grafen Schwerin richtete, den nunmehrigen Minister des Innern. Diese Denkschrift war bisher nicht bekannt, und es ist zweifellos dankenswert, daß Herr Herrmann sie dem Dunkel der Archive entrissen hat. Sie ist beredt geschrieben und legt in jedem Betracht ein günstiges Zeugnis für Lassalle ab. Aber inhaltlich enthält sie auch nichts, was nicht aus den Briefen Lassalles an Marx schon bekannt wäre. Der Polizeipräsident v. Zedlitz hatte erklärt, es läge kein Grund gegen die Naturalisation von Marx vor, als dessen republikanische oder mindestens nicht royalistische Gesinnung, und der Minister des Innern antwortete auf Lassalles nachdrückliche Vorstellungen, Schwerin möge doch nicht dieselbe „Gesinnungsinquisition und Verfolgung wegen politischer Gesinnungen" treiben, die er an seinem Vorgänger Manteuffel so bitter getadelt habe, nur mit dem trockenen Bescheid, es seien „zurzeit wenigstens durchaus keine besonderen Gründe vorhanden, die *für* die Erteilung der Naturalisation an den p. Marx sprechen könnten".

Insofern als Lassalles Denkschrift den Sachverhalt viel gründlicher und schärfer darstellt, als ich getan habe, lasse ich mir gern gefallen, daß meine Darstellung „ergänzt" und „vor allem berichtigt" sein soll. Aber so meint es der Bonner Historiker allerdings nicht; er will vielmehr glauben machen, daß ich unvollständig oder unrichtig berichtet hätte, um das Verfahren der preußischen Regierung in ein schlechtes Licht zu stellen, und diesen Vorwurf muß ich entschieden ablehnen. Was er selbst zur Rechtfertigung der Minister Kühlwetter, Manteuffel und Schwerin beibringt, beschränkt sich auf nackte Wiederholung ihres papageienhaften Geredes: Marx war seit dem Jahre 1845 Ausländer, und einen Ausländer zu naturalisieren ist die Regierung unter keinen Umständen verpflichtet. Es ist anzuerkennen, daß die „Frankfurter Zeitung" dazu bemerkt, deshalb seien die

preußischen Behörden doch nicht gerechtfertigt. „Marx hatte sich nur ausgebürgert, um ihren Schikanen zu entgehen, und es war nicht billig, ihm wegen seiner Gesinnung die Wiederaufnahme in den Staatsverband zu einer Zeit zu verweigern, da man sogar für strafbare politische Handlungen eine Amnestie erließ." Es bleibt ein sonderliches Ehrendenkmal der preußischen Geschichte, daß ein paar obskure Minister einen Deutschen, der dem neuen Namen unvergängliche Ehre eingetragen hat, als „Ausländer" geschurigelt haben, und gar noch in „korrekter" Weise.

Ein ungleich wertvollerer Beitrag zur Parteigeschichte, als die Veröffentlichung des Herrn Herrmann, ist ein Aufsatz, den G. Mayer, der bekannte Biograph Schweitzers, in Grünbergs Archiv über den Untergang der „Deutsch-Französischen Jahrbücher" und des Pariser „Vorwärts" veröffentlicht, an der Hand der preußischen Archive. Zu meiner Genugtuung bestätigt er vollkommen, was ich darüber in früheren Veröffentlichungen ausgeführt habe, zum Teil nur auf Grund von Schlußfolgerungen, die ich aus der allgemeinen Lage der Dinge zog. Die Versuche des inzwischen verstorbenen Sozialistentöters G. Adler, den Anteil der preußischen Regierung an der damaligen Hetze gegen Marx, Heine usw. zu vertuschen, sind durch die Mitteilungen G. Mayers nunmehr völlig abgetan; die preußische Regierung ging dabei mit so widerlicher Gehässigkeit vor, daß selbst Metternich nicht mitkam. Er hat zwar zuerst eine Sonderaktion gegen die beiden Zeitschriften angeregt, sie dann aber ausdrücklich für überflüssig erklärt, vermutlich weil er inzwischen eingesehen hatte, daß dabei keine Lorbeeren zu ernten seien.

Als das erste und — wie bekannt — einzige Heft der „Deutsch-Französischen Jahrbücher" Ende Februar 1844 herausgekommen war, benachrichtigte der preußische Minister des Innern, ein Graf Arnim-Boitzenburg, am 16. April alle Oberpräsidenten, daß die Zeitschrift den Tatbestand des versuchten Hochverrats und des Majestätsverbrechens darstelle und die Polizeibehörden, ohne Aufsehen zu erregen, anzuweisen seien, Ruge, Marx, Heine und Bernays, sobald sie preußischen Boden beträten, unter Beschlagnahme ihrer Papiere zu verhaften. Zugleich wurde der preußische Gesandte in Paris, ebenfalls ein Arnim, von Berlin aus angewiesen, die Unterdrückung der Jahrbücher und die Ausweisung ihrer Herausgeber bei der französischen Regierung durchzusetzen. Guizot, der damalige Ministerpräsident, zeigte sich aber wenig willfährig; er meinte, daß er noch nicht absehen könne, ob sich das brünstige Verlangen der preußischen Regierung mit den französischen Gesetzen vereinen ließe. Inzwischen erledigte das Eingehen der Jahrbücher den diplomatischen Meinungsaustausch.

Was den „Vorwärts" anbetrifft, so bestätigt der Aufsatz G. Mayers, daß der von G. Adler zum „Quellenschriftsteller" erhobene Börnstein ein windiger Schwätzer und der „Vorwärts" selbst ein elendes Blatt gewesen sei, dessen politische Seele sogar ein preußischer Spitzel war, jener Adalbert v. Bornstedt, der zugleich zu den „Konfidenten" Metternichs gehörte und später die „Deutsche Brüsseler Zeitung" herausgab. Bornstedt muß aber ein ganz geschickter Patron gewesen sein; das Mißtrauen, das in Flüchtlingskreisen allerdings gegen ihn bestand, wurde in Paris dadurch beschwichtigt, daß der „Vorwärts" in Preußen verboten und später in Brüssel auf die Denunziation der preußischen Gesandtschaft gerichtlich gegen die von Bornstedt redigierte Zeitung eingeschritten wurde. Beiläufig nette Beispiele für die glorreichen Methoden, womit preußische Regierungen für Thron und Altar kämpfen!

Börnstein war nun allerdings als gerissener Geschäftsmann für die „höhere Politik" nicht geschaffen. Er halfterte also Bornstedt ab und bot sein Blatt den Leuten der „Deutsch-Französischen Jahrbücher" an, die er eben noch aufs greulichste verhöhnt hatte. Der Hitzkopf Bernays ging darauf ein, und nach dessen Eintritt in die Redaktion haben auch Marx, Ruge, Heine und andere Radikale

für das Blatt geschrieben. Marx, wie bekannt, nur den einen Artikel, den ich im zweiten Bande meiner Nachlaßausgabe mitgeteilt habe. Dieser Artikel konnte trotz seines wissenschaftlichen Inhalts oder vielmehr wegen seiner wissenschaftlichen Form in Berlin nicht besonders beunruhigen. Aber Bernays ging gegen die „christlich-germanischen Pinsel" in Berlin mit bissigem Spott los, und namentlich Heine veröffentlichte im „Vorwärts" eine Anzahl seiner schärfsten satirischen Gedichte, so zum Beispiel den „neuen Alexander", worin der König von Preußen als Trunkenbold verhöhnt wurde.

Nun begann die Berliner Hetze bei der französischen Regierung von neuem. Guizot war noch immer harthörig; erst ein Artikel des „Vorwärts" über das Attentat des Bürgermeisters Tschech auf Friedrich Wilhelm IV. machte ihn etwas willfähriger. Er trug die Sache im Ministerkonseil vor und erklärte sich danach bereit, wegen dieses „verruchten Artikels" gegen die Redakteure des „Vorwärts" vorzugehen. Und zwar in doppelter Weise: einmal auf zuchtpolizeilichem Wege, indem man den verantwortlichen Redakteur Bernays wegen mangelnder Kautionsleistung belangte, dann aber auch auf kriminellem Wege, indem man die Redakteure des „Vorwärts" wegen Aufforderung zum Königsmord vor die Geschworenen stellte. Mit dem ersten Vorschlag war man in Berlin einverstanden, aber er genügte natürlich nicht der preußischen Rachsucht; von dem zweiten Vorschlag wollte man jedoch nichts wissen, aus vermutlich sehr berechtigter Angst, daß Pariser Geschworene ihrem Gewissen für den preußischen König keinen Zwang antun würden. Man quengelte also weiter mit der Forderung der Ausweisungen.

Nach längeren Verhandlungen, über die G. Mayer eingehend berichtet, ließ sich Guizot endlich breitschlagen und wies im Januar 1845 etwa ein Dutzend deutscher Schriftsteller aus, die für den „Vorwärts" geschrieben hatten oder doch haben sollten. Wohl war ihm aber noch immer nicht bei der Sache, zumal da ihn die legitimistischen und radikalen Organe der Pariser Presse wegen seiner Willfährigkeit gegen den Berliner Polizeiknüppel heftig angriffen. Die meisten Ausgewiesenen durften in Paris bleiben, wenn sie so oder so ihren Kotau machten. Börnstein verzichtete darauf, den „Vorwärts" als Monatsschrift herauszugeben, wozu er keine Kaution gebraucht hätte, Ruge ließ sich als sächsischer „Untertan" von der sächsischen Gesandtschaft seine politische Unschuld bescheinigen usw. Für dergleichen war Marx natürlich nicht zu haben und ging ins Exil. Viel umstritten ist die Frage, weshalb Heine in Paris bleiben durfte. Er war mit seinen „verbrecherischen Liedern" der Hauptschuldige, und der schon im April gegen ihn erlassene Verhaftsbefehl wurde im Dezember erneuert, womit Treitschkes „aus den Akten" geschöpfte Behauptung, daß Heine nie eine Verfolgung von Berlin her zu befahren gehabt hätte, genügend beleuchtet ist. Aber Treitschke und andere mit ihm haben auch behauptet, Heine sei im Januar 1845 nicht mit ausgewiesen worden, und das sei nur erklärlich, weil er als Franzose naturalisiert gewesen sei und nicht habe ausgewiesen werden können. Worauf denn die üblichen Tiraden über Heines Vaterlandslosigkeit und — da er selbst bestritten hat, naturalisiert gewesen zu sein — Verlogenheit folgen.

Der Aufsatz G. Mayers löst das Rätsel in anderer Weise. Am 4. Oktober berichtete der Gesandte Arnim nach Berlin, es seien Zweifel bei ihm entstanden, ob der H. Heine wirklich Mitarbeiter am „Vorwärts" sei. Es hätten zwar zwei Gedichte von ihm in dem Blatte gestanden, allein es scheine nicht gewiß, ob Heine an der Redaktion beteiligt sei. Tatsächlich hatte der „Vorwärts" nur etwa elf Gedichte Heines veröffentlicht, voll der schärfsten Angriffe gegen den preußischen Staat und namentlich den preußischen König. Zu diesem Bericht des Gesandten Arnim bemerkte der Minister Arnim, ihm sei auch nichts von einer Beteiligung Heines am „Vorwärts" bekannt, womit Heine von der Ausweisungsliste verschwand.

Danach ist der Zusammenhang klar. Heine stellte für Guizot den kitzlichsten Punkt in der kitzlichen Sache vor. Alle übrigen Schriftsteller, um die es sich han-

delte, waren damals in Frankreich wenig bekannt. Heine aber war schon ein Dichter mit europäischem Namen und genoß namentlich in Frankreich ein großes Ansehen. Wäre er naturalisierter Franzose gewesen, so hätte Guizot einfach sagen können: Bedaure sehr! Aber da Heine nicht naturalisiert war, so gab Guizot dem preußischen Gesandten den heimlichen Wink: Laßt Heine aus dem Spiel, und ich will sehen, was sich machen läßt. Worauf Gesandter Arnim und Minister Arnim sich gegenseitig vormogelten: Heine? Ach, Heine hat ja gar nichts mit der Sache zu tun, zunächst sich selbst, und dann auch dem Minister des Auswärtigen v. Bülow, der als Schwiegersohn Wilhelm v. Humboldts den uckermärkischen Granden v. Arnim ein wenig verdächtig war.

Die eigentümliche Mischung von Brutalität und Heuchelei ist allemal das echteste Kennzeichen des Borussentums.

Bücherschau.

Erich Schlaikjer, **Gegenwart und Zukunft der deutschen Schaubühne.** Stuttgart, Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel. 82 Seiten.

Die kleine Schrift bespricht vornehmlich die Berliner Theaterzustände, aus genauer Kenntnis, mit einschneidender Kritik, in der frischen und munteren Weise, die man an dem Verfasser gewohnt ist. Was er über die „Sensation" im Theaterbetrieb, über die Gefahren der Bühnenausstattung, die Ausländerei der Presse sagt, alles das ist mit wohltuender Schärfe dargelegt.

Auch was Schlaikjer über das Problem der Bühnenausstattung grundsätzlich ausführt, ist sehr lesenswert und trifft unseres Erachtens den Nagel auf den Kopf. Er verwirft sie nicht schlechthin, aber zieht ihr die bestimmte Grenze, daß der Rahmen eben nur der Rahmen sein darf, der das Bild zwar einfaßt, aber nicht mit ihm konkurriert. „Ein freistehender gemalter Baum ist auf der Bühne echt, weil er im Sinne eines Bildes echt ist; er wirkt künstlerisch, weil er innerhalb der Kunst bleibt. Ein natürlicher Baum ist auf der Bühne ein Unsinn, weil es in einem Bilde keine natürlichen Bäume gibt; er wirkt unkünstlerisch, weil er die Grenzen der Kunst verläßt." Unter diesem Gesichtspunkt schweift die vielgepriesene Regiekunst Reinhardts weit über das richtige Maß hinaus.

Eine neue Blüte des deutschen Theaters erhofft Schlaikjer von dem kulturellen Aufschwung, den die moderne Arbeiterbewegung der Nation gibt. Unter ihre ersten Anzeichen rechnet er die Gewerkschaftsbewegung der Schauspieler, die Schillertheater, die Freien Volksbühnen. Unverständlich bleibt nur, wie er auch das Königliche Schauspielhaus mit seinem „noblen Spielplan" in diesem Zusammenhang nennen kann, wenn es auch richtig sein mag, daß sich die Hoftheater von manchen Schäden des rein kapitalistischen Theaterbetriebs freihalten.

Lose Blätter.

Der Fall Hauptmann. Der lärmende Spektakel über die vorzeitige Absetzung des Hauptmannschen Festspiels hat sich natürlich als ein Sturm im Glase Wasser erwiesen. Junker und Pfaffen sind daran gewöhnt, wie Felsen in den brandenden Wogen der sittlichen Entrüstung zu stehen, die die biedere Bourgeoisie entfesselt, und sie sagen höchstens mit Bismarck: Dor lach' ick öwer!

Hauptmann selbst hat sich bei diesem Anlaß zwar als miserabler Poet, aber als guter Geschäftsmann erwiesen. Eben hatte er bei dem geschäftlichen Rummel zu seinem fünfzigsten Geburtstag sich zur reinen Kunst bekannt, die in höchsten Atherhöhen über allem Gewimmel der irdischen Kämpfe stehen soll, als er in umsichtigster Weise, in der heldenhaften Gestalt eines zweiten Hutten, den Vorkampf

gegen die Dunkelmänner übernahm, die seinem geliebten Hohenzollernstaat an den Kragen wollen.

„Heiter-ernst" hat er einem Ausfrager des „Berliner Tageblatts" erklärt, es sei allerdings seine ausdrückliche Absicht gewesen, in seinem Festspiel der Allgemeinheit die Augen darüber zu öffnen, welche Gefahr die herrschende Partei der Konservativen durch ihre allzu enge Fusion mit der ultramontanen Macht über den preußischen Staat heraufbeschwöre. „Er sieht den Geist der Reformation, diesen Lebensnerv der Vormacht des protestantischen Deutschland, gegenüber den ultramontanen Machtgelüsten ins Hintertreffen gedrängt und möchte mithelfen an der Vereitelung geheimer Bestrebungen, die auf eine unterirdische römische Gegenreformation hinauslaufen. Er erblickt in diesen wohlmarkierten religiösen Eroberungen, die der römische Hierarchismus in den Reihen der evangelischen Orthodoxie und bis hinauf in die höchsten Stellen erreicht hat, eine gefährliche Zersetzung der Fundamente des preußischen Staatsorganismus, der seinem eigentlichen Wesen nach auf den Fortschritt eingestellt ist, und erinnert mit Recht in diesem Zusammenhang an die Liga der protestantischen Fürsten Deutschlands, die der große Friedrich kurz vor seinem Tode gegen die Wühlereien jesuitischer Dunkelmänner ins Leben gerufen." In diesem fürchterlichen Gallimathias geht es dann noch eine Strecke weiter, doch sollen die Leser damit verschont werden.

In seinem tragischen Schmerz über „den mörderischen Stich feiger, schleichender und scheinheiliger Denunzianten" übersieht Herr Hauptmann als Retter des Vaterlandes ganz und gar, daß er den „Denunzianten" keinen größeren Gefallen tun konnte, als zu gestehen, daß er ihnen auf Regiments Unkosten — er hat aus dem Breslauer Stadtsäckel 25 000 Mark Honorar für sein Festspiel erhalten — eins habe auswischen wollen. Wenn er statt der Schwarzen vielmehr die Roten, die dem preußischen Staate ja noch viel gefährlicher sind, aufs Korn genommen hätte, so hätten wir ihm auch auf die Finger geklopft, wenngleich nicht dadurch, daß wir seinen Schmarren der allgemeinen Heiterkeit entzogen hätten.

Hüten wir uns also vor dem Eindruck rasselnder Redensarten, die uns Herrn Hauptmann als den weihevollen Hohepriester der Kunst aufreden möchten, dessen Antastung auch uns auf die Schanzen rufen soll. Man kann glücklicherweise die Junker und Pfaffen noch bis aufs Messer bekämpfen, ohne irgend einem bürgerlichen Humbug irgend ein Zugeständnis zu machen.

Erich Schmidt. In verhältnismäßig noch rüstigen Jahren ist der Literarhistoriker der Berliner Universität gestorben, der Rektor ihres Jubiläumsjahres, ein „repräsentativer Mann" wenn auch nicht in wissenschaftlichem, so doch in amtlichem und höfischem Sinn. Sein Hauptwerk ist die zweibändige Biographie Lessings, ein schwer gelehrtes, in manchen ästhetischen Fragen auch wohl beschlagenes, aber im Kern schon deshalb mißlungenes Werk, weil Erich Schmidt so ziemlich in allem das gerade Widerspiel Lessings war. Schon im Stil konnte man sich keine größeren Gegensätze denken als die durchsichtige Prosa Lessings und die schwerfällige, vor lauter weit hergeholten Anspielungen manchmal ganz unverständliche Prosa Schmidts. Und in der Verschiedenheit des Stils spiegelte sich nur die Verschiedenheit der Charaktere; das „Professorieren", das Lessing nicht ausstehen konnte, war für Schmidt ein und alles. Sein Bestreben gar, aus Lessing einen getreuen Fridolin der Hohenzollern zu machen, wie er selbst es war, veranlaßte mich in erster Reihe, vor zwanzig Jahren mein Buch über Lessing zu schreiben. Bei alledem aber war Erich Schmidt kein Höfling und Streber im gemeinen Sinne des Wortes, sondern innerhalb der Schranken, die ihm gezogen waren, ein aufrichtiger und wohlwollender Mann.

F. M.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



2. Band Nr. 44 Ausgegeben am 1. August 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Jungdeutschland oder Jungvolk?

Von **Heinrich Schulz.**

Der Jungdeutschlandbund hat seinen ersten Jahresbericht herausgegeben, der die Zeit vom 13. November 1911 bis zum 31. März 1913 umspannt. Durch eine würdige Bescheidenheit, gehoben durch sachliche Gründlichkeit zeichnet sich diese Veröffentlichung des vielgenannten Bundes nicht aus. Auf knapp 24 Seiten werden gleichgültige Dinge mit breitspuriger Umständlichkeit, wichtige Einzeltatsachen dagegen mit verdächtiger Kürze und Oberflächlichkeit behandelt. Wie auf den ganzen Bund, so paßt auch auf seinen ersten Jahresbericht das plattdeutsche Spottwort: Baben fix, unnen nix.

Auf sieben Seiten des Berichtes findet man nichts als Namen. Und was für welche! Man könnte beim Lesen dieser Seiten leicht in den Irrtum verfallen, man blättere in einer Militärrangliste: ein Generalfeldmarschall, mehrere Generäle, Generalleutnants und Generalmajore, eine ganze Reihe von Obersten, Oberstleutnants, Majoren, Hauptleuten, Oberleutnants, Leutnants, Admiräle, Konteradmiräle, Kapitäne und Vertreter sonstiger militärischer Rangstufen folgen aufeinander und durcheinander. Dazwischen verstreut findet man zwar auch gewöhnliche Sterbliche, Leute in Zivil, von denen sich jedoch — bei vorsichtiger Schätzung! — die meisten zu Kaisers Geburtstag und anderen patriotischen Feiertagen die Schärpe um den mehr oder weniger schlanken Leib gürten dürfen.

Auch die Reihe der Zivilisten beginnt hoch oben auf der gesellschaftlichen Stufenleiter mit ehemaligen Ministern und Staatssekretären und gegenwärtigen geheimen Oberregierungs- und vortragenden Räten und neigt sich langsam abwärts bis zu Generalkonsuln und anderen Millionären, Oberbürgermeistern, Professoren, Doktoren und Kommerzienräten à la Haberland.

Dieses bunte Gemisch von Uniform- und Ordensträgern wird in einem kunstvollen hierarchischen Gebäude sorgfältig nach Rang, Würden und Ämtern verstaut:

A. Bundesleitung des Jungdeutschlandbundes.

I. Vorstand.

a. Wirkliche Mitglieder (hierunter werden drei Namen genannt).
b. Stellvertretende Mitglieder (zu dieser Gruppe gehören vier Männer).

II. Weitere Mitglieder.

(21 Namen zählt diese Liste.)

III. Kommissare der verschiedenen Ministerien.

(Das Reichsamt des Innern, das Reichsmarineamt, das preußische Kultusministerium, das Kriegsministerium, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, das Handelsministerium, das Landwirtschaftsministerium und das Ministerium des Innern haben feierlichst ihre Vertreter in die Bundesleitung delegiert.)

B. Ausschußmitglieder.

I. Ausschußmitglieder als Vertreter eines Verbandes.

(21 Verbände werden hierunter aufgeführt.)

II. Sonstige Ausschußmitglieder.

(Hierunter werden noch 51 Namen genannt.)

Dazu kommt noch eine Zusammenstellung der Organisationen, die nach Armeekorps (!) und Regierungsbezirken gegliedert ist:

Im Königreich Preußen
(folgen 39 fast ausschließlich militärische Namen)
Im Königreich Bayern
Im Königreich Sachsen

und dann folgt die ganze Reihe der Bundesstaaten mit ihren vorgeschriebenen Titeln und in der vorgeschriebenen Aufeinanderfolge. Auf Elsaß-Lothringen folgt noch ein zierlicher Schlußnörkel: „Bei der Marine".

Wofür dieser kunstvolle Bau, würdig der angestrengten Gehirnarbeit eines Regimentsadjutanten, errichtet worden ist? Nicht für die Aushebungszwecke des stehenden Heeres, auch nicht für eine zukünftige Mobilmachung, ebensowenig für eine Neuordnung der Kontrollversammlungen und gleichfalls nicht für die Durchführung der neuen Wehrvorlage. Diese Organisation, in der es von Schleppsäbeln und überfüllten Portemonnaies rasselt und klirrt, ist geschaffen worden — für die „Erziehung der Jugend zu körperlicher und sittlicher Tüchtigkeit in Haus, Beruf und öffentlichem Leben".

Das klingt wie ein Witz und ist auch ein Witz, ein Treppenwitz der Weltgeschichte, über den spätere Zeiten lachen werden und den der dereinstige Kulturhistoriker mit Behagen analysieren wird als wertvolles Beweismaterial für die mannigfachen Absurditäten, zu denen sich eine engstirnige, kurzsichtige, dabei ebenso brutale wie feige Kaste im Kampfe gegen die größte Kulturbewegung ihrer Zeit hinreißen ließ.

Ich will damit die gegenwärtige Bedeutung des Jungdeutschlandbundes nicht unterschätzen, es steht ganz außer Zweifel, daß bis auf weiteres eine beträchtliche Wirkung von den Armee-, Korps- und Regimentsbefehlen bis zur Befehlsaufgabe irgendeiner Kompagnie in irgendeiner kleinen Garnison ausgeht, durch die den militärischen Behörden vom General bis zum Unteroffizierdienst tuenden Gefreiten die Unterstützung der Jugend mit militärischer Energie anbefohlen wird. Es ist ebenso sicher, daß das unübersehbare Heer von Reserveoffizieren und solchen, die es werden wollen, wenn sie

durch militärische und sonstige Vorgesetzte und durch den eigenen Ehrgeiz auf den Jungdeutschlandbund verwiesen werden, sich mit Wonne dieser prachtvollen Gelegenheit bemächtigen, ihre Ergebenheit und Dienstbeflissenheit zu bekunden und nebenbei einen Groschen Geld zu verdienen.

Noch weniger will ich in Abrede stellen, daß eine geschickte Handhabung der Agitationsmethoden des Jungdeutschlandbundes zahlreiche Jugendliche anlockt. Kriegspielen, Abenteuer, Raufereien, Indianertum hat für den Schlag der Jungen zwischen 12 und 16 Jahren seine mannigfachen Reize.

Am allerwenigsten aber möchte ich durch meine Bemerkung unsere Gegenwehr gegen den Jungdeutschlandbund auch nur im geringsten abschwächen. Sie muß im Gegenteil noch energischer werden als bisher, in negativ-kritischer Weise bei den erwachsenen Arbeitern, durch positive Maßnahmen bei der Jugend.

Aber von einer etwas höheren Warte aus betrachtet, stellt sich dieser notwendige Kampf gegen den Jungdeutschlandbund doch nur als eine Episode dar, als ein beiläufiger und nicht sehr erhebender Abschnitt in unserem Kampfe. Von Dauer kann eine solche künstlich wachgerufene und mit allen möglichen künstlichen Stützen aufrechterhaltene Bewegung nicht sein. Ihr fehlt das Wichtigste, ihr fehlt gerade das, was die Jugendbewegung des Proletariats hervorgerufen hat und was diese unüberwindlich macht: die eiserne Notwendigkeit! Die proletarische Jugendbewegung ist nicht ein künstliches Erzeugnis, sondern sie war in einem bestimmten Stadium der allgemeinen Entwicklung der Arbeiterbewegung einfach da, sogar zu manches Genossen unangenehmer Überraschung, und forderte ihr Recht. Ihre Daseinsberechtigung wies sie mit unwiderleglichen Gründen nach aus der wirtschaftlichen Entwicklung und aus den gesellschaftlichen Veränderungen. Auf solche Rechtsansprüche gestützt, setzte sie sich in kürzester Zeit durch, getragen und zugleich stürmisch vorwärtsgetrieben von den jungen Arbeitern und Arbeiterinnen selbst. In wenigen Jahren ist sie so stark und so selbstverständlich als notwendige und wertvolle Lebensäußerung des klassenbewußten Proletariats geworden, daß man sich kaum noch vorzustellen vermag, daß es einst, noch vor wenigen Jahren, eine proletarische Jugendbewegung nicht gegeben hat.

Der Jungdeutschlandbund will alle bürgerlichen Vereine unter einen Hut bringen, und zwar nicht nur die Jugendvereine, sondern vornehmlich alle möglichen Organisationen von Erwachsenen, die es mit irgendeiner Art Körperpflege zu tun haben. Er ist dabei nicht wählerisch. Der Jahresbericht zählt 32 angeschlossene Verbände auf, ein buntes Sammelsurium, akademische Sportvereine, Altherrenbund, Schwimmer, Turner, Fußballspieler, Jugendwehren, „Blauweißblaue Union" (?), „schwarzweißrotes Regiment" (??), Wandervogel („es tut mir in der Seele weh..."), Ruderer, Deutsch-nationale Handlungsgehilfen, Stenographen, Gewerbe- und Handwerkervereinigungen, Deutscher Flottenverein Mexiko und das Zentralkomitee der katholischen Jünglingsvereine Deutschlands. Dagegen wollen die evangelischen Jünglingsvereine noch nicht beitreten, wie der Bericht mit wehmütigem Augenaufschlag konstatiert. Die Zahl der Personen (ohne Jugendliche), die der Jungdeutschlandbewegung durch angeschlossene Vereine, eigene Jungdeutschlandvereine und als Einzelmitglieder beigetreten sind, „beträgt jetzt wohl gegen 500 000, und die Zahl der Jugendlichen, die durch

die vorstehenden Organisationen erfaßt sind, kann gleichfalls auf eine halbe Million geschätzt werden" (S. 21).

Nichts Gewisses weiß man also nicht! Der Bericht warnt sogar selbst vor seinen eigenen Zahlen, da sie „vielfach schätzungsweise und lückenhaft aufgestellt sind". Man vergegenwärtige sich diese Tatsachen jedesmal dann, wenn der Jungdeutschlandbund mit seiner Mitgliederzahl prunkt. Hauptsächlich sind es Vereine von Erwachsenen, die ihm angehören. Und von den Erwachsenen schließt er auf die Jugendlichen. Es sind also nur Zwangsmitglieder, die in den meisten Fällen von ihrer Mitgliedschaft kaum etwas wissen.

Ist so die äußere Organisation schon sehr lose, so ist der innere Zusammenhang noch viel lockerer. Bei Licht betrachtet hat man überhaupt nur Stücke in der Hand, es fehlt leider ganz das geistige Band.

Die Geburtsurkunde des Jungdeutschlandbundes ist ein Aufruf, den die Gründungsversammlung des Bundes am 13. November 1911 in Berlin nach einem Diktat des Generalfeldmarschalls von der Goltz beschloß. Sie lautet:

Die sichere und glückliche Zukunft unseres Vaterlandes beruht auf einer kräftig, gesund an Leib und Seele und wehrhaft heranwachsenden Jugend! Und gerade der Jugend drohen in unserer Zeit in leiblicher, sittlicher und vaterländischer Beziehung die größten Gefahren! Deshalb sind in allen deutschen Gauen von jeher treudeutsche Männer und Frauen sowie vaterländische Vereinigungen am Werke, unserer schulentlassenen Jugend ein frohes Gedeihen zu körperlicher Kraft und sittlicher Tüchtigkeit zu erleichtern. Von dieser verdienstvollen Arbeit darf jetzt eine noch tiefere und umfassendere Wirkung erhofft werden, nachdem die daran beteiligten Verbände sich neuerdings in einzelnen Bundesstaaten, zum Beispiel in Preußen, infolge des Jugendpflegeerlasses des Kultusministers vom 18. Januar 1911 in besondere Organisationen zusammengeschlossen haben. Soll aber ein voller Erfolg erzielt werden, soll die g e s a m t e deutsche Jugend erfaßt werden, so bedarf es der Mitwirkung der weitesten Volkskreise, vor allem auch der Väter und Mütter unserer heranwachsenden Jugend.

Diese allgemeine Teilnahme besonders für einen wichtigen Zweig der Jugendpflege gewinnen zu helfen: für die Erziehung der Jugend zu körperlicher und sittlicher Tüchtigkeit in Haus, Beruf und öffentlichem Leben, hat sich der Bund Jungdeutschland zum Ziele gesetzt.

Von der nach Millionen zählenden deutschen schulentlassenen Jugend treibt jetzt noch nicht viel mehr als ein Viertel regelmäßig irgendeine Art körperlicher Übung. Nahezu drei Viertel gilt es noch heranzuziehen.

Deutsche Väter und Mütter! Wir brauchen ein starkes Geschlecht für die Zukunft unseres Volkes! Nur eine wehrhafte Jugend sichert den Staaten und Nationen eine glückliche Zukunft. Das lehrt die Geschichte aller Zeiten bis in die jüngste Stunde.

Darum sendet eure Kinder in die Vereine, die die körperliche und sittliche Erziehung im vaterländischen Geiste als ernstes Ziel vor Augen haben, und wo es an solchen Vereinigungen fehlt, helft neue gründen als Glieder des Bundes „Jungdeutschland" und hütet im Herzen der Jugend die Liebe zum Deutschtum und Vaterland!

Aus dem ganzen Dokument spricht auch nicht ein Satz irgend etwas Neues oder Bedeutendes oder Zeitgemäßes aus, nicht ein Satz, der sozialpolitisches Verständnis erkennen ließe, nicht ein Satz, der die sensationell-marktschreierischen Arbeitsmethoden des Junddeutschlandbundes rechtfertigte. Der erste Satz ist der eigentliche Kernsatz. Wie wenig er aber ein Kernsatz für den

Jungdeutschlandbund sein kann, beweist die Tatsache, daß er auch ebensogut an der Spitze eines Aufrufs der proletarischen Jugendbewegung stehen könnte. Er ist eine stilistisch nicht eben glückliche Umschreibung der Forderung des Erfurter Programmes: „Erziehung zur Wehrhaftigkeit". Die Väter und Mütter aber, die seit Jahrzehnten die Pflicht zu erfüllen suchen, ihre Kinder gesund an Körper und Geist zu erziehen, die durch zahllose Kämpfe, durch heldenmütige Opfer, durch zähe Organisationsarbeit an der körperlichen und sittlichen Gesundung der deutschen Jugend arbeiten, wer sind das anders als die Mitglieder der gewerkschaftlichen und politischen Organisationen der deutschen Arbeiterklasse!

Nun hat aber der Jungdeutschlandbund gerade diese bei seinen Bestrebungen nicht nur nicht im Auge, sondern sie sind die einzigen, die er grundsätzlich und absichtlich ausschließt, ja die er sogar mit allen Mitteln bekämpft. Die scheinbar so harmlosen und friedlichen Sätze des Aufrufs müssen daher wohl noch einen Nebensinn haben.

Sie haben ihn auch in Wirklichkeit. Die „treudeutschen Männer" des Jungdeutschlandbundes nehmen sich heraus, die organisierten Arbeiter kurzerhand aus den Reihen der deutschen Männer, die ein freies und glückliches Volk wünschen, zu streichen. Sie erheben selbstherrlich ihre zufällige militaristisch-imperialistische Ansicht über vaterländische Politik zur einzigen und allein berechtigten Ansicht. Die Herren Offiziere, die sich bis dahin gar nicht um Politik gekümmert haben — die Festreden in den Offizierkasinos beim Kaisergeburtstag sind keine ausreichende politische Betätigung —, die ordenslüsternen bürgerlichen Herren, von denen sich die meisten nur gelegentlich, und zwar immer nur, wenn es sich um ihre ureigensten kapitalistischen Interessen handelt, widerwillig mit politischen Fragen beschäftigen, sie fühlen sich zu politischen Urteilen über Dinge berufen, von denen sie nichts verstehen; *sie suchen unter dem Vorgeben, der deutschen Jugend zu nützen, eine politische Kampffront gegen die Sozialdemokratie zu bilden*; sie verwenden vaterländische Schlagworte, um die Jugend politisch zu beeinflussen und sie auf ihre besonderen imperialistischen Gedankengänge einzuexerzieren.

Daß die Herren bei diesem edlen Tun in der Sozialdemokratie eine geschlossene Gegnerin finden, ist ein bitterer Schmerz für sie, den sie auch tränenden Auges in dem Jahresbericht ausströmen:

> Je mehr es der Sozialdemokratie darauf ankommt, schon *in die Herzen der Jugendlichen* den Sinn für die Scheidung des Volkes und für den Haß der Klassen untereinander *zu säen*, um so mehr ist danach zu streben, den Gedanken der *Einheit unseres Volkes* und der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterland in die Herzen der Jugend zu pflanzen. Die Bundesleitung ist überzeugt, daß durch eine unverdrossene und ständige Arbeit, die nicht darauf ausgeht, ihrerseits den Haß zu säen, sondern die Liebe, es gelingen wird, die Jugend des Volkes für diese Ideale zu begeistern. Ist doch die Jugend allezeit optimistisch gesonnen, liebebedürftig und empfänglich nicht so sehr für die Kritik als die Begeisterung für hohe und versöhnende Ideale. Zeigen wir ihr durch unser lebendiges Beispiel, daß wir nicht die Ausbeuter sind, als die wir hingestellt werden! Lehren wir sie durch das Zusammenführen der Jugend der verschiedenen Stände die Freude an gemeinsamer Tätigkeit, die Liebe zur Heimat und dadurch zum größeren Ganzen, dem Vaterlande. Führen wir sie auf diesem Wege zurück zu nationalem Bewußtsein, zur Treue zu Kaiser und Reich.

Politik will der Jungdeutschlandbund nicht treiben; er fordert von seinen Leitern und Führern, daß mit der Jugend nie über politische Dinge gesprochen wird. Er betrachtet es als eine Versündigung an der deutschen Jugend, diese in die politischen Parteizwiste hineinzuziehen. Der Kampf aber mit der Sozialdemokratie wird nicht gescheut werden, wo Veranlassung dazu vorhanden ist.

Die Herren irren sich in ihrer Annahme, die dem ganzen übrigen Gerede zur Grundlage dient: daß die Sozialdemokratie in die Herzen der Jugendlichen Sinn für die Scheidung des Volkes und Klassenhaß säe. Eine Scheidung innerhalb der Nation gibt es allerdings. Aber sie hat mit der nationalen Einheit im üblichen Sinne des Wortes nichts zu tun. Sie ist nicht horizontal-geographischer, sondern vertikal-sozialer Art, sie ist eine Scheidung nach gesellschaftlichen Klassen. Aber diese Klassenscheidung wurde wiederum nicht von der Sozialdemokratie herbeigeführt, sondern von der wirtschaftlichen Entwicklung. Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Wirtschaftspolitik, besonders der imperialistischen Weltpolitik, auf die auch die Ideologie des Jungdeutschlandbundes eingestellt ist, verschärft die Klassengegensätze und vertieft die Klassenscheidung. Die Sozialdemokratie sieht ihre Aufgabe lediglich darin, die Ursachen dieser Gegensätze aufzudecken und zu erklären, zugleich aber Mittel und Wege aufzufinden, die aus der heutigen Welt der Zerklüftung der Gesellschaft in Klassen, Kasten und Stände hinausführen in eine Welt freiheitlicher und einheitlicher Volksgemeinschaft. Diese ist freilich erst möglich in einer demokratischen und sozialistischen Gesellschaft, und zu erlangen ist sie nur durch einen klar und entschieden geführten Kampf der heute unterdrückten und ausgebeuteten Klasse gegen die mächtige Klasse ihrer Bedrücker und Ausbeuter.

In diesem Klassenkampf vereinigt die Arbeiterklasse all ihr lauteres und unermüdliches Streben nach einer besseren und menschenwürdigeren Zukunft, nach einem Ziele, wie es die Besten und Größten aller Zeiten, jeder auf seine Art, mit ihren besten Kräften erstrebt haben. In dem Klassenkampf der Arbeiterklasse wird der uralte menschheitliche Idealismus deshalb in der Gegenwart zur lebendigen Tat. Wenn für ihn die Jugend entflammt und begeistert wird, so werden in den Herzen der Jünglinge und Mädchen zugleich die höchsten Ideale wachgerufen, so wird dadurch der proletarische Nachwuchs aus den Niederungen sozialen Elends und selbstsüchtiger Einzelinteressen herausgehoben auf das weite, freie Blachfeld des Befreiungskampfes der Menschheit, so wie einst ein Fichte vor hundert Jahren die deutsche Jugend aus der Enge und Niedrigkeit politischen Elends und feiger Sorge um das liebe Ich hinausgeführt hat auf das Kampffeld für politische und geistige Freiheit. Solchen Aufforderungen folgt aber das wirkliche Jungdeutschland zu allen Zeiten gern. Handelt es sich dann doch jedesmal um die Ideale, die der Jugend, die vorwärts will und zu freieren Gestaden entgegenstürmt, schlechthin frommen.

Darum dürfen wir die Worte des Jungdeutschlandbundes auch auf uns anwenden und sagen: „Politik will die proletarische Jugendbewegung nicht treiben; sie fordert von ihren Leitern und Führern, daß mit der Jugend nie über politische Dinge gesprochen wird. Sie betrachtet es als eine Versündigung an der deutschen Jugend, diese in politische Parteizwiste hineinzuziehen. Der Kampf aber mit dem Jungdeutschlandbund wird nicht gescheut werden, wo Veranlassung dazu vorhanden ist.“ Wenn der Jungdeutsch-

landbund seine Weltanschauung und alles, was an theoretischer und praktischer Betätigung dieser Weltanschauung von seinen Organen geleistet wird, nicht als Politik betrachtet, so kann ebensowenig das volkstümlich-freiheitliche Gegenstück seiner volksfremden, militaristisch-gebundenen Weltanschauung Politik sein. Dann steht lediglich Weltanschauung gegen Weltanschauung. Welche von beiden aber die rechte ist und welcher die Zukunft gehört, das wird die Zukunft selbst entscheiden.

So springt der Pfeil, den der Jungdeutschlandbund auf die proletarische Jugendbewegung abgeschnellt hat, auf den ungeschickten Schützen zurück. Mag sein, daß die führenden Herren des Jungdeutschlandbundes mit den breiten roten Streifen an den Hosen gar kein Verständnis dafür haben, wie groß und lächerlich zugleich ihre Anmaßung ist. Sie leben in der für sie beglückenden Selbsttäuschung, daß alles, was gegen die Sozialdemokratie getan wird, von vornherein und selbstverständlich richtig und erlaubt, ja ein heiliges Werk ist, daß dagegen alles, was die Sozialdemokratie tut, und sei es die Erfüllung heiligster Pflichten, von vornherein und selbstverständlich ein unerlaubtes Teufelswerk ist. Aber die Herren Generäle und ihre Helfershelfer in Zivil werden sich daran gewöhnen müssen, daß nicht alle Sterblichen der gleichen Selbsttäuschung unterliegen.

Wenn ihnen deshalb eine Jugendbewegung, so wie sie sie pflegen und fordern, für ihren Nachwuchs geeignet erscheint, so mögen sie tun, was sie nicht lassen können. Es ist ihr gutes Recht. Aber die klassenbewußten Arbeiter nehmen für sich das gleiche Recht in Anspruch und ersuchen die Herren Militärs nebst ihrer Gefolgschaft, ihre Hände von dem proletarischen Nachwuchs zu lassen und nicht noch obendrein die Machtmittel des Staates zu mißbrauchen, um einer ihnen unbequemen geistigen Bewegung das Leben schwer zu machen.

Treiben sie es aber weiter wie bisher, so sei es ferne von uns, darüber zu flennen. Wir fürchten den Kampf nicht, im Kampfe wachsen nur die Kräfte. Über den Ausgang des Kampfes aber sind wir uns auch nicht im Zweifel. Der sogenannte Jungdeutschlandbund ist ein Kunstprodukt des alten Deutschland, des Deutschland der Unfreiheit, der Klassenherrschaft, der Unterdrückung, der militärischen Bevormundung, der Rechtlosigkeit der Jugend. Die proletarische Jugendbewegung dagegen ist das natürliche Ergebnis der kulturellen Entwicklung, der jüngste und hoffnungsvollste Sproß der unaufhaltsam vorwärtsstrebenden deutschen Arbeiterbewegung. Sie hat die Götter der Zukunft an Bord. Sie ist darum das wahre Jungdeutschland!

Doch streiten wir uns nicht um den Namen, der zudem noch leicht zu nationalistischem Dünkel verführen kann. Möge die militaristisch-imperialistische Jugendbewegung des alternden Bürgertums den Namen, den sie sich unrechtmäßiger- und unzutreffenderweise angeeignet hat, weiterführen. Wir setzen ihr einen Namen entgegen, der noch besser das nicht durch nationale Schlagbäume begrenzte kulturelle Streben der proletarischen Jugendbewegung zum Ausdruck bringt: dem Jungdeutschlandbund der Bourgeoisie stellen wir das Jungvolk des Proletariats entgegen!

Skizzen zur schwedischen Parteigeschichte der letzten Jahre.

Von Hannes Ståhl (Stockholm).

(Schluß.)

Von den Ereignissen des Jahres 1911 waren außer dem Parteitag die Neuwahlen in die Zweite Kammer, die nach dem neuen Proporzsystem vor sich gingen, für die Sozialisten bedeutungsvoll. Wie der Parteitag eine neue oder wenigstens teilweise neue Situation innerhalb der Partei schuf, so schufen die Wahlen außerhalb der Partei und in ihrem Verhältnis zu den anderen Parteien eine neue oder teilweise neue Situation.

Bei den Wahlen wurden für die Sozialisten 172980 Stimmen abgegeben (nach dem Parteibericht für 1911; nach den Berechnungen des Statistischen Amtes nur 172196 Stimmen). Für die Liberalen stimmten 242795 und für die Konservativen 188691. In der liberalen Wahlziffer sind doch einige Tausende sozialistischer Stimmen enthalten, die in solchen Gegenden abgegeben wurden, wo die Sozialdemokraten gar keine Aussichten hatten und wo anständige Liberale kandidierten. Gewählt wurden 64 Sozialisten, 102 Liberale und 64 Konservative. Vor den Wahlen saßen in der Zweiten Kammer 35 Sozialdemokraten, 102 Liberale, 93 Konservative. Etwa 60 Prozent der Stimmberechtigten haben sich an den Wahlen beteiligt. Die Sozialdemokratie erhielt 28,5 Prozent der abgegebenen Stimmen, die Liberalen 40,2 Prozent und die Konservativen 31,3 Prozent.

Die neuen Wählermassen, die durch die Wahlrechtsreform geschaffen wurden — die Zahl der Wähler wurde etwa verdoppelt —, gaben diesen Ausschlag. Wie man aus den Ziffern ersieht, war das Ergebnis für die Sozialdemokratie überaus günstig. Auch hatte man vor den Wahlen in Parteikreisen auf höchstens 54 bis 55 Mandate gerechnet. Die größten Erwartungen sind also übertroffen worden. Während die liberale Partei aus diesem Wahlkampf gleich stark hervorging und die Konservativen völlig geschlagen wurden, hat unsere Partei einen so gewaltigen Zuwachs an Mandaten gewonnen, daß sie der konservativen gleichkommt und für die Zukunft als eine politische Macht ersten Ranges betrachtet werden muß. Die Liberalen, die große Fanfaren über ihre Partei als die größte des Landes haben erklingen lassen, werden den Gipfelpunkt ihrer Entwicklung erreicht haben. Die konservative Partei hat alle ihre Hilfstruppen aus den Reihen des Mittelstandes, des Kleinbürgertums und der Kleinbauern verloren, die zum Liberalismus übergegangen sein dürften. Die fortschreitende Industrialisierung und Proletarisierung des Landes wird schon bei den nächsten Wahlen große Massen der jetzt noch liberal Stimmenden in die Arme der Sozialdemokratie treiben.

Der Zuwachs unserer Partei wird noch deutlicher bei einem Vergleich mit den früheren Verhältnissen. Im Jahre 1902 wurden für die Sozialisten in 12 Wahlkreisen 8751 Stimmen, 1905 in 27 Wahlkreisen 26083, 1908 in 36 Wahlkreisen 54004, 1911 in 54 Wahlkreisen 172980 Stimmen abgegeben.

Es waren nicht nur die Industriearbeiter, die der Partei diesen glänzenden Sieg erfochten haben. Der Proporz bedeutete tatsächlich keinen großen Zuwachs der Arbeiterwähler, die durch die mannigfachen konservativen „Garantien“ in allzu vielen Fällen das Stimmrecht verloren. Es

waren tatsächlich außer dem Mittelstand die Landproletarier und die Kleinbauern, die durch das neue Wahlsystem das Stimmrecht erhielten. Diese haben nun, speziell in den Gegenden, wo die Ausbeutung der großen Aktiengesellschaften ihnen die Augen geöffnet hat für die Schattenseiten des Kapitalismus, mit der Sozialdemokratie gestimmt. Interessant ist dabei, daß zum Beispiel in Gävleborgs Län die Sozialdemokraten bei weitem die größte Partei (mit 45 Prozent der gesamten Wählerstimmen) sind und die Liberalen überragen. In dieser Provinz, wo der gewesene konservative Ministerpräsident Lindman früher Direktor einer großen Waldverheerungsgesellschaft gewesen ist, haben die Konservativen kein einziges Mandat ergattert, und auch von den gewählten Liberalen ist wenigstens der eine ein aufrichtiger Radikaler.

Unser junger marxistischer Parteigenosse R. Sandler hat auf Grund der Wahlstatistik einige interessante Probleme in der wissenschaftlichen Zeitschrift der Partei, „Tiden", diskutiert, deren Redakteur er neben Branting ist. Er hat nachgewiesen, daß die Zahl der Parteimitglieder weit geringer ist als die Zahl der sozialistischen Wähler — eine ziemlich allgemeine Erscheinung. Während des dritten Vierteljahres 1911 (des Wahlviertels) war die Zahl der Mitglieder der sozialdemokratischen Arbeiterpartei 62 591. Da die Zahl der Wähler 172 980 (bezw. 172 196) betrug, gehörten gegen zwei Drittel dieser Wähler der Partei nicht an. Tatsächlich war die Zahl dieser der Partei nicht angehörenden Wähler weitaus größer. Denn in der Mitgliederstatistik der Partei zählen auch viele Nichtwähler (Frauen, Jugendliche unter 24 Jahren) mit. Andererseits haben nach Sandlers Berechnungen wenigstens 14 230 Arbeiter bürgerlich gestimmt. Die Zahl der Arbeiter, die sich an der Wahl überhaupt beteiligten, betrug 151 494. Annähernd berechnet Sandler die Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählermasse wie folgt:

Arbeiter in Industrie und Gewerbe . . .	96570	55,8 Prozent
Bauern	27900	16,1 "
Landarbeiter	23280	13,5 "
Staats- und Kommunalarbeiter	15250	8,8 "
Übrige Kategorien	10000	5,9 "
	173000	100,0 Prozent

Die Prozentzahl der sozialistischen Wähler zur Gesamtzahl der Wähler innerhalb der verschiedenen Wählergruppen war nach Sandler:

Arbeiter in Industrie und Gewerbe . . .	63,7 Prozent
Bauern	19,1 "
Landarbeiter	23,0 "
Staats- und Kommunalarbeiter	38,1 "
Übrige Kategorien	7,0 "

Wenn die Wahlen zeigten, daß die Liberalen seit den letzten Wahlen ihre Stellung nicht verstärkt hatten, so zeigten sie andererseits doch auch, daß die Konservativen bei dem Volke ganz das Vertrauen verloren hatten. Vor dieser Tatsache kapitulierte die Königsmacht, und eine liberale Regierung wurde im Herbst 1911 berufen.

Was ist nun der Kern der liberalen Partei? Die schwedische liberale Partei ist eine Vertreterin der kleinen und der mittleren Bauern und des städtischen Mittelstandes, und daher sitzen Mitglieder dieser Schichten und

ihrer Ideologen, der Volksschullehrer auf dem Lande und der Juristen in den Städten, als ihre Repräsentanten im Parlament. Der neue Premier ist ein Rechtsanwalt und der Kultusminister ein Volksschullehrer; Schulfuchserei und Jurisprudenz sind die Haupttendenzen der neuen Regierung, eine vage Ideologie und eine taktische Verzagtheit, die immer nur unter Grauen vor der eigenen Kühnheit die kleinen Schritte vorwärts wagt, eine parlamentarische Weisheit, die alle großen Fragen nur der „Untersuchung" würdig befindet und sie deshalb in Kommissionen begräbt. Die liberale Partei ist schwankend wie der Stab, auf den sich Israel stützen wollte.

Schon während der Wahlbewegung sahen sich die Liberalen, die den eigenen Beinen nicht trauten, nach Stelzen oder Krücken um. Der jetzige Ministerpräsident, der zur Zeit des Generalstreiks die Sozialdemokratie als eine der Gesellschaft feindliche Partei befehdet hatte, hielt eine Rede, in der er den Sozialdemokraten das Angebot machte, ein Rad des liberalen Triumphwagens zu werden. Lindhagen andererseits hatte schon während der Wahlbewegung prophezeit, daß ein liberales Ministerium „ein unangenehmes Erwachen" bereiten könne. In den Kreisen der maßgebenden sozialistischen Parlamentarier wurde die Losung „einer vertrauensvoll abwartenden Haltung" gegenüber und „einer fruchtbaren Zusammenarbeit" mit den Liberalen ausgegeben. Und damit stand die Partei vor der wichtigsten taktischen Frage während ihres ganzen Bestehens. Man hatte den liberalen Verrat vom Generalstreikjahr vergessen. Man hatte vergessen, daß der neue Buhler um sozialistische Gunst, der Herr Karl Staaff, während der früheren Regierungsepoche nur eine einzige tiefergreifende positive Maßnahme durchführen konnte außer einer Buchstabierungsreform, die sein schulfuchserischer Adjutant durchführte und die ein paar überflüssige Konsonanten aus der Schriftsprache ausmerzte: es waren dies die nach ihm benannten Staaffgesetze, die einen jeden mit Gefängnis oder Zuchthaus bedrohen, der sich „der Anpreisung verbrecherischer Handlungen" schuldig macht. Das Wutgeheul, mit dem die konservative Presse die toten Konsonanten ins Grab geleitete, konnte sich nur messen mit dem Freudengekläffe, womit sie die Geburt dieser Klassengesetze begrüßte.

Während Branting das liberale Ministerium schon im embryonalen Stadium mit Wohlwollen empfing, wurden von rechtsreformistischen Seiten der Partei Stimmen laut, die als Konsequenz der Wahlen den Eintritt eines oder zweier Sozialisten in die neu zu bildende Regierung verlangten. Es wurde auch tatsächlich von den Liberalen dem Parteivorstand ein Angebot gemacht, daß die Partei „die Verantwortlichkeit teilen" solle für den Klassenstaat dadurch, daß sie einen oder ein paar ihrer Mitglieder — „als Geisel", wie sich die bürgerlichen Blätter zynisch ausdrückten — in die Regierung entsandte. Zwar wurde diese Zumutung abgelehnt, aber nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, nicht aus prinzipiellen Erwägungen, und da der Genosse Carleson (der gewesene Chefredakteur des Hauptorgans und einer der tüchtigsten Redner und Schriftsteller der Partei), für den Standpunkt der Internationale eintrat, wurde ihm vorgeworfen, daß er „gern die schimmlige Rolle Kautskys spielen wolle".

Wenn also die größte Gefahr für den Moment abgewehrt war, so gab es dennoch genug Fallstricke, die den Weg der Sozialdemokratie durch das neugebackene liberale Paradies gefährdeten.

In erster Reihe kommt da die Einwanderung von bürgerlichen Radikalen in die Partei in Betracht, die nach oder unmittelbar vor dem Wahlsieg der Sozialdemokratie anfing, da für die Herren innerhalb der Grenzen der eigenen Partei die Aussicht auf Mandate immer kleiner wurde. Eine der ersten Maßnahmen der liberalen Regierung bestand darin, die Erste Kammer aufzulösen und neue Wahlen auch für diese Körperschaft anzuordnen. Da dadurch unserer Partei die Aussicht auf mehrere neue Mandate erwuchs und da andererseits es nicht dem ersten besten Proletarier vergönnt ist, über ein Jahreseinkommen von 3000 Kronen zu verfügen, das für die Wählbarkeit in diese Kammer erforderlich ist, mußte eine gewisse Kandidatenknappheit erwachsen, und darauf spekulierten vielleicht die Überläufer. Es kamen auch wirklich ein paar Fälle vor, die eine derartige Spekulation gerechtfertigt erscheinen ließen. Ein paar Herren, die der Partei nur ein paar Monate angehört hatten, wurden in die Erste Kammer unter Mitwissen des Parteivorstandes als sozialistische Vertreter gewählt. Der Rekord wurde aber in Kopparbergs Län geschlagen, wo der Dr. Petrén — ein Bruder eines der liberalen Minister —, der damals noch der liberalen Partei angehörte, als sozialistischer Repräsentant erkoren wurde, ein paar Tage nachdem er im liberalen Verein in Stockholm den liberalen Wahlsiegesjubel mitgemacht hatte. Der Vorstand war in diesem Falle unschuldig; er hatte zwei alte, bewährte Sozialisten alternativ vorgeschlagen; nachweisbar war es die Rekommandation eines der Neugekommenen, die zu dem schon erzählten Ausgang führte — eines früheren Marinekapitäns und gewesenen liberalen Abgeordneten.

Eine der ersten Aufgaben, die der liberalen Regierung zufiel, war die der Lösung der Militärfrage. Und man fing ganz nach liberaler Art an. Das heißt, man setzte eine Kommission ein, die vorsichtshalber aus vier Subkommissionen bestand. Das Gebiet ihrer Tätigkeit wurde von Herrn Staaff deutlich angegeben und begrenzt, indem er es als ihre Aufgabe bezeichnete, „eine militärische Verteidigung für unser Land zustande zu bringen, die nicht nur mit der ökonomischen Tragkraft unseres Volkes im Einklang steht, sondern sich auch in allen Teilen durch Planmäßigkeit und genügende Kraft auszeichnet". In diese Kommission wurden nun vier Sozialisten berufen, unter ihnen auch Branting, und sie nahmen die Berufung an. Unwillkürlich fragten sich hierbei die Parteigenossen im Lande: „Wie ist es möglich, daß ein Sozialist einer Kommission beitritt, die für ‚Planmäßigkeit und genügende Kraft' des Militarismus des Klassenstaats zu sorgen hat?" Und es entstand über diesen Eintritt eine besorgte und ernste Diskussion in Parteikreisen.

* * *

In einem resümierenden Artikel, den eine unserer Hochfinanz, also der Großbourgeoisie nahestehende Zeitung (die „Sydsvenska Dagbladet" in Malmö) kurz vor Beendigung des Reichstags von 1912 veröffentlichte, sprach sie sich folgendermaßen aus: „Der allgemeine und dauernde Eindruck dürfte sein, daß der große ‚Durchbruch' der Linken, der während des Wahlkampfes einfachen Gemütern als der Beginn einer neuen Zeit erschien, nicht bedeutet, daß etwa neue Ideen und neue Prinzipien sich hervorgedrängt haben, sondern nur, daß neue Leute ans Staatsruder gelangt sind." Tatsäch-

lich bedeutet der „Durchbruch" des Liberalismus nur den Durchfall des Liberalismus, denn auch eine liberale Regierung bleibt noch immer nur die Regierung des Klassenstaats, und auch diejenigen der schwedischen Genossen, die die neue liberale Ära als einen Systemwechsel begrüßten, erkannten nach allen Erfahrungen jetzt doch, daß die ganze Veränderung nur in einem Kostümwechsel der Agierenden bestand.

Die größte Tat, die die Regierung vollbracht hat außer der Einsetzung einer Masse Kommissionen zur „Untersuchung" (lies: Begrabung) der verschiedenen Fragen, bestand darin, daß sie die sozialen Fragen von den kommerziellen und den Gewerbefragen losmachte und sie einem eigenen Ressort überwies. Diese rein technische Maßnahme wurde von der Regierungspartei als welterlösende Reform ausgerufen. Man ist wirklich sehr bescheiden, wenn es gilt, Triumphe auszuklügeln. Selbstverständlich konnten auch die konservativen Herren mit ein paar allzu rabiaten Ausnahmen gegen eine solche „liberale Reform" nichts einwenden.

In allen übrigen Fragen zeigt sich auch, daß die „liberale" Regierung so gut wie nichts zustande gebracht hat, was nicht eine konservative Regierung ebensowohl hätte tun können. Sie brachte einen Regierungsantrag über das Frauenstimmrecht ein — natürlich nur das Stimmrecht zu denselben Bedingungen, die für die Männer jetzt gelten! — und ließ ihn nach einer lahmen Verteidigung fallen; aber auch die Konservativen hatten den Frauen das Stimmrecht versprochen, und wenn ihre Führer sich jetzt dagegen wandten, so geschah dies nur aus den taktischen Rücksichten, die der politische Antagonismus zwischen zwei Bourgeoisfraktionen immer schafft. Und ihren rechten Charakter zeigten die Herren Liberalen, da sie sich von dem von der konservativen Regierung durchgeführten Wahlrechtssystem für gebunden erklärten und den sozialistischen Antrag auf Aufhebung der konservativen Wahlrechtsgarantien abwiesen. Und da unser Genosse Lindhagen mit den Resolutionen des letzten Parteitags Ernst machen wollte und zusammen mit 12 anderen sozialistischen Abgeordneten einen Antrag einbrachte, der die Abschaffung des Königtums und die Einführung des Einkammersystems forderte, da wurde er von diesen früheren Republikanern nur mit wüsten Schimpfereien und formalistischen Einwänden empfangen.

Am deutlichsten zeigt sich der Klassencharakter der liberalen Regierung in der großen parteischeidenden Frage: der militärischen. Es ist selbstverständlich auch für eine liberale Regierung unumgänglich notwendig, dies Instrument des Klassenstaats zu beschützen und zu beschirmen. Und da wollte denn auch die liberale Regierung das Land mit einem Antrag beglücken, der sogar den Konservativen früher nicht eingefallen war. Sie beantragte nämlich im Reichstag eine Probemobilisierung des schwedischen Militärs, um angeblich dessen Kriegstüchtigkeit zu prüfen; erst dann wollte sie die Versprechungen einlösen, die sie den Wahlmännern während des Wahlkampfes gegeben hatte auf Herabsetzung der Militärausgaben. Nun muß es ja sogleich einleuchten, daß die Herren Offiziere, die mit der Führung der Probemobilisierung beauftragt sind, kaum die Kriegstüchtigkeit so ausreichend werden finden können, daß eventuell ein paar Millionen am Militärbudget gespart werden könnten. Am liebsten wollten sie schon den entgegengesetzten Schluß ziehen! Man hat auch bisher

noch nichts davon gehört, daß die liberale Regierung etwas für die Verminderung der Militärlasten zu tun gesonnen sei!

Und da der Genosse Branting im Reichstag einen Antrag einbrachte, der die Verwendung des Militärs bei Arbeiterkonflikten verboten sehen wollte, brachte der Herr Karl Staaff seinem „politischen Gesinnungsgenossen" gewiß eine bittere Enttäuschung, da er im Namen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung erklärte, daß der Gebrauch der Soldaten bei derartigen Gelegenheiten selbstverständlich nicht verboten werden dürfe.

* * *

Die obige Darstellung hat zu zeigen versucht, daß die Entwicklungstendenzen Schwedens und der schwedischen sozialistischen Partei ganz dieselben sind wie die aller kapitalistischen Länder. Mit Fleiß ist dabei vermieden worden, über die prinzipiellen und taktischen Diskussionen innerhalb der Partei mehr als eine bloße Schilderung zu geben. Schreiber dieses ist bemüht gewesen, seine Aufgabe so sine ira et studio zu lösen, wie es nur möglich ist. Hoffentlich werden alle schwedischen Genossen das anerkennen. Es gibt ja Tatsachen, die für sich selbst sprechen. Sie kommentieren, hieße vielleicht ihre eigene Sprache verstummen lassen.

Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist so geraume Zeit verstrichen, daß vieles hinzuzufügen wäre, was hier nur andeutungsweise gestreift werden kann.

Das Ergebnis der Probemobilisierung war selbstverständlich gleich Null. Anstatt auch nur den Versuch zu machen, seine Versprechungen auf Herabsetzung der militärischen Ausgaben zu halten, gebrauchte der Ministerpräsident während der Volkspensionierungsdebatte in der Ersten Kammer Redewendungen, die von allen Parteien als ein Versprechen gesteigerter Neurüstungen aufgefaßt wurden.

Inzwischen haben die Liberalen samt ihrer Regierung so vielmal ihr bürgerliches Ideal verraten, daß auch die sonst so versöhnliche sozialistische Fraktion (und zwar die gesamte, nicht nur ihre Minderheit) den Regierungsblock zu verlassen geneigt schien. So wurde vor allem die Haltung der Regierung in der sogenannten „Königsaderfrage" von maßgebenden Fraktionsleitern angegriffen, und der Regierung wurde vorgeworfen, sie hätte die Demokratie verraten. Man glaubte einen Augenblick, daß alle Sozialisten doch nun endlich zur Opposition übergehen würden. Der reformistische Flügel schwang sich aber dazu nicht auf. „Königsader" wird in Schweden die Mitte der Flüsse und Ströme genannt. Seit alters her werden sie als dem Staate gehörend angesehen. Die Regierung hatte zu einigen Übergriffen der Aktiengesellschaften Stellung zu nehmen, welche sich die „Königsader" angeeignet hatten und sie überbauten. Man bedarf kaum zu sagen, daß der Regierung die Sache der Aktiengesellschaften mehr am Herzen gelegen war als die Sache des Landes.

Derselbe Verrat fand in der Zuckerfrage statt, und zwar verriet die Regierung hier nicht nur die liberalen Prinzipien, sondern sogar ihren eigenen früheren Standpunkt. Sie hatte nämlich eine kleine Herabsetzung des Zuckerzolles beantragt, da aber der Zuckertrust seine Preßorgane zu eifrigem Kampfe anspornte, wurde der Regierung bange. Sie zog ihren eigenen Antrag zurück, und da die liberale Partei die Herabsetzung doch beschließen wollte, drohte die Regierung abzudanken, was zwar nicht ver-

hinderte, daß viele der eigenen Parteiangehörigen ihr nicht mitfolgten. Aber die Sozialdemokraten, die einen radikaleren eigenen Antrag gestellt hatten, nahmen den Regierungsantrag auf, freilich ohne Erfolg. Der Trust hatte gewonnen. Die Rechtsreformisten machten großen Lärm, blieben aber dem Regierungsblock treu.

Kennzeichnend für die obwaltenden Verhältnisse war die Art, wie die Frage der Volkspensionierung gelöst wurde. Nur 14 Sozialdemokraten stimmten dagegen, unter diesen aber solche Männer wie Sandler, Söderberg (Sekretär der Zentralkommission), Winberg (Redakteur des Gewerkschaftsblattes der Eisenbahner) und Lindhagen. Die Mehrheit der sozialistischen Gruppe begnügte sich zwar mit der Regierungsvorlage, brachte aber mehrere Amendements ein, die wesentliche Verbesserungen enthielten.

Es sind dies die drei Hauptfragen des eben zu Ende gegangenen Reichstags. Außerdem wäre vieles über die Psychologie des schwedischen Reformismus aus der Behandlung zum Beispiel der Zollfrage und der Schulfrage zu entnehmen. In der ersteren beantragte Genosse Mansson Herabsetzung der Getreidezölle. Es ist dies eine Forderung, für die die schwedische Sozialdemokratie seit den achtziger Jahren gekämpft hatte, und es war wirklich Aussicht vorhanden, die beantragte Herabsetzung in der Zweiten Kammer durchsetzen zu können. Statt aber den Antrag zu unterstützen, erklärten sich die Fraktionsführer dagegen, weil, wie sie sagten, erst die Zollfrage in ihrer Totalität diskutiert werden müsse. Die Befreiung der Schulen von dem klerikalen Einfluß war ebenfalls von jeher eine unserer Forderungen. Auch in dieser Frage, die in diesem Jahre im bekannten „liberalen" Sinne „gelöst" wurde, nahm die reformistische Mehrheit der Fraktion eine sehr zweideutige Haltung ein. Sie stimmte einer königlichen Vorlage zu, die den klerikalen Einfluß nicht im geringsten beeinträchtigt und nur eine technische Veränderung der Schulverwaltung herbeiführt.

Aber jedenfalls sind auch unsere Reformisten — wie ich schon ausführte — nicht länger mit der Regierung zufrieden. Das, worauf sie hoffen und warten, ist eine radikale Regierung. Sie werden wohl aber vergeblich harren müssen. Denn das, was im kleinbäuerlichen Dänemark möglich ist, ist in dem industriell schon ziemlich entwickelten Schweden undurchführbar.

Die allgriechische Bewegung auf Cypern.

Von **Dem. Ber. Dergewestis.**

Was weiter wird, noch harren wir,
Doch muß es Freiheit werden. (Herwegh.)

I.

Seit den Tagen der englischen Besitznahme Cyperns verläuft das öffentliche Leben dieser Insel gemäß dem Schicksal eines Volkes, das froh ist, die Fremdherrschaft los zu sein, aber die an ihre Stelle getretene Abhängigkeit vom Befreier als eine neue Knechtschaft zu empfinden beginnt. Als der neulich im Zeichen Merkurs und der Venus am 27. März dieses Jahres verstorbene Sir Garnet Wolseley im Juli 1878 als erster Oberkommissar in Larnaka landete und vor versammeltem Volke das englische Verwaltungsprogramm entrollte, da konnte es einen Augenblick scheinen, als ob Cypern einer großen Zukunft entgegenginge.

„Ihre Majestät die Königin Viktoria," erklärte Wolseley, „hat mich zu der feierlichen Versicherung ermächtigt, daß ihr die Wohlfahrt Cyperns am Herzen liegt. Die mir von ihr anbefohlenen Verwaltungsgrundsätze sind vor allem auf die Hebung der Produktion und des Handels sowie auf die Verleihung verfassungsmäßiger Freiheiten, auf eine geordnete Rechtspflege und die öffentliche Sicherheit gerichtet." ... „Cypern," so schloß er, „soll wieder werden, was es im Altertum war: der Garten des Ostens."

Merkur selbst, der Götterbote, der Gott des Handels und der Diebe, hätte nicht schöner sprechen können, und „Gut gebrüllt, Löwe" würde Shakespeare gelächelt haben. Ein Beifallssturm löste den andern aus, und der Donner der englischen Schiffskanonen steigerte die Feststimmung. Die allgriechische Einheitsbewegung war wie weggewischt und verkroch sich ins Mauseloch, um ihre Nase nicht so bald vorwitzig wieder hervorzustrecken. Und dennoch war die Idee der Vereinigung Cyperns mit dem Mutterlande Hellas nicht von gestern. In den Tagen des griechischen Unabhängigkeitskampfes erwacht und durch das Blut der edelsten Märtyrer geweiht, hatte der patriotische Funke der Zusammengehörigkeit aller Griechenstämme in den Herzen fortgeglommen, und aus dem Funken mußte, wenn der Sturmwind der Weltgeschichte die Völker wieder zu einem historischen Ruck aufpeitschte, ein flammendes Feuer werden. Wobei es freilich in der ersten Zeit der englischen Herrschaft nicht schicklich schien, sich allgriechische Gesinnung anmerken zu lassen — bedeutete doch das Jahr 1878 für Cypern die Morgenröte einer besseren Zeit.

Freilich hatte Wolseley mehr als Festredner denn als ernsthafter Staatsmann gesprochen, und heute wollen die Cyprioten das englische Glück schon gar nicht mehr genießen. Die junge Generation des in den Städten vorwiegenden Kleinbürgertums lernt zwar eifrig Englisch und treibt englischen Sport, aber nicht um den Hellenismus der Engländerei preiszugeben. Herren und Untertanen haben einander kennen gelernt. Können aber der menschlichen Natur nach Herren und Untertanen nicht ewig aneinander Freude haben, so vollends dann nicht, wenn die Herrschaft zu ihrer Rechtfertigung mit dem beschränkten Untertanenverstand der Beherrschten argumentiert.

Bei den alten Cyprioten, die die Tage der Türkenherrschaft noch nicht vergessen haben, ist natürlich das Gefühl des Dankes gegenüber England nicht erloschen, die Jugend hingegen empfindet die gegenwärtige englische, nicht aber die frühere türkische Herrschaft als ein historisches Unrecht. Der Ruf nach der Vereinigung Cyperns mit Griechenland ist allgemeiner Volkswille geworden. Wie kam das?

II.

Prüfen wir, was England während seiner 35jährigen Herrschaft auf Cypern geleistet hat, so ist unbedingt anzuerkennen, daß es viel für die Insel getan, aber gerade das zu tun unterlassen hat, worauf es in erster Linie ankam und worauf es die Cyprioten hoffen ließ. Erteilen wir zunächst unserem englischen Gewährsmann, dem ehemaligen Oberkommissar Cobham das Wort. In seinem Handbuch für Cypern (Mac Millan, London 1907) führt er zugunsten der englischen Regierung an:

Seit 1878 ist die Bevölkerung von 180 000 auf 250 000 (jetzt etwa 300 000) Seelen angewachsen, ist ihres Anteils an der türkischen Staatsschuld ledig und militärdienstfrei. Der Staatshaushalt wird parlamentarisch festgesetzt und ver-

öffentlicht. Die Steuern sind um 22 480 Pfund Sterling das Jahr geringer geworden und betragen auf den Kopf nur noch 16 Schilling 6 Piaster (gleich 16,40 Mark), während sie in

Großbritannien	£ 3.13	Italien	£ 2. 4
Deutschland	„ 2.—	Ägypten	„ 1. 5
Frankreich	„ 4.—	Griechenland	„ 1.17

betragen. Von diesem Kopfanteil der 16 Schilling 6 Piaster werden 11 Schilling 3 Piaster für Cypern verausgabt, während diese Verwendung zur Türkenzeit nur 2 Schilling 4 Piaster pro Kopf betrug.

An die Stelle des entwerteten türkischen Papiergeldes sind Gold-, Silber- und Kupfermünzen getreten, und das Mehr der Goldeinfuhr gegenüber der Goldausfuhr bis zum Jahre 1907 beträgt 300 000 Pfund Sterling. Grundeigentumstitel, früher sehr zweifelhafte Güter, genießen erhöhtes Zutrauen. Ein neues Getränkesteuergesetz hat das alte türkische mit seinen Schikanen und seiner polizeilichen Behaussuchung beseitigt und besteuert nur die Ausfuhr. Die Sätze sind mäßig: 8 Para die Oka Wein, 20 Para für Branntwein. Der Inlandverbrauch ist steuerfrei, und die geringe Steuer auf die Ausfuhr beeinträchtigt die Produktion nicht.

Vor der englischen Besetzung war Cypern im Rückgang, Steuern, außerordentliche Auflagen und Zwangserhebungen im Zunehmen begriffen. Dank der reorganisierten Polizei sind jetzt Leben und Eigentum geschützt, und die Rechtsprechung ist nicht länger korrumpiert durch Einfluß und Besitz.

Die Jahresausgabe für öffentliche Bauten betrug 1905/06 20 944 Pfund Sterling, die des Unterrichtes 4000 Pfund Sterling, die der Gesundheitspolizei 6930 Pfund Sterling, während vor 1878 auch noch nicht ein Para für diese Zwecke verwendet wurde.

Vor 1878 war das Zeugnis eines Christen gegen einen Mohammedaner vor Gericht ungültig, Berufung mußte in Rhodos oder gar in Konstantinopel erhoben werden, Terminverschleppung und Prozeßkosten waren unerhört und der Vollzug des Urteils, wenn es überhaupt dazu kam, infolge der Käuflichkeit der Richter oder des Einflusses Dritter selten erhältlich. Heute liegt die Rechtsprechung in den Händen der Bezirksgerichte, die aus einem türkischen und einem griechischen Mitglied und einem englischen Vorsitzenden zusammengesetzt sind und jedermann offenstehen.

Im Jahre 1881, wo die ersten statistischen Erhebungen begannen, besaßen die Mohammedaner 41 Staats- und 30 Privatschulen, die Griechen nur 9 staatlich unterstützte, dafür aber 90 ohne Staatszuschuß unterhaltene Privatschulen. Die Gesamtausgabe für den öffentlichen Unterricht betrug bloß 3700 Pfund Sterling (92 500 Mark), und hiervon entfielen wieder nur 1429 Pfund Sterling (37 725 Mark) an Staatsbeitrag für beide Parteien. Man vergleiche mit diesem traurigen Bild die Statistik von 1905/06, welche 507 Schulen, einen Staatsbeitrag von 3900 Pfund Sterling bei 18 640 Pfund Sterling Gesamtausgaben verzeichnet! Der Schulbesuch hat sich verfünffacht, die Lehrer sind seminaristisch gebildete Kräfte, und für die Schulinspektion sowie den Bau neuer Schulen ist ebenfalls gesorgt.

Infolge der unvernünftigen Abholzung der Wälder stand Cypern im Begriff, eine baumlose Wüste zu werden. Sofort stellte die englische Verwaltung, was an Wald noch stand, unter ihren Schutz und ordnete die Wiederaufforstung der kahlen Hügel und Berge an.

Vor 1878 gab es in ganz Cypern nicht ein einziges Postbureau, heute gibt es deren in 46 Städten, und 180 Dörfer werden durch Briefträger bedient. Ebenso bestand nicht eine einzige Buchdruckerei, während heute 12 Zeitungen und jährlich über 300 Stück Bücher und Broschüren gedruckt werden.

Die Schaffung eines Ackerbauministeriums, einer Landwirtschaftsschule, eines chemischen Laboratoriums, einer tierärztlichen Station sowie die großartigen Bewässerungsanlagen in der Mesaoria (der großen Ebene zwischen den beiden Randgebirgen Cyperns) tragen den Interessen der Landbevölkerung Rechnung. Ebenso

die in Famaguſta gegründete Agrarbank, die mit einem Kapital von 10 000 Pfund Sterling arbeitet und als Zweiganſtalt der Engliſch-Aegyptiſchen Heimſtättebank (Anglo-Egyptian Allotment Company in Kairo) große, von ihr erworbene Ländereien in Heimſtätten parzelliert und austut. Ihr geſetzlich feſtgeſetzter Zinsfuß beträgt 9 Prozent, was mit Rückſicht auf die im Orient üblichen 10 bis 12 Prozent eine mäßige Verzinſung darſtellt. Neben ihr beſteht noch eine ſtaatliche Erſparniskaſſe.

Durch den Bau eines Spitals, eines Irrenhauſes und einiger Bezirkskrankenhäuſer iſt auch die Geſundheitspolizei gefördert worden. Außerdem gibt es kaum ein Dorf, das in den letzten 25 Jahren nicht eine Kirche oder Moſchee gebaut oder reſtauriert hätte.

Endlich noch eins. Cypern iſt im Laufe der Jahrtauſende nacheinander Provinz verſchiedener großer Reiche geweſen, aber die engliſche Regierung war die erſte, welche den Bau von Straßen ernſthaft in die Hand nahm. Zur Türkenzeit gab es nicht eine einzige Kunſtſtraße; heute überzieht die Inſel ein Straßennetz, deſſen Länge 700 Meilen (gleich 2100 Kilometer) beträgt. Nicht zu gedenken der Feldwege und Brücken, die nebſtdem gebaut werden. Dem ſteigenden Außenhandel entſprechend ſind für Hafenbauten und Baggerung bis 1906 32 000 Pfund Sterling (gleich 800 000 Mark) verausgabt worden, und auf Lord Chamberlains Antrag hat das engliſche Parlament für Cypern eine Anleihe von 315 000 Pfund Sterling bewilligt, die zu Bewäſſerungsanlagen, Hafenbauten und zur Erweiterung der Verkehrswege zu Waſſer und zu Lande überhaupt beſtimmt ſind.

III.

Prüfen wir die von dem damaligen Oberkommiſſar Cobham aufgezählten engliſchen Reformen auf Cypern, ſo iſt, das Ergebnis neueren Materials vorbehalten, ſeiner Darſtellung folgender Sachverhalt entgegenzuhalten:

Die unter der engliſchen Regierung eingetretene Verminderung der Steuern um 22 480 Pfund Sterling enzieht ſich der Nachprüfung, iſt jedoch glaubwürdig. Dagegen darf der niedrige Steuerfuß Cyperns nur mit demjenigen orientaliſcher, nicht aber mit dem europäiſcher Staaten verglichen werden, da in letzteren dem hohen Steuerbetrag auch eine hohe Steuerkraft und ein viel reichhaltigerer Ausgabenetat entſprechen.

Daß Cobham den Anteil Cyperns an der türkiſchen Staatsſchuld ſozuſagen mit dem naſſen Finger auswiſcht, iſt mehr darauf berechnet, die engliſche Finanzwirtſchaft zu rühmen, dem Sachverhalt nach aber ein Buchhalterkniff; denn der früher dem Sultan bezahlte Tribut wird jetzt den Gläubigern der türkiſchen Anleihe von 1855 bezahlt, und der Unterſchied zwiſchen dem alten und neuen Sollpoſten beſteht nur darin, daß die bezüglichen Steuergelder ſtatt wie früher nach Konſtantinopel jetzt nach Paris und London fließen. Die Entlaſtung von der türkiſchen Staatsſchuld bedeutet nichts weiter als die Belaſtung Cyperns mit derſelben Schuld in einer anderen Form, iſt alſo, was die Bankmenſchen eine Konverſion (Umänderung in eine andere Kapitalanlage) nennen. Und da bleibt es ſich für die Cyprioten doch völlig gleich, ob ſie ihr Geld an Mohammed V. oder an die Staatsgläubiger in Paris und London loswerden.

Der „Tribut" beträgt mit Inbegriff eines Zuſchuſſes von 5000 Pfund Sterling, die England der Türkei für mitübernommene Staatsländereien zahlt, jährlich 92 799 Pfund Sterling — eine ſchwere Summe für ein Land mit knapp 300 000 Einwohnern und, wie Cobham ſelbſt entſchlüpft, „die Urſache des beſtändigen Defizits im Staatshaushalt". Dank der Zuſchüſſe des engliſchen Parlamentes reduziert ſie ſich auf durchſchnittlich 60 000 Pfund

Sterling pro Jahr, was aber auf den Kopf immerhin noch 5 Mark, auf die Familie rund 30 Mark ausmacht. So viel in Sachen des Tributs.

Wir kommen zur Hauptsache. Wie steht es mit den von Wolseley feierlich verheißenen verfassungsmäßigen Freiheiten? Antwort: Spottschlecht. Verfassung gibt's nicht, nicht einmal auf dem beschriebenen Stück Papier, das man als solche ausgeben möchte. Der gesetzgebende Rat (Legislative Council), der ihr Paradestück ausmacht, besteht gemäß den Regierungsbeschlüssen vom 30. November 1882, 14. Februar 1883 und 26. Februar 1897 aus dem Oberkommissar als Vorsitzenden und 18 Mitgliedern, wovon 12 von den Urwählern gewählt, 6 aber von der Regierung bestellt werden. Cypern wird demnach wie eine Kronkolonie behandelt: die vier Fünftel der Bevölkerung ausmachenden Hellenen haben nur 9, das türkische Fünftel dagegen 3 und die nur als Beamte anwesenden Engländer 6 Vertreter. Da aber der Rat nur Rat erteilen, nicht aber Beschlüsse fassen kann und die 3 Mohammedaner mit den 6 Engländern den 9 Griechen stets das Gegengewicht halten, so ist der vorsitzende Oberkommissar doppelter Herr der Lage, denn er braucht im Falle der Stimmengleichheit nicht einmal den Stichentscheid anzuwenden. Es gibt weder Mehrheits- noch Minderheitsbeschlüsse: der Oberkommissar vereinigt die Klinke der Gesetzgebung und der Regierung in einer Hand.

Aktives und passives Wahlrecht besitzt jeder 21jährige männliche türkische oder englische Untertan oder Ausländer, der 5 Jahre im Lande ansässig ist und Grundsteuer (vergi) zahlt. Das Wahlrecht ist somit bedeutend besser als die aus ihm hervorgehende Volksvertretung, denn da es auf Cypern nur Ansätze von Bourgeoisie und Proletariat gibt, so wird die Grundsteuer nicht als ein Zensus empfunden.

Unbestritten bleiben Englands Verdienste um die sonstigen Reformen, namentlich um Justiz und Polizei, obgleich nach europäischen Begriffen vielleicht etwas zu fleißig gehenkt wird. Die Abschreckungstheorie hat auch auf Cypern die Zahl der Verbrechen nicht vermindert, und diejenigen Verbrecher, die abgeschreckt werden sollten, setzen ihre Ehre darein, wie Helden zu sterben. Die geplante Aufforstung der kahlen Berge und Ebenen hat an der fünf Monate dauernden sommerlichen Dürre einen erbarmungslosen Feind gefunden und wird außerdem zu sparsam betrieben, als daß die englische Kulturarbeit Cypern in den Garten des Ostens zu verwandeln vermöchte, von dem Wolseley vor 35 Jahren träumte.

Im Schulwesen ist eine gewisse Entnationalisierungsabsicht unverkennbar. Höhere griechische Schulen unterstützt die Regierung nicht, und sie läßt der orthodoxen Geistlichkeit den Ruhm, sich zum Träger der hellenischen Kultur zu machen. Völlig auf der Höhe ihrer Aufgabe hat sich die englische Regierung im Ausbau des Straßennetzes gezeigt, wie wir schon gesehen haben. Vor einigen Jahren ist dazu noch die Schmalspurbahn Morphon-Nikosia-Famagusta gekommen, die zwar nicht rentiert, aber für die Regierungsbedürfnisse unentbehrlich ist. Demnächst soll auch eine Dampferlinie subventioniert werden, die den bisher ausschließlich über Alexandrien sich bewegenden Verkehr auch nach den Häfen Palästinas und Syriens leitet. Auf den Landstraßen ersetzen staatlich beaufsichtigte Automobile die Eisenbahn, und ein Mehr an Verkehrsmitteln wäre zwecklos. Wozu auch neue Bahnen und Straßen? Doch nicht, um den einheimischen Kamelen, die eine wahre Zierde der Landschaft bilden, Lust zu machen!

IV.

Was hat nun, fragen wir, England mit der Besetzung Cyperns erreicht? Fast nichts außer der Förderung der allgriechischen Idee. Allen materiellen Vorteilen unter dem englischen Regiment zum Trotz bleiben die Cyprioten Griechen und sind mit Ausnahme der Pariser Moden, des Fahrradsportes und des Fußballspiels jeder Ausländerei abhold. Das Landvolk bleibt in Sitte und Tracht der Überlieferung treu. Statt im Klassenkampf übt sich der Cypriote noch in der Behauptung des Griechentums. Homer ist dem Griechen wichtiger als Darwin, die Kirche als die Hüterin der allgriechischen Einheitsbewegung ein Heiligtum, selbst der Freidenker besucht den Gottesdienst, denn „die den ganzen Erdkreis erregen, sind noch nicht hergekommen". Die Ökonomie ist zu rückständig, zu wenig auf den Austausch mit dem Weltmarkt angewiesen, und das Kapital, das als „Wucherkapital" 8 bis 12 Prozent Zinsen nimmt, hat kein Interesse daran, moderne Industrien ins Land zu ziehen. Das Bedürfnis des nationalen Zusammenschlusses wird stärker empfunden als der erst im Werden begriffene Gegensatz moderner Klassen.

„Die höheren Steuern und die Militärpflicht, die wir nach der Vereinigung mit Griechenland zu tragen hätten," erklärt euch der Cypriote, „trügen wir gern, und noch viel mehr dazu. Wüßten wir dann doch, für wen wir arbeiten. Der Engländer denkt bei all seinen Reformen nur an sich und seinen Gewinn, er ist und bleibt für uns ein Fremder."

Unter dem Eindruck des Feldzugs in Tripolis fing die Einheitsbestrebung an, größere Kreise zu ziehen. Schon am 2. Dezember 1911 reichten die griechischen Mitglieder des cypriotischen Landtags dem neuen Oberkommissar Gould-Adams eine Denkschrift ein, die eine gerechte Volksvertretung und die Abschaffung des Tributs verlangte. Als Neujahrsgeschenk für Cypern war der ablehnende Bescheid des neuen Oberkommissars ein schlechter Scherz. Seine schroffe Sprache machte böses Blut, das sich in Angriffen in der Presse kundgab.

Als am 17. April v. J. der gesetzgebende Rat zusammenberufen wurde, verlangten die Cyprioten in einer noch weitergehenden Petition:

1. Reform der Verfassung im Sinne der Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten;
2. zahlengemäße Volksvertretung entsprechend der Stärke der beiden Bevölkerungsteile (vier Fünftel Griechen und ein Fünftel Mohammedaner);
3. ausschließliche Verwendung der Staatseinkünfte zur Bestreitung der Bedürfnisse des Landes (negativ ausgedrückt: Abschaffung der an die Stelle des türkischen Tributs getretenen auswärtigen Schuld);
4. Verwendung der Überschüsse der Staatskasse für die dringendsten Reformen.

Damit nicht genug, erklärten die Unterzeichner den Parlamentsstreik, indem sie die Verantwortung für ihren Austritt aus dem Rat dem Oberkommissar zuschoben. Es folgten Volksversammlungen, die die Vereinigung Cyperns mit Griechenland forderten, was wieder Verurteilungen einzelner Redner zu Gefängnisstrafen nach sich zog.

Damit wurde die allgriechische Frage auf die Tagesordnung gesetzt, und wie der von hoher Alp in Sätzen niederfahrende Steinblock die Erde unter sich stellenweise meterlang aufpflügt, so fing auch hier die eingeleitete Bewegung an, tiefe Furchen zu ziehen, die sich freilich zunächst nur in bedauerlichen Katzbalgereien zwischen Griechen und Türken äußerten. Der Kolonial-

minister in London sah sich aber doch im Juni v. J. veranlaßt, eine Abordnung zur Einvernahme der Parteien nach Cypern zu schicken. Von Athen aus werden die Einheitsbestrebungen Cyperns im Hinblick auf das Anlehnungsbedürfnis an England zunächst nur mit Worten unterstützt. „Es sind Pharisäer und Schriftgelehrte, diese Athener," erklärte mir eines Tages der Geistliche Papanikolaos. Aber was mit Worten zu machen ist, wird gemacht. Als am 15. Februar ds. Js. der letzte Kreuzer der Schutzmächte, die Yarmouth, die Sudabai auf Kreta verließ und die Flaggen der vier Schutzmächte nebst der des dort wehenden Halbmondes eingezogen wurden, sandte der Bürgermeister von Limasol an seinen Kollegen in Kanea ein Glückwunschtelegramm, wofür dieser telegraphisch dankte, worauf dann beide Depeschen der Presse übergeben wurden, um auch die Völker in Schwung zu bringen.

V.

Zum Schlusse noch ein Ausblick in die nächste Zukunft. Eine welterschütternde Krisis werden die Anschlußbestrebungen Cyperns an Griechenland nicht heraufbeschwören. So viel ist sicher, daß England ebensogut auf die endgültige Erwerbung Cyperns von der Türkei bedacht ist wie Griechenland. Zwar ist neulich im französischen „Echo von Athen" dieses Streben Englands in Abrede gestellt worden, während andererseits selbst englische Griechenfreunde, wie zum Beispiel Mr. Albert Bonus in Alphington, von einer Abtretung an Griechenland nichts wissen wollen, da der rechte Augenblick dazu noch nicht gekommen sei. Für den Fall der Weiterabtretung Cyperns von England an Griechenland scheint also noch kein Ersatz ausgemacht zu sein. Oder sollten die in den letzten Maitagen zwischen Lord Asquith und den griechischen Ministern in Athen getroffenen Vereinbarungen England als Ersatz für Cypern genügen?

Freilich sollte man meinen, daß England aus Cypern keinen nennenswerten Nutzen zieht, auch nicht als strategischem Punkte. Wie wenig England selbst danach trachtet, Cypern zu einem strategischen Stützpunkt zu machen, geht daraus hervor, daß es auf der Insel keinen für die Aufnahme einer größeren Flotte geeigneten Hafen geschaffen hat. Der Hafen von Famagusta, der alleinige, der in Frage käme, ist in einem versandeten Zustand von den Engländern belassen worden. Die Besetzung Cyperns kann also nur dem Zwecke dienen, einen anderen zu hindern, sich dort einzunisten.

So klein die Insel ist, so gering ihr ökonomischer Wert, als Zankapfel kann sie in der Orientpolitik noch einmal, und vielleicht in nächster Zeit, zur Bedeutung kommen.

Der Massenstreik und die Psychologie der Massen.

Von **Joseph Bartleib** (Hannover).

Die empörende Rechtlosigkeit der Arbeiter in Preußen, ihre Bevormundung durch Junker und Verwaltungsbureaukratie, ihre Brandschatzung durch Junker und Kapitalisten vermittels des indirekten Steuersystems im Reiche hat bei der klassenbewußten Arbeiterschaft die Frage aktuell werden lassen: „Wie kann die Junkerherrschaft in Preußen beseitigt werden, damit die Bahn frei wird für den kulturellen Aufstieg der Arbeiterklasse?" Die Beschäftigung mit dieser Frage hat das Ergebnis gezeitigt, daß von der sozialdemokratischen Partei die Beteiligung an den

preußischen Landtagswahlen beschlossen wurde. Wie vorauszusehen war und der Ausfall der Landtagswahlen bewiesen hat, kann die Sozialdemokratie unter der Dreiklassenschmach nur geringe Mandatserfolge erzielen, und ihr Einfluß im Parlament wird, solange die Dreiklassenschmach bestehen bleibt, immer nur ein beschränkter sein. Da aber sowohl die liberalen Parteien wie auch die Zentrumspartei von einem wirklichen demokratischen Wahlrecht nichts wissen wollen, so haben wir uns mit der Tatsache abzufinden, daß das Dreiklassenwahlunrecht nicht durch die Tätigkeit unserer Abgeordneten im Parlament, sondern nur durch die Empörung und das Vorwärtsdrängen der Massen beseitigt werden kann.

Mehrfach ist in unseren Reihen in den letzten Wochen der Meinung Ausdruck gegeben worden, daß der politische Massenstreik ein Mittel sei, das Dreiklassenwahlunrecht zu beseitigen und die Arbeiterklasse von ihrer empörenden politischen Rechtlosigkeit zu befreien. Wenn nun auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß durch umfangreiche Massenstreiks, die eine teilweise oder gänzliche Lahmlegung des Wirtschaftslebens zur Folge hätten, eine Verschiebung der politischen Machtverhältnisse zugunsten der Arbeiterklasse erreicht werden kann, so dürfte die Arbeiterklasse aber gegenwärtig für eine solche Aufgabe noch nicht reif sein. Ein oder mehrere Massenstreiks zur Beseitigung der Junkerherrschaft und der Erringung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Arbeiter würden ein solches Maß von Entschlossenheit und Opferwilligkeit erfordern, wie wir es vorläufig bei der Mehrzahl der Arbeiter noch vergebens suchen werden. Man wird nichts dagegen einwenden können, wenn die Arbeiter darüber aufgeklärt werden sollen, daß sie sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, die Erringung ihrer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung in Preußen setze die Anwendung ihrer ökonomischen Machtmittel voraus. Es wäre aber ein verfehltes Beginnen, in den Arbeitern den Glauben zu erwecken, als wenn heute schon die Vorbedingungen zur erfolgreichen Anwendung dieser Machtmittel gegeben wären.

Wenn es möglich war, die Waffe des Massenstreiks zur Erringung politischer Rechte in anderen Ländern mehrfach erfolgreich zur Anwendung zu bringen, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß dies nun auch bei uns möglich wäre. In anderen Ländern, so beispielsweise kürzlich in Belgien, stand die Arbeiterklasse nicht allein im Kampfe gegen die Reaktion, sondern auch ein Teil des Bürgertums und der Bourgeoisie sympathisierte mit den Arbeitern. Dies wird in Preußen aber nicht der Fall sein. Bei uns hat sich das Bürgertum und die Bourgeoisie aus Furcht und aus Haß vor der aufstrebenden Arbeiterschaft in Erkenntnis der Tatsache, daß eine Vermehrung der Rechte und Freiheiten der Arbeiter die Gefahr der Verminderung der eigenen Rechte in sich birgt, unter die schützenden Fittiche der konservativen Junker und der ultramontanen Arbeiterfeinde geflüchtet. Bei uns ist also die Arbeiterklasse einzig und allein auf ihre eigene Kraft angewiesen, und es ist notwendig, daß jeder Arbeiter mit seiner ganzen Person rücksichtslos für das Kampfesobjekt eintritt.

An diesen entschlossenen Kämpfern mangelt es aber heute noch in unseren Reihen. Wer die mühevolle tägliche Kleinarbeit, die Agitations- und Organisationsarbeit zu leisten hat, der ist eher in der Lage, sich über die Stimmung der Massen ein zutreffendes Urteil zu bilden, als jene, die gelegentlich mal vor einer vieltausendköpfigen Versammlung sprechen, durch eine glänzende Rhetorik ihre Zuhörer begeistern und diese Augenblicksstimmung zur Unterlage ihrer Anschauungen machen. Wenn dieselben Genossen, die von der Kampfeslust und Entschlossenheit der Arbeiter eine so hohe Meinung haben, sich mal der Mühe unterziehen wollten und mal einige Monate Tag für Tag an Betriebs- oder Branchenversammlungen teilnehmen würden, wo es sich um die Einleitung und Durchführung von Lohnbewegungen, um die Wahl von Lohnkommissionen, Arbeiterausschüssen, Vertrauensmännern und dergleichen handelt, dann würden sie ihr blaues

Wunder erleben. Von den Massen, die gewillt sind, der Anmaßung und Willkür der Unternehmer oder ihrer Vertreter mit Entschiedenheit entgegenzutreten, die gewillt sind, für das Gesamtinteresse größere Opfer zu bringen, wenn es sein muß, wochen- oder monatelang die Arbeit ruhen zu lassen und all die Opfer auf sich zu nehmen, die jeder Streik erfordert, von diesen opferfreudigen Kämpfern sind überall nur wenige anzutreffen.

Wir müssen es doch leider täglich erleben, daß Arbeiter, die wahre Hungerlöhne bekommen, nach Feierabend und des Sonntags noch schuften müssen, die infolge ihres niedrigen Verdienstes selbst ihre Frau und unerwachsenen Kinder zum Mitverdienen veranlassen müssen, nicht zu veranlassen sind, sich den gewerkschaftlichen Organisationen anzuschließen, um sich mit deren Hilfe aus ihrem materiellen Elend zu befreien. Dieselben Arbeiter, die bei ihrer Maßregelung oder bei einer Arbeitseinstellung ungefähr eine ebenso hohe Unterstützung bekämen, als wie ihr Lohn ist, schließen sich aus Furcht, infolge ihrer Organisationszugehörigkeit bei dem Unternehmer in Ungnade zu fallen und eventuell ihre Arbeitsstelle zu verlieren, keiner Organisation an. Jeder Gewerkschaftler wird diese Behauptung bestätigen müssen. Man sage nicht etwa, dies wären Übertreibungen oder Ausnahmen. Nein, nicht Tausende, sondern Hunderttausende sind von dieser Mutlosigkeit befallen, obgleich ihnen der Wert der Organisation wohlbekannt ist. Was diesen Leuten fehlt, das ist der Mut, die Entschlossenheit, die Tatkraft, sich aufzuraffen, für ihre Interessen einzutreten, sich aus ihrem Elend zu befreien und für ihre Sache Opfer zu bringen. Die nämlichen Leute, die es täglich mit ansehen müssen, wie die ehrliche und reichtumschaffende Arbeit verachtet wird und in Not und Elend lebt, während die Faulheit im Überfluß praßt und schwelgt und in Staat und Gemeinde überall das Heft in Händen hat. Dieselben Leute, die nicht die Courage aufbringen können, gegen dieses grenzenlose Unrecht anzukämpfen, die würden allerdings morgen am Tage, wenn die geschäftsführenden Organe der herrschenden Klassen einer anderen Nation den Krieg erklärten, gedankenlos für ihre Unterdrücker ihr Leben in die Schanze schlagen. Obgleich sie wüßten, daß sie wahrscheinlich überhaupt nicht oder aber als Krüppel oder Invaliden wiederkehren würden, und sich auch darüber klar wären, daß während ihrer Abwesenheit ihre Frauen und Kinder dem bittersten Elend preisgegeben wären, würden sie sich doch für ihre Unterdrücker und Peiniger widerspruchslos aufopfern.

Wie kommt es aber, daß ein großer Teil der Arbeiterklasse sich in einer solchen Geistesverfassung befindet? Daß sie zu mutlos dazu sind, die eigenen Interessen rücksichtslos wahrzunehmen, für jene Leute aber sich widerspruchslos aufopfern, die ihnen täglich einen Teil ihres Arbeitsertrags vorenthalten, sie in Not und Elend leben lassen, ihnen ihre Rechte verweigern und nichts als Verachtung für sie übrig haben? Diese Ideologie jener Arbeiterschichten ist das Ergebnis der ihnen zuteil gewordenen Erziehung. Die Erziehung, welche den Kindern des arbeitenden Volkes in der Schule von Lehrern und Pfaffen und teilweise auch im Elternhause zuteil wird und zuteil geworden ist, hat das Resultat gezeitigt, daß breite Massen von einem grenzenlosen Autoritätsdusel, von einer Uniformliebhaberei und Bedürfnislosigkeit befallen sind, die kaum noch einer Steigerung fähig sein dürften. Der Unternehmer gilt in jenen Kreisen als „Brotherr", als „Arbeitgeber". Wechselt der Unternehmer oder einer seiner Angestellten mit dem einen oder anderen Arbeiter mal ein paar freundliche Worte, ernennt irgendeinen zum Vizevorarbeiter oder läßt für irgendeinen Packträger oder Ausläufer eine bunte Mütze anfertigen, dann fühlen die Betreffenden sich schon über ihre Mitarbeiter erhaben. Diese haben dann auch nur noch das eine Bestreben, sich ebenfalls bei dem Unternehmer in Gunst zu setzen, und für sie hat die Organisation mit einem Male „keinen Zweck" mehr. Verbesserungen wollen diese Leute nicht erkämpfen, sondern erschleichen. Wäre es anders, wie wäre es denn sonst möglich gewesen, daß die gelben Unternehmerschutztruppen in so kurzer Zeit in so großer Anzahl entstehen konnten! Der Terrorismus

der Unternehmer und ihrer Agenten gibt für diese Erscheinung noch keine ausreichende Erklärung. Und wo sind denn die mutigen Männer, die diesem Terrorismus, diesen Attentaten auf ihre Freiheiten und Rechte kampfesmutig entgegentreten? Ihre Zahl ist verschwindend gering. Mit einer solchen Arbeiterschaft können aber doch keine erfolgreichen Massenstreiks zur Eroberung politischer Rechte durchgeführt werden.

Dabei haben wir bisher immer nur die Unorganisierten, die Indifferenten in den Bereich unserer Betrachtungen gezogen. Wenn diese aber schon nicht mitmachen, dann jene erst recht nicht, die den gegnerischen Organisationen angehören. Zu welchen infamen Schurkenstreichen diese Organisationen fähig sind, das haben uns doch die zentrumschristlichen Gewerkschaften bei dem vorjährigen Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier und neulich erst wieder in Krefeld und an anderen Orten gezeigt. Sobald es sich aber darum handelte, der sozialdemokratischen Partei eine Niederlage zu bereiten, dann würden auch jene Organisationen, die bei wirtschaftlichen Kämpfen gelegentlich noch mal mit den freien Gewerkschaften zusammengehen, aus parteipolitischen Gründen die Absichten der Sozialdemokratie zu durchkreuzen suchen. Gewiß haben auch die Mitglieder jener Verbände unter dem Dreiklassenwahlunrecht zu leiden, ihr maßloser Haß gegen die Sozialdemokratie läßt aber ein Zusammengehen als aussichtslos erscheinen. Unter den gegebenen Verhältnissen wäre uns also eine Niederlage von vornherein sicher, und daß eine solche unsere Position für die Zukunft stärken sollte, wie gelegentlich hier und dort von Parteigenossen behauptet wird, ist nach den Erfahrungen der Vergangenheit zu unwahrscheinlich. Es wird besser sein, wenn wir die Theorie, durch Niederlagen eine Stärkung der Organisationen und eine Steigerung der Kampfesfreudigkeit herbeizuführen, lieber nicht in die Praxis umzusetzen versuchen. Bei einem solch gefährlichen Experiment würden wir jedenfalls zuviel Enttäuschungen erleben.

Soll die Junkerherrschaft in Preußen gebrochen und die Bahn freigemacht werden für eine wahrhaft kulturelle Entwicklung, dann muß es unsere wichtigste Aufgabe sein, die Arbeiterklasse zum revolutionären Klassenbewußtsein zu erziehen und sie den bestehenden Organisationen einzureihen, damit sie dort für die schweren Kämpfe einexerziert wird, die uns in der Zukunft nicht erspart bleiben werden. Gewiß ist das eine mühevolle Arbeit, und die Erfolge unserer Tätigkeit werden uns nicht immer befriedigen. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß die Arbeiterklasse von der herrschenden Klasse jahrhundertelang absichtlich und planmäßig in Unwissenheit gehalten und zur Unterwürfigkeit und Bedürfnislosigkeit erzogen worden ist und diese Gehirnverkleisterung heute noch planmäßiger und intensiver betrieben wird wie früher, dann werden wir jeden Fortschritt in unserer Bewegung zu würdigen wissen. Wenn wir mit diesem Maßstab das Wachstum und die Erfolge der Sozialdemokratie seit Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins vor nunmehr fünfzig Jahren messen, kann uns das Ergebnis sicherlich nicht entmutigen und veranlassen, trübe in die Zukunft zu blicken. Die Regierung, die bürgerlichen Parteien und die öffentlichen Gewalten, sie alle können sich dem Einfluß der Viermillionenpartei nicht entziehen, sie sind gezwungen, in ihren Maßnahmen auf die Sozialdemokratie Rücksicht zu nehmen. Das hat sich erst wieder bei der Verabschiedung der letzten Steuergesetze im Reichstag gezeigt. Deshalb sollten wir an unserer altbewährten Taktik festhalten, die Köpfe revolutionieren, unsere Organisationen stärken und uns vor unüberlegten Schritten hüten. Erst mit dieser planmäßigen Aufklärungs- und Organisationsarbeit erziehen wir den unwissenden, scheuen, hoffnungslosen und mutlosen Proletarier zu einem wissenden, stolzen, selbstbewußten, mutigen, sein Recht stürmisch fordernden Kämpfer und schaffen damit die Vorbedingungen, die politische Reaktion, die in den preußischen Junkern und der Dreiklassenschmach ihre stärkste Stütze hat, erfolgreich niederzuringen.

Zur Frage des politischen Massenstreiks.

Von **S. Salzmann.**

Daß der Streik als politisches Kampfmittel in das Waffenarsenal der Sozialdemokratie eingereiht werden muß, darüber sind sich wohl alle Parteigenossen einig. Der Generalstreik ist heute kein Generalunsinn mehr. Selbst der rein wirtschaftliche nicht. Darüber hilft keine Wortklauberei und Spintisiererei hinweg, wie sie hier und da noch beliebt werden. Die realen Tatsachen haben die Erkenntnis mit eherner Logik in die Gehirne eingehämmert. Die wirtschaftlichen Kämpfe sind im weitesten Sinne genommen politische Kämpfe, und politische Kämpfe sind wirtschaftliche Kämpfe. Der Generalstreik oder — was dasselbe ist — der Massenstreik ist in seiner verschiedenen Anwendung als die schärfste, aber auch die zweischneidigste Waffe erkannt worden.

Weil dem so ist, darum gehen die Meinungen über seine Anwendung oder genauer über das Wie und Warum und den Zweck seiner Anwendung noch weit auseinander. Und das ist natürlich. Einmal infolge des jeweiligen Standpunktes, den der einzelne oder die einzelne Gruppe in unserem großen Parteikörper einnimmt — ganz vom Temperament zu schweigen —, und zweitens ist die Erfahrung noch gar zu neuen Datums. Nicht genug Vorsicht kann bei den Hinweisen auf die Anwendung in den einzelnen Ländern beobachtet werden. Denn man läßt sich zu leicht verleiten, die besonderen Verhältnisse dieser Länder außer acht zu lassen und die gesamte Sachlage infolge der ungenügenden Kenntnis des fremden wie des eigenen Landes nicht gebührend zu würdigen. Das ist aber bei der Anwendung der springende Punkt. Ohne ein eingehendes Studium der wirtschaftspolitischen Verhältnisse und aller Machtfaktoren im allgemeinen sowie der jeweiligen Situation im besonderen sollte von der Anwendung des Massenstreiks gar keine Rede sein. Sodann ist ohne Frage von der größten Bedeutung die Wichtigkeit des Kampfobjektes. Es muß eine Lebensfrage des Proletariats darstellen. Man darf die Massen nur mit der Nase darauf zu stoßen brauchen, um ihnen die Bedeutung für ihre Existenz und den kulturellen Aufstieg der Klasse zum Bewußtsein zu bringen. Sind so alle Chancen erwogen, so ist der Erfolg garantiert. Damit soll nicht gesagt sein, daß die feindliche Phalanx mit dem ersten Ansturm durchbrochen werden muß. Ja es kann sehr wohl möglich sein, daß die ersten Angriffe abgeschlagen werden und immer erneute Anstrengungen notwendig sind. Aber worauf es ankommt, ist, wie gesagt, daß vorher das Kräfteverhältnis so geprüft worden ist, daß bei richtiger Führung der endliche Sieg unausbleiblich ist.

Nun fragt es sich, ob das preußische Wahlrecht ein solches Kampfobjekt ist, für das der Kampf auf Leben und Tod geführt zu werden verdient. Und weiter, ob die Situation augenblicklich oder doch in nicht ferner Zeit dafür reif ist beziehungsweise ob nach Inrechnungstellung aller Faktoren mit dem endlichen Siege gerechnet werden kann. Wer die Preßstimmen verfolgt hat, wird gefunden haben, daß ein Teil unserer Parteigenossen mit allen Fasern ihres Seins danach drängt, daß über kurz oder lang der Massenstreik für das Preußenwahlrecht inszeniert werde. Und sonderbarerweise sind es vornehmlich Genossen, die der gemäßigten, um nicht zu sagen der revisionistischen Richtung angehören. Ich sage sonderbarerweise. Was ist denn passiert, daß mit einem Male die schärfste Waffe für ein besseres Wahlrecht zum preußischen Landtag gefürchtet werden soll?

Es werden da allerlei Gründe angeführt. Der wesentlichste ist der, daß die Bewegung stagniere, ja abflaue und deshalb Leben in die Bude gebracht werden müsse. Und da sei der Massenstreik das wirksamste Mittel, weil am meisten erfolgver-

sprechend. „Der Kasus macht mich lachen." Früher hieß es, daß wir nur Reformen, ja Reförmchen durchzusetzen brauchten, um so nach und nach ohne viel Aufhebens in den Zukunftsstaat hineinzuwachsen. Sicher ein Fortschritt, daß die Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, die Entwicklung gehe nicht so glatt vonstatten. Nun will man nicht etwa aufs Ganze gehen, sondern für eine Teilforderung — für das preußische Wahlrecht — die schärfsten Mittel in Anwendung bringen. So erfreulich der Frontwechsel in bezug auf die Taktik ist, so scheint uns der pessimistische Anlaß doch nicht stichhaltig zu sein. Gewiß trifft es zu, daß seit einiger Zeit eine gewisse Lauheit und Müdigkeit in unseren Reihen sich bemerkbar macht. Aber das ist erfahrungsgemäß eine „vorübergehende Erscheinung", keine „Verbürgerlichung". Dafür bürgt die wirtschaftliche Entwicklung und der Inhalt unseres Programms. Sicher ist das kein Grund, um mit einem Male ex abrupto den Generalstreik zu proklamieren. Das wäre ein Verzweiflungsakt schlimmster Sorte, der sicher nicht zum Ziele führen kann, wohl aber zu vernichtenden Niederlagen.

Anders steht es mit dem Argument, daß das einzig erfolgversprechende Mittel im preußischen Wahlrechtskampf der Massenstreik sei. Das ist ohne Zweifel richtig. Um ihn aber mit Erfolg anzuwenden, müssen wir wiederholt auf die Notwendigkeit hinweisen, die Situation für die Anwendbarkeit zu prüfen.

Wer die Sachlage mit Ruhe überschaut und sich nicht von Momentstimmungen leiten läßt, muß zugeben, daß sich in den letzten Jahren nichts Wesentliches in Preußen-Deutschland oder richtiger in seiner Politik verändert hat. Wohl ist die Industrialisierung vorwärtsgeschritten, und die Anhäufung der Kapitalmacht hat zugenommen. Nicht so sehr die Stärke des Proletariats beziehungsweise der proletarischen Organisationen. Letztere sind wohl gewachsen, aber das Kapital noch mehr, so daß die Differenz zwischen beiden noch größer geworden ist. Die Lage der Massen hat sich infolge der Lebensmittelteuerung zunehmend verschlechtert. Aber die Empörung ist trotzdem nicht in dem Maße gestiegen, als man es erwarten sollte. Wer mit offenen Augen sieht und Gelegenheit hat, in der Arbeiterschaft tagtäglich zu verkehren, der wird bestätigen müssen, daß für die siegreiche Durchführung des Massenstreiks eine andere Stimmung vorhanden sein muß als zurzeit. Andererseits wollen wir uns auch nicht verhehlen, daß infolge des Tarifwesens für einen erheblichen Teil der Arbeiterschaft die Arbeitsbedingungen weniger unsichere geworden sind, obgleich sie von unserem, vom sozialistischen Standpunkt aus noch alles zu wünschen übrig lassen. Aber der einzelne weiß heute doch, wenn er irgendwo neu in Arbeit tritt, was er pro Stunde an Lohn zu bekommen hat und wie lange der Arbeitstag dauert. Ferner darf man die sozialpolitische Gesetzgebung nicht vergessen, so wenig sie auch bietet. Sodann ist hie und da auf unser Drängen in sozialer Beziehung gegen die früheren Jahrzehnte und Zeiten immerhin einiges in den Gemeinden geschaffen worden. Das sind alles Faktoren, die bei der Beurteilung unserer Verhältnisse mit in Rechnung gestellt werden müssen. Sie zeigen, daß wir trotz aller Gegentendenzen doch ein Machtfaktor geworden sind, ohne den die aufgezählten Errungenschaften nicht zu verzeichnen wären. Sicher sind wir aber noch nicht so stark, um einen großen Schlag wagen zu können durch die Inszenierung des Massenstreiks. Denn darüber müssen wir uns klar werden: Bringen wir diese schärfste Waffe in Anwendung, dann geht es nicht nur um das Wahlrecht, sondern um mehr. Dann werden es Entscheidungskämpfe zwischen Kapital und Arbeit. Wir haben andere Verhältnisse als in Belgien, Holland, Schweden usw. Die Industrialisierung und damit Hand in Hand die proletarischen Organisationen und das proletarische politische Interesse sind bei uns weiter vorgeschritten als irgendwo. Das Junkertum und die Bourgeoisie, denen das Kleinbürgertum Gefolgschaft leistet, stehen wie ein Mann gegen uns. Sie fühlen, daß bei den Wahlrechtskämpfen es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Das Preußenwahlunrecht ist der Wall, hinter dem

die Macht der Reaktionäre verankert ist. Deshalb ist das preußische Wahlrecht das Kampfobjekt, das „Kopf und Kragen" wert ist. Jawohl, das ist es. Aber um den Kampf bis zum endgültigen Siege zu führen, sind unsere Stützpunkte noch nicht stark genug: die sozialistischen Ansätze so wenig als unsere Organisationen. Was die letzteren anbelangt, so sei auf die unorganisierten — wenn auch nicht unberührten — Massen in dem großen ostelbischen Landgebiet, in der Eisen- und Kohlenindustrie, in dem Verkehrsbetrieb und der Lebensmittelindustrie hingewiesen. Auch die gegnerischen Arbeiterorganisationen soll man im Auge behalten. Aber trotzdem, wir marschieren. Das des näheren zu erörtern, ist wohl überflüssig.

Nicht eindringlich genug ist vor der Meinung zu warnen, die teilweise zu lesen ist, daß wir nur die Stimmung für den politischen Streik in den Massen zu erzeugen brauchten, um ihn zur Erringung des Preußenwahlrechts anzuwenden. Dieser ideologische Glaube ist nichts weniger als sozialdemokratisch oder richtiger marxistisch, sondern das ist Putschismus. Die Genossen argumentieren so, daß unsere Verhältnisse ein Produkt des menschlichen Willens sind und von Menschen beliebig umgeändert werden können. Gewiß sind unsere Verhältnisse von Menschen geschaffen worden, aber die Menschen sind auch hinwiederum das Produkt unserer Verhältnisse.

Bei jeder unserer Aktionen müssen wir die Verhältnisse prüfen, die den Willen und die Macht auf unserer Seite wie auf Seite der Gegner bestimmen. Je größer, folgenreicher die Aktion, desto strenger muß unsere Prüfung sein.

Es muß ein gewaltiger Anstoß sein, der eine so gewaltige Aktion gebiert wie einen Massenstreik unter deutschen Verhältnissen.

Wer weiß, ob nicht der Kampf um das Wahlrecht zum Reichstag noch vor dem Kampf um das Wahlrecht in Preußen den Anstoß zu einer Massenerregung gibt, die sich in einem Massenstreik entlädt.

Auf Grund der bei der Reichstagswahl abgegebenen Stimmen steht ein Drittel des Volkes hinter uns. Es sind „Stimmen". Hüten wir uns vor der Illusion, daß die unorganisierten Massen selbst in einer günstigen Situation uns ohne weiteres Heeresfolge leisten werden. Wägen wir, ehe wir wagen. Denken wir bei der Abschätzung der Machtverhältnisse auch an das Heer. Ist so alles in Rechnung gestellt und laut Parteitagsbeschlüssen mit den Gewerkschaften engste Beratung gepflogen, die Situation günstig, die Empörung zur Siedehitze gestiegen, so mag der Kampf beginnen. Der Kampfpreis wird der Opfer wert sein.

Zu Kautskys Nachgedanken zu den nachdenklichen Betrachtungen.

Von **Jakob Strobinger** (Karlsruhe).

Wenn ich als Arbeiter gegen Ansichten und Behauptungen Kautskys zu polemisieren wage, so kann das nur im Sinne eines Schülers geschehen, der gegen seinen Lehrer etwas zu sagen hat.

Vor allem habe ich die feste Überzeugung, daß wenn Kautsky in Baden leben würde, sein Artikel ganz anders ausgefallen wäre. Denn daß der Revisionismus bald völlig der Vergangenheit angehört, davon merkt man bei uns zulande noch nichts. Wenn auch jetzt in dieser gegenwärtigen Diskussion zum Massenstreik die Richtungslinien sich verwischen und wirr durcheinanderlaufen, so existiert der totgesagte Revisionismus im praktischen Parteileben doch noch. Der Revisionismus als Forderung, die Marxschen Lehren zu revi-

dieren, war eine theoretische Erscheinung, die an dem harten Granit dieses Gedankengebäudes, das der geniale Meister uns gab, zersplittern mußte wie das Glas so vieler anderer Marxkritiker. Aber die theoretische Erscheinung, die verschwunden ist, hat eine praktische Tätigkeit hinterlassen, das sind vor allem die sogenannten „Sozialistischen Monatshefte". Die Arbeiten für die Partei, die darin geleistet werden, sind sicher nicht ganz einwandfrei. Denn sonst könnte Kolb jetzt nicht wieder erneut in einem Artikel der Budgetbewilligung das Wort reden. Dabei muß hier einmal gesagt werden, daß für dieses Privatunternehmen eine lebhafte Agitation getrieben wird, ganz anders wie für die „Neue Zeit". Diese oft vollkommen bürgerliche Kritik, die seit langen Jahren in den „Sozialistischen Monatsheften" an einzelnen Sätzen des theoretischen Teils des Erfurter Programms, an taktischen Vorgängen in der Partei getrieben, und die oft höhnische Art, mit der dort über Prinzipien gesprochen wird, entsprechen vollständig dem Geiste zur Revision der Marxschen Lehren. Man kann hier einwenden, das sei nur eine kleine Gruppe Parteiangehöriger, die die „Monatshefte" beleben; aber man muß berücksichtigen, daß diese kleine Gruppe Tausende von Arbeitern beeinflußt. An Stelle grundsätzlicher Aufklärung tritt hier für die Proletarier jene ideologische, vom Bürgertum übernommene Definition, die besagt: Nicht ihr Arbeiter in eurer Masse spielt die Hauptrolle im Befreiungskampf, sondern nur einzelne hervorragende staatsmännisch veranlagte Persönlichkeiten, die ihr zu euren Abgeordneten erwählt. Diesen Abgeordneten müßt ihr denn auch das Recht lassen, nach eigenem Ermessen in gewissen parlamentarischen Situationen zu handeln. So zum Beispiel wissen wir heute noch nicht, ob wir im kommenden Landtag das Budget bewilligen oder nicht. Derartige Gedankengänge werden gewürzt durch recht geheimnisvoll klingende Worte wie „Imponderabilien", Dinge kommen im parlamentarischen Leben vor, die unwägbar sind. Die Staatsweisheit wird dadurch gekrönt, daß man, wie zum Beispiel Genosse Kolb im „Karlsruher Volksfreund" gar noch behauptet, die Politik habe ihre eigene Logik. Wörtlich schreibt er in Nr. 126 vom 3. Juni: „Die Politik hat eben ihre eigene Logik. Sobald man gezwungen ist, die politischen Probleme von der positiven Seite zu behandeln, kommt man ganz von selbst zu taktischen Konsequenzen, die man bisher ‚prinzipiell' als verfehlt gehalten hat."

In diesem Artikel „Taktik und Politik" behandelt er die Zustimmung der Reichstagsfraktion zur Deckungsvorlage in dem Sinne, als ob sich darin gezeigt habe, „daß die Sozialdemokratie als Partei de facto nichts anderes sein kann als eine Partei grundlegender sozialer, politischer, wirtschaftlicher Reformen, die den Zweck haben, die gesellschaftliche Umwälzung in der Richtung zum demokratischen Sozialismus nach besten Kräften und allen zu Gebote stehenden parlamentarischen und außerparlamentarischen Mitteln auf allen Gebieten zu fördern." Diese Reformpartei, sagt er dann, müßten wir auch den Mut haben zu scheinen.

Ganz der Geist Eduard Bernsteins: „Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie". Man hat eingesehen, daß unter anderen Begründungen zur Revision unserer marxistischen Grundsätze die Leugnung der Zuspitzung der Klassengegensätze ebenso verfehlt war,

wie beispielsweise die Namensänderung der materialistischen Geschichtsauffassung in ökonomische Geschichtsauffassung, die Bernstein für die „angemessenste Bezeichnung der marxistischen Geschichtstheorie" hielt. Man geht über theoretische Begründungen kühl zur praktischen Arbeit, zur Propagierung allerhand bürgerlicher Ideen über und kommt dabei weiter, ohne dem Kind seinen Namen zu nennen. Darum behaupte ich, der Revisionismus lebt. Er hatte ja nie feste Grundsätze und zeitigte darum auch Eigenschaften, die noch manchem Parteitag ein eigenartiges Gepräge geben werden. So wirkte es geradezu komisch, als man wegen einem Mann, der innerlich gar nichts mit sozialdemokratischen Ideen gemein hat, noch nach dem Ausschluß aus der Partei ellenlange Artikel über seine persönlichen Eigenschaften auftauchen sah. Der persönlich beste Mensch gehört nicht zu uns, wenn seine Ideenwelt dem Bürgertum gehört.[1] Aber die nahe Verwandtschaft des Revisionismus mit dem liberalen Bürgertum und seiner Geisteswelt wird durch die Angehörigkeit eines bürgerlichen Ideologen zur Partei in ganz anderer Weise berührt, als wenn es sich um den Ausschluß eines linksstehenden „Querkopfes" handelt.

Auch die Stuttgarter und überhaupt die gesamten Württemberger Parteidifferenzen sind Erzeugnisse revisionistischer Bestrebungen, die persönlichen Streitigkeiten sind natürlich Begleiterscheinungen, die kein Moralprediger zu verhindern vermag.

Auch unsere badische Großblockpolitik ist vom reinsten revisionistischen Wasser, das opportune Verlangen der Parteimitglieder soll dabei keineswegs bestritten werden. Die Triebfeder zur Großblockpolitik wurzelt aber nicht in den Arbeitermassen, deren wirtschaftliche Verhältnisse sie eher dem Gegenteil einer solchen Politik zusteuern müßten. Diese Triebfeder sind die Führer der Massen, und zwar dieselben, die das Budget bewilligen. Es wäre eine Selbsttäuschung, wenn wir in Süddeutschland der Meinung Ausdruck verleihen wollten, der Revisionismus sei nicht mehr vorhanden. Für Norddeutschland mag dies zutreffen, aber im Süden gilt heute noch, was Genosse Kautsky im April 1904 in der „Neuen Zeit" (XXII, 2, S. 37) über „Wahlkreis und Partei" geschrieben hat: „Bisher meinte man in der Partei, die Einheitlichkeit der Theorie, das heißt der Grundauffassungen, sei wünschenswert, die Einheitlichkeit der Organisation und der Taktik dagegen unerläßlich, nun erfahren wir, daß dem Revisionismus diese Einheitlichkeit ein Greuel ist und daß er in einer geschlossenen Organisation und Taktik bereits eine Gefährdung der ‚geistigen Selbständigkeit', der ‚geistigen Freiheit und Mannigfaltigkeit', ‚der Individualität' erblickt, kurz alles dessen, ‚was die Seele einer demokratischen Bewegung ist'."

Wenn wir heute hören müssen, daß der Genosse Kolb wieder gewillt ist, das Budget im badischen Landtag zu bewilligen, so sehen wir doch, daß da keine Einheitlichkeit in der Theorie vorhanden ist, viel weniger eine Einheitlichkeit in der Organisation und Taktik. Eine bloß opportunistische Strömung in der Partei wäre nie so weit gekommen, das Budget zu bewilligen; denn vor dem modernen Klassenstaat macht nur der einen Kotau, der in dem

[1] Die „Sozialistischen Monatshefte" bezeichnen in ihrem Heft vom 10. Juni Gerhard Hildebrand noch als „Genossen". Allerdings Genosse, aber nicht von Sozialdemokraten. Die Redaktion.

Wahne lebt: Gibst du ein Stück von deiner Haut, ist auch die meine nicht mehr teuer. Man opfert eben vom Prinzip, um das allmähliche evolutionäre Hineinleben in die sozialistische Gesellschaft zu bewerkstelligen. Und dieses gemütliche, in den Bahnen bürgerlicher Sitte und Ordnung bleibende Entwicklungsstadium kann doch gar keinen schöneren Anfang nehmen als mit Großblock, Budgetbewilligung, Eintritt ins Ministerium usw. Das Endziel ist uns nichts, die Bewegung alles. Dieser Geist weht heute noch vom Odenwald rheinaufwärts, der Donau entlang bis zur Isar, von dort gen Norden bis zum Main in den Köpfen einiger weniger, aber einflußreicher Parteimitglieder.

Versumpfen und Verbürgerlichen wird die Partei an sich nicht, trotz den genannten revisionistischen Bestrebungen. Dafür sorgt ein guter proletarischer Geist als Gegengewicht in Süddeutschland, der im Norden sich freilich ohne Hindernisse entfalten kann, weil die reaktionärere Luft dem Revisionismus schon allein den Atem ausgeblasen hat. Allein wenn nicht die Partei verbürgerlicht wird, so können es doch einzelne Teile sein in der deutschen Sozialdemokratie, die diesem Schicksal verfallen. Und dagegen könnte nichts vorteilhafter wirken als ein frischer Sturmwind des Massenstreiks.

Er würde reinigend nach innen und vorwärtsbewegend nach außen wirken.

„Wir sind zu allen Opfern bereit," erklärte in Basel auf dem außerordentlichen internationalen Kongreß Jaurès unter allgemeiner Zustimmung. Wenn aber in Deutschland die Partei bei einem Kriegsausbruch zu allen Opfern bereit ist, dann sollte sie auch, um der Möglichkeit eines Krieges verhindernd vorzubeugen, wenigstens zu einigen kleineren Opfern sich bereit erklären. Da die Heeresvermehrungen oder Vergrößerungen die Möglichkeit der Kriege nicht nur nicht verhindern, sondern geradezu heraufbeschwören, müßte die Partei für zukünftige Rüstungsvorlagen sich kampfbereiter halten, als es diesmal der Fall war. Im Reichstag war ja unsere Fraktion trotz ihrer Zahl völlig machtlos gegenüber den bürgerlichen Jasagern, und dies wird sie auch in nächster Zukunft sein. Mögen die Deckungsoperationen noch so geschickt auf die Besitzenden abgelenkt werden, die dauernden laufenden Ausgaben hat das arbeitende Volk doch zu bezahlen. Deshalb wäre es eine höchst notwendige Pflichterfüllung der Parteileitung, sofort beim Erscheinen einer zukünftigen Vorlage durch klar und energisch geschriebene Flugblätter die Massen aufzurütteln, Versammlungen und daraus entstehende Straßendemonstrationen folgen zu lassen. Dann könnte der parlamentarische Kampf schließlich unterstützt werden durch Massenstreiks. Dann brauchte Genosse Kautsky nicht mehr zu schreiben: „Erst die Reichstagsverhandlungen konnten allmählich den Massen die Augen darüber öffnen." Man hat sich zu sehr auf den Parlamentarismus verlassen, deshalb die Gleichgültigkeit der Massen.

Also bessern wir, zeigen wir den Herrschenden, daß die Viermillionenpartei nicht nur an der Wahlurne die Volksmassen auf ihrer Seite hat.

Auch selbst im heldenhaften Ringen unserer russischen Kampfesbrüder mußten immer einige wenige anfeuernd der Masse vorangehen, ob man sie Gewerkschaftler, Sozialisten oder sonstwie nennt; aber den spontan ausbrechenden Anfang macht eben die Masse nie. Doch sie kommt, wenn sie ge-

nügend „Anschauungsunterricht von Tatsachen" mitgemacht hat, in Deutschland erst — durch den Anfang der Partei. Weil selbst die Rückständigsten in der Sozialdemokratie die Freiheitskämpferin sehen.

* * *

Nachbemerkung. Hiermit gedenken wir die Diskussion über den Meerfeldschen Artikel und den Massenstreik zu schließen, abgesehen von der Frage der Organisation, über die uns noch ein Beitrag zugesagt ist. Wir haben uns bemüht, alle Richtungen unserer Partei zu Worte kommen zu lassen, und zwar vorwiegend nicht Intellektuelle, sondern Arbeiter. Selbstverständlich haben wir uns dabei jedes Kommentars enthalten. Nur zwei Bemerkungen seien dem Unterzeichneten zum Abschluß noch gestattet, die eine über das Ende des Revisionismus und die andere über das Fortreißen der Masse durch eine kühne Initiative.

Genosse Trabinger meint, wenn ich in Baden lebte, würde ich nicht vom Aufhören des Revisionismus sprechen. Das ist möglich. Ich hatte aber nicht Baden im Auge, sondern die Entwicklung der Gesamtheit unserer Partei, und zwar nicht bloß im Deutschen Reiche, sondern auch in Frankreich. Überall finden wir im ganzen und großen, daß die alten Gegensätze verschwinden, die uns seit 1897 trennten und die nun durch neue Probleme und Gegensätze zurückgedrängt werden. Das mag in einzelnen Lokalitäten noch nicht der Fall sein. Aber es bedünkt mich, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo auch in Baden der Genosse Kolb als letzte Säule des Revisionismus von dessen verschwundener Pracht zeugen wird.

Genosse Trabinger selbst meint, der Revisionismus als „theoretische Erscheinung" sei an dem Granit des Marxismus zersplittert. Die praktischen Erscheinungen aber, die er als Konsequenzen des Revisionismus betrachtet, sind weit älter als dieser. Sie sind so alt wie die Partei.

Über die Art, wie wir uns zur jeweiligen Regierung und zu den einzelnen Parteien verhalten sollen, wie wir die Bedürfnisse der Propaganda mit denen nach positiven Leistungen, den Drang nach sofortigen, augenblicklichen Erfolgen mit der langsamen und unermüdlichen Vorbereitung einer großen Zukunft vereinen — über alles das sind vom Anfang unserer Partei an die größten und erbittertsten Kämpfe geführt worden. Schon der so scharfe Gegensatz zwischen Marx und Lassalle bei der Begründung unserer Partei vor fünfzig Jahren ist nicht zum wenigsten auf verschiedene Auffassungen derartiger Probleme zurückzuführen. Es sind Probleme, deren Form mit den historischen Situationen ständig wechselt und die uns immer wieder vor neue, unerhörte Aufgaben stellen. Kämpfe um solche Fragen bezeichnen den Beginn unserer Bewegung, und solche Kämpfe wird es geben, solange unsere Bewegung dauert. Der Gegensatz zwischen Revisionismus und Marxismus ist nur eine Episode dieses steten Kampfes.

Die Auffassung, daß revolutionäre Bewegungen durch die kühne Initiative einiger weniger entstehen, die die Masse mit sich fortreißen, ist aber keineswegs marxistisch, sondern vormarxistisch. Ich habe darüber schon vor zwanzig Jahren in einem Artikel der „Neuen Zeit" gehandelt, den ich zum großen Teil in meinem „Weg zur Macht" wieder abdruckte. Ich kann mich daher darüber hier kurz fassen.

Solange die Volksmasse keine politischen Rechte besaß, weder Versammlungs-, Vereinsrecht, Preßfreiheit noch das Wahlrecht, war es unmöglich, festzustellen, welche Stimmungen und Gefühle sie beherrschten. Sie selbst war sich darüber nicht klar, und Regierungen wie Revolutionäre tappten im dunkeln herum. Ob die Masse gegen die bestehende Ordnung aktionslustig sei und in welcher Richtung sie agieren möchte, konnte nur durch Experimente, „kühne Initiativen" festgestellt werden, bei denen die Masse freilich nur zu oft versagte, die aber doch, wenn im geeigneten Moment unternommen, von Erfolg sein mochten. Die Entwicklung war damals sprunghaft, unberechenbar, von schweren Rückschlägen begleitet.

Anders wird die Sache dort, wo die Masse genügend politische Rechte hat, um sich zu organisieren und ihre Meinungen und Bedürfnisse kundzugeben. Jetzt tritt

immer mehr die Trennung zwischen organisierter und nichtorganisierter Masse ein. Die kampffähigen und kampflustigen Elemente organisieren sich. Die zu dauerndem Kampfe unfähigen oder unlustigen Elemente bleiben außerhalb der Organisationen. Diese sind nach wie vor gleich unberechenbar in ihren Aktionen, indes die organisierten Elemente immer klarer darüber werden, was sie wollen und wie sie es zu erreichen suchen. Sie beherrschen indes auch immer mehr einen großen Teil der Unorganisierten. Der Wille der Gesamtmasse findet mitunter einen deutlichen Ausdruck bei Wahlen unter allgemeinem, gleichem Wahlrecht. Daher treten die Kräfteverhältnisse der verschiedenen Klassen und Parteien immer klarer zutage. Die aufstrebenden Klassen werden gehindert, sich an Aufgaben heranzumachen, denen sie noch nicht gewachsen sind. Experimente und „kühne Initiativen" zum Fortreißen der Massen werden überflüssig. Die Entwicklung wird ruhiger, die aufstrebenden Klassen erfechten dort, wo sie wenigstens die primitivsten politischen Rechte haben, keine so überraschenden Siege, aber auch keine so vernichtenden Niederlagen mehr wie in unfreien Ländern.

„Die demokratisch-proletarische Methode des Kampfes mag langweiliger erscheinen als die der Revolutionszeit der Bourgeoisie; sie ist sicherlich weniger dramatisch und effektvoll, aber sie erfordert auch weit weniger Opfer. Das mag einem schöngeistigen Literatentum sehr gleichgültig sein, das in Sozialismus macht, um einen interessanten Sport und interessante Stoffe zu finden, nicht aber jenen, die den Kampf wirklich zu führen haben." („Weg zur Macht", S. 54.)

Das Fortreißen der Massen durch eine kühne Initiative ist also ein Überbleibsel aus der Zeit der bürgerlichen Revolutionen.

Aber damit ist nicht gesagt, daß wir nicht mehr Zeiten eines plötzlichen, unerwarteten revolutionären Aufschwunges der Volksmassen zu erwarten hätten. Genosse Hartleib hat gewiß recht, wenn er darauf hinweist, wie groß noch die Zahl der Indifferenten, Kleinmütigen, ja uns direkt feindseligen Elemente im Proletariat sei, die wir gewinnen müßten, ehe ein Massenstreik möglich sei. Sicher ist unermüdliche Agitations- und Organisationsarbeit der Partei das einzige Mittel, sie unter den gegebenen Verhältnissen für einen solchen Streik reif zu machen. Aber Genosse Hartleib wäre zu pessimistisch, wenn er, wie es scheint, annimmt, die heutigen Bedingungen unserer Tätigkeit könnten sich nicht ändern.

Neben unserer langsam, aber unwiderstehlich wirkenden Agitations- und Organisationsarbeit und der ebenso langsam (wenigstens für unsere Wünsche und Bedürfnisse), aber noch unwiderstehlicher wirkenden ökonomischen Entwicklung, die beide unser siegreiches Vorwärtsschreiten bedingen, treten zeitweise auch Faktoren auf, die plötzlich in gewaltigster Weise die Massen aufwühlen und aufpeitschen, sie gerade dadurch aufwühlen, weil sie abnorme, überraschende Erscheinungen sind, die nur selten auftreten. Jedoch auch dort, wo solche Faktoren wirken, gilt es nicht, die Massen durch eine „kühne Initiative" mitzureißen, wohl aber gilt es dann für unsere Partei, die Leitung der ungestümen und ungebändigten Kräfte zu übernehmen, sie der Erringung erreichbarer und notwendiger Ziele dienstbar zu machen.

Solche Ereignisse sind zum Beispiel Staatsstreiche, Kriege, finanzielle Krisen. In meinem „Weg zur Macht" wies ich darauf hin, daß die ökonomischen und politischen Verhältnisse sich rasch immer mehr in einer Weise gestalten, die erwarten läßt, daß wir in eine Epoche eintreten, in der Ereignisse wie die ebengenannten uns immer näherrücken, und daß daher auch neben den bisherigen Formen unserer Aktion neue, gewaltigere zu erwarten seien, die uns zeitweise rascher vorwärts bringen, aber auch größere Rückschläge herbeiführen können, als es bei uns seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorkam.

Die kommende Entwicklung wird damit immer unberechenbarer.

„Wir werden aus den Überraschungen nicht herauskommen." („Weg zur Macht", S. 110.)

Das ist rascher, als ich selbst erwartet, wahr geworden.

„In diesem allgemeinen Schwanken wird sich aber die Sozialdemokratie um so mehr behaupten, je weniger sie selbst schwankt, je fester sie sich selbst treu bleibt." (A. a. O., S. 110.)

Also arbeiten wir unverdrossen weiter wie bisher, gewöhnen wir uns aber daran, mit großen revolutionären Ereignissen zu rechnen. Lassen wir uns jedoch nicht von unseren Wünschen und Bedürfnissen hinreißen, solche Ereignisse vorzeitig künstlich durch eine kühne Initiative herbeizaubern zu wollen. Die Zeiten, wo eine solche am Platze sein konnte, um die revolutionäre Stimmung der Massen zu erproben, sind längst vorbei.

K. Kautsky.

Literarische Rundschau.

E. Vandervelde, **La Coopération neutre et la Coopération socialiste** (Die neutrale und die sozialistische Genossenschaftsbewegung). Paris 1913, Felix Alcan. 226 Seiten. Preis 3,50 Franken.

Das neue Buch von Vandervelde kommt gerade zur rechten Zeit. Man interessiert sich in der letzten Zeit in sozialistischen Kreisen sehr für die Frage der Beziehungen zwischen Genossenschaft und Sozialismus, und zwar besonders in der sozialistischen Welt Frankreichs, weil die genossenschaftliche Einheit hier an der Tagesordnung ist. Das Werk unseres Genossen ist, wie seine bisherigen Veröffentlichungen, von großer Klarheit und Einfachheit. Das Buch besteht aus drei Teilen: der erste behandelt die früheren Beziehungen zwischen Sozialismus und Genossenschaft; der zweite spricht über die gegenwärtigen Beziehungen; der dritte zeigt, welcher Art diese Beziehungen sein sollten.

Der Verfasser gibt einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Genossenschaftswesens und zeigt uns, wie die Genossenschaftsbewegung, die ursprünglich sozialistisch war (in dem Sinne, daß die ersten Genossenschaftler glaubten, das sozialistische Ideal allein durch die Genossenschaft verwirklichen zu können), sich allmählich vom Sozialismus loslöste, wie die beiden Bewegungen im gegebenen Augenblick sogar in Gegensatz zueinander treten, wie sie sich aber in letzter Zeit einander näherten und jetzt danach streben, sich immer mehr zu vereinigen.

Unter Bezugnahme auf Owen, Buchez, Louis Blanc, Lassalle, Marx, die Internationale und die nationalen sozialistischen Parteien prüft Vandervelde sorgfältig die fortschreitende Ideenentwicklung der Sozialisten über das Genossenschaftswesen, erörtert die Illusionen, denen sie sich früher über Produktivgenossenschaften hingegeben haben, spricht von der geringen Bedeutung, die sie anfänglich den Konsumvereinen beilegten, und zeigt, daß die Konsumvereine, als sie später auf einer anderen Basis errichtet wurden und andere Ziele verfolgten, nach und nach die Sympathie der Sozialisten gewannen. Vandervelde ist der Ansicht, und wir stimmen mit ihm darin überein, daß das Beispiel der belgischen Sozialisten mit ihrer Auffassung von der sozialistischen Genossenschaft und dank ihrer praktischen Erfolge auf diesem Gebiet eine entscheidende Rolle gespielt und viel zur Annäherung von Genossenschaft und Sozialismus beigetragen hat. Mit vollem Rechte ist daher dieses Buch Eduard Anseele gewidmet, dem Begründer des Vooruit, dem „Genossenschaftler und Sozialisten".

Die beiden letzten Worte dieser Widmung bilden ein ganzes Programm. Und nachdem Vandervelde die beiden gleichzeitigen Richtungen der Genossenschaftsbewegung analysiert hat, spricht er sich deutlich gegen den Versuch aus, die Genossenschaftssache von der sozialistischen zu trennen, er ist also gegen die neutrale und für die sozialistische Genossenschaft. Gewiß, er verhehlt sich nicht, daß das belgische System, das durch die Einverleibung der Arbeitergenossenschaften in die sozialistische Partei charakterisiert wird, im Grunde genommen eine Ausnahme bildet;

andererseits zeigt er aber, daß man die Neutralität der Genossenschaft verschiedenartig auffassen kann, und daß sich in dieser Beziehung der Standpunkt der französischen sozialistischen Partei deutlich von dem der deutschen und österreichischen Sozialisten unterscheidet, die, wenngleich sie sich für Neutralität aussprechen, doch nicht in die Übertreibungen von Fournière, Héliès, Thomas und anderen mehr mit ihrem „Eigenwert der Genossenschaft" verfallen. Fournière zum Beispiel steht ganz auf bürgerlichem Standpunkt, wie Dr. Hans Müller, Ch. Gide und andere mehr, wenn er sagt, „um ein dem Klassenkampf treuer Sozialist zu bleiben, müsse man aufhören, Genossenschaftler (??) zu sein", und „um die Sache zu arrangieren", findet er kein anderes Mittel, als „mit dem Klassenkampf ein Ende zu machen". Die deutschen Neutralisten, die zur Sozialdemokratie gehören, werden über diese „Weisheit" der französischen Opportunisten lachen.

Diese letzteren treiben wirklich mit der Resolution des internationalen Sozialistenkongresses in Kopenhagen Mißbrauch, wenn sie diese im Sinne eines übertriebenen Neutralismus auslegen. Die Resolution spricht, indem sie die genossenschaftliche Einheit empfiehlt, von den Genossenschaften, „die sich auf der Basis der gegenwärtigen Resolution gebildet haben", die im sozialistischen Sinne und nicht im Sinne eines vorgeblichen „Zusammenarbeitens der Klassen" gemeint ist; andererseits verlangt sie besonders, daß „die Beziehungen zwischen den politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen immer inniger werden, ohne daß dadurch ihre Selbständigkeit angetastet werde". Dies ist die Formel der sozialistischen Neutralität, die in der Genossenschaft nur eines der proletarischen Kampfmittel sieht gegen das kapitalistische System und für die auf den Kollektivbesitz der Produktionsmittel basierte Gesellschaft.

Übrigens spricht sich Vandervelde selbst gegen diesen Neutralismus aus und nicht nur gegen den bürgerlichen Neutralismus. Er will nicht zugeben, daß der Konsumverein seiner Natur und Bestimmung nach sozialistisch ist. Er bekämpft den Optimismus der heftigen Neutralitätsverfechter, der durch die Geschichte vieler parteiloser Genossenschaften keineswegs gerechtfertigt wird. Er stellt die folgende Alternative: die Genossenschaft ist entweder neutral, den Bürgern wie auch den Arbeitern zugänglich, auf dem Prinzip der Zusammenarbeit der Klassen begründet, lediglich bestrebt, den Konsumenten mit Waren zu niedrigen Preisen zu versorgen, und in diesem Falle verzichtet sie auf das, was die Zukunftsgröße und Bedeutung der sozialistischen Genossenschaft ausmacht; oder sie ist sozialistisch, ohne das Kennzeichen des Sozialismus zu tragen, sie ist lediglich eine Arbeitergenossenschaft, steht auf dem Boden des Klassenkampfes, verbindet sich mit den übrigen Formen der proletarischen Organisation zum Kampfe gegen den Kapitalismus und wird in diesem Falle nicht leichter Mitglieder anwerben und keine größeren Entwicklungsmöglichkeiten haben als die ausgesprochen sozialistische Genossenschaft. Daher hält Vandervelde es für richtiger, die Bezeichnung in Einklang mit der Wirklichkeit zu bringen. Nach der Ansicht des Verfassers ist das ein Schutzmittel gegen Verirrungen, gegen nicht wünschenswerte Beitritte, gegen Krämergeist und gegen den Kultus des Gottes „Dividende". Vandervelde bemüht sich, zu zeigen, daß die sozialistische Etikettierung (und der Enthusiasmus), weit davon entfernt, nachteilig auf die Anwerbung von Arbeitermitgliedern zu wirken, vielmehr in vielen Fällen — selbst bürgerliche Genossenschafter wie Ch. Gide geben dies zu — den Anstoß gegeben hat, den Konsumvereinen Proletarier in großer Menge zuzuführen. Und er schließt: „Je mehr die Arbeiter die Notwendigkeit einsehen werden, zu gleicher Zeit ihrer politischen Gruppe, ihrer Gewerkschaft und ihrer Genossenschaft anzugehören, um so mehr werden die verschiedenen Formen der proletarischen Aktion in immer festere Beziehungen zueinander treten. Sie werden ihre Autonomie bewahren, aber sie werden einander stützen und ihre Bestrebungen auf das gemeinsame Ziel richten: die Umwandlung der Lohnarbeit in Genossenschaftsarbeit."

Selbst diejenigen unter den Neutralisten, die, auf dem Boden des Klassenkampfes stehend, mit der Grundthese Vanderveldes, das heißt mit dem Anschluß der Genossenschaften an die sozialistische Partei, nicht übereinstimmen, werden sein Buch mit Vergnügen lesen und seine energische Beweisführung gegen die „Nurgenossenschafter" jeden Schlages mit Interesse verfolgen. Das Buch Vanderveldes ist eine wertvolle Bereicherung der sozialistischen Literatur über das Genossenschaftswesen. G. Stiekloff.

Dr. Karl Vogel, **Einkommen der Handwerker im Stadtkreis Hannover.** Jena 1912, Verlag von Gustav Fischer. 81 Seiten. Preis 3 Mark.

Die zerrüttende Wirkung des Kapitalismus auf die Kleinbetriebe äußert sich nicht so sehr durch direkte Auffaugung als vielmehr in der Unterhöhlung der wirtschaftlichen Stellung der kleinen Betriebsinhaber. Proletarische Lebenshaltung und Unsicherheit der Existenz sind die Merkmale dieser Entwicklung für das Handwerk. In welcher Weise der kapitalistische Zersetzungsprozeß bereits gewirkt hat, illustriert das Vogelsche Werk mit greifbarer Deutlichkeit. An der Hand der Steuerdaten der Stadt Hannover untersucht der Verfasser das Einkommen von 4621 Handwerksmeistern. Das Ergebnis ist wenig erfreulich. 4130 Meister, also fast 90 Prozent, versteuerten unter 3000 Mark Einkommen; nur 491 Handwerker = 10,63 Prozent erzielten mehr als 3000 Mark Einkommen. Das mittlere Einkommen, das von 50 Prozent der Handwerker erreicht wird, liegt in der Steuerstufe von 1350 bis 1500 Mark. Wenn schon diese Zahlen ahnen lassen, wie wenig man heute noch vom „goldenen Boden des Handwerks" reden kann, so sind die Mitteilungen über die Einkommensverhältnisse der einzelnen Handwerke noch charakteristischer. Sie besagen, daß die Masse der städtischen Handwerker ein Einkommen hat, das kaum mehr als eine proletarische Lebensführung gestattet. Die folgende Tabelle gibt Auskunft über das mittlere Einkommen der hauptsächlichsten Handwerke, wobei wir den Prozentsatz der mehr als 3000 Mark Einkommen versteuernden Meister hinzugefügt haben:

	Zahl der Handwerksmeister	Typische Einkommen	Über 3000 Mark Einkommen versteuerten
Bäcker	344	2100 bis 2400 Mark	22,97 Prozent
Fleischer	271	2100 " 2400 "	31,00 "
Maurer	155	2400 " 2700 "	41,94 "
Schlosser	165	1650 " 1800 "	11,52 "
Klempner	134	1500 " 1650 "	7,46 "
Maler	351	1500 " 1650 "	7,41 "
Barbiere	296	1200 " 1350 "	1,35 "
Tapezierer	224	1200 " 1350 "	4,02 "
Tischler	392	1350 " 1500 "	6,63 "
Schneider	596	1050 " 1200 "	3,69 "
Schuhmacher	648	1050 " 1200 "	0,46 "
	3576		

Außer den hier angeführten gibt es noch einige andere Handwerke, die in der niedrigsten Einkommensklasse rangieren. Im übrigen läßt sich der Einfluß der fabrikmäßigen Warenherstellung in der obigen Zusammenstellung ziemlich genau verfolgen. Das Nahrungsmittelgewerbe wird heute noch verhältnismäßig wenig in Großbetrieben ausgeübt. Bäcker und Fleischer erzielen daher im Durchschnitt ein ausreichendes Einkommen. Daß die Maurer an der Spitze stehen, ist wohl auf ihre innige Verbindung mit dem großstädtischen Bodenspekulantentum zurückzuführen. Bei den Schlossern würde sich der Einfluß des Großbetriebs noch viel deutlicher

zeigen, wenn sich nicht gerade diesen Handwerkern mancherlei Nebenbeschäftigung böte. Um so klarer treten die Schäden der kapitalistischen Entwicklung in den übrigen Handwerken zutage, besonders aber bei den Schneidern und Schuhmachern, deren Einkommen kaum das der ungelernten städtischen Arbeiter erreicht. Und welche Unsumme von Arbeit, selbst unter Hinzurechnung des Verdienstes der Kinder und Frauen, ist nötig, um nur dieses geringe Einkommen zu erzielen!

Natürlich ist mit solchem Einkommen nur eine proletarische Lebenshaltung möglich, und die „Selbständigkeit" dieser Handwerker ist eine Fiktion, die nur durch die Reduzierung der notwendigen Lebensansprüche auf das geringste Maß mühsam aufrechterhalten werden kann. Es ist ein Verdienst des Verfassers, einmal dieses einwandfreie Material zur Beurteilung der Lebenshaltung des großstädtischen Handwerks beschafft zu haben, denn wenn auch angenommen werden muß, daß die mitgeteilten Einkommenszahlen bei der Steuereinschätzung der Handwerksmeister möglichst nach unten abgerundet wurden, so behält das Material selbst mit dieser Korrektur seinen Wert. Es wäre zu wünschen, daß ähnliche Untersuchungen allgemein und regelmäßig veranstaltet würden, um auch die nötigen Vergleichsmaßstäbe zu erhalten.

Die Angaben des Verfassers über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Gesellen und Lehrlinge sind dagegen mit Vorsicht aufzunehmen, denn sie stammen ausschließlich von den maßgebenden Innungsmeistern. Die Arbeiter selbst oder deren Organisationen hat Dr. Vogel nicht befragt. Deshalb ist auch erklärlich, daß die Arbeitsverhältnisse der Arbeiter in einzelnen Berufen viel zu rosig dargestellt sind, was dem Verfasser übrigens inzwischen von beteiligter Seite nachgewiesen worden ist.

Ernst Andrée.

E. Sylvia Pankhurst, **The Suffragette.** The historie of the women's militant suffrage movement 1905—1910. London, Gay & Hancock Limited. 517 Seiten.

M. G. Fawcett, L. L. D. President of the National Union of Women's Suffrage Societies, **Women's Suffrage.** A short history of a great movement. London, T. C. & E. C. Jack. 94 Seiten. Preis 6 Pence.

Käthe Schirmacher, **Die Suffragetts.** Weimar, A. Dunker. 156 Seiten.

Es liegen uns drei Publikationen über die englische Frauenwahlrechtsbewegung vor. Das Büchlein der Mrs. Fawcett gibt einen trefflichen Überblick über die historische Entwicklung der Bewegung von ihrem frühesten Beginn bis zum Anfang des Jahres 1912, der Zeit, als die Propaganda für die politischen Forderungen der Frauen so starke Wirkung erzielt hatte, daß nicht nur innerhalb von vier Monaten 4000 Versammlungen in London abgehalten werden konnten und ein Frauenstimmrechtsmeeting im Hydepark eine halbe Million Menschen vereinigte, sondern daß auch 130 englische Gemeinden, darunter viele der größten Städte und bedeutendsten Industrieorte Englands, um Einführung des Frauenstimmrechtes an das Unterhaus petitionierten.

Nur durch den großen Enthusiasmus für diese Forderung, der damals sehr weite Kreise sowohl der männlichen als auch der weiblichen Bevölkerung Englands erfaßt hatte, ist es zu erklären, daß die bewährte und verdienstvolle Führerin der gemäßigten Frauenstimmrechtsbewegung, die seit Jahrzehnten den Kampf um politische Frauenrechte kämpft, mit der größten Zuversicht erwartet hatte, daß das Jahr 1912 den Sieg ihrer Sache sehen werde. Die Versprechungen der Minister galten ihr noch immer als unbedingt verläßlich, trotzdem sie es selbst am genauesten wissen mußte, wie englische Regierungen, mochten sie nun der einen oder anderen Partei angehören, seit vierzig Jahren das Frauenwahlrecht als eines ihrer Mittel politischer Intrigen benutzt hatten, es immer wieder zwei Lesungen passieren ließen, um dann entweder die dritte zu verhindern oder die betreffende

Will in der dritten zu werfen, je nachdem die augenblickliche Konstellation das eine oder andere Verfahren als sicherer erscheinen ließ.

Miß Pankhurst steht, obwohl sie ihr Buch schon um ein Jahr früher geschrieben hat, doch den Versprechungen der liberalen Regierung viel mißtrauischer gegenüber und zählt nur mehr auf die Kraft der Stimmrechtskämpfer beiderlei Geschlechtes. Ihr Werk gibt eine sehr lebendige und interessante Schilderung des Entstehens und Anwachsens der Suffragettenbewegung und legt beredtes Zeugnis ab für den Ernst und die Begeisterung, die darin zur Geltung kamen.

Schon bei der Begründung ihrer Organisation, der Sozialen und politischen Frauenunion, nannten sich die Anfängerinnen dieser Richtung die „militanten", um sich dadurch grundsätzlich von den gemäßigten und regierungsfrommen Verfechterinnen des Frauenwahlrechtes, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren, zu unterscheiden. Aber die Mittel, die sie zunächst anwandten und die sie bis zu den letzten Jahren beibehalten haben, waren im Grunde die gleichen, die auch sonst in allen englischen Wahlrechtskämpfen, auch in denen der Frauen, angewendet worden sind, wenn auch sehr selten mit dem gleichen Mute, Eifer und Temperament, wie sie die später als „Suffragetts" bezeichneten, „militanten" Frauen einzusetzen hatten.

Als ungesetzlich kann weder das Unterbrechen der Redner in Wählerversammlungen durch die Anfrage, wie sich diese als Mitglieder des Unterhauses oder als Minister zum Frauenstimmrecht verhalten würden, bezeichnet werden, noch die improvisierten Versammlungen auf öffentlichen Plätzen, noch die Abhaltung von Riesenmeetings und Veranstaltung von Demonstrationsumzügen, noch die Entsendung von Deputationen, die dann, um sich ihres Auftrags zu entledigen, zu den Ministern und ins Parlament zu gelangen suchten, auch wenn man ihnen den Zugang noch so sehr erschwerte. Ganz ungesetzlich dagegen war das Vorgehen der Regierung, die auf diese friedlichen und gesetzlichen Maßnahmen mit der Anwendung roher Gewalt erwiderte und für die Frauen jedes geltende Versammlungs- und Petitionsrecht außer Kraft setzte.

Leider reicht die Darstellung der Miß Pankhurst, die zwar von Begeisterung für die Sache durchglüht ist, in deren Dienst die Verfasserin ihr Leben gestellt hat, aber durchaus nichts Fanatisches an sich trägt, nicht bis zu dem Umschwung, den die Taktik der Suffragetts in den allerletzten Jahren genommen hat, so daß wir ihrem Buche keine Begründung und Rechtfertigung der terroristischen Maßregeln entnehmen können, zu denen die Anhängerinnen der militanten Richtung seither übergegangen sind.

Auch das Buch der Mrs. Fawcett, der Präsidentin der Union gemäßigter Frauenvereine, ist schon zu einer Zeit abgeschlossen worden, als die Suffragetts zwar schon einige Fensterscheiben als Protest gegen die Mißhandlung ihrer Führerinnen im Gefängnis zerschlagen hatten, aber zur Anwendung wirklich gewaltsamer Mittel noch nicht übergegangen waren. Mrs. Fawcett stimmt in ihrem Buche der leidenschaftlichen Kampfesweise der Suffragetts zwar durchaus nicht zu, beklagt diese vielmehr, aber die Kritik, der sie dieselbe unterzieht, ist eine durchaus sachliche und wohlwollende. Auch sie stellt fest, daß es die Machthabenden gewesen seien, die der im Anfang keineswegs ungesetzlichen Propaganda der militanten Richtung die brutalste Gewalt entgegengesetzt hätten und die gegen Frauen, denen als politische Gefangene unbedingt das Recht auf anständige Behandlung zukam, in boshafter und erniedrigender Weise vorgegangen wären, wodurch diese, als alle Proteste wirkungslos verhallten, sich zur Anwendung des Hungerstreiks gezwungen gesehen hätten. Durch die Anwendung dieses Mittels aber hätten die militanten Frauen den Beweis erbracht, daß auch sie viel mehr bereit seien, selbst zu leiden, als anderen Gewalt anzutun.

Mrs. Fawcett schildert, wie die leitenden Staatsmänner die Wahlrechtskämpferinnen immer wieder verhöhnten, weil diesen, wie sie meinten, doch der Mut fehle,

gewaltsame Mittel anzuwenden, wie es die Männer noch in jedem Befreiungskampf getan und wie es auch tatsächlich notwendig sei, um einer weitgehenden demokratischen Forderung zum Siege zu verhelfen.

Wenn aber die beiden Bücher der Vertreterinnen zweier verschiedenen Richtungen in der englischen Frauenstimmrechtsbewegung auch übereinstimmend dartun, daß es die Einsichtslosigkeit und Härte der Herrschenden waren, welche die um ihr politisches Recht kämpfenden Frauen zur verzweifelten Gegenwehr getrieben haben, so zeigen sie auch ebenso übereinstimmend, wenn auch unbewußt, daß die englische Frauenwahlrechtsbewegung beider Richtungen von einer einseitigen Überschätzung des Stimmrechtes erfüllt ist, welche denjenigen Teil, der ihre Konsequenzen entschlossen zog, schließlich zu Handlungen treiben mußte, die nun über ihr Ziel hinauszuschießen und dieses zu verfehlen drohen.

Die „Erringung des Frauenwahlrechtes" und die „Befreiung der Frau" sind für beide Autorinnen Ausdrücke, die sich vollkommen decken. Beide wenden bald den einen und bald den anderen im gleichen Sinne an, als wenn sie gleichbedeutend wären, was sie doch in Wirklichkeit keineswegs sind. Wie dringend notwendig auch die Frauen aller Kulturländer des Wahlrechtes als einer der wirkungsvollsten Waffen in ihrem Befreiungskampf bedürfen, es bliebe doch, auch wenn es heute schon errungen wäre, und es bleibt dort, wo es bereits errungen ist, nur eine der verschiedenartigen Waffen, welche die Frauen in diesem Kampfe zu führen haben, und ist weit davon entfernt, die Befreiung selbst zu bedeuten, weil eben die Bedrückung des Weibes am tiefsten in den wirtschaftlichen Verhältnissen wurzelt und sich in den politischen nur widerspiegelt.

Auch darin stimmen die gemäßigte und die militante Autorin überein, daß sie zwar beide vor dem allgemeinen Stimmrecht eine konventionelle Verbeugung machen, sich aber zugleich bereit zeigen, ein sehr beschränktes Frauenstimmrecht anzunehmen, bei welcher Taktik die Suffragetts allerdings bis vor ganz kurzer Zeit auch den Beifall und die Unterstützung der Independent Labour Party fanden.

Das Buch Käthe Schirmachers ist zum größten Teil ein Auszug aus E. Sylvia Pankhursts Werk. Als solcher kann es weder die Lebendigkeit noch den warmen Gefühlston haben, die das Werk Miß Pankhursts zu einer fesselnden Lektüre machen. Doch ist das Schirmachersche Buch insofern auch als eine Ergänzung des Pankhurstschen zu betrachten, daß es die Ereignisse bis in die letzte Zeit verfolgt, wenn auch leider durchaus nicht ausreichend erklärt.

Aufschluß darüber, welche wirtschaftlichen und sozialen Kräfte es vermocht haben, Frauen des englischen Bürgertums in so großer Zahl zu revoltieren und in eine Bewegung hineinzureißen, die sie willig die allerschwersten Opfer bringen läßt, und das zu einer Zeit, da die bürgerlichen Männer aller Kulturländer längst unfähig geworden sind, für ihre eigenen Forderungen Leib und Leben einzusetzen, gibt uns keines der drei besprochenen Bücher. Um so wärmer wäre es zu begrüßen, wenn bald ein Mitglied unserer englischen Bruderparteien daran ginge, diese Lücke auszufüllen.

Sowohl das Buch der Miß Pankhurst als auch das Dr. Schirmachers ist mit vielen schönen Illustrationen geschmückt. Therese Schlesinger.

Zeitschriftenschau.

Im Juliheft des „Kampf" bespricht Karl Renner in einem Artikel „**Ein untaugliches Instrument**" die parlamentarischen Verhältnisse in Österreich und die Stellung des Deutschen Nationalverbandes, der führenden Mehrheit des Parlamentes. Der Deutsche Nationalverband hat nach den Reichsratswahlen im Jahre 1911 die Christlichsozialen in dem Anspruch auf die Herrschaft im Parlament abgelöst. Die christlichsoziale Partei ist dort zu einem willenlosen Anhängsel des Nationalverbandes geworden. Dieser sowie die Regierung trägt die Verantwortung

für die Schicksale der Volksvertretung. Während die Regierung durch ihre großsprecherische Haltung in der äußeren Politik, durch die Regimenter an den Grenzen, durch Konfiskationen und politische Verurteilungen Kraft und Stärke des Staatswesens vortäuschen will, enthüllen die verderblichen Wirkungen der auswärtigen Politik, die Preßkampagne des Kania und seiner Gefolgschaft, die Affären Prohaska, Skutari, Redel, die Herrschaft der Tisza und Lukacs in Ungarn die innere Schwäche der Monarchie, die moralische Fäulnis im politischen Leben. Alle diese Erscheinungen nun deckt der Deutsche Nationalverband und läßt so den deutschen Namen dazu mißbrauchen, daß mit ihm alle Gewalttat, Korruption und Erbärmlichkeit innerhalb und außerhalb Österreichs gerechtfertigt wird. Seit der Regierung Taaffe ist die freie Meinungsäußerung nicht so brutal unterdrückt worden, noch niemals hat der Klerikalismus so die ganze Verwaltung zu durchdringen vermocht wie unter der jetzigen Regierung, für die die Partei der Professoren und Advokaten, der Los-von-Rom-Kämpfer und Eherechtsreformer jederzeit einzutreten bereit ist. Man sollte nun glauben, daß diese Vertretung des deutschen Bürgertums durch Eroberung neuer Absatzmärkte, durch wirtschaftliche Ausdehnung auf dem Balkan die Rückständigkeit des österreichischen Kapitalismus zu beseitigen trachtet. Aber auch hier versagt der Nationalverband vollständig. Seine Wirtschaftspolitik wird von den beschränktesten Zünftlern und Krämern gemacht. Ein Vergleich der Regierung Stürgkh mit früheren Regierungen unter der Präsidentschaft von Körber, Gautsch oder Beck zeigt, welch furchtbaren Tiefstand die österreichische Regierungskunst erreicht hat. Auch das fällt der deutschen Linken zur Last, keine Regierung ist ohne ihre Stimmen möglich. Das allgemeine Wahlrecht hat der deutschen Bourgeoisie in Österreich die Macht in die Hand gegeben. Im Deutschen Nationalverband hat sich das deutsche Bürgertum ein untaugliches Instrument zur Ausübung dieser Macht gewählt. Aufgabe der deutschen Arbeiter ist es, durch unablässige Kritik die Nichtigkeit dieses Parteigebildes jedermann klarzumachen, damit es so bald als möglich zur verdienten Bedeutungslosigkeit herabsinke.

Emil Strauß bespricht „Die Politik der tschechischen Bourgeoisie". Die entscheidende Tatsache in der Geschichte der tschechischen Politik der letzten zwanzig Jahre ist die Entwicklung der tschechischen Bourgeoisie. Diese hat heute ein weit stärker entwickeltes Klassenbewußtsein als das tschechische Proletariat, das noch stark in kleinbürgerlichen Vorurteilen steckt. Bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist die tschechische Politik die Politik des Kleinbürgertums, beherrscht von staatsrechtlichen Argumenten. Nach einer Darlegung der historischen Bedeutung dieser Argumente zeigt Strauß, wie das tschechische Bürgertum, dessen ökonomische Interessen die Zugehörigkeit zu einem so großen Wirtschaftsgebiet, wie es Österreich ist, verlangen, den Kampf gegen das böhmische Staatsrecht aufnahm. Am wirkungsvollsten führten diesen Kampf die Jungtschechen, die Partei des Handels-, Industrie- und Finanzkapitals. Die neue politische Ideologie des tschechischen Bürgertums wird jetzt der österreichische Patriotismus. Am deutlichsten zeigt sich dies in der veränderten Stellung zum Militarismus. Früher galt das Militär als Vertreter des feindlichen österreichischen zentralistischen Systems, und jeder Tscheche war aus nationalen Gründen Antimilitarist. Heute ist die tschechische Industrie weit über die Grenzen Österreichs hinausgewachsen, das tschechische Finanzkapital ist an einer Menge Unternehmungen im Ausland beteiligt. Eine starke Militärmacht wird ihm nun ebenso zur Notwendigkeit wie dem Kapital aller anderen Nationen. Deutlich wird diese Wandlung auch in der veränderten Haltung in der Balkankrise von 1908 und der von 1912. Schrieb doch ein führendes Blatt der tschechischen Bourgeoisie, „Narodni Listy", anläßlich der serbischen Forderung nach einem Hafen, die Tschechen würden sich „nicht zu unüberlegten Schritten verleiten lassen, wie es in der Zeit der Annexionskrise geschehen". Nicht nur bei Militärvorlagen, sondern auch bei allen anderen Gesetzen geben die Tschechen ihren Kampf gegen den kapitalistischen Staat immer mehr auf und beugen sich wie alle anderen

bürgerlichen Parteien den Beschlüssen des Herrenhauses. Die kleinbürgerliche Opposition gegen die jungtschechische Partei bilden die Nationalsozialen, die die Gefahr von seiten des tschechischen Kapitals mehr zu fürchten beginnen als die historische „Wiener" Gefahr. Dank der kleinbürgerlichen Vorurteile, die unter dem tschechischen Proletariat noch herrschen, zählt diese Partei auch eine große Anhängerschar unter der Arbeiterschaft. Zugleich mit den Kleinbürgern machten sich auch die Bauern von der jungtschechischen Partei los und gründeten die tschechische Agrarpartei. Auch die professorale Sozialpolitik sträubt sich noch gegen die kapitalistische Entwicklung der tschechischen Nation. Die Separatisten nehmen dieser Entwicklung gegenüber eine unsichere Stellung ein. Die noch im Anwachsen begriffene antikapitalistische Stimmung im tschechischen Kleinbürgertum verwischt die Grenzen der Ideologie der Nationalsozialen und Separatisten. Dazu kommt, daß unter den Separatisten geringes Streben herrscht, sich über die neuere ökonomische Entwicklung klar zu werden. In letzter Zeit haben sich die Separatisten wieder den Jungtschechen angenähert, und am 18. Januar 1913 konstatierte ein jungtschechischer Redner, daß keine Partei den Jungtschechen so nahe stünde wie die tschechoslawische Sozialdemokratie. Die ökonomische Entwicklung in den tschechischen Gebieten geht rapid vorwärts. Sie wird trotz des großen Hindernisses, das die jahrhundertelange kleinbürgerliche Tradition des tschechischen Volkes bildet, auch dem tschechischen Arbeiter die Notwendigkeit des Klassenkampfes und der internationalen Solidarität zum Bewußtsein bringen.

Über **„Die österreichische Jugendorganisation"**, ihre Geschichte und ihren heutigen Stand und Wirkungskreis berichtet Anton Jenschik. Er schildert, wie vor zwanzig Jahren von einigen Lehrlingen der „Verein jugendlicher Arbeiter Wiens" gegründet wurde, wie andere Orte dem Wiener Beispiel folgten und wie vor zehn Jahren der „Verband der jugendlichen Arbeiter Österreichs" geschaffen wurde. Großen Aufschwung nahm die Jugendbewegung, seit sich im Jahre 1907 der Parteitag und der Gewerkschaftskongreß mit ihr befaßten und ihre eifrige Unterstützung empfahlen. Im Oktober 1902 erschien die erste Nummer des „Jugendlichen Arbeiter", nachdem durch den 1901 geschaffenen Preßfonds 400 Kronen unter den Lehrlingen gesammelt waren. Die Auflage der mit den Lehrlingshellern geschaffenen Zeitschrift stieg von 4100 Exemplaren im Jahre 1902/03 auf 18 583 Exemplare im Jahre 1912. Genaue Statistiken und Tabellen veranschaulichen die vielseitige Tätigkeit der Jugendorganisation, der gegenwärtig 12 062 Mitglieder angehören.

In einem **„Die Gelben"** betitelten Artikel bespricht Reinhard Tittel das Wesen und die Wirkungen der gelben Arbeiterorganisationen. Er unterscheidet zwei Arten gelber Organisationen: eine, die vom Unternehmer mit Lockmitteln wie Wohltätigkeit, Spargelegenheit usw. gegründet wird, und eine zweite, die entsteht, indem der Unternehmer einen in seinem Betrieb schon bestehenden nationalen Verein in eigene Regie übernimmt, eine sogenannte deutschgelbe Organisation. Die Verhältnisse, unter denen gelbe Organisationen entstehen, und die Folgen, die ihre Gründung nach sich zieht, werden an Beispielen aus der nordböhmischen Industriestadt Aussig dargelegt.

Gelbe Organisationen können sich nur halten in Betrieben, in denen es noch keine gewerkschaftliche Organisation gegeben hat. Wo schon eine sozialdemokratische Organisation bestand, beträgt die Lebensdauer einer gelben Organisation nicht mehr als zwei bis fünf Jahre.

Der Unternehmer muß seinen Getreuen während der Arbeitszeit großen Spielraum zur Entfaltung der Agitation gewähren. Dies führt schließlich zu einer Zersetzung der Disziplin und dadurch zu einer Verringerung der Qualität und Quantität der Produktion. So muß der Unternehmer erkennen, daß der gelbe Arbeiter eine teure Arbeitskraft ist, und er läßt den gelben Verein im Stich. Die Mehrheit der Gelben sind nicht verworfene Individuen, sondern Indifferente, die aus Un-

verstand handeln. Diese soll man nicht durch erbitterten Kampf mit Haß gegen die sozialdemokratischen Organisationen erfüllen, sondern durch intensive Aufklärungsarbeit zu gewinnen suchen.

Ernst Kahlenbacher zeigt in einem Artikel **„Privatangestellte und Klassenkampf"**, welche Hindernisse sich unter den Angestellten der klaren Erkenntnis von der Notwendigkeit der Solidarität und des Klassenkampfes und von ihrer Zugehörigkeit zur gesamten Arbeiterklasse entgegenstellen. Sie entspringen größtenteils aus der besonderen Art der Arbeit, welche die Angestellten zu verrichten haben. Das wird an einer Reihe von Beispielen illustriert. So verkauft der Handlungsgehilfe das fertige Produkt eines anderen. Sein Chef verdient an der Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis der Ware, nicht an der Arbeit des Angestellten. Der Versicherungsbeamte schreibt auf, daß eine Kapitalistengruppe sich verpflichtet, gegen Entrichtung einer Gebühr durch den Versicherungsnehmer, falls ein bestimmt umschriebenes Ereignis eintritt, für dessen materielle Folgen aufzukommen. Von der Geschicklichkeit in der Abschätzung der Schadensmöglichkeit hängt der Profit ab, nicht von der Arbeit des Angestellten. Mit demselben Arbeitsaufwand ist eine Versicherung für das Zehn-, Hundert-, Tausendfache ihres Betrages abgeschlossen und damit die Möglichkeit eines Gewinnes oder Verlustes verzehn-, verhundert-, vertausendfacht.

Die Angestellten sind ferner in eine zahlreich gegliederte Hierarchie eingeteilt, sie stehen dem Unternehmer nicht gegenüber, sondern sind durch die Kette der Ranghöheren mit ihm verbunden. Kahlenbacher zeigt aber weiter, wie dadurch, daß die Entgeistigung der Arbeit, ihre Mechanisierung und arbeitsteilige Organisation sich auch immer mehr auf die Arbeiter der Bureaus erstreckt, diese Hindernisse trotz der überkommenen bürgerlichen Ideologie der Angestellten und trotz der Bemühungen der Unternehmer und der bürgerlichen Parteien, die Angestellten von den Arbeitern zu scheiden, immer mehr überwunden werden.

In einem Artikel **„Der Kredit und die Arbeiterklasse"** bringt Karl Renner eine Ergänzung zu dem Artikel von Rudolf Müller im letzten Hefte des „Kampf". Nach Besprechung der Stellung, die die sozialistischen Utopisten, die französischen Syndikalisten, die britischen Genossenschafter sowie Lassalle und seine Anhänger den einzelnen Formen der Organisation gegenüber einnehmen, in denen das Proletariat den drei Formen des Kapitals, dem Produktions-, Handels- und Leihkapital, gegenübertreten kann, führt Renner die späte Beachtung, die die Organisation des Kredits gefunden, darauf zurück, daß der Kredit für die Arbeiterklasse in den ersten Jahren ihres Aufstiegs bei weitem nicht die Bedeutung besitzt wie Arbeits- und Warenmarkt. Doch schildert Renner, wie der Arbeiter trotzdem gezwungen ist, sich der bürgerlichen Sparinstitute zu bedienen, da er für Fälle, in denen eine einmalige größere Ausgabe nötig ist, Geld zurücklegen muß. Eine Untersuchung der Einlagen der Postsparkasse und anderer Sparkassen zeigt, daß ein sehr beträchtlicher Teil der Einlagen proletarischen Ursprunges ist. Ist jedoch der Proletarier genötigt, Kredit in Anspruch zu nehmen, so ist ihm das nur unter den drückendsten Bedingungen möglich. Bei der Arbeiterorganisation zeigen sich dieselben Erscheinungen auf höherer Stufenleiter. Diese sind nur eine Teilerscheinung des großen Kreditproblems der Arbeiterklasse. Wir brauchen ein dichtes Netz lokaler Arbeiterkreditgenossenschaften, welche miteinander zu gemeinsamer Verwaltung und Kontrolle zu Landesverbänden zusammengeschlossen sind und überdies in einer zentralen Genossenschaftskasse gipfeln.

Vereint mit den übrigen Organisationsformen könnte hier dem Kapitalismus ein neues Teilgebiet abgerungen und könnten zugleich jene Verwalter geschult werden, die dereinst imstande sein werden, das gesellschaftliche Leihkapital in die Selbstverwaltung der Arbeiterklasse zu übernehmen. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 45 Ausgegeben am 8. August 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Miliz und stehendes Heer.

Von **Fr. Mehring.**

II.

Es waren zuerst die Erfahrungen des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs, die dem Kampfe der bürgerlichen Aufklärung gegen die stehenden Heere und für die Miliz, der zunächst doch nur mit ideologischen Gründen geführt wurde, eine praktische Handhabe boten. Nun ist es bekannt und braucht nicht nochmals ausgeführt zu werden, daß diese Erfahrungen eine völlige Umwälzung der bisherigen Strategie und Taktik einleiteten, aber ein durchschlagender Beweis für die Behauptung, daß eine Miliz unter allen Umständen einem stehenden Heere überlegen sei, waren sie nicht.

Aus den Briefen Washingtons wissen wir, daß der siegreiche Feldherr der amerikanischen Rebellen keineswegs erbaut davon war, eine Miliz zu kommandieren, sondern sich danach sehnte, ein stehendes Heer zu befehligen. Er selbst war „gedienter" Offizier wie eine Anzahl seiner Mitbefehlshaber; der eigentliche Exerziermeister seiner Milizen war sogar der altpreußische Offizier Steuben, der ehemals als Kapitän zum Stabe des alten Fritz gehört hatte. Nicht als ob diese Offiziere die Überlegenheit der neuen Kriegsweise verkannt hätten, die sich aus den sozialen Zuständen der amerikanischen Rebellen ergab; Steuben erklärte beim Ausbruch der europäischen Revolutionskriege einem deutschen Besucher, die französischen Freiwilligen führten denselben Krieg wie die amerikanischen Farmer und würden wie diese unbesiegbar sein.

Aber die neue Kriegsweise war auch stehenden Heeren zugänglich, und diese als solche unter die Miliz als solche zu stellen, waren Washington und seine Gefährten keineswegs geneigt. In der Tat wurden die amerikanischen Milizen nicht einmal mit dem englischen Söldnerheer fertig, das überwiegend aus dem — militärisch — unbrauchbarsten Material bestand, aus den deutschen Landeskindern, die mit brutaler Gewalt von schuftigem Fürstengesindel an die englische Regierung verkauft worden waren. Erst mit einem französischen Hilfskorps regulärer Truppen vermochte Washington den entschei-

denden Schlag zu führen. Es ist damit natürlich nicht gesagt, daß die amerikanischen Rebellen auf die Dauer nicht doch das Feld behauptet hätten, aber die Verteidiger der stehenden Heere konnten sich darauf berufen, daß diese die Greuel des Krieges abzukürzen fähig, also gerade im Interesse des menschlichen Fortschrittes den Milizen vorzuziehen seien.

Die nunmehrigen Vereinigten Staaten konnten dank ihrer geographischen Lage auf ein stehendes Heer verzichten. Wirklich zu lösen war die Streitfrage: ob Miliz, ob stehendes Heer nur unter den großen Mächten des europäischen Kontinents. Und hier wurde sie zehn Jahre nach dem Schluß des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs zunächst für Frankreich brennend, als sich die Heere des feudalen Europa heranwälzten, um die französische Revolution zu ersticken, die das altfranzösische Heer innerlich zerrüttet hatte, so daß Frankreich bis zu einem gewissen Grade waffenlos einer ungeheuren Übermacht gegenüberstand. Die Gefahr war so groß wie nahe, und namentlich die Masse der Nation, das Landvolk, hatte ein so unmittelbares Interesse, für die Verteidigung des Landes zu kämpfen, wie es sich selten ergeben wird. In der Tat strömten denn auch die Freiwilligen in heller Begeisterung und in dichten Massen an die bedrohten Grenzen.

Wie aber waren nun die militärischen Leistungen dieser Milizen? Unter den zahlreichen übereinstimmenden Zeugnissen, die darüber vorliegen, wollen wir die Berichte des Mannes hervorheben, der es nach einem bekannten Worte verstanden hat, den Sieg der französischen Revolution zu organisieren: nämlich Carnots. Im März 1794 waren die Franzosen unter Dumouriez von einem österreichisch-preußischen Heere unter dem Prinzen Josias von Koburg geschlagen worden. Das geschlagene Heer löste sich danach durch Desertion der Freiwilligen so ziemlich auf; Dumouriez selbst gesteht, daß Frankreich infolgedessen eine Zeitlang so gut wie vollkommen wehrlos gewesen und nur dadurch gerettet worden sei, daß die gegen Frankreich verbündeten Heere untätig blieben und sich monatelang mit unbedeutenden Unternehmungen an der Grenze aufhielten. Bestätigt wird seine Darstellung durch Carnot, der nach der Schlacht vom Konvent zur Armee gesandt wurde. Er fand sie in dem bedenklichsten Zustand moralischer Verkommenheit. Er klagt über die Lässigkeit und den Widerwillen der Truppen: über Plünderer, die selbst französische Dörfer verwüsten, über Sorglosigkeit, Feigheit, Mangel an Patriotismus. Als ein besonderes Übel, das die Armee zugrunde zu richten drohe, bezeichnet er die „Herde" von Weibsbildern, die sich ihr angeschlossen hätten; er meint, es seien ihrer ebensoviel wie Soldaten.

Besonders ausführlich berichtet Carnot über eine Expedition, die ein Teil der französischen Armee von Bergen aus nach Fürnes unternahm. Eine kleine holländische Besatzung wurde ohne eigentliches Gefecht vertrieben. Aber kaum waren die französischen Soldaten eingerückt, als sie anfingen sich zu betrinken, zu plündern und ihre Patronen in die Luft zu verfeuern. Carnot und die Generale wußten dem Unfug nicht anders zu steuern als dadurch, daß sie den ganzen Trupp aufbrechen ließen zum weiteren Marsch nach Nieuport, der ursprünglich nicht beabsichtigt war. Man setzte sich in Bewegung, aber man kam nicht weit. Der Marsch erwies sich als unmöglich. „Fast alle waren mehr oder weniger betrunken; bei jedem Schritte fielen ihrer einige zu Boden; in den Reihen herrschte große Unordnung. Die Tornister der Sol-

daten waren dermaßen mit gestohlenen Gegenständen angefüllt, daß die Leute sie kaum tragen konnten. Bei den ersten feindlichen Vorposten, auf die man traf, fehlte es an Munition, weil ein großer Teil davon in dem Freudenfeuer verbraucht worden war, das man sich in Fürnes erlaubt hatte." So Carnot.

In solchem Zustand durfte man sich natürlich nicht in Gegenden wagen, wo man einem Feinde begegnen konnte. Man ging zurück nach Fürnes; dort blieb ein Teil der Truppen, während Carnot mit den übrigen am folgenden Tage den Rückzug nach Bergen fortsetzte. Er berichtet nun, daß zahlreiche Patrouillen ausgesandt worden seien, um neue Plünderungen zu verhindern, aber vergebens: „Während dieses Marsches hatten wir den Kummer, zu sehen, daß die Truppen sich nach allen Richtungen zerstreuten und daß außer den ungeheuer vollgepackten Tornistern, die sie auf den Schultern trugen, einige auch Hühner mitnahmen, andere Pferde, wieder andere Ochsen, Schafe und Schweine davonführten. Fast alle verfeuerten vollends die Munition, die ihnen ausgeteilt worden war." Alle Ermahnungen und Vorwürfe der Generale halfen zu gar nichts. Unterwegs wurde auch noch ein Dorf ganz unnützerweise angezündet und niedergebrannt.

Carnot berichtet über alle diese Dinge nicht als eine einmalige und außerordentliche, im allgemeinen unerhörte Erscheinung, sondern als etwas, was man nach der Zusammensetzung der Armee, wie sie nun eben sei, immer wieder erwarten müsse. Er fand es gerechtfertigt, daß man nichts weiter gegen Nieuport und Ostende unternommen habe, und fügte hinzu: „In der Tat, es ist unmöglich, mit Truppen dieser Art, wie brav sie auch sein mögen, an irgendeine ernsthafte Eroberung zu denken. Nichts widersteht ihrem ersten Anlauf, aber sowie der vollführt ist, reißt überall die Auflösung der Ordnung ein, und wenn der Feind zurückkehren sollte, so hinge es nur von ihm ab, sie niederzumetzeln." Wie Carnot diesem Zustand gesteuert hat, ist bekannt. Im August 1793 übertrug ihm der Wohlfahrtsausschuß die Leitung des gesamten Kriegswesens, und Carnot schuf ein kriegstüchtiges Heer, indem er die freiwilligen Scharen mit den alten Linienregimentern verschmolz.

In neuen Formen war es wieder ein stehendes Heer, das sich nun auch fähig erwies, Eroberungen zu machen, und noch dazu welche Eroberungen! Es zeigte sich alsbald, daß die neue Kriegsweise, die von den amerikanischen Rebellen angebahnt worden war, keineswegs untrennbar mit der Miliz zusammenhing. Gerade das französische Heer brachte sie zur höchsten Vollendung, obgleich es sich in seinen Formen mehr und mehr den alten Söldnerheeren näherte. Die allgemeine Wehrpflicht wurde zugunsten der besitzenden Klassen durch die Stellvertretung zerstört, und der größte Kriegsmeister des französischen Heeres bevorzugte dermaßen alte Berufssoldaten, daß er mit ganz ungebührlicher Geringschätzung auf Volkswehren herabsah, was ihm an den Tagen von Großbeeren und Dennewitz und manchen anderen Tagen noch denn auch übel genug bekommen ist.

Klarer noch als bei Washington und Carnot tritt die Vorliebe für die stehenden Heere bei Scharnhorst hervor. Gegenüber den Anklagen der bürgerlichen Aufklärung ist er schon früh ihr beredtester Verteidiger geworden. Nicht als ob er für die alten Söldnerheere geschwärmt hätte; er durchschaute alle ihre Gebrechen und befürwortete Reformen, von denen wir froh sein würden, wenn sie in dem heutigen Heere durchgeführt wären. Nichts war un-

gerechtfertigter, als wenn sich die Regierungsvertreter bei der Beratung der letzten Wehrvorlage auf Scharnhorst beriefen; se meinten es auch gar nicht so schlimm, denn sonst wäre vor einigen Wochen der hundertste Todestag des Mannes nicht ohne allen offiziellen Klimbim vorübergegangen. Eine wohlverdiente Ehre für Scharnhorst, dem ein verjunkertes Heer in der Seele zuwider war. Auf der anderen Seite können wir Scharnhorst freilich auch nicht als Schwurzeugen für eine Miliz anrufen, wie wir sie fordern. Wir können wohl sagen, daß unsere Gedanken über Heeresverfassung eine folgerichtige Entwicklung der Gedanken sind, die sich Scharnhorst darüber machte, aber eine Miliz in unserem Sinne zu befürworten, lag noch ganz außerhalb seines Gesichtskreises.

Scharnhorst war wesentlich ein historischer Kopf und begriff vollständig, daß sich unter den gegebenen historischen Verhältnissen die Kriege weder durch den witzigen Spott eines Voltaire noch durch die flammenden Anklagen eines Fichte aus der Welt schaffen ließen. Er begriff auch, daß die Heeresverfassung sich nicht nach einem beliebigen weisen oder unweisen Muster einrichten läßt, sondern eben auch an gegebene historische Verhältnisse gebunden ist. Er gab zu, daß die Miliz für eine Insel, eine Festung, ein kleines Land möglich sei, aber für die großen Staaten erklärte er stehende Heere für schlechthin notwendig. Selbst die „Rahmenarmee" Berenhorsts, die doch auch schon die rein philosophischen Anklagen gegen die stehenden Heere wesentlich eingeschränkt hatte, erklärte Scharnhorst für ungenügend; gerade in der Polemik mit Berenhorst entwickelte Scharnhorst, daß Sieg oder Niederlage auf dem Schlachtfeld nicht Sache eines blinden Zufalls seien, sondern daß auch die Kriegführung ihre historischen Gesetze habe.

Ursprünglich in friderizianischen Anschauungen aufgewachsen und der Anschauung nicht so gar fremd, daß nur der Stock die notwendige Disziplin aufrechterhalten könne und moralische Triebkräfte für den gemeinen Soldaten ausgeschlossen seien, lernte Scharnhorst aus den amerikanischen Unabhängigkeits- und noch mehr aus den französischen Revolutionskriegen, in denen er als hannöverscher Offizier mitgekämpft hatte. Aber er ist nie so weit gegangen, von moralischen Triebkräften allein die Disziplin zu erwarten, die die erste Vorbedingung einer erfolgreichen Kriegführung sei. Ein Heer, worin der unbedingte Gehorsam rein mechanisch geworden sei, werde immer einem Heere überlegen sein, das nur von politischer oder religiöser Begeisterung — „Schwärmerei", wie Scharnhorst sagt — in den Kampf getrieben würde.

Im Jahre 1801 trat Scharnhorst in das preußische Heer über, dessen Schäden er nun aus nächster Nähe und in bereits hervorragender Stellung gründlich studieren konnte. Die praktischen Reformen, die er nach französischem Muster vorschlug, scheiterten natürlich an dem Dünkel der altfritzigen Kamaschenknöpfe. Der bemerkenswerteste dieser Versuche ist eine Denkschrift aus dem Frühjahr 1806, die noch in zwölfter Stunde das Unheil, das dem altpreußischen Heere drohte, zu beschwören suchte. Sie zeigt Scharnhorsts Gedanken über Miliz und stehendes Heer sogar klarer als seine späteren praktischen Reformen, die er im Kampfe mit einer Welt von Hindernissen doch nur ruck-, stoß- und teilweise durchsetzen konnte.

Scharnhorst ging in dieser Denkschrift davon aus, daß im Kriege nicht nur physische Kräfte entschieden, sondern daß es ebensosehr auf moralische Kräfte ankäme. Solle der drohende Krieg mit Frankreich siegreich bestanden

werden, so müsse die Armee, die Nation und ganz Europa offenbar sehen, daß der König sich nur für die Unabhängigkeit des Staates schlüge, sich nur einer schändlichen Unterjochung widersetze. Dann könne er sich außerordentliche Hilfsmittel schaffen, einmal eine Vermehrung und dann eine zweckmäßigere Einrichtung des Heeres. Die Vermehrung sei nur in beschränktem Maße möglich; Scharnhorst rechnet etwa 25 000 Kombattanten. Ungleich wichtiger sei die Einrichtung einer Nationalmiliz. „Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volkes bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensivkrieg gegen ein Größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt und angreift." Diesen Satz hat Scharnhorst selbst unterstrichen. Er begründet ihn damit, daß der Angreifer keinen zureichenden Grund habe, eine große Anstrengung der nationalen Kräfte, eine Bewaffnung der ganzen Volksmasse zu beanspruchen; ein erobernder Monarch dürfe und könne nicht so viel von seinen Untertanen verlangen wie ein angegriffener Monarch von einem Volke, das sich für seine Existenz zu schlagen gezwungen werde. Man sieht Scharnhorst hier ganz im Einklang mit Carnot: hatte dieser gesagt, mit einer Miliz ließen sich keine Eroberungskriege führen, so sagt jener: Eine Miliz ist nur im Verteidigungskrieg brauchbar.

Da die altpreußischen Junkeroffiziere gegenüber dem drohenden Ungewitter des Krieges auch mit dem Gedanken einer Miliz zu spielen begonnen hatten, so verwahrt sich Scharnhorst gegen jede spielerische Miliz. Er hat mit eigener Hand den Satz in die Denkschrift eingeschaltet: „Eine kleine, unbedeutende Miliz würde eine halbe Maßregel sein und als solche mehr schaden als nützen." Er verlangt für seine Nationalmiliz die allgemeine Wehrpflicht; jeder Staatsbürger ohne alle Ausnahme soll in ihr dienen; die Befehlshaberstellen sollen der erste Adel und die ersten Zivilbediensteten erhalten. Scharnhorst rechnet 300 000 streitbare Männer, um die auf diese Weise das stehende Heer von 220 000 Mann vermehrt werden könne, wobei er noch von den polnischen Landesteilen absieht, die vor 1806 bekanntlich einen viel größeren Teil des preußischen Staates bildeten als nach 1806. Wenn danach nun also die Nationalmiliz um 80 000 Mann stärker sein würde als das stehende Heer, so ist Scharnhorst doch weit entfernt davon, sie diesem gleichzustellen.

Nur unter der Voraussetzung, daß die Armee zum dritten oder vierten Teile aus Nationalmiliz bestünde, würde diese, wie er weiter ausführt, recht angewandt, beinahe das leisten, was Feldtruppen leisten würden. Nie müsse dieser Teil der Nationalmiliz für sich allein agieren, sondern immer in Verbindung mit Feldtruppen die durchschnittenen Gegenden besetzen und den Teil der Feldtruppen verstärken, der zum Figurieren bestimmt sei, den Feind in Respekt halten und gewisse Posten verteidigen solle. Im übrigen müsse die Nationalmiliz bei allen Abteilungen der Armee als die leichtbewaffnete der Römer dienen, bei den Hauptkolonnen die Nebenwege gehen, die vorliegenden Gehölze und Gebüsche besetzen, dem Feind in die Flanke fallen usw., überall da agieren, wo es mehr auf die geschickte Benützung der Umstände und auf das einzelne zerstreute Gefecht als auf das regelmäßige ankomme.

An dem stehenden Heere hat Scharnhorst in dieser Denkschrift nichts auszusetzen als die Unfähigkeit der oberen Befehlshaber, um mit einem Worte auszudrücken, was er natürlich in der für den König und die oberste Heeres-

leitung bestimmten Arbeit weitläufiger umschreibt. Er hat auch hier aus dem französischen Vorbild gelernt, wozu dann noch der berechtigte Haß des Bauernsohnes kommen mochte, dem das hochmütige Junkerpack das Leben sauer machte. Scharnhorst verlangt nicht gerade die Guillotine, womit der Wohlfahrtsausschuß fähige Generale machte, aber er fordert, daß beim Ausmarsch alle anerkannt unfähigen Befehlshaber beseitigt und nach jeder unglücklichen Affäre mehrere der Offiziere, die dabei Fehler gemacht hätten, unbarmherzig kassiert werden sollten. Die Verantwortlichkeit müsse in einem Grade erhöht werden, daß kein Mensch von gewöhnlichen Charakter- und Geisteseigenschaften mehr nach den ersten Stellen im Heere trachte.

Alles in allem zeigt diese Denkschrift Scharnhorsts, daß er die Miliz nur als eine minderwertige Ergänzungs- und Hilfstruppe des stehenden Heeres betrachtete. Ihrem leitenden Gedanken ist er denn auch treu geblieben, als er nach der Schlacht bei Jena das preußische Heerwesen nach den Grundsätzen der modernen Strategie und Taktik umschuf. Zunächst handelte es sich ihm immer um das stehende Heer, ihm wie seinen Gefährten Gneisenau, Grolman und Boyen. Gneisenau hat gelegentlich wohl eine wegwerfende Äußerung über die stehenden Heere gemacht, aber gerade Gneisenau hat gelegentlich auch wieder schroffer als die anderen an den Überlieferungen selbst des Söldnerheeres festgehalten, sogar gegen den Einspruch des Generalauditeurs das Recht des Offiziers durchgesetzt, einen widerspenstigen Soldaten auf der Stelle niederzumachen.

Bekanntlich gelangte Scharnhorst erst im Jahre 1813, mit dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, an sein Ziel, eine Nationalmiliz einzurichten und die allgemeine Wehrpflicht durchzusetzen, diese auch nur für die Dauer des Krieges. Die Landwehr — wie sie auf einen deutschen Namen getauft wurde — hatte nun wirklich mit den französischen Freiwilligen von 1792 nichts gemein; sie hatte überhaupt verzweifelt geringe Ähnlichkeit mit einer demokratisch organisierten Miliz. Der Freiwilligkeit wurde dabei nur der Spielraum gelassen, daß jeder sich freiwillig meldende Wehrmann zum Gefreiten ernannt wurde, eine Bestimmung, die schon zeigt, wie wenig Scharnhorst auf eine massenhafte Beteiligung Freiwilliger rechnete. Die preußische Landwehr war im Wesen der Sache kaum mehr als eine ungleich dürftiger ausgestattete Kopie des stehenden Heeres; Gneisenau ist bei der Organisation der schlesischen Landwehr, trotz seiner berühmten Abhandlung über die Freiheit der Rücken, nicht davor zurückgescheut, die barbarischen Körperstrafen des Söldnerheeres anzuwenden.

In dem Frühjahrsfeldzug von 1813 hat die Landwehr, mit Ausnahme einiger ostpreußischen Bataillone, noch gar nicht mitgefochten; erst nach Ablauf des Waffenstillstandes von Poischwitz Mitte August, also erst fünf Monate nach der Kriegserklärung, war die Landwehr felddienstfähig. Die märkischen und pommerschen Bauern haben sich bei Großbeeren und Dennewitz dann gleich vortrefflich geschlagen; langsamer ging es mit der schlesischen Landwehr, mit den blutarmen Leinewebern, die durch die Fremdherrschaft nichts verloren hatten und durch deren Abschüttlung nichts gewinnen konnten. Sie ist noch nach der siegreichen Schlacht an der Katzbach haufenweise von den Fahnen entwichen; erst in der verhältnismäßigen Waffenruhe im September wurde sie so weit gedrillt, daß sie am 3. Oktober bei Wartenburg und am 18. Oktober bei Möckern ihre Feuertaufe glänzend bestehen konnte.

Es geschah unter furchtbaren und ganz unverhältnismäßigen Verlusten; das Korps Yorks, der preußische Kern des schlesischen Heeres, war bei seiner Ankunft am Rhein von 40 000 auf 10 000 Mann zusammengeschmolzen. Entgegen den ursprünglichen Plänen Scharnhorsts war die Landwehr auch nicht die leichtere Truppe geworden, die nur die nebensächlichen Aufgaben des Korps zu lösen hatte, sondern ganz im Gegenteil! Es gehört zu den liebenswürdigen Eigenschaften der stehenden Heere, zwar mit unsäglicher Verachtung auf alle Miliz herabzuschauen, aber ihr mit großer Bereitwilligkeit die eigentliche Blutarbeit zu überlassen. Die Gefechte und Schlachten, in denen 1813 und 1814 die Landwehr und namentlich die schlesische Landwehr geschlagen hat, sind nicht zu zählen, während die preußische Garde in diesen Feldzügen überhaupt nur zweimal ins Feuer gekommen ist: in der ersten Schlacht, bei Lützen, als es überhaupt noch keine Landwehr gab, und in der letzten Schlacht, vor den Toren von Paris, als die Garde ehren- oder schandenhalber ins Gefecht geschickt werden mußte, da ihr die Ehren des Einzugs in die eroberte Hauptstadt des Feindes vorbehalten werden sollten, während die — nach dem erhebenden Worte eines ehrenwerten Hohenzollernkönigs — „schmutzigen Leute" der Landwehr vor den Toren kampieren mußten.

Um jedoch die richtige Moral aus diesen historischen Skizzen über Miliz und stehendes Heer zu ziehen, ist noch ein kurzer Blick auf die preußisch-deutsche Heeresgeschichte von 1815 ab notwendig.

Die persische Eisenbahnfrage.

Ein Kapitel der Erdrosselung Persiens.

Von **Erwin Barth.**

Die Geschichte des russisch-englischen Gegensatzes in Persien ist ein recht schmutziges Kapitel der unsauberen Kolonialgeschichte europäischer Kulturstaaten. Kaum anderswo haben europäische Rivalen in so hartnäckiger Folge sich mit den erbärmlichsten Intrigen bekämpft als in Persien. Wenn man die einzelnen Tatsachen dieser gegensätzlichen Ausstechereien und Denunziationen im letzten Jahrhundert verfolgt und wenn man dann die brutale und boshafte Fortsetzung dieser Dinge gegen das junge konstitutionelle Persien in dem Buche des früheren Generalschatzmeisters Shuster liest, dann erkennt man:

Nur die Feder eines Macaulay oder der Pinsel eines Wereschtschagin vermögen die rasch wechselnden Szenen zu schildern, die den Sturz dieser alten Nation begleiteten — Szenen, in denen zwei mächtige und angeblich zivilisierte christliche Länder ein treuloses Spiel mit Wahrheit, Ehre, Anstand und Gesetz trieben; eines der beiden scheute selbst die barbarischsten Grausamkeiten nicht, um seine politischen Ziele zu erreichen und Persien jede Hoffnung auf seine Wiedergeburt zu rauben.[1]

Einst, und noch tief bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein, war Persien ein mächtiger Staat, den selbst Rußland mit höchstem Respekt behandelte. Seit 1474, wo zum erstenmal eine russische Gesandtschaft an den Schah abging, knüpften sich ganz allmählich die zunächst freundschaftlichen Beziehungen enger und enger. Rußland entwickelte sich fortgesetzt staatlich und militärisch,

[1] Morgan Shuster, The strangling of Persia. London 1912.

bildete sich mit Hilfe der westeuropäischen Kultur Staatsmänner und Strategen heran, während Persien sich hermetisch verschlossen hielt und mit seinem Machtgefühl zur tatsächlichen Ohnmacht erstarrte. So erwuchsen die historischen Voraussetzungen seines Niederganges.

Peter der Große war durch seine großartigen, auf Indien zielenden Pläne zu umfassenden Angriffen auf Turkestan und Persien veranlaßt worden, welche Gebiete zunächst für die Sicherung des Weges nach Indien in Frage kamen. Schon 1623 hatte er sich in den Besitz aller persischen Ländereien an der West- und Südküste des Kaspischen Meeres gesetzt. Der Tod Peters brachte seine politischen Pläne zunächst in Vergessenheit, und die eroberten Territorien wurden aus verschiedenen politischen Gründen nach und nach fast alle an Persien zurückgegeben.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, als England mit afghanischen Einfälle in Indien und mit dem tollkühnen Plane Napoleons zu rechnen hatte, Indien und damit England anzugreifen, lernte dieses erkennen, daß Persien für die Sicherung Indiens sowohl als Puffer wie als Helfer von größter Bedeutung werden könne. Es schloß mit dem Schah Fath-Ali einen Vertrag, der lediglich Englands Vorteil im Auge hatte. Als der Schah den einseitigen Charakter dieses Vertrags gewahrte, zerriß er ihn. Um nun zu verhindern, daß der Schah an der Verständigung teilnahm, die zwischen Frankreich und Rußland sich anbahnte und ebenfalls den Napoleonischen Angriff auf Indien zum Gegenstand hatte, ward er ermutigt, einen Konflikt mit Rußland zum Kriege zu treiben und so lange den Krieg fortzusetzen, bis er schließlich sich zu einem schweren, verlustreichen Frieden bequemen mußte. England, erschreckt durch die territorialen Gewinne Rußlands und namentlich durch die von Rußland freiwillig übernommene Verpflichtung, die Thronfolge der Kadscharen in Persien zu sichern, schickte eiligst einen Gesandten, der denn auch ein Abkommen erreichte, das die Garantie der Thronfolge durch Rußland glatt über den Haufen warf und ganz offen gegen jedes weitere Vordringen Rußlands in Persien wie in Turkestan gerichtet war. Rußland reagierte darauf mit einer Gesandtschaft an den Schah, die die englischen Erfolge in der Hauptsache zu vernichten in der Lage war. Seitdem bis auf den heutigen Tag ist Persien ein Spielball zwischen England und Rußland. Dabei war England in der Verteidigungsrolle; es wehrte sich gegen das Vordrängen Rußlands, das offensichtlich die Pläne Peters des Großen wieder aufgenommen hatte.

Persien ist Pufferstaat zwischen Indien und Rußland, ebenso wie Afghanistan. Wenn Rußland auf seinem Eroberungszug durch Turkestan infolge des englischen Einspruches vor der afghanischen Grenze Halt machte und bis heute den weiteren Vormarsch noch nicht wieder aufgenommen hat, so in der Hauptsache darum, weil es durch Persien ebenso leicht nach Indien gelangen, gleichzeitig aber ein „warmes Meer" erreichen kann. Darum nahm Rußland den Satz der imaginären Hinterlassenschaft Peters des Großen wieder auf: „Vorerst Persien und dann nach Indien."

Rußland und England wetteiferten gegenseitig in Gunstbezeugungen gegen den Schah, und jede Freundschaftsversicherung kostete Persien ein Stück seiner Selbständigkeit. Nicht die Aufwärtsentwicklung Persiens war das Ziel seiner „Freunde", sondern die Schwäche und Abhängigkeit. Immer weiter schoben sie ihre diplomatischen Vorpostenlinien vor: Rußland, um sich

Indien und dem Ozean zu nähern, und England, um die Russen von diesem Ziel möglichst fernzuhalten. Jeder suchte die Schwächen des anderen, um daraus Nutzen für sich zu ziehen. Und die persische Regierung und ihre Organe mußten die Werkzeuge dazu abgeben.

Der englisch-russische Gegensatz, der Normalzustand des Friedens im mittleren Orient, preßt alle Organe der persischen Regierung entweder in ein russisches oder in ein englisches System, die gleichmäßig gut konstituiert sind und den mindesten Umstand ausnützen, um neue Ziele zu setzen und die gegnerische Situation anzugreifen.[1]

Wenn es nun auch gar keinem Zweifel unterliegt, daß dem stillen, erbitterten Ringen Englands und Rußlands um Persien in erster Linie politische Ursachen zugrunde liegen, so darf man doch den wirtschaftlichen Wert Persiens und die Möglichkeiten seiner Entwicklung nicht als unerheblich betrachten. Trotz der riesigen Salz- und Lehmwüsten im Innern hat das Land so viel vorzüglichen Nutzboden, daß es unter einer verständigen, starken Regierung, die den Bauern Schutz und Mittel zur modernen, intensiven Bodenbewirtschaftung geben könnte, zu einem außerordentlich reichen Lande entwickelt zu werden vermag. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß man in der Hauptsache auf künstliche Bodenbewässerung angewiesen ist.

Für Rußland kommt hier zuvörderst die heute schon bedeutende Baumwollproduktion Persiens in Betracht, die fast ausschließlich an die russische Textilindustrie abgegeben wird (Gesamtexport von Rohbaumwolle im Jahre 1910/11 24 266 533 Kilogramm, davon nach Rußland 22 761 938 Kilogramm). Rußland steht im Begriff, sich mit seiner Baumwollindustrie vollkommen unabhängig vom Weltmarkt zu machen. Dazu reichen seine mächtigen Pflanzungen in Zentralasien und auch deren geplante Erweiterungen kaum aus, aber mit Hilfe der sehr entwicklungsfähigen Baumwollkultur Nordpersiens ist dieses Ziel zu erreichen. Die Baumwolle gedeiht hier selbst in einer Bodenhöhe von 2000 Meter noch in vorzüglicher Qualität. An sonstigen Textilmaterialien werden in bedeutender Menge Seide und Schafwolle exportiert; die Ausfuhr von Kamel- und Ziegenhaaren ist weniger erheblich.

Weizen und Gerste wachsen in solchen Mengen, daß sie schon seit langem stehende Exportartikel bilden. Reis von sehr guter Qualität wird im ganzen Lande gebaut. Da, wo infolge der schwierigen Transportverhältnisse der Bau von Körnerfrüchten nicht lohnt, beherrscht die Opiumkultur die Gegend. Eine ganz hervorragende Qualität sehr zuckerreichen Weines wächst in Höhen bis zu 2200 Meter; er wird in getrocknetem Zustand einer der Hauptexportgegenstände. Entsprechend dem Traubenreichtum ist der Obstreichtum: Melonen, Datteln, Feigen, Mandeln, Pfirsiche, Pistazien, Hasel- und Walnüsse, Granatäpfel usw. werden in großen Massen geerntet und ausgeführt. Ferner findet man allerlei Hülsenfrüchte auf den Feldern. Tabak ist eines der wichtigsten Kulturgewächse und ein hervorragender Ausfuhrartikel. In allen Teilen des Landes wird von den verschiedensten Pflanzen Gummi gewonnen, Olivenöl wird in großen Mengen im Norden wie im Süden erzeugt. Fruchtsamen und -kerne, Rosenöl, Rosenwasser, Weidenwasser, pflanzliche Farbstoffe aller Art, Nutzholz (Eiche, Buchsbaum, Walnußmaser, Schreibrohr), Süßholz und anderes werden in bedeutenden Mengen gewonnen. Da, wo die

[1] Aubin, La Perse d'aujourd'hui. Paris 1908. S. 216.

weiten Steppen ihre Grasflächen ausspannen, werden Schlacht- und Nutztiere (Pferde, Maultiere, Esel, Kamele) gezüchtet.

Der Mineralreichtum, soweit er bisher überhaupt bekannt, ist enorm: Blei, Eisen, Kupfer, Nickel, Antimon, Gold, Silber, Marmor, Alabaster, Salpeter, Steinsalz, Schwefel, Kohlen, Naphtha sind in den Bergen zu finden und werden meist gar nicht, teils in den primitivsten Formen ausgebeutet. Bei Daläki fließt zum Beispiel die Naphtha einfach im Wasser fort. Der deutsche Forscher Schindler schätzte 1881, daß hier täglich 15 000 Liter Petroleum verloren gehen. Unter den Edelsteinen tritt der Türkis massenhaft auf.

Persien ist andererseits auch für europäische Produkte sehr aufnahmefähig. Alle Waren, in besonderem Maße jedoch Textilprodukte werden dort abgesetzt. Der gesamte Import Persiens wurde im Jahre 1857 von dem Deutschen Dr. Otto Blau auf 62 850 000 Mark berechnet und der Export auf 63 000 000 Mark. Diese Ziffern haben infolge des lebhaften Schmuggelhandels und der damaligen Unzuverlässigkeit der amtlichen Buchführung nur bedingten Wert. Im Jahre 1880 wurde ebenfalls von deutscher Seite der Gesamthandel nach den Zolleinnahmen auf 300 bis 330 Millionen Mark berechnet. Diese Berechnung ist sicher falsch. Im Jahre 1910/11 weist die amtliche, von den belgischen Beamten eingerichtete und zuverlässige Statistik einen Exportwert von 375 426 903 Kran (à $36^1/_2$ Pfennig in demselben Jahre; der Kurs schwankt) und einen Importationswert von 484 507 631 Kran, also einen Gesamthandel von 859 934 534 Kran auf. Der russische Anteil daran war rund $481^3/_4$ Millionen Kran und der englische 227 Millionen.

Daß im persischen Handel Rußland und England dominieren, erklärt sich daraus, daß England im Süden direkte Verbindung mit Persien hat, während die ganze persische Nordgrenze russisches Gebiet ist und die anderen angrenzenden Staaten (Türkei und Afghanistan) als Konkurrenten gegen den europäischen Handel gar nicht in Frage kommen können.

Die angegebenen Handelsziffern deuten nur einen Teil der wirtschaftlichen Bedeutung Persiens an. Die reichen wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes bedürfen zu ihrer Entwicklung und Nutzbarmachung für den internationalen Handel der Aufschließung des Landes für den Welthandel; insbesondere ist der Bau guter Straßen und Eisenbahnen notwendig.

Der Bau von Straßen und Eisenbahnen in Persien war von Anfang an eine Frage des englisch-russischen Gegensatzes und rief sofort die Diplomatie dieser Rivalen zu neuem Intrigenspiel heraus. Keinem der beiden, weder England noch Rußland war es zunächst um die Entfaltung Persiens zu tun, sondern lediglich darum, den eigenen Einfluß zu vergrößern und dem Gegner mit jedem tauglichen Mittel das Wasser abzugraben. Das wird durch die Geschichte der persischen Eisenbahnprojekte vollauf bestätigt.

Der erste Plan zum Bau einer persischen Eisenbahn (Persien hat zurzeit nur eine etwa 8 Kilometer lange Lokalbahn bei Teheran) wurde im Jahre 1872 dem Baron Reuter in London konzessioniert. Diese Bahn war zugleich als die erste transpersische Eisenbahn gedacht; sie sollte das Kaspische Meer mit dem Persischen Golf verbinden. Reuter wurde autorisiert, eine Bahn von Resçht über Teheran nach dem Persischen Golf sowie beliebige andere ihm zweckmäßig erscheinende Bahnen für Pferde- oder Dampfbetrieb zu bauen.

und er sollte für einen Zeitraum von 70 Jahren dieses Privilegium ausschließlich besitzen.[1] Nach Ablauf dieser Frist sollten alle Linien, falls nicht eine andere Übereinkunft getroffen würde, kostenfrei in den Besitz der persischen Regierung übergehen. Während des Betriebs sollte die persische Regierung 20 Prozent vom Nettogewinn erhalten. Alles für den Bau der Bahnen und der dazugehörigen Gebäude erforderliche Land — breit genug für die Anlage von zwei Geleisen und einen Abstand von 30 Meter zu beiden Seiten — sollte, sofern es Staatseigentum sei (das ist bei rund drei Viertel des Landes der Fall), kostenlos und, sofern es Privatbesitz sei, zum ortsüblichen Preis abgetreten werden. Sobald die Bahn von Rescht am Kaspischen Meere nach Isfahan im Herzen des Landes fertiggestellt sei, sollte die persische Regierung eine Zinsgarantie von 5 Prozent für das in den Unternehmungen angelegte Kapital bis zu 120 Millionen Mark übernehmen und weitere 2 Prozent für die Amortisation. Als Sicherheit dafür verpfändete sie dem Konzessionär den Ertrag der der Regierung gehörigen Minen, Wälder, Wasserläufe und Zollstellen, deren Verwaltung an Reuter für die nächsten 25 Jahre gegen eine jährliche Zahlung überlassen werden sollte, die um 20 000 Pfund Sterling höher war als der bisherige Jahresertrag. Reuter sollte alle übrigen von ihm entdeckten Minen um den Preis des Grund und Bodens erwerben können, ebenso alle Privatminen, die fünf Jahre, bevor er sie erwerben wollte, nicht bearbeitet wurden. Gegen Abgabe von 15 Prozent des Reingewinnes sollte er das ausschließliche Recht haben, alle neuen Bewässerungsanlagen auszuführen; die Regierung sollte das dazu erforderliche Land unentgeltlich abtreten. Alle für seine Arbeiten nötigen Materialien sollte Reuter zollfrei einführen können, er sollte frei sein von irgendwelcher Art von Abgaben und alle im Lande hervorgebrachten Produkte und Fabrikate zollfrei ausführen dürfen. Endlich sollte er das erste Anrecht auf die Errichtung von Banken, auf den Betrieb aller industriellen Unternehmungen und der Post und des Telegraphen haben.

Die ungeheuren Vorteile dieses englischen Projektes, die dadurch einzuleitende Vorherrschaft des englischen Handels und des englischen Einflusses sowie die politische und teilweise wirtschaftliche Ausschaltung Rußlands, die dadurch bewirkt worden wäre, wurden von Rußland sofort erkannt. Es erreichte denn auch trotz der äußersten Anstrengungen des englischen Bevollmächtigten, daß diese Konzession wieder rückgängig gemacht wurde.

Nun ging Rußland zur Offensive über, und schon 1874 hatten seine Diplomaten von der persischen Regierung eine Eisenbahnkonzession für den russischen General v. Falkenhagen erwirkt. Und zwar sollte diese Bahn die wirtschaftlich hochentwickelte und für die politischen Pläne Rußlands hervorragend wichtige Provinz Aserbeidschan aufschließen und von Dschulfa (im russischen Transkaukasien) nach Täbris im Anschluß an die damals auch projektierte Eisenbahn von Tiflis nach Dschulfa erbaut werden. Die persische Regierung verpflichtete sich, innerhalb eines Abstandes von hundert englischen Meilen keine anderen Eisenbahnkonzessionen zu erteilen. Falkenhagen erhielt das Recht, alle Steinkohlenlager auszubeuten, die in einem Umkreis von 50 Kilometer von der Eisenbahn entdeckt würden. Die persische Regierung sollte bei dem Bahnbau wie bei den Kohlenminen ihre Unterstützung

[1] Dr. A. Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft Nr. 77. Gotha 1885.

zugunsten der Abtretung der erforderlichen Privatländereien geben. Durch diese mit Tiflis und Baku verbundene Bahn hätte Rußland die militärische und kommerzielle Herrschaft über das ganze nordwestliche Persien errungen. England säumte darum nicht, in Teheran auf diese Gefahr nachdrücklich aufmerksam zu machen, und so wurde auch dieses Projekt noch vor dem ersten Spatenstich zu Wasser. Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden....

1878 war es dem Pariser Bankhaus Alléon gelungen, eine ganz gute Trasse durch das schwer zu passierende Kherzangebirge zu finden und eine Eisenbahnkonzession für ein Eisenbahnprojekt von Resht nach Teheran zu bekommen. Es scheiterte jedoch wieder, weil die persische Regierung, russischen Einflüsterungen nachgebend, keine genügende Sicherheit für eine siebenprozentige Verzinsung des Anleihekapitals gab.

Abermals vier Jahre später, 1882, erhielt wiederum ein Franzose, Boital, eine Konzession für den Bau einer Eisenbahn von Resht nach Teheran, die dann auch noch auf eine Linie Teheran-Buschir und daran sich schließende Nebenlinien ausgedehnt wurde. Hieran knüpfte sich ebenfalls die Erlaubnis zur Ausbeutung aller Minen in einem Abstand von 10 Kilometer zu beiden Seiten der Bahn. Die persische Regierung war wesentlich vorsichtiger geworden und hatte nur noch das Zugeständnis gemacht, die Bahnbaumaterialien auf sich zu nehmen und dazu die Staatswälder auszunützen. Die Konzession sollte 99 Jahre laufen.

Rußland witterte hinter den französischen Konzessionären Alléon und Boital englische Interessen, die mit Hilfe dieser Strohmänner rascher zum Ziele kommen wollten. Darum schob es diesen und ähnlichen späteren Projekten, die auf den über die kaukasischen Linien laufenden europäischen Handel rechneten, einen Riegel vor durch die Wiedereinführung der Bestimmung, die auf den kaukasischen Linien die Durchfuhr aller nicht aus Rußland stammenden Waren verbot. Infolgedessen mußte auch Boital auf die Ausführung seines Projektes verzichten.

Als Rußland glaubte, daß das „russische System" im persischen Regierungskörper das stärkere Gewicht gegenüber dem englischen System gewonnen habe, holte es zu einem entscheidenden Streiche aus: zur Durchführung eines transpersischen Eisenbahnprojektes, das nicht wie das Reutersche am Persischen Golf, sondern am offenen Ozean, an dem langersehnten „warmen Meere" münden sollte. Dieses Projekt war sicher von langer Hand vorbereitet, und wir haben bestimmten Anhalt dafür, daß es heute noch vollkommen lebendig ist und eines der Hauptobjekte des englisch-russischen Gegensatzes in Persien bildet.

Im Einverständnis mit der russischen Regierung suchten Chomjadow, Tretjanow, Korf und der Ingenieur Palaschkowski um die Konzessionierung einer Bahn von Resht am Kaspischen Meere nach der Bucht Tschabahr am Indischen Ozean nach. Sie hielten sich von jeder materiellen Beteiligung an dem Unternehmen fern und verpflichteten sich, es nach seiner Durchführung der Regierung zu überlassen, sobald diese es verlangen würde. Nach einem Vertrag übernahm die „Banque d'Escompte" in Teheran (ein Nebenzweig der Russischen Staatsbank) die Realisation von Obligationen für 300 Millionen Franken.[1] Die Sache war also finanziell gesichert und auch die persische Regierung war bereit.

[1] Krahmer, Rußland in Asien. Bd. IV. S. 82.

Man muß die ganze Bedeutung dieser Persien vom Norden nach Süden überquerenden Eisenbahn für den russischen Handel, ihre Gefahr für den englischen Einfluß in Persien, namentlich ihre unüberschätzbare militärische Wichtigkeit für Rußland ins Auge fassen und beachten, daß sie Rußland direkt an den offenen Indischen Ozean und mitten zwischen Indien und Syrien gebracht hätte, um zu verstehen, daß die englische Regierung kein Mittel scheute, um die persische Regierung umzustimmen. Das gelang vollständig. England erreichte sogar zugleich (1889), daß einem englischen Konsortium die Errichtung der „Imperial Bank of Persia" genehmigt und ihr die Funktion als Staats- und Emissionsbank für Persien übertragen wurde. Dennoch war die russische Position noch stark genug, dem Schah das Versprechen abzunehmen, im Laufe der folgenden fünfzehn Jahre ohne die Erlaubnis Rußlands keine Konzessionen zum Bau von Eisenbahnen und Straßen zu erteilen; zugleich erlangte Rußland die Genehmigung zum Bau einiger Fahrstraßen in Nordpersien. Rußland hat selbst während dieser Frist offenbar keine Eisenbahnkonzessionen verlangt und hat später den Vertrag bis zum Jahre 1915 verlängern lassen.[1]

Die Konzessionen zum Straßenbau haben Rußland faktisch zum Herrn des ganzen persischen Nordens gemacht. Unter dem Namen des Moskauer Bankiers Poliakoff hat die russische Regierung im Norden Chausseen anlegen lassen, die die Hauptorte des Nordens dem russischen Einfluß vollständig ausgeliefert haben: Täbris, die bedeutendste Stadt Persiens, die einen Handel von etwa 60 Millionen Mark repräsentiert, ist mit der Endstation der transkaukasischen Bahn, Dschulfa, verbunden worden — Kaswin, Teheran, Hamadan mit Resicht am Kaspischen Meere —, Mesched, die Kapitale des Ostens, mit Askabad an der transkaspischen Eisenbahn. Diese Straßen werden von russischen Agenten verwaltet und sind tatsächlich russische Enklaven in Persien, die jederzeit einen bequemen Interventionsvorwand für Rußland bieten. Die Chaussee Dschulfa-Täbris ist mit Dämmen und Einschnitten versehen, so daß jederzeit eine Eisenbahnlinie darauf montiert werden könnte.

Man muß gestehen, daß Rußland seine asiatischen Pläne mit dem größten Geschick verfolgt und daß es sich in seiner Asiatischen Abteilung eine vorzügliche diplomatische Organisation geschaffen hat. Jedenfalls steht fest, daß selbst zu der Zeit, wo England gegenüber Rußland noch im Vollbesitz seiner Kraft war, die Agenten der Asiatischen Abteilung in Petersburg mit größerem Erfolg arbeiteten als die englischen, dem indischen Gouvernement unterstellten. Das gilt für ganz Zentralasien im allgemeinen und für Persien im besonderen. Seit England aber glaubte, sich gegen die deutschen Flottenrüstungen die Freundschaft Rußlands in Europa sichern zu müssen, seit dem Beginn der Tripelentente wurde es von Rußland kaltblütig Schritt um Schritt an die Wand gedrängt. Selbst der englische Handel mußte fortgesetzt vor dem russischen zurückweichen. Aubin sagt in seinem Buche („La Perse d'aujourd'hui"), daß Lord Curzon für 1889 den englischen und indischen Handel mit Persien auf insgesamt 75 Millionen Franken bezifferte, den russischen aber auf 50 Millionen Franken. Nach der durch die belgischen Beamten seit 1901 eingeführten Handelsstatistik Persiens betrug im Jahre 1901/02 der englische und indische Handel 59 Millionen Franken, der russische

[1] Krahmer, Rußland in Asien. Bd. IV. S. 83.

aber 96 Millionen. Im Jahre 1910/11 hatte England mit Indien 104½ Millionen und Rußland 221½ Millionen Franken Umsatz in Persien.[1] Rußland war schon 1906/07 auf über 207 Millionen und England auf über 78 Millionen Franken Umsatz gekommen. Wenn Rußland seitdem trotz der großen Erbitterung in den breitesten Kreisen Persiens ob seiner offen die Reaktion begünstigenden und während der ganzen Revolutionszeit brutalen Einmischung in die inneren Staatsvorgänge Persiens noch vermochte, seinen Handel zu vergrößern, so will das für den Eifer und Erfolg Rußlands mehr besagen als die Zunahme seines Handels seit den früheren Jahren überhaupt.

Auch der bekannte Vertrag von 1907, der Rußland fast die ganze nördliche Hälfte Persiens als Einflußsphäre zuwies, während die englische Einflußzone jenseits einer großen neutralen Zone nur als eine Art Rückdeckung für Indien anzusprechen ist, vermochte das Vordringen Rußlands nach dem Süden gar nicht zu hemmen. Shuster[2] schiebt die Schuld der englischen Schwäche der letzten Jahre auf Lord Hardinge, der als Vizekönig von Indien Chef der englischen Agenten in Persien ist. Die Tätigkeit der englischen Agenten sei flauer und darum erfolgloser geworden, weil Hardinge in Petersburg, wo er zuletzt als Botschafter tätig war, ein „inbrünstiger Russenfreund" geworden sei. (Schluß folgt.)

Lohnstatistische Probleme.

Von **Adolf Braun.**

So einfach dem Nichtfachmann eine Lohnstatistik erscheint, so wichtig sie jedermann sein kann, dem Steuerpolitiker wie dem Sozialpolitiker, dem Hygieniker wie dem Nationalökonomen, so wenig und vor allem so fragwürdig ist das, was wir über die Löhne der Arbeiter wissen. Die Exaktheit, die wir mit allem Zahlenmäßigen verbinden — unsere Anschauung von der Mathematik mit unseren Anforderungen an die Statistik verknüpfend —, stellt sich nicht ein, wenn wir Lohnstatistiken genauer prüfen. Es ist sicherlich kein Zufall, daß sehr schwierige Gebiete aus dem Reiche der Bevölkerungsstatistik viel länger und viel gründlicher, viel allgemeiner alle in Betracht kommenden Individuen erfassend bearbeitet wurden, während wir auf dem Gebiet der Wirtschaftsstatistik, der Produktionsstatistik ebenso wie der Lohnstatistik im dunkeln herumtappen und uns stets damit bescheiden müssen, daß wir nur kleine Ausschnitte kennen, daß wir umfassende, alle in Betracht kommenden Individuen behandelnde Erhebungen vermissen müssen. Was wir an allgemeinen Lohnstatistiken wie zum Beispiel denen der Berufsgenossenschaften besitzen, ist völlig ungenügend und entspricht nicht den bescheidensten methodischen Anforderungen. Das ist durchaus ohne jeden Vorwurf gesagt, denn es ist nicht die Aufgabe der Organe der Unfallversicherung, Lohnstatistik zu treiben. Sie können wohl die Daten, die ihnen für ihre Verwaltungszwecke zukommen, zusammenstellen und veröffentlichen, man kann ihnen hierfür sehr dankbar sein, aber man darf natürlich nicht erwarten, irgend etwas zu erfahren, was außerhalb dieser Datensammlung gewonnen werden könnte,

[1] England 227087000 Kran, Rußland 481785342 Kran à 0,46 Franken.
[2] Shuster, The strangling of Persia. S. 281.

weil die Berufsgenossenschaften bloß das zu erheben haben, was zur Durchführung ihrer Geschäfte nötig ist. Die Kommission für Arbeiterstatistik und nach dieser die Abteilung für Arbeiterstatistik im Statistischen Amte des Reiches war und blieb ein Organ für enquetenartige Teilerhebungen mit manchen Möglichkeiten genauen Eindringens in spezielle Verhältnisse, aber mit dem vollkommenen Verzicht auf umfassende und exakte Erhebungen. Dabei muß bemerkt werden, daß das Reich die Mittel für Arbeiterstatistik in bedeutendem Maße eingeschränkt hat, weil man auf diesem Gebiet mit höchster finanzieller Vorsicht vorzugehen für notwendig hält.

So merkwürdig es auch dem berufsmäßigen Statistiker erscheinen mag, leisten heute in Deutschland auf dem Gebiet der Statistik am meisten unsere Gewerkschaften. Wenn man einmal eine vorurteilslose Geschichte der Sozialstatistik in Deutschland schreiben wird, wird man mit Achtung die Namen Leipart und Bringmann, die Leistungen des Metallarbeiterverbandes, des Bauarbeiterverbandes und vieler anderer Organisationen nennen. Sie haben sich in mannigfacher Weise um die Sozialstatistik im allgemeinen, um die der Arbeitslöhne im besonderen verdient gemacht. Sie haben erheblich mehr als irgendeine Organisation und als die staatlichen und kommunalen Gewalten für die Feststellung der Löhne getan und sie haben durch ihre Veröffentlichungen, vor allem durch die fleißige und lückenlose Sammlung aller Tarifverträge ganz unschätzbare Quellenwerke für die Sozialstatistik geliefert. Um so höher ist diese große Aufwendung an bester Kraft, von vieler Zeit und von erheblichen Mitteln zu werten, als diese Tätigkeit lange nicht nach Verdienst eingeschätzt und durchaus nicht nach ihrer großen Bedeutung gewertet und gewürdigt wird. Aber man wird bei aller gerechten Einschätzung doch natürlich — unzweifelhaft im Einverständnis mit den hochverdienten gewerkschaftlichen Lohnstatistikern — in diesen Untersuchungen und Veröffentlichungen nicht die Befriedigung der Anforderungen an eine vollkommene Lohnstatistik suchen können. Was man von der Statistik, wenn man sich auch zu bescheiden weiß, immer wieder zu verlangen hat, das ist, den Massenerscheinungen gerecht zu werden — und das vermögen die gewerkschaftlichen Statistiken natürlich nicht. Sie sind, wenn sie nicht allzu starke Verzichte auf die Genauigkeit machen, auf den Kreis ihrer Mitglieder als Untersuchungsfeld angewiesen. Innerhalb dieses Gebiets müssen sie sich wieder beschränken auf diejenigen, die den guten Willen haben, ohne jeden öffentlich-rechtlichen Zwang Angaben über ihre Löhne zu machen. Wenn wir auch gerne glauben und dazu auch reichlich Veranlassung haben, daß die Lohnangaben, die den gewerkschaftlichen Zentralvorständen gemacht werden, in der Regel richtig und zuverlässig sind, so wird doch jeder Statistiker einwenden, daß zwar nicht jede Kontrollmöglichkeit geradezu fehlt, daß aber die Kontrollierbarkeit sehr erschwert ist. Wir können uns hier nicht auf Einzelheiten einlassen. Nur auf die Schwierigkeit sei hingewiesen, daß ein Arbeiter für längere Zeit zurück seine Löhne genau feststelle, dann auf die weitere Schwierigkeit, daß bei der Feststellung des Lohnes bloß für eine bestimmte Woche mit sehr großen Fehlerquellen gerechnet werden muß, die sich durchaus nicht, wie es der billige Trost der Statistiker in allen ähnlichen Fällen ist, doch zuletzt ausgleichen müssen. Die Schwierigkeiten einer gewerkschaftlichen Lohnstatistik gelten als verhältnismäßig gering im Baugewerbe, weil man annimmt, daß die Löhne in jedem einzelnen Orte wenig voneinander

ander abweichen, wo die Akkordarbeit eine geringe Rolle spielt; desto schwieriger werden aber derartige Erhebungen, wenn man mit Akkordarbeitern zu rechnen hat, die oft erst nach fünf oder mehr Wochen ihre Löhne ausbezahlt erhalten, bis dahin von Vorschüssen leben, bei denen auch der Wechsel der Akkorde eine sehr große Rolle spielt. Im deutschen Wirtschaftsgebiet, wo der Unternehmer auf Grund der Arbeiterversicherungsgesetze zu Abzügen für die öffentlich-rechtliche Arbeiterversicherung verpflichtet ist, ist für viele Arbeiter die Feststellung des tatsächlichen Lohnes, der durchaus, übrigens auch noch aus anderen Gründen, nicht mit der faktisch ausbezahlten Lohnsumme zusammenfällt, überaus schwierig.

So haben wir in Deutschland zwar sicherlich eine Fülle von lohnstatistischen Einzelangaben und doch keine befriedigende Lohnstatistik. Besser ist es auch in den meisten anderen Staaten nicht. Sicherlich gibt es sehr schöne Leistungen arbeitsstatistischer Ämter, so in Belgien und in Österreich, so in England, in den Vereinigten Staaten und anderwärts. Aber nirgends haben wir, und das gilt ja auch von den großen amerikanischen Zensuswerken, eine wirklich zuverlässig und ununterbrochen laufende und alle in Betracht kommenden Individuen erfassende Lohnstatistik.

Der Statistiker muß zugestehen, daß die Methode, ja selbst die Umgrenzung der Lohnstatistik noch lange nicht zweifellos gegeben ist. Fehlt uns schon der Ausgangspunkt jeder exakten und wirklich nützlichen Erhebung, so müssen wir die vergleichende Lohnstatistik als einen erst in ferner Zeit zu erfüllenden Wunsch behandeln. Und doch ist das Bedürfnis nach einer Lohnstatistik und sogar nach einer internationalen sehr groß und voll begründet. Das Interesse an der Statistik ist auch weit größer, als man das vielfach glaubt. Vor knapp einem Jahre habe ich in einer ganz ansehnlichen Auflage ein knappes Lehrbuch der Statistik für die Arbeiter (Statistik, Aufgaben, Methoden und Resultate der Statistik, ein kurzer Abriß für Arbeiter. Wien 1912, Wiener Volksbuchhandlung) veröffentlicht, und es ist bis auf wenige Exemplare vergriffen. Ich führe das nur als einen Beweis für das große Interesse an, das statistischen Fragen im Kreise der Arbeiter entgegengebracht wird, leider kann man aber sehr begründete Wünsche der Arbeiter nach statistischer Erkenntnis nicht befriedigen. Eines der stärksten Bedürfnisse, das aber am schwersten zu befriedigen sein wird, ist die vergleichende Lohnstatistik.

Wir wissen aus mannigfachen, auch durchaus populären Darlegungen, daß die lohnstatistische Zahl allein nichts sagt. Wir müssen sie in mannigfache Beziehungen bringen, um ihr Bedeutung zu geben. So müssen wir Lohnhöhe und Kaufkraft des Geldes in ihren Entwicklungsreihen nebeneinanderstellen, so haben wir das Interesse, die Lohnentwicklung für die Arbeiter im gleichen Berufe, aber in Stadt und Land, in verschiedenen Größenklassen der Ortschaften, im Inland und Ausland und auch im Vergleich zu anderen Berufen kennen zu lernen. Wir müssen, um diese Wünsche zu erfüllen, unter dem notwendigen Verzicht auf allgemeine Erhebungen die Spezialuntersuchungen nach gleichen Methoden zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden durchführen. Der erste bedeutsame und nicht mißglückte Versuch auf diesem Gebiet ist von Dr. Kuczynski, dem Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin-Schöneberg, unternommen worden. In seinem Werke „Arbeitslohn und Arbeitszeit in Europa

und Amerika 1870 bis 1909[1] hat Kuczynski mancherlei Anregungen von den Methoden der amerikanischen Lohnstatistik, an deren Erhebungen er in jüngeren Jahren mitgewirkt hat, erhalten. Die internationalen Lohnerhebungen des Arbeitsamtes der Vereinigten Staaten von Amerika, die bis zum Jahre 1870 zurückgehen, liegen einem bedeutsamen Teil seiner Arbeit zugrunde. Diese Untersuchungen für die Jahre von 1870 bis 1898 erstreckten sich auf die Tagesverdienste in 25 Berufen für 12 Städte in den Vereinigten Staaten, für 3 Städte in Großbritannien, 2 in Frankreich und eine in Belgien. Es ist eine Erhebung auf Grund von Lohnbüchern der Unternehmer, nicht eine Statistik der Unternehmer über die Löhne, wohl aber eine Statistik der von den Unternehmern gemachten Lohnangaben durch ein berühmtes statistisches Amt. Diese Erhebungen wurden fortgesetzt und dann auch auf Berlin und Nürnberg, in den Vereinigten Staaten selbst auf Hunderte von Berufen und Hunderte von Orten in den verschiedensten Teilen des Landes ausgedehnt. Das amerikanische Material wie das für England wurde von dem Arbeitsstatistischen Amt der Vereinigten Staaten und Großbritanniens, das für den europäischen Kontinent von dem Verfasser des genannten Werkes gesammelt. Das Material wurde auch für Deutschland bis auf das Jahr 1870 zurück festgestellt. In Nürnberg konnte Dr. Kuczynski die Auszüge aus den Lohnbüchern selbst in der Regel anfertigen, in Berlin legten einzelne Firmen Wert darauf, die Auszüge durch einen ihrer Angestellten machen zu lassen. Während Kuczynski bemüht war, die tatsächlichen Löhne der einzelnen Arbeiter aus den Lohnlisten auszuziehen, mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm die meisten Betriebe in Paris und Lyon für jeden Beruf unter Trennung der Geschlechter und für jedes einzelne Jahr den „normalen" Lohn mitteilten, den sie der großen Masse der in Betracht kommenden Arbeiter bezahlten. Auch in Großbritannien haben sich einzelne Betriebe nur zu Angaben dieser Art entschließen können. Das sind Mängel, die um so mehr anzuführen sind, als uns bei der Arbeit von Kuczynski vor allem die Frage interessiert, wie weit er uns gangbare Wege gezeigt hat, zu richtigen lohnstatistischen Feststellungen zu gelangen. Trotz mancher Ergebnisse der Arbeit Kuczynskis möchten wir aber das Hauptgewicht unserer Betrachtungen aus Anlaß seines Buches auf seine lohnstatistischen Methoden legen, die er angewandt hat.

Kuczynski arbeitete wohl im Auftrag einer fremden Regierung, so doch als Privatstatistiker, wenn auch mit vielen Empfehlungen und ausgezeichneten Beziehungen. Trotz seiner Beschränkung auf eine sehr geringe Anzahl von Betrieben vermochte er doch nicht die Methode überall anzuwenden, die er, wie man aus seinen eigenen Erhebungen erkennt, für die zuverlässige hält. In 80 Betrieben wurde ihm Einsicht in die Geschäftsbücher gewährt, aber es ist dabei zu beachten, daß er in der Auswahl sehr beengt war, weil er für eine lange Reihe von Jahren, fast für ein Menschenalter, die Lohnzahlen zurück feststellen wollte. Da fehlte naturgemäß reichliche Auswahlmöglichkeit, nur eine beschränkte Anzahl von Betrieben kam wieder in Betracht, weil nur wenige Betriebe ihre Lohnbücher auf lange Zeit zurück aufbewahren, wozu ja weder eine handelsgesetzliche Verpflichtung noch eine geschäftliche Rücksicht zwingt. Dann ist es selbstverständlich, daß die Unternehmer überhaupt wenig Lust haben, Einsicht in ihre Bücher zu gewähren

[1] VI und 817 Seiten Oktav. Berlin 1913, Verlag von Julius Springer.

und die Resultate dieser Forschungen veröffentlichen zu lassen; nicht zuletzt mag ja auch eine Untersuchung im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten, deren Zollpolitik immer darauf ausging, sich eindringlich über Produktionskosten und Preisbildung im Ausland zu unterrichten, wenig zur Förderung der Arbeit beigetragen haben. Bei aller Würdigung der Schwierigkeiten ist hervorzuheben, daß Kuczynski nicht ausgewählte typische Betriebe festgestellt zu haben vorgibt. Ich mache ihm deshalb keinen Vorwurf, weil ich die Mängel der Stichprobenerhebung kenne und weil ich weiß, wie willkürlich besonders für zurückliegende Zeiten die Behauptungen sind, daß es sich um typische Erscheinungen gehandelt hat. In der lebendigen Gegenwart kann man ja Anhaltspunkte gewinnen, ob die Bezeichnung typisch — unter allen möglichen Vorbehalten — für die Lohnverhältnisse eines Betriebs zu wagen ist, aber im Jahr 1909 das für die Verhältnisse eines Betriebs im Jahrzehnt 1870 bis 1880 feststellen zu wollen, verbietet schon die bescheidenste Vorsicht. Wir werden also bei der Arbeit von Kuczynski zu der Einschränkung gezwungen, daß es sich nur für einen Teil der Arbeit, gerade für jenen, für den er eine besondere Verantwortung trägt, um tatsächliche Lohnfestsetzungen handelt, daß aber viele angeführte Löhne, weil sie ihm von den Unternehmern als Normallöhne mitgeteilt wurden, manches kritische Bedenken hervorrufen. Seine Verpflichtung, für weit zurückliegende Jahre ebenso wie für die Gegenwart lohnstatistische Angaben für den gleichen Betrieb zu gewinnen, hat seine ohnedies überaus eingeschränkte Auswahl noch weiter eingeengt.

Nachdem wir diese Einwendungen gemacht haben, möchten wir aber doch auf die wichtigste Frage kommen, ob die Lohnbücher der Unternehmer wirklich die Quelle sind, die uns zu der besten Lohnstatistik führen soll. Dabei müssen wir freilich daran festhalten, daß lohnstatistische Erhebungen von großem Umfang auf Grund der Lohnbücher sehr beträchtliche Kosten und sehr vielen Zeitaufwand voraussetzen. Die Schwierigkeit der Lohnstatistik liegt ja nicht zum mindesten darin, daß es sich bei ihr, auch bei einer vollkommenen Beschränkung auf den Geldlohn, um sehr zeitraubende Feststellungen handelt. Um den Jahreslohn eines Arbeiters festzustellen, sind 52 oder 26 Lohnperioden zusammenzuzählen. Die Lücken infolge von Krankheiten, Aussetzen werden oft Nachforschungen erfordern, statt des Lohnes wird oft der Vorschuß eintreten, Zeitlohn wird mit Stücklohn, sehr niedrige Vorschüsse in einer langen Reihe von Wochen mit einer sehr hohen Akkordabrechnung am Ende der Periode wechseln, all das sind Schwierigkeiten, die bei der Sammlung des Lohnmaterials schon als Schwierigkeiten und Fehlerquellen ins Gewicht fallen. Aber man darf nicht einwenden, daß eine Lohnstatistik auf Grund der Lohnlisten der Unternehmungen unmöglich ist. Die belgische staatliche Lohnerhebung von 1896 hat von 671 596 gezählten Arbeitern und Arbeiterinnen 671 511, also fast alle bis auf den letzten Arbeiter erfaßt, sie wurde in sechs großen Bänden veröffentlicht und beweist, daß eine derartige Statistik möglich ist. Freilich ist es der einzige Beweis, denn die Lohnerhebungen im amerikanischen Zensus können mit den belgischen nicht verglichen werden, und sonst gibt es nirgends eine ähnliche Untersuchung. Aber daß nur ein einziger Staat diese Untersuchungen vorgenommen hat, daß er achtzehn Jahre verstreichen ließ, ohne sich zu einer Wiederholung anzuschicken, muß natürlich sehr bedenklich machen. Auch die

lange Zeit, die zwischen Erhebungen und Veröffentlichungen einer derartigen Lohnstatistik naturgemäß verstreichen, mindern den Eifer, für diese Methode einzutreten.

Gering schlage ich den Einwand an, daß man auf Grund von Unternehmerangaben keine Lohnstatistik machen soll. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß man auf Grund von Arbeiterangaben zu einer vollkommenen und umfassenden Lohnstatistik in absehbarer Zeit nicht gelangen kann. Der Arbeiter — ich rede natürlich nicht von Ausnahmen — macht keine Aufzeichnungen, er kann sie nicht in Ordnung halten und sie werden dem äußeren Ansehen nach nicht übermäßig vertrauensvoll erscheinen. Die Erinnerung des Arbeiters an seine Lohneinnahmen reicht in der überwiegenden Zahl der Fälle nur auf wenige Wochen zurück und verliert naturgemäß mit der Dauer der Zeit immer mehr an Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Sicherheit. Der Unternehmer dagegen ist verpflichtet, seine Lohnausgaben in die ihm handelsgesetzlich vorgeschriebenen Bücher einzutragen, es wird ihm gar keine Schwierigkeiten machen und auch keinen unüberwindlichen Widerstand hervorrufen, wenn man dem Unternehmer bestimmte Formen der Geschäftsbücher für die Lohneintragung aufnötigen würde, wobei man sehr wohl die geschäftlichen Interessen einer richtigen Buchhaltung mit den statistischen Interessen verbinden könnte durch gemeinsame Beratungen über die Form des Lohnbuches. Ob diese Lohnbücher in zwei Stücken, eines für die Unternehmung und das andere für die statistischen Ämter geführt werden sollten, wäre zu überlegen. Ich glaube, daß in der Regel — vor allem in Deutschland — ein Mißtrauen gegen die Eintragung der Unternehmer in ihre Geschäftsbücher nicht erforderlich ist. Die Angaben werden richtig sein, die Ausscheidung von Lohn, Ausgaben für die Zwecke der Arbeiterversicherung, Strafgeldern, Vorschußabzügen usw. wird sich in den Geschäftsbüchern leicht finden; soweit dies nicht heute schon der Fall ist, werden sich derartige Feststellungen leicht durch Anordnung eines geeigneten Formulars machen lassen.

Ein ganz bedeutsam erscheinender Einwand gegen die Lohnerhebungen auf Grund von Geschäftsbüchern der Unternehmer ist der, daß wir einen ganz erheblichen Bruchteil der Arbeiterschaft dann nicht lohnstatistisch verfolgen können. Die ganze fluktuierende Arbeiterschaft, die besonders bei den Arbeiterinnen einen großen Prozentsatz ausmacht, wird man nicht verfolgen können, wenn man nicht der Statistik Aufgaben überweist, die ganz wohl theoretisch lösbar sind, praktisch aber zu einer Kostensteigerung führen würden, die die ohnedies sehr teure Lohnstatistik dieser Art vollkommen in Frage stellen würde. Nun glaube ich aber, daß wir gar nicht mehr so interessiert sind, den Lohn des einzelnen Arbeiters, des durch Vor- und Zunamen, Geburtsort usw. genau umschriebenen Arbeiters kennen zu lernen, uns interessieren ja die Individuen immer weniger, und das Erfassen der Kollektivitäten wird uns immer mehr zur Aufgabe, ganz besonders in der Statistik. Wenn wir statistisch feststellen Berufsgruppen, Geschlechtsgruppen, Altersgruppen, immer in Beziehung auf die Löhne weiter gruppiert, für jeden einzelnen Betrieb, so können wir sicherlich zu der bedeutsamen Erkenntnis der Lohnverhältnisse gelangen. Wir werden nicht nur Stundenlohn und Wochenverdienst, sondern auch Jahresverdienst für die verschiedenen Arbeiterarten sehr wohl feststellen können. Es ist vielleicht gerade ein besonderer Vorzug, daß wir nicht mehr das Individuum des Ar-

beiters, sondern daß wir die Einheit des natürlich klar zu umschreibenden Betriebs als Grundlage der Lohnstatistik nehmen. Hier bekommen wir Beziehungen, die uns weit tiefer eindringen lassen in die ganze soziale Struktur der Arbeiterklasse, in ihre Beziehungen zu den Unternehmungen sowohl nach Produktionszweck wie nach Betriebsgröße, als bei den bisherigen Untersuchungen, die, ungenügende Resultate schaffend, von den einzelnen Arbeitern ausgehen.

Während die amerikanischen Erhebungen auf Grund der Lohnlisten der Unternehmer erst in den letzten Jahren in Europa Beachtung fanden, hat im Jahre 1892 Viktor Böhmert in einem sehr beachtenswerten Aufsatz in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift des Königlich Sächsischen Statistischen Bureaus" „Der gegenwärtige Stand und die neuen Aufgaben der Lohnstatistik" auf die große Bedeutung der Geschäftsbücher der Unternehmungen als Quellen der Lohnstatistik hingewiesen, er hat seine Methode erproben lassen durch eine im gleichen Hefte der von ihm herausgegebenen Zeitschrift veröffentlichten Arbeit von Albert Förster „Die Löhne der Zigarrenarbeiter mit besonderer Berücksichtigung auf die Lohnstatistik". Nun kommt Kuczynskis Buch, das uns wiederum vor das ganze Problem der Lohnstatistik stellt und zeigt, daß wir auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, wenn er nicht von bloß einem, wenn auch noch so fleißigen Privatstatistiker, sondern von öffentlichen Gewalten gegangen wird, zu wichtigen Resultaten gelangen können. Alle bisherigen Lohnstatistiken — die belgische von 1896 ausgenommen — schaffen uns immer die Gefahren, daß uns nur Gruppen von Arbeitern in ihrer Lohnhöhe bekannt werden, und daß wir erst recht hinsichtlich der anderen Arbeit im dunkeln tappen. Wo nicht große Korporationen mit starken Machtmitteln an die statistische Erfassung der Löhne gehen, sondern Private, seien es auch Gewerkschaften, so müssen wir immer mit der Tatsache rechnen, daß uns eine Gegenkontrolle fehlt, daß in der Auswahl etwas Willkürliches, etwas, wenn auch durchaus nicht gewollt, Irreführendes mit unterläuft. Dies gilt ja gerade für die Lohnstatistiken der Gewerkschaften in einer überaus merkwürdigen Weise. Sie stellen unzweifelhaft die Löhne der Arbeiter und Arbeiterinnen in der Regel, wenn nicht gar immer, günstiger, vermutlich weit günstiger dar, als sie tatsächlich die Regel bilden. Wenn man von einzelnen wenigen Korporationen absieht, die wie die Buchdrucker den weitaus größten Teil der Berufsgenossen erfaßt haben, sind die Mitglieder der Gewerkschaften, auf die sich doch im wesentlichen, wenn auch durchaus nicht gewollt, die Erhebungen der Zentralverbände beschränken, die bessergestellten Arbeiter, während die der Organisation Fernstehenden zum weitaus größten Teil die schlechtergestellten Arbeiter sind. Ja, man kann sogar noch weiter gehen und aus der Tatsache, daß bei jeder gewerkschaftlichen Statistik bloß ein Bruchteil der Organisierten Angaben ihrer Löhne macht, zu der Vermutung gelangen, daß es zum erheblich größeren Teil länger Organisierte und deshalb bessergestellte, auch freilich an der Organisation mehr interessierte Arbeiter und Arbeiterinnen sind, die diese Lohnangaben machen. Daß man so zu größter Vorsicht bei allgemeinen Schlußfolgerungen aus der gewerkschaftlichen Lohnstatistik gerade im Interesse der Arbeiter genötigt wird, ist sicherlich nicht unvorteilhaft, einmal kräftig zu unterstreichen. Freilich — je stärker der Einfluß der Gewerkschaft auf ihre Mitglieder sein wird, je mehr die Gewerkschaften den Kreis der

Indifferenten einengen, desto besser wird ihre Statistik sein. Ich glaube keinem der verdienstvollen Arbeiter auf dem Gebiet der Gewerkschaftsstatistik mit diesen kritischen Bemerkungen etwas Neues zu sagen; es würde gar nicht so schwer fallen, aus den gewerkschaftlichen Kommentaren zu den eigenen Statistiken Belege für diese Behauptungen zu finden. Ganz anders steht es mit einer Statistik, die auf Grund der Geschäftsbücher der Unternehmer erhoben wird. Hier muß der Betrieb mit allen seinen Arbeitern und Arbeiterinnen, den lang und kurz organisierten, nicht organisierten und auch nicht organisierbaren erfaßt werden. Das willkürliche Moment fällt da vollständig weg.

Aber man muß streng unterscheiden zwischen einer Lohnstatistik *auf Grund der Lohnaufzeichnungen der Unternehmer* und *einer Lohnstatistik der Unternehmer*. Letzteres erstreben die sogenannten Arbeitgeberverbände, um dadurch dem Staate die Mühe und die Kosten der Lohnstatistik abzunehmen und sich das Monopol der Lohnfeststellungen und der Verwertungen und Kommentierungen der von ihnen gesammelten und für jedermann unkontrollierbaren Lohnangaben und Zusammenstellungen zu sichern. Dr. Zahnbrecher, der Syndikus des Verbandes bayerischer Metallindustrieller, plädiert in einer eben erschienenen Schrift „Lohnstatistik" (Nürnberg 1913, J. L. Schrag) für das Zusammengehen der Industriellenverbände und der Berufsgenossenschaften zum Zwecke der Errichtung lohnstatistischer Bureaus, die mit elektrischen Zählmaschinen arbeiten. Es ist nur noch ein „Schritt weiter zu tun, und das Problem wäre mit einem Schlage gelöst" (a. a. O., S. 69). Dr. Zach schreibt in seiner kleinen auch in diesem Jahre erschienenen Schrift „Die Lohnstatistik" (F. Dietrich, Leipzig) auf S. 15: „Wie aus der Arbeitgeberpresse (vergl. die Deutsche Arbeitgeberzeitung vom 26. November 1911, Der Arbeitgeber, Mitteilungen der Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände vom 15. Februar 1911 usw.) zu entnehmen ist, wird auf die Einführung einer allgemeinen Lohnstatistik mit Eifer hingearbeitet." Desto notwendiger erscheint die Beschäftigung der Arbeiter und ihrer Vertreter mit den lohnstatistischen Problemen. Den Unternehmern die Lohnstatistik auszuliefern, wäre in höchstem Maße verhängnisvoll.

Kuczynski hat in seinem Buche Durchschnittslöhne, Lohngliederung, höchste und niedrigste Löhne, häufigst vorkommende Löhne, Taglöhne und Wochenlöhne, freilich wäre hier richtiger gesagt Tages- und Wochenverdienste, und Arbeitszeiten festgestellt beziehungsweise berechnet. Ich glaube, daß er methodisch den Nachweis erbracht hat, daß man aus den Geschäftsbüchern der Unternehmer zu sehr bedeutsamen Resultaten kommen kann. Er hat mannigfache Vergleichsmöglichkeiten nachgewiesen und er hat uns wichtige Entwicklungsreihen für die Löhne in verschiedenen Städten verschiedener Länder und hier wieder verschiedener Berufe gezeigt. Dadurch ist sein Buch von sehr großer Wichtigkeit geworden. Es beschränkt sich freilich fast lediglich auf die Lohnangaben und Lohnverarbeitungen, während er die methodische Seite in dem Buche trotz seines großen Umfanges fast gar nicht erörtert. Einiges hat er freilich in zwei Abhandlungen im Jahrgang 1906 der Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft „zur statistischen Behandlung von Individuallohnaufzeichnungen in Zeitlohnbetrieben" auseinandergesetzt. Hoffentlich wird Kuczynski in einem schon vor einiger Zeit an-

gekündigten Handbuch der Statistik, das aber noch nicht erschienen ist, diese wichtige Frage auf Grund seiner langjährigen Betätigung auf dem Gebiet der Lohnstatistik weiter erörtern.

Das müßte vor allem auch geschehen für die zweite Seite seiner lohnstatistischen Untersuchungen, die von den Tarifverträgen ausgeht, die er in Deutschland und den Vereinigten Staaten gesammelt hat. Wir besitzen lohnstatistische Verarbeitungen sowohl von Gewerkschaften wie von städtischen statistischen Ämtern auf Grund der Tarife. Die Durchsetzung der Tarife, die genau zu scheiden ist von dem Abschluß der Tarife, schafft naturgemäß eine bedeutsame Unterlage für die Lohnfeststellung. Wo die Tarife keine Ausnahmen machen für Minderbezahlung von Lehrlingen und von nicht mehr sehr leistungsfähigen Arbeitern, wo Tarifgebiet, Tarifdauer, den Tarifen unterworfene Betriebe und Personen und die Tarifeinhaltung im wesentlichen festgestellt werden können, haben wir sicherlich in den Tarifen eine wichtige Quelle für Lohnfeststellungen. Arbeitszeit, Stundenlöhne, Wochenverdienste werden in den Tarifen, soweit sie diesen Namen verdienen, genau umschrieben. Aber vielfach heißt die tarifarische Feststellung doch nur, daß unter dem im Tarif festgestellten Lohnsatz nicht gezahlt werden darf. Bei der Arbeitszeit darf man als — wenn auch nicht ausnahmslose — Regel annehmen, daß sie dem tatsächlichen Stand der Tarifdauer entspricht, wenn auch wegen schlechten Geschäftsganges verkürzt, wegen drängender Lieferzeiten mit Überstunden gearbeitet werden kann und wenn auch vereinzelte Fälle bekannt sind, daß innerhalb der Tarifgeltung Arbeitszeitverkürzungen nicht ausgeschlossen sein müssen. Wir finden im Herrschaftsgebiet des Buchdruckertarifs eine nicht unerhebliche Zahl von Betrieben, die den Achtstundentag, ja eine effektiv kürzere Arbeitszeit als Regel haben. Für die Löhne kann man im allgemeinen nur sagen, daß eine Statistik tarifarischer Löhne, wie das schon Viktor Leo in seiner Abhandlung über die Statistik des Arbeitslohnes im ersten Band der dritten Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften ausgeführt hat, eine Mindestlohnstatistik ist. Nun gibt es freilich sehr viele Tarife, insbesondere im Baugewerbe, wo der tarifarisch festgelegte Lohn der tatsächlich vorherrschende oder die allgemeine Regel bildende Lohn ist, von der es nur Ausnahmen, aber nicht große Abweichungen gibt. Aber der Statistiker kann sich eben mit solchen allgemeinen Erwägungen nicht zufrieden geben, es ist immer eine mißliche Sache für einen Statistiker, wenn er mit Voraussetzungen an sein Beobachtungsgebiet geht. In Wien zum Beispiel hat in der in diesem Jahre abgeschlossenen Tarifperiode, vor allem für die Maler, aber auch für die Maurer und die Bauhilfsarbeiter, der tarifarische Lohn vollständig an Bedeutung verloren. Der zur Zeit des vorletzten Tarifabschlusses noch starke Zuzug von Malern und ihren Berufsgenossen aus dem tschechischen Gebiet hat infolge der wachsenden Industrialisierung und der dadurch notwendig gewordenen Fabriken- und Arbeiterhausbauten im zentralen Teil Böhmens vollständig aufgehört, so daß die Ergänzung des großstädtischen Arbeiterbedarfes plötzlich versiegte und eine zur Zeit des Tarifabschlusses gar nicht vorauszusehende günstige Entwicklung des Arbeitsmarktes in Erscheinung trat, die zu starker Erhöhung der Löhne und zum vollständigen Verlassen der Mindestlohngrenze der Tarife führte. Das klassische Gebiet der Tarifverträge, das Buchdruckergewerbe, zeigt uns Tausende von Beispielen der Überschreitung der tari-

tarisch festgestellten Löhne nach oben. Damit soll natürlich nicht bewiesen werden, daß die Tarife für die Beobachtung von Lohnentwicklungen gleichgültig sind; sicherlich sind die Vergleichungen von Lohnfeststellungen verschiedener Jahre in einem Beruf und von tarifarischen Lohnfestsetzungen verschiedener Berufe nützlich und bedeutungsvoll, nur sind sie eben keine Lohnstatistik, zum Teil nur sehr vorsichtig zu behandelnde Surrogate der Lohnstatistik und auch bis zu einem gewissen Grade eine bedeutsame Statistik gewerkschaftlicher Errungenschaften und Maßstäbe für eine Beurteilung gewerkschaftlicher Aktionen. Solange wir keine gute Lohnstatistik haben, wird man für so fleißige und eindringende Untersuchungen, wie sie uns das Kuczynskische Buch auf Grund der Tarifverträge durch die Vergleichung der Ergebnisse seiner Untersuchungen für die wichtigsten Industriestaaten des europäischen Kontinentes und Amerikas gibt, verpflichtet sein.

Das Ergebnis aus einem so umfangreichen Werke, wie es das Kuczynskis ist, das Tatsache an Tatsache, statistisches Ergebnis an statistisches Ergebnis reiht, zu ziehen, ist natürlich sehr schwer, um so schwieriger für uns, als wir bei aller hohen Einschätzung dieser Arbeit eine Reihe von methodischen Abwägungen für notwendig erachten, die sich doch gegen das Buch zu richten scheinen. Wir sehen in dem Werke wohl die fleißigste Leistung, die ein einzelner deutscher Statistiker in der neueren Zeit zu Ende geführt hat. Die immer rein zahlenmäßigen Ergebnisse, die er aus seinen Untersuchungen zieht, lehren uns vor allem sehr viel über die Vereinigten Staaten von Amerika. Vielfache Schwankungen der Löhne, gewaltige Unterschiede innerhalb des Landes und keinesfalls eine durchgreifende und allgemeine Erhöhung der Löhne, eher noch eine sich langsam durchsetzende Verkürzung der Arbeitszeit kann man für die nordamerikanische Union aus der Darstellung erkennen. Was uns am meisten anzieht, ist der Vergleich der Entwicklung deutscher Löhne mit denen der anderen Länder. Wir sehen in Deutschland eine fast ununterbrochene geradlinige, nur selten sprunghafte Entwicklung zu höheren Löhnen und zu Verkürzungen der Arbeitszeit; am Anfang der Periode (1870) sehen wir die deutschen Löhne tief gedrückt, überholt fast von allen anderen Lohnangaben des Auslandes, die Kuczynski beibringt. Immer näher rücken die Löhne der deutschen Arbeiter an die ihrer Kameraden, die ihnen voraus waren, sie holen sie ein, sie übertreffen sie vielfach — insbesondere gilt das vom Vergleich der deutschen Löhne mit denen aus französischen und belgischen Städten. Hinsichtlich der Verkürzung der Arbeitszeit machen die deutschen Arbeiter zumeist selbst größere Fortschritte wie die englischen, wodurch freilich in der Regel nur der Abstand vermindert wird, während eine Überholung oder ein Erreichen der in England üblichen Arbeitszeit nur selten festgestellt wird. Freilich fehlt es an diesen allgemeinen Feststellungen in dem Buche von Kuczynski; er macht aber vielfach diese Feststellungen in sehr klarer Weise für die einzelnen Berufe.

Sein Buch, das dem Gewerkschafter auch durch manche Aufklärung über die Umgrenzung der ausländischen gewerkschaftlichen Organisationen von Nutzen sein wird, ist eines der hervorragendsten Zeugnisse für die wohlüberlegte und systematische Taktik der deutschen Gewerkschaften. Es beweist durch die zahlenmäßigen Feststellungen besser als jede andere Darlegung, daß die deutschen Gewerkschaften gerade im Gegensatz zu den französischen Syndikalisten auf dem besten Wege sind.

Die Gewerkschaftsbewegung der Schauspieler und das kommende Reichstheatergesetz.

Von W. R.

Von einer Gewerkschaft der Schauspieler zu schreiben, wäre noch viel zu früh. Vielfach wird die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger damit verglichen; sie kann aber kaum einen Vergleich mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen aushalten, trotzdem sie sich in den letzten Jahren sehr zu ihrem Vorteil entwickelt hat. Gegründet wurde die Genossenschaft im Jahre 1871, und zurzeit sind zirka 12 000 Bühnenmitglieder in ihr organisiert. Bis vor wenigen Jahren war die Genossenschaft nur eine gesellige Vereinigung von Komödianten, die zwar stolz „die Förderung der materiellen Interessen" auf ihr Panier schrieb, in deren Versammlungen aber Direktoren wie Schauspieler Stimme hatten — und da an der Spitze der Organisation nur Mitglieder erster Hof- und Stadttheater saßen, konnte von einer wirklichen wirtschaftlichen Vertretung der Bühnenmitglieder gar keine Rede sein. Dasselbe Bild äußerte sich auch in den Ortsverbänden, die zu Anfang jeder Spielzeit an den einzelnen Theatern gegründet wurden. Nicht selten kam es vor, daß der Direktor, der natürlich auch Genossenschafter war, zum Obmann gewählt wurde, als Stellvertreter fungierte ein Regisseur, so daß die als Beisitzer gewählten Mitglieder schon aus Erhaltungstrieb gar nicht in der Lage waren, bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten gegen ihre Vorgesetzten zu stimmen.

Wie sehr dem Schauspieler seine Rechte gekürzt wurden, kennzeichnet sich in folgendem, in jedem Vertragsformular befindlichen Passus: „Die Bühnenleitung sowohl wie das Mitglied unterwerfen sich in allen in bezug auf den zwischen ihnen abgeschlossenen Vertrag oder aus demselben entstehenden Streitfragen unbedingt dem Ausspruch des in § 99 der Satzungen des Deutschen Bühnenvereins (Arbeitgeberverband) bezeichneten Schiedsgericht unter Verzicht auf jede Berufung." Wie das vom Arbeitgeberverband berufene Schiedsgericht urteilte, wird sich der geehrte Leser wohl denken können. Wollte ein Schauspieler sich nun erdreisten, obengenanntes Schiedsgericht zu umgehen, um seine Sache dem landesherrlichen Richter (so steht's im Vertrag) zu unterbreiten, so riskierte er, für 3 bis 5 Jahre auf die schwarze Liste gesetzt und daraufhin von einem Engagement an ein dem Deutschen Bühnenverein angeschlossenes Theater für genannte Zeit ausgesperrt zu werden.

Ferner mußten sich die Schauspieler verpflichten, zu Anfang jeder Saison in den sogenannten Vorproben 5 bis 6 Tage unentgeltlich zu arbeiten. Da nun außer den Angehörigen erster Hof- und Stadttheater jedes Mitglied günstigstenfalls je eine Saison für Sommer und Winter durchzumachen hatte, so ergeben sich jährlich mindestens 10 bis 12 Arbeitstage ohne Bezahlung. Oft kommt es vor, daß das Winterengagement in Sachsen abgespielt wird, die Zwischensaison von Ostern bis Pfingsten vielleicht am Rhein, während für die Sommersaison irgendein Ostseebad in Frage kommt, so daß dem Mitglied enorme Reise- und Transportkosten erwachsen. Dabei kann noch von Glück die Rede sein, wenn der Sommerdirektor nicht Pleite macht oder das Mitglied gekündigt wird. Übrigens ist die Kündigung im Vertrag des Arbeitgeberverbandes sehr lehrreich; darin ist fast nur von dem Rechte des Direktors, die Angestellten zu kündigen, die Rede, während der Schauspieler nur dann seine Dienste einstellen darf, wenn der Direktor die Gagen nicht mehr bezahlen kann oder wenn das Mitglied so schwer erkrankt, daß es ohne Gefährdung seines Lebens nicht mehr imstande ist, seine Tätigkeit fortzusetzen.

Aus vorstehendem ersieht der Leser, daß der im Jahre 1846 gegründete Arbeitgeberverband die Interessen seiner Mitglieder wohl zu sichern verstand und einem der Neuzeit entsprechenden Scharfmacherverband durchaus nichts nachgibt. Besonders großen Schaden richten die geheimen schwarzen Listen an, in denen das

Mitglied, wenn es sich irgendeinem Direktor mißliebig gemacht hat, geführt wird, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Um so verwunderlicher ist es, daß die Schauspieler derartige Zustände so lange Jahre geduldet haben, die doch sonst ihr Standesbewußtsein bei jeder Gelegenheit hervorkehren: „Wir sind Künstler" — na ja; „und dann hängen wir vom besseren Publikum zuviel ab". Da drängt sich mir die Meinung auf, ob durch diesen Standesdünkel nicht die politische Unwissenheit verschleiert werden soll? Andererseits scheint es diesem Künstlerstolz aber durchaus nicht zu schaden, wenn die Herrschaften einen Obmann, der das Recht seiner Genossen zu verteidigen suchte, allein lassen respektive ihm in den Rücken fallen, wie folgender Fall beweist, der sich vor einigen Jahren in L. abspielte: Der Herr Oberregisseur hatte an einem Bußtagvormittag Probe angesetzt, was von allen Genossenschaftern als unerhört und gegen das Gesetz verstoßend bezeichnet wurde. Nicht der Kirche wegen — nein, zur Ehre sei's gesagt, aus dem Grunde, weil der einzig freie Tag, an dem keine Vorstellung stattfinden darf, gekürzt werden sollte. Den am Vorabend einstimmig gefaßten Beschluß, „nicht zur Probe zu kommen", teilte der Obmann der Direktion sofort mit. Und nun geschah das Beschämende: der Oberregisseur, der wohl seine Pappenheimer kannte, erschien zur angesetzten Zeit und mit ihm alle Herrschaften außer dem Obmann. Daß unter solchen Zuständen, die nicht etwa selten, sondern beinahe Regel sind, die wirklich Aufrechten unter den Schauspielern sich weigern, das Amt des Obmannes zu übernehmen, ist nicht weiter zu verwundern.

Die Gegenleistung also, die die Genossenschaft ihren Mitgliedern bot, war gleich Null; das einzige war noch die Verbandszeitung mit den Spielverzeichnissen, während die Vorteile der Pensionskasse, für die übrigens Extrabeiträge erhoben wurden, nur wenige Mitglieder besserer Theater ausnützen konnten. Endlich kam vor ungefähr fünf Jahren ein frischer Zug in die Bewegung. Der aufrechtstehende Teil der Schauspieler wollte sich ein Präsidium, das seine Aufgabe nur in der Repräsentation erblickte, nicht mehr gefallen lassen. In der einberufenen Delegiertenversammlung forderte man die bisherige Verwaltung auf, die wirtschaftlichen Interessen des Standes besser zu vertreten. Solches paßte natürlich den Vorstandsherren gar nicht — sie paktierten lieber mit ihren Gesinnungsgenossen, den Unternehmern. So kam es zum offenen Bruch, das bisherige Präsidium wurde gestürzt und eine Neuwahl vorgenommen, aus der die Ära Nissen hervorging.

Nun strebte man vorwärts! Ein Rechtsschutzbureau wurde gegründet, das die Interessen der Genossen energisch verteidigt, den in Not gekommenen Mitgliedern werden Darlehen respektive Unterstützungen gewährt. Oft kommt es sogar vor, daß die Genossenschaft ein Theater, dessen Direktor Pleite gemacht hat, in eigener Regie weiterführt, um die betroffenen Schauspieler vor größerem Schaden zu bewahren. Ein Vertragsformular wurde ausgearbeitet, das Frauenhilfskomitee gegründet und andere Verbesserungen vorgenommen. In neuerer Zeit nimmt sich die Genossenschaft auch der Kinoschauspieler an, während die geregelte Unterstützung der Engagementslosen in Aussicht gestellt ist.

Selbstverständlich haben bei der politischen Unreife der Schauspieler die Gegner der Richtung Nissen immer noch einen großen Anhang, in den letzten Versammlungen ist es, da die Herrschaften vor persönlichen Hetzereien nicht zurückscheuen, sogar zu wüsten Szenen gekommen. Dabei liegen die Vorteile, welche die neue Richtung den Schauspielern gebracht hat und sicher noch bringen wird, klar auf der Hand. Schon die Stellung, die der Arbeitgeberverband der jetzigen Genossenschaft gegenüber einnimmt, müßte auch den lauesten Charakter aufklären. Früher ein gönnerhaftes, väterliches Wohlwollen dem genossenschaftlichen Kinde gegenüber. Nun, wo das Kind zu einem stattlichen Manne heranwächst, der seine Interessen selbst vertreten will, ein groß Geschrei — vorbei die Freundschaft; der Deutsche Bühnenverein zeigt sich, von seiner richtigen Seite betrachtet, als echter Scharfmacherverband. Gerade deshalb ist es höchste Zeit für die Genossenschaft, die Stel-

lung einer regelrechten Gewerkschaft einzunehmen, so schwer bei dem indifferenten Material die Aufgabe auch scheinen mag. Man nehme sich ein Beispiel an den Bankbeamten.

Eine weit festere Organisation als die eben besprochene ist der im Jahre 1884 gegründete Allgemeine deutsche Chorsängerverband mit etwa 2600 Mitgliedern, die wieder in zirka 100 Ortsverbände verteilt sind. Den Hauptbestand der Organisation bilden die an den besseren Stadttheatern engagierten Opernchorsänger, die meist aus der Arbeiterklasse hervorgegangen sind und oft vor ihrer Bühnentätigkeit schon einer anderen Gewerkschaft angehört haben. Der übrige Teil setzt sich aus Operettenchorsängern zusammen, unter denen sich ein großer Prozentsatz Anfänger und Indifferenter befindet, da ihr Personal viel mehr wechselt und auch die Gagen weniger fest geregelt sind. Der Chorverband hat schon manchen Kampf zum Wohle seiner Mitglieder ausgefochten, auch manche Sperre ist schon verhängt worden. Während zum Beispiel der Schauspieler dem Direktor gegenüber auch heute noch beinahe vogelfrei ist, hat der Chorsänger den geregelten Ruhetag (jeden zehnten Tag) und bezahlte Extratätigkeit (Darstellen einer Rolle usw.). Zum Teil werden den Chorsängern auch die sommerlichen unfreiwilligen Ferien mit halben Gagen bezahlt.

Zu welchen Mitteln die Chorsänger früher oft greifen mußten, um ihre Rechte zu wahren, zeigt folgender Vorfall, der sich vor zirka 12 bis 14 Jahren in Br. zutrug. An einem Sonntagnachmittag war ein Klassiker angesetzt, in dem fast alle Chorherrschaften in kleineren Rollen beschäftigt waren, abends war große Oper. Nun wurde außerdem noch von 10 bis 12 Uhr vormittags die Chorprobe einer anderen Oper angeordnet. Der Sprecher des Verbandes gab sich redliche Mühe, damit die Probe inhibiert werde, aber vergebens. So mußten die Sänger größtenteils schon um 9 Uhr morgens von Hause fort. Die Probe war um 12 Uhr beendet, und da die Nachmittagsvorstellung um 2 Uhr begann, mußte das Mittagbrot in Form von Stullen im Theater eingenommen werden. Dauer der ungestrichenen Klassikervorstellung bis 6½ Uhr, Anfang der Oper 7 Uhr, Ende inklusive Umkleiden 11 Uhr, so daß die Choristen 13 Stunden in fortgesetzter Tätigkeit waren. Die Probe und Nachmittagsvorstellung verliefen ungestört, die Chorherrschaften zogen sich auch zur Oper um, aber singen konnte nicht ein einziger — der Ton war durch die Überanstrengung eingetrocknet —, nur die Lippen bewegten sich noch. Seit dieser Zeit kümmerte sich die städtische Theaterbehörde um die Beschäftigung der Chorherrschaften, während Sonntagsproben ganz eingestellt wurden. — Ein Erfolg der Einigkeit.

Nun komme ich noch zur Illustrierung einiger Zwergverbände, die dem Beruf weit mehr schaden als nützen. In diesen ist fast ohne Ausnahme nur der schlechtestentlohnte Teil der Schauspieler vertreten, und die sehr niedrig bemessenen Beiträge zu kassieren verursacht große Mühe, daher sind Ausschlüsse an der Tagesordnung.

Da ist zunächst der „Reichsverband deutscher Bühnenmitglieder", gegründet 1911, mit zurzeit gegen 200 Angehörigen, die sich aber zum größten Teil in keinem festen Arbeitsverhältnis befinden, sondern auf Teilung spielen. Teilung! Klingt das nicht verlockend? Eine Schauspielergenossenschaft, in der die erschafften Werte redlich geteilt werden — klingt das nicht wie ein Fortschritt? Aber es kommt anders. In Teilung spielt nur derjenige Direktor, der über keine Betriebsmittel verfügt oder zu bequem ist, sich energisch ums Geschäft zu kümmern; denn schließlich: „er lebt dabei". Jedes Mitglied bekommt nach Abzug der Tageskosten einen Spielteil, außerdem bekommt der Direktor für Benützung seines „Fundus" (Kostüme und Dekorationen) sowie für seine Konzession zwei Geschäftsteile, meist wird auch noch ein Reserveteil abgezogen, aus dem die Übersiedlungskosten bestritten werden, so daß bei einem Ensemble von 12 Personen 15 Teile entstehen. Ist nun das Geschäft schlecht, was im Sommer in der Regel eintritt (sind doch Teile von 25 bis 30 Mark monatlich keine Seltenheit), so kann wohl der Direktor, der mit seiner

Frau mindestens 4 (hat er erwachsene Kinder, oft 6 bis 8 Teile) einstreicht, davon leben, aber das einzelne Mitglied, zumal wenn es ledig ist, kann hungern oder Schulden machen. Deshalb paart man sich in diesen Verhältnissen auch so gern; erstens lebt sich's zu zweien billiger, und dann erträgt sich auch vereint die Not leichter. Es gibt: „gemütliche, solide, reelle, streng reelle und künstlerische Teilungen". Während in den „künstlerischen Teilungen" jedenfalls an die Kunst des Hungerns ganz besondere Ansprüche gestellt werden, dürfen in der „gemütlichen Teilung" die Mitglieder dem Direktor bei der Abrechnung wohl nicht so sehr auf die Finger sehen.

Die Angst, das kommende Reichstheatergesetz könnte die kleinen Bühnen zwingen, in der Versenkung zu verschwinden, und deren Mitglieder nötigen, einen anderen Beruf zu ergreifen, treibt unter den Reichsverbändlern ganz besondere Blüten. Bekanntlich fordert die Deutsche Bühnengenossenschaft, daß die Unternehmer verpflichtet werden, das bisher nur den Herren gelieferte historische Kostüm auch den Damen zur Verfügung zu stellen. An mehreren Theatern ist das schon seit Jahren eingeführt. Trotzdem haben sich, wie man das wohl verstehen kann, die weniger leistungsfähigen Bühnenleiter zu einem Gegenprotest erhoben mit der Behauptung, die daraus entstehenden Kosten zwängen sie, ihre Theater zu schließen. Und diesem Protest gegen den gesetzlichen Kostümzwang haben sich die Reichsverbändler angeschlossen.

Eine weitere Vereinigung bilden die Inspizienten deutscher Bühnen, auch im Jahre 1911 gegründet, eine kleine, aber sehr wichtige Gruppe, deren Zusammenschluß wohl zu begrüßen ist, die aber nach meiner Ansicht besser getan hätte, sich als gesonderte Abteilung der Genossenschaft anzuschließen.

Die Verwaltungen der letztgenannten Verbände pflegen die Kriecherei und sehen ihren Vorteil darin, als Ehrenmitglieder recht hochstehende, mit klingenden Titeln versehene Persönlichkeiten anzuführen, Huldigungstelegramme abzusenden usw. Da bei dem geringen Mitgliederbestand die Beiträge von den Verwaltungsunkosten aufgezehrt werden, für wirtschaftliche Kämpfe also rein gar nichts übrig bleiben kann, so ist das mühsam vom Munde abgesparte Geld direkt zum Fenster hinausgeworfen. Beide Vereinigungen haben sich gebildet, weil sie der Meinung sind, die Genossenschaft vertrete die Interessen der Inspizienten und kleinen Schauspieler nicht. Wenn das der Fall ist — und etwas Wahres muß wohl daran sein —, so ist es Pflicht der Genossenschaftsverwaltung, ihr System zu ändern. Indem man den wirtschaftlich schwachen Kollegen stützt, verbessert man die eigene Lage, verhindert die Lohndrückerei usw. Das haben die Arbeitergewerkschaften schon lange erkannt und ausgeführt.

Das technische Personal der deutschen Theater ist (obwohl ein kleiner Verband ohne nennenswerte Bedeutung existiert) gezwungen, sich anderen Berufsorganisationen anzuschließen. So haben die Bühnenarbeiter eine ausgezeichnete Stütze im Transportarbeiterverband, während sich des Garderobepersonals, das bisher wenig organisiert ist, sicher der Schneiderverband annehmen würde.

Nun noch einiges über den Nutzen, den das bevorstehende Allgemeine Reichstheatergesetz den Organisationen bringen soll: zum Beispiel Lieferung der historischen Kostüme für die Damen; dazu sind nach meiner Meinung nur wenige der Unternehmer in der Lage, trotzdem die Forderung sehr berechtigt ist. Die Einnahmen vieler Direktoren reichen eben nicht aus, da die Abgaben in den letzten Jahren gestiegen sind, während der Theaterbesuch nachgelassen hat. Wird der Kostümzwang eingeführt, so wird zwar keiner der Unternehmer sein Theater schließen, dafür kennt man die Herren zu genau, höchstens daß er Bleite machte — na, und dann kommt eben ein anderer.

Aber man wird auf Mittel und Wege sinnen, das Gesetz zu umgehen. Man fordert nicht wie bisher die Kostüme im Vertrag, engagiert werden aber in erster Linie jene Damen, die sich freiwillig erbieten, nur eigene Kostüme zu benützen.

Die Kunstfrage muß dann eben noch eine Bank weiter herunter — und den Schaden haben vielleicht gerade die besseren Schauspielerinnen und das Publikum. Auch die kürzlich beim Theater eingeführte Invalidenversicherung, die Angestelltenversicherung und die am 1. Januar in Kraft tretende Krankenversicherung ist vielen Direktoren sehr unangenehm. Hatten doch bisher die Schauspieler bei Krankheit oder Invalidität überhaupt keine gesetzliche Stütze.

Wer trägt nun die Schuld an diesen Verhältnissen? In Beantwortung dieser Frage herrscht unter Direktoren wie Schauspielern nur eine Meinung: „Das Kino, die theaterspielenden Vereine und das kunstverschmähende Publikum!

Das Kino. Gewiß, es trägt sein gut Teil Schuld. Aber die Bühnenangehörigen können doch nicht im Ernst verlangen, daß ihretwegen eine so großartige Erfindung dem Volke gesetzlich vorenthalten bleibt. Übrigens wendet sich dank der Schundprogramme, die man den Besuchern bietet, das verständige Publikum bereits wieder dem Theater zu. Da lasse ich die Schuld der gegen Eintritt theaterspielenden Vereine weit eher gelten. Gesetze zur Bekämpfung dieser Schmutzkonkurrenz sind wohl vorhanden, was nützt das aber, wenn sie nicht angewendet werden oder leicht zu umgehen sind? Erheben doch die Ortsbehörden von den gegen Eintritt spielenden Vereinen eine ziemlich hohe Lustbarkeitssteuer, und oft sind die Angehörigen der in Frage kommenden Amtspersonen vielleicht gar Mitwirkende des Theaterstückes. Was mich aber sehr schmerzt, ist die Tatsache, daß die sozialdemokratischen Wahlvereine und die Gewerkschaften sich an diesem Elend noch mitschuldig machen, wenn auch unbewußt. Wie oft habe ich schon gelesen: „Theaterabend der dramatischen Abteilung des Wahlvereins oder der Gewerkschaft". Solche Abteilungen gibt es noch sehr viele, wenn auch nicht überall. Hier helfend einzugreifen sehe ich eine dankbare Aufgabe der betreffenden Vorstände und Bildungsausschüsse. Wenn man zur Unterhaltung oder Bildung eine gute Theatervorstellung braucht, so soll man sie von Schauspielern darstellen lassen, das verlangt schon das Volksinteresse, mag auch mancher wütende Dilettant sich einbilden, es zehnmal besser zu können; die Partei hat für eine andere Tätigkeit viel mehr Verwendung. Den größten Schaden verursachen die katholischen Gesellen- und evangelischen Jünglingsvereine, die an vielen Orten die Hauptsonntage des Winterhalbjahres besetzt haben. Und Gnade dem Direktor, der sich unterfängt, den Vereinen Konkurrenz zu bieten — mit Schimpf und leerem Geldbeutel muß er von dannen ziehen.

Bleibt noch das kunstverschmähende Publikum. Das ist überall da vorhanden, wo der Direktor keine Geschäfte macht. Dann wird über die Banausen, die nicht ins Theater gehen wollen, hergezogen. An die Schuld der sozialpolitischen Verhältnisse scheint von den Herrschaften aber niemand zu denken. Daß der weitaus größte Teil deutscher Familienväter jährlich kaum ein Einkommen von 1000 Mark erschuftet, von dem oft vier bis acht Personen sich durchhungern müssen, scheinen die Leute am Theater gar nicht zu wissen. Nach meiner Meinung ist eine vierköpfige Handwerker-, Arbeiter- oder Beamtenfamilie mit 1500 Mark Jahreseinkommen gar nicht in der Lage, ein Theater zu besuchen, ohne sich anderwärts einzuschränken. Die Schauspieler sind eben doch ein leichtes Volk. Über das eigene Elend täuscht man sich hinweg — und das andere Elend sieht man nicht.

Darum, ihr Herren und Damen von der Kunst, erhofft nicht zuviel vom Reichstheatergesetz. Mit Gewalt sind die Menschen nicht ins Theater zu bringen. Stellt euch in die Reihen des Proletariats und helft uns den Kapitalismus bekämpfen. Ist das Volk erst von der drückenden Sorge ums tägliche Brot befreit, hat es erst seinen Anteil an den von ihm geschaffenen Werten, dann kommt das Kunstbedürfnis von selbst.

Mit Protesten und dem krummen Rücken schafft ihr's ganz gewiß nicht.

Literarische Rundschau.

Georg Werner, Wie die Wetter schlagen. Essen a. R., Deutscher Steigerverband. 48 Seiten. Preis 40 Pfennig.

Eine kleine Broschüre ist unter diesem Titel erschienen. „Ein Kulturbild aus dem Ruhrrevier." Der Verfasser ist Georg Werner, der Vorsitzende des Deutschen Steigerverbandes, den Lesern der „Neuen Zeit" als deren Mitarbeiter bekannt. Die Entstehung der Arbeit hat eine interessante Vorgeschichte.

Der Deutsche Steigerverband ist als parallele Organisation zu dem Bund der technisch-industriellen Beamten gegründet worden. Als in den Agitationsversammlungen der Techniker der Gewerkschaftsgedanke diskutiert wurde, wollten auch die Grubenbeamten mit dabei sein. Gerade bei den subalternen technischen Angestellten des bergbaulichen Betriebs waren die Voraussetzungen für das Eindringen gewerkschaftlicher Denkformen gegeben: ein mächtiges und brutales Unternehmertum, ein kapitalistisch hochentwickeltes Wirtschaftsgebiet, ein Milieu, in dem die Interessengegensätze zwischen Kapital und Arbeit besonders scharf aufeinanderprallen.

Die Grubenbeamten hatten denn auch bald eine eigene Angestelltengewerkschaft gegründet. Aber sie wurden in schwere Kämpfe hineingezogen. Auch hier waren Vorpostengefechte auszuhalten, und die Berggewaltigen haben gleich im Anfang viel schärfer zugegriffen wie die Unternehmer im Maschinenbau, der Elektroindustrie, dem Schiffbau.

Ein Versammlungsleben war in den Bergbaubezirken unmöglich. Die Steiger durften sich zur Besprechung ihrer Berufsangelegenheiten nicht in Wirtschaften zusammenfinden. Sie wurden bespitzelt. Die beiden Vorsitzenden, Mantel und Werner, mußten die einzelnen Verbandsmitglieder in den Wohnungen aufsuchen, der innere Aufbau dieser Organisation ist immer ähnlich dem Wirken einer geheimen Brüderschaft gewesen.

Trotzdem konnte auch diese Organisation nicht zusammengeschlagen werden. Freilich hat der Verband in absehbarer Zeit nicht die Möglichkeit, zu streiken, den Betrieb lahmzulegen. Wenn heute in den Technikerversammlungen so viel geredet wird von dem „Rechte der Persönlichkeit im Großbetrieb", so mag diese mäßig temperierte Agitationsformel den Zuhörern wohl leicht in die Ohren gehen, im Ernstfall kann aber auch für die Angestelltengewerkschaft Zweck und Ziel aller Erziehungsarbeit nur die Aufgabe sein, durch die Waffe des opfervollen Streiks die Unternehmer zum Nachgeben zu zwingen.

Für die Steiger ergab sich nun eine höchst eigenartige Situation, ihnen blieb als Kampfmittel nur die Presse, der Appell an die Öffentlichkeit. In jeder Nummer des „Technischen Grubenbeamten" wurden Betriebsverhältnisse besprochen, ebenso mußte die Materie in der Tagespresse zur Erörterung kommen. Aber bei dieser Gelegenheit zeigte sich die wirkliche Mittelstandsfreundlichkeit der bürgerlichen Parteien, nur in wenigen bürgerlichen Tageszeitungen konnten die Beiträge Aufnahme finden. Man wollte sich der Steiger wegen mit dem Bergkapital und dem Bergfiskus nicht verfeinden. Der Steiger Werner als Redakteur zog daraus die richtigen Konsequenzen, er erklärte auf einer Generalversammlung seinen Leuten, daß nach seinen Erfahrungen nur die sozialdemokratische Presse und die Organe der freien Gewerkschaften die Steiger in ihren Kämpfen unterstützen und daß er als Journalist nur in diesem Lager wirken könne.

Und nun rührt Werner unermüdlich in der Arbeiterpresse die Feder. Er zeichnet den Bergbaubetrieb als kapitalistische Arbeitsorganisation, charakterisiert die Stellung des Steigers im Betrieb und seine Funktionen den Arbeitern gegenüber, schildert die Gefahrenquellen, und nach jedem Grubenunglück zeigt er an der Hand der konkreten Tatsachenfeststellungen die Ursachen der Grubenkatastrophen auf.

Ein ungleicher journalistischer Kampf wird hier geführt. Die Bergwerkbesitzer haben ihre Pressezentralen, ihre Berichtigungsbureaus. Alles wird nach § 11

des Preßgesetzes „berichtigt". Es ist ein gutes Zeichen für die Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis Werners, daß die journalistischen Lohnschreiber der Pressezentrale trotz aller „Berichtigungen" die entscheidenden Tatsachen nicht widerlegen konnten.

In der vorliegenden kleinen Schrift hat nun Werner zum Teil dieses Material noch einmal zusammengestellt. Er bringt die Namen der Betriebe und schildert die Betriebszustände. Immer an der Hand von Tatsachen wird von ihm die Pufferstellung des subalternen Angestellten im Bergbau bewiesen; von oben drückt die dem Steiger vorgesetzte Bureaukratie der Werkverwaltung, sie fordert von ihm, eine recht hohe Arbeitsleistung aus seiner Belegschaft von Arbeitern herauszuholen. Die Bergbehörde als Aufsichtsinstanz steht auch gegen ihn, ebenso wehren sich die Arbeiter, und so ist der Steiger nach keiner Seite hin geschützt. Zugleich führt dieses kapitalistische Hetztempo der Arbeit dazu, daß die Gefahrenquellen der bergbaulichen Arbeitsweise nicht genügend beachtet werden, es wird an Sicherungsarbeiten, an „unproduktiven" Arbeiten gespart, die Folge sind die Grubenkatastrophen.

Ein besonders interessantes Kapitel der Broschüre aber ist die Beschreibung jener Zustände, wie das Grubenkapital sich „Material" verschafft. Mit dem Gelde der Unternehmer wurde ein Spitzel gedungen, der in die Wohnung des Steigers Werner einbrach und die Mitgliederliste des Deutschen Steigerverbandes stahl, um die Namen der einzelnen Grubenbeamten den verschiedenen Werkverwaltungen zu denunzieren.

Es ist wirklich ein „Kulturbild aus dem Ruhrrevier", das in diesen Seiten vor uns ausgebreitet wird. Der Industriekapitalismus ist hier nicht nur wirtschaftlich eine ungeheure Macht, sondern auch öffentlich. Der Einfluß des Unternehmers ist entscheidend in der Gemeindeverwaltung, auf der Polizei, auf dem Gericht, in der Kirche. Der Arbeiter und Angestellte wird hier in allen Einzelheiten seiner Lebensführung beherrscht. Wie im Ruhrrevier, so ist es überall in den Bergbaudistrikten. Mit bitterem Sarkasmus hat Leimpeters in einem Geschäftsbericht über seine Tätigkeit als Gewerkschaftsmann das einmal charakterisiert: Die Bergarbeiter meines Bezirkes werden im Hause de Wendel geboren, in der Kirche de Wendel getauft, gehen zur Schule, werden eingesegnet, heiraten, leben und sterben nach Gesetzen, die ihnen die Macht des Hauses de Wendel diktiert.

Im Reiche von Kohle und Eisen werden die schwersten Kämpfe mit dem modernen Industriekapitalismus ausgefochten werden, die Auseinandersetzungen zwischen hüben und drüben, die Schlachten um den Birkenbaum. R. Woldt.

Jean Jaurès, Die neue Armee. Jena, Eugen Diederichs. 492 Seiten. 7 Mark.

Dies Buch wurde in der „Neuen Zeit" bereits vor einem Jahre ausführlich besprochen, als es erst im französischen Text vorlag, und wir dürfen uns damit begnügen, unsere Leser auf diese Besprechung zu verweisen (E. Däumig, Die neue Armee, „Neue Zeit", XXX, 2, S. 681, 733). Die deutsche Ausgabe ist eine wörtliche Übertragung des Originals, ohne irgendwelche Zusätze des Autors oder Übersetzers. Sie kommt jetzt gerade recht, wo das neue Wehrgesetz die Milizidee wieder so sehr in den Vordergrund gedrängt hat. Schade nur, daß der hohe Preis die Verbreitung des Buches in proletarischen Kreisen sehr hindert. Das französische Original ist um mehr als die Hälfte billiger. Es kostet nur 3,50 Franken. Und ebenso zu bedauern ist es, daß die deutsche Ausgabe die Einteilung in lange Kapitel (eines nicht weniger als 110 Seiten) ohne Unterabteilungen beibehalten hat. Eine deutlichere Gliederung des Stoffes und ein Register würden die Lesbarkeit und praktische Brauchbarkeit des Buches sehr erhöhen.

Zeitschriftenschau.

Im Juliheft der „Socialist Review" bringt Wyndham Albery unter der Überschrift **„Unter dem russischen Joch: Der Fall Adamowitsch („Arles")"** eine Untersuchung des letzten Handstreichs des Zarismus in Ägypten, dem der russische Genosse Adamowitsch, der unter dem Namen Arles schrieb, zum Opfer fiel. Adamowitsch wurde vor einiger Zeit in Ägypten von dem russischen Konsul auf Grund der Kapitulationen verhaftet und bald darauf nach Rußland ausgeliefert. Ob er sich eines Verbrechens schuldig gemacht, ist nicht angegeben worden. Der Verfasser schildert die Ausflüchte und Winkelzüge, zu denen Sir Edward Grey seine Zuflucht gegenüber der Protestbewegung genommen hat, die in England durch dieses willkürliche Treiben der russischen Agenten in Ägypten hervorgerufen wurde. Er untersucht die Frage, ob Adamowitsch rechtlich hätte ausgeliefert werden können, und verneint sie. Die Kapitulationen gewähren nach der Ansicht juristischer Autoritäten überhaupt kein Recht auf Auslieferung. Wenn dennoch zuweilen politische Verbrecher ausgeliefert worden sind, so geschah dies widerrechtlich und infolge der willkürlichen Weise, in der die Konsuln Personen verhaften, ohne auch nur die türkischen oder ägyptischen Behörden zu befragen. Hier ist ein Mann, der die Gastfreundschaft des britischen Reiches in Anspruch genommen hat, ohne Grund verhaftet und deportiert worden. Es verstößt gegen alle Grundsätze der internationalen Rechtsprechung, daß ein politischer Flüchtling von einem Staate, in dem er Zuflucht sucht, ausgeliefert wird. Und Sir Edward Grey wartet, bis Adamowitsch auf einem russischen Schiffe aus Ägypten fortgeschafft worden ist, ehe er überhaupt verspricht, die Angelegenheit zu untersuchen. Aber noch ist es nicht zu spät. Es müssen Protestversammlungen abgehalten und Petitionen unterzeichnet werden. Auch in dem Fall Malecka hat sich die russische Regierung vor der öffentlichen Meinung Großbritanniens gebeugt, nachdem Fräulein Malecka schon verurteilt worden war.

„Die Frau, das Stimmrecht und das Wirtschaftssystem" ist ein Artikel von T. D. Benson überschrieben. Der Verfasser ist ein Vertreter des biologischen Sozialismus, das heißt des Sozialismus, der die Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft aus den Gesetzen der Biologie herzuleiten versucht. Es sieht in der Entwicklung zum Sozialismus und zur Gleichberechtigung der Frau drei konvergierende Strömungen. Erstens die Entwicklung der Industrie und des Handels zu kollektivistischen Formen. Zweitens das Eindringen der Frau mit der ihr angeborenen konservativen Sinnesrichtung und ihrer kommunistischen Schulung in alle Abteilungen des öffentlichen Lebens. Drittens die allmähliche Modifizierung und Annäherung des Mannes an den weiblichen Charakter im wirtschaftlichen, physischen und geistigen Sinne. Der Verfasser bemerkt in seinen Ausführungen, daß der Mann auf eigene Faust zu kämpfen gehabt habe und deshalb ein Individualist geworden sei, während die im Hause eingeschlossene Frau im Herzen ein Kommunist geblieben sei, denn das Heim sei die Stätte des Kommunismus, wo alle gleich seien. Der Mann stellt daher das individualistische und die Frau das kommunistische Prinzip in der Gesellschaft dar, und dieses kommt immer mehr zur Geltung. — Weshalb dies so sein soll, ist nicht recht klar. Für die gegenteilige Behauptung: der Mann stellt das kommunistische und die Frau das individualistische Prinzip in der Gesellschaft dar, ließen sich ähnliche Beweise anführen. Das vorstehende Beispiel zeigt, in welch nutzlose Gedankenspielerei die Anhänger des biologischen Sozialismus verfallen, wenn sie, was bei ihren theoretischen Erörterungen stets der Fall ist, einfach die Gedankengänge der Biologie benützen.

Der „British Socialist" für den Monat Juli beschäftigt sich hauptsächlich mit den Problemen, die die British Socialist Party bewegen, nun, da die zum Syndikalismus neigenden Elemente stumm geworden oder ausgeschieden sind. H. W. Lee veröffentlicht einen Artikel über **„Wissenschaft und Gefühl: Handlungen und Motive"**. — Die sozialistische Bewegung hat viele Leute lediglich durch das

Gefühl angezogen. Manche von diesen glauben, der Sozialismus bedeute die Verbesserung der Lage der Arbeiter. Das ist wohl wahr; aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Diese Ansicht führte zu dem bekannten Ausspruch Sir William Harcourts: „Wir sind jetzt alle Sozialisten." Der Gefühlssozialismus hat sich in England in den letzten zwei oder drei Jahren wieder bemerkbar gemacht. Diesmal aber hat er eine mehr „revolutionäre" Form angenommen. Gewiß ist der Sozialismus revolutionär; aber jeder Revolutionär ist noch lange kein Sozialist. Diese revolutionären Gefühlssozialisten handeln, als ob ihnen das Mittel, die Revolution, alles, das Resultat aber nichts sei. Sie jubeln den Suffragetten zu, deren Motive ohne Zweifel lauter sind, deren Handlungen aber die Eroberung des Frauenstimmrechts wie die des allgemeinen Wahlrechts verzögert haben. Dieses Beispiel zeigt, welche grenzenlose Verwirrung entstehen muß, wenn man Handlungen lediglich nach den ihnen zugrunde liegenden Motiven beurteilt. Die sentimentalen Auffassungen dieser Sozialisten beruhen auf der Tatsache, daß sie aprioristisch denken. Wo revolutionäre Lehren vom Standpunkt des „Naturrechts", der „ewigen Wahrheiten" oder der „absoluten Gerechtigkeit" ausgehen, gelangt man gewöhnlich zu irgendeiner Form des Anarchismus. Aber um etwas zu erzielen, muß unsere Bewegung auf den Ideen der geschichtlichen Entwicklung fußen; wir müssen die Tatsachen studieren, die Entwicklungsrichtung der kapitalistischen Gesellschaft beobachten und jede Gelegenheit, die sich uns bietet, wahrnehmen. Gewiß spielt auch das Gefühl in der sozialistischen Bewegung eine große Rolle. Ohne wahre Gefühle würden wir zu professorenhaften Sozialisten werden, die wirtschaftliche Probleme studieren, wie ein Botaniker eine seltsame Blume unter die Lupe nimmt.

W. G. Veals schreibt zu dem Thema **„Warum wir noch Sozialdemokraten sind"**: Vor einigen Jahren wurden wir von Schriftstellern und Rednern vom Schlage Mac Donalds als „altmodische Sozialisten" hingestellt. Es hieß, das zwanzigste Jahrhundert verlange einen neuen Sozialismus, dessen Hauptmerkmale „staatsmännische Klugheit" und „politischer Scharfsinn" sein müßten. Das Reden vom Klassenkampf sei Unsinn; man müsse mit den fortschrittlichsten Teilen der anderen Parteien zusammengehen, die dann für den Sozialismus gewonnen werden würden. Heute wissen wir, wohin uns diese Taktik geführt hat. Niemand achtet heute die Arbeiterpartei, dieses Kind des „politischen Scharfsinns". Die Liberalen schmeicheln ihr öffentlich und verachten sie im geheimen. Die Tories haben jede Spur von Furcht verloren, die sie einmal vor der neuen Partei fühlen mochten. Heute besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen den Arbeiterparteilern und den liberalen Arbeitervertretern des letzten Jahrhunderts. In ihrem Eifer für einen nur politischen Erfolg haben es Mac Donald und seine Freunde fertig gebracht, die Zahl der altmodischen liberalen Arbeitervertreter zu vermehren. Die sozialdemokratische Kritik dieser Taktik hat sich als vollkommen richtig herausgestellt. Aber nun werden wir von einer anderen Seite als „altmodische Sozialdemokraten" oder „Torysozialisten" beschimpft. Das Fehlschlagen der Arbeiterpartei und der bureaukratische Kollektivismus der liberalen Partei haben in Großbritannien eine syndikalistische Bewegung ins Leben gerufen. In dieser Bewegung hat man die Entdeckung gemacht, daß die Sozialdemokraten die Tyrannei der staatlichen Kontrolle der Produktionsmittel befürworten. Alles, was die Schriftsteller dieser Schule gegen den kapitalistischen Staat vorbringen, ist schon von Sozialisten und Kommunisten weit besser gesagt worden. Die von der Sozialdemokratie angestrebte Gesellschaftsordnung ist grundverschieden von dem bestehenden Staatskollektivismus. Die Sozialdemokraten wollen nicht die Macht des bestehenden Staates ausdehnen, der, wo er zu kollektivistischen Betrieben greift, doch nur immer den Profit im Auge hat. Unter dem Sozialismus würde der Staat ein auf der Interessengemeinschaft aller beruhendes Gemeinwesen sein. J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Emil Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 46 Ausgegeben am 15. August 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Miliz und stehendes Heer.

Von **Fr. Mehring.**

III.

In der Schrift über die preußische Militärfrage, die Engels im Jahre 1865, zur Zeit des preußischen Verfassungsstreits, veröffentlichte, nannte er die allgemeine Wehrpflicht die einzige demokratische Einrichtung, die in Preußen, wenn auch nur auf dem Papier, bestehe, und er nannte sie einen so enormen Fortschritt gegen alle bisherigen militärischen Einrichtungen, daß sie, wo sie einmal bestanden habe, auf die Dauer nicht wieder abgeschafft werden könne.

Es fragt sich nun: wie kam gerade der preußische Staat zu dieser demokratischen Einrichtung? In den Zeiten der ärgsten Not hatte Scharnhorst sich jahrelang vergebens bemüht, die allgemeine Wehrpflicht durchzusetzen; erst als ihm das Messer unmittelbar an der Kehle saß, hatte der König seine Zustimmung gegeben, um sie sofort, nach erfochtenem Siege, durch eine Kabinettsorder vom 27. Mai 1814, noch aus der eroberten Hauptstadt des Feindes, zu widerrufen und die alten Exemtionen von der Kantonpflicht wiederherzustellen. Dann wurde die allgemeine Wehrpflicht durch das Gesetz vom 3. September 1814 über die Verpflichtung zum Kriegsdienst wieder angeordnet, aber keineswegs etwa, weil sich ein allgemeiner oder überhaupt nur irgend ein Unwille gegen die Kabinettsorder vom 27. Mai geltend gemacht hätte, sondern sozusagen unterderhand und ganz im stillen. Vielmehr als dies Gesetz verkündet worden war, erhob sich eine lebhafte Opposition gegen die allgemeine Wehrpflicht, an deren Spitze die damaligen Parlamente standen, wie man die Stadtverordnetenversammlungen der neuen Städteordnung genannt hat. Merkwürdig genug: wenn die nach dem endgültigen Sturze Napoleons einsetzende Reaktion den Reformen der Napoleonischen Zeit soweit irgend möglich den Kehraus tanzte, zum Kummer der bürgerlichen Bevölkerung, mußte sie vor der einen, wirklich demokratischen Reform Halt machen, deren Beseitigung allen Klassen der Bevölkerung, und nicht zuletzt der bürgerlichen, einen Stein vom Herzen gewälzt haben würde.

Die bürgerlichen Historiker erklären sich die seltsame Erscheinung durch die alle Widerstände zerschmetternde Wucht des sittlichen Gedankens, den die allgemeine Wehrpflicht verkörpert habe. Das ist eine Redensart wie andere auch; man kommt der Wahrheit viel näher durch das hausbackene Sprichwort, daß der Knüppel beim Hunde lag. Napoleons Sturz war das Werk nicht bloß des preußischen Staates, sondern einer Koalition der europäischen Mächte, die das gemeinsame Interesse hatten, die französische Hegemonie zu brechen, aber zur Erreichung dieses Zieles von sehr verschiedenen und untereinander widerstreitenden Interessen angetrieben wurden. Bereits im Laufe des Krieges waren sich diese Interessen in die Haare geraten. Als Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig über den Rhein zurückgetrieben worden war und sich zum Verzicht auf alle seine Eroberungen erboten hatte, war das gemeinsame Ziel des Krieges tatsächlich erreicht, und seine Fortsetzung vollzog sich nur unter heftigen Reibungen der verbündeten Mächte. Am hartnäckigsten dazu drängte der Zar, natürlich unter dem Vorwand allgemeiner Völkerbeglückungspläne, in Wirklichkeit, um die Erbschaft Napoleons in der Herrschaft über Europa anzutreten. Sein gehorsamer Vasall aber war der König von Preußen. Daran wäre nun noch nicht so viel gelegen gewesen, bei der Hilflosigkeit dieses Idioten, wenn nicht auch die preußischen Generale, die fähigsten Befehlshaber der Koalitionsheere, aus Haß, Rachsucht und wohl auch soldatischem Ehrgeiz die völlige Vernichtung Napoleons verlangt hätten. Ihr ungestümes Vorwärtsstürmen hatte zur Folge, daß sie sich empfindliche Niederlagen zuzogen, wodurch Napoleons Friedenssehnsucht gar sehr abgekühlt und sein Übermut ebensosehr gesteigert wurde. Das schreckte die Blücher, Gneisenau und Grolman zwar nicht ab, allein die preußischen Streitkräfte schmolzen in den furchtbaren Strapazen des Winterfeldzugs in der unheimlichsten Weise zusammen.

Darüber erschrak nun aber doch einer der preußischen Heerführer, nämlich Boyen, der mit Gneisenau und Grolman unter der obersten Leitung Scharnhorsts, der inzwischen bei Lützen verwundet und an dieser Wunde gestorben war, das neupreußische Heer geschaffen hatte. Boyen hatte den Invasionskrieg nach Frankreich nicht mitgemacht, vielmehr als Stabschef eines preußischen Korps in einem glücklichen und leichten Feldzug Holland erobern helfen. Als er im Anfang März 1814 wieder zu dem preußischen Invasionsheer stieß, war er entsetzt über den fürchterlichen Zustand namentlich der Landwehrbataillone. Er machte den alten Gefährten Gneisenau und Grolman die lebhaftesten Vorstellungen in dem Sinne, daß es doch nicht die Aufgabe des preußischen Heeres sei, dem Zaren die Kastanien der Weltherrschaft aus dem Feuer zu holen; die Verteilung der Beute werde sich nicht danach richten, wer das größere Verdienst um die Erlegung des Löwen habe, sondern wer noch über die größere Macht verfüge. Diese Vorstellungen Boyens verursachten zunächst neues Blutvergießen; Gneisenau ließ den schon zum letzten Schlage erhobenen Arm sinken, und Napoleon entging noch einmal dem sicheren Untergang. Aber eben dadurch zeigte sich, wie stark der Rat Boyens auf die Gneisenau und Grolman gewirkt hatte.

Nach dem Pariser Frieden wurde Boyen, der bereits unter Scharnhorst den wichtigsten Posten im Kriegsministerium bekleidet hatte, am 3. Juni

1814 zum Kriegsminister ernannt; er war der leitende Kopf der Kommission, die die Grundlagen der gesamten Heeresverfassung feststellen sollte. Neben ihm saßen Gneisenau und Grolman darin, während der — in militärischen Dingen leidlich unbefangene und für die Leitung der auswärtigen Politik verantwortliche — Staatskanzler Hardenberg den Vorsitz führte. Diese Kommission hat durch das Gesetz vom 14. September 1814 die allgemeine Wehrpflicht wiederhergestellt, die die königliche Kabinettsorder vom 27. Mai beseitigt hatte, und sie hat es getan, weil der preußische Staat sonst so gut wie waffenlos in den Kampf um die Beute getreten wäre, der eben auf dem Wiener Kongreß beginnen sollte. Wenn sie den Widerstand des Königs verhältnismäßig leicht brach, so erklärt es sich sehr einfach dadurch, daß Boyen und seine Genossen als Führer eines siegreichen Volksheeres mit ihm verhandelten, was Scharnhorst nie gekonnt hatte. Es waren die Tage, wo der dankbare Zar seinen Generalen erklärte, man könne nicht wissen, ob er nicht einmal dem König von Preußen gegen dessen eigenes Heer werde helfen müssen.

Wie berechtigt die Voraussicht der Kommission war, zeigte sich binnen weniger Wochen. Alsbald fielen die Wölfe, die sich um das Erbe des Löwen zankten, übereinander her, und schon am Schlusse des Jahres schlossen Frankreich, England und Österreich ein Kriegsbündnis gegen Preußen und Rußland. Kaum aber hatte sich dies Kriegsgewitter verzogen, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Der neue Krieg gegen ihn war zwar kein Volkskrieg mehr, sondern ein reiner Kabinettskrieg von ungetrübt reaktionärer Tendenz, aber zweimal hintereinander hatte sich nunmehr gezeigt, daß wenn der preußische Staat, der an Bevölkerungsziffer und Gebietsumfang den anderen Großmächten so weit nachstand, überhaupt in europäischen Fragen mitreden wollte, eine Rückkehr zu der vorjenaischen Heeresverfassung so unmöglich wie sinnlos war.

Zwischen dem friderizianischen Söldnerheer und der allgemeinen Wehrpflicht gab es nun freilich noch manche Zwischenstufen, so namentlich die Konskription mit Stellvertretung, wie sie in Frankreich bestand und von da in die deutschen Rheinbundstaaten eingeführt worden war. Sie hatte auch in Preußen mächtige Fürsprecher; selbst der ostpreußische Landtag, der im Februar 1813 sozusagen aus revolutionärer Machtvollkommenheit tagte, hatte ausdrücklich die Stellvertretung beschlossen und nur unter dieser Bedingung die Errichtung der ostpreußischen Landwehr beschlossen, die ohnehin außerhalb der Provinz nicht gebraucht werden sollte. Scharnhorst hatte diese Beschlüsse über den Haufen geworfen, aber die Gesinnungen, denen sie entsprossen waren, lebten fort, und nach dem endgültigen Frieden tauchten sie mit neuer Kraft auf. Die Konskription mit Stellvertretung war ein Kompromiß, auf das sich die Junker und die Städte, denen beiden die allgemeine Wehrpflicht gleich widerwärtig war, einigen konnten; der biedere Bürgersmann konnte sich von dem Waffendienst loskaufen, und die Junker kamen ihrem Ideal, einem Heere von Berufssoldaten, so nahe, wie unter den obwaltenden Umständen nur immer möglich war.

Wenn trotzdem dem preußischen Staate seine einzige demokratische Einrichtung erhalten wurde, so darf — wunderlich genug! — das „gebrochene Königswort" dies Verdienst beanspruchen. Wir haben dies schöne Schlagwort aus dem bürgerlichen Sprachschatz übernommen, uneingedenk, daß der-

gleichen Erbschaften nicht ohne vorsichtige Vorbehalte angetreten werden dürfen. Sicherlich hat der preußische König sein verpfändetes Wort gebrochen, aber es ist wesentlich die formalistisch-moralische Agitation Johann Jacobys in den Tagen des Vormärz gewesen, die unter den Beweisen pöbelhaften Undanks, die der preußische König nach 1815 in Hülle und Fülle zu liefern wußte, gerade das „gebrochene Königswort" so sehr in den Vordergrund geschoben hat; Marx und Engels haben zu gleicher Zeit nie ein Wort darüber verloren. Man darf nämlich nicht übersehen, daß die versprochene Volksvertretung, wenn sie damals wirklich zusammenberufen worden wäre, eine Wiederbelebung der feudalen Stände gewesen wäre, der gegenüber selbst das heutige Dreiklassenparlament noch im Lichte eines revolutionären Konvents erscheinen könnte. Das Haupthindernis der Einberufung war die Sorge der alteingesessenen Junkerbureaukratie, der gärenden Unzufriedenheit in den neu erworbenen Landesteilen, die sich alle höchst ungern in die preußische Zwangsjacke stecken ließen, ein Sprachrohr zu verschaffen. Märkische und pommersche Junker sind immer viel zu sehr auf ihren Vorteil bedacht, als daß sie selbst ihresgleichen an ihren altererbten Vorrechten teilnehmen ließen.

Jedenfalls wenn das königliche Versprechen damals eingelöst worden wäre, so wäre es ohne jeden Zweifel um die einzige demokratische Einrichtung des preußischen Staates geschehen gewesen. So gelang es Boyen und seinen Genossen, die allgemeine Wehrpflicht aufrechtzuerhalten, und sie widerstand auch neuen Stürmen, als Boyen und Grolman im Jahre 1819 aus dem Heere gekelt wurden; Gneisenau war schon 1816 gegangen. Es zeigte sich nun wirklich, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht mehr beseitigt werden konnte, nachdem sie einmal eingeführt worden war. Sie gestattete dem Staate, wenigstens den Schein einer Großmacht aufrechtzuerhalten, und die besitzenden Klassen versöhnten sich mit ihr, teils durch die sehr undemokratische Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen, teils und namentlich dadurch, daß sie wesentlich auf dem Papier stehen blieb.

Die Armut des vormärzlichen Absolutismus in Preußen, der sich zudem den Staatsgläubigern verpflichtet hatte, keine neuen Anleihen einzugehen und keine neuen Steuern zu erheben ohne vorherige Genehmigung der künftigen Volksvertretung, machte es zur unabwendbaren Notwendigkeit, das stehende Heer möglichst zu beschränken. Man konnte nicht mehr als 115 000 Mann unter den Waffen halten, von denen zudem ein volles Drittel aus Berufssoldaten bestand, aus Kapitulanten, die freiwillig über die gesetzlichen drei Jahre hinaus bei der Fahne blieben. Ein großer Teil der Jugend, die ins wehrfähige Alter trat, konnte nicht in das Heer aufgenommen werden. Man half sich mit der Landwehrverfassung. Die gesamte Dienstpflicht wurde auf neunzehn Jahre bemessen: fünf Jahre im stehenden Heere, davon drei Jahre bei den Fahnen, zwei Jahre als beurlaubte Reservisten, dann je sieben Jahre im ersten und zweiten Aufgebot der Landwehr. Die Reservisten und die Landwehrmänner des ersten Aufgebots waren, ebenso wie das stehende Heer, zum Kriegsdienst im In- und Ausland verpflichtet; sie wurden zu jeder Mobilmachung sofort eingezogen, um die aktive Feldarmee zu bilden und vor den Feind geführt zu werden.

Diese Heeresverfassung hatte den unzweifelhaften Vorteil, den Staat vor allen kriegerischen Abenteuern zu bewahren. Mit einem Heere, das zur

größeren Hälfte — sieben unter zwölf Jahrgängen — aus schon älteren Leuten bestand, die eine Stellung im bürgerlichen Leben einnahmen und gewöhnlich Familienväter waren, ließen sich keine Kriege vom Zaun brechen. Aber sonst war sie von dem Ideal einer Miliz und gar einer demokratischen Miliz recht weit entfernt. Sie wälzte dem einen Teil der wehrfähigen Mannschaft eine äußerst drückende Militärlast auf, während sie einen anderen Teil völlig frei ließ. Sie war ein Mittelding zwischen Miliz und stehendem Heer, das von beiden die Schattenseiten aufwies: die Landwehrmänner des ersten Aufgebots waren nicht mehr disziplinierte Soldaten, aber sie waren auch nicht Freiwillige, die in heller Begeisterung zu den Waffen griffen.

Diese Landwehrverfassung war von vornherein nur ein Notbehelf, und die liberale Legende, als ob die Organisatoren des neupreußischen Heeres in ihr ein Ideal erblickt hätten, ist sehr auf dem Holzweg. Scharnhorst wollte der von ihm befürworteten Miliz, den „Reserve- und Provinzialtruppen", nur die Aufgaben zuweisen, die nunmehr der Landwehr zweiten Aufgebots zugewiesen waren: den Verteidigungskampf innerhalb ihrer heimischen Provinzen. Die bittere Not hatte dann erzwungen, daß 1813 und 1814 die Landwehr wie das stehende Heer verwandt wurde, und nach dem Kriege zwang die bittere Not dazu, daran festzuhalten. Gneisenau und Grolman haben sich vorsichtigerweise über die Frage nicht geäußert; namentlich von Grolman ist gut bezeugt, daß er jedem Gespräch über die Landwehrverfassung auswich. Von Boyen aber liegt ein ausdrückliches Zeugnis dafür vor, daß er von dem Ruhme, der Schöpfer der Landwehrverfassung gewesen zu sein, nicht allzu tief durchdrungen war. Er sagt in einer Darstellung der Grundsätze der alten und der gegenwärtigen Kriegsverfassung:

> Eine Ansicht ist gegen die stehenden Heere gerichtet. Sie hält die Verteidigung des Staates durch Landwehren allein ausreichend gesichert. Wie unhaltbar diese Behauptung sei, da selbst die beste Landwehr, unter den günstigsten Verhältnissen gedacht, einem zerstreut kantonierenden Heere ähnlich, nie zur rechten Zeit auf den bedrohten Grenzen würde vereinigt werden können, ergibt sich bei dem ersten Blick auf die bestehenden Einrichtungen anderer Staaten und durch unsere eigene Erfahrung. Hätte das stehende Heer die Schlachten bei Lützen und Bautzen nicht geschlagen, wie würde es der Landwehr möglich geworden sein, sich zu bilden? Aber auch die glücklichen Resultate der letzten Feldzüge können nur bedingungsweise als Muster für die kommenden aufgestellt werden. Fast ganz Europa zu einem Zwecke verbündet, stellte solche bedeutende Streitkräfte in den Kampf, die, wenn auch nicht alle vorhergegangenen Ereignisse jenen herrlichen Willen erzeugt hätten, schon ihrer bloßen Zahl nach überwiegend waren. Der Feind hatte den größten Teil seiner alten erfahrenen Soldaten verloren. Unseren neu ausgehobenen Wehrmännern wurden nur junge Konskribenten entgegengestellt. Nicht alle künftigen Feldzüge werden gleich günstige Verhältnisse gewähren. Höchst verderblich würde es daher sein, bei der jetzigen Art, Krieg zu führen, die Ausbildung unserer Soldaten auf die unterbrochene Übung weniger Wochen beschränken zu wollen.

Wenn man erwägt, daß Boyen in seiner verantwortlichen Stellung als Kriegsminister sich mit äußerster Reserve über die nun einmal gesetzlich bestehende und einstweilen unentbehrliche Landwehrverfassung aussprechen mußte, so wird man um so deutlicher erkennen, daß für ihn die Landwehrverfassung nur ein Notbehelf war.

Sie hat sich denn auch als unfähig erwiesen, ernsthaften Stößen zu widerstehen. Im Jahre 1830 erschütterten die geringen Unruhen an der polnischen Grenze sie bereits so, daß der Dienst bei den Fahnen auf zwei Jahre herabgesetzt und an den Ausrüstungsgegenständen für die Landwehr aufs äußerste geknausert werden mußte. Im Jahre 1848 wurden die sehr mäßigen Ansprüche, die in Posen, in Schleswig-Holstein, in Baden und der Pfalz an die Kriegstüchtigkeit des preußischen Heeres gestellt wurden, nur in sehr bescheidenem Maße erfüllt, und obendrein bewies die preußische Landwehrverfassung, daß sie nicht einmal dazu taugte, Staatsstreiche zu verhindern. Allerdings kam es bei der Einkleidung der Landwehren im Frühjahr 1849 zu einzelnen Szenen der Widersetzlichkeit; auch mußten manches Mal Landwehrmänner durch Husarenpatrouillen zu ihren Regimentern geschleppt werden, aber im allgemeinen fand die Gegenrevolution an dem Heer ein williges Werkzeug. Im Jahre 1850 offenbarte die Mobilmachung die größten Schäden des Heerwesens, und der Kriegsminister selbst erklärte, wie Bismarck in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, einen Krieg mit Aussicht auf Sieg für unmöglich.

In den fünfziger Jahren wurde dann schon vieles gebessert, aber die Mobilmachung von 1859 zeigte alsbald, daß der Kern der bisherigen Landwehrverfassung überlebt war. Engels sagt darüber in seiner schon erwähnten Schrift: „Ein aus meist verheirateten Leuten von 26 bis 32 Jahren bestehendes Aufgebot läßt sich nicht monatelang an den Grenzen müßig aufstellen, während täglich die Briefe von Hause einlaufen, daß Frau und Kinder darben; denn auch die Unterstützungen für die Familien der Einberufenen zeigten sich als über alle Begriffe ungenügend. Dazu kam noch, daß die Leute nicht wußten, gegen wen sie sich schlagen sollten, gegen Franzosen oder Österreicher — und keine von beiden hatten damals Preußen etwas zuleide getan. Und mit solchen, durch monatelanges Müßigstehen demoralisierten Truppen sollte man fest organisierte und kriegsgewohnte Armeen angreifen?" Aus dieser mißglückten Mobilmachung entstand dann die Reorganisation des Heeres, die zu dem preußischen Verfassungsstreit führte.

Sie bestand darin, daß man mit der allgemeinen Wehrpflicht zwar noch keineswegs vollständigen, aber doch weit größeren Ernst machte, als bisher geschehen war. Man ließ die mobil gemachten Landwehrregimenter als neue Linienregimenter bestehen; man verdoppelte dadurch die Infanterie und vermehrte die Artillerie und Kavallerie so weit, daß sie dem stärkeren Stande der Fußtruppen entsprachen, jede etwa um die Hälfte. Man verschob dann den Schwerpunkt der aktiven Feldarmee, der bisher in der Landwehr ersten Aufgebots gelegen hatte, in der Weise, daß ihre beiden jüngsten Altersklassen, in denen die Zahl der Unverheirateten noch überwog, zur Reserve geschlagen wurden, ihre fünf älteren Altersklassen aber mit der Landwehr zweiten Aufgebots, deren Dienstzeit um vier Jahre verkürzt wurde, auf reine Verteidigungszwecke beschränkt wurde. Wiederhergestellt wurde die dreijährige Dienstzeit bei der Fahne, die gesetzlich seit 1814 bestanden hatte, aber seit den dreißiger Jahren tatsächlich auf zwei Jahre herabgesetzt worden war.

Diese eine Bestimmung mußte von vornherein der bürgerlichen Opposition anstößig sein, denn es war ein offenes Geheimnis, daß die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit nicht durch eine militärische Notwendigkeit ge-

boten war, sondern jenen „soldatischen Geist" pflegen sollte, der je nachdem das Heer zum gehorsamen Werkzeug für Staatsstreichzwecke machen sollte. Sonst aber war gegen die Militärreorganisation vom liberalen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Wer in dem preußischen Staat eine historische Notwendigkeit oder gar das von der Vorsehung für die Rettung der deutschen Nation geschaffene Staatswesen erblickte — und so dachte ja in erster Reihe die preußische Demokratie —, der mußte die größere Kampffähigkeit und Kampftüchtigkeit des preußischen Heeres, wie sie durch die Militärreorganisation unzweifelhaft hergestellt wurde, freudig begrüßen. Es kam dazu, daß ihre Kosten — etwa zehn Millionen Taler im Jahre — gar nicht von der Bourgeoisie und selbst nicht einmal vom Proletariat, sondern vom Junkertum aufgebracht werden sollten durch die Aufhebung der feudalen Grundsteuerbefreiungen. Eben dies war das eigentliche Geheimnis der Neuen Ära, des liberalen Ministeriums, das der Prinzregent von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm, im Herbst 1858 berufen hatte: beschränkter und verbissener Reaktionär, wie er war, wußte er, daß er keinen waschechten Junker finden würde, der als Minister das junkerliche Vorrecht der Grundsteuerfreiheit antasten würde.

Daraus ergab sich nun aber wieder, daß die liberalen Minister alles beim alten ließen, fast genau ebenso, wie es unter Manteuffel gewesen war, und nur die Heeresreform mit Eifer betrieben. Das machte die bürgerliche Opposition um so stutziger, als sich ja nicht bestreiten ließ, daß diese Reform, bei aller ihrer militärischen Notwendigkeit, die Macht des König- und des Junkertums erhöhte, nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. Die Sache hatte also freilich ihre zwei Seiten, wozu dann noch kam, daß die der Bourgeoisie angenehmere Seite einstweilen noch nicht einmal mit dem Mikroskop zu entdecken war; nichts sprach dafür, aber vieles dagegen, daß der Prinzregent und seine liberalen Minister das reorganisierte Heer benutzen würden, um dasjenige Maß deutscher Einheit herzustellen, das den Interessen der Bourgeoisie entsprach.

Am klügsten hätte sie unter diesen Umständen gehandelt, wenn sie die Heeresreform angenommen, aber ihre Zustimmung an Bedingungen geknüpft hätte, die ihr ein Stück wirklicher Macht, auch über das Heer, gesichert hätten. Sie konnte damals viel erreichen. Dem Prinzregenten steckte die Angst von 1848 her noch in den Knochen; wie sehr er einen Kampf mit der Bourgeoisie scheute, zeigte ja die Tatsache, daß er die Kosten der Heeresreform dem Junkertum aufbürden wollte und für diesen Zweck seine innersten Herzensneigungen so weit überwunden hatte, ein liberales Ministerium zu ernennen. Statt aber mit dreister Hand zuzugreifen, tat die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses das Dümmste, was sie tun konnte, und vermutlich das Dümmste, was je eine parlamentarische Mehrheit getan hat: sie bewilligte aus Hochachtung vor den „Ehrenmännern" von Prinzregent und liberalen Ministern die Kosten der Militärreorganisation provisorisch erst auf ein und dann noch auf ein zweites Jahr, und erst als die neuen Regimenter, Schwadronen und Batterien fix und fertig dastanden, faßte sie ihren festen Entschluß und rief: Fort mit euch!, ein Bannspruch, dessen Wirkung begreiflicherweise vollständig versagte.

Nun verlegte sich die Bourgeoisie allerdings aufs Schachern, aber unter wesentlich ungünstigeren Umständen, als sie es von Anfang an hätte tun

können. In der Hauptsache ging es um die Frage der zweijährigen Dienstzeit. Die Liberalen wagten auch hier nicht, den Stier bei den Hörnern zu packen, sondern schacherten im verzweifeltsten Sinne des Wortes, indem sie sagten: Gewiß ist die dreijährige Dienstzeit besser als die zweijährige, und die vierjährige würde noch besser als die dreijährige sein, aber das Land kann die finanzielle Last nicht tragen. Der Streit war damit von vornherein auf den Kostenpunkt reduziert, der allein das Blut der liberalen Bourgeoisie gegenüber den stehenden Heeren in Wallung bringen kann; nach fünfzigjährigem Exerzitium unter Molochs Fuchtel ist sie darin freilich auch ein abgehärteter Veteran geworden, der sich kaum noch über so viele Milliarden aufregt, wie im Jahre 1863 über Millionen.

Wie das im einzelnen kam, wird sich zeigen, wenn wir nunmehr die historischen Zusammenhänge von Miliz und stehendem Heer in ihren tieferen Ursachen untersuchen.

Verstaatlichung und Verstadtlichung.

Von **Hans Marckwald.**

In Nr. 46 (Jahrgang XXX, Band 2) der „Neuen Zeit" vom 16. August 1912 regte Genosse Hoch eine Diskussion über die Frage an, in welchen Fällen und unter welchen Voraussetzungen Sozialdemokraten für die Verstaatlichung von Betrieben einzutreten haben. Obwohl es sich hierbei keineswegs um eine Doktorfrage der Theorie handelt, obwohl vielmehr die Sozialdemokratie im Reichstag, in den Landtagen und vor allem nicht selten in den Gemeinden eine ausschlaggebende Stimme bei der Beschlußfassung über die Übernahme von Betrieben in die Regie öffentlich-rechtlicher Körperschaften hat, fand doch Hochs Anregung nicht die verdiente Beachtung. Wir sprachen von den Gemeinden, denn das Problem läßt sich selbstverständlich nicht ohne Prüfung der Frage lösen, in welchen Fällen statt oder neben der Übernahme von Betrieben durch Reich oder Staat die durch die Gemeinde in Betracht kommt.

Alle neu auftauchenden Probleme hat die Sozialdemokratie nach zwei Richtungen hin zu untersuchen; erstens: liegt die Maßnahme in der Richtung zum Sozialismus; hemmt oder beschleunigt sie die Entwicklung zur sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft? Zweitens: liegt die Maßnahme im gegenwärtigen Interesse des Proletariats?

Die Übernahme eines Gewerbezweigs durch Reich, Staat oder Stadt liegt insofern immer in der Richtung zum Sozialismus, als die den öffentlich-rechtlichen politischen Körperschaften gehörigen Betriebe nach dem Siege des Proletariats ohne weiteres Eigentum der Gesamtheit sind, ohne eine Expropriation zu erfordern. Das ist wertvoll namentlich für eine Übergangszeit, in der das Proletariat sich im großen ganzen bereits im Besitz der Macht befindet, aber durch den Widerstand der — mindestens eine „angemessene" Entschädigung heischenden — bisherigen Besitzer der Produktionsmittel beeinträchtigt wird.

Nur zwei Arten von Gewerbezweigen existieren, in denen Verstadtlichung und Verstaatlichung dem Sozialismus hinderlich sein würden, aber hier denkt sowieso niemand an die Beseitigung der Privatwirtschaft seitens der Kommune oder des Staates. Gewerbezweige, die aus technischen

Gründen noch überwiegend in mittleren und Kleinbetrieben ihre Grundlage haben, verdanken der freien Konkurrenz technische und ökonomische Fortschritte, die langsamer eintreten würden, wenn der Staat oder die Stadt mit ihren Beamten und Arbeitern von jeder Konkurrenz befreite Werkstätten einrichten würden. Gewerbezweige, in denen die mittleren und die Kleinbetriebe aus anderen als technischen Gründen noch überwiegen, vertragen sehr gut die Verstadtlichung. In Branchen, in denen wegen der schnellen Verderblichkeit des Produkts dem Massenabsatz Grenzen gesteckt sind, weil ein weiter Transport nicht möglich ist, hält der Kleinbetrieb sich mit großer Zähigkeit. Das Beispiel der Konsumvereinsbäckereien beweist aber, daß die Übernahme derartiger Betriebe, zum Beispiel der Fleischereien, durch die Gemeinden sehr wohl möglich ist.

Weiter entziehen sich natürlich — sogar in einer sozialistischen Gesellschaft — der Übernahme durch die Gesamtheit Tätigkeitszweige, deren Produkte der Aufklärung dienen oder doch die Gesinnung des Volkes oder heute seiner Klassen beeinflussen. Wohl ist eine offizielle Presse erträglicher wie eine offiziöse, aber die Verstaatlichung der Presse ginge noch über die Karlsbader Beschlüsse hinaus. Wohl ist unter Umständen die Gründung eines städtischen Theaters unbedenklich, aber die Verstadtlichung des Theaterwesens würde schlimmer als die preußische Zensur jede „Richtung" ausschalten, die der Obrigkeit nicht paßt.

Haben wir somit die Grenzen bestimmt, innerhalb deren Verstadtlichung und Verstaatlichung in der Richtung zum Sozialismus liegen, so haben wir zu prüfen, welche Vorteile und Nachteile aus „Munizipalsozialismus" und Verstaatlichung für das Proletariat entstehen können, unter welchen Voraussetzungen also Verstadtlichung und Verstaatlichung dem Proletariat nützen beziehungsweise schaden. Aus der Übernahme von Betrieben in die öffentlich-rechtliche Regie können folgende Vorteile für das Proletariat erwachsen: Erstens kommen die Überschüsse dann den Steuerzahlern statt Privatkapitalisten zugute. Wenn der Fall einmal eintreten könnte, daß von uns zu bekämpfende Ausgaben abgelehnt würden, falls die Deckung durch eine Verstadtlichung oder Verstaatlichung nicht zustande käme, hätten wir letztere natürlich zu bekämpfen. Im allgemeinen wird eine solche Verbesserung der Gemeinde-, Reichs- oder Staatsfinanzen dem Proletariat drückende Steuern, die es sonst aufbringen müßte, ersparen und auch wohl den Kampf um Bewilligung von Mitteln zur Lösung von Kulturaufgaben erleichtern. Zweitens können Verstadtlichung und Verstaatlichung zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den davon betroffenen Betrieben führen. Für den Privatunternehmer sind die Arbeiter nur Objekte, deren subjektive Regungen ihm nur durch den Widerstand zum Bewußtsein kommen, den sie seinen die Arbeitsbedingungen betreffenden Anordnungen entgegenstellen. In Staaten und Gemeinden sind die Arbeiter verstaatlichter beziehungsweise verstadtlichter Unternehmungen mehr oder weniger auch Subjekte dieser Betriebe, weil sie auf die Entschlüsse der sie beschäftigenden Körperschaft auf Grund ihres Wahlrechts einen je nach Lage der durch die Gesetzgebung zum Ausdruck kommenden Machtverteilung größeren oder geringeren Einfluß ausüben können. Endlich können in Staats- und Gemeindebetrieben die Preisfestsetzungen den verschiedenen Gesetzen der Preisbildung entzogen werden, die in Privatmonopolbetrieben und in

der freien Konkurrenz unterworfenen Betrieben sich durchsetzen. Auf den Staat und die Gemeinden haben als Bürger die Konsumenten Einfluß, werden also mehr oder weniger eine Verbilligung der betreffenden Produkte durchsetzen können. An der Verbilligung wird aber im allgemeinen das Proletariat mehr oder weniger interessiert sein, auch wenn es sich nicht um Konsumartikel handelt. Die Preisermäßigung für Rohstoffe, Hilfsstoffe, Halbfabrikate und Werkzeuge führt zur Verbilligung auch des Fertigproduktes.

Die Nachteile, die aus der Verstadtlichung und Verstaatlichung für das Proletariat entstehen können, liegen zum Teil in der Umkehrung der oben erwähnten möglichen Vorteile. Erstens kann den Arbeitern das Koalitionsrecht geraubt werden. Einzelne Privatunternehmer kümmern sich absichtlich nicht um die politische Betätigung der von ihnen beschäftigten Arbeiter, auch nicht um ihre Zugehörigkeit zu einer Berufsorganisation. Andere hätten zwar die größte Lust, ihre Arbeiter wegen einer ihnen nicht genehmen politischen Gesinnung oder wegen gewerkschaftlicher „Umtriebe" zu maßregeln, haben infolge des Solidaritätsgefühls der Arbeiter aber dazu nicht die Macht. Es läßt sich denken, daß der Gemeinde oder dem Staate gelingt, was einem Kapitalisten unmöglich ist. Der Kommandierung von Soldaten zu produktiver Arbeit kann glücken, was durch die Werbung von „Hintzebrüdern" nicht zu erreichen ist. Weiter kann durch einen städtischen oder staatlichen Monopolbetrieb, also die Ausschaltung jeder Konkurrenz, statt einer Verbilligung eine Verteuerung der Produkte eintreten.

In Deutschland ist die Übernahme von Betrieben durch das Reich stets das geringere Übel oder der größere Vorteil wie die Übernahme durch einen Einzelstaat. Mit Ausnahme von Württemberg haben alle Bundesstaaten ein noch weniger demokratisches Wahlrecht wie das Reich, so daß hier der Einfluß des Proletariats immerhin größer ist wie dort. Der Reichsbetrieb ist rationeller, weil er nur einer Zentralbehörde bedarf, während die Verstaatlichung durch die Einzelstaaten theoretisch zu der Geldverschwendung durch die Errichtung von 26 Zentralinstanzen führen kann; in der Praxis werden sich immer mehrere „verbündete" Regierungen „freiwillig" der preußischen Zentralverwaltung unterstellen; immerhin bleiben noch viele Zentralstellen statt einer übrig. Endlich führt die Verstaatlichung, falls sie nicht auf einen Bundesstaat beschränkt bleibt, zu Konkurrenzkämpfen, bei denen Preußen als größter Staat naturgemäß Sieger bleibt und das Publikum keineswegs gut fortkommt, wie wir bei der Ablenkung des Verkehrs von den Bahnen der anderen seitens der preußischen Eisenbahnbehörde zur Genüge kennen gelernt haben.

Die Verstadtlichung ist der Übernahme durch das Reich und den Staat bei allen Betrieben vorzuziehen, deren Abnehmer lediglich in der Gemeinde und ihrer Umgegend wohnen. Natürlich kann man der Verstadtlichung der in der Nähe von Essen, Bochum, Gelsenkirchen usw. befindlichen Kohlengruben nicht den Vorzug vor der Verstaatlichung geben. Das Kohlensyndikat würde als Gemeindesyndikat neu entstehen. Das finanzielle Interesse der Gemeinde, den auswärtigen Abnehmern möglichst viel abzunehmen, würde den Einfluß der lokalen Konsumenten bei der Preispolitik weit in den Schatten stellen.

Die Steuerzahler, die Konsumenten, die im Betrieb beschäftigten Arbeiter werden aber bei der Verstadtlichung zumeist besser fortkommen wie bei der Verstaatlichung. Zunächst wird es den Gemeinden meist besser wie dem Staat gelingen, die kaufmännischen und technischen Kräfte zur Verwaltung der eigenen Betriebe heranzuziehen, wie dem Staat. Der Staat hat unmittelbar die Aufgabe, für die Beherrschung der ausgebeuteten Klassen durch die unterdrückenden zu sorgen. Die Gemeinde hat — wenigstens unmittelbar — diese Aufgabe nicht; die Magistrate verwalten die Stadt, die Ministerien regieren den Staat. Der Staat hat das Militär, die Gerichte und beherrscht die Polizei, auch wo sie von Gemeindebeamten in ihrer Eigenschaft als „mittelbaren Staatsbeamten" versehen wird. Daher erklärt es sich wohl, daß sich in Reich und Staat viel mehr wie in den Gemeinden diejenigen Erscheinungen geltend machen, die man unter den Schlagworten „Militarismus", „Assessorismus" und „Bureaukratismus" zusammenzufassen pflegt. Die Neigung, Militär gegen Streiks anzurufen, sei es zwecks Leistung von Streikbrecherdiensten durch Soldaten, sei es, um die Maschinengewehre knallen zu lassen, ist bei Reichs- und Staatsbetrieben naturgemäß größer wie bei städtischen Betrieben, denn dem Magistrat untersteht die Militärverwaltung nicht.

Obwohl es keine Gemeinde im Deutschen Reiche gibt, deren Wahlsystem nicht der Arbeiterklasse ungünstiger ist wie das Reichstagswahlrecht, haben die Arbeiter der Reichsbetriebe auf deren Verwaltung doch einen noch geringeren Einfluß wie die städtischen Arbeiter auf die Kommunalverwaltungen. In noch höherem Grade trifft dies auf die zum mehr oder weniger großen Teil der Bourgeoisie angehörigen Konsumenten zu. Die Magistrate stehen zu den Stadtverordnetenversammlungen ganz anders wie der Reichskanzler zum Reichstag und die Minister zu Deutschlands Einzellandtagen.

Die Minister werden nicht vom Volke gewählt. Indes werden auch solche Stadträte, Bürgermeister usw., die keinen Sozialdemokraten leiden können, die sozialdemokratischen Stimmen sehr gern annehmen, wenn private Gunst oder das Sonderinteresse der Gruppen die bürgerlichen Gemeindevertreter hindern, sich bei der Magistratswahl zu einigen. Die Bourgeoisie duldet bei uns selbst die unfähigsten Minister im Amt, bis eine Laune des persönlichen Regiments sie abberuft. Die Verwaltung der Reichseisenbahnen erklärt, daß sie Sozialdemokraten nicht duldet, und auch die der übrigen Reichsbetriebe beteuert, daß sie jeden entläßt, der in seiner freien Zeit sozialdemokratische Agitation betreibt. Die Reichs- und Staatsbetriebe schließen im Prinzip alle aus, die sich offen zur Sozialdemokratie bekennen, wenn sie auch, um ihre tüchtigsten Leute nicht zu verlieren, zuweilen ein Auge zudrücken. Die Magistrate aller Großstädte beteuern, daß den städtischen Arbeitern das Koalitionsrecht zusteht, wenn auch zuweilen unter irgend einem Vorwand Maßregelungen organisierter Arbeiter der kommunalen Betriebe vorkommen. Von den Arbeitern der dem Reiche gehörigen Gewehrfabrik in Danzig wagt keiner bei öffentlicher Stadtverordneten- oder Landtagswahl für die Sozialdemokratie zu stimmen; die städtischen Arbeiter gehen in vielen Orten auch bei öffentlicher Wahl Mann für Mann an den Wahltisch, um für den Sieg der sozialdemokratischen Kandidaten einzutreten.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat am 18. März 1912 durch ihren Redner die Voraussetzungen mitteilen lassen, unter denen sie für die Verstaatlichung der Kaliwerke eintreten würde. Diese Bedingungen lauteten:

1. Das Reich erwirbt die bestehenden Betriebe auf Grundlage der tatsächlichen Anlagekosten im Wege der Enteignung, soweit ein freihändiger Ankauf zu einem solchen Preise nicht zustande kommt.

2. Die Leitung der Betriebe sowie der Absatz ihrer Produkte geschieht durch das Reich unter entscheidender Mitwirkung eines Beirats.

3. Der Beirat setzt sich zusammen aus Mitgliedern, die zu einem Teile vom Bundesrat ernannt, zu einem Teile vom Reichstag bestimmt und zu einem Teile von den Arbeitern und Betriebsbeamten der Betriebe in gleicher, geheimer und direkter Wahl gewählt werden.

4. Den Arbeitern und den Betriebsbeamten darf die Koalitionsfreiheit in keiner Weise geschmälert werden.

5. Für die Betriebe gelten entsprechend alle Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter und der Betriebsbeamten, insbesondere die der Gewerbeordnung und des Handelsgesetzbuchs. Die Arbeitszeit ist auf acht Stunden, an gesundheitsgefährlichen Betriebsorten noch weiter zu beschränken.

6. Für jedes Werk ist — zur Festsetzung der Löhne, Gehälter und Arbeitsbedingungen sowie zur Erledigung von Beschwerden — durch die Arbeiter und Betriebsbeamten in geheimer, gleicher und direkter Wahl ein Arbeiterausschuß zu wählen. Er hat gegen die das Arbeitsverhältnis berührenden Anordnungen und Entscheidungen der Betriebsleitung das Recht der Berufung an den Beirat.

7. Die Löhne und Gehälter sind zwischen der Betriebsleitung und dem Arbeiterausschuß auf Grundlage von Mindestsätzen zu vereinbaren. Die Mindestsätze bedürfen der Genehmigung des Reichstags.

8. Die Verkaufspreise sind im Gesetz unter Berücksichtigung der einheimischen Landwirtschaft für das Inland und für das Ausland festzulegen.

9. Die Überschüsse sind zur Verringerung der Verbrauchsabgaben und Zölle oder für soziale Zwecke zu verwenden.

Genosse Hoch warf in seinem Artikel die Frage auf, ob diese Bedingungen „die Sicherheit dafür geben, daß die Verstaatlichung ganzer Gewerbezweige auch wirklich der Gesamtheit zugute kommt". (Grundsatz 8 müßte natürlich bei Abstraktion von jeder Spezialbranche kurz lauten: „Die Verkaufspreise beziehungsweise Verkehrstarife sind im Gesetz beziehungsweise Ortsstatut festzulegen.") Hoch fuhr fort, daß, sollte seine Frage bejaht werden, die Durchführung der Grundsätze 2 bis 9 auch in den bereits bestehenden Staatsbetrieben gefordert werden müsse. Obwohl der Schreiber dieses Artikels glaubt, jene Frage nicht unbedingt bejahen zu dürfen, hält er es doch fast ausnahmslos für richtig, in den bestehenden Staats- und Gemeindebetrieben die Verwirklichung der acht Grundsätze zu verlangen. Natürlich nur mutatis mutandis! Zum Beispiel läßt sich Grundsatz 3 auf Preußen und Staaten mit ähnlichem Wahlunrecht nicht übertragen. Wenn dieser Grundsatz auf Preußen übertragen werden sollte, so würden an die Stelle der vom Reichstag bestimmten Mitglieder des Beirats Delegierte des Landtags treten. Wenn sich zwischen den Arbeiterausschuß und die Eisenbahnverwaltung in Preußen auch noch die Scharfmacher drängen, welche die Mehrheit in einer Kommission des Dreiklassenparlaments bilden, wird unseren Eisenbahnern damit wohl kaum gedient sein. Nr. 9 ist natürlich für Betriebe der Einzelstaaten dahin zu modifizieren, daß die Über-

schüsse auch zur Aufhebung und Herabsetzung der Einkommensteuer in den unteren Steuerstufen etwa bis zu 3000 Mark verwandt werden können. Weiter ist Nr. 9 für die Kommunalbetriebe nicht unbedingt verwendbar, weil die Kommunalabgabengesetze den Kommunen meist nur einen geringen Spielraum für Herabsetzung der Steuern für die Besitzlosen ohne gleichzeitige Ermäßigung für die Besitzenden lassen. In den Gemeinden werden unter Umständen die Betriebsüberschüsse auch zur Deckung der gesetzlichen Verpflichtungen der Kommune verwandt werden müssen, wenn die Steuerschraube nicht in unerträglicher Weise angezogen werden soll. Aber von der im konkreten Falle nötigen Modifikation ganz besonders auch des Punktes 8, auf den unten noch kurz eingegangen wird, abgesehen, würde die Durchführung der Grundsätze in Betrieben, die bereits glücklicher- oder unglücklicherweise verstaatlicht oder verstadtlicht sind, einen Fortschritt bedeuten.

Damit ist aber nicht gesagt, daß wir jeder Verstaatlichung zustimmen müssen, sofern jene Grundsätze bewilligt sind, und jede Verstaatlichung abzulehnen haben, sobald einer jener Grundsätze nicht erreichbar ist. Die Verschiedenheit der in Betracht kommenden Verhältnisse läßt sich nicht in das gleiche Schema pressen.

Die Befürchtung, durch eine Verstaatlichung könne die Koalitionsfreiheit gefährdet werden, scheint durch Bedingung 4 zwar hinreichend berücksichtigt zu sein; die dort aufgestellte Floskel würde aber gar nichts nützen, wenn man es mit einer Verwaltung zu tun hat, die den Willen und die Macht zu bösartigen Maßregelungen hat. Wenn eine Regierung ein Monopol durchführen will, für das sie ohne die sozialdemokratischen Stimmen keine Mehrheit findet, kann sie diese Bedingung ganz gut in das Gesetz aufnehmen, ohne nachher das Koalitionsrecht irgendwie zu achten. Wenn im Gesetz steht, daß kein Arbeiter wegen seiner Zugehörigkeit zu einem Verein entlassen werden darf, wird die Regierung nie um anderweitige „Gründe" verlegen sein, die sie zur Entlassung eines organisierten Arbeiters „berechtigen". Die unkündbaren Beamten kann man allenfalls durch eine solche Vorschrift schützen, die Arbeiter, deren Entlassung aus wichtigen Gründen mindestens während der ersten Dienstjahre immer wird zugelassen werden müssen, nicht. Und wie soll verhindert werden, daß mißliebige Arbeiter *nicht eingestellt* werden?

Ob in staatlichen oder städtischen Betrieben das Koalitionsrecht geachtet wird, hängt davon ab, ob entweder die Arbeiterschaft in der betreffenden Gemeinde oder im Staat bereits eine solche politische Macht hat, daß sie die Respektierung des Koalitionsrechts erzwingen kann, oder ob die Arbeiter der betreffenden Betriebe so gut organisiert sind, daß die Verwaltung ohne die Gewährung des Koalitionsrechts die hinreichende Zahl von Arbeitskräften entbehrt. Ist beides nicht der Fall, so wird kein Paragraph das Koalitionsrecht sichern.

Die Sozialdemokratie wird deshalb auch eine vielleicht im Interesse der Steuerzahler und proletarischen Konsumenten wertvolle Verstadtlichung und Verstaatlichung nicht unbedingt zu verhindern brauchen, weil eine formale Festlegung des Koalitionsrechts nicht zu erzielen ist. Wo die gewerkschaftliche Organisation unerschütterlich ist oder doch eine unzerbrechbare gewerkschaftliche Einigkeit offensichtlich im Werden begriffen ist, wird man

eine sonst vielleicht nützliche Verstadtlichung oder Verstaatlichung nicht ablehnen, nur weil eine bockbeinige Mehrheit die Koalitionsfreiheit nicht in einem Paragraphen festlegen will. Die in Punkt 8 geforderte Festsetzung der Verkaufspreise durch Gesetz ist bei dem Kali sicher ein Schutz für die Konsumenten, weil man sich hier außer auf die Sozialdemokratie auch auf die bei allen bürgerlichen Parteien, neuerdings auch bei den Fortschrittlern, einflußreichen Agrarier verlassen kann. Im Parlament und in Gemeindevertretungen können aber Männer die Mehrheit haben, die, um die Steuerscheu der Besitzenden zu befriedigen, die Konsumenten schröpfen. Bei der Festsetzung der Gaspreise in den Städten sind solche Erfahrungen nicht selten gemacht worden. Und wenn das Dreiklassenparlament die preußischen Personentarife festsetzte, würde von der dem „Verkehrsdusel" feindlichen Mehrheit vermutlich noch mehr Unheil angerichtet werden wie von dem Eisenbahnminister. Die Verstaatlichung kann nach Lage der Sache den Konsumenten nützlich sein, auch wenn die Verwaltung die Preise festsetzt; die Verstaatlichung kann unter Umständen die Konsumenten schädigen, auch wenn die Preisfestsetzung durch Gesetz erfolgt.

In einem demokratischen Staat mit einflußreicher Arbeiterbevölkerung kann unter Umständen die Garantie dafür gegeben sein, daß die Verstaatlichung zu einer erheblichen Verbesserung der Arbeitsbedingungen führen muß, auch wenn die für die Kaligruben von der Reichstagsfraktion geforderte Bedingung der Wahl eines Beirats fehlt, ja wenn kein Arbeiterausschuß vorhanden ist. Dagegen kann in rückständigen Ländern und Gemeinden die Verstaatlichung und Verstadtlichung unter Umständen mit Verschlechterung der Arbeitsbedingungen verbunden sein, auch wenn ein Arbeiterausschuß da ist und ein aus reaktionären Parlamentariern, brutalen Bureaukraten und einer wehrlosen Minderheit von Arbeitern zusammengesetzter Beirat die Löhne endgültig festsetzt. Ein Privatunternehmer kann zum Beispiel an einen Tarif gebunden sein, den der verstadtlichte oder verstaatlichte Betrieb nachher nicht anerkennt.

Die Voraussetzungen, unter denen die Sozialdemokratie für die Verstaatlichung oder Verstadtlichung einzutreten hat, werden sich nach dem Gesagten nicht in fertige Normen zusammenfassen lassen, sondern nur in allgemeine Prinzipien, die keine sozialdemokratische Fraktion der Verpflichtung entheben, jeden einzelnen Fall gesondert zu studieren.

Diese Regeln könnten etwa folgendermaßen lauten: Die Sozialdemokratie tritt für die Übernahme solcher Gewerbezweige, in denen nicht aus technischen Gründen noch der mittlere oder Kleinbetrieb überwiegt und deren Produkte nicht die Weltanschauung beeinflussen, auf das Reich, den Staat oder die Gemeinde ein, falls diese Übernahme sich unter Bedingungen abspielt, welche der Koalitionsfreiheit der beteiligten Arbeiter und Betriebsbeamten, der Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen und der Wahrung der Konsumenteninteressen dienlich sind, und falls die Übernahme nicht die Voraussetzung für die Bewilligung kulturfeindlicher Ausgaben ist. Die Übernahme durch das Reich ist stets der durch den Staat, die Übernahme durch die Gemeinde ist der durch das Reich und den Staat in dem Falle vorzuziehen, in dem es sich um Betriebe handelt, deren Absatzgebiet sich auf einen Ort und dessen Umgebung beschränkt.

Die persische Eisenbahnfrage.

Ein Kapitel der Erdrosselung Persiens.

Von Erwin Barth. (Schluß.)

Rußland bemerkte natürlich sofort die Gefahr einer erfolgreichen Revolution in Persien, deren Folge eine parlamentarische, mit etwas europäischem Geiste ausgestattete Regierung war und die zur Modernisierung und inneren Erstarkung und Festigung der Unabhängigkeit Persiens führen mußte. Das war der Anlaß der langen Reihe politischer Verbrechen und der systematischen Zerrüttung Persiens durch die russische Regierung. Mit erhöhtem Eifer organisierte sie Schwierigkeiten und Zusammenstöße mit der persischen Regierung, als der Amerikaner Morgan Shuster als Generalschatzmeister die Zügel in die Hand nahm und mit erstaunlicher Energie mit der orientalischen Lotterwirtschaft aufzuräumen begann. Darin besteht wohl kaum ein Zweifel, daß Shuster, wenn er nicht mit dem Haß Rußlands und der — wenigstens öffentlichen — Liebedienerei Englands gegen dieses zu rechnen gehabt hätte, das Reformwerk auf festen Boden gerettet hätte. Was Shuster in seinem Buche aktenmäßig über die schamlose Hetze Rußlands gegen seine Person zu erzählen weiß, übersteigt alle Begriffe von Unverschämtheit und Schuftigkeit.

Nicht zuletzt waren die Eisenbahnbaupläne Shusters, die die fremden Regierungen mit ihren selbstsüchtigen Plänen ausschalten und nur dem wirtschaftlichen Aufschwung Persiens dienen sollten, die Ursache seines Sturzes.

Nicht lange nach der Zerstörung des Medschlis (Juni 1908. D. Verf.) begann Rußland den Bau der lang diskutierten „transpersischen Eisenbahn" zu propagieren. Daß Rußland diesen Vorschlag von neuem vorbrachte, war nicht überraschend, aber daß die englische Regierung sofort ihr Einverständnis zu diesem Plane gab, war allerdings merkwürdig.... Diese Eisenbahn, wie sie geplant war, würde Persien von Nordwesten nach Südosten überquert haben, sie hätte Anschluß an das russische Eisenbahnnetz in Dschulfa erhalten und erst vor der indischen Grenze Halt gemacht.... Der einfachste Anstand sollte verhindert haben, jetzt von der „Erlangung einer Konzession von der persischen Regierung" zu sprechen, da russische und britische Truppen das Land überschwemmt hatten, da russische Flaggen über den größten und reichsten Provinzen Nordpersiens wehten und das Schwert und der Henkerstrick in russischen Händen ihr schreckliches Werk in der unglücklichen Stadt Täbris verrichteten.

Was die russische und die englische Regierung durch diesen Plan in der Hauptsache zu erreichen suchten, war die permanente und vollständige Lähmung und Verpfändung der persischen Finanzquellen. Damals war der persischen Regierung von Herrn Mornard (dem jetzigen Generalschatzmeister und Russenwerkzeug. D. Verf.) — zweifellos nicht aus eigener Initiative — eingeflüstert worden, diese Eisenbahn unter der Garantie der persischen Regierung zu bauen. Dieser Plan ist ein Musterbeispiel von Unverschämtheit und Dreistigkeit. Persien hat keinerlei Bedürfnis für solch eine Eisenbahn. Sie würde einen rein strategischen Charakter haben und kommerziell unmöglich sein. Wenn Persien gezwungen worden wäre, für die Baukapitalien dieser Bahn Garantie zu leisten, würden alle seine finanziellen Kräfte auf die Dauer des nächsten Jahrhunderts durch diese Verpflichtung allein aufgesaugt.... Würde diese Bahn nur bis zu diesem letzten Punkte (von Dschulfa bis Isfahan) gebaut werden, die Vorteile für den Einfluß und die selbstsüchtigen Interessen Rußlands wären enorm, und bis zur indischen Grenze gebaut, hätte sie für Rußland einen unberechenbaren strategischen Wert.[1]

[1] M. Shuster, The strangling of Persia. S. 281/82.

Daß die englische Regierung auf diesen Plan einging, war in der Tat merkwürdig. Sicher hat hier Rußland den Engländern die Pistole auf die Brust gesetzt und sie erpresserisch von neuem mit einer Bahn nach dem Indischen Ozean bedroht. Natürlich ist für England eine russische Bahn an die Grenze von Belutschistan noch immer weniger gefährlich als eine solche nach Tschahbar mit ihren unvermeidlichen maritimen Konsequenzen.

Bis zum Eintreffen Shusters in Teheran war die Eisenbahnfrage keinen Schritt vorwärts gekommen, und Shuster machte um den Preis des tödlichen Hasses Rußlands das Projekt ganz zu Wasser. Er entwarf nun seinerseits einen großzügigen Plan, der die fremden Mächte ausschalten sollte. Er empfahl der Regierung, ein Gesetz zu schaffen, das ihre Absicht anzeigte, folgende acht Eisenbahnlinien zu bauen:[1]

Erste Linie: Mohammerah, Choremabad, Hamadan.

Zweite Linie: Chanekin, Kermanschah, Hamadan.

Dritte Linie: Hamadan, Kaswin.

Vierte Linie: Bender-Abbas, Kirman, Jezd, Teheran; Zweig nach Isfahan.

Fünfte Linie: Buschir, Schiras, Isfahan.

Sechste Linie: Dschulfa, Täbris, Zendschan, Kaswin, Teheran; Zweig von Kaswin zum Kaspischen Meere.

Siebte Linie: Zendschan, Hamadan.

Achte Linie: Bender-Abbas, Schiras.

Der persische Ministerrat billigte diese Pläne am 30. September, fährt Shuster fort, und ich wurde mit der Vorbereitung der erforderlichen Gesetzentwürfe, die dem Medschlis unterbreitet werden sollten, beauftragt. Knapp zwei Monate später hatte Rußland von der persischen Regierung die Entlassung Shusters erzwungen....

Die Frage der Eisenbahnentwicklung in Persien ist nicht einfach. Rußland und England wünschen Eisenbahnen, welche ihre strategischen Absichten austragen oder, ohne Rücksicht auf die ökonomische Entwicklung Persiens im ganzen, lediglich einigen besonderen Handelsklassen zugute kommen würden. In unparteiischen Kreisen nahm man allgemein an, daß die erste Hauptlinie, die gebaut werden müßte, die sei, die von Dschulfa über Täbris, Zendschan, Kaswin, Hamadan und Choremabad nach Mohammerah zum Persischen Golf gehe. Das würde eine Nordsüdhauptlinie sein, die viele der reichsten Teile des Reiches berühren und in der rapidesten Weise die wirtschaftliche Entwicklung Persiens beschleunigen würde. Sie würde Zweiglinien bekommen, zum Beispiel von Kaswin nach Teheran. Es war meine Absicht, eine Erklärung der persischen Regierung herbeizuführen, die ihre Absicht aussprach, diese Linie abschnittweise zu bauen und einem ausschließlich privat kapitalisierten Syndikat Anleihen zu genehmigen und den Bau wie den Betrieb der Eisenbahn zu übertragen.[2]

Das ist wohl die nähere Erklärung für einen Teil der Ursachen des russischen Hasses gegen Shuster.

Die Intellektuellen Persiens hatten während der ganzen revolutionären Periode nicht wenig Hoffnung auf eine deutsche Intervention gegen das russische Treiben gegen die persische Selbständigkeit gesetzt. Und heute noch genießt der Deutsche selbst auf der Reise im Innern des Landes eine warme Freundschaftlichkeit, die jene Hoffnung als Untergrund hat. Deutschlands Interessen in Persien sind beachtlich und sein Handel hat einen raschen Aufschwung erfahren. 1901/02 betrug der deutsche Gesamthandel mit Persien erst rund $2^1/_2$ Millionen Kran, 1910/11 war er auf 16 Millionen Kran gestiegen,

[1] M. Shuster, The strangling of Persia. S. 266. [2] Ebenda, S. 275/76.

wovon nahezu 14 Millionen auf den Import deutscher Produkte kommen. Der deutsche Handel, der sich fast ausschließlich auf die russische Einflußsphäre erstreckt, nimmt heute den fünften Rang in der persischen Handelsstatistik ein. Bezüglich der Einfuhr rangieren nur Rußland, England und die Türkei vor Deutschland. Diese Handelsinteressen und die gegensätzliche Stellung zu den Mächten der Tripelentente riefen die Erwartung einer deutschen Einmischung, einer Rettung Persiens durch Deutschland hervor. Und daß auch Rußland diese Stimmung nicht ignorierte, darf man aus der deutsch-russischen Verständigung in Potsdam 1910 herauslesen. Formell schien die Sache nichts anderes zu sein als eine Werterhöhung der Bagdadbahn. Den Deutschen wurde der Bau einer Eisenbahn von Bagdad nach Chanekin mit Anschluß an eine persische Eisenbahn Chanekin-Teheran zugestanden. Während die Zweiglinie der Bagdadbahn ausschließlich von deutschem Kapital erbaut werden soll, soll die in der russischen Einflußsphäre zu bauende Linie nach Teheran je zur Hälfte von deutschem und russischem Kapital gebaut werden. Das alles wurde über den Kopf der persischen Regierung hinweg abgemacht, als wenn Persien bereits russische Provinz wäre. Deutschland bekam also nicht nur einen Weg für seinen Handel von Bagdad nach Nordpersien, sondern ein bedeutendes Zugeständnis im persischen Eisenbahnbau, das es nicht nur in Persien nicht „desinteressieren", sondern für die russischen Eisenbahnkonzessionen wirken lassen sollte. Das Desinteressement Deutschlands in Persien war nichts weiter als das Versprechen, dem russischen Vorgehen in Nordpersien gegenüber Augen und Ohren zu schließen. Man sagt, daß die deutschen Kapitalisten für dieses Augenzudrücken der Regierung weitere geheime Zugeständnisse erhalten haben. In Potsdam haben Nikolaus II. und sein Minister die Deutschen hoffen lassen, daß sie nicht nur das deutsche Stück Bagdad-Chanekin, sondern auch das persische Stück Chanekin-Teheran bauen und allein in Betrieb nehmen dürften. Man behauptet sogar, daß die Deutschen bereits ein schriftliches Versprechen sowohl für den Bau als für den Betrieb der ganzen Linie Bagdad-Teheran erhalten hätten.[1]

Rußland hatte also die einzigen Hände, die ihm ernstlich im Wege sein konnten, „desinteressiert", und die nächste Gefahr, Shusters Reformpläne, war ebenfalls zerrissen.

Ende 1911 schickte Rußland den Exschah nach Persien, um das Land von neuem zu beunruhigen, zu entkräften und den Vorwand für die militärische Okkupierung Nordpersiens zu gewinnen; die russischen Truppen werden wahrscheinlich nie mehr aus Persien zurückgezogen. Unter dem Eindruck seiner Truppenlager in Persien ging es unverzüglich von neuem an seine Eisenbahnpläne.

Die seinerzeit von England hintertriebene Eisenbahnkonzession des russischen Generals v. Falkenhagen wurde in vollem Umfang wieder aufgenommen, um zunächst das reiche Täbris an die russische Eisenbahn anzuschließen. Trotz der Widerstände des persischen Kabinetts erschienen im Mai 1912 plötzlich russische Ingenieure in Persien, um die Trasse Dschulfa-Täbris und eine solche nach Urmiah festzulegen; die persischen Behörden wurden gar nicht beachtet. Das damals eben gebildete Bachtiarenkabinett wies das Konzessionsersuchen Rußlands ab. Die Bachtiaren sind die angesehensten, auf

[1] Viktor Bérard, La Russie et les Armeniens. (Pour les Peuples d'Orient. Nr. 5 vom 10. Februar 1913.)

ziemlich hoher Kulturstufe stehenden persischen Nomaden und bilden zugleich die einzige Militärmacht, auf die sich eine persische Regierung fest stützen kann. Rußland suchte nun durch eine lange Kette neuer Schwierigkeiten die Bachtiaren aus dem Kabinett zu drängen und eine schwache Regierung zu erreichen.

Zunächst wurde an England eine kleine Erpressung geübt, damit dieses bei der persischen Regierung für die russische Konzession mitwirke und den versprochenen Anleihevorschuß nur nach Genehmigung der Bahn auszahle. (Als Sir Edward Grey im Unterhaus darüber interpelliert wurde, erklärte er, England habe dem zustimmen müssen, „weil sonst eine für England noch ungünstigere Kombination entstanden wäre".) Die Finanznot Persiens zwang das Kabinett zum Nachgeben. Die Konzession machte aber gleichzeitig eine andere als die russische Spurweite zur Bedingung, um den direkten Anschluß an das russische Eisenbahnnetz zu verhindern. Nun mußte Rußland die Wühlereien gegen die Regierung von neuem aufnehmen. Zunächst sandte es, obwohl schon 8000 russische Soldaten in Nordpersien lagen, weitere 3000 Mann „zum Schutze des russischen Handels" nach Persien. Als die Regierung Miene machte, das Medschlis einzuberufen, forderte Rußland den Rücktritt des Bachtiarenkabinetts; die Einberufung des Parlamentes unterblieb darum. Dann sah sich die Regierung wieder zu kostspieligen Feldzügen gegen Salar-ed-Dowleh gezwungen. Kaum waren diese erledigt, ereignete sich der heftige Zusammenprall der Bachtiaren mit dem russischen Schützling Mornard in Teheran. Als letzten Trumpf organisierten russische Agenten in Täbris eine Revolte der Mullahs, die den Rücktritt der Regierung forderten, andernfalls sich Aserbeidschan für unabhängig erklären würde. Dieser Hauptcoup des rollenden Rubels erschütterte die Regierung dermaßen, daß Sardar-Assad, der alte Bachtiarenchef, das militärische Haupt der Reinigung Persiens von dem Halunken Mohammed Ali, seine Männer veranlaßte, aus dem Ministerium auszuscheiden. Länger als ein halbes Jahr hatten sie den Intrigen Rußlands trotzen können.

Das neue Kabinett hat dann Ende Januar die von den Russen verlangte volle Konzession zum Bau der Eisenbahnen Dschulfa-Täbris und Dschulfa-Urmiah bewilligt. Diese Konzession erteilt Rußland zugleich das Recht, die Kohlen- und Naphthalager in einem Abstand von 60 Werst zu beiden Seiten der Bahn auszubeuten. Von dem Gewinn dieser Ausbeute bekommt Persien 20 Prozent.

Auch England hat für seine gezwungene Mithilfe im ersten Akt dieses Kampfes um die Konzession — die plötzlichen Schwierigkeiten in der Spurweite hat das Bachtiarenkabinett zweifellos unter englischer Mitwirkung erhoben — von Rußland ein Entgegenkommen erwirkt. Etwa einen Monat später ist in Teheran ein Abkommen zwischen der persischen Regierung und dem Agenten eines englischen Syndikats getroffen worden, das letzterem gestattete, im Laufe zweier Jahre eine Eisenbahnlinie von Mohammerah nach Choremabad zu vermessen. Nach Ablauf dieser Frist wird sich's entscheiden, ob das Syndikat eine Konzession oder einen Staatsauftrag für den Bau dieser Bahn erhält.

Diese Eisenbahn dient ausschließlich den Handelsinteressen Englands. Vor einem halben Jahrhundert hatten die Engländer sogar geglaubt, von Mohammerah aus mittels der Schiffahrtskonzession auf dem Karun, dessen Tal

den südlichen Teil der künftigen Eisenbahnroute Mohammerah-Choremabad bildet, mit daran anschließenden Fahrstraßen nach dem Norden den ganzen persischen Handel an sich reißen zu können. Diese Eisenbahn ist nun tatsächlich von einer großen Bedeutung. Sie verbindet den bedeutendsten Hafen Südpersiens direkt mit der russischen Einflußsphäre. Sie wird den größten Teil des Handels Indiens und Europas mit Persien anziehen, der jetzt den Weg vom Golf den Tigris aufwärts nach Bagdad und von da über Chanekin nach Kermanscha, Hamadan und Teheran benützt und bereits 1897, wo der persische Außenhandel erst 130 Millionen Mark betrug, einen Wert von nahezu 37 Millionen Mark hatte.[1] Auch die projektierte deutsche Eisenbahn Bagdad-Chanekin wird das nicht ändern. Ferner wird diese Eisenbahn sowohl den Handel von Kermanschah wie von Hamadan in der russischen Einflußsphäre sehr beträchtlich zugunsten Englands beeinflussen und diese jetzt noch dem englischen Handel etwas fernliegenden Zentren für den englischen Handel empfänglicher machen. Wenn schon dadurch angedeutet ist, daß die Rentabilität der Bahn gesichert erscheint, so wollen wir doch noch einige Argumente dafür aus der amtlichen persischen Handelsstatistik mitteilen. Im Jahre 1910/11 legten im Hafen von Mohammerah 1322 Fahrzeuge mit einer Tonnage von 368 390 Tonnen an; das ist rund ein Drittel des gesamten Verkehrs aller südpersischen Häfen. Das Zollamt von Mohammerah hatte 1910/11 einen Umschlag von 25 344 Tonnen (davon 19 328 Einfuhr), das andere arabistansche Zollamt Nasseri einen solchen von 3906 Tonnen (2691 Einfuhr). Das Zollamt von Kermanschah berichtet von einem Umschlag von 17 417 Tonnen. Ein Teil der Waren für und von Isfahan wird jetzt über Buschir geleitet, dessen Umschlag 25 257 Tonnen betrug. Der Isfahansche Handel wird wahrscheinlich dann mit der Bahn von Mohammerah nach Schuschter und von da per Karawane nach Isfahan und umgekehrt gehen.

Weit größer aber noch ist die Bedeutung der russischen Bahnkonzessionen im Norden. Sie schließen eine der reichsten und die volksreichste Provinz Persiens direkt an das kaukasische Eisenbahnnetz, direkt an die kommerzielle und militärische Zentrale des südlichsten Rußland, Tiflis, an. Heute sind die europäischen Waren auf ihrem Wege nach Persien auf den Karawanenweg Trapezunt-Erzerum angewiesen; nur die Postkolli laufen über Rußland. Die empfindliche Verteuerung der europäischen Produkte durch den langwierigen Landtransport über Erzerum haben Rußland, das über den Handel des übrigen Nordpersien unbestritten herrscht, auch in Aserbeidschan in die günstigste Position gebracht. Die russischen Waren laufen bis Dschulfa auf der Eisenbahn und können dann auf der 140 Kilometer langen russischen Fahrstraße bis nach Täbris per Achse gebracht werden; ebenso nach Khoi und Urmiah. Dabei sind die Transportkosten natürlich weit niedriger als bei Karawanenspedition. (Ein Pferd oder Maulesel tragen 75 Kilogramm ein Kamel trägt 150 Kilogramm, die Fuhrleistung eines Pferdes beträgt bei guter Straße aber 1800 Kilogramm auf zweiräderigem Karren, und selbst bei schlechtestem Wege und einer Steigung von 1 : 10 noch 200 Kilogramm.) Durch die Eisenbahnen wird aber noch eine weitere beträchtliche Verminderung der Transportkosten, also eine Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit der russischen Waren erreicht. Rußland wird durch diese Eisenbahnkonzession vollständig Herr des gesamten nordpersischen Importhandels, und auch der

[1] Krahmer, Rußland in Asien. Bd. VI. S. 69.

Export wird dadurch nach Rußland gelenkt. Der Handel Aserbeidschans ist sehr groß.

Aber nicht nur wirtschaftlich ist die Bedeutung der Aserbeidschanschen Bahnen für Rußland zu erfassen: ihre militärische und politische Wichtigkeit für Rußland kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Das Bachtiarenkabinett hat nicht aus Borniertheit so zäh und wütend sich gegen die russische Konzession gewehrt, sondern es war sich nicht im geringsten darüber im Zweifel, daß diese Bahnen der Integrität und Selbständigkeit Persiens den entscheidenden Stoß geben werden. Aserbeidschan wird direkt an die russischen Kasernen und Militärdepots des Kaukasus angeschlossen. Von Tiflis aus rollen in 28 Stunden russische Regimenter und Geschütze bis nach Täbris. Die Eisenbahnstationen werden gleichbedeutend mit russischen Kasernements und Etappen sein. Die mit der Konzession verbundenen territorialen und wirtschaftlichen Rechte gründen neue Enklaven in Persien und liefern neue Vorwände für Expeditionen und Okkupationen. Mit der Konzession hat sich Rußland den entscheidenden Schritt zur unmerklichen Vereinigung des nördlichen Persien mit dem russischen Reiche erzwungen.

Zur Bekämpfung der Reaktion.

Von **K. Kolb.**

Die Betrachtungen über eine geschlossene Linke zur Bekämpfung der Reaktion mehren sich in letzter Zeit sehr, speziell die Linksliberalen spekulieren mit den Stimmenziffern der Sozialdemokratie. Das Wachstum der Sozialdemokratie ist heute die Waffe des Freisinns geworden. Das wird jedem klar, der die sozialistischen Prozentziffern aller Wähler in allen einzelnen Wahlkreisen berechnet und gegen früher vergleicht. Bereits in 214 Wahlkreisen hat 1912 die Sozialdemokratie über 20 Prozent Stimmen aller Wähler bis zu 67 Prozent erhalten, in 63 Kreisen über 10 Prozent, in 67 Kreisen über 5 Prozent und in 53 Kreisen unter 5 Prozent. Welche Bedeutung haben schon die Kreise mit über 10 Prozent, wie zum Beispiel Salzwedel! Und diese Prozentziffern erfahren jeweils durch die Neuwählerschaft noch eine Steigerung. Die Liberalen bleiben mit ihren Prozentziffern weit zurück, selbst wenn man Fortschrittler und Nationalliberale zusammenrechnet.

Die jetzige Stärke der reaktionären Parteien (Zentrum, Konservative und Wirtschaftliche Vereinigung) in den einzelnen Wahlkreisen zeigt sich in den Prozentziffern der Tabelle a auf der nächsten Seite.

Von den 92 Zentrumskreisen zeigen 76 eine Abnahme, weitere 8 eine sehr geringe Zunahme. Ferner: bei 5 schlesischen Kreisen erklärt sich die Zunahme durch konservative Hilfe, so daß nur drei Kreise eine tatsächliche Zunahme aufweisen. Kreise mit über 50 Prozent aller Wähler zählt das Zentrum 1912 56 (gegen 65 1907), sodann 16 mit 45 Prozent und 20 unter 45 Prozent.

Von den 68 konservativen Kreisen (siehe Tabelle b S. 726) zeigen 59 zum größten Teil sehr erhebliche Abnahmen, 5 weitere eine sehr geringe Zunahme, also auch hier nur vier Kreise mit wesentlicher Zunahme. Die Konservativen besitzen nur noch 12 Kreise mit über 50 Prozent Stimmen aller Wähler (gegen 32 1907), 20 Kreise über 45 Prozent und 23 unter 45 Prozent. Noch so eine Deroute, und auch die Konservativen verfügen über keine sicheren Wahlkreise mehr, wie die Liberalen. Der unorganisierte Angriff der Linken 1912 brachte ihnen 45 reaktionäre Mandate bei den allgemeinen Wahlen und weitere 4 bis jetzt bei den Nachwahlen. Angesichts dieser Erfolge und in Anbetracht obiger Verhältniszahlen kann die Linke bei gut vorbereitetem gemeinsamen Angriff wiederum eine solche Anzahl reak-

a. 92 Zentrumswahlkreise.

Wahlkreis	Zentrums-Prozentziffer aller Wähler 1912	1907	+Zu- oder —Abnahme in Proz.	Wahlkreis	Zentrums-Prozentziffer aller Wähler 1912	1907	+Zu- oder —Abnahme in Proz.
Geilenkirchen	86,3	87,5	— 1,2	Delmenhorst	52,2	55,2	— 3,0
Paderborn	82,4	82,2	+ 0,2	Koblenz	51,9	59,6	— 7,7
Daun	78,1	82,9	— 4,8	Landshut	51,6	56,6	— 5,0
Kleve	76,6	75,6	+ 1,0	Schlettstadt	51,6	54,4	— 2,8
Biberach	75,7	76,9	— 1,2	Rastatt	51,3	54,8	— 3,5
Bergheim	73,3	75,9	— 2,6	Frankenstein	51,3	56,3	— 5,0
Lippstadt	73,3	75,4	— 2,1	Neustadt i. Schl.	50,6	53,4	— 2,8
Kochem	72,7	74,7	— 2,0	Bamberg	50,6	53,2	— 2,6
Neiße	70,2	68,7	+ 1,5	Regensburg	50,1	48,1	+ 2,0
Schleiden	69,8	74,8	— 5,0	Siegkreis	50,1	57,8	— 7,7
Lübinghausen	69,6	75,1	— 5,5	Neuwied	49,2	51,6	— 2,4
Mayen	69,6	71,9	— 2,3	Amberg	48,9	53,2	— 4,3
Kempen	69,1	68,2	+ 0,9	Donauwörth	48,6	51,2	— 2,6
Arnsberg	69,1	78,1	— 9,0	Unterwesterwald	48,2	50,9	— 2,7
Neumarkt	68,2	67,2	+ 1,0	Aschaffenburg	47,9	57,6	— 9,7
Ravensburg	67,1	69,1	— 2,0	Glatz	47,7	49,7	— 2,0
Falkenberg	67,1	60,2	+ 6,9	Lahr i. Baden	47,6	46,6	+ 1,0
Braunsberg	66,6	75,9	— 9,3	Eichstätt	47,3	50,3	— 3,0
Bernkastel	66,3	69,3	— 3,0	Weilheim	47,2	49,3	— 2,1
Heiligenstadt	65,6	64,8	+ 0,8	Passau	47,1	45,5	+ 1,6
Meppen	65,5	67,3	— 1,8	Traunstein	46,7	50,7	— 4,0
Düren	64,3	72,7	— 8,4	Ottweiler	46,4	45,4	+ 1,0
Münster	63,7	67,8	— 4,1	Wipperfürth	46,4	44,9	+ 1,5
Sigmaringen	63,6	65,6	— 2,0	Säckingen	46,2	48,6	— 2,4
Saarlouis	63,4	74,8	—11,4	Saargemünd	45,8	51,1	— 5,3
Trier	62,7	67,3	— 4,6	Allenstein	45,2	50,8	— 5,6
Eupen	61,5	72,7	—11,2	Deggendorf	44,9	34,9	+10,0
Tecklenburg	60,7	63,6	— 2,9	Kitzingen	44,6	47,2	— 2,6
Warburg	60,0	77,3	—17,3	Konstanz	44,1	48,3	— 4,2
Wertheim	59,7	62,5	— 2,8	Illertissen	43,8	49,8	— 6,0
Neuß	59,6	65,3	— 5,7	Krefeld	43,7	43,7	—
Ehingen	58,7	54,7	+ 4,0	Recklinghausen	43,7	50,6	— 6,9
Fulda	57,6	59,2	— 1,6	Schweinfurt	42,1	44,5	— 2,4
Neustadt a. d. W.	57,2	59,6	— 2,4	Donaueschingen	42,1	45,2	— 3,1
Bonn	56,8	63,2	— 6,4	Mörs	41,3	44,2	— 2,9
Ingolstadt	56,6	50,8	+ 5,8	Köln Land	40,7	41,7	— 1,0
Kaufbeuren	56,3	58,6	— 2,3	Rosenheim	40,6	40,7	— 0,1
Kehlheim	55,8	62,3	— 6,5	Aachen Stadt	40,2	50,7	—10,5
Neunburg v. W.	55,8	59,8	— 4,0	Augsburg	39,6	42,6	— 3,0
Lohr	55,6	59,1	— 3,5	Kronach	38,6	46,4	— 7,8
Leobschütz	54,9	59,2	— 4,3	Ratibor	38,2	40,8	— 2,6
Dillingen	54,4	60,0	— 5,6	Germersheim	37,4	40,1	— 2,7
Aichach	53,8	58,1	— 4,3	Gr.-Strehlitz	35,5	26,9	+ 8,6
Wasserburg	53,7	56,7	— 3,0	Essen	34,4	37,4	— 3,0
Neustadt a. d. S.	52,8	57,2	— 4,4	Lublinitz	27,1	21,4	+ 5,7
München-Gladbach	52,6	55,8	— 3,2	Fraustadt	20,4	14,8	+ 5,6

b. Wahlkreise der Konservativen, Reichspartei und der Wirtschaftlichen Vereinigung = 68.

Wahlkreis	Konservative Prozentziffer aller Wähler 1912	1907	+ Zu- oder — Abnahme in Proz.	Wahlkreis	Konservative Prozentziffer aller Wähler 1912	1907	+ Zu- oder — Abnahme in Proz.
Stallupönen	57,9	67,2	— 9,3	Stuhm	44,7	47,9	— 3,2
Ostpriegnitz	57,1	64,2	— 7,1	Brieg	44,1	46,1	— 2,0
Pr.-Holland	56,3	65,5	— 9,2	Oels	43,8	48,8	— 5,0
Belgard	56,3	67,6	—11,3	Wetzlar	43,3	49,3	— 6,0
Neustettin	56,2	56,5	— 0,3	Sternberg	43,2	42,8	+ 0,4
Greifenberg	55,3	66,1	—10,8	Hoyerswerda	42,2	53,1	—10,9
Naugard	54,4	63,9	— 9,5	Homburg	42,1	45,1	— 3,0
Bromberg	52,4	57,2	— 4,8	Eylau	41,8	64,6	—22,8
Oletzko	52,1	73,4	—21,3	Labiau	41,5	58,4	—16,9
Rosenberg	51,2	52,6	— 1,4	Prenzlau	41,5	48,7	— 7,2
Guhrau	51,1	54,3	— 3,2	Mansfelder Kreis	40,2	61,4	—21,3
Forchheim	50,2	52,2	— 2,0	Dillenburg	39,8	45,6	— 5,8
Sensburg	49,9	59,9	—10,0	Königsberg i. d. N.	39,6	45,3	— 5,7
Bütow	49,8	57,3	— 7,5	Soldin	38,1	43,2	— 5,1
Arnswalde	49,7	61,4	—11,7	Schwäbisch Hall	38,1	41,6	— 3,5
Osterrode	49,6	59,1	— 9,5	Mühlhausen i. Th.	37,7	34,6	+ 3,1
Pyritz	49,4	64,4	—15,0	Czarnikau	37,3	47,9	—10,6
Dinkelsbühl	48,8	43,2	+ 5,6	Kreuzburg	37,1	39,8	— 2,7
Nimptsch	48,7	54,1	— 5,4	Marburg	36,8	41,8	— 5,0
Militsch	48,1	51,6	— 3,5	Oschatz	36,4	36,1	+ 0,3
Rastenburg	47,1	58,9	—11,8	Westpriegnitz	36,3	52,1	—15,8
Stolp	46,8	53,1	— 6,3	Hersfeld	36,0	51,8	—15,8
Meseritz	46,7	47,1	— 0,4	Güstrow	35,9	38,3	— 2,4
Bautzen	46,7	61,7	—15,0	Ruppin	33,9	43,6	— 9,7
Bretten	46,5	47,8	— 1,3	Stendal	33,8	33,6	+ 0,2
Demmin	46,1	52,5	— 6,4	Jauer	33,7	37,7	— 4,0
Ragnit	45,8	68,2	—22,4	Gießen	32,6	31,9	+ 0,7
Schwetz	45,7	45,3	+ 0,4	Sagan	32,1	32,8	— 0,7
Kolberg	45,6	49,2	— 3,6	Elbing	31,7	37,7	— 6,0
Bielefeld	45,6	51,5	— 5,9	Rinteln	31,7	36,7	— 5,0
Crailsheim	45,2	41,8	+ 3,4	Breslau Land	29,9	38,6	— 8,7
Borna	45,1	56,6	—11,5	Schlochau	29,8	39,8	—10,0
Siegen	44,9	40,6	+ 4,3	Wollin	27,3	31,6	— 4,3
Deutsch-Krone	44,8	37,4	+ 7,4	Danzig Land	19,2	33,6	—14,4

tionärer Mandate erobern. Die Nachwahlen sind ein Symptom, daß die reaktionären Stimmen weiter abnehmen, speziell in Bayern sind dem Zentrum, wo es ein Drittel seiner Mandate holt, durch die Vereinigung seiner Gegner eine Anzahl Kreise abzunehmen. Und wie die Tabellen zeigen, gilt das gleiche für die konservativen Parteien. Das Wachstum der Neuwähler, das sich mehr wie früher auf eine größere Zahl Kreise verteilt, wird in den kommenden Wahlen noch stärker sein, wie Vergleich zeigt. In den Jahrgängen 1882 bis 1887 betrug die jährliche Bevölkerungszunahme 350 000 Seelen, schnellte aber 1887 bis 1892 auf 520 000. Diese Steigerung von 60 Prozent wird sich auch in den Neuwählern äußern, die aus diesen Jahrgängen resultieren, wenn sich auch da der Prozentsatz etwas abschwächt. Sorgen wir dafür, daß der größte Prozentanteil unserer Partei zufällt!

Literarische Rundschau.

Ad. Tecklenburg, Die Entwicklung des Wahlrechtes in Frankreich seit 1789. Tübingen 1911. J. C. B. Mohr. VI und 264 Seiten. Preis 9 Mark.

Die genannte Arbeit des auch sonst in der Wissenschaft bekannten Rechtsgelehrten soll die Entwicklung des Wahlrechtes in Frankreich besonders vom Standpunkt der Frage der Gestaltung des Wahlverfahrens erfassen. Der Verfasser untersucht diese Entwicklung parallel in der Theorie und in der Praxis, wobei, um ihre Beurteilung zu erleichtern, neben der Wahl auch die Beschlußfassung analysiert wird. So werden der Reihe nach die Entstehung der Majoritätsentscheidung und ihre Entwicklung bis zum Zeitalter der großen Revolution, dann ihre Wandlungen im Laufe dieser Revolution und schließlich ihre Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert, ferner die Theorien über das Wesen des Wahlrechtes, die Stellung der Gewählten, die Verteilung der Vertreter auf die Wahlkreise behandelt. Der dritte und letzte Teil des Buches befaßt sich mit den neueren Entwicklungsströmungen, also mit den Fragen der organischen Vertretung, der Proportionalwahl und der Vereinigung der proportionalistischen und organischen Reformbestrebungen.

Die Darstellung ist fast durchweg referierend gehalten. Da der Verfasser auf die sozialen und politischen Vorbedingungen der Entwicklung des Wahlrechtes gar nicht eingeht und sein Thema rein juristisch und dogmatisch behandelt, so ist dieser Teil des Buches ziemlich trocken. Dabei begeht der Verfasser infolge seiner schablonenhaften Arbeitsmethode manchmal unverzeihliche Fehler. So macht er zum Beispiel auf S. 142 die staunenerregende „Entdeckung", daß unter der dritten Republik „die sozialistische Partei nicht geschlossen sei, sondern in eine ‚Parti socialiste' und eine ‚Groupe radic -cialiste' zerfalle"! Er entnimmt diese sonderbare Entdeckung einem Artikel aus dem ... „Matin" — und zwar gehört der Artikel der Feder des bekannten Publizisten Charles Benoist an. Solche Unwissenheit ist jedenfalls nicht nur für einen schweizerischen Privatdozenten, der über das Wahlrecht in Frankreich schreibt, unerlaubt, sondern selbst dem gewöhnlichen gebildeten Menschen nicht gestattet.

Dafür ist die Darstellung der Theorien, die sich auf das Wahlrecht beziehen, fast überall klar, durchsichtig und nimmt das Interesse des Lesers vollständig in Anspruch, obgleich auch sie wesentlich referierend gehalten ist und der Verfasser sehr wenig Kritisches beiträgt. Der dritte Teil des Buches ist überhaupt am interessantesten und, wir möchten sagen, am wertvollsten. Er bietet nämlich einen lehrreichen Beitrag zur Erläuterung der Frage über die organischen und proportionalistischen Reformbestrebungen. Freilich ist auch hier die Darstellung streng juristisch gehalten, so daß die so interessante soziale und politische Grundlage der erwähnten Reformbestrebungen und der politische Sinn des seit Jahren in Frankreich dauernden Kampfes um die Wahlreform für einen in der Sache nicht bewanderten Leser nach wie vor ein Geheimnis bleibt.

Trotz dieser Mängel ist das Buch Tecklenburgs ein wertvolles und sehr interessantes Werk. Was die Stellung des Verfassers betrifft, so ist er ein alter Proportionalist, und er sieht das Resultat der französischen Wahlrechtsentwicklung in der „Erschöpfung der Majoritätswahl in ihrer Entwicklung, in der Vereinigung der Ideen der Proportionalwahl und der organischen Vertretung". Z. Leder.

Dr. Karl Goldschmidt, Essen an der Ruhr, Die Werkvereine. Halle an der Saale 1913, Verlag von Wilhelm Knapp. 25 Seiten Oktav.

Ein großer Unternehmer der chemischen Industrie hat über die gelben Organisationen auf der Hauptversammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands einen Vortrag gehalten. Er muß diesen Vortrag für sehr bedeutend halten, denn sonst könnte man seine Drucklegung nicht ver-

stehen. So wird er zu einem Dokument des Unternehmerstandpunktes, aber auch der Unternehmerbildung. Nicht bloß das ist er aber, er reizt zum Vergleich mit den sozialpolitischen Schriften, die vor rund 25 Jahren ein anderer Chef der chemischen Industrie über Arbeiterfragen herausgegeben hat; Oechelhäuser ist ein Riese an Geist und sozialer Erkenntnis, gemessen an der Leistung des Dr. Karl Goldschmidt. Etwas Unkonsequenteres und mehr Rückständiges haben wir schon lange nicht gelesen. Goldschmidt gehört einer Industrie an, die durch Kartelle, Fusionen und sehr eigenartige Geheimverträge die freie Konkurrenz fast völlig ausgeschaltet hat, den Arbeitern gegenüber operiert er aber in einem fort mit manchesterlichen Anschauungen, nicht bloß mit der Harmonie und „überwiegender Interessengemeinschaft" von Kapital und Arbeit, nicht nur mit dem durch Fleiß und Spannkraft zu erwerbenden Kapitalbesitz, sondern auch mit der Betonung des Individualismus. Dieser Dr. Goldschmidt stellt auch fest, daß „allmählich alle Glaubenssätze der Arbeiterorganisationen, im besonderen der sozialdemokratischen, nachgeprüft und einer nach dem anderen als irrtümlich und gefährlich beseitigt und an der Hand der Erfahrung durch einen anderen ersetzt" wurden. Den Arbeitern muß man im Gegensatz zu den sozialdemokratischen Organisationen und zur sozialdemokratischen Weltanschauung „den Glauben an eine Besserung ihrer Lage durch eigene Kraft" schaffen. Von den Gewerkschaften behauptet Dr. Goldschmidt, daß sie „ausschließlich durch politische Parteien beherrscht" werden.

Diese Anführungen mögen genügen! Wenn irgendein Lebius derartige Konfusionen indifferenten Arbeitern vorsetzt, so mag man dieses gewaltsame Umspringen mit der Wahrheit begreifen, daß aber ein großer Fabrikant derartiges Zeug seinen Kollegen vorsetzen darf, wirft ein trauriges Licht auf die geistige Verfassung und den politischen Bildungszustand der von vielen so verehrten „Kapitäne der Industrie".

Einigen Wert haben die Mitteilungen Goldschmidts über die Werkvereine in seiner Fabrik auf Seite 18 bis 23 des Schriftchens. ad. br.

---

25 Jahre Geschichte des Konsumvereins „Vorwärts" in Dresden. Dresden-A., Juni 1913, Kaden & Co. 119 Seiten, mit vielen Bildern.

Die kurz und bündig zusammengedrängte Geschichte eines der größten deutschen Konsumvereine moderner Richtung ist von Hermann Fleißner verfaßt; die Entstehungsgeschichte schrieb sein Gründer Emanuel Wurm, der auch der erste Geschäftsführer des Vereins (1888 bis 1890) war; Fleißner ist seit langen Jahren und noch heute Aufsichtsratsmitglied in ihm. Die Geschichte und Entwicklung des Vereins ist typisch für alle modernen Konsumvereine: der Verein ist von Anfang an ein ganz proletarisches Gebilde; Sozialdemokraten sind seine eigentlichen Väter und Führer; das ganze Dresdener Bürgertum, geführt vom Krämertum, ist sein rastloser Feind; alle Mittel der Bekämpfung sind diesem Gegner recht und gelegen; alle diese Kampfmittel aber versagen. Ihnen zum Trotz entwickelt sich der Verein stetig und stetig proletarisch; er wird Mitbegründer der Großeinkaufsgesellschaft, 1902 sofort Mitglied des Zentralverbandes; er wird der Mittelpunkt, an dem die Zentralisationsbestrebungen der benachbarten kleineren Vereine Halt und Gestalt gewinnen: heute ist der „Vorwärts" der Bezirksverein Groß-Dresdens, der seine Kreise zum Beispiel bis Freiberg und Pirna zog und 117 Verkaufsstellen und fast 60 000 Mitglieder zählt, 1092 Personen beschäftigt, einen Umsatz von 24 Millionen Mark jährlich macht und 2 Bäckereien mit 23 Doppelöfen besitzt, welche jährlich 9 Millionen Doppelzentner Mehl verarbeiten — alles in allem das Werk der Groß-Dresdener Arbeiterklasse allein. Daß die Schrift diese Tatsache ohne viel ruhmredige Hinweise unanfechtbar feststellt, ist wohl ihr oberstes Verdienst. Sie ist darum besonders geeignet, den engen Zusammenhang zwischen der modernen Konsumvereinsbewegung und der modernen proletarischen Bewegung an einem besonderen

Arbeitsausschnitt von neuem aufzuzeigen. Wer noch immer dem Phantom der Überneutralität der Konsumvereine anhängt, kann durch diese Schrift abermals eines Besseren belehrt werden. P. G.

Marc de Préaudeau, **Michel Bakounine. Le Collectivisme dans l'Internationale. Etude sur le Mouvement social** (Michael Bakunin. Der Kollektivismus in der Internationale. Studie über die soziale Bewegung). (1868 bis 1876.) Verlag von Marcel Rivière & Co. Paris 1912. 439 Seiten. Preis 8 Franken.

Das Buch von Marc de Préaudeau ist keine Biographie Bakunins im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Leben Bakunins wird darin zwar von der Geburt bis zum Tode geschildert; wie aber schon aus dem Untertitel des Buches hervorgeht, verwendet der Verfasser ganz besondere Aufmerksamkeit auf die Rolle, die Bakunin und seine Anhänger, damals, zum Unterschied von den „autoritären" Kommunisten der Marxistischen Schule, „Kollektivisten" genannt, in der Internationale gespielt haben. Der Verfasser wäre aber auch, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht imstande, eine wirkliche Biographie Bakunins zu schreiben. Dazu müßte er nicht nur die russische Sprache, sondern auch die russische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts kennen, ja er müßte vielleicht selbst Russe sein, um die besondere Psychologie seines Helden zu begreifen. Aber abgesehen davon, daß Préaudeau die Kenntnis des Russischen abgeht, scheint er nur französische Werke benutzt zu haben. Allerdings gibt er in der Quellenangabe am Schlusse seiner Arbeit drei fremdsprachige Bücher an, ein spanisches (A. Lorenzo) und zwei deutsche (Jaeckh und Rudolf Meyer), aber es erscheint zweifelhaft, ob er sie in Händen gehabt hat, denn er nennt das Buch von Jaeckh „das Internationale" und an Stelle von Meyer („Der Emanzipationskampf" usw.) schreibt er Müller!

Préaudeaus Werk schöpft in der Hauptsache aus drei Quellen: 1. aus der umfangreichen Biographie Bakunins von M. Nettlau; 2. aus der Geschichte der Internationale von Guillaume; 3. aus den gesammelten Werken Bakunins, die unter der Leitung desselben Guillaume herausgegeben worden sind (sechs Bände sind bis jetzt erschienen, von denen M. Préaudeau fünf benutzt hat). So ist das Buch Préaudeaus in Wirklichkeit nur eine Kompilation der Werke Guillaumes und Nettlaus, die vor ihm den größten Teil seiner Arbeit gemacht haben.

Durch diese Tatsache wird der Charakter des Buches von vornherein bestimmt. Da Préaudeau seinen hauptsächlichen Führern folgt, nimmt er in seiner Auseinandersetzung des Kampfes zwischen Marx und Bakunin — diesem Thema ist beinahe das ganze Buch gewidmet —, unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, mit Entschiedenheit die Partei Bakunins. Préaudeau steht ebenfalls unter dem Einfluß Guillaumes, wenn er bestrebt ist, zu beweisen, daß die Begriffe des revolutionären Syndikalismus im Keime schon in den Ideen Bakunins enthalten waren. Da Préaudeau aber nicht unmittelbar an dem Kampfe zwischen Marxisten und Anarchisten teilgenommen hat, ist sein Buch frei von persönlichem Groll, von dem das angeführte Buch Guillaumes durchtränkt ist. Er bemüht sich, unparteiisch zu sein, und es gelingt ihm auch in weitem Ausmaß; trotzdem wiederholt er fortwährend die alten anarchistischen Aufschneidereien über das diktatorische Gebaren, die ungezügelte Eigenliebe und die Intrigen von Marx. Er erkennt die intellektuelle Überlegenheit von Marx an; der Charakter Bakunins gefällt ihm aber besser. Das ist Geschmackssache!

Wir vermissen bei Préaudeau jeden Versuch, die Ideen Bakunins zu kritisieren und sie durch die darauffolgende Geschichte des internationalen Sozialismus auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen; er bleibt ganz unter dem Einfluß Guillaumes und gestattet sich sogar die Behauptung, daß die Kollektivisten besser als Marx den Wert der Gewerkschaftsbewegung und der selbständigen Aktion des Proletariats anerkannt haben. Dabei stellt Préaudeau sich aber weder die Frage, welches der tiefere Sinn der Meinungsverschiedenheiten der Marxisten und der Bakunisten war, noch welchen

sozialen Gruppierungen, speziell welchen Schichten des Proletariats und welchem Entwicklungsstadium des letzteren die Ideen Bakunins entsprachen. Mehr als einmal berührt er diese Fragen, zum Beispiel bei der Erörterung der Unterschiede in den Ansichten von Marx und Bakunin über das Lumpenproletariat und über die verschiedenartige wirtschaftliche Entwicklung der Länder, die für jeden der beiden Gegner richtunggebend waren; aber er geht über diese Tatsachen hinweg, ohne ihnen große Wichtigkeit beizulegen.

Außerdem vergißt er im Laufe seiner Auseinandersetzung oft seine grundlegende Behauptung, daß die Ursache des Konfliktes in den Reihen der Internationale in wesentlichen theoretischen Gegensätzen bestand, und er verfällt mehr als einmal in Auseinandersetzungen über die Gegensätze in den Charakteren und Temperamenten von Marx und Bakunin. Er versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß die Spaltung in der Internationale hauptsächlich durch Meinungsverschiedenheiten über die Organisation der Assoziation verursacht worden sei, als wenn der Streit über die Form der Organisation nicht der bloße Reflex des Gegensatzes in Programm und Taktik gewesen wäre.

Trotz aller Fehler hat das Buch Préaudeaus einen gewissen Wert. Abgesehen von dem lebendigen, leichten und volkstümlichen Stil, der ihm wie allen französischen Schriftstellern eigen ist, ermöglicht das Buch dem großen Publikum, das die umfangreichen Werke Nettlaus und Guillaumes nicht lesen wird, die interessante Persönlichkeit des großen russischen Revolutionärs kennen zu lernen. Aber es existierte (wenn man das Werk Nettlaus abrechnet) weder vor dem Erscheinen des Préaudeauschen Buches eine Biographie Bakunins, noch hat uns Préaudeau eine solche gegeben. Der berühmte Anarchist wartet noch auf seinen Biographen.

G. Stiekloff.

Alfred H. Fried, **Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912.** Pazifistische Chronik. Berlin, Wien, Leipzig. Verlag der Friedenswarte. 31 Seiten. 50 Pfennig

„Das Ergebnis der Bilanz dieses Jahres," sagt der bekannte Friedensschwärmer Fried in der Einleitung zu seiner Pazifistischen Chronik des Jahres 1912, „liegt für uns nicht so sehr in den positiven Fortschritten der Friedensidee, in der Ausbreitung der Friedensbewegung, so beträchtlich diese auch waren, als in den wertvollen Erfahrungen, die uns zuteil geworden." Man wäre versucht, es für bittere Ironie zu nehmen, wenn von „beträchtlichen Fortschritten der Friedensidee" im Jahre 1912 gesprochen wird, in dem Jahre, in dem die blutige Lösung der europäischen Schicksalsfrage, des Balkanproblems begann und das jenes wahnsinnige Tempo in das internationale Wettrüsten brachte, das jetzt allen Völkern Europas den Atem raubt. Aber man müßte die unglaubliche Fähigkeit der bürgerlichen Friedensfreunde, sich und andere mit tönenden Worten zu betäuben, nicht kennen, wenn man erwarten wollte, daß die gute Lehre, die die Ereignisse des letzten Jahres ihnen gegeben haben, etwa die sei, daß von der ganzen bürgerlichen Friedensschwärmerei rein nichts, aber auch gar nichts zu erwarten ist. Allerdings gibt Herr Fried zu, daß „der Gedanke von der Beseitigung des Krieges durch Schiedsgerichtsbarkeit nun endgültig fallen gelassen oder wenigstens auf sein richtiges Maß zurückgeführt werden muß". Aber diese Erkenntnis, die immerhin schon etwas wäre, ist noch nicht das Wichtigste, was die Friedensfreunde als gute Lehre aus den Ereignissen des blutigen Jahres 1912 gezogen haben. Der Weisheit Kern ist ein anderer: „Der Schwerpunkt der Friedenssicherung", erklärt Herr Fried mit Nachdruck, „liegt in einer Modernisierung der Diplomatie." Eine „Volksdiplomatie" verlangt er, „eine öffentlich handelnde, eine dauernd kontrollierte Diplomatie", und er glaubt sogar schon Ansätze zu einer solchen wahrnehmen zu können. Die Unfähigkeit der heutigen Diplomaten in allen Ehren, aber wenn auch nicht das Schießpulver, so haben sie doch sicherlich auch nicht den Balkankrieg erfunden. Man tut den Herren viel zu viel Ehre an, wenn man auch nur ihrer Unfähigkeit einen allzu großen Einfluß auf die Weltereignisse beimißt.

Insofern Herr Fried berechtigt ist, im Namen der bürgerlichen Friedensfreunde überhaupt zu sprechen, hat er hier wohl den Beweis erbracht, daß für sie die wirklichen Lehren des letzten blutigen Jahres völlig vergeblich waren, daß nichts sie in ihren phantastischen Illusionen beirren konnte. Erklärt doch Herr Fried allen Ernstes den englisch-deutschen Frieden als „eines der größten Werke des Pazifismus" und ruft begeistert: „Hier haben wir Pazifisten Geschichte gemacht."

Nun, die Chronik müßte ja eigentlich zeigen, was denn die Herren Pazifisten so Großes zur Festigung dieses Friedens getan haben. Tatsächlich ist diese Chronik, die vom Dezember 1911 bis Mitte Dezember 1912 reicht, recht lehrreich. Was in ihr von ernsthaften Aktionen zugunsten des Friedens überhaupt steht, ist durchweg von den sozialistischen Arbeitern ausgegangen und nicht von den bürgerlichen Pazifisten. Nicht immer ist das allerdings aus der Chronik für jedermann klar ersichtlich. So heißt es zum Beispiel vom 25. April 1912: „In mehr als 42 Versammlungen in Berlin wird die neue Wehrvorlage aufs schärfste verurteilt.... Man verlangt von der deutschen Reichsregierung..." Von wem ist hier die Rede? Wer ist „man"? Fragt man nun aber nach den großen Taten der bürgerlichen Friedensfreunde, dann erfährt man allerdings ebenso erstaunliche als welterschütternde Begebenheiten. So heißt es zum Beispiel vom 10. Mai wörtlich: „Der englische Staatsmann Bonar Law sagt bei der Versammlung des konservativen Primelnbundes, es könne kaum ein größeres Unglück geben als einen Krieg zwischen England und Deutschland." (Gesperrt im Original.) Vom 3. Juni wird vermeldet, daß sich Berta v. Suttner zu einer längeren Agitationsreise nach den Vereinigten Staaten einschiffte. Das Erschütterndste hat sich aber am 29. Juli zugetragen. Da hat Max Reinhardt das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhalten!

Tatsächlich zeigt die ganze Chronik, deren Zweck es doch ist, für den Pazifismus Propaganda zu machen, daß es die ehrlichen Ideologen des Bürgertums, die im Kriege die fürchterlichste Gefahr für die menschliche Kultur sehen, nicht einmal zu einer Bewegung bringen, die man ernsthaft registrieren kann; aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn wir uns über den Charakter und den Ernst dieser Bewegung täuschten. Man braucht nicht zu glauben, daß das Bürgertum durchweg kriegerisch oder militaristisch gesinnt sei; aber es ist unfähig geworden, dem Militarismus auch nur die bescheidenste selbständige Opposition zu machen.

G. Eckstein.

Notizen.

Ungedruckte Männerchöre Robert Schumanns. Vor drei Jahren machte ein Artikel von Paul Büttner über Robert Schumann in der „Deutschen Arbeitersängerzeitung" darauf aufmerksam, daß einige ungedruckte Männerchöre R. Schumanns im Besitz des Bibliothekars der Oper zu Paris Ch. Malherbe sich befinden. Der Deutsche Arbeitersängerbund wandte sich an den Besitzer und bat ihn um eine Abschrift der Lieder. Aber dieser schlug es rundweg ab, und zwar hieß es in seiner Antwort unter anderem: „Der Text der fraglichen Chöre ist revolutionären Charakters; sie mögen in Frankreich ohne weiteres gesungen werden können, aber in einer Monarchie wie Deutschland würde es nicht gestattet sein zu singen: ‚Zu den Waffen!', ‚Laßt uns die Ketten brechen', ‚Tod dem Tyrannen' und ‚Hoch die Freiheit'. Was mich anbelangt, so kann ich, nachdem ich von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm II. mit dem Kreuz des Kronenordens dekoriert bin, eine derartige Inkorrektheit nicht begehen. Also entschuldigen Sie usw. usw." Der um die Gemütsruhe des Deutschen Kaisers so besorgte Franzose ist nun vor kurzem gestorben, und die „Revue de la Société Internationale Musicale" in Paris druckte die Chöre ab. Der Deutsche Arbeitersängerbund ist daher jetzt in der Lage, die Chöre seinen hunderttausend Sängern zugänglich zu machen; sie werden binnen kurzem im Verlag des Bundes erscheinen. ew.

Zeitschriftenschau.

Die amerikanische Arbeiterbewegung ist in letzter Zeit in eine neue Entwicklungsphase getreten, die besonders durch das Aufflammen großer Streiks unorganisierter Massen ungelernter Arbeiter charakterisiert waren. Zugleich hat die sozialistische Partei sehr rasch an Ausdehnung gewonnen, und sie beteiligt sich mit größerer Aussicht auf Erfolg an den verschiedensten Wahlen. Fragen der gewerkschaftlichen und politischen Taktik stehen daher im Vordergrund der Parteidiskussion. Insbesondere sind es die alten Methoden der ausschließlichen Gewerkschafts- respektive ausschließlichen parlamentarischen Taktik, die unter dem amerikanischen Spottnamen des „Pure and Simplism" (wörtlich übersetzt etwa „Rein- und Einfachheit") aufs heftigste angegriffen werden. Den Hinweisen auf das deutsche Vorbild antworten die Vertreter der neuen Auffassung, die sich stark an den französischen Syndikalismus anlehnt, mit heftigen Kritiken der deutschen Arbeiterbewegung. Eine solche Kritik von Charles A. Rice enthalten die Hefte vom Mai bis Juli der amerikanischen sozialistischen Monatsschrift „The International Socialist Review" unter dem Titel „**Die Ergebnisse des Pure and Simplism in Deutschland**". Seit 1900, heißt es dort, ist der parlamentarische Sozialismus in Deutschland sowohl auf ökonomischem wie auf politischem Gebiet vollkommen unfruchtbar geblieben. Die zweifelhaften Segnungen der sogenannten Sozialgesetzgebung sind einzig dem Bestreben Bismarcks zu danken, die sozialdemokratische Hochflut einzudämmen. Sie stammt aus einer Zeit, als die Sozialdemokraten im Kerker und nicht im Parlament waren. Es mag allerdings zum Teil das Verdienst unserer Genossen im Reichstag sein, daß die Arbeiterschutzgesetze in Deutschland genauer beobachtet werden als zum Beispiel in den Vereinigten Staaten, aber im Grunde haben solche Gesetze doch nur dort Bedeutung, wo die Arbeiter so gut gewerkschaftlich organisiert sind, daß sie die Arbeitsbedingungen vorschreiben können, und wo sie nicht durch niedere Löhne, lange oder häufige Perioden der Arbeitslosigkeit oder unter dem Drucke der Überfüllung des Arbeitsmarktes mit einer großen Masse unorganisierter, an niedrige Lebenshaltung gewöhnter Proletarier gezwungen sind, sich allen Arbeitsbedingungen zu fügen. Daß die Arbeiter Deutschlands auf allen Gebieten schon so weit wären, das läßt sich nicht behaupten.

Allerdings werden in der Industrie Deutschlands weniger Menschenleben vernichtet als in irgendeinem anderen Lande, aber diese Erscheinung ist viel mehr durch gewisse Eigentümlichkeiten des deutschen Kapitalismus und insbesondere der deutschen Industrie als durch den parlamentarischen Einfluß der Sozialdemokratie zu erklären.

Es sprechen keinerlei Anzeichen dafür, daß unsere Genossen im deutschen Reichstag in absehbarer Zeit den Achtstundentag, die direkte Besteuerung, die progressive Einkommensteuer, die Nationalisierung von Grund und Boden oder andere für das Proletariat wichtige Reformen durchsetzen werden. Ihr Kampf gegen die fürchterliche Teuerung der Lebensmittel, gegen den Militarismus und alle die anderen Plagen, die der vorgeschrittene Kapitalismus und Agrarismus über die Arbeiterschaft verhängt, ist ohnmächtig geblieben.

Unsere Nurparlamentarier wenden immer wieder ein, sie seien noch nicht in der Majorität. Aber ist es nicht erstaunlich genug, daß 110 oder 80 oder auch nur 60 Vertreter im Reichstag, sehr viele Abgeordnete in den Landtagen und mehrere Millionen sozialdemokratischer Wähler gar nichts zustande bringen?

Unsere Nurparlamentarier versichern uns, daß die herrschende Klasse und die Regierung vor nichts so sehr zittern wie vor einem sozialdemokratischen Wahlsieg. Warum beeilen sie sich dann aber nicht, einem solchen durch Bewilligung von Reformen zuvorzukommen, die nicht nur von der Arbeiterschaft, sondern auch vom Mittelstand dringend gefordert werden, anstatt all diese unzufriedenen Elemente der Sozialdemokratie in die Arme zu treiben? Haben sie allen Verstand verloren?

Das Proletariat Österreichs, Rußlands, Englands und Amerikas hat, obwohl es sich in bezug auf seine Organisationen und die Zahl seiner Wahlstimmen mit dem Deutschlands nicht messen kann, doch mehr Erfolge im politischen und wirtschaftlichen Kampf aufzuweisen als dieses. Noch ist keine Aussicht, daß die Sozialdemokratie den Ungeheuerlichkeiten des preußischen Dreiklassenwahlrechtes oder denen des Wahlrechtes anderer Bundesstaaten oder der reaktionären Einteilung der Reichstagswahlkreise wird begegnen können, und Frauenwahlrecht, Poportionalwahlrecht, Volksinitiative, Referendum und das Recht, Beamte abzusetzen, das alles sind politische Forderungen, von denen unsere deutschen Nurparlamentarier kaum zu träumen wagen.

Die parlamentarische Tätigkeit der deutschen Sozialdemokratie würde aber gewiß nicht so unfruchtbar bleiben, wenn hinter der Fraktion eine kampfbereite Masse stünde, entschlossen und geschult zur Massenaktion.

Wenn wir die Eigentümlichkeiten des deutschen Wirtschaftslebens näher betrachten, so muß es uns um so klarer werden, wie gering das Verdienst der Nurparlamentarier daran ist, daß Leib und Leben der deutschen Arbeiter besser geschützt sind als die der Arbeiter anderer Länder. Die phänomenalen Eroberungen, die Deutschland auf dem Weltmarkt gemacht hat, sind nicht durch niedrige Warenpreise bewirkt worden, sondern durch viel rationellere und wirksamere Mittel der Konkurrenz. Der deutsche Konsulardienst ist wie alles, was die herrschende Klasse Deutschlands unternimmt, in vorzüglicher Weise organisiert, und ebenso glänzend ist auch die private Organisation des deutschen Außenhandels und insbesondere des Kredits.

Weil aber die Geschäfte der deutschen Unternehmer so glänzend gehen, können sie auch den Leuten, die für sie arbeiten, Konzessionen machen und dadurch die öffentliche Meinung für sich gewinnen.

Dann aber ist die technische Entwicklung in Deutschland noch nicht so weit vorgeschritten wie in Amerika. Das Bedürfnis nach gelernter Arbeit ist dort noch ein weitaus höheres, wodurch der qualifizierte Arbeiter dort von seinem Anwender mehr erzwingen kann als der amerikanische von dem seinen. Auch in bezug auf die Vertrustung ist Deutschland gegen die Vereinigten Staaten weit zurück, und darum ist der deutsche Arbeiter viel weniger eingeschüchtert. Auch haben die deutschen Unternehmer aus den Erfahrungen der englischen gelernt, daß erträgliche Arbeitsbedingungen den Fortschritt der Industrie fördern.

Deutschland hat seit 1900 keinen Anlaß, Arbeiter zur Auswanderung zu drängen. Die deutschen Arbeiter kennen die Arbeitslosigkeit eigentlich nur vom Hörensagen. Von 1903 bis 1909 waren in Deutschland nur 2,2 Prozent der Arbeiter unbeschäftigt, während es in den Vereinigten Staaten 14 Prozent waren.

Dieser hohe Grad von Absorbierung der Arbeitskräfte hätte allein schon hinreichen müssen, das deutsche Proletariat aggressiv und fähig zu machen, eine höhere Lebenshaltung und kürzere Arbeitszeit zu erringen; in Wirklichkeit aber hatte er nichts anderes zur Folge als ein mächtiges Anwachsen der Fachvereine.

Dieses aber erweckte den Widerstand des Unternehmertums. Mehr als in jedem anderen Lande hatten die Arbeiter Deutschlands Aussperrungen zu ertragen. Dadurch wurden die Gewerkschaften nur noch fester zu Riesenorganisationen zusammengeschweißt, die gegenwärtig ein Drittel der Lohnarbeiterschaft umfassen. Die deutsche Arbeiterbewegung zählt von allen Arbeiterorganisationen der Welt die meisten zahlenden Mitglieder im Verhältnis zur Zahl der Lohnarbeiterschaft und besitzt am meisten bares Geld.

Trotzdem lastet ein schwerer Druck auf ihr, und ihre Erfolge sind gering. Sie ist außerstande, den „gelben" und anderen reaktionären Arbeitervereinigungen den Boden abzugraben.

Während in allen anderen Ländern die Bergarbeiter die revolutionärste und am meisten klassenbewußte Arbeiterschicht bilden, sind sie in Deutschland in zwei

feindliche Lager geteilt. Die unheilvolle Wirkung dieser Spaltung hat sich erst kürzlich im Ruhrgebiet gezeigt. Dort hätte die deutsche Bergarbeiterschaft einen kolossalen Sieg für sich selbst erkämpfen und zugleich die englischen Brüder in ihrem heldenmütigen Kampf aufs wirksamste unterstützen können, wenn sie in ihrer Gesamtheit unter dem Einfluß der Sozialdemokratie gestanden wäre.

Die sozialdemokratischen Gewerkschaften stützen sich auf ihre vollen Kassen, ihre kolossale Mitgliederzahl und einen gewaltigen Verwaltungsapparat. Sie verfügen über den Einfluß der enormen sozialdemokratischen Partei und deren Presse sowie über deren machtvolle Propaganda. Die Arbeiterschaft, aus der sie sich rekrutieren, gehört einer einzigen Rasse an, spricht die gleiche Sprache. Sie denkt, fühlt und strebt mehr oder minder gleichartig. Sie hat eine einheitliche Lebenshaltung, und ihre Neigungen und Gewohnheiten weisen mehr Übereinstimmung auf, als das bei der Arbeiterschaft irgend eines anderen Landes der Fall ist, und trotz alledem ist es den sozialdemokratischen Gewerkschaften noch nicht gelungen, den Krieg in Feindesland zu tragen.

Die Nurparlamentarier und Nurgewerkschafter weisen auf den katholischen Klerus als die Ursache ihrer Mißerfolge hin. Damit aber wird die Beantwortung der Frage nur verschoben. Wie kommt es, daß so viele Tausende deutscher Arbeiter so hilflos, so ohne Klassenbewußtsein sind, daß sie zur Beute der Pfaffen werden müssen? Und ist denn die deutsche Sozialdemokratie nicht auch unfähig, die „Gelben" im protestantischen Norden zu gewinnen?

Die russischen Arbeiter waren 1905 arm, unwissend und unerfahren. Sie steckten in den furchtbaren Klauen der Orthodoxie und des blutigen Zarismus, und trotzdem hat dieses schwer mißhandelte Proletariat in wenigen Jahren vollbracht, was dem deutschen in drei Jahrzehnten nicht gelungen ist.

Aber auch auf ihrem engsten Gebiet haben die deutschen Gewerkschaften verhältnismäßig sehr geringe Erfolge aufzuweisen. Die größten, die sie von 1905 bis 1910 errungen haben, sind die folgenden: 400 000 Bauarbeiter haben ihren Wochenlohn um 2,80 Mark erhöht, einige tausend Arbeiter des Buchdruckgewerbes, der Holz-, der Bekleidungs-, der Textil-, der Nahrungsmittelindustrie, des Schankgewerbes, der Transportunternehmungen und des Detailhandels haben ihre Löhne um 1,50 bis 2 Mark für die Woche erhöht, davon sind 1910 53 Prozent, 1907 73 Prozent und 1908 80 Prozent weder an einem Streik noch an einer Aussperrung beteiligt gewesen, das heißt der größte Teil hat an den wirtschaftlichen Kämpfen nicht teilgenommen, was angesichts der ungeheuren Teuerung im höchsten Maße erstaunlich erscheint.

Tatsächlich nähren sich die deutschen Arbeiter im Vergleich zu ihren englischen und amerikanischen Brüdern sehr ärmlich. Selbst in Perioden der Prosperität gilt ihnen Fleisch als Luxus, und gegenwärtig sind sie froh, wenn sie Hundefleisch zu essen haben, aber sie bekommen auch das nicht in ausreichendem Maße.

In ähnlichem Sinne äußert sich Austin Lewis im Juniheft der „New Review" in einem Artikel „**Syndikalismus und Massenaktion**" („The New Review" erscheint seit April nicht mehr als Wochen-, sondern als Monatsschrift):

In den letzten Jahren hat sich die Taktik der deutschen Sozialdemokratie, des Vorbildes der Arbeiterbewegung in der ganzen Welt, als unbrauchbar erwiesen. Ihre Theorie ist etwa die folgende: Die Arbeiterbewegung gliedert sich in zwei Teile, den politischen und den gewerkschaftlichen. Der letztere tritt dem Kapitalisten in der Werkstätte entgegen, um den Arbeitern jene Vorteile zu sichern, die auf rein gewerkschaftlichem Boden zu erringen sind, während ihn die politische Bewegung im Parlament so lange bekämpft, bis sie die Arbeiterschaft in den Himmel der kollektivistischen Gesellschaft führen kann.

Einzige Voraussetzung des Gelingens ist, daß der gewerkschaftliche Teil der Bewegung unter der steten Leitung des politischen Teiles bleibt, und daß beide von den bureaukratischen Führern unausgesetzt kontrolliert werden.

Der Erfolg, der bisher mit dieser Taktik erzielt wurde, ist allerdings geeignet, die deutsche Arbeiterbureaukratie zufriedenzustellen. Er drückt sich in viereinviertel Millionen Wahlstimmen und einer Mitgliedschaft der Fachvereine von zwei Millionen aus. Trotzdem steht Deutschland nicht an der Spitze der internationalen Arbeiterbewegung, denn es hat weder die demokratischste Gesetzgebung noch hat sein Proletariat die größten wirtschaftlichen Erfolge aufzuweisen.

Als die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands von der Confédération Générale du Travail eingeladen wurde, an einer Demonstration gegen den Krieg in Paris teilzunehmen, antwortete sie am 23. Oktober 1912, daß die französischen Genossen sich in dieser Sache mit der sozialdemokratischen Partei ins Einvernehmen setzen mögen, weil die deutschen Gewerkschaften nur mit dieser vereint sich an einer solchen Demonstration beteiligen könnten. Auch müßten sie zur Bedingung ihrer Teilnahme machen, daß die französischen Gewerkschaften im Einvernehmen mit der französischen Sozialdemokratie vorgingen. Die deutschen Gewerkschaften würden also ein Ignorieren der sozialdemokratischen Partei als einen zu hohen Preis für den Weltfrieden betrachten. Die österreichischen Gewerkschaften verhielten sich genau ebenso zu jener Einladung wie die Deutschlands.

Allerdings wäre es für die deutsche Arbeiterbewegung gefährlich, wenn die Gewerkschaften als solche an Aktionen teilnehmen würden, welche die Regierung als politische bezeichnet; deshalb haben aber die Arbeiter anderer Länder nicht nötig, dem Beispiel der deutschen zu folgen, wie es tatsächlich geschieht. Trotzdem sind in letzter Zeit in Europa große Streiks gegen den Willen der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbureaukratie ausgebrochen. In mehreren Fällen waren dann die Politiker gezwungen, den Kampf mitzukämpfen, den sie nicht gewollt hatten, in anderen Fällen haben sie ihn im Stiche gelassen, und in wieder anderen haben sie die Arbeiter durch parlamentarische Machinationen um die Früchte des Kampfes gebracht.

Während die Massenaktionen ungeschulter und unerfahrener Arbeiter in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten bewunderungswürdige Erfolge zeitigten, haben die großen Organisationen erstaunliche Mißerfolge zu verzeichnen gehabt. Die Folge davon waren Meinungsgegensätze zwischen den Führern. Während Pannekoek den veränderten Verhältnissen Rechnung trägt, hat Kautsky 1911 eine Broschüre (Massenaktion) veröffentlicht, die ebensogut schon in den neunziger Jahren hätte geschrieben werden können. Die alten Kämpfe mit den Anarchisten rumoren noch in seinem Gehirn, und alles, was nicht mit dem orthodoxen Marxismus übereinstimmt, scheint ihm vom übel zu sein. Daß sich das soziale Milieu und die Psychologie der Massen seither gründlich verändert haben, das ist ihm gänzlich entgangen.

Die Entwicklung der Trusts und der Maschinenindustrie haben ebensogut ein neues Proletariat erstehen lassen, wie sie einen neuen Mittelstand gezeitigt haben. Große Massen arbeitender Männer und Frauen treten in Aktion, eine Aktion, die nicht durch gewaltsame Ausbrüche, sondern durch Konsequenz charakterisiert ist, und die revolutionär ist, ohne daß deren Teilnehmer es wissen.

Deutschland ist in der technischen Entwicklung noch nicht so weit vorgeschritten wie die Vereinigten Staaten, und nur dadurch ist es zu erklären, daß Kautsky die neuen ökonomischen und psychologischen Bedingungen der Massenaktionen noch nicht kennt. Diese spielen sich heute nicht mehr auf der Straße ab. Selbst friedliche Straßendemonstrationen verlieren an Bedeutung. Immer mehr macht sich das Bestreben geltend, die Straße zu meiden, den Mob auszuschließen und den Behörden jeden Vorwand zu nehmen, um eine Arbeiterdemonstration in einen wilden Aufruhr zu verwandeln. Aber der Glaube, daß Massenaktion Straßenaufruhr bedinge behauptet sich noch immer.

In Wahrheit ist der Straßenaufruhr das Merkmal einer noch unentwickelten Arbeiterbewegung und hat mit moderner Massenaktion nichts zu tun.

Das moderne Proletariat weiß sehr gut, daß es nicht die Staatsgewalt, sondern die ökonomische Macht zu erobern hat, auf der alle Gewalt beruht. Darum verlegt es den Kampfplatz immer mehr von der Straße in die Werkstätte.

Wohl gibt es auch in den Vereinigten Staaten gemäßigte Sozialdemokraten, die gleich den Anarchisten noch immer das Heil von der physischen Gewalt erwarten. Viktor Berger, Morris Hillquit und sogar William English Walling zählen zu diesen. Sie meinen gleich Bebel, daß die herrschende Klasse das Proletariat zur Anwendung gewaltsamer Mittel zwingen würde. Dazu fehlt ihr aber tatsächlich jede Möglichkeit. Gewaltanwendung gegen friedlich demonstrierende Arbeiter müßte für die herrschende Klasse den Untergang bedeuten.

Amerika hat Massenaktionen gesehen, die an Disziplin von den allzu fest geschlossenen Gewerkschaften nicht überboten werden können. Allerdings können Massenaktionen nicht durch lange Zeit fortgeführt werden; aber diese Frage gehört als eine rein technische nicht hierher.

Eine sozialdemokratische politische Partei besteht aus zu heterogenen Elementen, um der Massenaktion in unserem Sinne fähig zu sein. Darum kann diese auch von Kautsky nicht verstanden werden.

Wie auch Pannekoek zugibt, liegt die Massenaktion des Proletariats außerhalb der Einflußsphäre des Parlamentarismus. Sie hat nichts mit politischen Wahlen zu tun und ist doch im höchsten Maße politischer Natur.

Diese Entwicklung entspricht genau der Marxschen Theorie, wie sie durch Engels weiter ausgebildet worden ist, während die Behauptung der Sozialdemokraten, daß nur parlamentarische Aktionen als politische anzusehen seien, dem Marxismus direkt widerspricht.

Mit dieser Abkehr vom Marxismus aber sinkt die Sozialdemokratie zu einer Zufluchtsstätte für Gefühlsdusler, Reformer und Abenteurer, zu einer oppositionellen Sekte herab.

In einem Artikel des Juliheftes derselben Zeitschrift, „**Sozialismus und Gewerkschaftsbewegung**", zeigt Pannekoek, daß der Nurparlamentarismus ebenso verfehlt ist wie der Syndikalismus. Der erstere betrachtet das allgemeine Wahlrecht als etwas Unabänderliches und glaubt darum, einzig durch dessen Anwendung die kapitalistische Gesellschaft nach und nach entwaffnen zu können. Er übersieht dabei, daß diese sicher eher bereit sein wird, das allgemeine Wahlrecht zu rauben, als auf ihre Herrschaft zu verzichten.

Die gewaltigen Vorteile, die das kämpfende Proletariat aus dem Parlamentarismus zieht, liegen viel weniger in der Aussicht, nach und nach die Mehrheit im Parlament zu erobern, als darin, daß das Machtverhältnis aller Gesellschaftsklassen durch die Wahlen zutage tritt, daß alle aktuellen Fragen des Wirtschaftslebens an die Öffentlichkeit gezogen werden und die Sozialdemokratie Gelegenheit erhält, sie im Lichte ihrer Prinzipien zu zeigen.

Die Gewerkschaftsbewegung dagegen erhöht schon gegenwärtig die Macht der Arbeiterklasse und zeigt dem Proletarier, daß er in der Vereinzelung ohnmächtig und nur durch die Solidarität imstande ist, den Druck, der auf ihm lastet, zu lindern. Dadurch wird er zur Disziplin und zum revolutionären Denken erzogen.

Der Syndikalismus begeht den Fehler, die sozialdemokratische Arbeiterbewegung mit dem Nurparlamentarismus zu verwechseln, ein Irrtum, dem durch den Revisionismus und Ministerialismus Vorschub geleistet wird.

Sicher kann das Proletariat nicht zum Siege gelangen ohne die revolutionären Instinkte und die Disziplin, wie sie durch die Gewerkschaften großgezogen werden, und ohne die mächtige Organisation, die sie ihm geben; aber die Arbeiterschaft würde darauf verzichten, die Machtmittel ihrer Gegner kennen und sie diesen entwinden zu lernen, wenn sie es ablehnen wollte, an der Politik teilzunehmen. th. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Emil Eurm, Berlin W.



2. Band Nr. 47 Ausgegeben am 22. August 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

August Bebel.

Das deutsche Proletariat, die deutsche Nation, die Internationale, sie haben ihren besten Mann unter den Zeitgenossen verloren!

Der kämpfende und denkende Teil des Proletariats bildet heute in allen kapitalistischen Ländern den besten, den selbstlosesten, rastlos höherstrebenden und vorwärtstreibenden Teil der Nation. Das deutsche Proletariat wieder ist vorbildlich geworden für die Proletarier aller Länder. Die Elite dieses Proletariats endlich wurde bisher gebildet durch die Generation, zu der August Bebel gehörte.

Und in ihr stellte er die machtvollste Persönlichkeit dar. Alle ihre Vorzüge finden wir in ihm in höchster Potenz vereinigt.

Untersuchen wir die historischen Bedingungen, denen jene Elite entsproß, dann lernen wir auch die Bedingungen kennen, aus denen Bebels Bedeutung für die proletarische Bewegung, seine historische Leistung hervorging.

Man kann sagen, daß gerade aus der Kleinheit der Partei damals die Größe ihrer Bekenner erwuchs.

Als ein Häuflein von Narren mit aussichtslosen Zielen erschien sie noch vor vierzig Jahren selbst der großen Masse der Proletarier. Ernster wurde sie von den herrschenden Klassen genommen. Deren Klassenbewußtsein war schärfer ausgebildet, es witterte in dem jungen politischen Gebilde sofort eine Gefahr, die durch energischste Verfolgungen im Keime erstickt werden mußte. Auch Bebel wußte ein Lied davon zu singen.

Es erforderte unter diesen Umständen ebenso außerordentliche Intelligenz und Selbständigkeit des Denkens, sich zum Verständnis des Sozialismus durchzuringen, wie außerordentliche Charakterstärke, sich offen zu ihm zu bekennen.

Andererseits aber begünstigte die Zeit, in der Bebel zum Politiker heranreifte, das Erstehen revolutionärer Leidenschaft und revolutionären Denkens, das heißt eines Denkens, das die ganze Gesellschaft in sein Bereich zieht, ihre Umwandlung von Grund auf anstrebt.

Es war eine Zeit, in der das revolutionäre Proletariat sich allenthalben wieder zu recken begann nach dem Schlafe, den es seit 1849 gehalten, wo aber auch die bürgerliche Revolution noch ihre letzten Ausläufer entsandte. Throne wankten und wurden umgestürzt, nichts schien sicher, dem Kühnen alles erreichbar. Garibaldi stürzte das Königreich Neapel mit tausend Mann, vor dem Auge des Königs Wilhelm von Preußen erschien das Schreckbild des von seinen Untertanen geköpften Karl I. von England, Bismarck betrachtete die verschiedensten revolutionären Gruppen als Mächte, deren Gunst zu erkaufen sich wohl lohnte, Napoleon wurde gestürzt, die Republik in Frankreich proklamiert, Paris monatelang vom Proletariat beherrscht. Und selbst der starre Osten kam in Bewegung. Rußland schaffte die Leibeigenschaft ab, und Österreich bekam ein liberales Ministerium. Das Proletariat selbst wurde schon zu einer Weltmacht durch die Internationale, vor der die Herrschenden zitterten.

Das waren Zustände, die revolutionäre Hoffnungsfreudigkeit aufs höchste begünstigten, das revolutionäre Denken förderten, aber nicht minder das internationale Denken, wodurch sie ebenfalls den Gesichtskreis des Proletariats erweiterten. Am meisten in Deutschland. Auch hier wieder wegen der Kleinheit seiner Bewegung. Lernen konnte es nicht aus der eigenen Vergangenheit, sondern nur aus der der englischen und französischen Bewegung. So wurde zwar England das Zentrum der internationalen Organisation, aber das internationale Denken entfaltete sich zuerst als Massenerscheinung im Proletariat Deutschlands.

In ihm bildete sich jene eigenartige Mischung französischer revolutionärer Leidenschaft und englischer Nüchternheit mit einem ausgeprägten theoretischen Sinn, der Marx und Engels an den deutschen Arbeitern besonders auffiel. Ein theoretischer Sinn, der sich nicht etwa in der Vorliebe für abstrakte Spekulationen äußerte, sondern darin, daß er keine soziale Erscheinung für sich allein betrachtete, sondern stets in ihrem Zusammenhang mit der Gesamtbewegung der Gesellschaft.

In dieser Atmosphäre wuchs der junge Drechsler heran, als Tastender und Suchender, der aber bald Klarheit gewann über den Weg, den er zu wandeln hatte und den er seitdem unbeirrt weitergewandelt ist, arbeitend und kämpfend bis zum letzten Atemzug.

Er fand keine fertige Partei vor, die ihm eine Richtschnur hätte bieten können. Sie war ebenso im Tasten und Suchen begriffen wie er selbst, und Klarheit und Konsequenz hat sie erst mit ihm und nicht zum wenigsten durch ihn gewonnen.

Wohl hatten Marx und Engels schon vor ihm sichere theoretische Grundlagen für den Klassenkampf des Proletariats gegeben, aber ihre praktische Anwendung auf die Organisation und Taktik des deutschen Proletariats war erst zu finden, und mit sicherem Instinkt fand sie Bebel, ehe er noch ein klarer Marxist ward.

Keiner verstand besser als er die Bedürfnisse des Proletariats und seiner Zeit; mehr als ein anderer in Deutschland hat er dazu beigetragen, der proletarischen Bewegung ihre Formen zu geben und ihre Ziele zu weisen. Soweit man von einem einzelnen sagen kann, daß er sie geschaffen, hat er die Grundlagen der Organisation unserer Partei gelegt, die seit mehr als vier Jahrzehnten so glücklich die Bedürfnisse nach zentraler Zusammen-

fassung der proletarischen Kräfte zu einheitlichem Handeln mit dem Bedürfnis nach demokratischer Selbstbetätigung der Massen zu vereinigen weiß. Und Bebel war es auch in erster Linie, der jene Taktik schuf, die seit den ersten Reichstagswahlen bis heute unsere Partei in stetem Vorwärtsdringen von Sieg zu Sieg geführt hat und die für die ganze Internationale vorbildlich geworden ist.

Ein vollendeter Parlamentarier, nicht nur als glänzender und wuchtiger Redner, sondern auch als kluger Taktiker, hat er nicht zum wenigsten durch seine parlamentarischen Leistungen den Parlamentarismus in den Mittelpunkt der proletarischen Bewegung gestellt. Und soweit man unter Parlamentarismus nicht bloß parlamentarische Verhandlungen, sondern auch Kämpfe um das Parlament, Wahlkämpfe und Wahlrechtskämpfe versteht, hat er damit ein Beispiel gegeben, das noch lange nachwirken wird.

Aber trotz seiner eminenten parlamentarischen Begabung und seiner gewaltigen parlamentarischen Erfolge hielt er sich fern von jener Überschätzung des Parlamentarismus, die Marx als parlamentarischen Kretinismus bezeichnete. Er betrachtete die parlamentarische Tätigkeit stets in ihrem Zusammenhang mit der Gesamtheit des proletarischen Klassenkampfes, mit dem sie in untrennbarer Wechselwirkung steht, aus ihm Kraft schöpfend und ihm neue Kraft verleihend.

Bebel sah in den Parlamentswahlen bei allgemeinem gleichen Wahlrecht das beste unter den bisher erprobten Mitteln, das Proletariat aufzurütteln zu einheitlichen Massenkundgebungen seines Willens; er sah in der parlamentarischen Tribüne das wirksamste Mittel, unsere Anschauungen in die weitesten Kreise zu tragen, die Aufklärung und Organisation der Massen zu beschleunigen. Nicht minder hoch als die agitatorische schätzte er aber die praktische Wirkung der parlamentarischen Tätigkeit durch positive Errungenschaften ein, die, an sich unter den gegebenen Verhältnissen notwendigerweise gering, doch bedeutend werden können, wenn sie dem Proletariat neuen Boden und neue Möglichkeiten erhöhter Kraftentfaltung gewähren und die Massen diese Möglichkeit durch intensivste Tätigkeit namentlich auf gewerkschaftlichem Gebiet ausgiebig ausnutzen.

In der steten Wechselwirkung zwischen parlamentarischer Tätigkeit und der Selbsttätigkeit der Massen sah Bebel die beste Bedingung, das Proletariat für seine politische Herrschaft reif zu machen, deren Erringung er freilich nie von rein parlamentarischen Methoden erwartete.

Indem er besser als ein anderer die dauernden praktischen Bedürfnisse und Bedingungen der proletarischen Massenbewegung erkannte und ihnen aufs zweckmäßigste Rechnung trug, gleichzeitig aber auch hinreißender als jeder andere ihrer leidenschaftlichen Empörung gegen jede Knechtung und Niedertracht Ausdruck gab, erwarb er bei den proletarischen Massen ein Vertrauen nicht bloß in Deutschland, sondern überall, wo es eine sozialistische Bewegung gibt, wie es keinem anderen in den letzten Jahrzehnten beschieden war. Aber er gewann nicht bloß ihr freudiges Vertrauen zu seiner Führerschaft, er gewann noch weit mehr. Er gewann ihre unbegrenzte Liebe und Verehrung, denn er war nicht bloß ein großer Denker, ein siegreicher Kämpfer, er war auch einer der anziehendsten Menschen, die es gegeben hat, von einer außergewöhnlichen Selbstlosigkeit und bei allem Selbstbewußtsein von großer Bescheidenheit.

Er war und blieb stets der ideale Proletarier, auch in seinem ethischen Empfinden. Wohl war er sich dessen bewußt, daß es eine absolute Moral nicht gibt, daß jede Ethik nur relativ ist, aber das ließ ihm die Ethik der Schicht, in deren Reihen er kämpfte, nicht minder bindend erscheinen. Sein Privatleben war musterhaft, wie selbst seine erbittertsten Gegner anerkannten, sein Pflichtgefühl aufs höchste gespannt.

Nicht etwa, daß er ein finsterer Puritaner gewesen wäre. Gleich dem modernen Proletarier überhaupt war er vernünftigem Genießen geneigt. Aber er haßte jeden Genuß auf Kosten anderer, jeden Genuß, der durch eine Pflichtverletzung erkauft ward.

Der zärtlichste Familienvater, der treueste Freund, war er auch der gewissenhafteste Arbeiter im Parlament und im Parteivorstand, der selbstloseste und hilfsbereiteste Genosse.

Vielleicht nicht weniger als seine große historische Leistung haben ihm diese moralischen Vorzüge jene unbegrenzte Liebe eingetragen, in der wir alle zu ihm wie zu einem Vater aufschauten, so daß wir auch seinen Verlust so tief empfinden wie den eines Vaters.

Für ihn aber wurde diese allgemeine Verehrung wieder ein Mittel, das seine historische Leistung förderte.

Er war eine kraftvolle Kampfnatur nicht nur gegenüber den gemeinsamen Gegnern, sondern auch innerhalb der Partei gegenüber den Gegnern seiner Richtung. Und doch sahen die Genossen alle, welcher Richtung immer sie angehören mochten, in ihm stets den besten, den berufensten Anwalt ihrer Interessen. Er galt keinem von ihnen, bei aller Schärfe seines Auftretens, bloß als der Vertreter einer einzelnen Richtung innerhalb der Partei; in ihm sahen sie stets den Vertreter der Gesamtheit.

Wie kein anderer verkörperte er die Einheitlichkeit unserer Bewegung, und wie kein anderer war er dazu berufen, sie zu verkörpern. Dank seinem großen und weiten Blicke, dank seiner Gewohnheit, stets die fernsten Konsequenzen eines jeden Schrittes zu überlegen, ehe er sich zu ihm entschloß, war sein ganzes Leben von eherner Einheitlichkeit und Konsequenz. Die Prosperität hat in ihm nie Illusionen erweckt, die ihn nach rechts drängten, die Krise nie Verzweiflungsstimmungen, die ihn nach links über die Schnur hauen ließen. Die ungeheure Autorität, die er errungen, ermöglichte es ihm, leichter, als es sonst geworden wäre, die Partei stets auf ihrem geraden Wege zu erhalten und sie vor Zickzackirrungen zu bewahren, die sie sonst schwere Enttäuschungen und Opfer gekostet hätten.

Frühzeitig, schon in den ersten Jahren seiner parlamentarischen Tätigkeit, hat er diese Autorität erworben. Er hat sie bewahrt und stetig vermehrt bis ans Ende seines langen und kampfreichen Lebens. Wie er als junger Mann schon wirkte, bezeugt am besten der Eindruck, den er auf Engels und Marx machte. Strengere Kritiker wie die beiden konnte man sich kaum denken. Sie legten den höchsten Maßstab an, und es gab keinen, an dem ihr scharfes Auge nicht Mängel entdeckt hätte — ausgenommen Bebel.

Er war der einzige, der ihr uneingeschränktes Lob erwarb. Und das Urteil, das unsere beiden Meister gefällt, es ist seitdem bekräftigt worden durch das einstimmige Empfinden des Proletariats der Welt.

Wir haben viel, unendlich viel in unserem toten Vorkämpfer und Freund verloren. Aber je bedeutender der Mensch, desto weniger erschöpft sich seine

Wirkung in seinem Leben, desto länger überdauert es ihn — und das ist die einzige Unsterblichkeit, an die wir glauben.

So viel wir in unserem August Bebel verloren haben, nicht nur in dem väterlichen Freund, sondern auch in dem gewaltigen Redner und dem einsichtsvollen Berater, dem zuverlässigen Helfer, so bleibt uns doch von ihm noch unendlich mehr als bloßes Erinnern.

Die Fundamente der Organisation und Taktik, die er legte, sind so tief gegründet, sie werden nicht bloß durch eine jahrzehntelange Tradition, sondern durch die lebendige Wucht der tatsächlichen Verhältnisse so machtvoll geschützt, daß die Einheitlichkeit unserer Partei auch ohne ihren getreuen Eckart nicht gefährdet ist.

Der Sämann ist gefallen. Aber seine Saaten reifen rasch. Er selbst hatte noch das Glück, sie sprießen und grünen und heranwachsen zu sehen. Die Ernte selbst einzuheimsen war ihm nicht vergönnt. Ein anderer Schnitter hatte ihn vorher gefällt, der noch manchen von uns fällen wird, ehe wir die Ernte einbringen können. Doch werden wir das Erntefest um so eher feiern dürfen, je mehr wir August Bebel nacheifern, je einheitlicher und konsequenter wir die Bahn weiter verfolgen, die er uns fast ein halbes Jahrhundert lang unermüdlich, sicher und treu mit wachsendem Erfolg geführt hat. K. K.

Zur Geschichte des Sozialismus in England.

Von **Gustav Eckstein.**

1. Die Geschichtschreibung des englischen Sozialismus.

Während über die Geschichte des französischen Sozialismus eine ganze Literatur in verschiedenen Sprachen existiert, ist der englische Sozialismus bisher von der Wissenschaft recht stiefmütterlich behandelt worden. Nur Robert Owen machte von diesem Schicksal eine Ausnahme, er wurde vor allem als Vater der Genossenschaftsbewegung gerühmt, der Darstellung seines Lebens und Wirkens wurden zahlreiche Bücher und Abhandlungen geweiht. Seit Anton Menger bei Thompson die Quelle entdeckt haben wollte, aus der Marx heimlich geschöpft habe, wurden auch diesem Sozialisten eingehendere Studien gewidmet, und neuerdings hat sich auch ein stärkeres wissenschaftliches Interesse Thomas Hodgskin zugewendet. Aber alle diese Studien blieben zusammenhanglos. Man konnte zwar zwischen Owen, Thompson und Hodgskin gewisse Verbindungslinien aufzeigen, aber von einem Verständnis der sozialistischen Bewegung in England war man damit noch weit entfernt. Tatsächlich war aber eine solche Bewegung vorhanden, und in gewissem Sinne war sie viel mächtiger, ging sie viel tiefer als der Sozialismus im Frankreich jener Tage.

Die Ursache für die so verschiedene Behandlung der sozialistischen Bewegung in den beiden Ländern ist wohl vor allem darin zu suchen, daß der Sozialismus Frankreichs lange Zeit der schöne, begeisternde Traum idealistischer Intellektueller war und daß er sich auch in seiner revolutionären Gestalt vom bürgerlichen Bewußtsein nur selten entfernte. Bis zu den Tagen der Kommune und selbst noch in dieser Bewegung ging das französische Proletariat in seinen revolutionären Bewegungen fast stets mit ansehnlichen Teilen des Kleinbürgertums und der Intelligenz Hand in

Hand, und auch die Ideen seiner führenden Geister, eines Louis Blanc wie eines Proudhon, trugen ausgeprägt kleinbürgerlichen Charakter. Gewannen so die sozialistischen Ideen und Bewegungen Frankreichs die Sympathien auch bürgerlicher Forscher, so lockte zugleich die großartige Dramatik der französischen Revolutionen, der Verschwörung Babeufs, der Februarrevolution, der Junitage, des Verzweiflungskampfes der Kommune, zur Darstellung.

Ganz anders in England. Zu den phantasiereichen Plänen und Ideen Fouriers und der Saint-Simonisten bot höchstens Owen ein Gegenstück. Aber gerade wenn man ihn zum Ausgangspunkt des Sozialismus in England machte, dann schien es, als ob der Sozialismus nur einen Augenblick, in der „Grand National", bei den Gewerkschaften aufgeflackert wäre, dann aber ganz in die Genossenschaftsbewegung ausgemündet hätte und in ihr aufgegangen wäre. Diese Auffassung tritt deutlich in den meisten knapp zusammenfassenden Geschichtsdarstellungen des Sozialismus hervor, doch selbst Schriften wie Foxwells „Geschichte der sozialistischen Ideen in England", die sehr zu Unrecht den Ruf wissenschaftlicher Tiefe besitzt, kennen nur den Sozialismus, wie er in den Köpfen bürgerlicher Ideologen ausgebildet wurde, die Systeme der Godwin, Hall, Spence, Ogilvie, Owen, Gray, Thompson, Hodgskin usw. Die machtvolle proletarisch-sozialistische Bewegung jener Tage bleibt fast ganz unbeachtet.

Zu diesem Übersehen der proletarisch-sozialistischen Bewegung trug allerdings gewiß auch die bisherige Geschichtschreibung der englischen Gewerkschaftsbewegung bei. Die Historiker, denen wir vor allem die Bekanntschaft mit dieser Geschichte verdanken, Brentano und das Ehepaar Webb, gingen übereinstimmend von der Anschauung aus, daß die Zukunft der Arbeiterklasse in den rein gewerkschaftlichen Bestrebungen liege, daß jede revolutionär-politische Betätigung des Proletariats mindestens Kraftvergeudung bedeute. Daher mußten ihnen revolutionäre Kämpfe der Gewerkschaften lediglich als Verirrungen, als Abweichungen von dem richtigen Pfade rein gewerkschaftlicher Taktik erscheinen und konnten deshalb nur geringes Interesse beanspruchen.

So kommt es, daß hauptsächlich erst bei sozialdemokratischen Schriftstellern wieder das Interesse und das Verständnis erwachten für jene ersten großen Klassenkämpfe des modernen Proletariats und für die Ideen, die in diesen Kämpfen zum Ausdruck gelangten. In zwei höchst interessanten Untersuchungen[1] ist kürzlich Genosse L. Pumpiansky der Frühgeschichte der englischen Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung nachgegangen, und nun hat Genosse M. Beer die erste „Geschichte des Sozialismus in England" erscheinen lassen, die diesen Namen verdient.[2]

[1] L. Pumpiansky, Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus (Ergänzungsheft der „Neuen Zeit" Nr. 18) und Die Kooperation und der Sozialismus in England in den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts (in Grünbergs „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung", II, 2, 3).

[2] M. Beer, Geschichte des Sozialismus in England. Stuttgart 1918, J. H. W. Dietz Nachf. XII und 512 Seiten. Preis 6,50 Mark, gebunden 7,50 Mark.

Charakteristisch für die Studien beider Autoren ist, daß in ihnen als die eigentlich handelnden Faktoren die Arbeitermassen auftreten, während zugleich die historische Bedingtheit der Ideen aufgezeigt wird, unter deren Banner diese Massen kämpfen. Es zeigt sich hier wieder, daß zwar bei oberflächlicherer Betrachtung der Geschichte die einzelnen Individuen scharf hervortreten, die an der Spitze der Bewegungen stehen, an deren Namen sich die Ereignisse knüpfen, daß aber ein tieferes Eindringen in die geschichtlichen Zusammenhänge regelmäßig zeigt, wie abhängig diese einzelnen von ihrer Umgebung, von ihrer Zeit sind. Ihre Bedeutung wird damit nicht geleugnet, sie wird vielmehr erklärt und zugleich auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Allerdings besteht hier die Gefahr, daß man im Eifer der Richtigstellung manchmal etwas zu weit geht, und so scheint mir zum Beispiel Pumpiansky die Bedeutung Robert Owens nun doch zu gering zu veranschlagen. Freilich wird das begreiflich, wenn man bedenkt, wie sehr gerade jene Seiten dieses Mannes, die vom historischen Standpunkt seine schwächsten sind, vielfach übermäßig hervorgehoben und gepriesen worden sind, vor allem seine Genossenschaftsillusionen und seine Leugnung der Klassengegensätze. Gerade in diesen Punkten war der Einfluß Owens und seiner Anhänger auf die englische Arbeiterbewegung, wie Pumpiansky deutlich zeigt, verhängnisvoll. Denn im Namen des von Owen begründeten Sozialismus traten dessen Vertreter den Ideen des Klassenkampfes entgegen, die sich schon in den dreißiger und vierziger Jahren in der englischen Arbeiterbewegung immer deutlicher durchrangen, und dieser mißverstandene Sozialismus führte schon in den Jahren 1832 bis 1834 dazu, daß die revolutionäre Kraft vieler der damaligen Gewerkschaften in syndikalistischen Experimenten und Phrasen nutzlos verpuffte.

2. Der Syndikalismus der dreißiger Jahre.

Die Darstellung dieser bisher fast unbekannten Periode gehört zu den interessantesten und lehrreichsten Partien im Buche Beers. Die Enttäuschung der Arbeiter über das Ergebnis der Kämpfe um das allgemeine Wahlrecht in den Jahren 1830 bis 1832 vereinigte sich mit der Wirkung der Owenschen friedlich-sozialistischen Agitation, die alles Heil von der Errichtung von Siedlungsgenossenschaften, später von Genossenschaften überhaupt erwartete und von politischen Kämpfen nichts wissen wollte. In den heftigen Kämpfen um die Wahlreform hatte das liberale englische Bürgertum, das damals noch revolutionär aufzutreten wagte, im Proletariat einen eifrigen Bundesgenossen gefunden. Allerdings wurde schon damals im revolutionären „The Poor Man's Guardian" (Des armen Mannes Anwalt) energisch der Standpunkt des Klassenkampfes vertreten, insbesondere von einem anonymen Korrespondenten, in dem man bisher in der Regel O'Brien vermutete, den nachmaligen „Schulmeister des Chartismus". Doch kann dieser Anonymus, wie Beer überzeugend nachweist, nicht ein akademisch Gebildeter gewesen sein, er war vielmehr höchstwahrscheinlich ein durch die moderne Technik zugrunde gerichteter Weber. Auch in der im Jahre 1831 gegründeten „Londoner Nationalen Union der Arbeiterklasse" wurde die Idee des Klassenkampfes eifrig erörtert und zur Owenschen Lehre von der Harmonie der Klasseninteressen in Gegensatz gestellt; aber die breiten Massen des Proletariats und des Kleinbürgertums leisteten

der Bourgeoisie in ihrem Kampfe ums Wahlrecht willige Gefolgschaft. Um so größer mußte dann die Enttäuschung sein, als das neue Wahlrecht diese Klassen von der politisch-parlamentarischen Tätigkeit ausschloß und das neue Parlament sofort seine Volksfeindlichkeit zeigte. Verstärkt mußte dieser niederdrückende Gedanke, daß die Politik für den armen Mann doch fruchtlos sei, noch durch die Folgen der Julirevolution in Paris werden, wo der heldenmütige Kampf der Arbeiter auch nur dazu geführt hatte, die eine Ausbeuterclique durch eine andere zu ersetzen. So war der Boden bereitet sowohl für die genossenschaftlichen Utopien der Owenisten als auch für die revolutionären Generalstreiklehren William Benbows.

Der Generalstreikgedanke trat erst in den eigentlich chartistischen Kämpfen, insbesondere in den Diskussionen des Chartistenkonvents im Jahre 1839 in den Vordergrund. Es ist aber sehr interessant, daß dieser Gedanke schon in einer 1831 erschienenen Broschüre propagiert wurde und in der erbitterten Stimmung der Arbeiter über den Verrat des Bürgertums günstigen Boden fand.

Den unmittelbaren Vorteil von dieser sich im Proletariat verbreitenden Stimmung hatten die Gewerkschaften, die besonders in den Jahren 1833 und 1834 einen gewaltigen Aufschwung nahmen. In ihnen strömten denn nun auch die verschiedenen proletarischen Gedankenrichtungen jener Zeit zusammen: die Abwendung von der Politik, der Glaube an die Herbeiführung eines sozialistischen Gemeinwesens auf dem Wege der Genossenschaftsbildung, zu der die Gewerkschaften die Grundlage abgeben sollten, die Ideen des Klassenkampfes und des Generalstreiks, und das Ergebnis mußte eine Gewerkschaftsideologie sein, die mit dem heutigen französischen Syndikalismus die auffallendste Übereinstimmung zeigte. Sätze wie die folgenden könnten ebensogut von Pouget oder Griffuelhes herrühren:

„Es gibt für Arbeiter keine verlorenen Streiks," heißt es in einer anonymen Zuschrift an den „Poor Man's Guardian" vom 30. August 1834;[1] „die notwendigen Arbeiten müssen früher oder später getan werden; nur sollen — zum Ärger der Unternehmer — die Arbeiter die Zeit bestimmen, zu der die Arbeiten geleistet werden sollen. Der große Vorteil eines Streiks ist, daß er den Gegensatz zwischen Arbeitern und Kapitalisten verschärft. Es gibt noch Tausende von Arbeitern in England, die in apathischer Zufriedenheit dahinleben und den Kapitalisten für einen Hungerlohn ihre Arbeit hingeben. Ein Streik von der Dauer einer einzigen Woche bringt derartige Arbeiter zum Nachdenken und zur Frage nach den Gesetzen, die sie zwingen, zu schuften und zu darben, um den Unternehmern zu gestatten, sich in Reichtum und Luxus zu wälzen. Das Ergebnis dieses Nachdenkens würde eine heftige Feindschaft gegen die kapitalistische Klasse sein. Die Neubekehrten würden die Armee vergrößern, die in den übrigen Gegenden Englands um die Befreiung der Arbeiterklasse kämpft."

Wie aber diese „Befreiung der Arbeiterklasse" vor sich gehen solle, darüber schrieb zum Beispiel der „Pioneer", eines der führenden Arbeiterblätter jener Zeit:[2]

„Die Gewerkschaften werden nicht nur für weniger Arbeit und höhere Löhne streiken, sondern sie werden schließlich die Löhne ganz abschaffen und ihre eigenen

[1] Beer, a. a. O., S. 262.

[2] Pumpiansky, Zur Geschichte usw., S. 51. Vergl. auch L. Pumpiansky, Die Kooperation und der Sozialismus usw., S. 385 ff.

Unternehmer werden, sie werden füreinander arbeiten, Arbeit und Kapital werden nicht mehr getrennt sein, sondern sie werden unauflösbar in den Händen der Arbeiter und Arbeiterinnen vereinigt sein."

Der Generalstreik, wie ihn Benbow damals predigte und wie ihn die Gewerkschaften auffaßten, war als friedliche Arbeitseinstellung gedacht, die zugleich das Proletariat zum Bewußtsein seiner Macht und die Bourgeoisie zur Unterwerfung bringen sollte. Erst die heftigen politischen Kämpfe der Jahre 1837 und 1838 ließen im Generalstreik wenigstens bei vielen seiner Anhänger nur das Vorspiel zu einer gewaltsamen Revolution erblicken.

Nur im Zusammenhang mit dieser syndikalistischen Bewegung, vor allem mit dem eigentümlichen Einfluß des Genossenschaftsgedankens auf die Gewerkschaften wird auch das Schicksal der berühmten „Grand National Consolidated Trades Union" verständlich. Nach der Darstellung der Webbs hätte sich diese Organisation im Jahre 1834 unter dem beherrschenden Einfluß Owens machtvoll entwickelt, in wenigen Monaten einen in der Geschichte der Gewerkschaften sonst unerhörten Aufschwung genommen, wäre dann aber unter dem Einfluß unglücklicher Lohnkämpfe und behördlicher Verfolgungen nach kurzer Glanzzeit ebenso rasch zusammengebrochen.[1] Pumpiansky hat bereits gezeigt,[2] daß diese Darstellung in vielen Punkten unzutreffend ist, daß die Konsolidierte Union sich überhaupt zu keiner Organisation ausgestaltet hat, daß der Name bloß die Tätigkeit des Vorstandes deckte. Beer weist aber insbesondere nach, daß dieser großangelegte Verband von vornherein schon deshalb nicht lebensfähig war, weil die leitenden Geister in ihm in unversöhnlichstem Gegensatz zueinander standen.[3] Owen, dem Schwärmer für Harmonie der Klasseninteressen und für sozialen Frieden, standen Morrison und Smith gegenüber, Anhänger des revolutionären, klassenbewußten Syndikalismus. Nach Morrison ist das Parlament unfähig, die Interessen der Arbeiterschaft zur Geltung zu bringen. Dies kann nur durch ein aus den Trade Unions hervorgehendes Arbeiterparlament geschehen.

„Die wachsende Macht und die wachsende Intelligenz der Trade Unions werden, wenn richtig geleitet, alle wirtschaftlichen Interessen des Landes in ihre Kreise ziehen; durch ihre eigene Kraft werden sie eine Bedeutung erlangen, die in der Gesellschaft geradezu diktatorisch sein wird. Wenn dieser Zeitraum eintritt, werden wir alles haben, was wir wollen, wir werden auch das allgemeine Wahlrecht haben...."

Und Smith entwickelt unter dem Pseudonym „Senex" im „Pioneer" Gedanken, die ebenso leitende Ideen Proudhons vorwegnehmen, wie wir schon die Ideologie des modernen Syndikalismus in jener Zeit vorgebildet gesehen haben.

„Die soziale Freiheit," führt er aus, „muß der politischen Freiheit vorausgehen. Solange wir uns im Zustand ökonomischer Knechtschaft befinden, würden unsere politischen Rechte nur zur Aufrechterhaltung der Interessen unserer Tyrannen dienen.... Wer da sagt, wir würden nie frei sein, bis wir das allgemeine Wahlrecht erhalten, sagt tatsächlich nur, wir würden nie frei sein, bis wir frei sind."

[1] S. und B. Webb, Die Geschichte des britischen Trade Unionismus. Stuttgart 1895. S. 104 ff.

[2] Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus, S. 54 ff.

[3] Vergl. Beer, a. a. O., S. 265 ff.

Diese Anschauungen stimmten mit denen Owens nur in der Ablehnung des Parlamentarismus und in der Hoffnung überein, daß die Gewerkschaften die Produktion in genossenschaftlicher Form übernehmen und so ein soziales Gemeinwesen begründen würden; und in diesem Sinne konnten die leitenden Köpfe der Konsolidierten Union auch ein gemeinsames Programm aufstellen.[1] Sobald es aber zur Aktion kam, zum wirklichen Handeln, mußten sich ihre Wege trennen. Der Zusammenbruch der Konsolidierten Union war unter diesen Verhältnissen unausbleiblich, da sie weder organisatorisch noch taktisch ein festes Rückgrat besaß; aber ihr Fall wäre von keiner großen Bedeutung gewesen, wenn nicht mit ihr die zwar noch unklare und vielfach utopische, aber doch selbstbewußte und revolutionäre syndikalistische Bewegung überhaupt erloschen wäre.

Beer hat gewiß recht, wenn er ihre Gedankenwelt als der der Owenschen Agitation weit überlegen bezeichnet.[2] Aber er übersieht dabei, daß diese beiden Gedankenrichtungen demselben rückständigen sozialen Milieu angehörten, dem der handwerksmäßigen Produktion. Die Unterscheidung zwischen dem Fabrikproletariat und den Arbeitern des Handwerks, der Manufaktur und der Hausindustrie, die sich in den Untersuchungen Mehrings und Laufenbergs über die Organisationsformen in der deutschen Arbeiterbewegung so fruchtbar erwiesen hat, ist von Pumpiansky mit großem Erfolg auch zur Aufklärung der Frühgeschichte der englischen Arbeiterbewegung verwendet worden. Bei Beer tritt diese Unterscheidung nicht hervor, und dieser Mangel macht sich in seiner ganzen Darstellung der Arbeiterkämpfe fühlbar. Allerdings berichtet auch Beer über Meinungskämpfe zwischen den Syndikalisten und den Anhängern der politischen Aktion, vor allem O'Brien; aber bei ihm erscheinen diese Kämpfe rein ideologisch, während dieser Gegensatz in der Tat dem tiefgehenden Unterschied zwischen dem großindustriellen und dem handwerksmäßigen Proletariat entsprach. Die syndikalistische Denkweise ist, wie ich anderorts nachzuweisen versucht habe,[3] der entsprechende Ausdruck der Geistesverfassung des Proletariats der Kleinproduktion und Manufaktur in einer bestimmten Phase ihrer Entwicklung und muß beim Übergang zur eigentlichen Großindustrie verschwinden. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Bauarbeiter und Bauhandwerker die vornehmste Stütze des englischen revolutionären Syndikalismus waren, wie sie heute der Hauptrückhalt des französischen sind. Neben diesen syndikalistischen Gewerkschaften gab es aber auch im damaligen England solche von Fabrikarbeitern wie den Spinner-, Töpfer- und Tucharbeiterverband, die sich, wie Pumpiansky zeigt,[4] gerade zu jener Zeit kräftig entwickelten und sich dabei von der syndikalistischen Ideologie fernhielten, bald allerdings ebenfalls dem vereinigten Ansturm der Fabrikanten und der Regierung das Feld räumen mußten.

3. Gewalt- oder Schwanztaktik?

Noch viel stärker als in der Betrachtung der syndikalistischen Periode macht sich bei Beer der Mangel sozialer Orientierung in den inneren Gegensätzen und Kämpfen bei der Darstellung der eigentlich chartistischen Bewegung geltend. (Beer bezeichnet die ganze Periode revolutionärer Kämpfe

[1] Vergl. Beer, a. a. O., S. 267. [2] A. a. O., S. 269.

[3] Vergl. Einleitung zu Paul Louis' Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich (Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.). [4] Zur Geschichte usw., S. 53.

der englischen Arbeiterklasse von 1825 bis 1854 als Periode des Chartismus. Es scheint mir nicht angebracht, ohne zwingenden Grund von der bisherigen Bezeichnung abzuweichen, die unter diesem Namen erst die Zeit nach 1837, nach der Formulierung und Aufstellung des „Charters", begreift. Doch hat diese Frage nur sehr untergeordnete Bedeutung.)

Die Geschichte der chartistischen Volksbewegung ist ausgefüllt von inneren Kämpfen innerhalb der Reihen der Arbeiterschaft selbst und insbesondere unter ihren Führern, und es ist herkömmlich, die beiden Hauptrichtungen zu unterscheiden als die Anhänger der „moral force", der Anwendung von Mitteln der Überredung, des moralischen Druckes, und die Anhänger der „physical force", die Männer der physischen Gewalt. Tildsley hat bereits in seiner Untersuchung über „Die Entstehung und die ökonomischen Grundsätze der Chartistenbewegung" (Jena 1898) die sozialen Grundlagen dieser Scheidung angedeutet, indem er darauf hinwies, daß die Chartistenbewegung in ihren Anfängen nicht ausschließlich eine Bewegung der Arbeiterklasse war, sondern daß ziemlich breite Schichten des Kleinbürgertums bis in die Bourgeoisie hinein an ihr teilnahmen oder doch mit ihr sympathisierten, so daß sich also viele Chartisten auf Hilfe aus diesen Kreisen Hoffnung machen konnten, während in den Fabrikdistrikten allerdings von Anfang an der Haß gegen die Bourgeoisie überwog und die Erreichung des Zieles nur von revolutionären Mitteln erwartet wurde.[1] Um so merkwürdiger ist es daher, daß Beer dieser Anregung nicht weiter gefolgt ist und den Gegensatz zwischen den beiden Richtungen vor allem darauf zurückführt, daß die ungebildeten Massen des Proletariats sich von den demagogischen Redereien der O'Connor, Stephens usw. in eine blinde und törichte Wut hineinhetzen ließen, während für die weit gebildetere Arbeiterschaft Londons und besonders für ihre Führer, einen Lovett, Hetherington usw. dieses revolutionäre Programm ein überwundener Standpunkt war.[2] Beer deutet aber sofort selbst auf die wirklichen Ursachen des Konfliktes hin, wenn er berichtet, wie sehr O'Connor die hochqualifizierten großstädtischen Arbeiter, wie Kunsttischler, Maler, Bildhauer, Graveure, Buchdrucker, verachtete, die den Vorstand des Londoner Arbeitervereins bildeten, und sich dafür auf „die Arbeiter mit unrasierten Gesichtern, schwieligen Fäusten und Drillichjacken" stützte. Doch wenn man selbst in diesem so oft wiederholten Appell an die schwielige Faust bei O'Connor ein Stück Demagogie sieht, es drückt sich darin jedenfalls ganz richtig der tiefe Gegensatz zwischen dem Fabrikproletarier der großen Industrie und dem noch vielfach im Banne des Handwerkertums fühlenden und denkenden hochqualifizierten Arbeiter aus, ein Gegensatz, der keineswegs in der verschiedenen Höhe der Bildung seinen Grund findet, sondern in der sozialen Stellung und vor allem in den sozialen Gewohnheiten und Aussichten der beiden Gruppen. Der qualifizierte Handwerksgeselle oder Manufakturarbeiter jener Zeit sieht häufig noch die Möglichkeit vor sich, selbständiger Meister zu werden, er steht sozial, in seiner Bildung und seinen Lebensgewohnheiten dem Meister oft viel näher als dem rohen, ungelernten Fabrikarbeiter, und zugleich gibt ihm seine verhältnismäßig begünstigte Stellung die Zuversicht, daß er, wenn er sich mit seinen Arbeitsgenossen zusammenschließt, nicht nur bessere Löhne und Arbeitsbedingungen erreichen kann,

[1] Tildsley, a. a. O., S. 43 ff. [2] Beer, a. a. O., S. 295.

sondern es liegt ihm auch der Glaube nahe, daß ein genossenschaftlicher Zusammenschluß mit seinesgleichen sowohl die Meister als auch insbesondere die wucherischen Händler ausschalten, und daß die ganze Produktion in genossenschaftlichen Formen weitergeführt werden könne. — Der ungelernte Fabrikarbeiter ist solchen Utopien unzugänglich. Zu deutlich sieht er Tag für Tag die unüberbrückbaren Klassengegensätze vor sich, die ihn in jeder Hinsicht vom Unternehmer trennen, er ist aber auch zu eng in das dichte Netzwerk wirtschaftlicher Wechselbeziehungen verwoben und dabei zu elend gestellt, um auf die Genossenschaftsbewegung übertriebene Hoffnungen zu setzen, und endlich kommt er bei seinen wirtschaftlichen Kämpfen so oft mit der Staatsgewalt in Konflikt, daß er von der Notwendigkeit, vor allem die Macht über diese Herrschaftsmaschine zu erobern, stets aufs neue überzeugt wird. Für die Geschichte der englischen Arbeiterbewegung war es von entscheidender Bedeutung, daß diese beiden Richtungen respektive Schichten des Proletariats im wesentlichen stets räumlich getrennt waren. London war der Mittelpunkt der handwerksmäßigen und der Manufakturindustrie, im Norden des Landes herrschte die Fabrik und der immer riesenhafter anschwellende Bergbau. Daß das Proletariat dieser beiden Distrikte in seinem ganzen geistigen Leben weit voneinander abwich, das zeigt nicht nur die Geschichte des Chartismus und seiner inneren Kämpfe im allgemeinen, das tritt auch in verschiedenen charakteristischen Einzelerscheinungen deutlich zutage. So berichtet zum Beispiel Gammage in seiner Geschichte des Chartismus, daß Henry Vincent, der gefeiertste Redner im Süden und Westen des Landes, mit seinen mehr von Gefühl als von Logik beherrschten Reden in den Fabrikgegenden des Nordens keinen Anklang fand;[1] wogegen O'Connor, der Abgott des Nordens, in London wenig Eindruck machte.

Nun wäre es allerdings verfehlt, etwa an einen unfehlbaren Masseninstinkt zu glauben, der das Fabrikproletariat von Manchester, Huddersfield oder Preston dazu geführt hätte, eine konsequente Klassenpolitik zu befolgen und sich die geeignetsten Führer dazu auszusuchen. Dagegen spricht schon, daß Oastler, der Liebling von Yorkshire, und Stephens, der vergötterte Held Lancashires, beide Tories waren, allerdings Konservative, die in den leidenschaftlichsten Worten Mord und Totschlag predigten gegen die liberale Bourgeoisie; und auch O'Connor selbst, der populärste Führer der Chartistenbewegung überhaupt, war keineswegs Sozialist; er hatte die entscheidenden Jugendeindrücke in den heißen Kämpfen der irischen Kleinpächter mit den Großgrundbesitzern erhalten, und wie sein für die Geschichte des Chartismus so verhängnisvoller Kolonisationsplan zeigt, ist er über die Auffassung nie hinausgekommen, daß das Heil des Volkes in der Wiederherstellung des Kleingrundbesitzes liege. Was alle diese Männer trotz ihrer Unklarheit dem Fabrikproletariat Nordenglands so sympathisch machte, das war jedenfalls ihr glühender und mit höchster Leidenschaftlichkeit zum Ausdruck gebrachter Haß gegen die liberale Großbourgeoisie, gegen die Fabrikanten.

In diesem Punkte gab es mit den Londoner Führern keine Verständigung. Die Lovett, Hetherington, Watson, Vincent usw. kamen nicht nur aus der Schule Owens, wo sie den Glauben an die Harmonie der Klasseninteressen und an die segenbringenden Wirkungen des Genossenschaftswesens in sich aufgenommen hatten, sie blieben auch in stetem innigem Verkehr mit

[1] Gammage, The History of the Chartist Movement, S. 17 ff.

Vertretern des sozialpolitisch denkenden und fühlenden Bürgertums, das seinen charakteristischsten Vertreter wohl in Francis Place gefunden hat. Man braucht aber nur Graham Wallas' begeisterte Biographie dieses Mannes zu lesen, um zu sehen, daß er, der sich eines so großen Einflusses auf die Londoner Chartisten rühmen durfte, durch und durch bürgerlich dachte und fühlte.

Freilich waren die Londoner Arbeiter und ihre Führer den Proletariermassen des Nordens an Wissen meist weit überlegen; aber in einer revolutionären Bewegung kommt es nicht auf das naturwissenschaftliche oder literarische Wissen, sondern auf das soziale Verständnis an, auf die Erfassung der sozialen Notwendigkeiten; darin aber standen die Londoner hinter den Vertretern des Nordens entschieden zurück. Die Erkenntnis der Klassengegensätze war in den Fabrikdistrikten viel verbreiteter als in der Residenz; diese aber war entscheidend.

Beer meint nun allerdings, die Londoner Vertreter der moral force hätten die Situation insofern richtiger erfaßt als die Männer der Gewalt, da eine bewaffnete Revolution des Proletariats damals aussichtslos war. Lovett habe daher vollkommen recht gehabt, wenn er davor warnte, mit dem Gedanken der Gewalttaktik zu spielen, und lieber eine allmähliche Aufklärung und Organisierung des Proletariats in friedlichen Bahnen befürwortete.

Beer bezeichnet einmal Gammages Geschichte der chartistischen Bewegung als „zum Teil eine Verherrlichung O'Briens und eine Anklageschrift gegen O'Connor". Und doch hat Gammage O'Connor weniger Unrecht getan als Beer, dessen Buch man mindestens mit demselben Rechte als „zum Teil eine Verherrlichung Lovetts" bezeichnen könnte. Gewiß war die von Stephens und oft auch von O'Connor propagierte Gewalttaktik eine Unmöglichkeit, und sicherlich hatte General Napier, der Oberbefehlshaber der Truppen in Nordengland, vom rein militärischen Standpunkt vollkommen recht, als er einen bewaffneten Aufstand der Chartisten als Wahnsinn bezeichnete.[1] Aber es dürfte wohl ein Irrtum sein, wenn Beer meint (S. 340), die Chartisten hätten die Ursache der Zurückhaltung des Militärs, nämlich die Sympathien Napiers für ihre Bewegung, nicht verstanden, sondern diese als eine Folge der Furcht vor ihnen aufgefaßt. Wie Gammage berichtet,[2] hatte Napier bereits in öffentlicher Versammlung in Bath für den Charter gesprochen, seine Sympathien für die Bewegung waren daher wohl weder den Chartisten noch der Regierung unbekannt, und wenn diese trotzdem gerade diesen Offizier zum Oberstkommandierenden in den gefährdetsten Gebieten machte, darf man das wohl als einen Beweis dafür betrachten, daß ihr selbst viel daran gelegen war, gewaltsame Zusammenstöße zu vermeiden. Sicherlich können 100 000 schlecht bewaffnete und dabei ungeschulte und unorganisierte Arbeiter von einigen Kavallerieregimentern und ein paar Batterien zersprengt werden; aber die Regeln der Feldschlacht gelten nicht ohne weiteres für den Bürgerkrieg, und Straßenschlachten in Industriestädten sind nichts, was den Industriellen selbst gleichgültig oder erwünscht sein könnte. Tatsächlich war daher sicherlich die Furcht der Regierung vor dem gewaltsamen Aufruhr der Chartisten viel größer als die des Generals. Das geht auch sehr

[1] Vergl. Beer, a. a. O., S. 341. [2] Gammage, a. a. O., S. 87, 88.

deutlich aus der Rede hervor, die später Sir James Graham, der Minister des Innern, bei Einbringung der Bill zur Abschaffung der Kornzölle hielt.[1]

Aber selbst wenn die von den Männern der „physischen Gewalt" vorgeschlagene Taktik so völlig aussichtslos war, wie Beer meint, dann wäre damit noch lange nicht der Nachweis erbracht, daß Lovett und die übrigen Anhänger des „moralischen Druckes" im Rechte gewesen wären.

Das englische Proletariat der zwanziger und dreißiger Jahre bildete keineswegs eine einheitliche Masse. Auf der einen Seite standen, wie schon gezeigt, die ehemaligen Handwerksgesellen und die Heimarbeiter, die vielfach noch in der Illusion lebten, selbständige Meister zu sein. Wie sehr diese Elemente noch im Banne bürgerlicher Anschauungsweise standen, das zeigt gerade die Arbeiterbewegung im Mittelpunkt dieses Proletariats, in London. Auf der anderen Seite stand das eigentliche Fabrikproletariat, hervorgegangen zum großen Teil aus verelendeten Landarbeitern, zum Teil selbst aus Vagabunden und Landstreichern, ein Proletariat, in dem Frauen und Kinder eine große, damals sonst noch unerhörte Rolle spielten, in dem die Erwachsenen zum Teil schon als kleine Kinder unter das Fabrikjoch gebeugt worden waren. Wie sehr diesen proletarischen Massen jedes Selbstbewußtsein, jeder innere Stolz abging, das geht nicht nur aus den schmachvollen Bedrückungen des Trucksystems usw. hervor, denen sie so lange unterworfen waren, noch deutlicher sprechen die Maßregeln, mit denen selbst ein Mann wie Owen das moralische Niveau dieser Massen heben zu müssen glaubte.

Dieses Proletariat sollte nun als selbständige politische Macht auftreten, seine eigene Politik machen. Um das überhaupt zu ermöglichen, waren vor allem zwei Dinge unerläßlich: das proletarische Klassenbewußtsein mußte geweckt und zugleich die proletarische Partei vollkommen aus der Gefolgschaft des liberalen Bürgertums losgerissen werden. Das war um so notwendiger, als in den heißen politischen Kämpfen der Jahre 1830 bis 1832 das Proletariat ganz als Hilfstruppe des Liberalismus aufgetreten war.

Es ist die große historische Bedeutung O'Connors, das englische Proletariat zum Selbstbewußtsein und zur Selbständigkeit aufgerufen und die ganze agitatorische Gewalt seiner machtvollen Persönlichkeit für dieses Ziel eingesetzt zu haben. Beer macht sich darüber lustig, daß O'Connor so oft an „die Drillichjacken, die schwieligen Fäuste und die unrasierten Gesichter" seiner Zuhörerschaft appellierte. Aber zur Zeit und im Munde O'Connors hatten sie ihre historische Berechtigung. Er mußte seinen Hörern erst beibringen, daß es keine Schande ist, Drillichjacken tragen zu müssen, schwielige Fäuste zu haben und sich nicht täglich rasieren zu können, daß dem Elend des Proletariats eine eigene Würde innewohnt. Wenn Lassalle seinen Hörern zurief, ihnen ziemten nicht mehr die Laster der Unterdrückten, so gab er nur demselben Gedanken einen feineren und edleren Ausdruck, den O'Connor seinen Anhängern mit dem Hinweis auf die Drillichjacken usw. in brutaler Weise entgegenbrachte: es ist nicht die Aufgabe der Proletarier, der Bourgeoisie nachzueifern, sich diese als Vorbild zu nehmen, das Proletariat hat seine eigene Würde, seine eigene Ehre, seine eigenen Ziele. O'Connor war kein Theoretiker des Klassenkampfes. In dieser Hinsicht war ihm zum Beispiel O'Brien weit überlegen;[2]

[1] Vergl. Beer, a. a. O., S. 396.

[2] Über O'Brien als Theoretiker des Klassenkampfes vergl. insbesondere Rothstein, Verkünder des Klassenkampfes vor Marx. „Neue Zeit", XXVI, 1.

aber er war kein Agitator, und in erster Linie wandten sich sein Groll und seine flammende Beredsamkeit gegen die industrielle Bourgeoisie und ihre politische Vertretung, die liberale Partei. Gewiß vergriff er sich oft in der Wahl seiner Agitationsmittel, und sein Spielen mit dem Gedanken des bewaffneten Aufstandes sollte sich an ihm selbst aufs bitterste rächen; aber historisch war er trotzdem den Männern der „moral force", des moralischen Druckes gegenüber im Rechte.

Es ist freilich nicht schwer nachzuweisen, daß die Gedanken und Vorschläge Lovetts viel eher und leichter zu verwirklichen waren als die O'Connors, daß insbesondere die Taktik der „moral force" von den Gefahren frei war, die der Taktik der Gewalt drohten und sie endlich auch zu bösem Ende führten; hätten aber die Chartisten den Ratschlägen Lovetts und seiner Freunde nachgegeben, dann wäre es allerdings nie zu den Gemetzeln von Birmingham und Newport und auch nicht zu dem kläglichen Zusammenbruch vom 10. April 1848 gekommen; aber was wäre mit Lovetts Taktik erreicht worden? Daß die Arbeiter politisch vollkommen die Hörigen der Liberalen geblieben wären, daß sie schon damals jener Politik verfallen wären, die tatsächlich seit 1848 bis in die neueste Zeit jede Arbeiterbewegung in England gelähmt und zur Unfruchtbarkeit verurteilt, die aus der Arbeiterklasse in politischer Hinsicht nur ein Anhängsel, den „Schwanz" der liberalen Bourgeoisie gemacht hat. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Organisationsentwurf, den Lovett und Collins ausarbeiteten, als es sich darum handelte, der bis dahin ohne feste Organisation sich vollziehenden und daher ziemlich haltlosen Bewegung ein festeres organisatorisches Rückgrat zu verleihen. Nach diesem Plane war vor allem beabsichtigt:

> Die Gründung eines allgemeinen Vereins, der die Personen aller Glaubensbekenntnisse, Klassen und Ansichten einschließen soll, die bereit sind, den politischen und sozialen Fortschritt des Volkes zu fördern.[1]

Der von Lovett vorgeschlagene Weg war gangbar, aber er führte nicht zum Ziel einer unabhängigen Arbeiterbewegung, die Gewalttaktik der Radikalen war wohl geeignet, die Arbeiter aus der Gefolgschaft der bürgerlichen Parteien loszureißen, aber sie mußte zu Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht führen, bei denen das Proletariat notwendig den kürzeren zog. Hätte sich also das englische Proletariat ruhig in sein Schicksal fügen und an jeder Aufwärtsbewegung verzweifeln müssen?

Die Beantwortung dieser Frage zeigt uns, wie Ungeheures wir der tiefgründigen ökonomischen Analyse des Kapitalismus durch Karl Marx verdanken. Die Theoretiker des Chartismus sahen im Kapitalismus lediglich die Quelle alles Übels. Es galt daher vor allem, diese Quelle zu verstopfen oder doch wenigstens ihren Lauf in möglichst enge Grenzen einzudämmen. Daher die reaktionären Utopien O'Connors und O'Briens. Beiden gemeinsam war das Bestreben, die Wirtschaftsverfassung, die den großen Massen des Proletariats so verhängnisvoll geworden war, nach Möglichkeit einzuengen, zu beschränken, und ihr gegenüber die älteren Wirtschaftsformen, insbesondere den kleinbürgerlichen Landbau neu zu beleben, dem Arbeiter die Rückkehr zur Scholle zu ermöglichen. Ihr Ideal, ihr Ziel war also ein reaktionäres, sie konnten sich daher zu seiner Verwirklichung nicht auf den Fort-

[1] Beer, a. a. O., S. 366.

gang der Entwicklung verlassen, sie mußten diesen vielmehr aufzuhalten suchen, und das konnte nur durch die Mittel der Gewalt geschehen, und diese Gewalt mußte je früher desto besser angewandt werden; denn jedes Zuwarten verstärkte die Kraft des Gegners. Daher kommt in die Taktik der radikalen Chartisten die große Unsicherheit und Zerfahrenheit. Einerseits mußten sie sich eingestehen, daß ihr unmittelbares Ziel, das gleiche Wahlrecht, und ebenso ihre ferneren sozialen Ziele nur im Wege der Gewalt zu verwirklichen waren, andererseits aber mußten sie die Überlegenheit ihrer Gegner auf diesem Gebiet anerkennen, und diese Überlegenheit schien noch von Tag zu Tag zu wachsen. Sie wußten wohl, daß die Vertreter des „moralischen Druckes" mit ihren Harmonielehren im Unrecht waren, daß tatsächlich die Klassengegensätze gerade zwischen den Industriellen und Arbeitern unüberbrückbar waren; aber sie sahen noch nicht, daß der Kapitalismus selbst seine Gegner organisiert und sich selbst zum Tode verurteilt. Und so mußte ihnen die Taktik verschlossen bleiben, welche die moderne Sozialdemokratie befolgt: das Proletariat gewerkschaftlich und politisch zu organisieren, wirtschaftliche und politische Vorteile zu erobern und dadurch den endlichen Sieg vorzubereiten, dabei aber immer im Bewußtsein, daß die Entwicklung zu unseren Gunsten verläuft, so daß wir der Notwendigkeit überhoben sind, durch überstürzte Kraftproben die Erfolge unserer bisherigen Mühen und Kämpfe ohne Not aufs Spiel zu setzen, vielmehr uns damit begnügen können, diese Entwicklung scharf zu beobachten und jede Möglichkeit, die sie uns bietet, sofort mit aller Kraft und Energie zu unserem Vorteil auszunützen.

Den radikalen Chartisten fehlte noch diese ökonomische Erkenntnis und daher auch das ruhige Vertrauen in die Entwicklung. Für sie mußten daher die Mittel der Gewalt eine andere Bedeutung erhalten als für uns, vor allem aber auch die Waffe des Generalstreiks. (Fortsetzung folgt).

Organisationsfragen.

Von **Benno Pichler** (Berlin).

In bedenklicher Weise häufen sich die Klagen über innere Mängel unserer Organisationen, vornehmlich der großen. Die Führer klagen über wachsende Interesselosigkeit der Massen. Über Bevormundung, ungenügendes Mitbestimmungsrecht, über zu weit gehende Befugnisse der Führer klagen die Massen. Sie fühlen sich immer mehr nur als Statisten, als Paradesoldaten, denen nichts zu tun bleibt, als auf Kommando an- und abzutreten.

Darf man sich da über wachsende Gleichgültigkeit der Mitglieder wundern? Und diese Gleichgültigkeit erstickt den revolutionären Elan, sie lähmt die Werbekraft der Partei und hindert die Ausbreitung unserer Organisationen. Denn alles das hängt weniger von der Tüchtigkeit und dem Geschick der Führer ab als von der Überzeugung, Hingabe und Leidenschaft der Massen. Darum ist es eine Lebensfrage für uns, brauchbare Organisationsformen zu finden, die dem demokratischen Empfinden der Massen mehr gerecht werden!

Viele sagen: Das ist unmöglich. Die wachsende Zentralisation bedingt ebenso wachsende Vollmachten der Führer wie wachsende Unterordnung der

Massen. Je größer die Organisation, desto straffer, einheitlicher der innere Aufbau, desto notwendiger und weitergehend die Rechte der Führer.

Es hieße also: Demokratie oder Zentralisation! Je mehr zentralisiert, desto weniger demokratisch! Wenn das wahr wäre, müßten große Gesellschaften daran verzweifeln, demokratisch regiert zu werden. Dann wäre die natürlichste Regierungsform für Rußland — die gegenwärtige.

Die Sozialdemokratie ist geboren aus der Erkenntnis, daß die Befreiung der Arbeiterklasse das Werk der Arbeiterklasse selbst sein muß. Darin liegt schon die Forderung einer demokratischen Organisation. Denn man kann nicht von Selbstbefreiung reden, wenn eine Handvoll erleuchteter Führer das gefesselte Proletariat ins gelobte Land führt und ihm dort die Fesseln löst. Man kann auch nicht von Selbstbefreiung reden, wenn die Führer den Schlachtplan entwerfen und die Arbeiter nur der höheren Einsicht vertrauen.

Ja selbst wenn alle Führer so genial wären, mit absoluter Treffsicherheit die erfolgreichsten Mittel des Kampfes vorherzubestimmen, würden sie die Erfahrung machen, daß es weniger auf die Erkenntnis und Siegeszuversicht der Führer als auf die der Massen ankommt, soll der Kampf mit Erfolg geführt werden. Siegeszuversicht der Massen ist aber nur möglich, wenn die Massen selbst die Kampfmittel diskutiert, geprüft und beschlossen haben, also bei einer demokratischen Gestaltung der Taktik, und diese ist wieder nur möglich in einer demokratischen Organisation. Selbst die erleuchtetsten Führer können den Massen also nicht die Verantwortung abnehmen; die glänzendste Genialität kann demokratische Organisationsformen nicht ersetzen.

An diesen mangelt es gerade in unseren großen Organisationen. Das Charakteristische an ihnen ist ein bis ins kleinste ausgebildeter, wohlgegliederter Beamtenapparat. Der verwaltet nicht nur, er beherrscht die Organisationen. Er faßt Beschlüsse über die Köpfe der Massen und für die Massen. Er schaltet die Massen mehr und mehr aus, als wäre seine Devise: Die Organisation bin ich. Dieser antidemokratischen Machtentfaltung der Bureaukratie gilt es Einhalt zu tun. Nicht indem wir ihre Symptome bekämpfen — das wäre zwecklos —, sondern indem wir ihre inneren Ursachen zu beseitigen trachten.

Soll die Bureaukratie ihre Aufgaben erfüllen, dann muß sie ein technisch gut funktionierender Apparat sein. Die erfolgreiche Verwaltungspraxis beruht zum nicht geringen Teil auf langer Erfahrung und Übung. Jeder Teil muß sich dem Ganzen bedingungslos unterordnen. Dadurch aber bekommt der Betrieb etwas Einheitliches, Starres. Er wird zur Maschine.

Der Charakter des Ganzen überträgt sich naturgemäß auch auf den einzelnen ausübenden Beamten. Seine Welt ist nicht mehr der vorwärtsdrängende, oppositionelle, ewig revolutionäre Geist der Massen, sondern die glatte Erledigung der Geschäfte, die gleichmäßige Instandhaltung des bureaukratischen Apparats. Die Bureaukratie wird konservativ. Sie wird allen Neuerungen abgeneigt, die in den geordneten Geschäftsbetrieb fortwährend Umwälzungen, Störungen, Änderungen bringen.

Hier beginnt der Gegensatz der Bureaukratie gegen die Demokratie. Die ewige Erneuerung liegt im Interesse der Massen. Im Interesse der Bureaukratie liegt der Stillstand, die stabile, festbegründete „Ordnung". Daher das Bestreben jeder Bureaukratie, über die unter dem Einfluß der Massen ewig

revolutionäre Gesetzgebung Macht zu gewinnen, sie, wenn möglich, mehr und mehr selbst in die Hand zu nehmen, um sie ruhiger, zweckmäßiger, nüchterner, vernünftiger auszuüben. Ruhiger und nüchterner wird sie allerdings, aber Hand in Hand damit geht auch die Einengung der geistigen Kräfte der Massen. Es treten Erscheinungen zutage wie heute in unseren Organisationen.

Unterstützt wird diese Entwicklung wesentlich dadurch, daß die organisatorischen Leiter — hauptsächlich in den Anfängen einer Bewegung — Männer des allgemeinen Vertrauens sind. Kommt noch hinzu, daß die Massen Beschlüsse fassen, die sich mehr oder minder als unzweckmäßig erweisen, dann ist die allgemeine Stimmung um so eher geneigt, der Verwaltung gesetzgebende Funktionen zu überweisen.

Doch damit zimmert sie am Sarge der Demokratie. Sicher bezweckt der einzelne organisatorische Führer das Beste der Allgemeinheit. Aber die Entwicklung richtet sich nicht nach seinem Willen, sondern sie vollzieht sich nach ihren eigenen Gesetzen; und diese Gesetze bewirken, daß jede Klasse oder Schicht ihre eigenen Interessen verficht, daß sie in der Wahrnehmung ihrer Interessen rücksichtslos alle Machtmittel anwendet, über die sie einmal verfügt. Das ist das Gefährliche dieser Tendenz: Es gibt für die Demokratie oder Massenherrschaft kein tödlicher wirkendes Gift, als wenn es der Verwaltung gelingt, sich auch gesetzgebende Funktionen anzueignen. Diese Tätigkeit kann entsprechend dem Charakter der Bureaukratie nur eine lähmende sein. Sie entspricht weniger den Interessen der Massen als den Interessen und dem Machthunger der gesetzgebenden Schicht. Sobald die Masse gesetzgebende Funktionen in die Hände der Verwaltungskörperschaft legt, legt sie zugleich das Fundament einer über den Massen stehenden und die Massen beherrschenden Bureaukratie.

Wir wären nicht die ersten, denen es so erginge! Die Tatsache könnte uns als warnendes Beispiel dienen, daß so manche revolutionäre Bewegung von einer gewissen Entwicklungsstufe ab reaktionär wurde; daß die Menschheit schon so oft von den eigenen Freiheitsaposteln um ihre Freiheit betrogen wurde.

Welche Gefahr lag im Revisionismus? Die, daß das Proletariat auf falsche Bahnen hätte gelenkt werden können; daß es einen Irrweg gegangen wäre, jedoch einen Irrweg, den es über kurz oder lang erkannt hätte und von dem jederzeit ohne Mühe eine Umkehr möglich gewesen wäre.

Aber welch eine ungeheure Gefahr birgt eine demokratische Grundsätze preisgebende und dabei die Welt umspannende Organisation? Das Christentum hat es erfahren, wie sich dadurch eine gewaltige revolutionäre Massenbewegung in brutale Unterdrückung umwandeln konnte. Daß die Bureaukratie unserer Bewegung sich auf Kosten der Massen mit den herrschenden Klassen aussöhnen könnte, ist nicht wahrscheinlich; aber bei mangelnder Wachsamkeit der Massen ist es möglich, daß sich innerhalb unserer Bewegung eine neue Herrenschicht bildet, die über den Massen steht und die Massen regiert. Dann könnte es allerdings geschehen, daß die Zukunft, von der wir die Erlösung der Menschheit erwarten, bereits mit einem reaktionären Gift infiziert geboren würde. Dann könnte der Kampf für Freiheit und Gleichberechtigung von neuem beginnen.

Aber ersetzt die intensive Bildungsarbeit unserer Organisationen nicht vollauf etwa vorhandene demokratische Mängel? So wenig, als die Ge-

lehrsamkeit unserer Professoren ihnen demokratisches Selbstgefühl und politische Einsicht vermittelt. Bildung ist für den einzelnen kostbar und wertvoll als Mittel zum Zweck, als Mittel, alle öffentlichen Angelegenheiten von richtigen Gesichtspunkten auffassen, beurteilen und entscheiden zu können. Dagegen ist Bildung ohne die Möglichkeit ihrer praktischen Anwendung zwecklos; und gar das demokratische Selbstbestimmungsrecht der Massen durch Belehrung ersetzen zu wollen, ist bedenklich. Diese Belehrung ist unter Umständen geeignet, an Stelle des kritischen Denkens bewundernde Andacht zu setzen. Anstatt zu befreien, nährt sie unter Umständen ein Gefühl der Schwäche und Abhängigkeit, entwickelt sie das Gefühl der Ohnmacht: wie dumm sind wir doch gegenüber unseren Lehrern und Führern! Dagegen muß Bildung ungeheuer anregend, befreiend und veredelnd wirken, wenn sie einhergeht mit der vollkommenen Gleichberechtigung aller. Dieselbe Sache wirkt unter verschiedenen Verhältnissen eben verschieden. Mehl mit Sauerteig wird Brot — Mehl ohne Sauerteig wird nur Brei.

Auch die Wählbarkeit der Beamten hält diese nicht in genügender Abhängigkeit von den Massen. Wir haben gesehen, daß der einzelne Beamte gezwungen ist, sich dem ganzen System unterzuordnen. Einzelne durch andere zu ersetzen, würde also wenig oder gar nichts ändern. Einen Sturz der gesamten Bureaukratie würde die Masse aber nur in der alleräußersten Not herbeiführen; dazu müßte die Unzufriedenheit bis zum Gipfel gestiegen sein. Denn dieser Sturz hätte die fühlbarsten Nachteile für die Gesamtheit im Gefolge. Er müßte den ganzen komplizierten Verwaltungsapparat auf das schwerste erschüttern. Da die bureaukratische Leitung Geschäftsroutine sowie jahrelange Übung und Erfahrung erfordert, käme der ganze Apparat ins Stocken, bis die neue Bureaukratie sich eingelebt, eingearbeitet und mit der Technik des Betriebs vertraut gemacht hätte. Dann auch wäre das nur eine momentane Erleichterung. Denn die neue Bureaukratie würde nach längerer Zeit in Wahrnehmung ihrer Interessen genau so verknöchern wie die vorige. Die Wählbarkeit der Beamten allein bietet also keine ausreichende Garantie.

Ein derartiger Prozeß vollzieht sich nun nicht von heute auf morgen, sondern in einer langen Entwicklung, vielleicht in einer Entwicklung von Generationen. Er beginnt so unmerklich, daß es sich kaum darüber zu reden verlohnt; ebenso unmerklich entwickelt er sich fort — und das macht ihn gerade gefährlich. Die Massen gewöhnen sich allmählich daran wie der menschliche Organismus an ein dauernd wirkendes Gift. Hat sich der Organismus erst an das Gift gewöhnt, dann ist es schwer, davon loszukommen, dann geht der Vergiftungsprozeß seinen Weg bis zur totalen Zerrüttung. Was wir tun können, ist also, auf die ersten Äußerungen einer reaktionären Tendenz ein wachsames Auge zu haben!

Hören wir heute nicht allenthalben Klagen über demokratische Mängel unserer Organisationen? Das sind die ersten Äußerungen einer reaktionären Tendenz. Sie beweisen, daß die Bureaukratie den Massen bereits Rechte aus den Händen gewunden hat. Geben wir den Massen diese Rechte zurück! Überlassen wir die Entscheidung aller Fragen, welche die Interessen der Allgemeinheit berühren, der Allgemeinheit.

Wir haben im Delegiertensystem ein Mittel, die Massenherrschaft zu konzentrieren und einfacher zu gestalten. Tatsächlich ist die Pflege

und der Ausbau des Delegiertensystems von größter Bedeutung. Es ist hervorragend geeignet zur Ausübung jener Funktionen, die in den Händen der Bureaukratie der Allgemeinheit zum Schaden gereichen.

Weit mehr als Beamte sind Delegierte von den Massen abhängig. Sie gehören zur Masse, in der sie bald auf-, bald untertauchen. Sie sind mit den Massen verwachsen; sie sind Organe, sie sind die Zungen der Masse. Will ein Delegierter seine Wähler befriedigen, dann muß er ihre Wünsche, Ideen und Bestrebungen vertreten. Er muß zum Ausdruck bringen, was sie bewegt, was sie denken und empfinden. Darum ist eine Delegiertenherrschaft gegen den Willen der Massen undenkbar. Stellen wir also dem Beamten den Delegierten gegenüber und trennen wir ihre Funktionen scharf voneinander entsprechend ihren verschiedenen Aufgaben und Charakteren: den Delegierten die Beschlußfassung, den Beamten die Ausführung und Verwaltung.

Doch der Weisheit letzter Schluß darf auch das Delegiertensystem nicht bleiben. Darüber hinaus müssen die Massen wichtige Fragen mehr als bisher durch Urabstimmung entscheiden. Dabei kann es sich nicht darum handeln, wie weit die Rechte der Massen gehen dürfen — die sind unbeschränkt —, sondern wie weit sie praktisch durchführbar sind. Die Grenze der Demokratie wird bestimmt durch den Fortschritt der organisatorischen Technik. Darum wäre es die Aufgabe eines jeden demokratischen Organisators, alle Möglichkeiten der Selbstbestimmung der Massen restlos auszunützen. Das würde die vollständige Unterordnung der Bureaukratie unter den Willen der Gesamtheit bewirken. Dadurch würde sie statt zur Herrin zur Dienerin der Gesamtheit und gezwungen, immer modern zu bleiben und sich den wechselnden Verhältnissen bedingungslos anzupassen. Dadurch wäre ihr jeder Stachel genommen. Trennung von Verwaltung und Beschlußfassung und daraus folgernd die Unterordnung der Verwaltung unter die direkte oder indirekte Beschlußfassung durch die Gesamtheit ist das Ideal einer vollkommenen Demokratie.

Anders als in organisatorischen wirkt das Selbstbestimmungsrecht der Massen in prinzipiellen und taktischen Fragen. Da liegt die Stärke der Führer nicht in ihren technischen Fähigkeiten, sondern in ihrer lebendigen Überzeugung. Da müssen sie agitatorisch wirken. Da sollen sie reden, überzeugen, begeistern, hinreißen. Da genügt die bloße Unterordnung der Führer unter den Willen der Massen nicht. Es genügt nicht, die Überzeugung der Mehrheit zu propagieren. Das kann man nur mit lauem Herzen und halbem Verstand, wenn man die Überzeugung der Mehrheit nicht teilt. Hier ist Einigkeit zwischen Massen und Führern vonnöten.

Wie wirkt das Selbstbestimmungsrecht der Massen in dieser Hinsicht? Würde es die Führer nicht ausschalten? Würden die ungebildeten Massen nicht unerhörte Dummheiten begehen, so daß eher eine Entfremdung von Führern und Massen die Folge wäre?

Wer so denkt, hält die Massen vernünftigen Argumenten unzugänglich. Der ist eigentlich kein Demokrat. Die Führer werden durch ihre Intelligenz, ihr Wissen und ihre Erfahrung nach wie vor die ihnen gebührende dominierende Stellung behaupten. Nur mit dem Unterschied: während sie jetzt alles mehr unter sich erledigen können, müssen sie dann mehr Mühe auf-

wenden, um die Massen zu gewinnen, um sie zu überzeugen. Je mehr sie von der Zustimmung der Massen abhängen, desto mehr müssen sie um diese Zustimmung werben. Das wird sie aber nicht entfremden, sondern einander näher bringen. Dadurch lernen die Massen ihre Führer kennen, und die Führer bleiben in ständiger Fühlung mit den Massen.

Wie würde das Entscheidungsrecht der Massen die ganze Bewegung verjüngen, beleben! Wie ganz anders würden sich die Gemüter erhitzen! Wie viel leidenschaftlicher würde man diskutieren! Wie viel intensiver würden die Führer auf die Massen einwirken und — wie viel mehr würde der einzelne lernen! Wir machen so große Anstrengungen, um die Massen zu bilden. Was könnte diese mehr veranlassen, sich in prinzipielle und taktische Probleme zu vertiefen, als wenn wir sie aufrufen, über diese Probleme selbst zu entscheiden?

Weshalb sollte es nicht möglich sein, eine wichtige Frage durch Urabstimmung im ganzen Reiche zu entscheiden? Die wäre angebracht gewesen nach der Budgetbewilligungsdebatte auf dem Nürnberger Parteitag. Die wäre angebracht gewesen über die Jenaer Massenstreikresolution. Die wäre angebracht gewesen bei der Resolution über den Schnapsboykott — seiner Wirksamkeit hätte sie wahrlich nichts geschadet.

Wenn auch nicht alle Fragen, die einen Parteitag beschäftigen, durch Urabstimmung entschieden werden können, so sollte das Resultat einer Abstimmung auf dem Parteitag wenigstens dem Willen der Massen entsprechen. Dafür aber haben wir gar keine Garantie.

Was bezweckt eigentlich eine Abstimmung des Parteitags? Die Mehrheit festzustellen? Welche Mehrheit? Der Stimmberechtigten? Dann müssen sich die Millionen fügen der zufälligen Meinung von einigen hundert Parteigenossen. Oder der Massen? Dann müßten die Massen gleichmäßig vertreten sein. Oder die Mehrheit der Intelligentesten? Darüber gibt es noch keine Kontrolle.

Geben wir ehrlich zu, daß die Resultate der Abstimmungen dem blinden Zufall überlassen sind. Sie hängen vom Kassenstand der Organisationen ab, oder davon, ob kleine Vereine ihr Delegationsrecht ausüben, oder vom Ort des Parteitags, oder von der Wahltaktik der bürgerlichen Parteien.

Die einfachste, natürlichste und gerechteste Lösung wäre doch die Bestimmung, daß auf je zweitausend Mitglieder ein Delegierter entfällt und daß die Delegationskosten der Zentralkasse auferlegt werden. Ferner würde es vollkommen genügen, wenn der Parteivorstand, die Kontrollkommission, die Reichstagsfraktion und die Referenten beratende Stimme haben.

Hiergegen wird eingewendet, das hieße sie den Delegierten gegenüber als minderen Rechtes erklären. Diese Auffassung geht von der irrigen Voraussetzung aus, daß die Funktion der Delegierten ein Recht sei. Sie ist aber kein Recht, sondern eine Pflicht; die Pflicht gegenüber den Massen, deren Willen zum Ausdruck zu bringen. Es ist total verkehrt, die Pflichten eines Amtes als Rechte aufzufassen. Ein Amt können nur einzelne haben. Deren Funktionen könnten also nur einzelnen zugute kommende Rechte — Vorrechte — sein. Dann ist es kein Wunder, wenn sich ein Bewußtsein bildet, das unserer ganzen Weltanschauung, unserem ganzen Streben

feindlich gegenübersteht — jenes antisoziale Bewußtsein: mehr zu sein als die anderen. Nein, wer ein öffentliches Amt bekleiden will, der darf keine besonderen Rechte beanspruchen, sondern der muß Idealist genug sein, besondere Pflichten zu übernehmen.

Das Stimmrecht auf dem Parteitag nur den Delegierten zu geben, ist notwendig im Interesse der demokratischen Gestaltung der Taktik. Aber die demokratische Gestaltung der Taktik hat scheinbar eine Grenze. Können nicht plötzliche Ereignisse eintreten, die ebenso plötzliches Eingreifen erfordern? Da ist es unmöglich, die Massen oder auch nur die Delegierten zu fragen.

Wir wollen ruhig zugeben, daß derartige Fälle eintreten können, wenn sie auch relativ selten sind. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie die Demokratie widerlegen. Vielleicht fehlt uns vorläufig nur die Technik, sie demokratisch zu entscheiden.

Auf alle Fälle sind sie Ausnahmen und als solche zu werten. Auch ihnen gegenüber müssen wir gerüstet sein. Darum brauchen wir aber nicht die Taktik der Ausnahmen von der Regel — zur Regel zu machen.

Wir sollten bedenken, daß Beschlüsse einzelner Korporationen federleicht wiegen gegenüber Beschlüssen der Allgemeinheit. Das wird alle, die erleuchtet über den Massen zu stehen glauben, veranlassen, bescheidener von sich zu denken. Jeder ist nur er selbst.

Österreichs Rechtsprechung.

Von **Jos. Ferch.**

Die kriegerischen Wirren, die den Süden Europas seit nunmehr seit zwei Jahren erschüttern und die schon im Jahre 1908 in dem Konflikt Österreichs mit Serbien ein bedenkliches Vorspiel hatten, haben die Donaumonarchie neben den innerpolitischen Sorgen auch mit den außerpolitischen schwer belastet. Die Wirrnisse Österreichs sind zu bekannt, als daß sie an dieser Stelle einer Erörterung bedürften, ebenso die durch den Balkankrieg hervorgerufene Krise. All die seltsamen Ereignisse, die sich während der nicht offiziell verlautbarten Mobilisierung an den Grenzen und im Innern der Monarchie abspielten, die Erscheinungen im Heere und nicht zuletzt die ungeheuerlichen Spionageaffären im Norden und Süden haben bewiesen, daß in Österreich wieder jenes kritiklose, aber auch verantwortungslose System Platz gegriffen hat, das im Vormärz und vor 1866 die Donaumonarchie zu den beschämendsten Krisen eines Staates geführt hat.

Die Herrschaft eines kritiklosen Systems beruht vor allem in der Ausschaltung der unliebsamen Kritik, neben der Vergewaltigung und Knebelung der öffentlichen Meinung aber auch in der Korrumpierung der Rechtsprechung. Daß dies in einem konstitutionellen Staate möglich ist, setzt zugleich die Mißachtung der konstitutionell gesetzgebenden Körperschaften voraus, wie sie in Österreich geübt wird, und läßt ein Chaos erblicken, dessen Entwirrung unabsehbar ist.

In Österreich hat jede Freiheit der öffentlichen Meinung aufgehört. Aus dem Umstand, daß binnen wenigen Wochen 2000 Preßorgane konfisziert wurden, ohne gegen die vom Justizministerium anbefohlenen Exzesse sich wehren zu können, vermag man sich ein Bild der Rechtsverhältnisse in

diesem Staate zu machen. Aber alle diese Konfiskationen wurden übertroffen durch die Konfiskation eines belletristischen Werkes, des Romans „Die Kaserne" (aus der Feder des Verfassers dieses Artikels), die in ihrer Ungeheuerlichkeit ein Dokument für das österreichische Rechtschaos ist und verdient, der internationalen Beleuchtung ausgesetzt zu werden.

Der Roman erschien im Frühjahr 1912 im Wiener Parteiblatt „Arbeiterzeitung". Von den 105 Fortsetzungen wurde bloß eine, und zwar die 53., konfisziert, am nächsten Tage aber im österreichischen Parlament immunisiert und dadurch freigemacht. Im März 1913 erschien der Roman in Buchform, im April 1913, fünf Wochen später, wurde das Buch gänzlich konfisziert. Das Wiener Landesgericht hob die Konfiskation mit folgender Begründung auf:

Zur Aufreizung gegen die Armee ist erforderlich, daß zum Hasse oder zur Verachtung gegen die kaiserliche Armee aufzureizen gesucht wird. Der Gerichtshof hatte daher zu beurteilen, ob in dem vorliegenden Druckwerk Schmähungen enthalten sind, durch welche zum Hasse oder zur Verachtung gegen die kaiserliche Armee aufzureizen gesucht wird, und er ist zu dem Resultat gelangt, daß dies nicht zutrifft.

Der Gerichtshof war der Anschauung, daß, wenngleich der Verfasser des Romans die Absicht verfolgte, Antipathie gegen das Leben in der Kaserne zu erwecken, gewisse Schäden der militärischen Gesellschaftsordnung aufzudecken und insbesondere die Nachteile des mehrjährigen Kasernenlebens auf die Entwicklung des Charakters des Soldaten darzustellen, der Begriff von Antipathie gegen die Kaserne und den Militarismus nicht mit jenem von Haß und Verachtung gegen die Armee zu identifizieren sei, und daß in dem Druckwerk nichts enthalten ist, was als Schmähung der kaiserlichen Armee oder sonst als geeignet bezeichnet werden könnte, zum Hasse oder zur Verachtung gegen diese aufzureizen. In der Hauptfigur des Romans, dem Zeichner Franz Leitner, welcher von seiner ursprünglich deutschnationalen Gesinnung durch das Kasernenleben allmählich zu anderen Anschauungen gelangt, wird ein Mann geschildert, der in der Erfüllung aller militärischen Obliegenheiten sich die Zufriedenheit der Vorgesetzten erwirbt, einen Chargengrad erlangt und sich hierbei dennoch die Freiheit seiner Gesinnung zu wahren versteht. Auch in der markanten, neben Franz Leitner wichtigsten Figur des Hauptmanns Weißenbacher wird eine Type geschildert, die ungeachtet der ihr anhaftenden Schwächen einen sympathischen Eindruck erweckt und auch seitens ihres militärischen Untergebenen ein gewisses Maß von Sympathie besitzt. Die Schlußakkorde, in die der Roman ausklingt, mit dem Ausblick auf die allgemeine Heeresentwicklung wirken durchaus versöhnend und erscheinen ungeeignet, dem Inhalt des Druckwerkes den Stempel der Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die kaiserliche Armee aufzudrücken.

Der Staatsanwalt rekurrierte gegen den Freispruch des Richtersenats an die Oberinstanz. Das Oberlandesgericht hob den Freispruch auf, zieh den Richtersenat der Unfähigkeit, die Gesetze zu kennen, indem er die Konfiskation mit folgenden Sätzen bestätigte:

In dem Druckwerk werden die Leser durch Schmähungen zum Hasse und zur Verachtung gegen die kaiserliche und königliche Armee aufzureizen gesucht.

Um dieses Druckwerk richtig würdigen zu können, muß man es in seiner Gesamtheit beurteilen; es wäre verfehlt, einzelne Redewendungen, Sätze oder Abschnitte aus dem Ganzen herauszunehmen und losgelöst von diesem zu betrachten. Um zu einem richtigen Urteil gelangen zu können, muß man den Gesamteindruck des Werkes auf sich wirken lassen.

Bei dieser Art der Beurteilung muß man die Überzeugung gewinnen, daß die Absicht, die mit der Veröffentlichung dieses Romans verfolgt wird, nicht dahin geht,

an der Hand der aneinandergereihten Schilderungen und Reflexionen bestehende Mängel und Gebrechen aufzuzeigen und etwa noch zu zeigen, wie sie abgestellt oder abgeschwächt werden könnten, daß vielmehr beabsichtigt wird, gegen die Armee als solche aufzureizen. Dem Worte nach richten sich die aufreizenden Stellen gegen die Kaserne, dem Wesen nach gegen die Armee. Durch die Art, wie die Hauptfiguren des Romans geschildert werden, darf man sich das Urteil nicht verwirren lassen. Die Absicht des Romans äußert sich nicht so sehr in diesen Schilderungen als vielmehr in anderen Dingen. Was irgendwann und irgendwo in der Armee einmal vorgekommen sein und geeignet erscheinen mag, einen Tadel herauszufordern, das wird in diesem Roman als Regel, als typisch hingestellt, um das Leben in der Kaserne, das ist das Dienen in der Armee, als verabscheuungswürdig hinzustellen.

Es kann nicht außer Betracht bleiben, daß das Buch allgemeine Verbreitung finden soll, und gerade in jenen Kreisen, für welche es dem Anschein nach hauptsächlich geschrieben wurde, nämlich bei den für den Militärdienst Bestimmten, nicht nur Voreingenommenheit oder Antipathie, sondern geradezu Haß und Verachtung gegen die Armee erwecken muß.

Man erfasse die verschiedene Anschauung über die Gesetze! Aber die Sache war damit nicht zu Ende. Der Verlag erhob gegen dieses juristisch direkt blamable Urteil Einspruch beim Appellsenat des Wiener Landesgerichtes. Die Verteidigung der Konfiskation durch den Staatsanwalt war ein Mißbrauch, ein Gerichtssaalskandal, dem Autor und Verlag ohnmächtig gegenüberstanden. Trotzdem hob auch dieser Senat die Konfiskation auf und verfügte die Freigabe des Buches mit folgenden Sätzen:

Der Gerichtshof verkennt nicht, daß das Buch ein Tendenzroman ist, aber er kann eine Beleidigung oder Schmähung der Armee darin nicht finden. Es wird darin nicht einmal in entschiedener Weise gegen den Militarismus Stellung genommen. Der Autor befaßt sich mit Reformvorschlägen wie der einjährigen Dienstzeit und dem Disziplinarstrafrecht. Bei unvoreingenommener Prüfung läßt sich erkennen, daß lediglich Kritik geübt wird, wenngleich sie sehr stark ist, und daß es dem Verfasser hauptsächlich darum zu tun war, auf die Gefahren hinzuweisen, welche sich aus dem langen Kasernenleben ergeben können, aus welchen Gefahren aber der Held des Romans ganz unversehrt herausgekommen ist. Der Gerichtshof findet, daß der Roman nur Kritik und nicht Schmähungen oder Beleidigungen der Armee als solcher enthält. Ein strafbarer Tatbestand ist darum in ihm nicht verkörpert, und es mußte dem Einspruch Folge gegeben werden.

Nun rekurrierte wieder der Staatsanwalt an den Appellsenat des Oberlandesgerichtes, und dieser hat nun den Freispruch aufgehoben und die endgültige Konfiskation des Buches ausgesprochen.

Man vermag aus diesen Entscheidungen ersehen, welches Vertrauen der österreichische Staatsbürger in die Rechtspflege setzen kann! Im österreichischen Parlament wurde der Justizminister wegen dieser skandalösen Konfiskation interpelliert und diese als schamlose Rechtsvergewaltigung gebrandmarkt.

So sieht der Rechtszustand im konstitutionellen Österreich aus, wo Staatsgrundgesetze die Unabhängigkeit des Richterstandes garantieren, wo er unbeeinflußt Recht sprechen soll, während in Wirklichkeit in den Hallen der Justiz der Kasernenbefehl das Rechtsgefühl zur Rechtsunsicherheit und das richterliche Erkenntnis zum bewußten Justizmord umwandelt. „Eine Schande für einen Kulturstaat und durchaus geeignet, uns vor der ganzen zivilisierten Welt lächerlich zu machen," wie die „Wiener Arbeiterzeitung" nach dem Abdruck der Interpellation an den Justizminister bemerkte.

Die Landarbeiter und Dienstboten und die Sozialdemokratie.

Von **K. Schmidt** (Würzburg).

Das für das Zentrum schmerzliche Ergebnis der Landtagsnachwahl im Wahlkreis Mallersdorf in Bayern, wo die Zentrumspartei einen bisher sicheren Wahlkreis an den Bayerischen Bauernbund verlor, hat in der Zentrumspartei und Zentrumspresse die Frage nach einer vermehrten Organisierung der Dienstboten und ländlichen Arbeiter in Fluß gebracht. Der ungünstige Ausgang der Wahl wurde von der Zentrumspresse der Beteiligung der Dienstknechte und Landarbeiter an der Wahl zugeschrieben. So schrieb das ultramontane „Neue Münchener Tagblatt" am 7. Juni in einer Wahlbetrachtung, in der es die Ursachen der Zentrumsniederlage und den Stimmenzuwachs der Zentrumsgegner untersucht:

> Die Antwort ist leicht zu finden: es haben auch die Dienstknechte gewählt. Die Dienstknechte zahlen jetzt Steuern und dürfen sich daher wie jeder andere männliche Staatsbürger an den Landtagswahlen beteiligen. In manchen Wahlkreisen haben es die Dienstboten in der Hand, durch ihren Stimmzettel den Ausschlag zu geben. Daraus folgt, daß wir uns in Zukunft nicht bloß um die Bauern und um die Arbeiter auf dem Lande, sondern auch um die Dienstboten kümmern müssen.

Und das „Straubinger Tagblatt", ebenfalls ein Zentrumsorgan (in Niederbayern, wo auch der Wahlkreis Mallersdorf liegt), schrieb in seiner Nummer vom gleichen Tage (7. Juni):

> Dann vergesse man vor allem nicht, daß die Wählerzahl größer geworden ist. Nunmehr gehen Kreise zur Wahl, die früher nicht daran gedacht haben: Knechte und Taglöhner. Diese müssen für uns gewonnen werden. Hier ist viel versäumt worden, was nachgeholt werden sollte. Die politische Erziehung der Knechte und Taglöhner muß energisch in die Hand genommen werden, und zwar bald, wenn wir nicht noch mehr Enttäuschungen erleben wollen.

Nun könnte man meinen, daß die Zentrumspartei sich überhaupt noch nicht um die Dienstboten bekümmert hätte. Das ist nicht ganz richtig. Seit Jahren schon organisiert das Zentrum die Dienstboten. Eine Zählung der Mitglieder des Katholischen Dienstbotenvereins (gleichbedeutend mit einem Zentrumsverein) in Bayern Mitte Juni ergab nach Angabe der Zentrumspresse einen Mitgliederstand von 19522. Davon sind 2883 „Schutzmitglieder", jedenfalls Geistliche, die als „Ehrenmitglieder" dem Verein angehören und ihn wie auch die einzelnen Ortsgruppen dirigieren. Ferner zählt der Verein noch 1050 Einzelmitglieder, die keiner Ortsgruppe angehören. Von den Mitgliedern sind 9095 männlichen und 6794 weiblichen Geschlechts. Nach den einzelnen Kreisen (Regierungsbezirken) ausgeschieden, entfallen auf Oberbayern 9536, auf Niederbayern 2540, Oberpfalz 3358, Oberfranken 883, Mittelfranken 804, Unterfranken 1236 und Schwaben 1165 Mitglieder.[1] Auffallend ist die hohe Mitgliederzahl in Oberbayern, nahezu die Hälfte aller Mitglieder befindet sich dort. Das kommt daher, daß Oberbayern weitaus die meisten Dienstboten zählt.

Wie aus der Zentrumspresse hervorgeht, will also das Zentrum alles tun, um die Knechte und Taglöhner „politisch aufzuklären", das heißt sie als Stimmvieh für sich einzufangen. Daß es sich bei der Gewinnung der Unselbständigen in der Landwirtschaft um eine ganz respektable Anzahl von Personen handelt,

[1] Die Rheinpfalz gehört nicht zum Organisationsgebiet; einmal der geographischen Lage wegen, dann ist in der Pfalz mit ihren 91,1 Prozent landwirtschaftlicher Betriebe mit unter 10 Hektar Besitz die Zahl der Dienstboten verhältnismäßig gering.

geht aus nachstehender Aufstellung hervor: Bei der letzten Berufszählung am 12. Juni 1907 wurden in Bayern 448 729 fremde Arbeitskräfte in der Landwirtschaft gezählt. Davon waren ständige Arbeitskräfte (Knechte, Mägde und Taglöhner) 301 868, nichtständige 146 841 (80 162 männliche, 66 699 weibliche), die nur zeitweilig in den verschiedenen Ernteperioden beschäftigt werden. Nun erstreckt sich aber der Katholische Dienstbotenverein nicht nur auf die Dienstboten im gewöhnlichen landläufigen Sinne, sondern auch auf die Söhne und Töchter der Landwirte. Diese sind nun in der Statistik nicht besonders aufgeführt. Ihre Zahl ist aber schätzungsweise aus der Gesamtzahl der in der Landwirtschaft mithelfenden Familienangehörigen zu ermitteln, und zwar kann der vierte Teil davon als Söhne und Töchter der Betriebsinhaber gerechnet werden. Insgesamt zählten die mithelfenden Familienmitglieder 950 794 Personen, der vierte Teil als Söhne und Töchter genommen — was sehr vorsichtig berechnet ist —, ergibt 237 968 Personen, die als Söhne oder Töchter die Stelle als Dienstboten versehen. Der ganze Personenkreis, der für den Zentrums-Dienstbotenverein in Betracht kommt, beträgt 618 000. Die 19 522 Mitglieder des Katholischen Dienstbotenvereins in Bayern machen also nur 3,13 Prozent der organisationsfähigen Landarbeiter und Landarbeiterinnen aus. Wenn nun auch der Prozentsatz der bisher Organisierten noch recht gering ist, bedeutet das Vorhandensein der Organisation, die funktioniert, immerhin einen Erfolg. Und bei den Machtmitteln, die in Bayern dem Zentrum auf dem Lande zustehen, wird die Zentrums-Dienstbotenorganisation auch weiter vorwärtsschreiten. Dafür sorgt schon der Pfarrer an jedem Ort, die einflußreichste Persönlichkeit im tiefschwarzen Bayern!

Der Ruf der Zentrumspresse und die Bestrebungen der Zentrumspartei, die ländlichen Arbeiter für das Zentrum einzufangen, ist auch für uns eine Mahnung, uns mehr um diese Kreise zu bekümmern! Liegt dies schon im Interesse unserer Partei, so noch mehr im Interesse der zu Gewinnenden (der Knechte und der Taglöhner) selbst, die von der Zentrumspartei nur erneut bevormundet und unterdrückt würden. Das gilt natürlich nicht nur für Bayern, sondern für das ganze Reich. Nachstehend eine Übersicht über die in der Landwirtschaft beschäftigten fremden Arbeitskräfte nach der letzten Berufszählung, ausgeschieden nach den größeren Bundesstaaten (der Vergleichbarkeit halber lasse ich auch die Zahlen für Bayern mitfolgen):

Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten fremden Arbeitskräfte:

Bundesstaat	Gesamtzahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen	Davon sind beschäftigt als					
		Ständige Knechte und Mägde		Ständige Taglöhner und Arbeiter		Nichtständige Arbeitskräfte	
		Absolut	Proz.	Absolut	Proz.	Absolut	Proz.
Preußen	9020524	947935	10,5	685460	7,6	1387871	15,4
Bayern	2101652	259817	12,4	42051	2,0	146861	7,0
Sachsen	451161	80446	17,8	27934	6,2	56125	12,4
Württemberg	752022	56994	7,6	11822	1,6	56904	7,6
Baden	671280	37598	5,6	12272	1,8	75415	11,2
Hessen	337386	19845	5,9	8113	2,4	40809	12,1
Elsaß-Lothringen . . .	570618	20642	3,6	14572	2,5	68812	12,1
Deutsches Reich . . .	15169549	1545951	10,2	882732	5,8	2042096	13,5

Wie aus dieser Zusammenstellung hervorgeht, ist es eine erkleckliche Zahl von Arbeitern, die hier in Betracht kommt; besonders groß ist die Zahl der nichtständigen Arbeitskräfte, von denen die männlichen ebenso wie bei den stän-

digen Arbeitern und Taglöhnern für uns reklamiert werden können. Von den vorstehend aufgeführten 4 470 779 im ganzen Reiche in der Landwirtschaft beschäftigten Personen trifft gut die Hälfte auf das männliche Geschlecht, es kommen also für die politische Organisation etwa 2 bis 2½ Millionen Landarbeiter in Frage. In gewerkschaftlicher Beziehung ist der Anfang mit einer Organisation schon gemacht, der Deutsche Landarbeiterverband musterte am Schlusse des Jahres 1912 bereits 18 157 Mitglieder. Wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten berücksichtigt, die der Organisierung der Landarbeiter entgegenstehen, kann man mit dem Erfolg wohl zufrieden sein.

Wie sehr es dem Zentrum Angst ist, daß ihm die Dienstboten und ländlichen Arbeiter nicht mehr blindlings folgen, sondern aufgeklärt werden und sich von ihm abwenden könnten, zeigt auch der Schluß des schon angeführten Artikels über die Erfolge der Dienstbotenbewegung, in dem es heißt:

> Wer die Augen offen hält, kann die hohe Bedeutung des Katholischen Dienstbotenvereins nicht verkennen. So wie die gewerblichen Arbeiter in katholischen Arbeitervereinen zusammengefaßt werden, so muß auch für die Unselbständigen in der Landwirtschaft ein Verein geschaffen werden, der sich in wirtschaftlichen und sozialen Dingen um sie annimmt, sie aber bewahrt vor einer Verhetzung gegen ihre Arbeitgeber und gegen die bestehende kirchliche und staatliche Ordnung. Die Unselbständigen in der Landwirtschaft befinden sich gegenwärtig in einem Übergangsstadium. Es gärt ganz gewaltig unter den Dienstboten. Es ist jetzt gerade höchste Zeit, daß von unserer Seite in der Dienstbotenfrage energisch gearbeitet wird. Wenn wir noch einige Jahre ruhig zusehen, so wird es mit den Dienstboten und den Kindern der kleinen Landwirte ergehen wie mit den gewerblichen Arbeitern. Die Mehrzahl wird von der kirchen-, staats- und volksfeindlichen Sozialdemokratie radikalisiert werden, und wir werden für immer das Nachsehen haben.

Kein Zweifel, in den Reihen des Zentrums kocht und brodelt es; es muß schon schlecht um die Sache stehen, wenn solche Hilferufe hinausgeschickt werden müssen. Es ist aber auch kein Wunder, daß es so kommt. Die Politik des Zentrums schafft — in Bayern wenigstens — bei den selbständigen Landwirten ebenso Unzufriedenheit wie bei den Dienstboten und übrigen landwirtschaftlichen Arbeitern. Ist es bei den Bauern (bei den kleinen wie bei den großen) die Steuerpolitik, die die Landbevölkerung immer mehr belastet, so ist es bei den Dienstboten und Arbeitern neben der erwähnten Zentrumspolitik (deren Folgen auch die Landarbeiter zum Teil verspüren) die geistliche Bevormundung, die sich diese Kreise auf die Dauer nicht gefallen lassen. Aus dem Zentrumshilferuf spricht auch das Eingeständnis, daß die Sozialdemokratie die Interessen der Landbevölkerung viel besser vertritt wie das Zentrum, denn — heißt es dort — wenn sie (die Dienstboten und ländlichen Arbeiter) einmal bei der Sozialdemokratie sind, haben wir für immer das Nachsehen. Von viel Überzeugungskraft und Vertrauen zur eigenen Sache sprechen diese Worte der Zentrumsnotiz nicht. Würde das Zentrum mit seinen vielen Tausenden staatlich besoldeten geistlichen Agitatoren die Landbevölkerung nicht wie mit eisernen Armen umspannen, wäre seine Macht längst dahin. Nur dem geistlichen Terrorismus und der geistlichen Bevormundung gelang es bisher noch, die unaufgeklärte Landbevölkerung in Schach zu halten. Aber auch dieser Zwang hält die Aufklärung über die volksfeindliche, volksverräterische, gemeingefährliche Zentrumspolitik nicht auf. Von unserer Seite muß der Agitation auf dem Lande nur mehr Beachtung geschenkt werden, und es wird möglich sein, das demagogische Spiel der schwarzen Drahtzieher voll aufzudecken.

Literarische Rundschau.

Leitfaden für die Bildungsarbeit in Groß-Berlin. Herausgegeben vom Bezirksbildungsausschuß Groß-Berlin. 1. Jahrgang 1913.

Alljährlich strömen in die Arbeiterorganisationen große Proletariermassen. Aus einem dunklen Gefühl heraus, ermutigt durch ihre Klassengenossen, schließen sie sich dem großen Heere der klassenbewußten Arbeiterschaft an, um Schulter an Schulter mit ihren Berufs- und Klassengenossen für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, für ein menschenwürdigeres Dasein zu kämpfen. Bei ihrem Eintritt sind sie aber für den Kampf recht wenig vorbereitet. Vor allem haben sie nur recht dunkle und verschwommene Vorstellungen von dem Wesen und den Zielen der Arbeiterbewegung. Wir versuchen deshalb, sie zu vollwertigen, überzeugten Klassenkämpfern zu machen. Dazu gehört vor allen Dingen Einsicht in die gesellschaftlichen Triebfedern, die das Rad der Zeit vorwärtstreiben. Nur wenn der Proletarier von der Notwendigkeit und Durchführbarkeit des gesteckten Zieles überzeugt ist, wird er mit Energie, Ausdauer und Begeisterung dafür eintreten. Er wird aber auch um so geschickter und erfolgreicher zu Werke gehen, wenn er über die ökonomischen und historischen Zusammenhänge der Gegenwart orientiert ist.

Diese wissenschaftliche Erkenntnis zu verbreiten war von jeher Aufgabe der Sozialdemokratie. Seit dem Jahre 1906 entledigt sie sich dieser Aufgabe systematisch. In diesem Jahre wurde die Parteischule und der Zentralbildungsausschuß ins Leben gerufen. Den Bildungsausschüssen liegt außer den oben bezeichneten Aufgaben auch die Verbreitung einer guten Allgemeinbildung und Erziehung zu künstlerischem Empfinden ob. Im Laufe der Jahre haben sich nun in einer großen Anzahl von Orten lokale Bildungsausschüsse gebildet, die sich ihrerseits zu Bezirksbildungsausschüssen vereinigten. Diese sollen den Verkehr zwischen Zentral- und Lokalausschuß vermitteln.

Auch Groß-Berlin hat — etwas reichlich spät — seinen Bezirksbildungsausschuß erhalten. Dieser führt sich jetzt mit dem obigen Leitfaden ein. Trotz seines erst kurzen Bestehens hat er hier eine staunenswerte Fülle von Arbeit geleistet. Es ist nicht möglich, auch nur ein annäherndes Bild von dem reichhaltigen Inhalt der 85 Seiten starken, vorzüglich ausgestatteten Broschüre zu geben. In einer Einleitung wird zunächst kurz das Wesen und die Aufgaben der Arbeiterbildung und der Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Bildungsarbeit erläutert. Pläne und Vorschläge für die Organisierung der Bildungsarbeit in Groß-Berlin beschließen sie. Der ganze Stoff ist in zwei große Abteilungen geteilt: wissenschaftliche und künstlerische Veranstaltungen. In jeden Abschnitt führt eine erläuternde Abhandlung ein, in der unter anderem nützliche Fingerzeige aus der Praxis für die Praxis gegeben werden und die wahrscheinlich sehr willkommen geheißen werden. Daran anschließend werden sorgfältig ausgearbeitete Vortragsprogramme und -dispositionen abgedruckt.

Die erste Abteilung gliedert sich in die Abschnitte: Einführungskursus: Die wissenschaftlichen Grundlagen der modernen Arbeiterbewegung. 1. Geschichte, 2. Sozialismus, 3. Nationalökonomie, 4. Verfassungswesen, Gesetzeskunde, 5. Gewerkschaften, 6. Genossenschaften, 7. Naturwissenschaft, Technik, 8. Technik der Rede und des Aufsatzes. Jedes Thema gliedert sich wieder in mehrere Unterabteilungen, diese wieder in verschiedene Vortragsgruppen von je 3 bis 5 oder mehr Vorträgen. Mehrere kleinere Gruppen können zu größeren Kursen zusammengestellt werden.

In der zweiten Abteilung werden 125 Programme zu den verschiedensten Zwecken mit einer Anzahl Programmbeispielen aufgeführt. Wir finden hier 10 Programme für Heitere Abende, 10 für Volksliederabende, 45 für Komponistenabende, 10 für Musikabende, 15 für Dichterabende, 12 für Dichtung und Musik, 5 für Bildende Kunst und 18 für Feste und Feiern. Alle diese Programme sind bis in die kleinsten Details hinein ausgearbeitet und liegen zum Gebrauch bereit im Sekre-

tariat des Ausschusses. Die Kosten eines jeden Abends sind außerdem genau berechnet mit Einschluß aller Unkosten wie Miete und Transport der Musikinstrumente usw. Alle zu den Vorträgen und Veranstaltungen erforderlichen Kräfte werden vom Bezirksausschuß vermittelt.

Außerdem werden vom Ausschuß noch eine Reihe von Theatervorstellungen in Verbindung mit der „Freien Volksbühne" veranstaltet. Für Museumsführungen, Kinderabende, Jugendschriften- und Wandschmuckausstellungen sind Anleitungen und Ratschläge in Hülle und Fülle gegeben. Ein Verzeichnis der zur Ausstellung geeigneten Jugendschriften und Bilder ist geplant und der Eingliederung der Arbeiterbildungsschule in das gesamte Bildungswesen die Wege geebnet.

Was wir aber bei aller Gründlichkeit vermissen, ist eine Verständigung mit dem Berliner Volkschor, der ein gewichtiger Faktor im Berliner Bildungswesen ist, und eine Erwähnung der Bibliotheken. Gerade die Büchereien können sehr viel zur Hebung der Volksbildung beitragen, und es wäre eine dankbare Aufgabe für den Ausschuß, ordnend in die rückständigen Zustände des Berliner Bibliothekwesens einzugreifen und eine Verständigung und Zentralisierung anzubahnen.

Es wäre zu wünschen, daß sich recht viele Bildungsausschüsse den Leitfaden zum Vorbild nehmen und ihm nacheifern, um dadurch die Arbeit im Bezirk systematisch zu gestalten.

Allen in der Bildungsarbeit tätigen Genossen wird er ein willkommenes Hilfsmittel und Nachschlagewerk sein, so daß wir ihn allseitig empfehlen können.

Zu beziehen ist der Leitfaden unentgeltlich vom Sekretariat des Ausschusses (Richard Seidel, Berlin SW. 68), Lindenstraße 69. Max Kette.

Ignaz Auer, **Nach zehn Jahren.** Material und Glossen zur Geschichte des Sozialistengesetzes. Nürnberg, Fränkische Verlagsanstalt. XIII, 376 Seiten.

Wer den Leipziger Hochverratsprozeß und die vorliegende Schrift gelesen hat, kennt fast alle wichtigen Tatsachen der Geschichte unserer Partei bis zum Ende des Sozialistengesetzes, soweit sie im Kampf mit den Gegnern, nicht in inneren Gegensätzen oder theoretischer Entwicklung zum Ausdruck kommt. Jede dieser beiden Schriften ist daher der jüngeren Generation zu empfehlen, wenn sie bemüht ist, sich mit den Leistungen ihrer Vorgänger vertraut zu machen. Es war ein glücklicher Gedanke unseres Nürnberger Parteiverlages, die vergriffene Arbeit Auers neu herauszugeben, mit einer launigen Einführung von Adolf Geck.

Zeitschriftenschau.

Der englische Sozialismus macht zurzeit eine höchst bemerkenswerte Wandlung durch. Das trifft sowohl auf die Independent Labour Party (I. L. P.) wie auf die British Socialist Party (B. S. P.) zu. Er steht an einem Scheideweg, und die intensiven Debatten, die in beiden Lagern stattfinden, spiegeln so ziemlich all die kritischen Betrachtungen, Zweifel und Hoffnungen wieder, die in den letzten Jahren zu Worte gekommen sind. Doch selbst wenn man sich in bezug auf die Wichtigkeit und den Ausgang dieses regen Gedankenaustausches täuschen wollte, verdient diese erfreuliche Erscheinung unsere ernste Aufmerksamkeit.

In der I. L. P. ist es die vor kurzem stattgefundene Nachwahl in Leicester, die den Kampf der Geister heraufbeschworen hat. Bei der Nachwahl in Leicester zog sich die Arbeiterpartei (Labour Party) vom Kampfe zurück, obwohl die lokale Organisation zum Kampfe drängte. Aber die Arbeiterpartei begnügte sich nicht mit Untätigkeit, sondern unterstützte den liberalen Kandidaten gegen den sozialdemokratischen Kandidaten, der der B. S. P. angehörte. Als Milderungsgrund für dieses unerquickliche Verhalten könnte man höchstens anführen, daß die B. S. P. ihrerseits

die Arbeiterpartei aufs schroffste bekämpft. Doch böse Worte zerbrechen keine Knochen, während Tätlichkeiten, wie sie die Nachwahl von Leicester gebracht, zur Wiedervergeltung führen müssen. Solche Vorfälle müssen im anderen Lager den Gedanken erwecken, die Arbeiterpartei in ihren eigenen Wahlkreisen durch Aufstellung von Gegenkandidaten anzugreifen. Und ein derartiger mörderischer Bruderkampf würde bald zur Aufreibung der noch schwachen Reihen des englischen Sozialismus führen.

Anfänglich lösten die Vorfälle zu Leicester bei den Mitgliedern der I. L. P. die größte Empörung aus. Man fühlte, daß die Nachwahl die Behauptung der Gegner, die Arbeiterpartei (der die I. L. P. angeschlossen ist) sei nur ein Flügel der liberalen Partei, gerechtfertigt hatte. Es erhob sich ein Sturm gegen die Parteileitung der I. L. P. Dr. Salter, einer der tätigsten Führer der Londoner Bewegung, schilderte die Lage der Mitgliedschaft von Bermondsey (London) als verzweifelt und empfahl den Mitgliedschaften der I. L. P., dem Vorstand die Parteibeiträge vorzuenthalten. Doch bald legte sich die machtlose Wut und gab der Überlegung Raum. Aus der Empörung über Leicester ist eine nie zuvor gesehene Diskussion theoretischer und taktischer Fragen entstanden, die lange Seiten des „Labour Leader" einnimmt.

Wenn man von individuellen Schattierungen absieht, stehen sich zwei Lager in der I. L. P. gegenüber: die Kritiker der Taktik der Arbeiterpartei und die Befürworter dieser Taktik. An der Spitze der ersteren steht Philip Snowden, und die letzteren werden durch Ramsay MacDonald vertreten. Dieser befindet sich natürlich in der Verteidigungsstellung. Er rechtfertigt die Unterstützung, die die Arbeiterparteiler im Parlament den Liberalen zuteil werden lassen, mit dem Hinweis darauf, daß es notwendig sei, die Regierung am Ruder zu halten, bis die Selbstverwaltung Irlands und die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Wales unter Dach und Fach gebracht und so das Feld für weitere soziale Reformen frei gemacht sei. Auch mit Rücksicht auf die Einheit der Arbeiterpartei befürwortet er die heutige Taktik; er befürchtet offenbar, daß ein zu energischer Vorstoß der sozialistischen Elemente in der Partei die noch zahlreichen liberal gesinnten Arbeitervertreter und Gewerkschafter absprengen könnte. Von den Kritikern wird dagegen geltend gemacht, daß diese Taktik den Einfluß der Arbeiterpartei gänzlich vernichte und das Wachstum der Partei verhindere. Mit dem Bewußtsein, daß die Arbeiterpartei gesonnen ist, die Liberalen bis zur Abwicklung ihres parlamentarischen Programms im Sattel zu halten, könne die Regierung die Arbeiterpartei überhaupt ignorieren. Und liberale Findigkeit werde die erledigten Programmpunkte im nächsten Parlament bald durch andere Köder — wie zum Beispiel eine Schulvorlage — zu ersetzen wissen. Die Taktik bedeute, daß sich die Arbeiterpartei bis auf unabsehbare Zeit ins Schlepptau des Liberalismus nehmen lasse und inzwischen alle Werbekraft verliere. Besonders beachtenswert ist, daß sich beide Parteien auf die Praxis der deutschen Sozialdemokratie berufen. Die eine sagt: Auch die deutsche Sozialdemokratie schließt mit dem Gegner Kompromisse ab, und was ihr recht ist, kann uns nur billig sein. Gewiß, erwidert die andere, aber die deutsche Sozialdemokratie verliert dabei nicht ihre Selbständigkeit wie die Arbeiterpartei.

Doch lassen wir die Wortführer selbst zu Worte kommen.

Im „Labour Leader" vom 17. Juli veröffentlichte Ramsay MacDonald einen Artikel unter der Überschrift: **„Was ist Unabhängigkeit? Die Wahrheit über die Arbeiterpartei"**, der folgenden Inhalt hatte: Man klagt uns an, daß wir zu liberal seien. Ich leugne das. Viele unserer Ankläger sind nichts weiter als antiliberal, und das ist ein ebenso schwerer Vorwurf. Gewiß ist die auswärtige Politik der Liberalen schlecht. Aber würde sie unter einem konservativen Ministerium besser sein? Die Liberalen haben Militär gegen Streikende verwendet, was unsere schärfste Verurteilung verdient. Doch waren es nicht die

Konservativen, die da schrien, daß man das Militär nicht genug gegen streikende Arbeiter verwende? Die Aufgabe der parlamentarischen Fraktion ist es, zwischen beiden bürgerlichen Parteien zu stehen, mit ihrer Propaganda im Lande fortzufahren und ihre Wünsche im Unterhaus vorzubringen. Ein Regierungswechsel ist nur ein unbedeutender Zwischenfall, soweit diese Dinge in Betracht kommen. Der Wechsel allein, der keinen bestimmten Gewinn bringt, treibt Wasser auf die Mühle der Reaktionäre. Wenn man diese Dinge nicht in Betracht ziehen soll, so wird die Arbeiterpartei zur Unscheinbarkeit herabsinken und zum Gespött aller werden, die nur etwas gesunden Menschenverstand haben. Die britische Arbeiterpartei muß das Recht haben, dieselbe Unabhängigkeit auszuüben, die jede parlamentarische sozialistische Partei ausübt. Die Unabhängigkeit, die unsere Kritiker im Auge haben, ist nichts als ein Mythus. Die deutsche Sozialdemokratie trifft offene oder stillschweigende Abmachungen mit Freisinnigen und Liberalen oft für den ersten Wahlgang, aber in der Regel für die Stichwahlen. Der deutsche sozialdemokratische Wähler wird „beauftragt" (Gänsefüßchen im Original), für den Freisinnigen oder Liberalen zu stimmen, und tut es. — Dann folgen einige dunkle Andeutungen: „Durch die verläßlichste Autorität ist mir mitgeteilt worden, daß zur Zeit der Verwicklungen in Leicester ein gewisser Korrespondent an einen geachteten und tonangebenden Führer der deutschen Sozialdemokraten schrieb und ihn um einen Brief bat, in dem gezeigt würde, daß die deutsche Sozialdemokratie nie die zu Leicester befolgte Taktik adoptiere. Er hat seine Antwort erhalten, und wenn diese einen Einfluß auf ihn ausgeübt hat, so ist er jetzt ein klügerer Mensch. Es würde sehr interessant sein, wenn der Brief veröffentlicht würde." In Holland stehen die Sozialisten, wenn sie, wie vorauszusehen ist, die drei ihnen angebotenen Ministerposten nicht annehmen, vor der Wahl, ein unvollkommenes Ministerium zu unterstützen oder eine noch unvollkommenere Opposition. In Schweden ist die Lage ziemlich dieselbe. Als ich auf dem Kontinent war, habe ich „Deputationen" (Gänsefüßchen im Original) von sozialistischen Führern empfangen, die mich baten, den sogenannten „Unentwegten" nicht Gehör zu schenken. In all diesen Ländern betrachten die Parteimitglieder die politische Lage als praktische Menschen mit gesundem Menschenverstand. Sie sind unabhängig und verantwortlich. Wenn ein katholischer Redner den sozialistischen Wählern Berlins einreden wollte, der Parteivorstand habe sie beauftragt, für einen Freisinnigen zu stimmen, und daß deshalb die Unabhängigkeit der Partei verloren sei, daß Bebel sie an eine kapitalistische Partei verkauft habe, würde der Redner ausgelacht werden (!). (Schade, daß die Interpunktion kein Zeichen kennt, das ein Lächeln ausdrückt. J. K.) Wenn ein solcher Redner vor einigen unserer Mitgliedschaften dieselbe Anklage gegen unsere Partei erhöbe, würden diese Mitgliedschaften eine großartige Resolution annehmen, in der die Mitglieder aufgefordert würden, keine weiteren Beiträge zu leisten. Die Arbeiterpartei Großbritanniens verlangt nicht mehr, aber auch nicht weniger Freiheit als die sozialistischen Parteien auf dem europäischen Festland. Ich hege die feste Überzeugung, daß die große Masse der I. L. P. unsere Politik billigt. Es ist die Politik der verantwortlichen Unabhängigkeit. —

Gegen diese Politik polemisiert Philip Snowden im „Labour Leader" vom 24. Juli. Der Artikel trägt die Überschrift: „Die Politik der Weitsichtigkeit" (The long view). Die Unabhängige Arbeiterpartei (I. L. P.) setzte sich bei ihrer Gründung das Ziel, die Arbeiterklasse zu einer unabhängigen politischen Partei mit einem bestimmten Ziele zu vereinigen. Durch ihre Propaganda wollte sie die Arbeiter den Liberalen und Konservativen abspenstig machen. Wir predigten den Sozialismus als die einzige Hoffnung der Arbeiter und streuten die Saat aus für die Zeit, da eine Arbeiterpartei mit dem Sozialismus als Ziel die Zügel der Regierung ergreifen würde. Wir bekämpften gleichmäßig Liberalismus und Torhismus, und dadurch rechtfertigten wir unsere Unabhängigkeit und zogen mit

gleichem Erfolg Arbeiter aus dem liberalen wie dem konservativen Lager an. Die Bildung der Arbeiterpartei war hauptsächlich das Werk der I. L. P. Wir waren uns der Gefahren, die das Bündnis mit den Gewerkschaftern mit sich brachte, wohl bewußt, aber die Vorteile, die uns das Zusammengehen versprach, wogen wohl das Risiko auf. Diejenigen, die damals für das Bündnis eintraten, würden nicht dazu ermutigt haben, hätten sie geglaubt, daß das Resultat eine Abschwächung der Unabhängigkeit und die Ersetzung des Sozialismus durch eine unbestimmte Sympathie mit der Sozialreform sein würde.

Vor der Wahl des Jahres 1906 ließ die Unabhängigkeit der Arbeiterpartei nichts zu wünschen übrig. Wir glaubten, die erste Arbeitergruppe würde beständig in der Opposition sein und Maßregeln, von welcher Partei sie auch kommen möchten, unterstützen oder bekämpfen, je nachdem sie sie für gut oder schlecht hielte. Die Unterstützung der Fraktion würde ohne Einverständnis oder Kuhhandel, wodurch die Aktionsfreiheit der Partei unterbunden würde, gewährt werden. Man glaubte, daß sich die Partei durch diese unabhängige Politik den größten politischen Einfluß sichern könnte. Diese Politik würde auch von unschätzbarem propagandistischen Werte sein. — Das war danach die Politik der Weitsichtigkeit. Mit ihrer Hilfe wurde die I. L. P. und die Labour Party aufgebaut. Durch diese Politik, glaubte man, würden die Liberalen und Konservativen in ein Lager getrieben werden zur Bekämpfung einer mächtigen und einheitlichen Arbeiterpartei, der der Sozialismus Inspiration und Ziel sei. — Nun verlangt man von uns, daß wir eine andere weitsichtige Politik, und zwar eine Politik in der entgegengesetzten Richtung verfolgen. Es heißt, daß die praktische Erfahrung im Parlament die Undurchführbarkeit der alten Politik dargetan habe. Man findet eine neue Definition der Unabhängigkeit und will der Arbeiterpartei ein neues Ziel stecken. Anstatt durch Unabhängigkeit und Unparteilichkeit Konzessionen zu ertrotzen, sollen wir den Weg des Kompromisses und des Kuhhandels betreten. Das neue Ziel liegt in einer Koalitionsregierung, die von den Liberalen beherrscht wird. Vielleicht ist dies die natürliche Entwicklung der politischen Parteien Großbritanniens. Auf alle Fälle ist es die unabwendbare Entwicklung der jetzigen Politik der Arbeiterfraktion und der Wahltaktik, nach der Arbeitervertreter ihr Mandat durch ein stillschweigendes Einverständnis mit den Liberalen innehaben. Es ist eine Politik, die man verstehen kann. Es ist die alte „Union der fortschrittlichen Kräfte", von der wir so viel hörten, als wir mit unserer alten Politik der Unabhängigkeit den Liberalen so unbequem wurden. —

Aber sie ist nicht die Politik der I. L. P. Ist sie besser als die alte, so nehme man sie an. Doch zwei Dinge sind dann sicher: die Arbeiterpartei wird in der liberalen Partei aufgehen, und diese wird dadurch nicht radikaler gemacht; im Gegenteil würde dadurch der Einfluß, den eine unabhängige Arbeiterpartei auf eine liberale Regierung ausüben kann, gänzlich zerstört werden. Wo Sozialisten einer linksliberalen Regierung beitreten, wirken sie nicht als Sauerteig. Gewöhnlich werden sie durch ihre Berührung mit der Plutokratie so demoralisiert, daß sie reaktionärer werden als ihre liberalen Kollegen. — Dies sind die beiden Arten der Politik der Weitsichtigkeit. Die erste ist die Politik der Gründer der I. L. P., die schließlich eine herrschende sozialistische Partei schaffen wird, obwohl sie eine lange Kraftanstrengung erfordert. Die zweite ist die Politik der Verzweiflung an diesem Ziel, die die Unabhängigkeit und Individualität opfert durch den Zusammenschluß mit denjenigen, die wir seit der Gründung der I. L. P. bekämpft haben. —

Eine weitere Besprechung wird sich mit den Debatten befassen, die in der B. S. P. im Anschluß an die jüngsten Bestrebungen, die sozialistischen Kräfte Großbritanniens zu einigen, geführt worden sind. J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 48 Ausgegeben am 29. August 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Streit um die Deckungsfrage.

Von **Ant. Pannekoek.**

An die Verabschiedung der Militärvorlage hat sich in der Partei eine lebhafte Erörterung über die Stellungnahme der Fraktion zur Deckungsfrage geknüpft. Dabei sind vor allem zwei Auffassungen einander gegenübergetreten. Nach der einen müssen wir und mußte in diesem Falle die Fraktion für direkte Steuern stimmen, um eine Mehrbelastung der Volkmassen durch indirekte Steuern zu verhindern. Nach der anderen dürfen wir dem Staate überhaupt keine Mittel, auch keine Besitzsteuern für den Militarismus bewilligen — dieser Standpunkt wird in der Formel: „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen" zusammengefaßt —, und daher sei es falsch gewesen, daß die Fraktion für den Wehrbeitrag und die Vermögenszuwachssteuer gestimmt habe. Wenn es auch scheint, daß der Hauptsache nach die erste Auffassung von den Revisionisten, die zweite von den Radikalen verfochten wird, so ist doch in dieser Frage die Trennungslinie der alten Richtungen vielfach durchbrochen worden. Daher mag ein Versuch zur Orientierung hier am Platze sein.

I.

Wenn sich in der Partei bei der Diskussion dieser Frage eine gewisse Unsicherheit zeigte, so liegt das wohl daran, daß früher in dem Kampfe gegen die Rüstungen vor allem der Gesichtspunkt der schweren Steuern, mit denen sie die Masse belasten, maßgebend war — das tritt auch in der Propaganda der Rüstungsbeschränkung hervor. Dieser Gesichtspunkt war natürlich, weil die Kosten der Rüstungen durch indirekte Steuern aufgebracht wurden. Sobald aber Besitzsteuern für die Kosten des Militarismus vorgeschlagen wurden, war diese Gleichsetzung von Militarismus und Rüstungskosten nicht mehr möglich. Jetzt tritt hervor, daß die indirekten Steuern, die der Militarismus mit sich bringt, zwar eine sehr wichtige, aber keineswegs der einzige oder hauptsächlichste Grund unserer Bekämpfung des Militarismus ist. Streitigkeiten müssen sich nun ergeben über die Frage, in welchem

Maße die finanzielle Belastung in diesem Gesamtkampf gegen die anderen Faktoren mitzählt. Aus diesem Grunde ist die Zustimmung unserer Fraktion zur sofortigen zweiten Lesung der Militärvorlage mit Recht kritisiert worden; sie ordnete den Kampf gegen das Ganze der finanziellen Frage unter; um in dem Kampfe um die Deckung — wie man glaubte — günstigere Verhältnisse zu schaffen, stellte man sich nicht mit aller Macht einer raschen Erledigung der Militärvorlage in den Weg.

Auch wenn die Kosten des Militarismus durch die besitzende Klasse selbst getragen werden, muß er mit derselben Kraft vom Proletariat bekämpft werden. Nicht nur aus den bekannten Gründen, daß er den Zweck hat, den „inneren Feind" niederzuhalten, und daß die ganze reaktionäre Einrichtung des militärischen Systems unseren schärfsten Kampf herausfordert. Sondern vor allem, weil Armee und Flotte eine Angriffswaffe des Imperialismus sind; sie sollen als Machtmittel der Bourgeoisie des eigenen Landes dienen, fremde Ausbeutungsgebiete für das Kapital zu erobern (Deutschland, Italien), oder, falls man solche besitzt, sie gegen andere zu verteidigen (England, Holland, Frankreich). Außer den finanziellen Lasten werden der Arbeiterklasse schwere persönliche Opfer auferlegt im Dienste einer Politik, der das Proletariat absolut feindlich gegenübersteht. Darin liegt der tiefste Grund unseres Kampfes gegen den Militarismus. Daneben kommt noch ein ökonomisches Moment. Die Kosten, die die kapitalistische Gesellschaft für den Militarismus aufwendet, sind Unkosten der Produktion; sie bedeuten, auch wenn die Bourgeoisie sie bezahlt, eine unproduktive Vergeudung von Mehrwert. Wenn das Geld, das sonst zum Bauen von Fabriken, zum Anfertigen von Maschinen und zur Bezahlung von Arbeitern dienen könnte, vom Staate genommen wird, der dafür Kasernen bauen, Kanonen gießen und Soldaten unterhalten läßt, so bleibt die Sache zwar insoweit gleich, daß dieselben Bauunternehmer und Eisenindustrielle dabei Profit machen, dieselben Proletarier daraus Lebensmittel bezahlt bekommen. Aber der Unterschied liegt darin, daß bei dem Gebrauch und Verbrauch dieser Produkte und dieser Arbeitskraft im ersten Falle neuer Wert geschaffen wird, im zweiten Falle nicht; im ersten Falle wäre die Mehrwertmasse der Gesellschaft vergrößert, im zweiten Falle wird sie verringert.[1] Der Militarismus wirkt also als eine Bremse der Akkumulation, er verlangsamt die ökonomische Entwicklung. Auch von diesem Standpunkt kann es also dem sozialistischen Proletariat nicht gleichgültig sein, wenn die besitzende Klasse für den Militarismus mit Steuern belegt wird.

II.

Ergibt sich nun aus allen diesen Gründen, daß wir nicht für direkte Steuern stimmen dürfen, die für den Militarismus dienen sollen? Keines-

[1] In diesen ökonomischen Wirkungen ist bisweilen ein Argument gefunden, den einmaligen Wehrbeitrag abzulehnen. Mit Unrecht; denn wenn für die einmaligen Kosten nicht ein Wehrbeitrag erhoben wäre, hätten sie durch eine Anleihe gedeckt werden müssen. In beiden Fällen wäre Kapital dem Kapitalmarkt entzogen, das sonst produktiv verwendet werden könnte; der Unterschied liegt darin, daß im zweiten Falle die Kapitalisten dafür Zinsen bekommen hätten, die aus Steuern zu bezahlen waren, im ersten Falle dagegen nichts. Gegen einen Wehrbeitrag, der nicht in erster Linie den kleinen Besitz, sondern vor allem das Großkapital trifft, wäre daher nichts einzuwenden.

wegs. Es ergibt sich daraus nur, daß wir den Militarismus mit aller Macht bekämpfen müssen. Nun wird oft angeführt, daß wir den Militarismus unterstützen, wenn wir ihm Steuern bewilligen. Die „Bewilligung" der Ausgaben hat aber schon bei der Abstimmung über die Militärvorlage stattgefunden. Ist sie angenommen, dann sind nicht nur die Männer, sondern auch die Groschen bewilligt. Denn wie sich auch die Deckung gestaltet, das Geld wird verausgabt und wird irgendwoher beschafft. Die Abstimmung über die Deckung ist nichts anderes als einfach eine Wahl zwischen verschiedenen Steuern; sie hat mit unserer grundsätzlichen Stellung zum Militarismus nichts mehr zu tun und muß lediglich vom Standpunkt sozialdemokratischer Steuerpolitik beurteilt werden. Was für den Militarismus gilt, gilt auch für viele andere Staatszwecke: als Beispiel sind schon angeführt worden die Justizausgaben, die auch zur Aufrechterhaltung des Klassenstaats dienen. Und die Sozialdemokratie stellt sich ja auch auf den Standpunkt, daß sie für keinen dieser Zwecke Geld bewilligen will. Aber das bedeutet nicht, daß sie überhaupt nicht für direkte Steuern zur Deckung irgendwelcher Staatsausgaben stimmen darf. Die „Bewilligung" der Ausgaben findet bei der Etatsabstimmung statt; in der Budgetverweigerung bringt die Partei zum Ausdruck, daß sie dem Staate keine Mittel bewilligt. Aber deshalb tut sie doch alles mögliche, die Steuern so zu gestalten, daß sie möglichst von den Besitzenden getragen und vom Proletariat abgewälzt werden.

Der Standpunkt, der in den Diskussionen in den Parteiorganisationen wiederholt von hervorragenden Genossen vertreten wurde: daß wir überhaupt nicht für Besitzsteuern stimmen dürfen, die zur Deckung militärischer Ausgaben bestimmt sind, läßt sich also nicht aufrechterhalten. Wenn sie sich aber darauf berufen, daß sie nur den Standpunkt vertreten, der früher allgemein, wenn nicht in der ganzen Partei, so doch in ihrer radikalen Mehrheit angenommen wurde, so haben sie vollkommen recht. Dieser Standpunkt hatte früher seine Berechtigung, nicht als der Ausfluß unserer Prinzipien, der deshalb für immer zu gelten habe, sondern als zeitweiliger Ausfluß bestimmter politischer Verhältnisse, die sich seitdem umgewandelt haben. Diese Verhältnisse hat neulich Genosse Hoch in der „Leipziger Volkszeitung" (13. August) angedeutet, als er die Frage stellte: „Dürfen wir auch für direkte Steuern stimmen, wenn sie zwar nicht äußerlich, wohl aber tatsächlich die Voraussetzung dafür sind, daß die bürgerlichen Parteien die Militärvorlage annehmen?" In früheren Jahrzehnten war eine bürgerliche Opposition vorhanden, die Rücksicht nehmen mußte auf ihre kleinbürgerlichen und besitzlosen Wähler und sich daher gegen die Militärforderungen lebhaft sträubte. Fielen sie schließlich doch um, so mit der entschuldigenden Erklärung, daß die Volksmassen dadurch nicht weiter belastet werden dürften. Solange diese Erklärung als ernsthafte Bedingung gelten konnte, war die Ablehnung direkter Steuern für den Militarismus durch unsere Fraktion ein Kampfmittel gegen den Militarismus überhaupt; unsere Zustimmung zu solchen Besitzsteuern hätte ihnen die Zustimmung zu den Militärforderungen erleichtert. Die Möglichkeit, das große, allgemeine Übel der Ausdehnung der Rüstungen einzudämmen, mußte da schwerer wiegen als das Teilübel, die finanzielle Mehrbelastung der Massen.

Aus dieser Sachlage läßt sich die ablehnende Haltung der Partei allen für den Militarismus bestimmten Steuern gegenüber verstehen. Aber seit-

dem haben sich die Verhältnisse geändert. Der Imperialismus hat fast die ganze bürgerliche Welt unter seine Fahne gesammelt, und von einer wirklichen Ablehnung der militärischen Forderungen durch eine der bürgerlichen Parteien ist keine Rede mehr. Wie sich auch die Deckung gestalten mag: Zentrum und Freisinn bewilligen die Militärvorlage auf jeden Fall, und die Voraussetzung, die der Frage des Genossen Hoch zugrunde liegt, ist jetzt nicht mehr vorhanden. Eine Haltung der Partei, die früher nur allzu berechtigt war, hat durch die neueste Entwicklung der politischen Verhältnisse unter dem Einfluß des Imperialismus ihre Grundlage verloren.

III.

Damit ist nun die Frage, wie wir in einem Falle wie bei der letzten Deckungsfrage zu stimmen haben, keineswegs entschieden; sondern es ist nur die Grundlage gewonnen worden, auf der eine Diskussion der Frage möglich ist. Ausgeschaltet ist eine Lösung, die zu Unrecht die Entscheidung über die Deckung mit unserer prinzipiellen Gegnerschaft zum Militarismus verquickt und dadurch die Sache verwirrt; sie ist nur erst auf den richtigen Boden gestellt, wo sie hingehört, auf den Boden der Steuerpolitik. Wenn aber, wie namentlich oft von revisionistischer Seite geschehen ist, behauptet wird, wir müssen nun allen Besitzsteuern zustimmen, damit nicht an deren Stelle indirekte Steuern auf das Proletariat gelegt werden, so trifft diese simplistisch-dogmatische Auffassung nicht zu; so einfach liegt die Sache nicht. Es handelt sich dabei auch nicht einfach um steuertechnische Fragen, sondern die allgemeine Taktik der Arbeiterklasse spielt hier mit hinein.

Es ist von vornherein klar, daß nicht alles, was von der Regierung unter dem Namen Besitzsteuer präsentiert wird, den Anforderungen entspricht, die wir an eine von uns zuzustimmenden Besteuerung des Besitzes stellen. Die Sozialdemokratie steht auf dem Standpunkt, daß die Unkosten der kapitalistischen Gesellschaft aus dem Mehrwert bezahlt werden müssen. Mag es nun technisch schwierig sein, diesen Mehrwert, der in den verschiedensten Einkommensquellen enthalten sein kann, genau zu treffen, so gibt dieses Prinzip doch allgemeine Richtlinien. Daher darf bei der Form von Einkommen- und Vermögenssteuer nicht alles Einkommen und alles Vermögen in derselben Weise getroffen werden; eine Einkommensteuer ohne Progression und Abzug eines steuerfreien Mindesteinkommens wäre zugleich eine schwere Besteuerung des Arbeitslohns, der nach unserer Anschauung steuerfrei bleiben soll. Eine Vermögenssteuer oder einmalige Abgabe dürfte nur das Vermögen treffen, das Kapitalcharakter trägt, so daß in Wirklichkeit der Mehrwert besteuert wird; der kleinbürgerliche Besitz, der nur Grundlage eines Lebensunterhalts aus eigener Arbeit ist, darf dabei nicht besteuert werden; und die sozialistische Partei darf da nicht sagen: wenn nur die Arbeiter frei bleiben, geht es uns weiter nichts an, wer bezahlt — sondern sie muß eine Steuer oder eine Abgabe, die statt des Großkapitals den Kleinbesitz trifft (wie den ersten Entwurf des Wehrbeitrags) entschieden ablehnen und bekämpfen.

Aber auch wenn es sich um eine Steuer handelt, die wirklich den kapitalistischen Besitz trifft, kann es vorkommen, daß die Sozialdemokratie sie aus Gründen ihrer allgemeinen Taktik ablehnen muß. Wem das

sonderbar erscheint, der möge zum Vergleich ein anderes Gebiet unserer Politik heranziehen. Kein Mitglied der Partei zweifelt daran, daß wir Sozialreform und Arbeiterschutz mit aller Macht befürworten. Bedeutet das, daß wir jedem Gesetz, in dem irgend ein Fortschritt auf diesen Gebieten enthalten ist, zustimmen müssen? Unsere Fraktion hat in den achtziger Jahren gegen die Sozialversicherungsvorlagen und 1893 gegen die Gewerbenovelle gestimmt, und zwar aus sehr richtigen Gründen prinzipiell-taktischer Natur. Das Proletariat tritt an seine Ausbeuter mit Forderungen heran, und diese müssen schon etwas davon gewähren aus Furcht vor dem allzu starken Anwachsen der Unzufriedenheit. Aber wir sind nicht so bescheiden, daß wir jedes Zugeständnis als ein unverhofftes Glück dankbar annehmen und rühmen; wesentliche Reformen nehmen wir kühl und ohne Dank als eine kleine Abschlagszahlung entgegen, aber wenn das Dargebotene gegenüber der Größe des Übelstandes allzu dürftig und geradezu ein Hohn auf unsere Forderungen ist, weisen wir es zurück. Wir wissen, daß die herrschende Klasse ihre Vorschläge nicht in unserem, sondern in ihrem Interesse macht; daher handelt es sich auch nicht um ein Glück, das wir zu ergreifen haben, da es sich bietet, weil es sonst nicht zurückkehrt. Umgekehrt: was die herrschende Klasse sich genötigt fühlt, dem Proletariat zu bieten, hängt vor allem auch von dem trotzigen Sinn ab, mit dem es für seine Ansprüche eintritt und kämpft. Die Rolle eines Bettlers, der demütig jedes Almosen annimmt, paßt nicht für eine Klasse, die eine Welt zu erobern hat und für diese Aufgabe in erster Linie auf Propaganda ihrer Prinzipien bedacht sein muß. Diese Propaganda muß nicht nur Wissen, Klassenbewußtsein und Organisation in den Massen großziehen, sondern auch Unabhängigkeitssinn, Stolz und Selbstachtung; und es ist der größte Ruhm der Sozialdemokratie, daß sie in den Massen den freien, hochherzigen und trotzigen Sinn geweckt hat, der für Klassenkämpfer nötig ist. In diesem moralischen Aufstieg der Massen liegt eine Hauptquelle unserer Kraft; deshalb ist es von höchster Wichtigkeit, durch unsere Haltung im politischen Kampf den Klassenstolz zu wecken. Und wenn man sagt, daß die Massen diesen trotzigen Standpunkt nicht verstehen werden, so kann man antworten, daß sie dann eben lernen müssen, ihn zu verstehen. Die Partei hat sich nie ängstlich gefragt, ob die großen Massen ihre Stellungnahme billigen werden; sie hat nur danach gefragt, ob sie das allgemeinste und dauernde Interesse des Proletariats vertritt, sicher, daß sie damit, wenn nicht bei der nächsten Wahl, doch auf die Dauer die Massen gewinnen wird. Sie kann es nicht als ihre Aufgabe erblicken, zu dem demütigen Standpunkt der noch anspruchslosen Massen hinabzusteigen, sondern nur, diese zu sich emporzuheben. Wenn unsere Partei durch die Zurückweisung völlig ungenügender Machwerke der Regierenden ihr stolzes Selbstbewußtsein bekundet, führt sie eine bessere Propaganda für unsere Sache, als wenn sie durch deren Annahme um die Stimmen der noch unaufgeklärten Massen wirbt.

Das gilt auch für Besitzsteuern, denen wir sonst prinzipiell zustimmen könnten. Wenn eine kleine Belastung des Besitzes dazu dienen soll, eine schwere Besteuerung der Massen schmackhaft und annehmbar zu machen, liegt aller Grund vor, sie abzulehnen, auch wenn sie uns sonst zusagen würde — dies war bekanntlich der Standpunkt eines großen Teiles der radikalen Genossen, als auf dem Leipziger Parteitag über die Erbschafts-

steuer gestritten wurde. Ähnlich liegt die Sache jetzt bei den Deckungsvorlagen. Bei der Beurteilung der Frage, ob die Mehrheit der Fraktion, die zustimmen, oder die Minderheit, die ablehnen wollte, recht hatte, handelt es sich um ein Mehr oder Weniger; war die Vermögenszuwachssteuer so gut, daß sie als ein wertvoller Anfang der Besteuerung des Besitzes gelten müsse, oder so schlecht, daß sie eher als ein Hohn auf unsere Forderungen gelten könnte? Eine Frage des Prinzips ist dies also nur soweit, als nur auf Grund einer prinzipiellen Taktik diese Frage überhaupt gestellt werden konnte.

So erklärt sich die Tatsache, daß manche unserer radikalen Genossen für die Zustimmung waren, während die meisten sich dagegen wandten. Daß für letzteres zumeist als Begründung der Verwendungszweck angeführt wurde, beweist nicht, daß dies in Wirklichkeit der tiefste Grund war; politische Stellungnahmen finden fast immer intuitiv statt, während man sich erst nachträglich eine Begründung aufbaut. Hätten die Liberalen eine wirkliche gute Erbschaftssteuer vorgeschlagen, so wäre zweifellos die ganze Fraktion dafür gewesen. Jetzt aber stand man vor einem Umfall der Liberalen, die, statt mit der Sozialdemokratie eine gute Erbschaftssteuer durchzusetzen, mit den Klerikalen ein Kompromiß schlossen und eine Steuer zustande brachten, deren absurde Unzulänglichkeiten in der Tagespresse schon genügend hervorgehoben worden sind, und die mit den gleich absurden Stempelsteuern zusammen nicht genug einbringen wird, so daß bald doch wieder zu weiteren indirekten Steuern gegriffen werden wird. Unter diesen Umständen mußte die Minderheit der Fraktion ganz richtig das Gefühl haben, daß dies eine Steuergesetzgebung gegen die Arbeiterklasse war, und ihr Standpunkt, gegen diese Steuer zu stimmen, wäre unseres Erachtens auch der richtige gewesen.

Der Einwand, daß dann an deren Stelle indirekte Steuern gekommen wären — unsere Abstimmung beurteilen wir natürlich immer, als ob die Fraktion ausschlaggebend war —, ist hinfällig; ein bißchen direkte Steuer für die Kosten des Militarismus ist ein Bedürfnis der herrschenden Klasse, so gut wie ein bißchen Sozialreform. Es ist natürlich auch nicht sicher, daß dann im Herbst eine bessere Steuer zustande gekommen wäre, aber wir hätten es ruhig abwarten können. Sicher aber ist, daß eine Haltung, die nicht jedes Resultat eines Kompromisses, bei dem wir ausgeschaltet wurden, als einen großen Gewinn und als unseren Triumph rühmt, die kräftigste Wirkung auf die herrschende Klasse ausübt und auf die Dauer den meisten Gewinn bringt.

Sozialdemokratie und tropische Landwirtschaft.

Von **Ludwig Quessel.**

Obwohl unter den sozialdemokratischen Theoretikern über die Frage, ob in der Landwirtschaft der gemäßigten Zone dem Groß- oder Kleinbetrieb die Zukunft gehört, eine Einigung noch immer nicht erzielt worden ist, herrscht unter Radikalen und Reformisten doch volle Übereinstimmung darin, daß wir alle Maßnahmen der staatlichen Landwirtschaftspflege, die geeignet sind, die Lebensmittelproduktion zu steigern, zu fördern hätten. In dieser Haltung ließen sich unsere Vertreter in den Landtagen auch durch

das Geschrei der Agrarier, die hierin einen Verstoß gegen die marxistische Lehre, wonach die ökonomische Entwicklung mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs führt, nicht beirren. Allein bestimmend für die Haltung unserer Abgeordneten in den Landtagen war die Erkenntnis, daß jede Steigerung der heimischen Lebensmittelproduktion, komme sie woher sie wolle, im Interesse des Arbeiter- und Mittelstandes liegt.

Eine Unsicherheit in der Haltung unserer Partei zur staatlichen Landwirtschaftspflege besteht zurzeit nicht und hat meines Wissens auch kaum jemals bestanden. Es ist zu einem Grundsatz unserer parlamentarischen Praxis geworden, die Mittel zu allen Maßnahmen zu bewilligen, die dem landwirtschaftlichen Fortschritt dienen, auch wenn diese ganz oder überwiegend dem Kleinbetrieb zugute kommen. Nun ist aber wohl zu beachten, daß seit der Zeit, wo Deutschland in Afrika und Ozeanien ein großes Kolonialreich erworben hat, unsere Abgeordneten sich nicht nur mit der heimischen, sondern auch mit der tropischen Landwirtschaft zu beschäftigen haben. Und da entsteht nun die Frage, ob unsere Fraktion richtig handelt, wenn sie der Kolonialverwaltung die Mittel zur Landwirtschaftspflege in den Kolonien bewilligt. Ich stehe natürlich nicht an, diese Frage zu bejahen. Meiner Meinung nach liegt die Steigerung der Erträge der tropischen Landwirtschaft genau so im Interesse des Arbeiter- und Mittelstandes wie die Vermehrung der heimischen landwirtschaftlichen Produktion. In steigendem Maße sind die proletarischen Haushaltungen auf die Zufuhren der tropischen und subtropischen Landwirtschaft angewiesen. Welchen Umfang diese bereits erreicht haben, geht aus einer Berechnung von Professor Wohltmann hervor, wonach der Wert der deutschen Einfuhr an kolonialen Bodenerzeugnissen in dem Zeitraum von 1902 bis 1905 jährlich im Durchschnitt 1,7 Milliarden Mark, von 1907 bis 1910 durchschnittlich 2,3 Milliarden Mark, 1910 2,4 Milliarden und 1911 2,6 Milliarden Mark betrug. Hierbei fehlen aber noch Mais und Reis, die auch zu einem erheblichen Teil den tropischen Bodenerzeugnissen zuzurechnen sind. Im Laufe eines Jahrzehnts ist also unsere Zufuhr an kolonialen Bodenerzeugnissen um eine Milliarde gestiegen, und ihr Gesamtwert erreicht heute eine Ziffer, die nur wenig niedriger ist als die Summe unserer Gesamteinfuhr von 1880. Und wenn heute die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags energisch fordert, daß die deutschen Grenzen für australisches und argentinisches Gefrierfleisch geöffnet werden, so verlangt sie damit gar nichts anderes, als daß auch die Viehzucht der tropischen und subtropischen Zone für die deutsche Volksernährung nutzbar gemacht wird. Daraus ergibt sich, daß die Sozialdemokratie sich des Wertes von Landwirtschaft und Viehzucht in den Tropen und Subtropen für die deutsche Volksernährung vollkommen bewußt ist.

Wer nun den Haushaltsetat für die deutschen Schutzgebiete mit dem Etat eines größeren Einzelstaates vergleicht, wird finden, daß beide insoweit eine große Ähnlichkeit aufweisen, als die für die Landwirtschaftspflege ausgesetzten Summen darin eine erhebliche Rolle spielen. Im Grunde ist aber auch der Charakter der Landwirtschaftspflege in unseren Kolonien durchaus übereinstimmend mit der unserer Einzelstaaten. Zur Veranschaulichung dieses Tatbestandes wollen wir Ostafrika wählen. In der Zentralverwaltung dieser

deutschen Kolonie finden wir einen ganzen Stab höherer Beamten mit verschiedenartiger naturwissenschaftlicher Ausbildung, wie zum Beispiel einen Referenten für Landwirtschaft, einen Leiter des Veterinärwesens, einen Meteorologen, einen Geologen, einen landwirtschaftlichen Gehilfen, deren Tätigkeit ganz oder zu einem erheblichen Teil in der Pflege der tropischen Landwirtschaft aufgeht. Gehen wir zur Lokalverwaltung über, so stoßen wir auf die Ausgaben für das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut in Amani, dem drei große Laboratoriumsbauten zur Verfügung stehen. Im botanischen Laboratorium beschäftigt man sich mit der Aufzucht von Nutzgewächsen, die als Genußmittel dienen, wie Kaffee, Kakao, Tee, ferner mit Faser-, Kautschuk-, Öl- und Heilpflanzen, Gewürzen, Nutzhölzern usw. Im chemischen Laboratorium werden die Nutzpflanzen auf ihren Gehalt an wertvollen Substanzen untersucht. Hierdurch erhält der tropische Landwirt wertvolle Fingerzeige für die so wichtige Auswahl ertragreicher Gattungen. Im zoologischen Laboratorium, das sich durch die aufsehenerregenden Untersuchungen von Professor Robert Koch über die Schlafkrankheit einen Weltruf erworben hat, werden dem tropischen Landwirt Waffen geschmiedet gegen seine schlimmsten Feinde, gegen die Angriffe der Insektenwelt, die das Leben und die Gesundheit der Menschen, Tiere und Pflanzen bedrohen. An diesem wirtschaftswissenschaftlichen Institut in Amani sind tätig ein Direktor, zwei Chemiker, zwei Botaniker und ein Zoologe. Ferner sind Aufseher, Gärtner, Zeichner, Viehwärter, Handwerker und Arbeiter am Institut angestellt. Neben diesem großen naturwissenschaftlichen Forschungsinstitut für tropische Landwirtschaft finden wir in Deutsch-Ostafrika noch sechs landwirtschaftliche Versuchsstationen für Acker-, Obstbau und Viehzucht, deren Aufgabe die Hebung der landwirtschaftlichen Produktion in ihrem Wirkungsgebiet ist. Jede dieser Versuchsstationen hat einen landwirtschaftlichen Sachverständigen als Leiter, einen wissenschaftlich vorgebildeten Assistenten und außerdem Pflanzer und Arbeiter. Wie die genannten Institute, so stehen auch viele Beamte der Lokalverwaltung überwiegend im Dienste der Landwirtschaftspflege. Die Wassererschließung durch Brunnenmacher, die Seuchenbekämpfung durch Tierärzte, die Pflege der Waldungen durch Förster, die Anlage und Instandhaltung der Wege und Straßen durch Wegebauingenieure, Landmesser und Wegeaufseher, der Kampf gegen die Epidemien durch Ärzte und Krankenpfleger, alle diese Maßnahmen tragen direkt oder indirekt zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion bei, nicht zu vergessen natürlich auch der Eisenbahnbau, der die Eingeborenen von dem menschenunwürdigen Trägerdienst befreit und der es erst möglich macht, die weiter von der Küste abgelegenen Gebiete für die Versorgung der proletarischen Haushaltungen mit tropischen Produkten heranzuziehen.

Unter dem Schutz und mit Unterstützung der Zentralverwaltung entfalten aber auch verschiedene Korporationen in Deutsch-Ostafrika eine intensive Tätigkeit auf dem Gebiet der Landwirtschaftspflege. An erster Stelle sind hier die Missionen zu nennen, für deren uneigennütziges Wirken selbst ein so entschiedener Gegner der Kolonialpolitik wie Genosse Ledebour im Reichstag manch Wort der Anerkennung gefunden hat. Und in der Tat läßt sich nicht verkennen, daß die Missionare bei der Landwirtschaftspflege vielfach eine glücklichere Hand gezeigt haben als die zu diesem Zweck vom Staat angestellten Beamten. Die Landwirtschaftspflege der Missionen hatte von

vornherein den Vorzug gegenüber der des Staates, daß ihr Ziel nicht die Förderung des landwirtschaftlichen Großbetriebs der Plantagengesellschaften, sondern die Hebung der Eingeborenenkulturen war. Die in den Missionen tätigen Landwirte und Handwerker unterwiesen die Eingeborenen im Körner-, Garten- und Hausbau. Oft genug gingen die Missionare selbst hinter dem Pfluge drein, bis die Eingeborenen gelernt hatten, eine gerade Furche zu ziehen. Die Folge dieses Arbeitsunterrichtes war überall ein erfreulicher Aufschwung der Erträgnisse der Eingeborenenkulturen. Auch sonst zeigte sich der günstige Einfluß der Missionen. Nach dem Vorbild des Missionshauses verwandelte sich manch dunkle Grashütte der Eingeborenen in ein reinliches, mit Fenstern und Türen ausgestattetes Heim. Lebhaft steigerte sich ferner das Verlangen nach Baumwollstoffen, um den Körper einzuhüllen. Diese Erfolge der Missionen haben denn wohl auch das Kolonialwirtschaftliche Komitee bestimmt, bei seiner Landwirtschaftspflege in unseren Kolonien ähnliche Wege einzuschlagen. Die 525 000 Mark zum Beispiel, die dem Komitee von den deutschen Baumwollindustriellen zur Förderung der Baumwollkultur zur Verfügung gestellt wurden, fanden Verwendung zur Anstellung farbiger Wanderlehrer, die die Eingeborenen im Baumwollbau unterrichteten, sowie zur unentgeltlichen Verteilung von Baumwollsaat an die Eingeborenen. 30 000 Mark wurden von obiger Summe als Prämien an diejenigen Eingeborenen verteilt, die sich beim Baumwollbau ausgezeichnet hatten. Der Erfolg dieser Maßnahmen tritt darin zutage, daß im Jahre 1903 nur 372 Ballen, 1912 aber schon 8900 Ballen zur Ausfuhr gelangten. Die Preise, welche die Eingeborenen für ihre Baumwolle erzielten, betrugen im Jahre 1911/12 für die beste Qualität durchschnittlich 83 Pfennig, für die mittlere 79 Pfennig und für die schlechteste 56 Pfennig pro Pfund. Zum Schutze gegen plötzlichen Preissturz garantiert das Komitee den kleinen farbigen Landwirten einen Mindestpreis, welche Maßregel aber bisher finanzielle Opfer von seiten des Komitees noch nicht erfordert hat, da der von den Eingeborenen erzielte Preis fast ausnahmslos höher war wie der Garantiepreis. Daß die Eingeborenen Ostafrikas den Baumwollbau tatsächlich lohnend finden, geht aus der Nachfrage nach unentgeltlicher Baumwollsaat hervor, von der in den letzten Jahren folgende Mengen zur Verteilung gelangten: Pflanzjahr 1910/11 rund 3000 Zentner, Pflanzjahr 1911/12 rund 6000 Zentner, Pflanzjahr 1912/13 rund 10 000 Zentner.

Für die Genossen, welche mit der kolonialpolitischen Praxis unserer Reichstagsfraktion weniger vertraut sind, mag hier bemerkt werden, daß dieselbe gegenüber der Landwirtschaftspflege bisher eine ähnliche war wie die unserer Fraktionen in den Landtagen, das heißt wir bewilligten alles, was unserer Ansicht nach zum Fortschritt der tropischen Landwirtschaft dienen konnte. Maßnahmen jedoch, die einseitig zum Vorteil der landwirtschaftlichen Großbetriebe der Plantagengesellschaften bestimmt waren, lehnten wir ab. Wir wünschen nämlich nicht, daß die Eingeborenen unserer Kolonien Plantagenarbeiter werden. Unser Ziel ist vielmehr, einen freien farbigen Bauernstand heranzubilden, der den Überschuß seiner landwirtschaftlichen Produktion austauscht gegen Erzeugnisse der europäischen Industrie. Deshalb fordern wir seit Jahren den Schutz und die Förderung der Eingeborenenkulturen, damit die farbige Bevölkerung es nicht nötig hat, auf den Plantagen Lohnarbeit zu verrichten.

Obwohl die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags vollständig einig darin ist, daß zur Förderung der Eingeborenenkulturen in unseren Kolonien viel mehr als bisher geschehen muß, sind in letzter Zeit trotzdem Meinungsverschiedenheiten darüber entstanden, welche von den Eingeborenenkulturen besondere Förderung verdienen. Solche Meinungsverschiedenheiten bestehen in unserer Reichstagsfraktion namentlich in bezug auf den Baumwollbau. Darüber haben im vorigen Winter in der Reichstagsfraktion lebhafte Auseinandersetzungen stattgefunden, die mich veranlaßten, in den „Sozialistischen Monatsheften" die Frage vom reformistischen Standpunkt aus zu beleuchten. Die Stellung der radikalen Mehrheit unserer Fraktion zu dieser Frage hat dann Genosse Krätzig sehr eingehend in den Nummern 34 und 36 der „Neuen Zeit" dargelegt. Der Gegenstand der Meinungsverschiedenheit zwischen mir und dem Genossen Krätzig ist kurz der, daß Krätzig die zur Förderung des Baumwollbaus bereits bewilligten 350 000 Mark für ausreichend erachtet und jede Erhöhung dieser Summe durch einen Nachtragsetat verwirft, während ich der Ansicht bin, daß für unsere Fraktion kein Grund vorlag, gegen die Vorlage eines Nachtragsetats sich zu erklären.[1] Wenn unsere Fraktion erklärt hätte, sie habe gegen die Vorlage eines Nachtragsetats zur Förderung der Baumwollkultur im Prinzip nichts einzuwenden, behalte sich aber vor, denselben abzulehnen, wenn sich bei seiner näheren Prüfung herausstellen sollte, daß durch die angeforderten Summen nicht die Kulturen der Eingeborenen, sondern großkapitalistische Zwecke gefördert werden sollen, so hätte sie meiner Meinung nach ihren prinzipiellen Standpunkt nach jeder Richtung hin vollkommen gewahrt.

[1] Was die Ausführungen des Genossen Krätzig gegen die Stelle meines Artikels betrifft, wo in wenigen Worten die natürlichen Voraussetzungen des Baumwollbaus behandelt werden, so habe ich dazu zu bemerken, daß Krätzig natürlich recht hat, daß die Blüte der Baumwolle schon im zweiten oder dritten Monat stattfindet, und nicht, wie in meinem Artikel infolge eines Druck- oder Schreibfehlers zu lesen war, im achten oder neunten Monat. Daß hier ein Druck- oder Schreibfehler vorliege, hätte sich Genosse Krätzig wohl selbst sagen können. Im Irrtum befindet sich aber Genosse Krätzig, wenn er meint, daß „toniger, kieselhaltiger Boden" nie genügende Durchlässigkeit besitze, um den Baumwollanbau zu ermöglichen. Gewiß gibt es undurchlässige Tonböden, besonders in Ostafrika. Daß aber nicht jeder Tonboden undurchlässig ist, daß es auch leichte, durchlässige Tonböden gibt, dafür ist Ägypten mit seiner hochentwickelten Baumwollkultur der beste Beweis. Schanz beschreibt den Boden Ägyptens wie folgt:

„Als Kulturboden am meisten verbreitet findet sich in Ägypten der vom Nil angeschwemmte fruchtbare Nilschlamm, der überwiegend aus feinem Ton und Kieselerde (Sand) besteht, getrocknet sehr hart wird und schon von alters her zur Ziegelbereitung benutzt wurde. Unter der Einwirkung von Sonne und Trockenheit springt dieser Tonboden in großen Rissen nach allen Seiten hin auf, und dadurch wird es der Luft möglich, den Boden so vollständig zu durchdringen, wie es anderswo nur durch sorgfältigste Beackerung möglich ist."

Der Boden Ägyptens, der uns bekanntlich die beste Qualität der Baumwolle liefert, ist also „tonig" und „kieselhaltig"; derartige leichte und durchlässige Tonböden, wie sie im Niltal zu finden sind, eignen sich hervorragend zum Baumwollanbau, was natürlich von den schweren Tonen der Hochgrassteppen und Savannen nicht gilt. Die Angaben von Sachkennern, die Genosse Krätzig gegen mich anführt, beziehen sich durchweg auf schwere, nicht mit Kieselerde gemengte Tone und können daher nicht gegen mich sprechen.

Eine solche Stellungnahme hätte der Fraktion vollkommene Freiheit gelassen, den Nachtragsetat ganz oder teilweise abzulehnen oder anzunehmen, und ihr gegnerische Vorwürfe erspart. Es geht meiner Meinung nach nicht an, der Kolonialverwaltung fortgesetzt den Vorwurf zu machen, sie fördere nicht genügend die Eingeborenenkulturen, trotzdem aber, wenn sie einmal Anstalt macht, unserem Verlangen nachzukommen, von vornherein die Mittel dazu zu verweigern. Dank dem vorstehend beschriebenen Vorgehen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees ist der Baumwollbau nun einmal zu einer Kultur geworden, der sich die Eingeborenen in den dazu geeigneten Bezirken mit Eifer zuwenden, weil er sich für sie außerordentlich lohnend gestaltet. Ich sehe nun nicht ein, weshalb wir diese für die wirtschaftliche und finanzielle Gesundung unserer Kolonie erfreuliche Erscheinung nicht fördern sollen. Wäre der Baumwollbau nicht eine Kultur, die sich für die Eingeborenen eignet und die ihnen einen angemessenen Geldertrag abwirft, so hätte er nicht eine so schnelle Ausdehnung gewinnen können. Andererseits geht aber aus unserer Handelsstatistik hervor, daß die deutsche Textilindustrie die in Ostafrika erzeugte Baumwolle ihrer vorzüglichen Qualität wegen sehr gut verwenden kann. Obwohl Ostafrika die von uns am weitesten entfernte afrikanische Besitzung des Reiches ist — Daressalam ist auch bei Benützung des Suezkanals immer noch 6700 Seemeilen von Hamburg entfernt —, geht die Baumwollernte des Landes fast restlos nach Deutschland. Umgekehrt sind es fast ausschließlich deutsche Maschinen, die in Ostafrika zur Aufbereitung der Baumwolle Verwendung finden. Man braucht den Wert dieser Entwicklung gewiß nicht zu überschätzen, aber es liegt auch kein Grund vor, ihr die Förderung zu versagen.

Was nun den Genossen Krätzig mit ganz besonderem Mißtrauen gegen eine vermehrte Förderung des Baumwollbaus erfüllt, ist der Umstand, daß die Anregung dazu vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgeht. Gegen dieses Komitee erhebt Krätzig schwere Vorwürfe; er stellt es auf eine Stufe mit dem Wehr- und Flottenverein und behauptet, die Förderung der Baumwollkultur sei dem Komitee nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zum Zweck der Förderung der kolonialen Bautenspekulation. Inwieweit diese Vorwürfe berechtigt sind, vermag ich nicht zu entscheiden, weil ich das Beweismaterial des Genossen Krätzig nicht kenne. Er könnte sich jedenfalls ein Verdienst erwerben, wenn er dasselbe einmal in vollem Umfang veröffentlichen würde. Das Bild, das ich von der Tätigkeit des Komitees aus der kolonialpolitischen Literatur und den amtlichen Denkschriften gewonnen habe, ist jedenfalls ein sehr günstiges. Insbesondere scheint mir das Vorgehen des Komitees bei der Förderung der Baumwollkulturen der Eingeborenen ganz dem Bild zu entsprechen, das wir uns von einer zivilisatorischen Kolonialpolitik machen können. Das Komitee schenkt den Eingeborenen hochwertige Baumwollsaat; es schickt farbige Wanderlehrer zu ihnen, die sie im Anbau unterrichten; es sorgt für amtliche Wiegestellen, damit die Eingeborenen nicht von gewissenlosen Händlern betrogen werden; es garantiert den Eingeborenen einen Mindestpreis, damit sie nicht durch plötzliche Preisschwankungen um die Frucht ihrer Arbeit gebracht werden, und schließlich verteilt es Geldprämien an diejenigen farbigen Pflanzer, die sich durch eine sorgfältige Kultur auszeichnen. Ich kann nicht umhin, das alles als sehr zweckmäßig, ja sogar als vorbildlich zu bezeichnen,

und ich wüßte nicht, wie wir Sozialdemokraten das besser machen sollten. Nun behauptet freilich Genosse Krätzig, daß die in dem Nachtragsetat zu bewilligenden Gelder nicht der Kolonialverwaltung, sondern dem Komitee zur Verfügung gestellt werden sollen. Bei voller Anerkennung der Verdienste des Komitees in bezug auf den Baumwollbau könnte auch ich mich damit nicht einverstanden erklären. Genosse Krätzig muß ja aber auch selbst zugeben, daß in der von uns abgelehnten Resolution kein Wort davon steht, daß die neu zu bewilligenden Summen dem Komitee zur Verfügung gestellt werden sollen. Nun beruft sich Krätzig zur Stütze seiner Ansicht allerdings auf Äußerungen des Abgeordneten Waldstein. Mir scheinen nun aber die Äußerungen des Abgeordneten Waldstein völlig unerheblich angesichts der Erklärungen, die der Abgeordnete Paasche als Mitglied des Vorstandes im Reichstag abgab, wonach sich das Komitee die Verwendung der zu bewilligenden Summe in der Weise denkt, daß „die Regierung Wanderlehrer anstellt, um die Eingeborenen zu lehren, wo und wie und wann sie die Baumwolle zu pflanzen haben, wie sie die Baumwollkulturen zu behandeln haben, wie die Wolle zu behandeln und zu sortieren ist; es sollen ferner Versuchspflanzungen angelegt werden, es sollen Saatgutstellen geschaffen werden, in denen der richtige, für die betreffende Gegend brauchbare Same gezüchtet werden soll, damit die Eingeborenen vor Verlusten und Rückschlägen bewahrt werden.“ Zu diesen hier näher bezeichneten Aufgaben, die von den bisher bestehenden staatlichen Baumwollstationen nur in sehr beschränktem Maße erfüllt werden konnten, sollen nun höhere Mittel bewilligt werden. Erwägt man nun, daß die Kolonialverwaltung für die Pflege der Baumwollkulturen der Eingeborenen im engeren Sinne fast gar nichts getan hat, diese Aufgabe vielmehr fast völlig dem Komitee überlassen hat, das dafür mehr als eine halbe Million Mark verausgabte, so scheint mir die Frage, ob der Staat auf diesem Gebiet der Pflege der tropischen Landwirtschaft nicht etwas mehr leisten könnte, durchaus einer Prüfung wert zu sein. Die Sozialdemokratie kann sich doch unmöglich dagegen aussprechen, daß farbige Wanderlehrer zu den Eingeborenen geschickt werden, die sie an Fruchtwechsel und zweckmäßige Feldarbeit, an bessere Ackerbaugeräte, an Nutzbarmachung der Tierkräfte zum Pflügen, an Einführung der Düngung und an bewußte Auswahl guten Saatmaterials gewöhnen sollen. Denn das darf bei der Baumwollfrage nicht vergessen werden, daß die Unterweisung im rationellen Ackerbau die Voraussetzung einer erfolgreichen Baumwollkultur ist. Und darin liegt im Gegensatz zu vielen anderen tropischen Kulturen die kulturelle Bedeutung des Baumwollanbaus, daß er die Eingeborenen zu einem geregelten Ackerbau erzieht. Daß eine solch planmäßige Förderung der Eingeborenenkulturen keine billige Sache ist, gebe ich gern zu: große Mittel sind dazu erforderlich, die zunächst den Steuerzahler belasten. Aber es sind Ausgaben ähnlich denen für Sozialpolitik, die sich durch Steigerung der produktiven Kräfte später vollauf bezahlt machen.

Weiter sucht nun Genosse Krätzig den Nachweis zu führen, daß eine Baumwollknappheit, die uns veranlassen könnte, die Baumwollkulturen der Eingeborenen zu fördern, gar nicht vorhanden ist. Wertvolle Dienste leisten ihm dabei die ausnahmsweise günstigen Ernten der beiden letzten Jahre. Krätzig bringt es sogar fertig, das Gespenst einer Überproduktion an Baumwolle heraufzubeschwören und mir die Frage vorzulegen, was die armen

Eingeborenen wohl machen sollten, wenn einmal durch Herabgehen der Preise ihre Baumwollkulturen unrentabel werden. Er verlangt weiter Auskunft von mir, ob ich dann zum Schutze der armen schwarzen Teufel einen Zoll auf Rohbaumwolle empfehlen würde. Nein, einen Zoll würde ich gewiß nicht verlangen! Erstens liegt mir das Wohl der deutschen Textilarbeiter denn doch sehr viel näher als das Wohlergehen der Eingeborenen; und zweitens könnte den Eingeborenen aus der Aufgabe der Baumwollkultur kein großer Schaden erwachsen, weil sie unbehindert sind, auf den Feldern, die in einem Jahr mit Baumwolle bepflanzt waren, im nächsten Jahr andere, mehr rentierende Feldfrüchte zu bauen. Einmal zum Fruchtwechsel erzogen, bietet ein solcher Wechsel für die Eingeborenen keine Schwierigkeiten, da die Baumwolle in unseren Kolonien als einjährige Pflanze ähnlich wie Gerste oder Hafer angebaut wird. Übrigens ist die Gefahr einer Überproduktion an Baumwolle vorläufig ein völliges Phantasiegebilde. Trotz der letzten günstigen Baumwollernten ist auch jetzt kein Überfluß an Baumwolle vorhanden. Nach wie vor werden die Spinner von der Sorge bedrückt, daß die Zufuhren für ihren wachsenden Bedarf nicht ausreichen könnten, was sie veranlaßte, auf dem diesjährigen Internationalen Baumwollkongreß in Scheveningen abermals ihrer Meinung dahin Ausdruck zu geben, daß jeder Zuwachs der Baumwollerzeugung, komme er woher er wolle, im Interesse aller liege. Übrigens ist Genosse Krätzig zum Schluß seines zweiten Artikels genötigt, meinem Standpunkt ein sehr wertvolles Zugeständnis zu machen, indem er schreibt, daß auch die radikalen Sozialdemokraten die Baumwollkultur in den Kolonien Afrikas fördern helfen wollen, damit die amerikanischen Baumwollspekulanten die Konsumenten nicht mehr so leicht ausplündern können. Danach wären die radikal und reformistisch gesinnten Parteigenossen in der Baumwollfrage so ziemlich einer Meinung, und nur das Mißtrauen gegen das Kolonialwirtschaftliche Komitee, die Auffassung, daß nicht der Kolonialverwaltung, sondern dem Komitee vom Reichstag für die Förderung der Baumwollkulturen größere Summen bewilligt werden sollen, scheint demnach die radikale Mehrheit unserer Reichstagsfraktion bestimmt zu haben, gegen die Resolution der Budgetkommission Stellung zu nehmen. Bei dieser Sachlage ist zu hoffen, daß sich auch in der Baumwollfrage leicht ein Ausgleich der Meinungen erzielen lassen wird, da ja auch die reformistisch gesinnten Abgeordneten den Standpunkt vertreten, daß die Förderung der Baumwollkulturen der Eingeborenen nicht auf Kosten des Staates durch das Komitee, sondern durch die Kolonialverwaltung erfolgen soll.

Der syndikalistische Generalstreikversuch und die Partei.

Von **Oda Olberg** (Rom).

Die italienischen Parteiverhältnisse zeichnen sich im allgemeinen nicht durch große Klarheit und Übersichtlichkeit aus. Was nun gar die letzten Wochen gebracht haben, dürfte vollends im Ausland den Eindruck erwecken, daß es von vornherein zwecklos ist, den Versuch zu machen, mit mitteleuropäischem Maßstab sich in der italienischen Arbeiterbewegung auszukennen und zurechtzufinden. Man hat da von einem von den Syndikalisten organisierten Streik gelesen, bei dem es sich um einen minimalen Lohnzuschlag

drehte, hat erfahren, daß aus Sympathie mit den Streikenden erst ein allgemeiner Metallarbeiterausstand, dann der Generalstreik in Mailand und schließlich in ganz Italien proklamiert wurde. Weiter hat man gelesen, daß der „Avanti", das Zentralorgan der italienischen Partei, der Bewegung mit Wohlwollen gegenüberstand, während die Konföderation der Arbeit sie desavouierte, und hat dabei gesehen, wie Arbeiterkammern, die der Konföderation angeschlossen waren, ihre Mitglieder der syndikalistischen Zentrale zur Verfügung stellten — alles Dinge, die eine geradezu babylonische Verwirrung der Begriffe und Verantwortlichkeiten voraussetzen.

Da, was die Situation anormal macht, verworren, schwer verständlich, das gerade gibt ihr aber für die sozialistische und proletarische Bewegung Italiens Bedeutung, nämlich das Übergreifen der Parteiverantwortung in den Konflikt. Darum kann man an der Generalstreikepisode nicht gleichgültig vorübergehen, sondern muß versuchen, sich darüber klar zu werden, was sie für die Partei und die in ihrem Bannkreis stehende Gewerkschaftsbewegung bedeutet.

Zunächst ist da hervorzuheben, daß der italienische Syndikalismus, der anfangs als ein aus Frankreich importiertes Sorelsches Produkt einen vorwiegend theoretischen Charakter hatte und eigentlich nur in den Köpfen einiger Akademiker lebte, in den letzten Jahren in die Massen gedrungen ist und namentlich in den Provinzen Ferrara und Parma und in der Stadt Mailand Einfluß auf das Proletariat gewonnen hat. Die Syndikalisten verrichten in ihren Gewerkschaften die kleine Tagesarbeit genau wie die der Konföderation der Arbeit angeschlossenen freien Gewerkschaften, sie verhandeln mit den Behörden genau wie diese, schließen Tarifverträge ab, kurz, sie geben den Verhältnissen, was die Verhältnisse fordern, und ihre Streiks gleichen im Grunde denen der konföderierten Arbeiter, wenn sie auch die Etikette der „direkten Aktion" führen. Der Unterschied liegt in einigen Merkmalen, die sich am besten als anarchistisch charakterisieren. Im syndikalistischen Lager herrscht ein ans Unglaubliche grenzender Persönlichkeitskultus, ein diktatorisches Verhalten der Führer, das an Giolittis Beziehungen zur Kammermehrheit erinnert, und außerdem die Überzeugung, daß jede Bewegung als solche, sie mag auch noch so aussichtslos sein, die Sache der Massen fördert und den Einfluß des Proletariats hebt. Da jede Agitation die Führer auf ein Piedestal hebt, ist man beständig auf der Jagd nach neuen Agitationen, versetzt die Massen in eine Art Rauschzustand, indem man sie als Heroen, als Titanen, als Märtyrer bezeichnet. Man kommt da auf so eine Art Rousseausche Lehre, derzufolge der schlichte Mensch, will sagen der syndikalistische Proletarier gut, edel und groß ist und heute schon fähig wäre, die Geschicke der Gesellschaft zu einer höheren Kultur hinzulenken. Neben den Haß gegen die herrschende Klasse tritt ebenbürtig der Haß gegen die sozialistische Partei und gegen die Konföderation der Arbeit, gegen die beiden Erbfeinde der Massen, die diese durch Politik vergiften, den Klassenhaß einschläfern und die Arbeiter der Bourgeoisie verkaufen.

Der Syndikalismus braucht also nichts anderes als Massen, die er zum Streik führen kann, die seinen Führern zujubeln, die trunken werden ohne Wein, durch gefährliches Spiel und hohe Worte. In einer Periode ohne Streiks würde er umkommen wie ein Fisch ohne Wasser. Er braucht Massen, die nichts zu verlieren haben. Seine Ernte fällt in die Zeit der wirtschaft-

lichen Krisen. Wenn die Organisationen der Konföderation sich jeden Streik zehnmal überlegen aus Besorgnis davor, durch einen Streik den Interessen des Unternehmertums zu dienen, wenn die Schar der Arbeitslosen einen gefährlichen sozialen Zündstoff darstellt, wenn der von der Organisation und ihren Zielen nur oberflächlich berührte Arbeiter an den Vorteilen der Gewerkschaft irre wird, dann ist die Stunde für die syndikalistische Lehre gekommen. Wer nichts zu verlieren hat, läßt sich gern zum Streik führen; es läßt sich auch so schön auf die Schlaffheit und den Verrat der konföderierten Gewerkschaften schimpfen, wenn diese es nicht fertig bringen, als Mittel gegen Arbeitslosigkeit den Ausstand zu predigen. Dann macht sich der Syndikalismus daran, durch „psychische Therapie" die Leiden der Arbeitslosigkeit zu behandeln.

In Mailand gibt es nach offizieller Statistik rund 40 000 Arbeitslose bei einer industriellen Arbeiterschaft von beinahe 155 000. Die sich an den Libyschen Krieg und an die Balkanereignisse anschließende Finanz- und Kreditkrise hat im Verein mit einer Periode des Tiefstandes in der Textilindustrie, die der gehemmte Absatz auf den orientalischen Märkten verschärfte, eine immer weitere Kreise ziehende Depression[1] gezeitigt, die alle Betriebe, in erster Linie das Baugewerbe in Mitleidenschaft zieht. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß seit mehr als einem Jahr jeder Unternehmer in Mailand froh ist, wenn er die Produktion seines Betriebs einschränken kann, ohne dadurch seinem Kredit Abbruch zu tun. In dieser Lage gediehen fröhlich die Syndikalisten und ihre Taktik. Am 19. April wurde der Streik in den Automobilfabriken proklamiert, einen Monat später der Sympathiestreik aller Metallarbeiter der Stadt, einer Arbeiterschaft von rund 40 000 Mann. Der Bewegung schlossen sich die Elektrizitätsarbeiter und die Trambahner an. Nach elf Tagen flaute diese Bewegung ab; drei Tage später nahmen die Arbeiter in den Automobilfabriken die Arbeit wieder auf, nachdem sie Erhöhung des Stundenlohnes um 1 bis 3 Cents pro Stunde erzielt hatten. Am 18. Juni traten dann, immer unter syndikalistischer Führung, 6000 Arbeiter der Fabriken für Eisenbahnmaterial in den Ausstand, indem sie die Wiedereinstellung gemaßregelter Kollegen, Lohnzuschläge, englische Arbeitszeit für den Samstag usw. forderten. Sie erlangten die Wiedereinstellung durch Vermittlung des Präfekten und setzten dann den Streik um die Lohnforderungen fort. Da die Unternehmer wohl minimale Lohnerhöhungen gewähren, sie aber nicht allen Arbeitern gleichmäßig zukommen lassen wollten, wurde am 28. Juli noch einmal der allgemeine Ausstand der Metallarbeiter proklamiert, am 4. August der Generalstreik in ganz Mailand und am 10. August der Generalstreik in ganz Italien. Inzwischen war die Forderung der Streikenden auf einen täglichen Lohnzuschlag von 10 Cents zusammengeschrumpft. Und um dieses Kampfpreises willen hat man es gewagt, das Proletariat Italiens auf die Straßen zu rufen!

Man könnte nun sagen, daß eine derartige wahnsinnige Taktik die Partei und die Konföderation der Arbeit schlechterdings nichts angeht und im eigenen Mißerfolg sich selbst ausreichend kennzeichnet. Dazu war aber die Bewegung doch zu groß und zu umfassend, um einfach als ein syndikalistischer Mißgriff abgetan zu werden. Wenn die Irrtümer einzelner eine Massen-

[1] Im Verwaltungsjahr 1912 ist der Ertrag aus den städtischen Verzehrungssteuern Mailands trotz wachsender Bevölkerung um 900 000 Lire zurückgegangen!

bewegung zu schaffen vermögen, dann muß in der Masse die ihr normalerweise zukommende Widerstandskraft und Kritik vermindert oder geschwunden sein, und da hat sich eine Partei, die ihre Daseinsberechtigung aus der Masse zieht und an ihrem Einfluß auf die Masse ihre Errungenschaften mißt, doch zu fragen, wie ein derartiger unsinniger Kraftaufwand möglich war. Wie hat man eine Waffe, die die moderne proletarische Bewegung geschweißt hat, für einen Zweck ziehen können, der nach den vereinbarten Normen und der täglichen Erfahrung diesen Kraftaufwand nicht wert war und außerdem nicht einmal durch ihn gefördert werden konnte?

Daß der wirtschaftlichen Krise die Hauptschuld zukommt, sei ohne weiteres eingeräumt. Das Gefühl der Unsicherheit, das die Zeiten wachsender Arbeitslosigkeit im Proletarier auslösen, die Erschütterung des Glaubens an die Errungenschaften der Organisation, etwas wie Erbitterung gegen diese, der man zum Vorwurf macht, den Arbeiter widerstandslos der Krise auszuliefern — diese und verwandte Dinge haben viel zur Schaffung der psychologischen Voraussetzungen des Generalstreiksversuches beigetragen. Aber es scheint mir, daß auch direkte Fehlgriffe der Partei mit im Spiele sind.

Zunächst die allgemeine Sympathie, die der linke Flügel der Partei den Syndikalisten zu bezeugen pflegt, gleichsam als wollte er dadurch die Sympathie der Reformisten für die bürgerlichen Radikalen aufwiegen. Ohne die Wesensverschiedenheit der Ziele und Methoden zu beachten, die Sozialismus und Syndikalismus trennt, sieht man in den revolutionären Kreisen der Partei in den Syndikalisten vielfach Genossen, die sich nur durch ein Übermaß an revolutionärem Idealismus von der offiziellen Partei unterscheiden. Man vergißt ganz, daß der Syndikalismus als Ziel die Übernahme der Produktionsmittel durch die Syndikate anstrebt, zwischen den Syndikaten das „freie Spiel der Kräfte" verwirklicht sehen will und an Stelle des Egoismus der Individuen den Egoismus der Gruppen zu setzen strebt. Aber ganz abgesehen von dieser „Zukunftsmusik", in der allerdings die gegenwärtige Idealität ihrer Verfechter erkennbar wird, steht der Syndikalismus durch seine Taktik und Methode in Widerspruch zur Partei. Seine Taktik des Streiks als Erziehungsmittel, als revolutionäre Gymnastik, als Mittel, die Arbeiter in Zeiten der Depression zu beschäftigen, kann von der Partei, von allen theoretischen Erwägungen abgesehen, einfach deshalb nicht gutgeheißen werden, weil sie beständig der Reaktion und dem Unternehmertum Botengänge tut. Das ist nicht revolutionärer Idealismus, der die revolutionäre Kraft der Arbeiterschaft in Schaustellungen verpufft: der von den Syndikalisten erzogene rebellische Geist verhält sich zur schaffenden revolutionären Kraft wie das vom Alkohol erzeugte Kraftgefühl zu der auf guter Ernährung gesunder Muskeln beruhenden Leistungsfähigkeit.

Es ist wohl die traurigste und verderblichste Erbschaft der reformistischen Ära, diese geradezu hypnotische Zauberwirkung, die das revolutionäre Wort und die revolutionäre Geste auf die Massen ausübt, weil man jahrelang systematisch alles Revolutionäre in ihnen zu ersticken gesucht hat. In der Zeit, in der unsere Parteipolitik so leisetreterisch und samtpfötig geworden war, hat der Syndikalismus durch seinen festen Griff und wuchtigen Tritt die Sympathie der Massen gewonnen: der reformistische Versuch, dem Sozialismus allen revolutionären Geist auszutreiben, hat in den Köpfen der Massen das paradoxe Ergebnis gehabt, daß sie nunmehr den Sozialismus

überall suchten, wo die revolutionäre Geste revolutionären Geist vermuten ließ. Gegenüber dieser aus Reaktion gegen den Reformismus und durch seine Unterlassungssünden entstandenen Erscheinung ist es nun aber an der Zeit, das Proletariat zu überzeugen, daß nur das revolutionär ist, was der Befreiung von Fesseln und Hemmungen dient, was die Unterdrückten lehrt, ihre Kräfte sammeln, beherrschen und an große Ziele setzen. Auf die Gefahr hin, sich bei den Massen unbeliebt zu machen, muß man ihnen sagen, daß die Widerstände größer sind, als die Syndikalisten lehren, daß die kapitalistische Gesellschaft nicht durch einen Generalstreik aus den Fugen gerissen wird; daß die Arbeiterschaft noch viel an sich selbst zu tun hat, ehe sie die Welt umschaffen kann, und daß die Vergötterung der Führer nicht der beste Weg ist zur Herrschaft über sich selbst und zur Selbstverantwortlichkeit.

Alle diese Alltäglichkeiten hat man vor Jahr und Tag gegen die Anarchisten vorgebracht; man muß sich eben damit abfinden, sie durch den Syndikalismus wieder aktuell werden zu sehen. Heute hat man außerdem den Vorteil, den Syndikalismus nach seinen Folgen zu beurteilen. Man denke an den Streik in den Bergwerken und Hochöfen von Elba, der dem Eisentrust so gelegen kam, an die Mailänder Generalstreikwoche, die den Unternehmern für acht Tage die Sorge der Krise abnahm, an die politischen Folgen des soeben mißglückten Generalstreiks im ganzen Lande, die am Vorabend der Parlamentswahlen für die Reaktion geradezu unbezahlbar sind. Man rechne aus, was allein diese drei Episoden an vergeudeter Kraft, an irregeführtem Idealismus und an lähmender Enttäuschung und Verbitterung darstellen. Um die lähmende und entnervende Wirkung dieser Taktik zu ermessen, halte man sich vor Augen, daß während des „Generalstreiks" am 11. dieses Monats in Spezia ein Werftarbeiter von den Carabinieri erschossen wurde, und zwar bei einer Demonstration, bei der die Arbeiter zwischen den mit gefälltem Bajonett vorgehenden Matrosen und den die Auflösung der Demonstration fordernden Carabinieri eingekeilt waren. Die demoralisierende Wirkung des ohne einen großen und ernsten Anlaß proklamierten Generalstreiks war so tief, daß niemand daran dachte, nun, wo der Anlaß gegeben war, die längst ausgesprochene Drohung wahrzumachen und gegen die systematischen Polizeiexzesse den Ausstand im ganzen Lande durchzuführen. Man hatte nicht ungestraft den als „Titanen" verherrlichten Generalstreik zu kleiner und kleinlicher Tagesarbeit verwendet: als die große und angemessene Aufgabe da war, war er müde und mutlos.

Auf Grund unserer sozialistischen Überzeugung und Schulung mußten wir diesen Ausgang voraussehen und darum gegen die Bewegung Stellung nehmen. Das hat der „Avanti" unterlassen aus Besorgnis, antirevolutionär zu scheinen, und aus einer erkenntnistheoretisch angehauchten Duldsamkeit heraus, die in verschiedenen Wendungen das pilatische „Was ist Wahrheit?" umschrieb und mit Schnörkeln schmückte.

Als Nachwort zum allgemeinen Mailänder Metallarbeiterausstand, der den Arbeitern der Automobilindustrie Lohnzuschläge von 1 bis 3 Cents pro Stunde eingebracht hatte, hatte der „Avanti" am 8. Juni geschrieben:

„Es ist unnötig, jetzt über die größere oder geringere Opportunität der Proklamierung dieses Streiks zu diskutieren. Gibt man bei den Konflikten zwischen Kapital und Arbeit diesem schwankenden Begriff der Opportunität das Übergewicht,

so würde man wahrscheinlich das Proletariat zu beständiger Bewegungslosigkeit und zu völliger Ohnmacht verurteilen. Prinzipiell gesprochen ist jeder Streik opportun, weil die Notwendigkeit, seine Lage zu verbessern, für das Proletariat stets aktuell ist." Der Artikel verteidigt dann gegenüber der Haltung der (sozialistisch-reformistischen) Arbeiterkammer den Generalstreik aus Solidarität. „Der Generalstreik aus Solidarität ist, sozialistisch betrachtet, der edelste und tiefste Ausdruck des entwickelten und befreiten Bewußtseins der Arbeiterklasse. Er ist angewandter Altruismus. Man muß unheilbar kurzsichtig sein, um seine Schönheit, Macht und Bedeutung nicht zu sehen." Und weiter: „Wir sind für den Generalstreik. Aber gerade darum erheben wir Einspruch und lehnen uns auf, sobald man ihn unter falschen Bedingungen proklamieren will und ihn so zum Mißerfolg und zur Lächerlichkeit verurteilt. In Italien reden die Syndikalisten alle Augenblicke und aus jedem Anlaß vom Generalstreik. Es scheint geradezu ein Sport." Schließlich zitiert der Artikel den französischen Syndikalisten Lenoir und pflichtet ihm bei, wenn er sagt, daß der Generalstreik nur von einer gutorganisierten und disziplinierten Masse erfolgreich durchgeführt werden kann.

Wie verhält sich nun der „Avanti" nach diesen prinzipiellen Erklärungen, als die Syndikalisten wieder einmal Generalstreik spielen wollten? Gleich nach der Proklamierung des Mailänder Generalstreiks schreibt er (Nummer vom 4. August):

„Wenn das Mailänder Proletariat die neuen Kampfmethoden versuchen will, so haben wir wirklich keinen Grund, dem entgegenzutreten. Das Proletariat kommt ja mit seiner Person für das Experiment auf. Durch solche Erfahrungen gestaltet sich mühevoll die neue Geschichte; durch sie ist es möglich, den Wert der verschiedenen Methoden zu prüfen." Und weiter im Leitartikel der nächsten Nummer: „Das Experiment vollzieht sich unter unseren Augen, und wir verfolgen mit Aufmerksamkeit seine Phasen. Das Mailänder Proletariat hat die vom Syndikalismus vertretenen Methoden versuchen wollen: das war sein Recht. Wir weichen bekanntlich weit von diesen Methoden ab, aber das hindert uns nicht, mit lebhafter Sympathie einer Bewegung gegenüberzustehen, durch die die Massen in edler Weise ihre Solidarität an den Tag legen." Und in der Nummer vom 7. August: „Auf uns kann nicht der Verdacht großer Zärtlichkeit für die syndikalistischen Methoden fallen; wir behalten uns das volle Recht der Kritik über die Leitung des heutigen Streiks vor, werden morgen mit der Feder und mit dem Wort für den Triumph unserer gewerkschaftlichen Methoden eintreten, die wir für besser halten als die reformistischen und die syndikalistischen, aber im Namen der Überzeugungsfreiheit (libertà di pensiero), die die kostbarste Kulturerrungenschaft darstellt, werden wir es nicht dulden, daß die Polizeireaktion durch Verhaftung der Führer und Niederknallen der Gefolgschaft die Ideen knebelt und eine proletarische Organisation beseitigt. Wenn das geschehen sollte, sind wir gewiß, daß das italienische Proletariat den Zwist vergessen wird, der es zerreißt, der es gespalten und geschwächt hat, um vereint die Schlacht gegen die Gewalt der Regierung und des Unternehmertums aufzunehmen. Die Behörden mögen sich keinen Illusionen hingeben, die Grenzen nicht überschreiten. Die Mailänder Streikenden ergeben sich nicht auf Gnade und Ungnade. Sie lassen sich nicht aushungern. Ehe sie nachgeben, werden sie die Brüder ganz Italiens zum Beistand auffordern, und dieses sozialistische Blatt wird die Glocke sein, die sie zusammenruft."

Mit großer Hartnäckigkeit kehrt das Motiv wieder, daß das Proletariat die Gelegenheit zur Durchführung seiner Experimente haben müsse. So in der Nummer vom 10. August, als der Streik schon der Erschöpfung entgegenging:

„Sollten wir uns der Ausdehnung des Streiks widersetzen? Nein, das Proletariat ist Herr seines Geschickes, frei in der Wahl mehr oder weniger geeigneter

Kampfmittel. Prinzipielle Einwände gegen den wirtschaftlichen Generalstreik existieren nicht: es ist vielmehr eine Frage des Ortes und der Zeit. Eine Erfahrung, auch wenn sie schmerzlich ist, ist nicht nutzlos, weil sie dem Proletariat die bessere Straße weist." Und derselbe Artikel, der das Proletariat Herr seines Geschickes nennt, schließt damit, ihm jede Verantwortlichkeit großmütig abzunehmen: „Die Verantwortlichkeit für alles, was geschehen kann, fällt allein der Regierung und den Unternehmern zu." Und als dann der Generalstreik in ganz Italien proklamiert war, gibt der „Avanti" die Resolution des Parteisekretariats wieder[1] und setzt hinzu, daß sie einer Neutralitätserklärung gleichkomme. „Wenn das italienische Proletariat der Aufforderung der Mailänder Versammlung Folge zu leisten gedenkt, so ist es dazu voll berechtigt. Um den Streikenden der Fabriken für Eisenbahnmaterial seine Solidarität zu beweisen, standen ihm drei Mittel zur Verfügung: Geldunterstützung, Protestversammlungen, Generalstreik. Es kann auch dieses letzte Mittel wählen, kann es versuchen. Da wir nun einmal dahin übereingekommen sind, daß das Experiment sich in voller Ausdehnung und Tiefe vollziehen soll, es mag nun kosten, was es wolle, wollen wir uns nicht störend einmischen. Das Proletariat wird sehen, abwägen, lernen. Die Erfahrung des Erlebten ist mehr wert als viele Propagandareden. So, wie die Dinge liegen, fördert die sozialistische Partei die Bewegung nicht und hemmt sie nicht: sie kann einen Streik nicht unterstützen, den die Konföderation der Arbeit einstimmig desavouiert hat, aber sie hat auch nicht das Recht, jenen Arbeitermassen den Streik zu verwehren, die diese Form der Solidarität für praktisch und zweckmäßig halten, wie dies in der Resolution der Unione Sindicale heißt. In dieser ersten Phase der Bewegung (sic!) hält sich die Partei fern, bereit, sich einzumischen, falls eine mögliche Komplikation der Ereignisse dem Generalstreik einen ausgesprochen politischen und revolutionären Charakter verleihen sollte."

Man fragt sich nun: Ist es vereinbar mit dem Durchdrungensein von dem Glauben an unsere Sache und an unsere Methoden, daß wir tatenlos und ohne einen Versuch der Abwehr das Proletariat einem Experiment ausliefern, dessen unheilvollen Ausgang wir mit größter Deutlichkeit voraussehen? Woher nimmt die Partei ihre Existenzberechtigung, wenn nicht aus der Aufgabe, dem Proletariat Führer und Berater zu sein. Unheilvolle Erfahrungen kann die Arbeiterschaft auch ohne uns machen, und die Sympathie, mit der wir zusehen, wie sie sich den Hals bricht, wird ihr keinen Pfifferling wert sein.

Hält man uns entgegen, daß ja die Partei schließlich auch dem Irrtum unterworfen ist, daß es ja auch außer den sozialistisch geeichten Methoden und im geraden Gegensatz gegen sie Gutes geben kann, dann antworten wir, daß man mit dieser Überzeugung vielleicht Parteigenosse bleiben, aber nun und nimmer eine führende Stellung einnehmen darf. Wohl sagt Storm, daß „der Zweifel in kräftiger Männerfaust" die „Pforten der Hölle" sprengt.

[1] Diese Resolution hat folgenden Wortlaut: „Die Ereignisse, die sich in der Mailänder Arbeiterbewegung vollziehen, müssen die Parteisektionen mit Besorgnis erfüllen. Groß und dringend ist die Gefahr, daß die Haltung der Behörden zu einer jener Proletariermetzeleien führt, die die Entrüstung des italienischen Volkes erweckt haben: wir müssen uns daher bereit halten. Aber die Einschätzung dessen, was geschehen soll, und die Bestimmung des Zeitpunktes zum Handeln sind ganz und gar dem Parteivorstand vorbehalten. Die Ausdehnung des Mailänder Generalstreiks zu dem durchaus gewerkschaftlichen Zweck, den seine Führer anstreben, entspricht nicht den sozialistischen Leitsätzen, von denen unsere Gewerkschaftsbewegung ausgeht: deshalb sollen sich die Parteisektionen von dieser neuen Phase fernhalten, in die man die Mailänder Ereignisse hineinreißen will."

Aber das gilt nur auf dem Gebiet des Gedankens, nicht der Tat. Der Zweifel führt keine Truppen: er überläßt sie der Führung anderer. Wenn er dies aber im Namen einer Partei tut, die einen eigenen Schlachtplan und eigene Führer hat, dann macht er diese Partei zum Kinderspott.

Der heutige Chefredakteur des „Avanti", Genosse Mussolini, schloß vor seiner Übernahme der Leitung des Zentralorgans einen Artikel in diesem Blatte mit den Worten: „Vielleicht ist die Illusion das einzig Wirkliche im Leben." Wer mit dieser Empfindung der Erscheinungen Flucht gegenübersteht, dem mag der ganze Begriff der Verantwortlichkeit in seinem praktischen politischen Sinn entgleiten: er mag sich in einer parteilosen Hingabe an das Tatsächliche gefallen, das als „Erscheinung" gleich wahr und gleich unwahr ist, weder gut noch böse, weder falsch noch richtig, nur interessant in seinem vielgestaltigen Wirrsal. Aber wo bleibt da die praktische Aufgabe der Partei, die mit Realitäten einer ganz anderen Denkkategorie zu tun hat als die erkenntnistheoretische Betrachtung? Wollen wir in das Mosaik der italienischen Parteigruppierungen noch ein paar erkenntnistheoretisch ausschattierte Steinchen einfügen und uns an ihrer Betrachtung ergötzen, während die Syndikalisten vielleicht einen neuen Generalstreik in Szene setzen?

Das Ende vom Liede ist, daß, während die Partei den Pontius Pilatus spielte, der Mailänder Generalstreik als Machtdemonstration ziemlich glückte, als Resultat aber weder die allgemeinen Unternehmerinteressen verletzte noch den Streikenden der Fabrik für Eisenbahnmaterial nützt. Diese erhalten das, was die Unternehmer schon vor dem Generalstreik angeboten hatten, die Gleichstellung mit den Arbeitern der Turiner Firma Diatto, aber nicht etwa durch einfache und leicht kontrollierbare Übernahme der Turiner Tarife, sondern auf Grund geheimnisvoller Umrechnungen, mit denen der Präsident der Mailänder Handelskammer betraut ist! Die Gasarbeiter Mailands erzielen ihre Wiedereinstellung nur durch Verlust ihrer Kaution von 50 Lire, müssen eine neue von 100 Lire stellen und sich verpflichten, nicht zu streiken, es handle sich denn um die Beteiligung an einem wirklichen Generalstreik. Die Telegraphenboten sind entlassen worden und betteln jetzt beim Postministerium um Wiederanstellung! Der Tote von Spezia ist ungerächt. So sieht der Boden aus, über den der Triumphwagen des Syndikalismus hingegangen ist!

Der Generalstreik im ganzen Lande ist kläglich mißglückt: wo er Lebensäußerungen zeigte wie in Rom, da waren diese erst recht eine Blamage für unsere Bewegung, da hier eine der Konföderation der Arbeit angeschlossene Arbeiterkammer auf Order der „Unione Sindicale" streikte. Fügt man hinzu, daß die Mailänder Arbeiterkammer einfach ihre Mitglieder der syndikalistischen Streikleitung zur Verfügung gestellt hatte, so muß man sagen, daß auch die Konföderation keinen Anlaß hat, auf ihre Erziehungsergebnisse stolz zu sein. Durch ein unzweideutiges Widerraten des Generalstreiks hat sie übrigens, wenn auch etwas spät, ihre Pflicht getan. Natürlich ist sie dafür von den Syndikalisten als Streikbrecher und Verräter begeifert und beschimpft worden, welchem Schicksal sie übrigens auf keinen Fall entgangen wäre.

Jetzt erhebt nun der „Avanti" Anklage: „Wir Sozialisten," schreibt er in seiner Nummer vom 15. August, „beschuldigen die Syndikalisten, die Waffe des Generalstreiks entwertet zu haben. Jetzt lacht die Bourgeoisie über sie."

„Der Sozialistenhaß, der den italienischen Syndikalismus benagt und vergiftet und ihn aus Konkurrenzneid zu diesen jämmerlichen Parodien der Revolution treibt, ist in diesen Tagen zum Ausbruch gekommen. Es war ein Streik gegen den Sozialismus und gegen die Sozialisten, gegen die von diesen geleiteten Arbeiterkammern, die nicht den wahnsinnigen Lauf nach dem Abgrund mitmachen wollten." Diese Einsicht kommt dem „Avanti" zu spät. Zu lange hat er „dem Laufe nach dem Abgrund" mit Sympathie zugesehen.

Und dabei führt er schließlich ein Argument zugunsten dieser seiner Haltung an, das durch sein antireformistisches Gewand Anerkennung gewinnen will:

„Für uns," schreibt er in derselben Nummer, „ist das Proletariat nicht der ewig Unmündige, den pedantische Schulmeister in sozialistischen Kleidern klösterlich von den Versuchungen der Welt und den heilsamen Erfahrungen des Lebens fernhalten sollen. Das Proletariat muß sich mit seinen eigenen Händen, mit seinem eigenen Blut durch Erfahrungen, Erfolge, Niederlagen und Schmerzen seine eigene Geschichte schreiben. Es hat das Recht, vom Baum des Bösen zu essen, auch wenn es darum zeitweilig aus den Freuden des reformistischen Paradieses vertrieben werden sollte. Laßt das Proletariat wagen und seine Kräfte prüfen. Erlöst es von der Unnatur eurer allzu interessierten Hut."

Hat die italienische Partei darum den langjährigen Kampf gegen die Reformisten geführt, um dann auf die Leitung des Proletariats zu verzichten, um sich selbst das Entlassungszeugnis aus der Geschichte auszustellen? Heißt es das Proletariat gängeln, wenn man ihm sagt, was die sozialistische Partei für recht, was für unrecht hält? Ist für Mussolini das italienische Proletariat so unmündig, daß man es durch Geltendmachung sozialistischer Leitsätze vergewaltigt? Gewiß soll es wählen und nach eigenem Urteil annehmen oder verwerfen: aber wie die Syndikalisten ihren Syndikalismus in die Wagschale warfen, so mußten wir unsere sozialistischen Einwände aussprechen. Das wäre nicht bevormundende Schulmeisterei gewesen: das war Parteipflicht, zu der uns der Glaube an unsere Sache zwang. Wenn es revolutionär ist, das Proletariat in den kritischen Stunden seines Kampfes dem größten Schreier zu überlassen, dann wollen wir nach Hause gehen und uns in die Vergangenheit des italienischen Sozialismus vertiefen: eine Zukunft hat er dann nicht mehr.

Rom, den 16. August 1913.

Zur Geschichte des Sozialismus in England.

Von **Gustav Eckstein.**

(Fortsetzung.)

4. Der Generalstreik.

Es ist ein Verdienst Beers, die Lebensverhältnisse des Mannes einigermaßen aufgehellt zu haben, der zuerst den Generalstreik als die dem proletarischen Klassenkampf eigentümliche und angemessene Waffe verkündet hat, William Benbows.[1] Dieser „Mann von großer Beredsamkeit und geistiger Energie, aber von gewaltsamem Temperament und über-

[1] Stellen aus seiner Generalstreikbroschüre hat bereits Doléans in seiner Studie über den Chartismus mitgeteilt.

spanntem Selbstbewußtsein" war nacheinander Schuhmacher, Verleger, Buchhändler und Kaffeehausbesitzer.[1] Ende 1831 erschien seine Broschüre mit dem Titel: „Großer nationaler Feiertag und Kongreß der produktiven Klassen", die bald gewaltiges Aufsehen machte und besonders nachmals auf die Führer der Chartisten große Wirkung ausübte, wenn auch Benbow selbst nirgends als Delegierter oder Vertrauensmann der Chartisten genannt wird. Für den Geist dieser Broschüre ist die Widmung kennzeichnend:

Geplünderte Leidensgenossen! Ich lege euch einen Plan der Freiheit vor; nehmt ihn an, und ihr werdet die Welt von aller Ungleichheit, von allem Elend und Verbrechen befreien. Ein Märtyrer für eure Sache, werde ich jetzt zum Märtyrer eurer Erlösung. Ein Plan der Glückseligkeit wird euch hiermit offenbart und gewidmet. Mit ihm übergebe ich euch mein Leben und meinen Leib, meine Seele und mein Blut.

Schon aus dieser Widmung geht hervor, was auch die übrigen von Beer mitgeteilten Zitate beweisen, daß Benbow unter dem Generalstreik zunächst die friedliche Niederlegung der Arbeit im ganzen Lande verstand. Jede Arbeiterfamilie sollte sich für eine Woche mit Lebensmitteln versehen; diese Zeit würde genügen, um den herrschenden Klassen sowie dem Proletariat selbst seine Unentbehrlichkeit und Macht zu zeigen und ihm Gelegenheit zu geben, einen Kongreß von Delegierten der produktiven Klassen tagen zu lassen. Ein Streik von einem Monat würde das soziale System umzuwälzen imstande sein. Der Boden und seine Erträge sollten zum größten Teil der Gemeinschaft wiedergegeben, und vor allem sollten dem Volke alle die Fonds zurückgestellt werden, die ihm im Laufe der Zeit durch Gewalt und List entfremdet worden sind.

Die Auffassung Benbows vom Generalstreik deckt sich also so ziemlich mit der der heutigen Syndikalisten, die ebenfalls glauben, durch den entsprechend lang durchgeführten Generalstreik die kapitalistische Welt ohne weiteres aus den Angeln heben zu können. Es ist daher kein Wunder, daß der Generalstreikgedanke zunächst bei den englischen Syndikalisten jener Tage, wie wir schon gesehen haben, lebhaftesten Anklang fand. Welche Form dieser Gedanke damals in Gewerkschaftskreisen annahm, dafür gibt Beer interessante Beispiele. So heißt es in einem Artikel des „Glasgow Liberator" (Trade's Union Gazette) vom 1. Februar 1839:[2]

Nicht eine Insurrektion wird es sein, sondern ein passiver Widerstand; die Arbeiter werden ihre Muße genießen.... Sie können Spaziergänge machen, auf der Straße oder in den Feldern; sie werden sich nicht in gedrängten Massen den Flinten und Säbeln als Opfer darbieten, und zur Verlesung der Aufruhrakte wird es nicht kommen. Passivität wird genügen... die Wechsel werden nicht honoriert werden, das Geschäftsleben wird stocken, die Londoner Gazette wird lange Listen von Bankrotten bringen, die Staatseinnahmen werden ausbleiben, die ganze Regierungsmaschine wird in Konfusion geraten, und Glied um Glied der Kette, die die Gesellschaft zusammenhält, wird sich loslösen durch das passive Verhalten der Armen gegen die Reichen.

Hier tritt der Gedanke der Friedlichkeit des Generalstreiks noch viel schärfer hervor als bei Benbow selbst, der ausdrücklich verlangte, hinter den vom Volke ernannten Streikkomitees, die auch die Verwaltung der

[1] Vergl. Beer, a. a. O., S. 249 ff. [2] Beer, a. a. O., S. 261.

öffentlichen Angelegenheiten während des Streiks zu übernehmen hätten, müsse ein sittlich starkes und zu Taten entschlossenes Volk stehen, die Massen dürften nicht zimperlich sein.

Diese Hervorhebung des durchaus friedlichen und passiven Charakters des Generalstreiks macht es auch begreiflich, daß dieser Gedanke zu der Zeit, als er wieder stärker in den Vordergrund trat, im Jahre 1839, als sich die Chartisten nach neuen und stärkeren Kampfmitteln umsahen, ein sehr merkwürdiges Schicksal erfuhr. Der überradikale Pfarrer Stephens, der sich in Kraftphrasen gegen die Bourgeois nicht genug tun konnte, bekannte sich als energischsten Gegner des Generalstreiks.

„Ich sage euch," führte er aus,[1] „ich sei nur der Anhänger eines Punktes, und dieser Punkt ist: ein gutes Gebet und eine lange Lanze. Wenn der Konvent (der Kongreß der Chartisten) vorschlägt, euch auf die Wildegansjagd des allgemeinen Wahlrechts durch die Täuschung eines nationalen Feiertags zu führen, so will ich, und ich habe ein Recht dazu, euch sagen: Bedenkt es dreimal, ehe ihr diesen Wettlauf beginnt. Ein nationaler Feiertag bedeutet allgemeine Anarchie und Verwirrung, und die Empörung unseres Teiles der Nation, des schwächsten, des zersplittertsten, gegen alle anderen Teile der Nation, welche dastehen als ein Körper, der von einem Kopf geleitet ist."

Umgekehrt fand der Gedanke des Generalstreiks bei dem durchaus bürgerlichen Bankier und Währungsreformer Atwood entschiedenen Beifall, und zwar zugegebenermaßen als bestes Ablenkungsmittel von der Politik der physischen Gewalt.[2]

Diese Auseinandersetzungen trugen nicht wie die früheren über den Generalstreik bloß akademischen Charakter. Am 12. Juli 1839 wurde die von mehr als einer Million Unterschriften bedeckte Massenpetition um das allgemeine Wahlrecht, auf deren Eindruck viele Chartisten so große Hoffnungen gesetzt hatten, vom Parlament ohne viel Aufhebens mit 235 gegen 46 Stimmen abgelehnt. Schon vorher hatte der von den Chartisten einberufene ständige Kongreß, der sogenannte „Konvent", über die Maßnahmen beraten, die in diesem Falle zu treffen wären. Aber von allen Vorschlägen, die da gemacht wurden, wie Zurückziehung der Spareinlagen, Einreichung der Banknoten zur Einlösung in Hartgeld, Steuerverweigerung, wirtschaftliche und gesellschaftliche Boykottierung der Gegner und ihrer Presse usw., war es ruhigerer Überlegung von vornherein klar, daß sie sich entweder als Waffen für das Proletariat überhaupt nicht eigneten (sie waren zum Teil vom englischen Bürgertum in den Wahlrechtskämpfen der Jahre 1830 bis 1832 mit großem Erfolg angewandt worden), oder daß doch ihre Wirkung keinesfalls so stark und unmittelbar sein konnte, wie es die Situation gebot. Als wirklich ernster Gegenstand der Beratung blieb daher nur der Vorschlag des „heiligen Monats" übrig, des Generalstreiks. Die Debatten des Konvents über dieses proletarische Kampfmittel, von denen Beer sehr interessante Auszüge mitteilt, zeigen, daß auch nun keineswegs Einhelligkeit über Wesen und Ziele des Generalstreiks unter den Führern herrschte. Am 16. Juli, also noch unter dem frischen Eindruck der Parlamentsverhandlungen

[1] Vergl. Tildsley, a. a. O., S. 48.

[2] Vergl. Tildsley, ebenda. Tildsley sieht sogar irrtümlich in Atwood den Schöpfer des Generalstreikgedankens.

über die Petition, faßten die damals im Konvent anwesenden Delegierten den Beschluß, den Generalstreik zu verkünden und seinen Beginn auf den 12. August festzusetzen. Als aber die auf Agitation befindlichen Delegierten nach dem Konvent zurückkehrten und ihre Erfahrungen über die Stimmung im Lande mitteilten, wurde der erste Beschluß wieder aufgehoben und am 6. August eine Resolution angenommen, die für den 12. einen zwei- bis dreitägigen Demonstrationsstreik empfahl. Diese Parole wurde auch tatsächlich am 12. August an verschiedenen Orten befolgt, ohne aber starken Eindruck zu hinterlassen. Die Idee des Generalstreiks war damit vorläufig wieder begraben.

Die Arbeiterschaft Englands war dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach einer großen Gefahr entgangen. Denn eine Reihe der eifrigsten Befürworter des Generalstreiks faßten diesen nun nicht mehr in dem harmlosen Sinn einer bloßen friedlichen Arbeitsniederlegung auf, sondern sie wollten gerade durch den Generalstreik die Arbeiterschaft zu einem gewaltsamen Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht zwingen. Benbow selbst, der nach längerer Vergessenheit nun wieder auftauchte und seine Broschüre eifrig kolportierte, forderte bereits in Versammlungen unter freiem Himmel die Arbeiter nicht nur auf, die allgemeine Feier vorzubereiten, sondern auch, ihr Geld in Feuerwaffen anzulegen. Weniger offen als Benbow verfolgten eine Reihe führender Chartisten ihr Ziel, die Arbeiter zur Insurrektion zu treiben. Sie befürworteten den Generalstreik gerade deshalb, weil sie voraussahen, dieser werde zur Revolution führen. Als die Parole des Generalstreiks fallen gelassen wurde, beschlossen sie, den Aufstand direkt vorzubereiten, und begannen zu diesem Zweck die Arbeiter durch ausgediente Unteroffiziere militärisch einexerzieren zu lassen. Sie wußten allerdings nicht, daß diese Unteroffiziere fast durchwegs Spitzel der Regierung waren, wie sie überhaupt ihre Aufstandsvorbereitungen mit der leichtfertigsten Unbedachtheit trafen. Auf die Versicherung großsprecherischer Maulhelden hin glaubten sie außer Wales auch die wichtigsten Teile Nordenglands zum Aufstand bereit. So kam es zu dem unsinnigen Putschversuch vom 4. November in Newport, der von den Behörden sofort mit leichter Mühe im Blut erstickt wurde. Wäre es jenen Leichtfertigen gelungen, den Generalstreik für ihre Pläne auszunützen, das Unglück hätte unabsehbare Ausdehnung gewonnen, ohne daß der Sache im mindesten genützt worden wäre.

Und doch sollte der Generalstreik für die Geschichte des Chartismus noch große Bedeutung gewinnen!

In den Jahren 1841/42 brach eine schwere Wirtschaftskrise über England herein. Die Arbeitslosigkeit nahm eine erschreckende Ausdehnung an, die Löhne sanken unaufhaltsam, die Erfolge jahrelanger gewerkschaftlicher Arbeit, die Frucht der mit so schweren Opfern erkauften gewerkschaftlichen Siege war in wenigen Monaten, ja Wochen dahin. Unter diesen Umständen bemächtigte sich weiter Kreise der Arbeiterschaft Mißtrauen gegen die gewerkschaftlichen Methoden überhaupt, Verzweiflung gerade an dem, was ihnen bisher als das Sicherste gegolten und sie auf die politischen Bestrebungen der Chartisten hatte mit überlegenem Lächeln herabsehen lassen. Nun konnten umgekehrt chartistische Heißsporne in Versammlungen von Gewerkschaftern, ohne auf Widerspruch zu stoßen, erklären, daß die Fach-

organisationen vollständig versagt hätten, für die Arbeiter aussichtsvoll sei nur der politische Kampf, der Kampf um den Charter.

So gewann die chartistische Bewegung, die im Jahre 1839 nach dem Fehlschlagen der Massenpetition, dem Versagen der radikalen Kampfmittel, die zwar in Vorschlag gebracht und diskutiert, aber nicht durchgeführt worden waren, und nach der Verhaftung fast aller wichtigen Führer erstorben zu sein schien, neues Leben, und nun schlossen sich die gewerkschaftlichen Organisationen nicht mehr wie früher von der Bewegung aus, im Gegenteil, sie marschierten nun mit an der Spitze.

Wieder wurde eine Massenpetition an das Parlament gerichtet, die diesmal mit 3¼ Millionen Unterschriften bedeckt war, und wieder wurde sie vom Parlament mit ähnlich überwältigender Majorität, mit 287 gegen 49 Stimmen abgelehnt. Unterdessen spitzten sich die wirtschaftlichen Kämpfe besonders im Norden des Landes immer mehr zu, England schien unmittelbar vor dem Ausbruch der sozialen Revolution zu stehen.

Aber durch die schwere Wirtschaftskrise war nicht nur das Proletariat ins Elend gestürzt worden, auch weite Kreise der Industriellen und besonders des Mittelstandes waren schwer in Mitleidenschaft gezogen. Auch sie suchten einen Ausweg aus der allgemeinen wirtschaftlichen Not auf politischem Gebiet. Aber es war natürlich nicht die Ausdehnung des Wahlrechtes, wo von diese Nutznießer seiner Beschränkung das Heil erwarteten, sondern die Abschaffung der schweren Getreidezölle, die der englischen Industrie die Ausfuhr nach den agrarischen Ländern erleichtern und zugleich durch Verbilligung vieler Rohstoffe und der Löhne die Produktionskosten mindern sollte. Und nun geschah das Merkwürdige, daß diese beiden in ihrem Wesen und ihren Zielen so verschiedenen politischen Bewegungen der Chartisten und der liberalen Antikornzolliga darin übereinstimmten, daß die mächtigste Waffe in ihrem Kampfe der Generalstreik sei. Die Chartisten wollten durch ihn, wie wir gesehen haben, die gesamte Produktion und Zirkulation des Landes lahmlegen und dadurch die herrschenden Klassen mindestens zur Gewährung des allgemeinen Wahlrechts zwingen. Die Liberalen wollten durch diese Drohung mit der sozialen Revolution die herrschenden Tories einschüchtern und zur Aufhebung der Getreidezölle nötigen.

Tatsächlich brach am 4. August 1842 in Stalybridge ein tumultuarischer Streik aus, der sich alsbald über die wichtigsten Teile des nordenglischen Industriebezirks, vor allem über Lancashire und Yorkshire ausdehnte, aber auch auf die Bergreviere von Wales und Schottland übergriff.

Auf wessen Anregung und Willen der Ausbruch dieses Riesenstreiks unmittelbar zurückzuführen ist, wird sich wohl mit voller Sicherheit nicht mehr feststellen lassen. Nach Beers Darstellung[1] wäre er von den Arbeitern inszeniert worden. Bisher war die vorherrschende Ansicht gewesen, daß es die Fabrikanten selbst waren, die den Streik ursprünglich wollten,[2] der ihnen freilich sehr bald über die Köpfe wuchs. Wie immer der wirkliche Vorgang war, es ist für die Anschauungen und Stimmungen jener Zeit

[1] Beer, a. a. O., S. 389.

[2] Vergl. zum Beispiel Tildsley, a. a. O., S. 48, vergl. auch Beer, a. a. O., S. 394, besonders Anmerkung.

höchst charakteristisch, daß Friedrich Engels, der damals mit den hervorragendsten Chartistenführern verkehrte und für chartistische Blätter schrieb, in seiner „Lage der arbeitenden Klasse in England" ebenfalls mit aller Bestimmtheit der Ansicht Ausdruck gibt, der Streik von Stalybridge, der sich zum Generalstreik auswuchs, sei ursprünglich von den Fabrikanten selbst absichtlich herbeigeführt worden.[1]

Wie immer dem sei, der Ausgangspunkt des Streiks waren wirtschaftliche Forderungen der Arbeiter, Lohnfragen. Erst im Verlauf der Geschehnisse traten die politischen Gesichtspunkte immer mehr hervor, bis sie den Kampf fast völlig beherrschten. Wir sehen hier dieselbe Erscheinung vor uns, die uns heute aus der jüngsten Vergangenheit geläufig ist, aus der Geschichte der russischen Revolution und der österreichischen Wahlrechtskämpfe.

Es waren denn auch zuerst die Gewerkschaften, die zu dem Riesenstreik Stellung zu nehmen hatten. Am 11. und 12. August tagte eine Konferenz der Gewerkschaftsdelegierten von Manchester, wohin der Streik zuerst gedrungen war. In der von der Konferenz angenommenen Resolution heißt es nicht nur, daß es notwendig sei, die Klassengesetzgebung zu zerstören, die Versammlung erklärte ausdrücklich den Volkscharter als ihr Programm. Noch wichtiger war das Ergebnis einer Konferenz von über 100 Gewerkschaftsdelegierten aus ganz Lancashire und Yorkshire, also dem wichtigsten Industriegebiet Englands, die am 15. August in Manchester zusammentrat, um über die Stellung der Gewerkschaften zum Massenstreik zu beraten, insbesonders darüber, ob der Streik als Lohnkampf weiterzuführen sei oder als Kampf um den Charter. Für die erstere Auffassung stimmten auf dieser Gewerkschaftskonferenz nur 7 Delegierte, für den politischen Charakter des Streiks aber 77.

Erst am 17. August trat eine geheime Konferenz von Chartistenführern zusammen. Eine Gruppe beantragte eine Resolution, wonach der Streik fortzuführen wäre bis zur Erringung des Charters, und Cooper unterstützte diesen Antrag mit dem Argument, daß der Generalstreik unfehlbar zu einem allgemeinen Kampfe zwischen der Regierung und dem Proletariat führen müsse. Die Chartisten müßten die Volksmassen zum Kampfe führen. Demgegenüber wiesen andere darauf hin, daß bei offenem Kampfe das unbewaffnete Proletariat verloren sei, und Hill, Redakteur des O'Connorschen „Northern Star", der maßgebendsten Zeitung des Chartismus, ging sogar so weit, den Streik als eine liberale Mache geradezu zu verurteilen und seine formelle Mißbilligung zu beantragen. Auch der so radikale Harney sprach gegen die Gewalttaktik. Bei der Abstimmung erhielt Hills Resolution sechs Stimmen, die überwiegende Mehrheit beschloß die folgende Resolution:

Wenn auch die Chartisten den gegenwärtigen Streik nicht hervorgerufen haben, so spricht die Delegiertenkonferenz ihre tiefste Sympathie für die streikenden Arbeiter aus. Sie billigt die Ausdehnung und die Fortsetzung des gegenwärtigen Kampfes, bis der Volkscharter Gesetzeskraft erhalten hat. Sie beschließt, daß sofort ein Aufruf in diesem Sinne zu erlassen ist, und verpflichtet die Delegierten, nach Rückkehr in ihre Ortschaften die Anstrengungen des Volkes dementsprechend zu leiten.[2]

[1] Engels, a. a. O. (Stuttgarter Ausgabe), S. 234 ff.
[2] Beer, a. a. O., S. 394.

Beer macht es nun den Chartistenführern zum schweren Vorwurf, daß sie es bei dieser Resolution bewenden ließen. Er meint, sie hätten entweder nach dem Vorschlag Coopers das ganze Land insurgieren, zum Aufstand gegen die Regierung aufrufen und sich an die Spitze der Bewegung stellen müssen oder sie mußten offen zugeben, daß der Generalstreik aussichtslos war, dann mußten sie die Resolution Hill annehmen, das heißt den Streik mißbilligen. „Eines von beiden — entweder hatte Cooper recht — oder Hill." So lag die Sache aber doch nicht. Wir wissen heute sehr wohl, daß ein Generalstreik keineswegs zum Aufstand zu führen braucht, ja, daß er nicht zum Aufstand führen darf, wenn er erfolgreich sein soll. An diese Möglichkeit denkt Beer jedoch merkwürdigerweise nicht. Beurteilt man die damalige Situation aber ruhig, so sieht man, daß die Chartisten gar nicht anders handeln konnten, als sie es wirklich getan haben. Die Resolution Hill bedeutete den politischen Selbstmord. Die Chartisten hatten seit Jahren den Generalstreik als ihre schärfste Waffe verkündet, und sie hatten die schwersten Vorwürfe gegen die kurzsichtige Politik der Gewerkschaften erhoben, die im kleinlichen Tageskampf aufgehend kein Verständnis mehr für die großen politischen Fragen hätten. — Nun war der Generalstreik da, und die Gewerkschaften hatten soeben in einer von den Chartisten mit ungeheurem Jubel aufgenommenen Resolution den politischen, chartistischen Charakter dieser Bewegung verkündet. Und nun sollten die Chartisten diesen Streik und damit die Haltung der Gewerkschaften mißbilligen? Sie wären damit nicht nur ihren kämpfenden Genossen in den Rücken gefallen, sie hätten als politische Partei überhaupt abgedankt. Andererseits hieß die Taktik Coopers nichts anderes, als das Proletariat wehrlos zur Schlachtbank führen. Gewiß war die Aufregung damals in England ungeheuer, und die Regierung zitterte vor dem Aufstand; aber ihre militärischen Machtmittel waren keineswegs erschüttert, ein Zusammenstoß mußte zu einem Blutbad führen, gegen das die Schrecken der Pariser Junischlacht verblassen würden. Gewiß wäre dieser Kampf auch der Regierung keineswegs erwünscht gewesen, sie wäre darüber wahrscheinlich gestürzt, und eine liberale wäre an ihre Stelle gesetzt worden; aber für das Proletariat wäre damit nichts gewonnen, hingegen sehr viel verloren gewesen.

So blieb den Chartisten in dieser Entscheidungsstunde in der Tat keine Wahl. Sie mußten den Streik und die Gewerkschaften unterstützen, wenngleich mit dem von Tag zu Tag stärker werdenden Bewußtsein, einer verlorenen Sache zu dienen. Denn der Streik war von vornherein nicht zu halten. Ohne Plan und Ziel, ohne Organisation und Vorbereitung unternommen, konnte er nur siegen, wenn er tatsächlich alsbald das ganze wirtschaftliche Leben der Nation und die Machtmittel der Regierung lähmte. Davon konnte aber in einer Zeit der Krise, wo das wirtschaftliche Leben sowieso stagnierte, gar keine Rede sein. Wie wenig der Streik den Industriellen eine Gefahr bedeutete, geht ja schon daraus klar hervor, daß sie ihn höchstwahrscheinlich selbst angezettelt, sicherlich aber in der ersten Zeit gefördert und begünstigt haben. Erst als sie sahen, daß die Arbeiter nicht, wie sie erwartet, die Aufhebung der Kornzölle verlangten, sondern den Charter, da wurde ihnen die Bewegung unbequem, und nun wandten sie sich mit derselben Brutalität gegen sie wie die herrschenden Konservativen. Der Streik begann abzuflauen, Ende August war seine Kraft gebrochen, aber mit ihm sank der

Chartismus dahin. Es erfolgten massenhafte Verhaftungen der Führer und bald auch die Desorganisation der Bewegung. Im März 1843 sank die Zahl der organisierten Chartisten auf 3000 bis 4000, der Leserkreis der Presse ging wesentlich zurück, und dabei hörten Zank und Hader zwischen den Führern nicht auf. Von da an verflachte und versandete die Bewegung allmählich. Die reaktionär-utopistischen Weltbeglückungspläne O'Connors und O'Briens erlangten eine immer stärkere Bedeutung, das Verhältnis gegenüber den liberalen Getreidezollgegnern wurde immer unklarer und verwaschener, die selbständige Kraft des Chartismus war dahin. Zwar schien ihm der Wirbelsturm des Jahres 1848 noch einmal frisches Leben einzublasen; aber es war nur ein Scheinleben, dem der völlige und endgültige Zusammenbruch um so unmittelbarer folgte.

Wenn also in den jetzigen Diskussionen über den Massenstreik gesagt wurde, die Chartisten hätten den ersten Generalstreik erfolgreich durchgeführt, so ist diese Behauptung irrig. Die Chartisten haben den Generalstreik nicht durchgeführt, er wurde ihnen von außen, von der unorganisierten Masse und wahrscheinlich von den Fabrikanten selbst aufgedrängt, und er bedeutete für den Chartismus nicht den Erfolg, sondern die Niederlage. Er zwang die Chartistenführer, tatlos zuzusehen, wie alles, was sie in mühevoller Arbeit von Jahren aufgebaut, binnen wenigen Wochen niedergebrochen wurde. Seine Früchte fielen nicht ihnen zu, sondern, wie Beer ganz richtig sagt, den liberalen Kornzollgegnern, und auch darin hat Beer sicherlich recht, wenn er auf den schreienden Widerspruch hinweist zwischen den so oft wiederholten Gewaltdrohungen einiger der populärsten Führer und ihrer nunmehrigen Untätigkeit. Aber der Vorwurf trifft nicht ihre Untätigkeit während des Streiks, die unvermeidlich war, sondern ihre Gewaltdrohungen vorher, zu denen sie freilich dadurch gedrängt worden waren, daß sie nur den Gegensatz zwischen Gewalt- und Schwanztaktik kannten und daher glaubten, eine Politik des Klassenkampfes lasse sich nur mit Gewalttaktik verknüpfen. Auch das so naheliegende französische Beispiel mochte starken Einfluß auf die Anhänger der Gewalttaktik geübt haben. Aber die Verhältnisse lagen im damaligen England schon ganz anders als in Frankreich zur Zeit der großen Revolution oder im Jahre 1830, ja selbst als im Jahre 1848. Das englische Bürgertum hatte seine politischen Rechte schon im Wahlrechtskampf der Jahre 1830 bis 1832 durchgesetzt. Es hatte nun kein Interesse mehr daran, mit dem Proletariat gemeinsame Sache zu machen zur Verwirklichung der Demokratie, und das um so weniger, als in England die Klassengegensätze zwischen Bürgertum und Proletariat bereits ungleich weiter entwickelt waren als in Frankreich. In ihrem Kampfe gegen die Chartisten konnte sich daher jede Regierung Englands auf das gesamte Bürgertum stützen, wie gerade der Verlauf des Generalstreiks zeigte. Dazu kam aber noch, daß in Frankreich das Zentrum der Revolution mit dem Mittelpunkt der Regierungsgewalt zusammenfiel, in England aber die Industriedistrikte, die allein für einen ernsten Kampf in Frage kamen, weit vom Sitze der Regierung und des Parlamemes entfernt waren. Es konnte also hier keine Rede davon sein, daß ein Aufruhr im ersten Ansturm die Regierung stürzte und sich selbst des Staatssteuers bemächtigte. Solange die Regierung die Herrschaft über ihre Truppen nicht verloren hatte, und dazu war nicht die geringste Aussicht, war ein gewaltsamer Aufstand des englischen Proletariats vollkommen aussichts-

los. Die Furcht vor dem Aufruhr mochte die Regierung zu manchen Konzessionen treiben. Aber die Gefahren, die der offene Kampf der Waffen mit sich brachte, waren für das Proletariat noch unvergleichlich größer als für die Regierung.

Gewiß liegen die Ursachen des Niederganges des Chartismus viel tiefer; aber der unmittelbare Anlaß war das Scheitern jenes Massenstreiks.

(Schluß folgt.)

Direkte Gesetzgebung durch das Volk.

Von R. Perner.

Das Erfurter Programm bezeichnet als eine der Forderungen, die zunächst aus den Grundsätzen der deutschen Sozialdemokratie abzuleiten sind, die direkte Gesetzgebung durch das Volk vermittels des Vorschlags- und Verwerfungsrechtes. Das Parteiprogramm stellt diese Forderung unmittelbar neben die des allgemeinen, gleichen, direkten Wahl- und Stimmrechtes. Allein so viel in den fünf Jahrzehnten des Bestehens unserer Partei vom Wahlrecht gesprochen worden ist, so wenig war vom Rechte der Volksabstimmung die Rede. Das hat seine guten Gründe. Das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, wie wir es in der allerdings noch keineswegs einwandfreien Form des Reichstagswahlrechtes besitzen, mußte erst fest im Gefüge des neuen Deutschen Reiches verankert sein, und es mußte von der sozialdemokratischen Partei erst in unermüdlicher, intensivster Agitation zur Eroberung einer parlamentarischen Machtstellung ausgenützt werden, bevor die Bedeutung jenes anderen Volksrechtes schärfer hervortreten, seine Erringung zur Notwendigkeit werden kann. Daß dieser Zeitpunkt heute schon eingetreten sei, wird sich nicht ohne weiteres behaupten lassen, doch mehren sich unzweifelhaft die Anzeichen, die seinen baldigen Eintritt erwarten lassen. Es kann vor allem kein Zweifel darüber sein, daß schon bei der heutigen Stärke unserer Reichstagsfraktion die Möglichkeit sehr nahegerückt ist, daß aus den Beschlüssen des Reichstags sich unlösbare Widersprüche mit denen des Bundesrats ergeben. Nach der geltenden Reichsverfassung steht für solche Fälle den verbündeten Regierungen die Befugnis zu, den Reichstag nach Hause zu schicken und neu wählen zu lassen. Von dieser Befugnis ist freilich auch bisher schon öfters Gebrauch gemacht worden; als Wilhelm II. noch in seiner impulsivsten Periode war, schien es sogar manchmal, als sollten die Reichstagsauflösungen epidemisch werden. Indessen blieb es immer bei der einen Auflösung, da die Regierung ihren Zweck bei den Neuwahlen vollkommen erreichte. Das könnte in Zukunft leicht anders werden, zumal wenn der Konflikt aus wirtschaftspolitischen Fragen hervorgeht, bei denen die Gegensätze zwischen den bürgerlichen Parteien nicht so leicht auszugleichen sind wie bei den sogenannten „nationalen" Fragen. Es könnte dann versucht werden, durch fortgesetzte Reichstagsauflösungen die Volksvertretung mürbe zu machen, oder aber, was noch wahrscheinlicher ist, durch geschickte Provozierung eines Konfliktes um „nationale" Fragen die eigentliche Ursache der Auflösung verhüllt werden, um eine regierungstreue Mehrheit zu erzielen. Auch das wäre ja nicht neu, sondern nur ein Trick, der schon bei der Mehrzahl der bisherigen Reichstagsauflösungen angewendet worden ist.

Nun werden ja gerade die Neuwahlen nach einer Reichstagsauflösung unter Umständen vollzogen, die ihnen eine gewisse Ähnlichkeit mit Volksabstimmungen verleihen. Der Reichstag ist wegen eines Konfliktes zwischen Regierung und Reichstagsmehrheit aufgelöst, die Wähler sind zur Entscheidung über eine bestimmte Frage der Gesetzgebung aufgerufen. Was diese *scheinbaren* Volksabstimmungen zur Karikatur der direkten Gesetzgebung durch das Volk macht, ist jedoch nicht nur der grenzenlose Humbug, mit dem dabei die regierungsfreundliche Agitation betrieben zu werden pflegt, sondern vor allem der Umstand, daß *Parlamentswahlen überhaupt nicht geeignet sind, die Volksmeinung über eine bestimmte politische Frage festzustellen.* Da bei Wahlen nicht unmittelbar über die Fragen der Gesetzgebung, die den Reichstag in einer Legislaturperiode beschäftigen, abgestimmt wird, und erst recht nicht über die von der Regierung noch geheim gehaltenen Pläne, für die der Reichstag benützt werden soll, sondern lediglich über Kandidaten, deren Person und Parteiprogramm für die Wähler maßgebend sind, so wird eine Stimmungsmache ermöglicht, die das Urteil der politisch indifferenten Wähler — und das ist bis heute noch die Mehrzahl — irreführt.

Keine Partei erleidet unter solcher irreführenden Stimmungsmache größeren Nachteil als die Sozialdemokratie. Ein sehr großer Teil der Wählerschaft scheut sich einfach, sozialdemokratisch zu stimmen, weil er nicht alle Forderungen unseres Programmes gutheißen will, ist aber vielleicht in allen wichtigen Fragen, die in der betreffenden Legislaturperiode zur Entscheidung kommen, durchaus mit uns einverstanden. So entstehen jene Fälschungen der Volksmeinung, wie sie die Reichstagsmehrheit bis heute nach jeder Wahl, besonders aber nach den sogenannten Faschings- und Hottentottenwahlen darstellte.

Hier könnte die direkte Gesetzgebung durch das Volk zu einem sehr wirksamen Hebel des politischen Fortschrittes in der Richtung zur reinen Demokratie schon dadurch werden, daß die Verfassungsbestimmung, welche der Regierung das Recht zur Reichstagsauflösung gibt, beseitigt und an die Stelle dieses Reservatrechtes des Absolutismus das neue Recht des Volkes gesetzt würde, *in allen Fällen, wo keine Verständigung zwischen Regierung und Volksvertretung möglich ist, die Entscheidung durch Abstimmung aller stimmberechtigten Staatsbürger herbeizuführen.* Schon die Propaganda dafür verspricht uns neue Anhänger in den Bevölkerungskreisen zu erwerben, die den übrigen Forderungen unseres Parteiprogrammes mehr oder minder ablehnend gegenüberstehen. Und wenn auch alle Parteien des Reichstags sich gegen unsere Forderung erklären, so liefern uns damit die, welche vorgeben, Volksparteien zu sein, das schätzbarste Material, um ihnen ihre jetzigen Wähler abtrünnig zu machen. Was aber kann unserer Agitation nützlicher sein als eine Kampfmethode, durch die wir die Masse unserer Feinde nicht gegen uns zusammentreiben — wie das durch andere heute vielfach empfohlene Methoden leicht geschehen kann —, sondern sie auseinandersprengen und ihre Gefolgschaft gegen sie aufbringen!

Die Parteigenossen des *dritten Hamburger Wahlkreises* stellen zum diesjährigen Parteitag den *Antrag*, die direkte Gesetzgebung durch das Volk möge zum Gegenstand einer parlamentarischen Aktion un-

ferer Reichstagsfraktion, unterstützt durch allgemeine Agitation im Lande für diese spezielle Programmforderung, gemacht werden. Die vorstehenden Ausführungen sollen nichts weiter als eine Andeutung sein, in welcher Weise sich die Forderung formulieren und wie sie agitatorisch ausgenützt werden könnte. Für das Vorschlagsrecht ließe sich noch auf das Mittel der Massenpetitionen verweisen, durch das eine besondere Art der Volksabstimmung sich schon probieren läßt, bevor unsere Programmforderung Gesetz geworden ist. Jedenfalls braucht die Art und Weise, wie das Referendum in der Schweiz ausgeübt wird, ebensowenig maßgebend für unsere Forderung der direkten Gesetzgebung durch das Volk zu sein, wie es die schweizerische Miliz für unsere Forderung der Umwandlung des stehenden Heeres in eine Volkswehr ist. Die kleinbürgerliche Demokratie hat andere Daseinsbedingungen als der demokratische Sozialismus.

Der Hamburger Antrag ist ein Ausdruck jenes heute in der Partei stark ausgeprägten Verlangens nach mehr politischer Macht, die nicht unter Preisgabe, sondern unter schärferer Betonung unserer grundsätzlichen Forderungen errungen werden soll. Es ist zu wünschen, daß er die Beachtung findet, die ihm aus diesem Grunde gebührt.

Eine gewerkschaftliche Denkschrift über die Verhältnisse in den amerikanischen und deutschen Schuhfabriken.[1]

Von **Dionys Zinner.**

Schon wiederholt haben sich deutsche Gewerkschaften veranlaßt gesehen, Verbandsbeamte nach Amerika zum Studium der dortigen Verhältnisse ihres Berufs zu entsenden, um mit den so erworbenen Kenntnissen und gewonnenen Tatsachen die Interessen ihrer Mitglieder den mit falschen Behauptungen operierenden Unternehmern gegenüber wirksamer und erfolgreicher wahrnehmen zu können. Solche Umstände bewogen auch den Zentralverband der Schuhmacher Deutschlands, seinen Zentralpräsidenten Simon und Gauleiter Höltermann, beide in Nürnberg, im Jahre 1910 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zur persönlichen Untersuchung der Verhältnisse in den dortigen Schuhfabriken abzuordnen. Vorher waren deutsche Schuhfabrikanten zum gleichen Zweck in Amerika, die dann nach ihrer Rückkehr nach Deutschland behaupteten, die Fabrikschuhmacher in Amerika leisteten viel mehr als die in deutschen Schuhfabriken. Auf Grund dieser Behauptungen suchten sie nun durch eine rücksichtslose Antreiberei höhere Leistungen zu erpressen. Dabei verschwiegen sie in ihrer einseitigen Darstellung der amerikanischen Verhältnisse verschiedene wesentliche Umstände, und von den höheren Löhnen der amerikanischen Fabrikschuhmacher, die sie nicht abstreiten konnten, behaupteten sie, daß sie durch die viel teurere Lebenshaltung gegenüber derjenigen in Deutschland völlig wieder wettgemacht würden.

Unseren beiden Genossen ist es nun gelungen, bei ihrem Besuch in Schuhfabriken der Schuhindustriezentren Brooklyn, Boston, Brokton, Lynn, Haverhill, Rochester, Chicago, Buffalo und Cincinnati wichtige, uns bisher unbekannt gewesene Tatsachen festzustellen, deren Veröffentlichung den deutschen Schuh-

[1] Denkschrift über die Untersuchungen der Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter in der Schuhindustrie in Amerika. Von F. Simon und K. Höltermann. Verlag des Zentralverbandes der Schuhmacher Deutschlands. Nürnberg 1913.

fabrikanten äußerst unwillkommen und unbequem ist. Ihr Verbandsorgan, der in Frankfurt a. M. erscheinende „Schuhmarkt", der mit Ungeduld den Bericht unserer beiden Amerikareisenden erwartete, ist nun verstummt; trotzdem bereits mehrere Monate seit der Veröffentlichung der Denkschrift verflossen sind, hat das Unternehmerblatt bis jetzt noch keine Zeit gefunden, davon seinen Lesern Mitteilung zu machen und ihnen kurz einige interessante Tatsachen daraus zur Kenntnis zu bringen. Den deutschen Schuhfabrikanten ist eben jetzt ein für allemal die Möglichkeit genommen, fernerhin die amerikanischen Fabrikschuhmacher gegen ihre deutschen Kollegen zwecks Erhöhung des Unternehmerprofits auszuspielen. Umgekehrt erhalten die deutschen Fabrikschuhmacher neue wirksame Waffen für den Kampf um Verbesserung ihrer Arbeits- und Lohnverhältnisse.

Die von unseren Genossen besichtigten, fast ausschließlich größeren Betriebe sind durchwegs gut eingerichtet. Die Arbeitsteilung ist indes auch da nicht immer bis ins kleinste durchgeführt. Es gibt in Deutschland Schuhfabriken, in denen die Arbeitsteilung weiter fortgeschritten ist. Dagegen ist drüben die Spezialisierung der Fabriken weiter gediehen, indem in der Regel in einer Fabrik nur Damen- oder nur Herrenschuhe fabriziert werden. In Fabriken, wie in jenen von Douglas in Brokton, wo man alle Arten von Schuhen fabriziert, geschieht dies in besonderen Abteilungen. Auch die Arbeiter werden so zu Spezialisten, deren Leistungsfähigkeit auch dadurch gehoben wird, daß ihnen das Arbeitsmaterial gleich in größeren Mengen auf den Arbeitsplatz gebracht wird, so daß sie ununterbrochen fortarbeiten können und ihnen viel Zeitverlust erspart bleibt. Neu ist der Bezug von ausgestanzten Sohlen und Brandsohlen sowie Vorder- und Hinterkappen aus Lederfabriken, während die deutschen Schuhfabriken die Häute beziehen und die Sohlen usw. selbst ausstanzen. Bemerkenswert ist die Verwendung von gutem Bodenleder für die Rahmenschuhe, wodurch sie zwar etwas schwerer werden, aber auch um so solider sind. Die technische Einrichtung in den amerikanischen Schuhfabriken ist keine andere als die in deutschen Schuhfabriken. Nur in der „Taxausziehmaschine" und in der „Öseneindrückmaschine" entdeckten unsere Genossen amerikanische Neuheiten, die jedoch inzwischen wohl auch in deutsche Schuhfabriken ihren Einzug gehalten haben werden. Sehr zweckmäßig sind die in allen Abteilungen vorhandenen Ersatz- oder Reservemaschinen, auf denen die Arbeiter sofort weiterarbeiten können, wenn an den anderen eine Störung eingetreten ist.

In den Fabriken herrscht die größte Reinlichkeit. Die Arbeiter sind gut gekleidet und genährt. Für schmutzige Arbeiten werden Handschuhe benutzt. In der Schaftstepperei, in der sich bei uns nur Frauen befinden, werden auch sehr viele Männer beschäftigt, die bei gleichen Akkordsätzen im Durchschnitt 1 bis 2 Dollar pro Woche mehr verdienen als die Arbeiterinnen. In der Bodenfabrikation werden an Maschinen keine Arbeiterinnen beschäftigt. Für leichtere Arbeiten werden in der Regel ältere, nicht mehr so leistungsfähige Arbeiter verwendet.

Besonders hebt der Bericht hervor, daß *der amerikanische Arbeiter sich dem Fabrikanten gegenüber viel freier fühlt als der deutsche*. Auch fehlt in den amerikanischen Schuhfabriken die sogenannte Zuchthausordnung, wie sie leider in einzelnen Betrieben in Deutschland anzutreffen ist. Wenn der amerikanische Arbeiter mit der Arbeit fertig ist und er liest seine Zeitung, so läßt er sich durch das Erscheinen des Fabrikanten hierin durchaus nicht stören. Der Fabrikant sieht auch gar nicht hin. Er sagt sich, der Arbeiter erhält nur das bezahlt, was er fertigstellt, und wenn er etwas versäumt, dann geht es ihm von seinem Lohne ab.

Sehr wichtig für die deutschen Fabrikschuhmacher ist die Feststellung, daß in Amerika die sogenannte *Furniturenfrage* nicht existiert, weil alle für die Ausführung der Arbeiten nötigen Zutaten wie Seide, Garn, Nadeln, Kleister, Zwickstiften, Schwärze, Wachs usw. von den Fabrikanten zur Verfügung gestellt

werden, was ja als etwas Selbstverständliches erscheint. In den deutschen Schuhfabriken aber müssen diese Dinge die Arbeiter von den Fabrikanten kaufen und meistens teurer bezahlen als in Ladengeschäften, so daß das Wort vom „Furnituren-wucher" geprägt und gegen diesen schon die heftigsten Kämpfe geführt wurden. Der Direktor der Firma Wichert & Gardiner in Brooklyn erklärte unseren Genossen, als sie auf die ganz anders gearteten deutschen Verhältnisse verwiesen: „Das würden sich bei uns (in Amerika) die Arbeiter nicht gefallen lassen." Die Kontrolle verhütet den von deutschen Schuhfabrikanten behaupteten angeblichen Mißbrauch der Furnituren durch die Arbeiter, und es haben sich dabei in den amerikanischen Schuhfabriken keinerlei Mißstände ergeben. Und die deutschen Schuhfabrikanten machen von der Bezahlung der Furnituren durch die Arbeiter die Weiterexistenz der deutschen Schuhindustrie abhängig! Nachdem nun aber die unentgeltliche Lieferung der Furnituren durch die Unternehmer in der amerikanischen Schuhindustrie festgestellt ist, läutet dem Furnituren-wucher auch in der deutschen Schuhindustrie bereits das Totenglöckchen.

Haben die amerikareisenden deutschen Schuhfabrikanten kein Wort gesagt von der unentgeltlichen Lieferung der Furnituren durch die Unternehmer in den amerikanischen Schuhfabriken, so verbreiteten sie andererseits die unrichtige Behauptung, daß in Amerika die Betriebe wochen- oder gar monatelang während des schlechten Geschäftsganges geschlossen würden. Unsere Genossen haben darüber in jeder Fabrik Erkundigungen eingezogen und dabei jene Behauptung nirgends bestätigt gefunden. „In Amerika wird das Jahr zweimal zum Saisonwechsel Inventur gemacht, wo die einzelnen Sparten vorübergehend einige Tage aussetzen müssen, von einem Stillegen des Betriebs kann aber keine Rede sein." Dagegen kommt Arbeitslosigkeit auch in der amerikanischen Schuhindustrie vor, wozu sehr bezeichnenderweise der deutsche Konsul in Boston bemerkte: „Der amerikanische Arbeiter ist in der Lage, wenn er Arbeit hat, in einem halben Jahre so viel zu verdienen, um die Schulden, die ein Vierteljahr Arbeitslosigkeit ihm auferlegte, abzuzahlen, weil er mehr verdient, als er für das Leben braucht, während der deutsche Arbeiter durch den geringen Verdienst keinerlei Erübrigungen machen kann." Damit ist den deutschen Schuhfabrikanten ein weiteres wichtiges Argument aus den Händen geschlagen, wogegen sie allerdings die ihnen aber gewiß nichts weniger als angenehme amtliche Bestätigung des deutschen Konsuls in Boston eintauschen, daß der Arbeiter in Amerika erheblich mehr verdient als in Deutschland.

Und für die Richtigkeit dieser Tatsache erbringen unsere beiden Genossen selbst ein ungemein reiches lohnstatistisches Material: Haushaltungsstatistik, Statistik der Lebensmittelpreise usw. Vorerst möge noch konstatiert sein, daß in bezug auf die Arbeitszeitverhältnisse in den amerikanischen wie in den deutschen Schuhfabriken noch keinerlei Einheitlichkeit besteht. Es kommt hier wie dort die 54stündige neben der 60stündigen Arbeitswoche, die 9stündige neben der 10stündigen täglichen Arbeitszeit vor. Im Zusammenhang mit der Lohnstatistik wird auch die Leistungsfähigkeit der amerikanischen und der deutschen Fabrikschuhmacher einander gegenübergestellt und dabei ebenso die Flunkerei deutscher Schuhfabrikanten mit der angeblich bedeutenden Mehrleistung der amerikanischen gegenüber den deutschen Arbeitern entlarvt als auch andererseits der ganz bedeutend höhere Verdienst der Amerikaner festgestellt. Dabei werden die Leistungen in verschiedenen Arbeiten miteinander verglichen. Es ergibt sich zunächst, daß zum Teil unter ungünstigeren Bedingungen, wie zum Beispiel die Verrichtung von mancherlei Nebenarbeiten, die Arbeiter in deutschen Schuhfabriken das gleiche oder noch mehr leisten als jene in amerikanischen. So liefert ein Zuschneider in der Schuhfabrik von Krippendorf in Cincinnati bei 60stündiger wöchentlicher Arbeits-

zeit 336 bis 380 Paar zugeschnittene Schäfte pro Woche, in Pirmasens bei Semler dagegen 384 bis 420 Paar. Dabei verdient der amerikanische Zuschneider 75,50 bis 88,20 Mark pro Woche, der Pirmasenser aber nur 29,50 Mark. Ein Vergleich der Löhne der übrigen Arbeiter ergibt ebenfalls die größten Differenzen zuungunsten der deutschen Arbeiter.

So erhält ein Stanzer in der Schuhfabrik von Georg Keith in Brokton für 12 Paar 75,6 Pfennig, bei Dorndorf in Breslau 25,9 Pfennig; ein Einstecher 88,2 bezw. 36 Pfennig; ein Doppler 101,1 bezw. 30 Pfennig; Absatzaufdrücker 42 bezw. 33 Pfennig; Oberfleckstifter 21 bezw. 9 Pfennig usw. 82 216 in der Schuhindustrie des Staates Massachusetts beschäftigte Personen hatten im Krisenjahr 1908 einen Durchschnittslohn von 2362,77 oder 7,88 Mark Tagesverdienst bei 300 jährlichen Arbeitstagen. Bei der Firma Herz in Frankfurt a. M. dagegen, die mit die höchsten Löhne in der deutschen Schuhindustrie bezahlt, betrug im Jahre 1910 der durchschnittliche Jahresverdienst rund 1400 Mark oder 4,64 Mark pro Tag, um 3,24 Mark weniger als in der Keithschen Fabrik in Brokton. In Massachusets hatten 31 729 oder 64,14 Prozent aller über 21 Jahre alten männlichen Arbeiter einen Wochenverdienst von über 12 Dollar, 7614 oder 15,34 Prozent mehr als 20 Dollar; 13 215 oder 55,52 Prozent der über 21 Jahre alten Arbeiterinnen mehr als 9 Dollar, 6015 oder 25,69 Prozent mehr als 12 Dollar. Auch Jugendliche stiegen noch bis über 10 Dollar die Woche hinaus. An Lohnsystemen bestehen in den amerikanischen wie in den deutschen Schuhfabriken Akkord- und Zeitlohn, speziell Wochenlohn, nebeneinander.

Nicht ohne großes Interesse ist die Feststellung, daß trotz der so bedeutend höheren Löhne, die für 47 Arbeiterinnen und 15 Arbeiter unter 21 Jahren bis zu 105 Mark wöchentlich anstiegen, die Schuhwaren in Amerika nicht teurer verkauft werden als in Deutschland, wo die Schuhfabrikanten beständig darüber klagen, daß sie „nichts verdienen". Der Ladenpreis der Schuhe schwankt zwischen 1,50 bis 6 Dollar (ausschließlich sogenannter Luxusware) oder 6,30 bis 25,20 Mark. Die Hauptproduktion dürfte aus 3 bis 4 Dollar-(12,60 bis 16,80 Mark-)Schuhen bestehen, also Schuhpreise, wie sie auch in Deutschland bezahlt werden müssen. „Wie kommt es nun," fragen die Berichterstatter, „daß trotz den in Deutschland im Verhältnis zu Amerika niedrigeren Arbeitslöhnen die Fabrikanten angeblich nichts verdienen und aus Konkurrenzrücksichten keine Lohnerhöhungen gewähren können?" Die Denkschrift läßt die Frage unbeantwortet. Es wäre Sache der deutschen Schuhfabrikanten und ihrer Presse, den Arbeitern die fällige Antwort auf diese Frage zu geben, die ihnen voraussichtlich bei allen künftigen Lohnkämpfen entgegengehalten werden wird und um deren Beantwortung sie daher nicht herumkommen werden.

Die große Verschiedenheit in der Lebenshaltung der Arbeiter hüben wie drüben wird durch Haushaltungsrechnungen eines deutschen Arbeiters in Cincinnati, eines Zwickers in den fränkischen Schuhfabriken in Nürnberg und eines sächsischen Fabrikschuhmachers, der eine Aufstellung im „Evangelischen Arbeiterblatt" machte, illustriert. Vergleicht man diese drei Haushaltungsrechnungen miteinander, so ergibt sich folgendes: Der amerikanische Arbeiter gibt für Nahrungs- und Genußmittel bei einer vierköpfigen Familie pro Jahr 2190 Mark aus, das macht pro Tag 6 Mark oder 1,50 Mark pro Kopf. Der Nürnberger Arbeiter gibt bei einer sechsköpfigen Familie für Nahrungs- und Genußmittel pro Jahr 1012,67 Mark aus, das ist pro Tag 2,80 Mark oder pro Kopf 46⅔ Pfennig. Der sächsische Arbeiter gibt bei einer fünfköpfigen Familie für Nahrungs- und Genußmittel 770,12 Mark aus, das ist pro Tag 2,11 Mark oder 42 Pfennig pro Kopf. Noch schärfer wirkt der Gegensatz in der Ernährung, namentlich zum Nachteil der deutschen Arbeiter, wenn man die Fleischnahrung diesseits und jenseits des Ozeans miteinander vergleicht. Für Fleisch und Wurstwaren gibt der amerikanische Arbeiter pro Tag 1,87 Mark oder pro Kopf 46⅔ Pfennig

aus. Der Nürnberger Arbeiter pro Tag 76 Pfennig oder pro Kopf 12⅔ Pfennig. Der sächsische Arbeiter pro Tag 29⅓ Pfennig oder pro Kopf 6 Pfennig. Das Pfund Fleisch kostet in Amerika, je nach Qualität, 55 bis 80 Pfennig, während im Jahre 1910 in Deutschland das Pfund 70 Pfennig bis 1 Mark kostete.

Im allgemeinen, so berichten unsere Amerikafahrer, nimmt der amerikanische Arbeiter schon morgens zum Kaffee mehr Fleisch und Eier als der deutsche Arbeiter den ganzen Tag. Das gewöhnlich im Speisehaus eingenommene Mittagessen besteht aus Suppe, Suppenfleisch mit Beilage, Braten mit Gemüse und einer Tasse Kaffee mit Kuchen und kostet 84 bis 105 Pfennig. Da meistens die englische Arbeitszeit besteht, wird die Hauptmahlzeit abends in der Familie eingenommen. Bezüglich der Lebensmittelpreise wird mitgeteilt, daß Fleisch und Geflügel (das Pfund Rindfleisch ohne Bein kostet 70 Pfennig) sowie Kaffee billiger sind als in Deutschland; Brot, Mehl, Zucker, Butter gleich viel und nur Milch, Eier, Gemüse und Obst etwas mehr kosten. Die viel bessere Lebensweise der amerikanischen Arbeiter bestätigte auch der bayerische Konsul in Boston unseren Amerikaforschern. Auch die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter sind drüben besser und mit 428 Mark für eine dreizimmerige Wohnung in der Stadt mindestens nicht teurer als in deutschen Städten.

Die Organisationsverhältnisse sind leider recht zersplitterte, indem sieben Gewerkschaften vorhanden sind, von denen die stärkste, die Stiefel- und Schuharbeiterunion, 40 000 Mitglieder zählt.

Die wertvolle Denkschrift bietet dem Zentralverband der Schuhmacher Deutschlands einen ausgezeichneten und reichhaltigen Agitationsstoff. Und den deutschen Schuhfabrikanten schlägt die Denkschrift ihre hohle Waffe gegen die Arbeiter, daß sie weniger leisten als ihre amerikanischen Kollegen, restlos aus den Händen. Sie leisten gleich viel, bekommen dafür aber nur ein Drittel des Lohnes der amerikanischen Fabrikschuhmacher. Und im gleichen Verhältnis ist ihre ganze Lebenslage niedriger und unbefriedigender.

Literarische Rundschau.

Dr. Theodor Plaut, **Der Gewerkschaftskampf der deutschen Ärzte.** (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Neue Folge, Heft 14.) Karlsruhe i. B. 1913, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 246 S. 3 Mark.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Stellung, die der Verband der Ärzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen, der sogenannte „Leipziger Verband" im Wirtschaftsleben einnimmt, zu untersuchen. Zu diesem Zwecke gibt er zunächst eine Darstellung der Ursachen, die zu der Gründung des Verbandes geführt haben, beschreibt dann seine Entwicklung und den Aufbau seiner Organisation, um schließlich nach einer Schilderung der Kämpfe, die er geführt, der Erfolge, die er errungen, und der Ziele, die er verfolgt, die sozialpolitische Bedeutung des Verbandes festzustellen. Als Unterlage für seine Arbeit bedient sich der Verfasser fast ausschließlich und fast kritiklos des Materials des „Leipziger Verbandes" selbst, das heißt desjenigen Materials, das dieser zu veröffentlichen bisher für gut befunden hat. Und so kann es uns eigentlich kaum wundernehmen, daß der Autor in dem Kampfe des „Leipziger Verbandes" gegen die Krankenkassen ganz einseitig und unverhüllt für die Ärzte und gegen die Krankenkassen Stellung nimmt. Seine Arbeit unterscheidet sich daher auch sowohl in der Tendenz wie in den Schlußfolgerungen nur unwesentlich von den zahlreichen Veröffentlichungen des „Leipziger Verbandes". Selbst die Form der Polemik gegen die in den Krankenkassen organisierten Arbeiter und die Sozialdemokratie ist von der des „Leipziger Verbandes" manchmal nicht sehr verschieden. Deshalb würde es sich auch kaum lohnen, hier dieses Werk zu besprechen. Aber die naive Gutgläubigkeit

des Verfassers, die so ganz verschieden ist von der Hinterhältigkeit der Leiter des „Leipziger Verbandes", bewirkt, daß das Buch in mancher Hinsicht mehr Einsicht in die Ziele des „Leipziger Verbandes" gewährt, als letzterem wohl lieb sein dürfte. Und aus diesem Grunde ist es nicht ganz wertlos.

Im Mittelpunkt der Bestrebungen des „Leipziger Verbandes" steht bekanntlich die Einführung der freien Arztwahl. Das hat der Verfasser auch ganz richtig erkannt. Nicht will er jedoch Wort haben, daß diese Forderung von dem „Leipziger Verband" nur erhoben wird, um die Herrschaft über die Kassen in die Hände der organisierten Ärzte zu bringen. Dieses Ziel, so meint der Verfasser, ließe sich auch bei dem System der Distriktsärzte — der einzigen Form kassenärztlicher Versorgung, die er noch kennt — erreichen. Die freie Arztwahl liege jedoch im Interesse der Kranken, und deswegen müsse sie von dem „Leipziger Verband" mit aller Energie zu verwirklichen gesucht werden. Allerdings einige Ausnahmen von der allgemeinen Regel seien zu gestatten. Auch müßten einige Kautelen getroffen werden. Dann aber sei die freie Arztwahl auch wirklich das idealste System für die Kassenmitglieder, das man sich denken könnte. Auf die Gründe, die der Autor für diese Behauptung beibringt, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Es sind die ältesten Ladenhüter aus dem Arsenal des „Leipziger Verbandes", die dieser selbst nur noch sehr selten hervorholt, weil er weiß, daß sie bei den Beteiligten keinen Eindruck mehr machen. Um so mehr interessieren uns die Ausnahmen, die nach der Ansicht des Verfassers von der Regel der freien Arztwahl gestattet sein sollen. Es sind dies, kurz gesagt, die meisten Betriebskrankenkassen, die Knappschaftskassen, die Landkrankenkassen und schließlich die Kassen in den national gemischten Gegenden, und zwar weil in letzteren die Auswahl der Ärzte nach politischen und nicht nach sanitären Rücksichten erfolgen würde. Man sieht, in dem Kopfe des Verfassers löst sich die Kassenarztfrage nach einer höchst einfachen Formel. Liegt die Auswahl der Ärzte in den Händen der Vertreter der Mitglieder, dann ist die freie Arztwahl einzuführen, liegt sie hingegen in den Händen der Unternehmer, dann ist das fixierte Arztsystem das allein richtige.

Nun ist die freie Arztwahl ganz gewiß kein empfehlenswertes kassenärztliches System. Nicht etwa bloß deswegen, weil es niedrige Leistungen und hohe Beiträge zur Folge hat. Auch nicht aus dem Grunde allein, weil es die Charakterfestigkeit der Kassenärzte einer Belastungsprobe unterwirft, der diese sich nicht gewachsen gezeigt haben. Sondern vor allen Dingen deswegen, weil die fortschreitende medizinische Wissenschaft und die immer komplizierter sich gestaltende ärztliche Technik auch für die Krankenkassen neue Formen der Organisation des ärztlichen Dienstes erheischen, die mit freier Arztwahl schlechterdings unvereinbar sind. Aber selbst dieses unwirtschaftliche und technisch rückständige System ist noch immer ein Fortschritt gegenüber dem bei den Knappschaftskassen und den meisten Betriebskassen üblichen. Bei diesen Kassen sind die fixierten Ärzte völlig abhängig von den Unternehmern. Das Unternehmerinteresse im Gegensatz zu dem der Kranken zu vertreten, sind sie angestellt. Ihre Aufgabe ist also im Prinzip dieselbe wie die der Vertrauensärzte der Berufsgenossenschaften. Dementsprechend ist auch ihre Behandlung der Kassenkranken. Es ist daher ebenso begreiflich wie berechtigt, daß die Kassenmitglieder mit diesen Ärzten höchst unzufrieden sind und eine Änderung dieses Zustandes herbeisehnen. Eine wirklich gute oder auch nur befriedigende ärztliche Versorgung läßt sich allerdings bei diesen Kassenformen überhaupt nicht organisieren. Wo die Ärzte von den Unternehmern abhängig sind, da werden die Kassenmitglieder schließlich immer zu kurz kommen. Und unabhängig von den Unternehmern sind bei diesen Kassen die Ärzte niemals, welches System auch immer eingeführt sein mag. Das weiß jeder, der diese Verhältnisse kennt. Folgerichtig müßte daher der Verfasser, dem nach seiner Angabe die Unabhängigkeit der Ärzte und eine gute ärztliche Versorgung der Kassenmitglieder gleich sehr am Herzen liegen, zu der Forderung der Aufhebung dieser Kassenformen kommen.

Aber daran denkt er nicht. Im Gegenteil, gerade bei diesen Kassen verlangt er, daß eine Ausnahme von der freien Arztwahl zu machen sei, trotzdem bei diesem System die Abhängigkeit der Kassenärzte von den Unternehmern immerhin nicht ganz so drückend ist wie bei dem der fixierten Ärzte. Wie kommt nun aber der Verfasser dazu, so augenfällig sich selbst zu widersprechen? Nun, die Antwort besteht darin, daß diese Inkonsequenz nur der theoretische Ausdruck der zwiespältigen Praxis ist, die der „Leipziger Verband" noch immer geübt hat. In Wirklichkeit hat der „Leipziger Verband" für das Wohl und Wehe der Kassenmitglieder nicht einmal ein sekundäres Interesse. Für ihn ist der Streit um die Form der ärztlichen Versorgung der Kassenmitglieder nur ein Kampf um die Herrschaft über die Kassen. In diesem Kampfe kann aber der „Leipziger Verband", das wissen seine Leiter ganz genau, nur siegreich sein, wenn er die Unternehmer und damit die Behörden auf seiner Seite hat. Deswegen führt die Verbandsleitung den Kampf für die freie Arztwahl ernsthaft auch nur gegenüber den Ortskrankenkassen und den freien Hilfskassen, während sie bei den Betriebs- und Knappschaftskassen, wenigstens vorläufig, nur Scheinkämpfe zuläßt, wenn einzelne Gruppen der Mitglieder gar zu ungeduldig werden. Ob die Leiter des Verbandes die Geister, die sie riefen, auf die Dauer werden bannen können, ob sie nicht vielmehr unter dem Drucke eines großen Teils der Verbandsmitglieder über das Ziel, das sie sich gesetzt, werden hinausgehen müssen, oder ob nicht letzten Endes an dieser Zwiespältigkeit der ganze Verband zugrunde gehen wird, das muß abgewartet werden. Der Verfasser freilich nimmt alle diese Widersprüche zwischen Theorie und Praxis des Leipziger Verbandes gedankenlos hin. Sie erscheinen ihm nicht bedeutungsvoll, weil er die inneren Gegensätze im Verband selbst nicht sieht, durch die sie bedingt sind. Aber gerade deswegen spricht er sie offener aus, als es der „Leipziger Verband" zu tun wagt. Und das ist das einzige — allerdings unfreiwillige — Verdienst der ganzen Arbeit. Aber dieses Verdienst genügt dem Autor nicht. Außerdem hat er noch den Ehrgeiz, nachweisen zu wollen, daß der „Leipziger Verband" eine echte und rechte Gewerkschaft sei, deren Kämpfe veritable Gewerkschaftskämpfe darstellen. Dieser Nachweis wird ihm freilich nicht ganz leicht. Denn daß die Ärzte keine Lohnarbeiter sind, läßt sich am Ende nicht leugnen. Hier muß daher eine neue Definition des Begriffs „Gewerkschaft" helfen, die schwer gelehrt, dafür aber auch so kautschukartig ist, daß sie schließlich jede Organisation, die wirtschaftliche Vorteile für ihre Mitglieder zu erlangen sucht, umfaßt. Welche tiefe Einsicht in das Wesen der Gewerkschaften der Verfasser dabei zutage fördert, wie die einfachsten volkswirtschaftlichen Begriffe in seinem Kopfe durcheinanderwirbeln, wie er — in einer Polemik gegen Kautsky — beständig Wert und Preis verwechselt, welche merkwürdige Auffassung er von dem Mehrwert hat, das kann hier nicht näher auseinandergesetzt werden. Aber es ist verzeihlich, daß der Verfasser von den ärztlichen Verhältnissen so wenig versteht, wenn er nicht einmal die elementarsten Begriffe seiner eigenen Wissenschaft beherrscht. Dr med Georg Wagner (Hanau).

Bogutscharsky, Die revolutionären Volkstümler der siebziger Jahre. In russischer Sprache. Moskau 1912. 383 Seiten. Preis 2 Rubel.

Bogutscharsky hat sich bereits um die Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland verdient gemacht: er hat in dieser Hinsicht Sammlungen von Quellenmaterial veröffentlicht; er hat viele Artikel geschrieben, ein Buch über die Partei „Narodnaja Wolja" (Volkswille), eine Broschüre über Herzen usw. Jetzt ist von ihm ein Buch über die Bewegung der revolutionären Narodniks der siebziger Jahre (1869 bis 1879) erschienen. Er hat darin eine beträchtliche Anzahl historischer Dokumente zusammengetragen, Auszüge aus Memoiren von Revolutionären, aus geheimen Druckschriften jener Zeit und anderes mehr. Obwohl Bogutscharsky damit nichts Neues bringt (denn fast alles Material wurde bereits in der Zeitschrift „Byloje" veröffentlicht, deren Redakteur der Verfasser im Verein mit Burtzeff

war), so ist sein Buch inhaltlich doch von Interesse für das große Publikum, dem oft Möglichkeit und Zeit zur Beschaffung und Lektüre all dieser Veröffentlichungen fehlen.

Das Buch ist aber andererseits nicht frei von schweren Fehlern. Wir suchen bei dem Verfasser vergeblich nach einem allgemeinen Gesichtspunkt, nach einem Versuch, die tieferen sozialen Ursachen der Bewegung, die Gründe für ihren besonderen Charakter zu entdecken und zu erklären. Oft aufs Geratewohl beigebrachte Zitate aus der einschlägigen Literatur ersetzen die ernsthafte historische Untersuchung. Wenn der Verfasser zum Beispiel in den Werken des Slavophilen Aksakoff irgendwelche Schmähschriften gegen den Staat findet, die auch nur im entferntesten an die staatsfeindlichen Ausfälle Bakunins erinnern, frohlockt er und ist zufrieden, „die ideologischen Wurzeln" des russischen Anarchismus gefunden zu haben. Er unterzieht sich aber nicht der Mühe, zu gleicher Zeit die soziale Lage der bäuerlichen Gebiete, die in das Stadium des Kapitalismus einzutreten beginnen, zu prüfen und in dieser sozialen Krisis die eigentlichen Ursachen der anarchistischen Geistesrichtung zu suchen, die unter ähnlichen Bedingungen nicht nur im heiligen Rußland, sondern auch in Italien, Spanien und anderen Ländern zutage tritt, in denen die Propaganda Bakunins während einer gewissen Zeit die gleichen Fortschritte gemacht hat.

Ein anderer Fehler des Verfassers erklärt sich durch seine persönliche Entwicklung. Er war früher Marxist, ist mit der Zeit liberal geworden und blickt jetzt mit mitleidigem Lächeln auf die „Kindereien" und Übertreibungen der armen Revolutionäre, die nicht zum Gnadenstand des Bürgertums gelangt sind. Für diesen klug gewordenen Marxisten sind die Begriffe „Diktatur des Proletariats" und „soziale Revolution" nur „Utopien". Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Mann absolut unfähig ist, die objektive Geschichte einer revolutionären und sozialistischen Bewegung zu schreiben. Er erspart sich eine gründliche Untersuchung, wirft sich aber dafür zum Richter des Vergangenen auf und gibt eine rationalistische Kritik der Geschichte, die er von der Höhe seiner liberalen Größe aus betrachtet. Daher gibt er uns an Stelle einer wissenschaftlichen Untersuchung oft nur ein Zerrbild.

Deutlich zeigt sich die wenig ernsthafte Methode, die unser Historiker anwendet, in seiner Würdigung der Kräfte, die sich damals im Kampfe der Revolutionäre und der absolutistischen Regierung gegenüberstanden. Die ersteren sind ihm nichts weiter als jugendliche Utopisten, während die andere „die e i n z i g e (unterstrichen vom Verfasser) Macht im Staate ist, die frei und ungehemmt auf dem Wege der Reform vorgehen konnte, zu dem offen und klar verkündeten Ziele der Konstitution und politischen Freiheit". (S. 205.) Und dies sagt der Verfasser von der autokratischen russischen Regierung der Jahre 1874 bis 1879. Dieses Beispiel von philosophischer Tiefe mag als Maßstab dienen.

Die verschiedenen Kapitel des Buches behandeln: die ideologischen Quellen der volkstümlichen Bewegung, Bakunin und den „Bakunismus", Lawroff und den „Lawrismus", die Universitätsunruhen von 1869 und Netschajeff, die Kreise der Volkstümler, die Bewegung „im Volke", der Geheimbund „Das Land und die Freiheit", die öffentlichen Kundgebungen, die Propaganda unter den Bauern und Arbeitern, die aufständische Bewegung unter den Balkanslawen und die Haltung der russischen Revolutionäre zu ihr, die politischen Prozesse, die ersten geheimen Zeitungen in Rußland, den Anfang der terroristischen Geistesrichtung und der Schwärmerei für die Konstitution, die Krisis in der Gesellschaft „Das Land und die Freiheit" und ihre Spaltung in „Tschorny Peredjel" und „Der Volkswille".

Natürlich gefällt sich unser liberaler Verfasser darin, bei Gelegenheit des Konfliktes zwischen Marx und Bakunin alle anarchistischen Flausen über die diktatorischen Tendenzen von Marx, über seine Gewissenlosigkeit in der Polemik und anderes mehr zu wiederholen. Ohne diese Zugabe wäre ja das Bild unvollständig!

G. S t i e k l o f f.

Zeitschriftenschau.

Die **taktischen Erörterungen in der B. S. P.** (British Socialist Party) nahmen ihren Anfang in einer am 18. Juli zu London abgehaltenen Zusammenkunft der Vertreter der B. S. P., I. L. P. und der Fabischen Gesellschaft, die von dem Internationalen Bureau anberaumt worden war. Unter dem Vorsitz Vanderveldes und im Beisein Huysmans wurde nach einer Aussprache beschlossen, den Vorständen der drei sozialistischen Organisationen Großbritanniens zwei Vorschläge zu unterbreiten. Eine weitere Konferenz der Gesamtvorstände soll dann später stattfinden. Die Vorschläge lauten: 1. Es soll ein Vereinigter Sozialistischer Rat gebildet werden, bestehend aus den Vertretern der drei sozialistischen Organisationen; die Befugnisse und Pflichten des Rates sollen später bestimmt werden. 2. Alle dem Vereinigten Sozialistischen Rate angeschlossenen Organisationen müssen der Arbeiterpartei angeschlossen sein.

Man sieht, daß der Anschluß der B. S. P. an die Arbeiterpartei, aus der sie (als S. D. F.) vor 11 Jahren austrat, wieder zur Diskussion gestellt wurde. Schon eine Woche vorher hatte das alte Mitglied der B.S.P. Hunter Watts in der „Justice" die Frage in einem Artikel angeschnitten, der den Titel trug: **„Im Gefängnis unserer eigenen Vergangenheit"**. Er führte dort aus: Wie es der einzelnen Person ergehen kann, so kann es auch einer Partei ergehen. Die eigene Vergangenheit kann sie fesseln. So geht es unserer Partei. Die Zeiten haben sich geändert. Haben wir uns mitverändert? Wir handeln noch wie die verfolgte Sekte, die wir waren, als wir vor dreißig Jahren in England das Banner des Sozialismus erhoben. Engels hat richtig bemerkt, daß zu Anfang einer großen Bewegung die Sekten ein mächtiger Hebel sind, daß sie sich aber schließlich als ein Hindernis herausstellen. Wie Hyndman richtig bemerkt hat, gibt es in Großbritannien heute vielleicht mehr Sozialismus als in irgend einem anderen Lande. Nur findet er sich infolge der schlechten Organisation in aufgelöstem Zustand vor. Während der Wahlen werden unsere Kandidaten gezwungen, sich des Sektierertums zu entledigen, um das Gewand gleich nach den Wahlen wieder anzulegen. Gewiß war es vor einem Vierteljahrhundert notwendig, daß wir uns nicht allein von den bürgerlichen Parteien, sondern auch von den utopischen Sozialisten scharf unterschieden. Unsere ungeschminkten Angriffe auf die kapitalistische Wirtschaftsordnung fanden bei der großen Masse der Proletarier unseres Landes, die die kleinbürgerliche Respektabilität über alles schätzen, wenig Anklang. Die I. L. P. wäre nie ins Leben getreten, wäre die S. D. F. unglücklich genug gewesen, einen Orden für Respektabilität zu erwerben. Heute unterscheiden sich die beiden sozialistischen Organisationen wenig voneinander. Doch scheint es, daß es einzelne revolutionäre Sozialisten als eine Tugend betrachten, sich dem Wechsel der Zeiten zu widersetzen. Während sie ihren Glauben an der Brust des großen Analytikers des Kapitals nähren, sind sie doch nur mit halbem Herzen bei der politischen Aktion, die sie in der Theorie akzeptieren. Wir müssen aus unserem Gefängnis des Sektierertums hinaus, um auf einer größeren Bühne in der proletarischen Bewegung unsere Rolle zu spielen. Das Internationale Sozialistische Bureau hat uns aufgefordert, uns der Arbeiterpartei anzuschließen, die, so rückgratlos sie auch sein mag, dennoch der politische Ausdruck der Arbeiterbewegung dieses Landes ist. Wenn wir draußen bleiben, bleibt sie ohne Rückgrat und ein Spielball politischer Abenteurer, deren Pläne nur von innen vereitelt werden können. Wer an der Ausführung dieses Gedankens zweifelt, kann wenig Zutrauen zu der Kraft und Wirksamkeit der Grundsätze und Theorien haben, die er vertritt. Wenn die B. S. P. die Aufforderung des Bureaus von sich weist, hat es keinen Zweck, den Gedanken der sozialistischen Einigung weiter zu verfolgen. Wir sind in guter Gesellschaft, wenn wir uns mit einer Arbeiterorganisation verbinden, die sich den Sozialismus nicht als ihr Ziel gesetzt hat. Marx hat das Zusammenarbeiten mit den Gewerkschaftern empfohlen, lange bevor diese

auf ihren Kongressen sozialistische Resolutionen als fromme Wünsche annahmen. Eine Verbindung mit den Gewerkschaften kann kein Opfern der Prinzipien nach sich ziehen, wenn diese Prinzipien nicht so schwächlich sind, daß sie zugrunde gehen, wenn sie aus dem Vortragssool in das Forum der Öffentlichkeit treten.

Auf diese Ausführungen antwortete H. Quelch mit einem Artikel, der am 26. Juli in der „Justice" erschien und die Überschrift trug: „**Sollen wir unsere Flagge einziehen?**" Quelch führt aus: Hunter Watts hat alle die Fehler an uns entdeckt, die unsere Gegner uns seit zwölf Jahre nachsagen. Es wird uns gesagt, daß wir unsere Prinzipien in irgend einer Gesellschaft ohne Furcht auf die Probe stellen würden, wenn wir Vertrauen zu ihrer Gültigkeit hätten, da sie allgemeine Annahme finden müßten. Wenn das wahr wäre, würde die Sozialdemokratie schon längst gesiegt haben. Nicht die Schwäche unserer Prinzipien, sondern unsere numerische Schwäche haben wir zu fürchten. Hunter Watts schreibt, daß eine kleine Zahl revolutionärer Sozialisten innerhalb der Arbeiterpartei den politischen Abenteurern einen Strich durch die Rechnung machen könne. Er unterschätzt die Fähigkeit dieser „politischen Abenteurer". Seine Taktik ist die der Fabier, die die Liberale Partei mit sozialistischen Ideen durchtränken wollten; aber der liberale Neger hat seine Hautfarbe noch nicht verändert. Weshalb sind wir denn aus der Arbeiterpartei ausgetreten? Ist sie inzwischen sozialistischer geworden? Ist sie nicht inzwischen mehr liberalisiert worden? Wir traten aus, weil wir, ob wir es wollten oder nicht, Leute und Maßregeln unterstützten, mit denen wir nicht übereinstimmten. Wären wir in der Arbeiterpartei geblieben, so unterstützten wir heute die allgemeine Politik der liberalen Regierung. Innerhalb der Arbeiterpartei würden wir uns mitverantwortlich gemacht haben für die vielen Sünden der Liberalen Partei, für den Verrat an den Arbeitslosen, die Verwendung der Truppen gegen Streikende, den Budgetschwindel, die Marconiangelegenheit und die mörderische Heraufsetzung der Schiffsladelinie. Außerhalb dieser Partei können über unsere Opposition keine Zweifel aufkommen. Man wird uns sagen, daß dies die Taten der parlamentarischen Fraktion sind; aber sobald sie von dem Parteitag gutgeheißen worden sind, werden sie zu Taten der Arbeiterpartei und jeder der ihr angehörigen Sektion. Nur das Mehrheitsprinzip kann eine Partei zusammenhalten. Die I. L. P. protestierte öffentlich gegen die Versicherungsvorlage und wollte ihre eigenen Parlamentsmitglieder, die für das Gesetz gestimmt hatten, tadeln. Aber Mac Donald erklärte seinen engeren Parteigenossen mit Recht, daß sie nur einen Teil der Arbeiterpartei bildeten und sich der Mehrheit unterwerfen müßten. Gesetzt den keineswegs unwahrscheinlichen Fall: wir ständen als Teil der Arbeiterpartei vor der Alternative, das Versicherungsgesetz gegen eine Resolution zu dessen Aufhebung zu unterstützen oder aus der Arbeiterpartei wiederum auszutreten. Sollen wir dann wieder aus der Arbeiterpartei austreten und uns den Vorwurf der Unbeständigkeit machen lassen? Wenn wir uns der Arbeiterpartei anschließen, riskieren wir nicht nur, in einer grundlegenden Prinzipienfrage überstimmt zu werden, sondern sind dessen sicher. Der Hinweis auf Marx ist kein Argument. In der praktischen Politik war er kein unfehlbarer Führer, das hat seine Gegnerschaft gegen die Vereinigung der beiden deutschen Parteien in Gotha bewiesen. Man macht uns beständig den Vorwurf, daß wir Marx als einen Papst ansehen. Jetzt wirft man uns vor, daß wir seine Autorität nicht anerkennen wollen. Es ist unsere Pflicht, die Arbeiterarmee zu führen und ihr nicht blindlings zu folgen. Wenn uns die Arbeiter nicht folgen, so rechtfertigt uns dies nicht, sie in eine falsche Richtung zu führen, nur um der Menge zu schmeicheln. Es wird behauptet, daß die Arbeiterpartei die Interessen der Arbeiterklasse vertrete. Aber das behaupten auch die bürgerlichen Parteien von sich, und jede von ihnen hat mehr Arbeiterwähler hinter sich als die Arbeiterpartei. Man könnte uns also auch auffordern, der liberalen oder der konservativen Partei beizutreten.

J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 66 o o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 29. August 1913

Inhaltsverzeichnis: Präzision. Von Felix Linke. Die bildende Kunst in der Urzeit. Von Arnulf. II. Ein französisches Drama in Amerika. Von Julie Romm. Noch ein Beitrag zur Parteigeschichte. Von Fr. Mehring. — Lose Blätter: Eine neue Büste Lassalles.

Präzision.

Von **Felix Linke.**

Es gibt einen feinsinnigen Gelehrten, der einst an hervorragender Stelle gestanden und sich große Verdienste erworben hat. Er war Astronom, wurde jung Direktor der Berliner Sternwarte und hat eine große Zahl wissenschaftlicher Unternehmungen angeregt und eingeleitet, die von größter Bedeutung sind. Die Internationale Erdmessung, die Kaiserliche Normal-Eichungskommission und viele andere Einrichtungen verdanken ihm ihre Entstehung. Auch bei der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt hat er einst Pate gestanden, ebenso wie es seinem Einfluß zu verdanken war, daß der hervorragende astronomische Popularisator Wilhelm Meyer die Berliner Urania zustande brachte.

Wilhelm Förster — von dem ist nämlich hier die Rede — gehörte zu jenem Kreise hervorragender Gelehrter, die ehedem beim „Kronprinzen" ein und aus gingen. Er war sogar einst der Lehrer des jetzigen Deutschen Kaisers und hat versucht, etwas von seinem Geiste auf seinen Schüler zu übertragen. Aber er war auch ein Mensch, der sich befleißigte, auf seine Weise dem Menschentum zu helfen. Sein Streben ging und geht noch heute dahin, die Menschen als Individuen zu veredeln. Die ethische Bewegung, die er in der Gesellschaft für ethische Kultur organisierte, ist sein Werk, und ihr widmete er sich viel, denn er erhoffte von der Ethik für den Menschen und die Gesellschaft alles. Aber diese Ware ist bei den herrschenden Kreisen stark in Mißkredit, jedoch nicht etwa deshalb, weil sie wissen, daß es eine bürgerliche Schwärmerei ohne Halt und Boden in den gesellschaftlichen Zuständen unserer Zeit ist, sondern weil diese Bestrebungen den militärischen und kapitalistischen Tendenzen feindlich gegenüberstehen. Daher sind die sogenannten maßgebenden Kreise gegen die bürgerliche ethische Bewegung. Man hat sich sogar nicht gescheut, Wilhelm Förster zu rüffeln, ihm wissenschaftliches Unvermögen vorzuwerfen und ihm seine Wirksamkeit als Ethiker durch Drohungen zu unterbinden.

Alles das ist schon lange her, aber man haßt Förster an den „maßgebenden" Stellen noch immer intensiv und verfolgt ihn mit den kleinlichsten Nadelstichen. Bei seinem Dienstabschied und seinen biblischen Geburtstagen unterblieb jede offizielle Ehrung, und die Bureaukratie benahm sich in der schofelsten Weise.

Auch die Fachgenossen stehen Försters Bestrebungen und seiner Art ablehnend gegenüber, weil sie wie allgemein die Bourgeoisie für soziale und kulturelle Betätigung keinen Sinn haben und in dem allgemeinen Taumel schwimmen, der dem Bürgertum jede freie Kritik benimmt. Jedoch auch in die breiten Massen vermochte Förster nicht einzudringen, weil er nicht ihre

Sprache sprach. Er hat versucht, auf seine Art zu popularisieren, aber das ist ihm völlig vorbeigeraten. Sein Ziel war auch hier, durch Erziehung zur Präzision im wissenschaftlichen Denken allgemein bildend zu wirken, indem er von der präzisen Betrachtungsweise der Naturvorgänge eine Rückwirkung gleicher Art auf die Lebensführung erhoffte. Es mag Förster weniger schmerzvoll gewesen sein, damit bei seinem hervorragenden Schüler in tiefe Ungnade zu fallen und ein großes Fiasko zu erleben als in breiteren Kreisen, auf die sein Sinn immer gerichtet gewesen ist. Aber das liegt zum Teil daran, daß Förster zu geringen Blick für die Wirklichkeit besaß, ein Umstand, der ihm auch viele seiner wissenschaftlichen Schüler zu Feinden gemacht hat. Sie, die Brotstellen haben wollten, fühlten sich mit Recht oft enttäuscht. Hätte Förster verstanden, besser für sie zu sorgen, sie hätten ihm zur Not verziehen, daß er sich um die allgemeine Kultur kümmerte.

So findet der hoch- und feingebildete Mann selbst an seinem Lebensabend auf allen Seiten nur Ablehnung und große Enttäuschung. Dennoch wird von seinem Lebenswerk vieles übrigbleiben, was ihn ständig überdauern und sein Andenken wachhalten wird. Was er aber eigentlich anstrebte, davon hat er so gut wie gar nichts erreicht. Die Präzision im Denken und gar in der Lebensführung dürfte im allgemeinen auch heute nicht mehr verbreitet sein als früher. Jeder Tag bietet die grausamsten Beispiele dafür. Sieht man sich die Arbeit unseres Reichsparlamentes an: nie ist sie so unsolide und wenig präzise gewesen wie jetzt! Und die Auswüchse vieler Kinder unserer Zeit, der Dramen-Kientopp, die „moderne" Zeitung, die Tagesbilderbücher, alle befördern unpräzise Denkart und Handlungsweise. Aber es ist klar, daß sie ebenso wie andere erfreuliche Erscheinungen, das Erwachen des politischen Geistes in den breiten Massen, die sorgfältige wissenschaftliche Arbeit und enorme Produktivität in Naturwissenschaft und Technik, die großen Fortschritte in Architektur und Kunstgewerbe, in unserer Zeit begründet sind. Sie kommen wie große Wellen, denen sich die Zeit nicht entziehen kann, weil sie sie selbst gebiert. Deshalb dürfen wir natürlich nicht darauf verzichten, sie zu bekämpfen. Denn wie notwendig gerade präzise Denkart und genaue Beobachtung ist, kann jeder alle Tage beobachten. Man braucht nur an irgendein Vorkommnis die kritische Sonde zu legen, um sogleich zu bemerken, wie wenig man sich über die Dinge klar ist. Dazu gehört aber genaues Beobachten und scharfes Denken. Ein Beispiel, das mir gerade und zufällig in die Hand kommt. In einem Parteiblatt heißt es:

> Der Geist der neuen Zeit, der Mut der Hunderttausende hat die große Breslauer Festhalle gebaut. Eisenbeton ist das Material, die Sprache der modernen Eisen- und Steinzeit. Denken wir uns ein riesenhaftes kreisrundes Fundament, auf diesem stehen fünfzig oder sechzig riesenhafte Rippen, die alle gleichmäßig gebogen in die Höhe stoßen. Dort oben sitzt ein mächtiger Ring, im Durchmesser meterstark, er lastet auf den Enden der Rippen — der Ring hält die steinernen Streben, die Zementbogen halten den Ring —, ein gigantisches Riesenspielzeug, das von rechnenden Ingenieurgehirnen mit schwarzer Tinte auf weißem Papier ausprobiert wurde....

Der Schreiber hat die Breslauer Halle gesehen. Ich habe sie nicht gesehen, nur im Modell und in der Abbildung. Aber dennoch habe ich gleich viel genauer beobachtet als er. Hätte sich der Schreiber jener Zeilen klar gemacht, was er geschrieben hat, so wäre ihm die glatte Unmöglichkeit der Konstruk-

tion aufgefallen. So hat er nämlich fast das halbe Unterteil der Halle, die großen Doppelrundbögen, wegbeschrieben, das sind gut und gern an die 25 Meter — ein bißchen viel —, und bei ihm stehen die Rippen der Kuppel wie gebogene Zeltstangen auf der ebenen Erde. Das würde eine scheußliche Architektur, einen trostlosen Raum ergeben. Und „oben sitzt ein mächtiger Ring, im Durchmesser meterstark". Ich muß gestehen, für eine Kuppel von 65 Meter Durchmesser ist das nicht viel, und von unten würde der Ring geradezu winzig aussehen, wenn er einen Meter im Durchmesser wäre. In der Tat ist es nämlich auch gar nicht ein Meter im Durchmesser, sondern der Ringwulst wird wohl einen Meter stark sein, während der Durchmesser sehr viel größer ist. Wer nun den Hallenbau nicht kennt, muß den Eindruck gewinnen, der Ring sei einen Meter groß, wobei er dann aber weder weiß, ob außen oder licht. Was soll man sich also bei jenen Worten denken? Ferner: „Der Ring hält die steinernen Streben, die Zementbögen halten den Ring!" Also wenn zwei fallen, hält jeder den anderen fest und — keiner fällt! Das wäre die gleiche Logik. War es nötig, diesen Wust von Falschem und Schiefem zu produzieren, nur um eine Impression zu geben, eine Stimmungsschilderung des Raumes, in dem das Hauptmannsche Jahrhundertfestspiel stattfand? Der Verfasser war sicher kein Schüler Försters, aber auch ohne Förster hätte er etwas genauer beobachten können oder auf seine Schilderung verzichten sollen. Eine richtige „Beschreibung" hätte natürlich keine Stimmung erzeugt. Wollte er aber durchaus den Eindruck vermitteln, so hätte es genügt, von einer riesigen Flachkuppel zu sprechen, vielleicht von einer Reifenkuppel. Sowie er jedoch auf Einzelheiten eingeht, dürfen sie keinesfalls so oberflächlich beschrieben sein, daß sie einen absolut falschen Eindruck geben müssen. Denn viele Leser werden in dem „Bilde" mehr sehen, sie halten es für eine Beschreibung.

Ich habe oft die Erfahrung machen müssen, daß mir solche Stimmungsbilder ganz falsche Eindrücke vermittelten, nicht etwa subjektiv, sondern ganz objektiv. Ich will dabei durchaus nicht annehmen, die Schilderer hätten absichtlich gefälscht, etwa weil sie's gerade so brauchten. Tatsächlich *sehen* die meisten Leute so ungenau. Aber warum dann solche Bilder? Von mir verlangte jemand kürzlich die Schilderung einer Krone für elektrisches Licht, von der ich sagte, sie wäre sehr schön und geschmackvoll. Da Zeichenmaterial nicht zur Hand war, lehnte ich ab, weil ich ohne Bild keinen auch nur annähernden Eindruck von dem Gegenstand hätte geben können, der eben nicht mit allgemeinen Redensarten oder Sammelbegriffen beschrieben werden konnte.

Wer sich selbst davon überzeugen will, wie ungenau beobachtet wird, braucht nur größere Prozesse zu verfolgen. Oder noch besser, er braucht einen einfachen Vorgang nur von einigen Personen, die ihn gesehen haben, wiedergeben zu lassen. Er wird da Unterschiede erhalten, die die Handlung ganz anders erscheinen lassen, als sie sich abgespielt hat. Man braucht nicht einmal an besondere Fälle zu denken, wie sie jener Chemieprofessor seinen Studenten vorführte, der einen Finger in eine Lösung tauchte, kostete und eine Reihe Studenten aufforderte, den gesehenen Vorgang zu wiederholen. Alle machten es nach, und alle falsch. Denn der Professor hatte einen anderen Finger in die Lösung getaucht, als an dem er leckte, während alle Studenten den in die scheußlich schmeckende Lösung eingetauchten Finger abgeleckt

hatten. Das war schon ein etwas kniffliger Versuch, bei dem man versteht, wenn ungenau beobachtet wird. Daß aber ein einfacher Hergang und ein einfacher Gegenstand in seinen wesentlichen Teilen genau beschrieben wird, sollte man von jedem Menschen verlangen können. Aber da ist noch viel zu erziehen, denn auch bei sogenannten Gebildeten ist die Unfähigkeit, genau zu beobachten, weit verbreitet. Wer sich dazu erzieht, präzise zu betrachten, wird auch diese Präzision auf seine ganze Lebensführung übertragen. Insofern hat Förster ganz recht.

Leider spielt aber dabei noch ein anderes Moment eine Rolle. Wer allzusehr durch äußere Schwierigkeiten behindert ist, wird nicht die Kraft haben, seine Energie auch noch auf solche Dinge konzentrieren zu können, die jetzt in der Tat die Rolle von weniger Wichtigem spielen. Wer sich von vorn und von hinten bedienen läßt, wird es leichter haben, sich präzise zu geben. So begünstigt im allgemeinen die bessere soziale Lage die Präzision im Handeln und Denken. Auch hier wieder kommt es also darauf an, bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Erst auf dem Grunde einer besseren Lebenshaltung läßt sich vieles von dem erreichen, was wir feinere gediegene Bildung und Lebenskultur nennen. Diese trifft man daher in bessergestellten Kreisen verhältnismäßig häufiger an als in der breiten Masse. Es gibt Familien, die dieses Kulturniveau peinlich pflegen, und einzelne Personen erreichen und kultivieren es sehr oft. Zu diesen gehört Förster selbst in hervorragendem Maße. (Seine interessante und bemerkenswerte Persönlichkeit spricht in voller Deutlichkeit aus seinen „Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen" — Berlin 1911.) Aber nur selten wird sich darunter ein Mensch befinden, der hart mit der Not des Lebens zu kämpfen hat; seine soziale Stellung erlaubt es ihm nicht.

Im kapitalistischen System, das selbst die Unkultur in höchstem Maße pflegt, ist präzises Denken und Handeln ein Luxus, den sich eigentlich nur der Unabhängige leisten kann, wenn er dazu die persönliche Anlage hat und ihm das „Geschäft" nicht in seine Ideale pfuscht. Solange also ein Wirtschaftssystem existiert, das die Auspressung des Menschen durch den Mitmenschen ermöglicht, wird Wilhelm Förster für die Welt umsonst gepredigt haben.

Die bildende Kunst in der Urzeit.

Von **Kenulf.**

II.

Die neolithische Periode bildet, wie ihr Name andeutet, eine neue Periode der Steinbearbeitung. Sie war gegenüber der Benutzung von Knochenwerkzeugen in der jüngerpaläolithischen Epoche ins Hintertreffen geraten.[1] Auch die Siedlungsverhältnisse änderten sich völlig. Zur Erlangung geeigneten Steinmaterials, hauptsächlich des Feuersteins, war man mehr oder weniger an die Fundplätze dieses Materials gebunden, während Knochenwerkzeuge sich an jedem Orte anfertigen ließen, wo Tiere auf der Jagd erlegt wurden. Schon daraus läßt sich auf die auch sonst erkennbare Tatsache schließen, daß jene Zeit der vorwiegenden Knochenbearbeitung eine Periode intensiveren Wanderlebens war; wogegen von der neolithischen Epoche,

[1] Siehe das Schema in Anmerkung 2, S. 625.

während deren zur Jagd die Anfänge des Ackerbaus und der Viehzucht sich gesellten, wohl allgemein anerkannt wird, daß sie einen relativ hohen Grad von Seßhaftigkeit aufweist. Natürliche Ursache der Veränderungen auf gesellschaftlichem Gebiet bildete der gewaltige klimatische Umschwung am Ausgang der Diluvialzeit mit seinen Folgeerscheinungen in der Pflanzen- und Tierwelt.

Die Tierzähmung und Tierzüchtung erweitert nunmehr das Arbeitsfeld des Mannes, der bisher ausschließlich Jäger war. Die Frau betreibt neben ihrer sammelnden Tätigkeit einen primitiven Landanbau, fertigt Tongeschirre an und verrichtet die Arbeiten des Flechtens, Spinnens, Webens usw. Die dekorative Kunst der neolithischen Keramik erhielt ihre Ausgestaltung durch die Anteilnahme des weiblichen Geschlechtes, in dessen Händen die Anfertigung der Tongeschirre lag, an dem starken industriellen Aufschwung im Verlauf des jüngeren Steinalters. Die Technik des Flechtens zum Beispiel bringt Muster hervor, die vielfach in der geometrischen Ornamentierung der Tongefäße wiederkehren. Die Anfänge dieser Kunstübung aber sind durch dieselben Momente bedingt, die wir auch bei der ornamentalen Ausschmückung der paläolithischen Knochenwerkzeuge wirksam sahen. Wie dort der praktische Zweck, das Ausgleiten der Hand zu verhüten, die Kerbreihe und weiterhin geometrische Kombinationen mancherlei Art entstehen ließ, so sind auch die Reihen von eingestochenen Punkten und eingeritzten Linien der Tongefäße aus demselben Gesichtspunkt zu begreifen. Das Ornament erklärt sich hier aus den gleichen Zwecken wie die Henkel, Schnuröse. Wulstungen, Warzen, Leisten und Buckel der Gefäße. So erklärt es auch der Gebrauchszweck, warum bei flachen Schüsseln die Ornamente am Rande, wo man anfaßte, sich finden; ebenso sind sie da bei Töpfen mit weiten Bäuchen und solchen ohne Henkel. Es kann hier nicht der Versuch gemacht werden, gewisse häufig wiederkehrende Motive in der keramischen Dekoration, die ganze Stilgruppen kennzeichnen, aus den angedeuteten Gesichtspunkten im einzelnen näher zu erklären. Doch leuchtet wohl ein, daß die keramische Kunst, sowohl was die Formen der Gefäße als auch was die ornamentale Ausschmückung der Gefäßwände anlangt, in den materiellen Bedingungen der neolithischen Kultur im weitesten Maße begründet war.

Wie die Frau die Geräte, deren sie im Haushalt bedurfte, selbst herstellte, lag dem Manne die Anfertigung der seinem eigenen Gebrauch dienenden Waffen und Werkzeuge ob. Die Technik der Steinbearbeitung, besonders des Feuersteins in Nordeuropa, erreichte einen Grad der Vollendung wie zu keiner anderen Zeit. Der gewaltige Aufschwung der Steintechnik aber erklärt sich aus dem Bedürfnis, ein brauchbares Werkzeug zum Abholzen und Roden des Urwaldes herzustellen zum Zwecke des Wohnungs- und des Ackerbaus. Das Beil war denn auch das wichtigste Werkzeug des jüngeren Steinalters.

Das harte Steinmaterial, das man zur Geräteproduktion verwendete, konnte nur mittels Schlag (mit Schlagstein und Druckstab aus Hirschhorn) und Schliff (in der Hauptsache mit hartem Kies auf Granit) geformt werden. Diese Arbeit in Stein aber ließ in ihrem Bereich die Betätigung eines naturalistischen Geschmackes nicht aufkommen. Die Gewohnheit der Steinbearbeitung war sicher nicht imstande, die Hand für feinere Leistungen des Schnitzens und Gravierens oder des Formens geschickt zu machen. Naturwahre künstlerische Darstellungen waren von den Berufshandwerkern, auf welche die Anfertigung von Steingeräten sich besonders konzentrierte, daher

nicht zu erwarten. Auch die Tätigkeit der Gefäßdekoration war einer naturalistischen Kunstentwicklung ebenso abhold wie die Steintechnik. Damit verengt sich aber der Kreis von Personen, die als Träger einer derartigen Kunstentwicklung in neolithischer Zeit in Betracht kommen, weiter um ein Erhebliches, da auch die weiblichen Produzenten von Tongeschirren nicht als solche beansprucht werden können. Zwei der hauptsächlichsten Zweige der Geräteproduktion, die sich zu beherrschender Höhe entwickelten, wirkten also dem Aufkommen eines naturalistischen Kunststils wie einer figuralen Kunst überhaupt durchaus entgegen. Wo aber diese erscheint, da dürfen wir weiter schließen, daß der Aufschwung der industriellen Tätigkeit, die berufliche Arbeitsteilung, die Produktion für den gesellschaftlichen Bedarf, als Folgen der seßhafteren Lebensverhältnisse in neolithischer Zeit dieser figuralen Kunst ein ganz anderes Gepräge geben werde, als es die paläolithische Kunstweise aufwies.

Figürliche Darstellungen aus dem neolithischen Europa gibt es an Zahl nur wenige, und in der Ausführung sind sie fast durchweg roh und schematisch. Bildwerke naturalistischen Charakters aus weicheren Stoffen, zum Beispiel aus Holz die sich allerdings ihrer Vergänglichkeit wegen uns auch nicht erhalten haben würden, wird es schwerlich gegeben haben. Denn das Material allein macht es auch nicht; auch dürfen wir die uns unbekannte Sphäre wohl hier nach der uns bekannten beurteilen, wie ethnologische Vergleiche lehren. Darüber unten.

Erwähnenswert aus neolithisch-europäischer Zeit sind die Steinskulpturen an den sogenannten Menhirs sowie kleine Tonfiguren, für die eine besonders reiche Fundstelle Butmir bei Sarajewo in Bosnien war. Die Menhirs sind aufgerichtete, oft mehrere Meter hohe Steine, die gewöhnlich auf Anhöhen sich finden und ihre Aufstellung der halbnomadischen Daseinsweise jener Zeit verdanken. Die neolithische Seßhaftigkeit war keine im heutigen Sinne, denn auch der Ackerbau vermochte die Menschen nicht dauernd an die Scholle zu fesseln, da er sporadischer Natur war. Man bewegte sich im allgemeinen allerdings innerhalb eines gewissen Umkreises und kehrte dabei in der Regel zu einem Mittel- und Stützpunkt mit Wohnungsanlagen, Acker, gemeinsamer Begräbnisstätte wieder zurück. Daher liebte man es, diese als Heimat im engeren Sinne zu bezeichnende Örtlichkeit durch Aufwerfung von Hügeln, Aufrichtung riesiger Steine (auch großer Steingräber) sowie von Holzpfählen weithin sichtbar zu machen.

Hölzerne Pfähle auf Gräber zu stellen war zum Beispiel auch eine Gewohnheit der Dakotas, eines bekannten nordamerikanischen Indianerstammes. Mittels Zahlenangaben und schematischer Zeichnungen, die auf den Pfählen eingraviert wurden, machten sie Mitteilung über die Persönlichkeit und die Taten des Verstorbenen, in einer Art Bilderschrift also. War zum Beispiel der Hirsch das Totemtier der Geschlechtsgenossenschaft des Verstorbenen, so wurde diese Verwandtschaftsbeziehung durch das Zeichen des Hirsches ausgedrückt. Da nun solche Schrift von einem größeren Kreise von Personen verstanden werden sollte, auch in späterer Zeit noch, wenn man über Vergangenes sich zu unterrichten und zu orientieren wünschte, so mußten derartige Figuren die notwendigsten Merkmale des dargestellten Gegenstandes enthalten; aber auch nicht mehr, denn das Ziel der naturwahren Wiedergabe zu verfolgen, lag nicht in der Absicht dieser Symbolik

und wäre vor allem überflüssig und hinderlich für den praktischen Gebrauch dieses Verständigungsmittels gewesen.

Dies ist nur ein Beispiel für die vielen und mannigfaltigen Anlässe, die die halbnomadische Lebensweise der Entwicklung einer symbolischen bildlichen Darstellungsart bot. Da man von seinen zum Zwecke des Nahrungserwerbes unternommenen Wanderzügen immer wieder zum gleichen Orte zurückkehrte, so bedurfte man der Schrift als Stütze des Gedächtnisses bei mancher Gelegenheit, beispielsweise auch zur Vermerkung der Plätze, wo man Wertgegenstände, die auf der Wanderschaft nicht gut mitgeführt werden konnten, in die Erde vergrub, um sie dort für die Zeit der späteren Rückkehr aufzuheben. Auf großen Steinen, an Felswänden usw. hat man aus der europäisch-neolithischen Zeit häufig Fußsohlen, Radfiguren, Näpfchen usw. eingemeißelt gefunden, die ursprünglich wohl ähnlichen Zwecken gedient haben wie jene figürlichen Zeichen bei Indianern und anderen Naturvölkern. Die Menhirs aber, Parallelerscheinungen zu den Malzeichen und Totenpfählen fremder Erdteile, die in Europa vielerorts, besonders zahlreich in der Bretagne anzutreffen sind, lassen bisweilen rohe schematische Skulpturen von menschlichen Wesen erkennen, woraus zu entnehmen, daß sie (nicht ausschließlich und jedenfalls nicht ursprünglich) ebenfalls den Zweck hatten, als Totenpfähle die Grabstätte zu bezeichnen. Diese Tatsache wie auch andere Verhältnisse des neolithischen Europas werden vorzüglich beleuchtet, wenn man die Kunstproduktion der Südseeinsulaner daneben betrachtet.

Um aus der Fülle der bildkünstlerischen Betätigung der australischen Inselbewohner eine verwandte Erscheinung hervorzuheben, erwähnen wir die Totenpfähle auf Bougainville, die im Falle, daß einer stirbt, neben dem Hause in die Erde gerammt werden. Sie sind in grober Weise zu fratzenhaften menschlichen Figuren zurechtgeschnitzt und bemalt und stellen eine Art Ersatz für die Dahingeschiedenen dar, deren Seelen in den Holzpfählen wohnend gedacht werden. Von Porträtähnlichkeit ist bei diesen Ahnenbildern nicht das geringste zu bemerken. Auf Naturwahrheit wird kein Gewicht gelegt, und man kann die Erklärung für solche Darstellungsart nur in erster Linie in der Produktionssphäre suchen. Die vorgeschrittene Form der Arbeitsteilung auf dieser Stufe erzeugt in kleinem Maßstab schon eine industrielle Massenproduktion, die sich auch auf Gegenstände des Kultes erstreckt. Meistens, wenn nicht immer, werden die Ahnenbilder der beschriebenen Art sowie andere, die, gering an Gewicht und Umfang, als Amulette auf Wanderungen mitgeführt werden, aus Werkstätten bezogen, in denen schaffende Künstler, „heilige" Männer, die Herstellung solcher Gegenstände mehr oder weniger schablonenmäßig betreiben. In Beh, dem heiligen Dorfe Togos in Westafrika, besitzen diese Fetischbildner sogar ein eigenes Industriedorf. Der künstlerische Wert der Figuren, die nur zu deutlich das Gepräge der Massenproduktion tragen, ist im allgemeinen minimal. Die Darstellungen sind meist sehr primitiv und rein schematisch gehalten. Die Handwerker jener Naturvölker liefern Figuren von Menschen, die ihnen wohl meistens nie zu Gesicht gekommen sind. Dabei treiben sie stellenweise einen schwunghaften Handel mit ihren Erzeugnissen. Aus diesen Produktions- und Austauschverhältnissen erklärt sich zum wesentlichen Teil schon die konventionelle Formgebung und die eigentümlich stilisierende Richtung dieser Kunst. Anderer mitwirkender Momente soll noch Erwähnung getan werden.

Ein französisches Drama in Amerika.

Von **Julie Romm** (New York).

Es ist lehrreich, zu beobachten, wie unter der Wucht der Ereignisse, der auf die öffentliche Meinung einstürmenden Eindrücke sich in den letzten Jahren eine Umwälzung der moralischen Begriffe in aller Stille vollzogen hat, welche die liebevoll gehegten und gepflegten Vorstellungen von Respektabilität, von Anstand und Schicklichkeit rücksichtslos vor sich her treibt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Prüderie der Amerikaner und zumal der Amerikanerinnen geradezu sprichwörtlich war. Das Wort Prostitution durfte nicht in den Mund genommen werden. Man sprach von dem „sozialen Übel". Aber auch dies nur, wenn es durchaus nicht anders ging, und man ging der Frage am liebsten völlig aus dem Wege.

Nun hat die Prostitution mit all ihren fürchterlichen Begleiterscheinungen, mit den Tausenden und aber Tausenden verwüsteter Existenzen, mit dem immer drohender sich erhebenden Gespenst der Verseuchung der Völker durch venerische Krankheiten im letzten Jahrzehnt so reißende Fortschritte gemacht; die öffentliche Aufmerksamkeit und das öffentliche Interesse sind durch zahlreiche Untersuchungen so brutal aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschreckt und auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge hingewiesen worden, welche Glück und Existenz von Individuum und Familie, ja der ganzen Gesellschaft zu unterminieren drohen: daß das erwachte Gewissen und die wachsende Einsicht sich gar nicht genug tun können in Selbstanklage und dem leidenschaftlichen Suchen nach Abhilfe. Von allen Seiten wird untersucht und enthüllt. Die trostlosesten Einzelheiten werden aus dem Dunkel der Verborgenheit hervorgezogen und im grellen Licht des Tages öffentlich vor den entsetzten Augen der Welt aufgedeckt. Wie weit das Sensationsbedürfnis von Publikum und Presse damit zu tun hat, soll hier nicht näher erörtert werden. Jedenfalls aber spielt ein gut Teil ehrliche Entrüstung und noch mehr Furcht vor den verhängnisvollen Folgen dieser grauenhaften Tatsachen dabei eine erhebliche Rolle.

Und da ist es denn eine merkwürdige Erscheinung, wie stark und lebhaft die Anteilnahme der Frauen an dem Feldzug ist, der nirgends energischer eingeleitet und geführt wird als hier in Amerika.

Die schöne Literatur aller Kulturländer hat sich seit Jahren dieses Themas bemächtigt — nicht immer in der lautersten Absicht, mitunter mehr von der Sucht nach Aufsehen getrieben, der Modeströmung folgend, aus Kommerzialismus. Des Franzosen Brieux Drama: Havarierte, im Englischen unter dem Titel Damaged Goods veröffentlicht, ist ein sehr ernster Versuch, die Frage der syphilitischen Erkrankung mit ihren verhängnisvollen Folgen für die Familie, für die kommende Generation auf die Bühne zu bringen. Das Drama wurde in Frankreich von der Zensur verboten, was allerdings komisch genug ist. Denn gerade in Frankreich bewegt sich — so kann man wohl sagen — die dramatische Literatur des letzten Jahrzehnts mit wenigen Ausnahmen autour d'un lit. Kurtisanen und „respektable" Männer und Frauen, die sich innerhalb und außerhalb der Ehe von einer sehr dehnbaren Moral leiten lassen, aber darüber nichts von ihrer Respektabilität einbüßen, sind die Heldinnen und Helden dieser Dramen. Und sie werden mit so viel lächelnder Nachsicht behandelt, so sympathisch und liebenswürdig geschildert, mit so viel Witz und Grazie, die ihre Lüsternheit reizvoll umhüllen, daß niemand an diesen lazen Grundsätzen Anstoß nimmt. Das Drama von Brieux aber in seinem strengen Ernst wird mit hochgezogenen Augenbrauen als unmoralisch und die öffentliche Sittlichkeit gefährdend verboten.

Brieux ging nach der Schweiz, wo ein gescheiter und vorurteilsloser Geistlicher ihn aufforderte, das Drama unter seiner Ägide vorzulesen.[1]

[1] Das Drama hat inzwischen auch in Berlin eine Reihe von Aufführungen erlebt. Die Redaktion.

Hier in Amerika wird es in englischer Übersetzung seit vielen Wochen allabendlich aufgeführt. Anfangs unter den Auspizien einer medizinischen Zeitschrift, die sich mit soziologischen Problemen beschäftigt und einen Fonds aufbrachte, um eine einmalige Aufführung für Geistliche, Ärzte, Soziologen und andere mehr zu ermöglichen. Es waren genug Schwierigkeiten zu überwinden. Die Hallen und Theater, die für die Aufführung in Aussicht genommen waren, wurden eins nach dem anderen verweigert, als man erfuhr, welche kitzliche Frage das Drama behandelte. Endlich gelang es durch das Dazwischentreten eines einflußreichen Theatermannes, ein Theater zu mieten und die erforderlichen Schauspieler für den Plan zu gewinnen. Und seitdem wird es allabendlich gespielt und wird für den nächsten Herbst von allen möglichen Gesellschaften, medizinischen und Handelsgesellschaften, der Munizipal-Frauenliga von Boston und der Massachusetts Medizinischen Gesellschaft in Suffolk verlangt. Die jährliche Konvention der City Federation of Womens Clubs im Staate New York hat sich für das Drama erklärt, ebenso die Gesetzgebungsliga des Staates. Und der Womens Cosmopolitan Club of New York gab ein Pamphlet heraus, das sich gegen die Kritik gewisser Zeitungen wandte, die das Drama bemäkelten.

Allabendlich ist das Theater gefüllt, und Mütter führen ihre heranwachsenden Söhne dorthin, um von der Bühne herab die harte Logik der Tatsachen auf ihre jungen, eindrucksfähigen Gemüter wirken zu lassen. Knaben und Mädchen lauschen der ernsten Predigt, und auf ihren kindlichen Gesichtern spiegelt sich das Entsetzen wieder, das sie empfinden, und die Entrüstung, die sich bei diesen jungen, noch nicht durch Hemmungsvorstellungen gelähmten Menschenknospen oft rührend und komisch zugleich äußert. Wird die Wirkung dauern? Wer kann es sagen!

Aber daß derartiges möglich ist, daß die Mütter mit vollem Bewußtsein ihre Kinder einführen in die dunklen Mysterien des Geschlechtslebens, in die Nachtseiten der Natur, der Menschenseele, der gesellschaftlichen Zusammenhänge: das allein ist ein ungeheurer Fortschritt. Vor zehn, fünfzehn Jahren wäre es nicht möglich gewesen.

Das Drama kann unmöglich von literarischen Gesichtspunkten allein aus beurteilt werden. Dazu ist es viel zu einseitig, viel zu tendenziös gehalten. Brieux wollte sagen, was er sagen zu müssen glaubte, und so legt er seinen Geschöpfen Reden und Tiraden in den Mund, die vom propagandistischen Standpunkt aus sehr wirksam, aber gänzlich undramatisch sind. Das Drama vollzieht sich eigentlich hinter der Szene, in den Zwischenakten, und was wir vor uns sehen, sind nur die Reflexe. Trotzdem wirkt es erschütternd, erschütternd durch seine Wahrheit und die Leidenschaftlichkeit der Anklage, zu der es sich vor unseren Augen formuliert. De te fabula narratur — von dir wird hier gesprochen, schreit und schluchzt es uns aus den Worten dieser Menschen entgegen, die uns nackt und bloß, in ihrer ganzen Schwäche und Torheit und Hilflosigkeit entgegentreten.

George Dupont will heiraten. Er liebt seine Cousine Henriette, und die Verheiratung mit ihr ist ihm in jeder Hinsicht erwünscht. Mit ihrer Mitgift kann er ein Notariat kaufen. Seine Mutter hat das lebhafte Verlangen, ihn in geordneten Verhältnissen zu sehen und Enkelkinder auf ihren Knien zu wiegen. Seine reiche Tante, die die Partie angeregt hat und deren Erbe er voraussichtlich ist, wünscht nichts sehnlicher. Da er kein ganz reines Gewissen hat, sucht er einen Spezialisten auf, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Er hat von früher Jugend an, aus Furcht vor Ansteckung, die äußerste Vorsicht in seinen Liebesaffären beobachtet, sich sorgfältig von Prostituierten ferngehalten und jahrelang nur mit der Frau seines besten Freundes verkehrt, den er als einen Mann von strengen moralischen Grundsätzen kannte. Späterhin hatte er ein quasi legitimes Verhältnis mit einem „anständigen" Mädchen, ein Verhältnis, das von der Familie des Mädchens gutgeheißen wurde und das er nur abbrach um sich zu „rangieren". Das einzige Mal, wo er einen Seitensprung

getan hatte, war nach einem Abschiedsessen, das seine Freunde ihm vor seiner Verheiratung gaben und wo er unter der Wirkung des Alkohols die sein Leben lang geübte Vorsicht außer acht ließ. Der Doktor sagt ihm, daß er syphilitisch infiziert ist, beruhigt den völlig Niedergeschmetterten aber durch die Versicherung, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach völlig geheilt werden könne. Nur müsse er seine Verheiratung um drei bis vier Jahre aufschieben, um nicht Gesundheit und Leben von Frau und Kindern zu gefährden. George ist außer sich. Er stellt dem Doktor vor, daß es unmöglich sei, die Heirat aufzuschieben, aus Gründen der verschiedensten Art; daß seine Ehre, sein Glück, seine Existenz auf dem Spiele ständen. Der Doktor setzt ihm ernst und nachdrücklich die Gründe auseinander, weshalb er vor Ablauf der gestellten Frist nicht heiraten dürfe; daß er ein Verbrechen begehe, wenn er es trotzdem tue. Der äußerst sympathisch geschilderte Doktor wird immer eifriger, immer leidenschaftlicher. Er erschöpft alle Mittel der Überredung, um den Haltlosen zu überzeugen. Er stellt ihm vor, welch fürchterliche Folgen die vorzeitige Heirat für die, die George zu lieben vorgebe, haben könne. Er wird ironisch, bitter, grausam und schließlich völlig entmutigt, da er ungeachtet all seiner Beredsamkeit überzeugt ist, daß George tun wird, was er will.

Der zweite Akt zeigt uns George und Henriette auf der Höhe des Glücks. Sie haben ein halbes Jahr nach der ärztlichen Untersuchung geheiratet. Ein Kind ist ihnen geboren worden und ist, nach französischer Sitte, bei der Amme auf dem Lande. George lächelt heimlich über den guten Doktor, der ihm mit Gespenstern Angst machen wollte.

Aber das Schicksal schreitet schnell. Das Kind kränkelt. Der Doktor stellt hereditäre Syphilis bei ihm fest. Er verlangt, daß die Amme entlassen werde, um nicht angesteckt zu werden, und daß das Kind künstlich ernährt werde. Das führt zur Katastrophe. Denn Georges Mutter, die einzige außer ihm, die weiß, worum es sich handelt, weigert sich energisch, das ohnehin zarte Leben des unglücklichen Kindes durch die Entziehung der Muttermilch aufs Spiel zu setzen. Sie hängt mit abgöttischer Liebe an dem Enkelkind. Und in ihrer selbstsüchtigen Liebe ist sie ohne jegliche Gewissensbisse bereit, Gesundheit und Leben der Amme und deren Angehörigen zu gefährden, um nur dem Kinde nicht zu schaden. Alle Vorstellungen des Doktors, Vorwürfe, Ermahnungen und Drohungen prallen an dem bornierten Egoismus von Vater und Großmutter wirkungslos ab.

Aber die Amme ist stutzig geworden durch das seltsame Benehmen der beiden und durch die Geldversprechungen, die ihr so plötzlich gemacht werden, ohne daß sie weiß warum. Ein Diener, der gehorcht hat, erklärt ihr den Zusammenhang. Und wütend über die Gefahr, der man sie aussetzen will, wütend darüber, daß das viele Geld, das man ihr versprochen, ihr nun verloren sein soll, schreit sie das ängstlich gehütete Geheimnis laut heraus. So erfährt es Henriette. Und in Haß und Abscheu wendet sie sich von ihrem Manne und kehrt mit ihrem Kinde zu ihrem Vater zurück.

Der dritte Akt führt uns wiederum in das Arbeitszimmer des Doktors, dieses Mal in das Hospital, dessen Chefarzt er ist. Der Vater Henriettens, der Deputierter ist, sucht den Doktor auf, um in dem Scheidungsprozeß seiner Tochter das ärztliche Zeugnis als Beweismaterial vorzulegen. Der Arzt verweigert es. Er sucht dem Deputierten klarzumachen, daß es im Interesse seiner Tochter und des unglücklichen Kindes liege, den Gedanken an Scheidung aufzugeben und auf den Trümmern ihres zerstörten Glückes eine neue, bescheidene Existenz aufzubauen. Er hält ihm vor, daß auch er, der Vater, nicht ohne Schuld sei an dem Zusammenbruch dieses Glückes.

„Haben Sie wirklich das Recht, so unbeugsam zu sein? Lag es nicht in Ihrer Macht, Ihrer Tochter die Möglichkeit dieses Elends zu ersparen?“

Loches (der Vater): „In meiner Macht! Wollen Sie damit sagen, daß ich verantwortlich bin?“

Doktor: „Jawohl. Als das Projekt dieser Heirat auftauchte, zogen Sie sicherlich Erkundigungen ein über das Einkommen Ihres zukünftigen Schwiegersohns. Eines aber übersahen Sie, und zwar das Wichtigste. Über seine Gesundheit suchten Sie sich nicht zu informieren. Und noch ein Argument, das letzte. Sind Sie selbst so ohne Fehl, daß Sie anderen gegenüber so streng und unversöhnlich sind?"

Loches: „Ich habe niemals an einer schimpflichen Krankheit gelitten."

Doktor: „Ich habe nicht danach gefragt. Ich frage, ob Sie sich niemals der Möglichkeit aussetzten, sie sich zu holen.... Sie sehen, es ist nicht Ihre Tugend, die Sie davor schützte, nur Ihr gutes Glück.... Lassen Sie uns doch ein für allemal ein Ende machen mit dieser Heuchelei. Ihr Schwiegersohn, genau wie Sie und die ungeheure Mehrheit aller Männer, hatte Geliebte, bevor er heiratete. Er hatte das Unglück, sich anzustecken.... Vielleicht verdienten Sie in Ihrer Jugend das, was ihm widerfuhr, mehr als er. Jedenfalls ist Ihre Stellung ihm gegenüber die des unbestraften Verbrechers gegenüber seinem weniger glücklichen Kameraden."

Und dann sucht der Doktor dem Vater Henriettens, der zugleich Deputierter ist und demnach Einfluß auf die Gesetzgebung hat, an einer Reihe von Beispielen aus seinem Krankenmaterial zu zeigen, wie notwendig es sei, die öffentliche Meinung und die Gesetzgebung auf die Notwendigkeit einschneidender Reformen auf dem Felde der sozialen Gesundheitspflege hinzuweisen. Es ist ein ganzer Traktat, den er ihm liest, ernst und eindrucksvoll, und die Krankengeschichten, die wir dabei zu hören bekommen, sind abstoßend und erschütternd zugleich. Der Doktor ist ein gescheiter Mann — er ist auch ein guter Mensch —, und seine Ausführungen sind nicht ängstlich auf das medizinische Gebiet beschränkt. Sie leiten hinüber auf soziales Gebiet, auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge von Prostitution und Lohnsklaverei.

„Ich habe niemals ein Gewerbe gelernt," sagt eine junge Prostituierte.... „Was sollte ich tun, um anständig zu leben! Auf den Plätzen, wo ich diente, konnte ich nicht bleiben. Und wenn man Hunger hat und ein netter junger Kerl einem ein Mittagessen anbietet, so möchte ich das Mädchen sehen, das nein sagen würde. Na, und schließlich brachten sie mich nach St. Lazare, weil ich krank war. Diese Bestien von Männern stecken uns mit ihren ekelhaften Krankheiten an, und wir werden eingesperrt.... Aber ich habe es ihnen gegeben! Bevor sie mich abschoben, als ich sah, wie man mich hineingelegt hatte, war ich einfach wütend, als ich nach Hause ging. Und wen treffe ich da unterwegs? Meinen früheren Herrn. Nein, wie ich mich freute! Halt, dachte ich, jetzt sollst du dafür zahlen, was du aus mir gemacht hast, und das mit Zinsen. Als ich von ihm ging, war ich halb verrückt. Ich weiß selbst nicht, wie mir zumute war. Ich gab mich einem jeden, der mich wollte, mit oder ohne Geld. So viel ich konnte — die jüngsten und hübschesten — na ja, ich gab ihnen nur zurück, was sie mir gegeben hatten. Jetzt ist mir die Geschichte ja egal. Was nützt es, sich zu grämen. Ich lache darüber. Andere Weiber machen es nicht anders. Aber sie tun es, um zu leben. Man muß leben, auch wenn man krank ist."

Die Inhaltsangabe des Dramas und die angeführten Stellen genügen wohl, um den Geist zu kennzeichnen, von dem es getragen ist. An dem hohen sittlichen Ernst und der Aufrichtigkeit des Dichters ist nicht zu zweifeln. Und irgendwelche kritischen Ausstellungen richten sich nicht gegen die Tendenz und die Ehrlichkeit und Einsicht des Autors, sondern höchstens gegen einige Übertreibungen, die mit unterlaufen; gegen die langen Auseinandersetzungen, die — so interessant sie an sich sind — auf der Bühne doch ermüdend wirken; gegen das Undramatische des Vorwurfes. Auch die Gestalten selbst sind ziemlich farblos gehalten — sie sind mehr Typen als Individuen — mit Ausnahme des Doktors und Georges, dessen durchaus mittelmäßige Persönlichkeit in ihrer Beschränktheit, ihrer Selbstzufriedenheit und Haltlosigkeit lebenswahr genug wirkt.

Aber Brieux war es augenscheinlich gar nicht darum zu tun, uns ein Drama zu geben, welches „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Er ist im vorliegenden Falle Sittenschilderer und Moralist, und da es ihm bitter ernst ist mit seinem Vorhaben, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, und er ganz bestimmte Zwecke damit verfolgt, schien ihm die Bühne der geeignetste Platz zu sein, um auf das große Publikum einzuwirken.

Hier in Amerika scheint ihm dies über alle Erwartungen hinaus gelungen zu sein. Allerdings war gerade hier der Boden in einer Weise gelockert und aufnahmefähig wie vielleicht nirgends sonst. Es hat fast den Anschein, als sei Amerika auch auf dem Felde der Prostitution und der eng damit zusammenhängenden venerischen Krankheiten auf dem besten Wege, sich an die erste Stelle zu schwingen. Ein so weitverzweigtes System der „weißen Sklaverei", so geschäftsmäßig im großen Stile betrieben, mit Ausnützung aller durch den internationalen Charakter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten und durch die Korruption von Polizei und Beamtentum begünstigten Umstände: ist schwerlich in anderen Ländern in gleicher Macht und Ausdehnung anzutreffen.

In den letzten Jahren erhoben sich, durch diese immer mehr wachsende Macht und Ausdehnung in Angst und Schrecken gejagt, immer mehr Stimmen, welche dringend nach Abhilfe verlangten. Eine Untersuchung folgte der anderen. Bücher und Broschüren wurden veröffentlicht; Zeitungen und Zeitschriften zur Mitarbeit herangezogen. Die haarsträubendsten Einzelheiten liefen durch die Zeitungen; Berichte und Daten, welche geradezu herzbrechend sind. Es ist nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahren die Frage der Prostitution, mehr und mehr alles andere beherrschend, in den Vordergrund tritt. Die sozialistischen Zeitungen werden nicht müde, immer wieder auf den engen Zusammenhang zwischen den niedrigen Löhnen der Arbeiterinnen und der Prostitution hinzuweisen. Und auch aus bürgerlichen Kreisen erheben sich zahlreiche Stimmen, denen dieser Zusammenhang klar geworden ist und die nicht durch ihre unmittelbaren Klasseninteressen verhindert sind, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Eine vor wenigen Monaten in Chicago tagende Senatskommission stellte nach eingehenden Untersuchungen diesen Zusammenhang auch für blöde Augen fest, allerdings nicht, ohne daß von vielen Seiten lebhafte Proteste dagegen erhoben wurden. Jedenfalls war der Boden hier in Amerika bereit, die leidenschaftliche Anklage des hier besprochenen Dramas als solche zu empfinden und sie sich zu eigen zu machen.

Noch einige Beiträge zur Parteigeschichte.

Von **Fr. Mehring.**

Das „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung", das Professor Karl Grünberg in Wien herausgibt, erweist sich je länger je mehr als ein sehr nützliches Unternehmen. Wenngleich es sich dem unabwendbaren Schicksal jeder wissenschaftlichen Rundschau, manche minderwertigen Beiträge zu bringen, nicht ganz entziehen kann, so veröffentlicht es doch auch in jedem seiner Hefte, deren drei im Jahre erscheinen, eine Fülle lehrreicher Beiträge, und so hat es sich, was in erster Reihe dem Geschick und dem Takt des Herausgebers zu danken ist, einen hohen Rang in der wissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur erworben.

Auch das neueste Heft des Archivs, das erste des vierten Jahrganges, enthält viel Wertvolles, darunter aus der Feder von Parteigenossen eine gehaltvolle Abhandlung Max Adlers über den sozialen Sinn der Lehre von Marx, einen stoffreichen Aufsatz Boudins über den Kampf der Arbeiterklasse gegen die richterliche Gewalt in den Vereinigten Staaten, ein sehr anziehendes Charakterbild Hynd-

mans, das Bernstein an der Hand von Hyndmans Denkwürdigkeiten entwirft, die Besprechung einer russischen Biographie Marxens, die N. Rjasanoffs sachkundiges Urteil leider als unzulängliche Kompilation einschätzt. Auch die beiden bürgerlichen Historiker, die dankenswerte Beiträge zur Parteigeschichte geliefert haben, lassen sich hören: G. Mayer mit einem Artikel über „ein Pseudonym von Engels" und G. Oncken mit „Publizistischen Quellen zu den Beziehungen zwischen Bismarck und Lassalle". Über beide Arbeiten ein paar Worte.

Der Aufsatz G. Mayers deckt sozusagen die „prähistorische" Existenz von Friedrich Engels auf. Obgleich Engels erst 24 Jahre zählte, als er seine bekannten Aufsätze in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern" veröffentlichte, hatte er schon eine, wie es scheint, ganz umfangreiche publizistische Tätigkeit hinter sich, für die er den Kriegsnamen Oswald angenommen hatte. Was ihn dazu veranlaßt hat, ist wohl neben der Rücksicht auf seine fromme und konservative Familie der Umstand gewesen, daß ein Teil dieser Tätigkeit in sein Militärdienstjahr fiel. Allerlei unsichere Mitteilungen darüber waren schon früher verbreitet, aber immer — auch von mir in meiner Nachlaßausgabe — angezweifelt worden. G. Mayer führt nun aber den überzeugenden Nachweis, daß Engels in der Tat schon vor seinen Aufsätzen in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern" manches veröffentlicht hat: Aufsätze in Gutzkows „Telegraphen" und in Ruges „Deutschen Jahrbüchern", eine Broschüre über Schelling, ein komisches Heldengedicht usw.

Urkomisch heißt es in einem Briefe Gutzkows an Alexander Jung, den Oswald-Engels in den „Deutschen Jahrbüchern" angegriffen hatte: „Das traurige Verdienst, den Oswald in die Literatur eingeführt zu haben, gebührt leider mir. Vor Jahren schickte mir ein Handlungsbeflissener, namens Engels, aus Bremen Briefe über das Wuppertal. Ich korrigierte sie, strich die Persönlichkeiten, die zu grell waren, und druckte sie ab. Seither schickte er manches, was ich regelmäßig umarbeiten mußte. Plötzlich verbat er sich diese Korrekturen, studierte Hegel, legte sich den Namen Oswald bei und ging zu anderen Organen über. Noch kurz vor Erscheinen der Kritik über Sie hatte ich ihm 15 Taler nach Berlin geschickt. So sind diese Neulinge fast alle. Uns verdanken sie, daß sie denken und schreiben können, und ihre erste Tat ist geistiger Vatermord. Natürlich würde all diese Schlechtigkeit nichts sein, wenn ihr nicht die ‚Rheinische Zeitung' und Ruges Blatt entgegenkäme." Der Brief ist vom 6. Dezember 1842 datiert, zur Zeit, wo Engels in der Kaserne am Kupfergraben in Berlin gedrillt wurde. Wie G. Mayer seinen vorläufigen Mitteilungen hinzufügt, wird er die Frühzeit unseres Vorkämpfers demnächst biographisch darstellen. Man darf dieser Arbeit mit desto größerer Spannung entgegensehen, als wir über die Jugendjahre von Engels bisher nur sehr dürftig unterrichtet sind.

Von geringerer Bedeutung sind die „Publizistischen Quellen", die Professor Oncken zu den Beziehungen zwischen Bismarck und Lassalle eröffnet haben will. Herr Oncken steht leider — im Gegensatz zu Mayer — heute der deutschen Arbeiterbewegung befangener gegenüber als vor zehn Jahren. Befangener und zugleich anspruchsvoller. Er rühmt sich, den Nachweis geführt zu haben, daß der eigentliche Gegenstand der zwischen Bismarck und Lassalle im Winter 1863/64 gepflogenen Verhandlungen die Frage der Oktroyierung des gleichen und direkten Wahlrechtes in Preußen gewesen sei. Diesen „Nachweis" mag Herr Oncken geführt haben, aber dann hat er nur „nachgewiesen", woran noch kein Mensch gezweifelt hat, seitdem in den Reichstagsverhandlungen von 1878 Näheres über die Verhandlungen zwischen Bismarck und Lassalle bekannt geworden ist. Streitig war nur, ob Lassalle sich auf solche Verhandlungen überhaupt einlassen durfte, und ob er sich, wenn er es denn einmal tat, dem preußischen Minister geistig überlegen erwiesen habe. Diese Frage ist in ihrem ersten Teil von sozialistischer Seite gewöhnlich verneint, in ihrem zweiten aber gewöhnlich bejaht worden, während die Sache bei Herrn Oncken ziemlich umgekehrt liegt. Er lobt Lassalle, weil dieser sich zuerst von dem „Magnet-

berg" Bismarck habe anziehen lassen, findet dann aber, daß Bismarck in seinen Verhandlungen mit Lassalle eine „ungeheure Überlegenheit" bewiesen habe, wie es von einem „Magnetberg" am Ende auch nicht anders erwartet werden durfte.

Darüber soll hier nun aber gar nicht gestritten werden, sondern nur über die „Quellen" des Herrn Oncken. Als er seine Biographie über Lassalle in der ersten Auflage herausgab, erlaubte ich mir — bei aller sonstigen Anerkennung des Buches — folgenden Einwand: „Um die Beziehungen zwischen Bismarck und Lassalle möglichst auszustaffieren, bezieht sich Oncken wiederholt auf einen Artikel, den der ‚Wanderer', eine Wiener Zeitung, im Jahre 1869 über die Unterredungen Lassalles mit Bismarck veröffentlicht hat. Ich entsinne mich dieses Artikels sehr gut, der in jenem Jahre durch die ganze deutsche Presse lief und mir namentlich deshalb im Gedächtnis geblieben ist, weil er so ziemlich das erste war, was ich über Lassalle las. Er war durch und durch feuilletonistisch gehalten und wurde von den preußischen Blättern auch nur als ein Feuilleton reproduziert, als eine in keiner Weise beglaubigte, aber ganz amüsante, und wenn auch nicht wahre, so doch nicht übel erfundene Schnurre nachgedruckt; unter anderem wurde darin erzählt, daß Bismarck und Lassalle, um die Fortschrittler zu ärgern, Arm in Arm auf der Leipziger Straße spazieren gegangen seien. Oncken hat diesen Artikel nicht selbst in Händen gehabt — denn sonst würde er seinen historischen Quellenwert wohl richtig eingeschätzt haben —, sondern nur einen Auszug daraus, den er in einem biographischen, wie er selbst sagt, mehr feuilletonistischen Aufsatz Wurzbachs über Lassalle entdeckt hat. Gleichwohl hätte Oncken schon an diesem Auszug stutzig werden müssen, wenn seine Begeisterung für Bismarck nicht seine Quellenkritik getrübt hätte." Es ist nun dieser Artikel des „Wanderer", den Herr Oncken im neuesten Hefte des Grünbergschen Archivs wörtlich veröffentlicht, nebst einigen Berliner Korrespondenzen der „Breslauer Zeitung" schon aus dem Jahre 1865, auf die sich der Artikel bezieht.

Sein Wortlaut stellt, was ich nebenbei in einer Regung hoffentlich verzeihlicher Eitelkeit bemerken möchte, meinem Gedächtnis ein passables Zeugnis aus; ich habe den Artikel vor neun Jahren aus einer fünfunddreißigjährigen Erinnerung ganz zutreffend gekennzeichnet. Aber leider hat sich meine Hoffnung nicht erfüllt, daß sich Herrn Onckens Quellenkritik an dem unverstümmelten Wortlaut des Artikels erproben würde. Im Gegenteil zweifelt er jetzt nicht an der „guten Beglaubigung der Erzählung im ganzen (bei mehreren Ungenauigkeiten im einzelnen)". Diese „Ungenauigkeiten im einzelnen" bestehen freilich darin, daß sich alle, aber auch alle Tatsachen, die der Artikel des „Wanderer" behauptet, soweit sie durch andere unzweifelhafte Tatsachen kontrolliert werden können, als falsch erweisen, womit nach den bisher geltenden Gesetzen historischer Kritik die Darstellung auch in den Punkten zerfällt, in denen sie sich nicht oder nicht mehr kontrollieren läßt. Es ist einfach erfunden, daß die Berliner „Volkszeitung" jemals das angebliche Arm-in-Arm-Gehen Bismarcks und Lassalles auf der Leipziger Straße entdeckt und denunziert haben soll. Es ist einfach erfunden, daß Bismarck die bekannte Solinger Depesche Lassalles in zustimmendem Sinn beantwortet haben soll. Es ist einfach erfunden, daß Bismarck jemals — in Nachahmung Cavours — den Plan gehabt haben soll, alle Deutschen, ohne Unterschied der Geburt, für wählbar in den preußischen Landtag zu erklären. Es ist einfach erfunden, daß Lassalle „dieses Projekt halb und unausführbar" genannt haben soll, denn nach Lassalles wirklicher Meinung war es ein „immenses Machtmittel", wie er an Bismarck schrieb. Es ist deshalb auch einfach erfunden, daß Lassalle diesen angeblichen Plan Bismarcks vor seinem Tode in Genf „seinen Freunden, darunter dem Schreiber dieser Zeilen", mitgeteilt haben soll.

Wer war aber der „Schreiber dieser Zeilen"? Oncken führt aus, daß Herwegh nicht in Genf gewesen sei; sonst könnten aber nur Johann Philipp Becker und Rüstow in Betracht kommen; alle Wahrscheinlichkeit spreche für Rüstow, „vor allem

auch das hohe Maß vertrauter Orientierung", von dem wir eben einige Proben gegeben haben. Wieso Rüstow dazu gekommen sein soll, fünf Jahre nach Lassalles Tod dessen vertrauliche Mitteilungen in einem Wiener Blatt zu veröffentlichen, bleibt freilich auch für Herrn Oncken ein Rätsel. Und doch hätte er sich alle Wahrscheinlichkeitsrechnung sparen können, wenn er die von ihm selbst veröffentlichten Berliner Korrespondenzen der „Breslauer Zeitung" aus dem Jahre 1865, auf die sich der Artikel des „Wanderer" bezieht, mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hätte. Es werden darin nämlich nicht drei, sondern vier „Wortführer" der „entschiedenen Sozialdemokraten" vorgeführt: wörtlich „die Herren Johann Philipp Becker in Genf, Georg Herwegh, Wilhelm Rüstow und Friedrich Reusche in Zürich". Die Vermutung liegt doch recht nahe, daß wenn der völlig unbekannte Herr Friedrich Reusche aus Zürich irgendwo als „Wortführer" der „entschiedenen Sozialdemokraten" auftritt, von niemandem sonst diese schmeichelhafte Kennzeichnung herrühren kann, als von Herrn Friedrich Reusche selbst.

Es handelt sich aber nicht bloß um eine Vermutung. Man braucht nur die Berliner Korrespondenzen der „Breslauer Zeitung" aus dem Frühjahr 1865 mit den gleichzeitigen Erklärungen Reusches im „Nordstern" und in der „Rheinischen Zeitung" zu vergleichen, um den Vogel an denselben Federn zu erkennen. Es kommt hinzu, daß Reusche Ende der sechziger Jahre in Wien lebte, woraus sich seine Verbindung mit dem „Wanderer" erklärt, wie sich seine märchenhafte Unkenntnis preußischer Zustände, die an dem ehemaligen preußischen Offizier Rüstow ganz unerklärlich sein würde, durch seinen schweizerischen Ursprung erläutert.

Aus den Erklärungen Reusches in dem „Nordstern" und der „Rheinischen Zeitung" geht hervor, daß er sich zur Zeit von Lassalles Tod in Genf befand, um mit Hofstetten wegen Mitarbeit an dem geplanten Vereinsorgan, dem späteren „Sozialdemokraten", zu verhandeln. Möglich, daß er auch noch mit Lassalle in persönliche Berührung gekommen ist, aber es ist unmöglich, daß Lassalle unter den bekannten Umständen seiner letzten Lebenstage Neigung und Zeit gefunden haben soll, ein ihm bis dahin gänzlich unbekanntes Zeitungsschreiberlein in seine Verhandlungen mit Bismarck einzuweihen. Am „Sozialdemokraten" hat Reusche wirklich anfangs mitgearbeitet, trennte sich aber bald von ihm, zugleich mit Rüstow und Herwegh, deren besonderer Schmerz darin bestand, daß Schweitzer einen Aufsatz Rüstows über die preußische Militärreorganisation nicht abgedruckt hatte. Die beweglichen Klagen, die Rüstow, Herwegh und Reusche als „Wortführer" der „entschiedenen Sozialdemokraten" darüber erhoben, fanden einen etwas jähen Abschluß, als ein nicht ganz unbekannter Sozialdemokrat, namens Friedrich Engels, eine kleine Schrift veröffentlichte, worin er sich über die Milizphantasien, wie sie Rüstow vertrat, nicht eben schmeichelhaft äußerte. Mit dieser, wie sie klagten, „höchst verwunderlichen" Erfahrung schieden Rüstow, Herwegh und Reusche aus der Partei, soweit sie ihr überhaupt angehört hatten.

Reusche ging darauf nach Wien, wo er 1868 mit seinem alten Gönner Hofstetten einen harten Redekampf ausfocht. Im Sommer 1869, als die Wiener Arbeiterbewegung sich mächtig zu regen begann, veröffentlichte er im „Wanderer" den Artikel, den Herr Oncken so lebhaft bewundert. Man sieht jedoch dem kleinen Aufsatz auf den ersten Blick an, daß er eine flüchtige Journalistenarbeit ist, aus dem Handgelenk hingeworfen, um ein augenblickliches Bedürfnis der Leserwelt zu befriedigen. Dem Verfasser hat augenscheinlich jede Absicht fern gelegen, eine historische Darstellung oder selbst nur eine politische Auseinandersetzung zu geben. Bismarck und Lassalle sind ihm nur die Opfer einer anmutigen Fabulierkunst; im Grunde schlägt er schon die Noten an, worin Bismarck später seinen Verkehr mit Lassalle vertont hat. Lassalle spricht gelegentlich im Vorbeigehen bei Bismarck vor, um mit diesem bei einer gemütlichen Zigarre klug zu reden, oder beide spazieren Arm in Arm auf der Leipziger Straße wie übermütige Schulknaben, um die lebernen Freiheitshelden der Fortschrittspartei anzuulken.

Gerade in ihrer Übertreibung sind solche feuilletonistischen Plaudereien schließlich ganz harmlos, und man fügt ihnen ein unverdientes Unrecht zu, wenn man sie als ernsthafte Geschichtsquellen anspricht.

Lose Blätter.

Eine neue Büste Lassalles. In seinen Erinnerungen an Lassalle sagt Bahlteich, wer den Mann selbst gekannt habe, dem seine Bedeutung ins Gesicht geschrieben gewesen sei, könne nicht ohne Zorn die vielen schlechten Bilder ansehen, die von ihm existierten. Als das beste dieser Bilder galt bisher die Büste, die Reinhold Begas im Jahre 1859 gemeißelt hat; das Exemplar davon, das Lassalle selbst seinem damaligen Freund und Verleger Franz Duncker geschenkt hat, befindet sich seit 1888, seit Dunckers Tod, in meinem Besitz.

Aber auch dieses Bild Lassalles verblaßt und erscheint wie unecht neben einer neuen Büste unseres Vorkämpfers, die Julius Obst, ein Schüler Meuniers, mit meisterlicher Hand geschaffen hat. Obgleich ich die Büste von Begas seit einem Vierteljahrhundert jeden Tag vor Augen gehabt und mich sozusagen in sie eingelebt habe, so fiel es mir doch wie Schuppen von den Augen, als ich das prächtige Werk des jungen Genossen Obst sah: So hat Lassalle ausgesehen und nicht anders! Nicht nur ist die technische Ausführung unendlich viel sorgfältiger als bei Begas, sondern wenn dieser im Grunde doch nur einen stilisierten Cäsarenkopf gibt, hat Obst den historischen Lassalle nachgeschaffen, so wie er in der Geschichte lebt, als der feurige und stürmische Erwecker der Arbeiterklasse: den Kopf mit dem kurzlockigen Haar, der gedankenschweren Stirn, „um die Lippe der Trotz und der zuckende Hohn", dem festen und vollen Kinn, dem bewegten Spiel der Wangen, der stark vorspringenden Nase, die daran erinnert, daß dieser Kämpfer gegen Unterdrückung am eigenen Leibe die Schmach einer unterdrückten Rasse empfunden hat. Begas, der täglich um Lassalle war, hat ihn mit stumpferen Augen geschaut als Obst, der ihn nie gesehen hat.

Aus unermüdlichem Studium der Werke Lassalles und der Literatur über Lassalle, aus nicht minder unermüdlichem Studium alles bildlichen Materials, das von Lassalles körperlicher Erscheinung vorhanden ist, hat Obst das Bild geschaffen, als ein geborener Künstler. Heine unterscheidet einmal zwischen flacherer und tieferer Porträtierkunst. Jene sehe es auf ein leichtes Wiedererkennen eines wohlbekannten Originals ab und sei das Entzücken jeder zärtlichen Ehefrau, die uns versichere, wie sprechend ähnlich der Herr Gemahl sei, den wir noch nicht kennen. Diese habe das wunderbare Talent, gerade diejenigen Züge aufzufassen und widerzuspiegeln, die auch dem fremden Beschauer eine Idee von dem darzustellenden Gesicht geben, so daß er den Charakter des unbekannten Originals gleich begreife. Bei den alten Meistern findet Heine jene Unmittelbarkeit der Bildnisse, die uns deren Ähnlichkeit mit den längst verstorbenen Originalen so lebendig zusichere; „wir möchten darauf schwören, daß diese Porträts getroffen sind, sagen wir dann unwillkürlich, wenn wir Galerien durchwandeln". Und eben dies wird jeder Kenner von Lassalles Leben und Werken sagen, der vor seiner neuesten Büste steht.

Man darf sie doppelt begrüßen: als ein klassisches Bild Lassalles und als ein echtes Kunstwerk, das aus dem Geiste der Partei geboren ist. Die Buchhandlung Vorwärts, die den Vertrieb übernommen hat, wird dafür sorgen, daß ihr Erwerb auch dem einfachen Arbeiterheim zugänglich ist. Gegenwärtig arbeitet Obst mit voller Kraft an einer Büste Bebels. Möge dieser neuen Aufgabe ein glückliches Gelingen beschieden sein!

F. M.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 49 Ausgegeben am 5. September 1913 31 Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Katholikentag.

Von **August Erdmann.**

Ein Katholikentag ist ein wunderliches Gemisch von Partei- und Kirchenversammlung. Die Führer des Zentrums und die Häupter der Kirche finden sich dort zusammen und verkünden dem katholischen Volke, was es zu leiden, zu klagen und zu fordern hat. Politik soll auf Katholikentagen nicht getrieben werden, und man kommt diesem Gebot nach, indem man nicht vom Zentrum, sondern vom katholischen Volksteil, nicht von der Zentrumspresse, sondern von katholischen Zeitungen, nicht von der Sozialdemokratie, sondern von Unglauben und Umsturz redet. Man nennt keine Parteien, vor allen Dingen nicht die eigene, treibt aber doch stramme Zentrumspolitik. Womit nicht gesagt sein soll, daß ein Katholikentag nichts als ein Zentrumsparteitag wäre. Er ist ebensowohl eine kirchliche Veranstaltung zur Andacht und Erbauung, eine fünftägige Mission sozusagen. Und diesen Teil besorgen die Bischöfe, die Ordensmänner und sonstige Geistliche, die mit mehr oder weniger Geschick die Menge in selige Verzückung, in glühende Begeisterung und in tosende Raserei zu versetzen wissen. Ein Mann wie der Dominikanerpater Bonaventura, der am letzten Tage der Woche über die Entchristlichung des öffentlichen Lebens redete, ist ein Doppelwesen von Kreuzzugsprediger aus dem zwölften Jahrhundert und Bühnenheld aus der Zeit des tönenden Wortes und der großen Geste. Zum Parlament und der Kirche gesellt sich das Theater, und diese Vielseitigkeit läßt verstehen, daß ein Katholikentag immer ein volles Haus hat. Es ist deshalb wirklich nicht nötig, wie es eines der im Zentrumslager tätigen Quertreiberblätter getan hat, den Alkohol und andere sündhafte Reizmittel als Erklärung für die Beliebtheit der Katholikentage und die auf ihnen vorhandene Begeisterung heranzuziehen.

Mitglied des Katholikentags ist, wer das Geld hat, ihn zu besuchen, und außerdem 7,50 Mark zahlt, wofür er an den öffentlichen und geschlossenen Versammlungen, den Sitzungen der Ausschüsse und den sonstigen Veranstaltungen teilnehmen darf. Das „katholische Volk", das da berät und beschließt, betet und Beifall klatscht, in Andacht erschauert und in Heiterkeitsstürme ausbricht, es ist nur eine kleine Auslese, nicht berufen durch den

Willen des Volkes, sondern aus eigenem Willen, eine Auslese weniger des Geistes als des Geldbeutels. Die Teilnahme der Mitglieder an den Katholikentagen ist vorwiegend passiver Art. In den öffentlichen Versammlungen treten an jedem Tage drei vorher bestimmte Redner auf, diskutiert wird nicht, Widerspruch wird nicht laut — wie sollte auch ein katholischer Mann angesichts der geistlichen Oberhirten, der Fürsten, Grafen und hohen Herren auf der Tribüne einen Laut des Mißfallens wagen wollen! In diesen heiligen Hallen herrscht der Gehorsam gegen die von Gott und der Partei gesetzten Führer, und willig wird auf das Zeichen von oben oder der Überlieferung gemäß geklatscht, gelacht oder gerast. In den geschlossenen Versammlungen, wo die Anträge der verschiedenen Ausschüsse verhandelt werden, findet deren Annahme fast durchweg ohne Aussprache statt; in den Ausschüssen selber, die hinter verschlossenen Türen verhandeln, mag's etwas lebhafter zugehen, aber auch hier ist allen die Tradition gegenwärtig, daß der Katholikentag die Aufgabe hat, nicht nur von der Glaubenstreue, sondern auch von der Einigkeit der Katholiken Zeugnis abzulegen und das letzte um so mehr, je wackliger es mit dieser Einigkeit bestellt ist.

In den letzten Wochen vor Metz wurden Andeutungen, Befürchtungen hier und Erwartungen da laut, daß auf dem diesjährigen Katholikentag die Geister wegen der Gewerkschaftsfrage aneinander geraten würden. Jeder Kundige wußte, daß das nicht geschehen werde. Die führende Zentrumspresse konnte getrosten Mutes als „festen und unbeugsamen Entschluß" des Katholikentags verkünden, „es unter keinen Umständen zu einem Krach kommen zu lassen und jeden Versuch, Disteln unter Weizen zu säen, schon im Keime zu ersticken. Unsere Generalversammlungen sind und waren stets eine großartige und großzügige Zusammenfassung des katholischen Gesamtwillens, nicht Tummelplätze für Sondermeinungen oder zum Austrag von Streitfragen, am wenigsten von solchen, die in das wirtschaftliche oder politische Gebiet hinüberspielen. Die sind auch nicht berufen, über Fragen zu befinden, die andere Instanzen, seien es kirchliche oder politische, zu entscheiden haben." Und so geschah es. Es gab in Metz keine Überraschungen, keine Auseinandersetzungen, und um auch die Spur einer Gefahr auszuräumen, erklärte Fürst Löwenstein, der Präsident, in seiner Eröffnungsrede gleich am ersten Tage, daß die Gewerkschaftsfrage durch den Papst und damit auch für den Katholikentag entschieden sei und daß der Streit wie für die Gesamtheit der Katholiken so auch für den Katholikentag zu ruhen habe. In Metz also blieb's ruhig, der Waffenstillstand, den der Präsident verkündet hatte, wurde geachtet. In den nächsten Wochen wird der verhaltene Groll, der sich in Metz dennoch unter den Kampfhähnen der beiden Richtungen gesammelt hat, um so kräftiger zur Entladung kommen.

Auf den Katholikentagen wird keine Politik gemacht. Dafür sind andere Stellen, dafür sind die Führer in Partei und Kirche da. Diese holen sich auf den Katholikentagen durch die tosenden Beifallsausbrüche in den öffentlichen und durch die Beschlüsse der geschlossenen Versammlungen die Zustimmung für ihre Politik und die Ermächtigung, sie als die Forderung des katholischen Volkes zu vertreten. Und diese Zustimmung ist um so leichter zu erhalten, als die Katholikentage von der Achtung vor der Autorität der Führer beherrscht und Widersprüche nicht geduldet werden. Im Grunde handelt es sich vom ersten Katholikentag im Jahre 1848 bis zum

letzten im Jahre 1913 immer nur um dieselben wenigen Gedanken: die Welt ist schlecht und wird immer schlechter, der Umsturz bedroht Staat und Gesellschaft, die Rettung kann nur die Religion, die Kirche, der Zusammenschluß aller gläubigen und staatserhaltenden Kräfte geben — darum mehr Religion ins Volk, mehr Freiheit für die Kirche, entschiedenere Bekämpfung der antichristlichen Wissenschaft und Kultur und — um die Hauptsache nicht zu vergessen: Parität der Katholiken bei der Besetzung der öffentlichen Ämter und Stellen! Das findet man als den Inhalt fast sämtlicher Katholikentagsreden, man mag zu einem Protokoll greifen, aus welcher Zeit man will. Nur der Feind, dem der Kampf des streitbaren Klerikalismus gilt, ändert sich mit der Zeit. Umsturz und Unglaube waren ehemals verkörpert im Kapitalismus und Liberalismus, in der Freimaurerei und der bürgerlichen Aufklärung. Diese sind mit der Zeit zurückgetreten und werden heute nur noch nebenher genannt. Der Hauptfeind, der Dämon, den es heute in erster Linie zu bekämpfen gilt, das Unheil der Zeit, das Staat und Gesellschaft, Thron und Altar bedroht, ist die Sozialdemokratie, die neuzeitliche Arbeiterbewegung, die proletarische Aufklärung durch den roten Agitator. Zentrum und Kirche sind auf die Massen angewiesen, und seit der Zeit, da die Sozialdemokratie dem Klerikalismus mit Erfolg die Massen streitig macht, ist sie natürlich der Hauptfeind, der mit allen Mitteln bekämpft und gegen den Staat, Kirche und Partei mobil gemacht werden müssen.

Der Volksverein für das katholische Deutschland, dessen Jahresversammlung einen Bestandteil der Katholikentage bildet; die Vereinigung zum Schutze der christlichen Schule, die auf einem Katholikentag (Mainz 1911) entstanden und seitdem auf jedem Katholikentag zu sehen ist; die Gesellen-, Arbeiter- und Jünglingsvereine, die mit ihrem Massenfestzug jeden Katholikentag einleiten — was sind das anderes als Unternehmungen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, als Mittel zur Absonderung und Bearbeitung der gläubigen Massen, daß sie nicht dem Unglauben und Umsturz anheimfallen? Und was ist der Zweck der Mehrzahl der sozialen Beschlüsse, was der Inhalt der meisten Reden, wenn nicht die Behandlung der einen großen Frage: Wie schützen wir, Kirche und Zentrum, unsere Anhänger vor der Sozialdemokratie? Man weiß, daß der katholische Arbeiter, der in die Nähe und unter den Einfluß sozialistischer Klassengenossen kommt, für den Klerikalismus verloren ist; man hat den Meinungskampf von Mann zu Mann aufgegeben, man sieht nur noch *eine* Rettung: das gläubige Gefolge abzuschließen, es stetig zu beaufsichtigen und zu bearbeiten. Das soll mit der konfessionellen Schule begonnen, mit der konfessionellen Jugendpflege und Rekrutenfürsorge fortgesetzt und mit den konfessionellen Arbeitervereinen, christlichen, das heißt ultramontanen Gewerkschaften usw. zu Ende geführt werden. Ohne Ende wird auf den Katholikentagen die Herrlichkeit des Reiches Gottes, die Unüberwindlichkeit des Kreuzes und die Ewigkeit des Glaubens und der Kirche gepriesen. Ach, und da bläst ein sozialdemokratisches Flugblatt oder eine sozialdemokratische Versammlung das ganze Gottvertrauen über den Haufen! Die streitbare Kirche hat sich vor der Sozialdemokratie längst auf der ganzen Linie in die Verteidigungsstellung zurückgezogen, und trotz aller Mühen muß sie erleben, daß der Feind immer weiter in das klerikale Gebiet eindringt und immer weitere Scharen des klerikalen Gefolges zu sich herüberzieht.

Der Klerikalismus weiß sich aus eigener Kraft nicht mehr zu behaupten. Der Staat muß helfen. Und um diesen für die klerikalen Zwecke zu gewinnen, muß die Welt so schlecht und die Gefahr des Umsturzes so nah und so groß wie möglich geschildert werden. Das ist alter Brauch der Katholikentage, aber je mehr der Klerikalismus ins Gedränge gerät, desto schlechter wird in den Reden der Katholikentage die Welt und desto näher rückt der Umsturz. Schlecht ist natürlich alles, was nicht die Wege des Klerikalismus wandelt. Wissenschaft, Presse, Literatur, Kunst — alles ist, wie Pater Bonaventura, der Glanzredner von Metz, in zweistündiger Rede ausgeführt hat, faul, durch und durch von der Sünde durchsetzt. Die allgemeine Sittenlosigkeit wird die Menschheit an den Abgrund führen, wird die Königsthrone zertrümmern und alle Autoritäten vernichten, wenn nicht der Staat dem Zentrum die Jesuiten gibt, nicht den Pfaffen die Schule überliefert und nicht den Schützlingen der Spahn und Erzberger den gebührenden Platz an der Staatskrippe sichert. Wenn er vor allem nicht seine Machtmittel in den Dienst der einen großen Sache stellt: dem Zentrum und der Kirche die Sozialdemokratie vom Halse zu halten.

Sein Gefolge zusammenzuhalten, indem er mit den Schrecken der Hölle droht, und den Staat in seinen Dienst zu zwingen, indem er den roten Lappen schwenkt und die Königsthrone krachen läßt — darin sieht der Klerikalismus seine Aufgabe, und darin liegt auch das Programm der Katholikentage, dieser halb politischen, halb religiösen Veranstaltungen. Und je mehr die Schrecken der Hölle ihre Wirkung verlieren, desto dringlicher wird der Staat um seine Hilfe angegangen. Und der Staat wird dem Klerikalismus wenn auch nicht in allem, so doch in vielem und vielleicht dem Schlimmsten zu Willen sein. Die deutschen Staatsmänner haben, wie es scheint, kein Gefühl für die Erniedrigung, die ihrer Zeit und ihrem Lande angetan wird, wenn man auf Katholikentagen die Gegenwart als einen einzigen Sumpf von Sünde, Schmach und Schande hinstellt und dabei gerade das am meisten schmäht, was, bei allen Mängeln im einzelnen, doch den Fortschritt der Menschheit ausmacht. Bethmann Hollweg und seine Leute werden mangels eigener Gedanken und eigenen Willens tun, was ihre Vorgänger getan haben: dem Klerikalismus Kleines vorenthalten, zum Beispiel die Jesuiten, und ihm Großes gewähren, zum Beispiel die Volksschule. Unter allen Umständen aber werden sie das Verkehrte tun.

Das Offiziösentum der Theorie.

Von **Rosa Luxemburg.**

I.

Genau wie vor drei Jahren, als die Entfaltung der preußischen Wahlrechtsbewegung die Losung des Massenstreiks in den Mittelpunkt der Erörterungen gerückt hatte, so auch jetzt beeilte sich Kautsky, in die durch den Ausfall der preußischen Landtagswahlen und durch den Verlauf der Kampagne gegen die Militärvorlage angeregte lebhafte Diskussion über den Massenstreik „dämpfend" dazwischenzutreten. Kautsky fühlt sich wieder berufen, die Partei vor schweren Gefahren zu retten. Er warnt vor „Abenteuern", „Handstreichen" und „Quertreibereien", er wittert Syndikalismus,

Putschismus, Blanquismus, „revolutionäre Gymnastik", Moste und Hasselmänner, er denunziert „unsere Russen", die jeglicher Organisation Feind seien und die eifrig daran arbeiteten, den Massen den Kampf um parlamentarische Rechte zu verekeln. Schade nur, daß von diesem blühenden Phantasiebild dasselbe gilt, was von der Rolandschen Stute:

Wunderschön war diese Stute,
Leider aber war sie tot.

Sämtliche Gefahren, gegen die Kautsky zu Felde zieht, sind nichts als Windmühlen seiner eigenen Einbildungskraft.

Würde man Kautsky bitten, doch gefälligst Namen und Tatsachen zu nennen, nähere Angaben zu machen, von wem, wo und was für „Abenteuer" und „Handstreiche" in der Partei geplant werden, dann würde er wohl in nicht geringe Verlegenheit geraten. Wenn es genügt, die Notwendigkeit einer entschlossenen offensiven Politik, einer taktischen Initiative, einer energischen Wiederaufnahme des preußischen Wahlrechtskampfes zu betonen und im Zusammenhang damit das Problem des Massenstreiks zu erörtern, wenn dies genügt, um als Handstreichler, Abenteurer, Syndikalist und „Russe" zu gelten, dann ist diese Kategorie von Bösewichtern allerdings erschreckend zahlreich in der Partei vertreten. Dann bestehen die Organisationen in Stuttgart, Essen, Solingen, im ganzen niederrheinischen Bezirk, in Berlin, im Herzogtum Gotha, in Sachsen, die Redaktionen der „Gleichheit", der Braunschweiger, Elberfelder, Erfurter, Nordhäuser, Bochumer, Dortmunder Parteiblätter und vieler anderer aus lauter Abenteurern und Syndikalisten, dann wimmelt es in der deutschen Sozialdemokratie von „Russen".

Aber Kautsky führt freilich mit Ingrimm sein Gefecht gegen eine ganz besondere Sorte von „Massenaktionären". Diese Leute sündigen — nach seiner Darstellung — dadurch, daß sie leibhaftig „die russischen Methoden" des Massenstreiks nach Deutschland verpflanzen wollen.

Glaubt man Kautsky, dann denken diese Leute Tag und Nacht an nichts anderes als an den Massenstreik, erblicken in ihm ein Allheilmittel und brennen vor Ungeduld, ihn in Deutschland zu entfesseln.

Kautsky berichtet von den „Massenaktionären" erstens, daß sie „frischweg erklären, wie immer die ökonomischen und politischen Bedingungen sein mögen, die Massen seien stets bereit, auf die Straße zu gehen, stets bereit, zu streiken", und wo das ausnahmsweise nicht der Fall, „sei die Schuld bei einzelnen Personen zu suchen".

Zweitens erzählt uns Kautsky von denselben „Massenaktionären", daß sie „die spontane Erregung der deutschen Massen möglichst bald verlangen und, da sie nicht kommen will, kategorisch von der Partei fordern, sie soll diese Spontaneität durch eine kühne Initiative künstlich schaffen, und zwar sofort".

Drittens sehen diese Leute „in jeder starken Organisation ein hemmendes Moment der Aktion", also sei die Konsequenz: „zum Teufel mit der Organisation, wenn sie uns nur hemmt."

Da Kautsky die angebliche „Richtung", die er bekämpft, hauptsächlich mit Äußerungen aus meinen Artikeln zu belegen sucht, so wird es das einfachste sein, die Behauptungen Kautskys mit meinen authentischen Äußerungen zu konfrontieren. In drei Artikeln der „Leipziger Volkszeitung" über „Das belgische Experiment" gab ich mir alle Mühe, nachzuweisen, daß sich

Massenstreiks nicht künstlich von oben herab auf Kommando machen ließen, daß ein Massenstreik sich nur dann als wirksam erweisen könne, wenn eine entsprechende Situation, das heißt ökonomische und politische Bedingungen gegeben sind, wenn er elementar aus der Steigerung der revolutionären Energie der Massen wie ein Sturm hervorbricht:

Hier heißt es: entweder — oder. Entweder führt man einen politischen Sturm der Massen herbei, richtiger — da ein solcher sich nicht künstlich herbeiführen läßt — entweder läßt man die erregten Massen im Sturme ausziehen, dann muß alles getan werden, was diesen Sturm unwiderstehlicher, gewaltiger, konzentrierter macht, oder man will keinen Massensturm — dann ist ein Massenstreik aber im voraus ein verlorenes Spiel.

Und weiter ausdrücklich:

Der politische Massenstreik ist eben nicht an sich, abstrakt genommen, ein wundertätiges Mittel. Er ist wirksam nur im Zusammenhang mit einer revolutionären Situation, als Äußerung einer hohen konzentrierten revolutionären Energie der Massen und einer hohen Zuspitzung der Gegensätze. Losgeschält von dieser Energie, getrennt von dieser Situation, verwandelt in ein von langer Hand beschlossenes, pedantisch nach dem Taktstock ausgeführtes strategisches Manöver, muß der Massenstreik in neun Fällen von zehn versagen. („Leipziger Volkszeitung" vom 17. Mai.)

In einem anderen Zusammenhang, bei der Erörterung des Massenstreiks als Kampfmittel um das preußische Wahlrecht, sage ich:

Der Massenstreik ist an sich genau so wenig ein wundertätiges Mittel, um die Sozialdemokratie aus einer politischen Sackgasse zu retten oder eine haltlose Politik zum Siege zu führen, wie der Wahlkampf oder jede andere Kampfform. Er ist an sich auch nur eine Kampfform. Es ist aber nicht die technische Form, die den Ausgang des Kampfes, den Sieg oder die Niederlage entscheidet, sondern der politische Inhalt, die angewandte Taktik.

Und weiter:

Wir leben in einer Phase, wo die wichtigsten politischen Fragen nur noch durch das eigene Eingreifen breiter Massen beeinflußt werden können.... Aber umgekehrt garantiert die Anwendung des Massenstreiks durchaus noch nicht den Elan und die Wirksamkeit der sozialdemokratischen Aktion im ganzen.... Nicht der Massenstreik in irgend einem bestimmten Falle an sich ist das Entscheidende, sondern die politische Offensive in der Gesamthaltung der Partei.

Und endlich besonders in bezug auf den preußischen Wahlrechtskampf:

Jedennoch wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, sich einzubilden, die preußische Wahlrechtsfrage könnte durch irgendeinen etwa vom Parteitag oder in dessen Auftrag beschlossenen Massenstreik wie der Gordische Knoten durch einen Schwerthieb durchhauen werden.... Nicht die „Vorbereitung" zu irgend „einem" Massenstreik liegt uns gegenwärtig ob, sondern die Vorbereitung unserer Organisation zur Tauglichkeit für große politische Kämpfe, nicht die „Erziehung der Arbeiterklasse zum Massenstreik", sondern die Erziehung der Sozialdemokratie zur politischen Offensive.

So sieht die fanatische, putschistische, syndikalistische Propaganda des Massenstreiks aus, so die „kategorische Forderung", die Partei soll einen spontanen Massenstreik „künstlich schaffen, und zwar sofort".

Ebenso bringt es Kautsky fertig, meine Äußerungen über das Verhältnis von Organisierten und Unorganisierten bei großen Massenaktionen un-

geniert auf den Kopf zu stellen. Was ich in der „Leipziger Volkszeitung" nachzuweisen suchte, war genau derselbe Gedanke, den ich bereits vor sieben Jahren in meiner Broschüre über den Massenstreik — damals unter Kautskys lebhaftem Beifall — ausgeführt hatte: daß die Sozialdemokratie mit großen politischen Massenaktionen weder darauf zu warten brauche noch auch könne, bis die gesamte Arbeiterklasse gewerkschaftlich und politisch organisiert wird, vielmehr daß auch die unorganisierten oder gegnerisch organisierten Massen uns Heerbann leisten werden, wenn die Partei es versteht, sich in entsprechender Situation an die Spitze einer Massenaktion zu stellen.

Die Sozialdemokratie — schrieb ich — hat allerdings, dank der theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen ihres Kampfes, in einem nie gekannten Maße Bewußtsein in den proletarischen Klassenkampf hineingetragen, ihm Zielklarheit und Tragkraft verliehen. Sie hat zum erstenmal eine dauernde Massenorganisation der Arbeiter geschaffen und dadurch dem Klassenkampf ein festes Rückgrat gegeben. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, sich nun einzubilden, daß seitdem auch alle geschichtliche Aktionsfähigkeit des Volkes auf die sozialdemokratische Organisation allein übergegangen, daß die unorganisierte Masse des Proletariats zum formlosen Brei, zum toten Ballast der Geschichte geworden ist. Ganz umgekehrt. Der lebendige Stoff der Weltgeschichte bleibt trotz einer Sozialdemokratie immer noch die Volksmasse, und nur wenn ein lebhafter Blutkreislauf zwischen dem organisierten Kern und der Volksmasse besteht, wenn derselbe Pulsschlag beide belebt, dann kann auch die Sozialdemokratie zu großen historischen Aktionen sich tauglich erweisen. („Leipziger Volkszeitung" vom 27. Juni.)

Weil ich also die sozialdemokratische Organisation für das Rückgrat des Klassenkampfes erkläre, für das denkende Hirn der Masse, aus dem Bewußtsein und Zielklarheit der Bewegung fließen, so schließt Kautsky, ich erkläre jegliche Organisation für überflüssig, ja hemmend. Weil ich sage: zu jeder großen Klassenaktion gehören nicht nur Organisierte als Vorhut, sondern auch Unorganisierte als Nachhut, deduziert Kautsky: ich wolle nur mit Unorganisierten Aktionen machen. Weil ich wörtlich sage: „In Belgien lassen die gewerkschaftlichen wie die politischen Organisationen so ziemlich alles zu wünschen übrig, auf jeden Fall können sie sich mit den deutschen nicht messen; und doch — also trotzdem! — kommt seit zwanzig Jahren ein imposanter Wahlrechtsstreik nach dem anderen zustande" — bringt Kautsky es fertig, mir wörtlich die umgekehrte Behauptung zuzuschreiben, daß in Belgien „die Massenaktionen gerade dadurch aufs kräftigste gedeihen, weil seine Organisationen so ziemlich alles zu wünschen übrig ließen".

Man sieht, das Original meiner Auffassung gleicht in allen Stücken dem Kautskyschen Konterfei ungefähr so, wie die marxistische Theorie und Taktik den üblichen revisionistischen Darstellungen. Wie sich unsere Revisionisten erst einen Popanz der „Verelendungstheorie", der „reinen Negation", der Verachtung der „praktischen Arbeit" zurechtmachen, um an ihm mit Genuß den scharfen Stahl ihrer Kritik zu erproben, ebenso macht sich Kautsky, entgegen den klarsten Worten und der ganzen Tendenz meiner Ausführungen, aus freien Stücken ein Zerrbild zurecht, um an ihm seine Dämpfungskunst zu üben und das Vaterland zu retten.

Aber auch in diesem Falle hat der Kampf gegen eingebildete Gefahren die objektive Tendenz, dem aus der Situation geborenen Drang zur wirklichen Fortentwicklung der Parteitaktik in den Weg zu treten. Nichts beweist dies besser als die eigene Theorie Kautskys vom Massenstreik.

II.

Kautsky unterscheidet vor allem „verschiedene Typen" des Massenstreiks, und zwar — nach geographischen Gesichtspunkten. Wie er im Artikel zum dreißigsten Todestag von Marx im „Vorwärts" die originelle Entdeckung gemacht hat, daß es einen deutschen, österreichischen, holländischen, russischen Marxismus gebe, so arbeitet er jetzt mit einem russischen, österreichischen, belgischen Massenstreik — zu dem Zwecke, allen diesen einen ganz neuen Typus des „deutschen Massenstreiks" entgegenzustellen. Schade, daß diese professorale Schematisierung, die lebendigen Zusammenhänge zerfasert, um sie sauber in Schubfächer einer ganz abstrakten Klassifikation einzuordnen, die einfachsten allgemein bekannten Tatsachen ignoriert. Was soll man zum Beispiel für einen „belgischen" Massenstreik halten, da in Belgien 1891 bis 1893, 1902 und 1913 total verschiedene „Typen" des Massenstreiks in Anwendung kamen, die zueinander sogar im bewußten Widerspruch stehen? Was soll man für den „italienischen" Typus halten, da in Italien sowohl politische Demonstrationsstreiks, so gegen den Tripolitanischen Krieg, wie gewerkschaftlich-politische Kampfstreiks, so der berühmte Eisenbahnerstreik, wie rein gewerkschaftliche Massenstreiks der Landarbeiter, wie endlich Sympathie- und Kampfstreiks in einem, wie der siegreiche Mailänder Generalstreik vom Juni dieses Jahres, ausgeführt worden sind?

Vollends unbegreiflich ist, was man unter der „russischen Methode" verstehen soll, mit der Kautsky heute mit Vorliebe arbeitet. Wer einigermaßen die russische Arbeiterbewegung seit zehn Jahren verfolgt, weiß, daß es keine Art und keinen Typus des Massenstreiks gibt, der dort nicht mehrfach vorgekommen wäre. Politische und ökonomische Streiks, Massenstreiks und partielle Streiks, Demonstrationsstreiks und Kampfstreiks, Generalstreiks einzelner Branchen und Generalstreiks einzelner Städte, ruhige Lohnkämpfe und Straßenschlachten, planmäßig hervorgerufene und in voller Disziplin abgebrochene Massenstreiks und spontane Ausbrüche — alles das lief in Rußland in der Revolutionsperiode durcheinander, nebeneinander, durchkreuzte sich, flutete ineinander über. Von irgend einer besonderen Art des „russischen Massenstreiks" kann nur reden, wer die Tatsachen entweder nicht kennt oder — sie ganz vergessen hat.

Vor wenigen Jahren gehörte Kautsky selbst noch zu denjenigen, die man von der rechten Seite als „Revolutionsromantiker", als „Russenschwärmer" denunzierte. Heute bekämpft er andere als „Russen" und gebraucht die Bezeichnung „russische Methode" als Inbegriff der Unorganisiertheit, der Primitivität, des Chaotischen und Wilden im Vorgehen. In seiner Darstellung erscheint der russische Arbeiter als der tiefststehende, „der bedürfnisloseste der europäischen Arbeiter", der ohne Erwerb und Unterstützung länger aushalten könne „als irgend eine andere Arbeiterschaft des kapitalistischen Europas". Ich muß wieder wie in unserer Auseinandersetzung 1910 Kautsky entgegenhalten, daß seine Schilderung der russischen Arbeiterschaft und der russischen Revolution ein Pasquill auf das dortige Prole-

tariat ist. Bis jetzt war es nur den Anarchisten vorbehalten, zu glauben, daß der höchste revolutionäre Idealismus aus der tiefsten materiellen Degradation, aus der Verzweiflung und dem Gefühl, daß „man nichts zu verlieren habe", emporblüht. Jetzt will Kautsky die ganze revolutionäre Aktion des russischen Proletariats als einen Verzweiflungsakt von Heloten hinstellen, die deshalb kämpften, weil sie „nichts zu verlieren hatten". Er vergißt, daß man mit Kulis, die keine Bedürfnisse haben, die mit einer Brotrinde und mit dem Sonnenschein zufrieden sind, keine Kampagne für den Achtstundentag durchführen kann, wie wir sie 1905 in Petersburg erlebt haben, keinen Kampf um politische Rechte und um moderne Demokratie, daß man mit einem solchen Proletariat keine regelrechten Gewerkschaftskämpfe auszufechten und moderne Gewerkschaftsorganisationen auszubauen vermag, wie dies 1905 bis 1907 in ganz Rußland getan wurde, daß man ein solches Proletariat nicht für die Ziele des internationalen Sozialismus, für Akte der höchsten Klassensolidarität, für Wunderwerke des proletarischen Idealismus begeistern kann, wie sie in Rußland bis auf den heutigen Tag an der Tagesordnung sind. Andererseits konnte Kautsky schon aus einfachen Zeitungsmeldungen entnehmen, wie falsch seine Behauptung ist, in Rußland sei es „seitdem bis heute mit den chronischen Massenstreiks still geworden". Gerade die vorjährige Maifeier, die zum ersten Male in Rußland, und zwar von einer halben Million, durch Arbeitsruhe gefeiert worden ist, die „chronischen" Protestmassenstreiks von Hunderttausenden aus Anlaß der Lena-Metzelei, aus Anlaß der Verurteilung der Matrosen in Kronstadt, aus Anlaß der Verfolgung der legalen sozialdemokratischen Blätter in Petersburg, die unzähligen wahrhaft „chronisch" gewordenen ökonomischen Streiks in den letzten zwei Jahren beweisen, daß die proletarische Masse in Rußland, die während der Schrecken der Konterrevolution 1908 bis 1911 an der Oberfläche gänzlich erstarrt erschien, in Wirklichkeit in ihrem Kampfmut und ihrem Idealismus nicht gebrochen worden ist, daß ihre revolutionäre Aktion eben nicht ein Verzweiflungsausbruch tiefstehender Heloten, sondern eine Äußerung revolutionären Klassenbewußtseins und zäher Kampfenergie gewesen ist.

Gegenüber jener Auffassung, die das russische Proletariat als das tiefststehende und seine Kampfmethoden als Produkt der Rückständigkeit über die Achsel betrachtet, halte ich es also immer noch mit dem früheren Kautsky, der in seiner „Sozialen Revolution", 2. Auflage, 1907, schrieb:

> Gegen diese „Revolutionsromantik" gibt es nur noch e i n e n Einwand, der freilich um so häufiger vorgebracht wird, nämlich den, daß die Verhältnisse in Rußland nichts für uns in Westeuropa beweisen, da sie von diesen grundverschieden seien. Die Verschiedenheit der Verhältnisse ist mir natürlich nicht unbekannt, wenn man sie auch nicht übertreiben darf. Die jüngste Broschüre unserer Genossin Luxemburg beweist klar, daß die russische Arbeiterklasse nicht so tief steht und so wenig erreicht hat, als man gewöhnlich annimmt. Wie die englischen Arbeiter es sich abgewöhnen müssen, auf das deutsche Proletariat als ein rückständiges Geschlecht herabzusehen, so müssen wir in Deutschland uns das gleiche gegenüber dem russischen abgewöhnen. (S. 59.) Und noch weiter (S. 63): Die englischen Arbeiter stehen als politischer Faktor heute noch tiefer als die Arbeiter des ökonomisch rückständigsten, politisch unfreiesten europäischen Staates: Rußland. Es ist ihr lebendiges, revolutionäres Bewußtsein, was diesen ihre große praktische Kraft gibt; es war der Verzicht auf die Revolution, die Beschränkung auf die Interessen des

Augenblicks, die sogenannte Realpolitik, was jene zu einer Null in der wirklichen Politik machte.

Doch dies nebenbei. Was weiß uns Kautsky im Gegensatz zur „russischen Methode" über die „deutsche Methode" des Massenstreiks zu sagen? Hier lehnt er vor allem mit Entrüstung jeden Hinweis auf die ausschlaggebende Mitwirkung der Nichtorganisierten ab. Wer bildet denn diese unorganisierte Masse? ruft er. Sie setzt sich zusammen aus kraftlosen, gedrückten, isolierten, verkommenen Elementen, aus unwissenden, gedankenlosen, in Vorurteilen befangenen oder gesinnungslosen Subjekten. „Und solche Elemente sollen die energischste Streitmacht für unsere Kämpfe abgeben?" Auf diese Frage der Theorie, die mit der Stange im Nebel herumfährt, antwortet die Praxis des politischen wie des gewerkschaftlichen Kampfes mit einfachen Tatsachen. Jeder größere gewerkschaftliche Kampf ist seit jeher auf die Unterstützung der Unorganisierten angewiesen, und nur aus großen Kämpfen, an denen Unorganisierte mitwirkten, ist seit jeher der Hauptzuwachs der Organisation hervorgegangen. Ohne die Mitwirkung unorganisierter Massen wären die wichtigsten Kämpfe der Gewerkschaften und ohne diese Kämpfe ihr Wachstum als Organisation einfach undenkbar. Dafür nur ein Beispiel. Im Frühjahr 1910 ist in Hagen in Westfalen jene erste Kraftprobe des Metallarbeiterverbandes mit den Metallindustriellen ausgefochten worden, deren ausgezeichneter Verlauf von großer Bedeutung war, da er dem Industriellenverband als Vorpostengefecht die Lust zu der geplanten Generalaussperrung in hohem Maße benommen hatte. An der Aussperrung waren zirka 20 000 Arbeiter beteiligt, darunter 2790 Organisierte und 17 000 Unorganisierte. Und diese Masse hielt unter der Leitung der Organisationen während 17 Wochen tadellos im Kampfe aus. Als Schlußresultat ergab sich nach der Aussperrung eine Verdoppelung der Mitgliederzahl des Metallarbeiterverbandes in Hagen.

Ein anderes Beispiel politischer Natur. Am letzten Massenstreik in Belgien waren nach den Angaben des „Vorwärts" 400 000 bis 450 000 Arbeiter beteiligt. Die Zahl der Parteimitglieder in Belgien beträgt nach dem offiziellen Bericht an den letzten Internationalen Kongreß in Kopenhagen 184 000; die Zahl der an die Gewerkschaftskommission der Partei angeschlossenen sowie der unabhängigen Gewerkschaften — nach demselben Bericht — 72 000, die Zahl aller auf dem Boden des Klassenkampfes gewerkschaftlich Organisierten 126 000, endlich die Zahl der Genossenschaftsmitglieder 141 000. Wohlgemerkt handelt es sich in den drei Kategorien in den allermeisten Fällen um dieselben Personen. Daraus ergibt sich schwarz auf weiß, daß zirka drei Fünftel der Masse im letzten Wahlrechtskampf in Belgien von Unorganisierten gestellt worden sind.

Die Kraftlosen, Gedankenlosen und Verkommenen scheinen entgegen der Kautskyschen Theorie eine ganz tüchtige und unentbehrliche Hilfe bei ökonomischen wie bei politischen Entscheidungsschlachten zu sein! Ja, wo wären wir mit unserer parlamentarischen Aktion, wenn wir bloß auf die Organisierten angewiesen wären! Bei einer Million politisch, bei zweieinhalb Millionen gewerkschaftlich Organisierten, wovon noch ein gut Teil Frauen und junge Leute unter 25 Jahren, haben wir viereinviertel Millionen Wähler. Sind das auch alles „die Schwachen, die Feigen, die Unentschlossenen", die über die Hälfte unserer Wählermasse bilden? Die Kautskysche Theorie des

starren Gegensatzes zwischen der organisierten Vorhut und der übrigen Masse des Proletariats ist ebenso undialektisch, ebenso falsch und unzureichend für die gewöhnliche gewerkschaftliche und parlamentarische Klassenaktion wie für besondere Momente großer Massenschlachten. Mit der Behandlung der Unorganisierten als des feigen Janhagels verschüttet man sich das Verständnis sowohl für die lebendigen historischen Bedingungen der proletarischen Aktion wie für die der Organisation und ihres Wachstums.

Kautsky beruft sich freilich auf den Bergarbeiterstreik. Dieser „hat deutlich gezeigt, daß wir uns auf keine andere Macht verlassen dürfen als auf unsere eigenen Organisationen". Nun, es wäre noch zu untersuchen, inwiefern zu dem Mißlingen des Bergarbeiterstreiks nicht gerade die zaghafte, bremsende Leitung beigetragen hat, die seit Jahren jede große Auseinandersetzung zu lokalisieren und hinauszuschieben, ihr jeden politischen Charakter zu nehmen sucht, auf diese Weise aber den Massen nur den Elan und die Sicherheit nimmt. Ich halte es auch da mit dem früheren Kautsky, der 1905 über „Die Lehren des Bergarbeiterstreiks im Ruhrrevier" schrieb:

Nur auf diesem Wege lassen sich erhebliche Fortschritte für die Bergarbeiterschaft erzielen. Der Streik gegen die Grubenbesitzer ist aussichtslos geworden; der Streik muß von vornherein als politischer auftreten, seine Forderungen, seine Taktik müssen darauf berechnet sein, die Gesetzgebung in Bewegung zu setzen. Diese neue gewerkschaftliche Taktik, die des politischen Streiks, der Verbindung von gewerkschaftlicher und politischer Aktion, ist die einzige, die den Bergarbeitern noch möglich bleibt, sie ist überhaupt diejenige, die bestimmt ist, die gewerkschaftliche wie die parlamentarische Aktion neu zu beleben und der einen wie der anderen erhöhte Aggressivkraft zu geben.

Schließlich muß Kautsky selbst, wenn er die Bedingungen des Massenstreiks auch in Deutschland näher angeben soll, zum folgenden Resultat kommen:

Im allgemeinen kann man von ihm sagen, die Vorbedingung seines Gelingens ist eine Situation, die die Arbeiterklasse so sehr erregt, daß alle ihre Schichten einmütig nach den schärfsten Mitteln der Aktion verlangen: die Parteigenossen nicht nur, sondern auch die freien Gewerkschaften, ja die Masse in den gegnerischen Organisationen und die unorganisierten Massen selbst.

Hört! Hört! Also die Vorbedingung eines siegreichen Massenstreiks stellt sich auch in Deutschland letzten Endes als ein einmütiges Zusammenwirken sowohl der Organisierten wie der „Schwachen, Feigen, Unentschlossenen, also der Nichtorganisierten" heraus, als das Resultat einer Erregung, die beide Schichten gleichmäßig ergreift. Oder, wie ich in der „Leipziger Volkszeitung" schrieb: „Nur wenn ein lebhafter Blutkreislauf zwischen dem organisierten Kern und der Volksmasse besteht, wenn derselbe Pulsschlag beide belebt, dann kann auch die Sozialdemokratie zu großen historischen Aktionen sich tauglich erweisen."

Wenn dem aber so ist, ergibt sich dann nicht für den organisierten, klassenbewußten Teil des Proletariats die klare Pflicht, nicht bloß auf jene „Erregung" passiv zu warten, sondern sich auch die leitende Rolle der Vorhut zu sichern? Ergibt sich da nicht für die Sozialdemokratie die geschichtliche Aufgabe, sich durch ihre ganze Haltung jetzt schon den größten Einfluß auf die unorganisierte Masse zu verschaffen, durch die Kühnheit ihres Vorgehens, durch entschlossene Offensive das Vertrauen der weitesten Volkskreise zu ge-

winnen, den eigenen Organisationsapparat für die Anforderungen großer Massenaktionen anzupassen?

Ja, Kautsky, der den Massenstreik in Deutschland nur als einen einmaligen „äußersten Kampf", als eine Art jüngstes Gericht schildert, versichert uns gleichwohl wiederholt, daß „bei den jetzigen gespannten Verhältnissen über Nacht eine Situation eintreten kann, die uns zwingt, zu unseren schärfsten Waffen zu greifen". Man bedenke: wir können von heute auf morgen, „über Nacht" zum Massenstreik, das heißt nach Kautskys Schema zur Generalschlacht auf Tod und Leben mit dem herrschenden System gelangen. Und angesichts solcher Möglichkeiten soll die Partei nicht durch offensive Taktik jetzt schon ihre Waffen schärfen, durch die Vorbereitung der Massen auf ihre großen Aufgaben den kommenden Ereignissen zielbewußt begegnen? Die Verhältnisse seien derart, daß „über Nacht" eine Katastrophe eintreten kann. Wir leben nach Kautsky gewissermaßen auf dem Vulkan. Und in einer solchen Situation sieht Kautsky für sich nur die eine Aufgabe: diejenigen als „Putschisten" zu denunzieren, die der Kampftaktik der Sozialdemokratie mehr Wucht und Schärfe verleihen, die sie aus dem Schlendrian herausreißen wollen! Kautsky gebraucht bei seinen taktischen Plänen gern kriegerische Worte. Man hört bei ihm viel von Schlachten, Feldzügen und Feldherren. Nun, ein Feldherr, der „über Nacht" eine Generalschlacht erwartete und statt für die äußerste Ausrüstung seines Lagers zu sorgen, etwa die Order ausgeben würde, ruhig weiter die Knöpfe blank zu putzen, verdiente eine Verewigung freilich nicht in der Kriegsgeschichte, sondern im „Wahren Jacob".

III.

Nicht durch bewußte Anpassung der Organisation und der Taktik an die Massenkämpfe, die eine kommende Situation erfordern wird, gelangen wir zu dem „deutschen Massenstreik". Dazu führt nach Kautsky der folgende verschlungene Weg. Ein Massenstreik um das preußische Wahlrecht ist erst dann möglich, wenn die Massen in Preußen den Nutzen des allgemeinen Wahlrechts richtig begriffen haben und das Wahlrecht als Lebensfrage für sich betrachten. Dies werden sie erst lernen, wenn sie einen Anschauungsunterricht haben, der ihnen den Nutzen des allgemeinen Wahlrechts vordemonstriert. „Dieser Anschauungsunterricht fehlt, solange das allgemeine, gleiche Wahlrecht zum Reichstag nicht eine Volksvertretung liefert, die für das Proletariat an ‚positiver Arbeit' weitaus mehr bietet als das Dreiklassenhaus." Das war bisher noch nicht der Fall. Der Reichstag hat beinahe so wenig Positives geleistet wie der preußische Landtag. „Aber das kann sich ändern." Wenn wir noch mehr Sozialdemokraten hineinkriegen, können wir vielleicht im Reichstag dahin gelangen, „daß wir ihn zu Sozialreformen drängen":

> Gelänge es, die Praxis im Reichstag so zu gestalten, daß sie den Massen zeigte, das Reichstagswahlrecht besitze für sie großen praktischen Wert, dann würden sie auch die Wichtigkeit seiner Erringung für den preußischen Landtag begreifen.

Mit dieser Klappe hätten wir aber sogar zwei Fliegen erschlagen: die „positiven Errungenschaften" im Reichstag würden nicht bloß den Massen die nötige Begeisterung zum Kampfe um das preußische Wahlrecht einflößen.

Sie würden zugleich die Reaktion zu einem Staatsstreich, zur Kassierung des Reichstagswahlrechtes treiben. Und da hätten wir auf einmal Gelegenheit zu zwei „deutschen" Massenstreiks: einem zur Verteidigung des Reichstagswahlrechtes und einem zur Erringung des preußischen Wahlrechtes.

Das — sagt Kautsky — erscheint mir zurzeit als der aussichtsreichste Weg, den Massenstreik für den preußischen Wahlrechtskampf vorzubereiten: nur durch das Wachstum der Bedeutung des Reichstags im Bewußtsein der Volksmassen gewinnen sie die Erkenntnis von der Bedeutung des Reichstagswahlrechtes. Der entgegengesetzte Weg der Massenaktionsschwärmer, die Leistungsfähigkeit des Reichstags und damit des Reichstagswahlrechtes als recht gering hinzustellen, ist der verkehrteste Weg dazu.

Man weiß nicht, was man zuerst bewundern soll an diesem verwünscht gescheiten taktischen Feldzugsplan, dem an der Stirn geschrieben steht, daß er in der stillen Denkerstube am Schreibtisch ausgeklügelt worden ist. Wir sollen „dazu gelangen", den Reichstag zu Sozialreformen, zu großartigen Leistungen, zu „positiver Arbeit" zu bringen! Es ist jetzt nachgerade Gemeingut auch des bescheidensten Agitators der Sozialdemokratie geworden, daß der Reichstag je weiter je mehr mit Unfruchtbarkeit geschlagen ist, daß er für die Arbeiterklasse immer mehr nur noch Steine statt Brot übrig hat, daß unsere Sozialreform sich je länger je mehr aus einem Arbeiterschutz in Arbeitertrutz verwandelt — und da sollen wir erst in Zukunft dazu gelangen, von diesem Distelstrauch der bürgerlichen Reaktion die schönsten sozialreformerischen Feigen zu pflücken! Und zwar wodurch? Lediglich dadurch, daß wir noch mehr Abgeordnete in den Reichstag hineinwählen! Noch zehn, noch zwanzig Sozialdemokraten im Reichstag, und auf dem steinigen Boden der Reaktion beginnt allmählich das goldene Kornfeld „positiver Arbeit" zu wogen! Daß die sozialreformerische Unfruchtbarkeit des deutschen Reichstags, wie übrigens der meisten kapitalistischen Parlamente heute, kein Zufall ist, daß sie nur ein natürliches Produkt der zunehmenden Verschärfung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, daß im Zeitalter zunehmender Kartellierung der Industrie, der scharfmacherischen Arbeitgeberverbände, der Massenaussperrungen und des Zuchthauskurses unmöglich im Parlament ein neuer sozialreformerischer Frühling erblühen kann, daß jegliche „positive Arbeit" im Parlament mit jedem Jahre aussichtsloser wird in dem Maße, wie der eherne Tritt des Imperialismus alle bürgerliche Opposition niederstampft, dem Parlament jede Selbsttätigkeit, Initiative und Unabhängigkeit nimmt, es zur verächtlichen Jasagemaschine für Militärbewilligungen degradiert — all das verschwindet plötzlich vor dem verklärten Blick Kautskys. Die geschichtliche Erfahrung von fünfzig Jahren parlamentarischer Arbeit, die ganze Summe komplizierter ökonomischer und politischer Faktoren der jüngsten internationalen Entwicklungsphase des Kapitalismus, die zunehmende Verschärfung der Gegensätze auf allen Gebieten — alles das wird offenbar bloß zur boshaften Erfindung von „Massenaktionsschwärmern", die die Verkehrtheit begehen, vom Niedergang des Parlamentarismus zu reden und den Reichstag despektierlich zu behandeln. Nun, dieser „Verkehrtheit" haben sich schon andere Leute schuldig gemacht. Bebel sagte in Dresden 1903:

Ich kann Ihnen nur sagen, wir können nicht mehr Initiativanträge bringen; und wenn wir nach dem Vorschlag... eine soziale Kommission einsetzen, die sich

mit den Arbeiterschutzgesetzen zu beschäftigen und alle Anträge zu berücksichtigen hätte, bilden Sie sich wirklich ein, es sei dann etwas zu machen?... Es ist nicht allein die geschäftsordnungsmäßige Unmöglichkeit, alle diese Dinge endgültig zu erledigen neben dem anderen Belastungsstoff — nein, das Entscheidende ist, daß die ganze Gesetzmacherei im Deutschen Reiche und auch in den anderen Parlamenten der Welt eine so erbärmliche, so ungenügende und mangelhafte ist, daß wenn heute ein Gesetz fertig ist, morgen bereits alle Welt sieht, daß es abermals wieder geändert werden muß.... Woher kommt das? Weil die Klassengegensätze immer schärfer geworden sind, so daß man schließlich nur halbe Gesetze macht, weil man keine ganzen mehr machen kann.... Ich habe mich oft gefragt: Ist denn bei diesem Zustand der Dinge die parlamentarische Tätigkeit die Mühe an Arbeit, Zeit, Geld wert? Wir leisten vielfach Tretmühlenarbeit im Reichstag. Ich habe mich das manchmal gefragt, aber selbstverständlich, ich bin viel zu kampflustig, als daß ich dem lange nachgehangen hätte. Ich sagte mir: Das hilft nun alles nichts, das muß durchgefressen und durchgehauen werden! Man tut, was man kann, aber man täusche sich nicht über die Situation! Das will ich Ihnen nur ausführen, damit Sie nicht glauben, weil wir jetzt 81 Mann, müßten wir parlamentarische Bäume ausreißen. (Protokoll des Dresdener Parteitags, S. 307.)

So sprach von der parlamentarischen Tätigkeit ein Mann, der auf ihrem Gebiet ein Menschenalter gearbeitet, der die sozialdemokratische Parlamentstaktik geschaffen hat. Und jetzt verspricht uns Kautsky, daß wenn wir nur noch mehr Abgeordnete hinein wählen, sie parlamentarische Bäume ausreißen werden! Bebel rief in Dresden über die Aussichten des Parlamentarismus: „Also keine Illusionen, auf keinem Gebiet! Das schadet Ihnen nicht an Leib und Seele, im Gegenteil, das kann Ihnen nur nützen." Heute sucht Kautsky die gefährlichsten Illusionen in bezug auf den Parlamentarismus zu wecken.

Sein schlauer taktischer Plan hat aber noch eine interessante Seite. Wir sollen erst durch „positive Errungenschaften" im Reichstag das Interesse der Massen für das preußische Wahlrecht wecken. Nur dieser „Anschauungsunterricht" vermag entschlossene Kämpfer für das preußische Wahlrecht zu schaffen. Also ohne „positive Errungenschaften" versteht die Masse den Wert der parlamentarischen Tätigkeit nicht? Nun, wie sind wir denn zu unseren $4^1/_4$ Millionen Stimmen zum Reichstag gekommen? Wie sind wir seit 40 Jahren von Wahlsieg zu Wahlsieg vorgeschritten, ohne daß wir bis jetzt, wie Kautsky selbst zugibt, im Reichstag irgendwelche namhafte „positive Arbeit" haben verrichten können? Haben wir vielleicht nach dem Kautskyschen Rezept die Massen durch den Köder „positiver Errungenschaften" für den Gebrauch ihres Wahlrechtes zu gewinnen gesucht? Hören wir wieder, was Bebel darüber schon in Erfurt 1891 gegen Vollmar ausführte:

Für uns handelt es sich darum, daß wir den Massen zeigen, wie ihnen die Gegner auf ihrem eigenen Boden die elementarsten und gerechtfertigsten Forderungen verweigern. Diese Aufklärung der Massen über unsere Gegner ist die Hauptaufgabe für unsere parlamentarische Tätigkeit und nicht die Frage, ob zunächst eine Forderung erreicht wird oder nicht. Von diesem Gesichtspunkt aus haben wir unsere Anträge stets gestellt.... Und unsere Tätigkeit in diesen Dingen hat in den weitesten Kreisen der Arbeiter, wie zahlreiche

Zuschriften beweisen, die allergünstigste Beurteilung gefunden. Wir haben also stets den Standpunkt vertreten: es handelt sich zunächst nicht darum, ob wir dies und jenes erreichen; für uns ist die Hauptsache, daß wir gewisse Forderungen stellen, die keine andere Partei stellen kann. (Protokoll des Erfurter Parteitags, S. 174.)

Es war also nicht die „positive Arbeit", sondern die aufklärende Agitation im Reichstag, was uns die wachsenden Scharen der Anhänger bei den Wahlen gewonnen hat. Die Opportunisten in der Partei waren es bis jetzt, die behaupteten, den Massen müsse man unbedingt mit „positiven Errungenschaften" in der Hand kommen, sonst wird uns das Volk „nicht verstehen". Die Partei in ihrer Mehrheit hat es stets verschmäht, die Massen durch Verheißungen „positiver Errungenschaften" zu ködern. Und doch haben wir Millionen Wähler gewonnen, und doch haben wir unter stürmischer Zustimmung der Massen schon 1905 erklärt, zur Verteidigung dieses Reichstagswahlrechtes, das fast noch keinen Deut an „positiven Errrungenschaften" eingebracht hat, müsse das Äußerste getan werden.

Der ganze taktische Plan Kautskys bewegt sich also in falschem Geleise, er ist opportunistische Spekulation auf einen sozialreformerischen Altweibersommer des Reichstags und auf opportunistische Köderung der Massen durch „positive" parlamentarische Arbeit.

Doch abgesehen davon, was bleibt denn Greifbares an taktischer Weisung für die Partei übrig, wenn man in diesem Plan das Wenn und Aber der Zukunftsmusik ausscheidet? Was sollen wir schließlich tun, um vorwärts zu kommen? Reichstagswahlen, Mandatgewinn — das ist das Allheilmittel, das ist das A und O. Nichts als parlamentarismus — das ist alles, was Kautsky der Partei heute zu empfehlen weiß.

IV.

Seit Jahren haben wir in unseren Reihen kein so allgemeines lebhaftes Bedürfnis verspürt, vorwärts zu kommen, unserer Taktik eine größere Wucht und Schlagfertigkeit, unserem Organisationsapparat eine größere Beweglichkeit zu verleihen, wie jetzt. Die Kritik an den eigenen Mängeln im Parteileben und in den Kampfmethoden, wie stets die erste Vorbedingung jedes inneren Fortschritts in den Reihen der Sozialdemokratie, ist diesmal aus dem Schoße der Organisationen selbst herausgekommen, sie hat in den weitesten Kreisen der Partei ein kräftiges Echo gefunden. Und es sollte scheinen, daß zu einer solchen Selbstkritik Anlaß genug vorhanden ist. Der preußische Wahlrechtskampf ist nach dem glänzenden Anlauf im Jahre 1910 in völlige Stagnation geraten. Die Aktion der Partei wie der Fraktion im Kampfe gegen die Militärvorlage war nach allgemeinem Empfinden nicht auf der Höhe; speziell die Taktik der Fraktion gegenüber der Deckungsvorlage hat eine tiefe Beunruhigung in den Parteikreisen hervorgerufen. Der Stand der Organisation und der Abonnenten unserer Presse weist den minimalsten Fortschritt, den wir seit dem Bestehen der Partei zu verzeichnen haben, stellenweise sogar einen Rückgang auf. Geben alle diese Erscheinungen auch gar keinen Grund zu Bußtagspredigten über unsere hoffnungslose „Verbürgerlichung", so sind sie für eine Kampfpartei, namentlich für eine Partei der Selbstkritik wie die unsere, Grund zur ernsten Prüfung der eigenen Kräfte und Kampfmethoden. Wie die Parteipresse und der Verlauf der Parteiversammlungen von allen Seiten dartun, empfinden die wei-

testen Kreise der Genossen das ernste Bedürfnis, sich mit all den auftauchenden Fragen, Zweifeln und Problemen auseinanderzusetzen.

Nur Kautsky, derselbe Kautsky, der bei mir „mangelhafte Vertrautheit mit dem Fühlen und den Lebensbedingungen des Proletariats" bemängelt, hat von diesem Drängen und dieser Unruhe unserer Massen nicht das Geringste verspürt. Er seinerseits findet an unserem Parteileben gar nichts auszusetzen. Ist auch die Fortsetzung der Wahlrechtsdemonstrationen, die Kautsky selbst im Mai 1910 für notwendig erklärte, ausgeblieben und ist der Wahlrechtskampf seit drei Jahren eingeschlafen, Kautsky findet alles in Ordnung und erklärt, daß nur Most und Hasselmann sich nach etwas anderem sehnen könnten. Kritisiert man unser Verhalten bei der Militärvorlage als mangelhaft, dann fordert Kautsky, man solle ihm doch zeigen die Massenaktionen gegen solche Vorlagen in Frankreich, Italien, Österreich, ja er hat sogar den grimmigen Humor, vom heutigen Rußland das Vorbild der Aktion gegen den Militarismus für die deutsche Sozialdemokratie mit ihrer Million Organisierter zu fordern.

Wenn die Parteigenossen draußen im Lande die flaue Stimmung der Massen im Kampfe gegen die Militärvorlage als eine bittere und beschämende Enttäuschung empfinden, findet Kautsky diese Flauheit ganz begreiflich und ruft kühl bis ans Herz hinan: weshalb sollten sich denn die Massen erregen? Handelte es sich doch nach ihm um nichts als um „die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auf alle wehrhaften Männer", wonach die ungeheuerlichste aller Militärvorlagen beinahe so harmlos aussieht wie die Verleihung eines Ordens vierter Güte an einen fortschrittlichen Führer.

Während Kautsky noch im Jahre 1909 das Verhalten der Fraktion bei der Finanzvorlage scharf kritisierte, durchaus eine Obstruktion forderte, auf dem Leipziger Parteitag entschieden gegen die Abstimmung für direkte Steuern auftrat, weil sie mit indirekten verkoppelt waren, und erklärte: „Niemals dürfen wir dem heutigen System eine Steuer bewilligen zu Zwecken, die wir verwerfen" (Leipziger Parteitagsprotokoll, S. 349), findet er heute kein Wort gegen das Verhalten der Fraktionsmehrheit. Ja, er feiert es als einen herrlichen Sieg und den Beginn eines ganzen Frühlings „positiver Arbeit" im Reichstag. Und selbst der Rückgang der Organisation und der Abonnenten vermag Kautsky nicht aus der beschaulichen Ruhe eines Philosophen herauszubringen:

Kein Zweifel, sagt er, es ist im Parteileben augenblicklich ein gewisser Stillstand zu verzeichnen, der an manchem Orte sogar zu einem Rückgang der Abonnentenzahlen der Parteipresse und der Mitgliederzahlen der Parteiorganisationen geführt hat. Das ist sicher nicht erfreulich, aber noch lange keine bedenkliche Erscheinung.

Man denke: derselbe Kautsky, der sich überhaupt nur auf Organisierte verlassen, nur mit ihnen alle Schlachten des Klassenkampfes schlagen will, der in der Organisation nicht bloß den bewußten Kern und die leitende Vorhut des Proletariats, sondern überhaupt das All und Einzige des Klassenkampfes und der Geschichte sieht, derselbe Kautsky entwickelt plötzlich eine merkwürdige Gelassenheit, wenn man selbst einen Rückgang unserer Organisationen feststellt! Ja, er versteigt sich, um diesen Rückgang „unbedenklich" erscheinen zu lassen, zu der höchst bedenklichen Theorie, daß man ja „an den

Zielen unserer Bewegung dasselbe Interesse nehmen könne, ob man in der Organisation steht oder nicht". Ein Glück, daß die „Neue Zeit" keine allzu große Verbreitung in den Massen findet, sonst würden ja die Organisationsfaulen bei unserem Obertheoretiker die schönste Rechtfertigung ihres sträflichen Verhaltens finden. Wenn unsereiner zu behaupten wagt, daß die Unorganisierten in einzelnen stürmischen Momenten, in bestimmten historischen Situationen, beim Kampfe um große volkstümliche Ziele neben den Organisierten und unter ihrer Anführung mitmachen müssen, dann gerät Kautsky in die edelste Entrüstung ob solchem Blanquismus, Putschismus, Syndikalismus. Wenn es aber gilt, das Bestehende mit seinen Mängeln zu beschönigen und die Selbstkritik der Partei einzulullen, dann entdeckt Kautsky plötzlich, was keiner vor ihm wußte: daß man sogar an den Zielen unserer Bewegung „dasselbe Interesse" nehmen könne, ob man organisiert sei oder nicht!

Das ist ein Offiziösentum, wie es reiner in unserer Partei und jedenfalls im Organ des geistigen und theoretischen Lebens der Sozialdemokratie nie vertreten worden ist. Und jedenfalls ist das ein Gebrauch der Theorie, der mit dem Geiste des Marxismus nichts gemein hat. In Marxens Geist ist die theoretische Erkenntnis nicht dazu da, um hinter der Aktion einherzugehen und für alles, was von den „obersten Behörden" der Sozialdemokratie jeweilig getan oder gelassen wird, einen rechtfertigenden Beruhigungsschleim zu kochen, sondern umgekehrt, um der Aktion der Partei führend vorauszugehen, um die Partei zur ständigen Selbstkritik anzustacheln, um Mängel und Schwächen der Bewegung aufzudecken, um neue Bahnen und weitere Horizonte zu zeigen, die in den Niederungen der Kleinarbeit unsichtbar sind.

Kautsky hingegen bekämpft den Gedanken an eine Offensive in unserer Taktik, er bekämpft die Forderung der Initiative, er bekämpft die Losung des Massenstreiks. Was er aber zu bieten weiß, sind nur die gefährlichsten Illusionen in bezug auf den Parlamentarismus. Im Frühjahr 1910, als die Partei mitten in den preußischen Wahlrechtsdemonstrationen die Frage der weiteren Kampfmittel erörterte, trat Kautsky dazwischen, um zu der Abrüstung im Wahlrechtskampf die Theorie zu liefern und im Sinne der leitenden Parteikreise die ganze Aufmerksamkeit und Energie auf die bevorstehenden Reichstagswahlen zu lenken. Reichstagswahlen! Das war Kautskys einzige taktische Losung. Auf die Reichstagswahlen sollten alle Hoffnungen konzentriert werden. Nach den Reichstagswahlen versprach Kautsky „eine ganz neue Situation" und stellte einen „neuen Liberalismus" in Aussicht. Freilich, auch dieser „neue Liberalismus" war, wie alle politischen Horoskope Kautskys, in lauter Wenn und Abers gewickelt, und jede positive Behauptung wurde nachträglich durch einschränkende Bedingungen wieder aufgehoben. Doch der einzige begreifliche Zweck und der Kern seiner Ausführungen sowie des Schlagwortes vom neuen Liberalismus war doch nur der, Hoffnungen auf den „neuen Mittelstand" zu wecken und den Schwerpunkt des politischen Kampfes ins Parlament zu verlegen.

Die Gunst der heutigen Situation, schrieb Kautsky am 25. Februar 1912 im „Vorwärts", liegt nicht darin, daß in den Liberalen plötzlich entschlossene Kämpfer für eine demokratische Revolution auf den Plan getreten sind, sondern darin, daß die Haltung der Liberalen uns gegenüber alle Pläne der

Reaktionäre zuschanden macht. Unser Wahlsieg hat diese nicht überrascht, mit dem rechnete alle Welt. Aber sie erwarteten, daß unter dem Eindruck des proletarischen Wahlsiegs die Liberalen von panischem Schrecken ergriffen in hellen Haufen ins reaktionäre Lager abschwenken, das Wort von der reaktionären Masse zur Wahrheit machen würden.... Und das wäre sicher auch geschehen ohne den neuen Mittelstand. So ist aber nicht bloß die starke Sozialdemokratie gekommen, sondern neben ihr auch ein Liberalismus, der zum Kampfe gegen die Rechte bereit ist — ihnen gegenüber diese in der Minderheit.

Und gegen Schluß:

Die Machtverhältnisse der verschiedenen Parteien und Klassen, wie sie der jüngste Wahlkampf nicht geschaffen, wohl aber enthüllt hat, sie haben eine politische Situation hervorgerufen, die ihresgleichen in der bisherigen Geschichte Deutschlands nicht findet. Man braucht nicht parlamentarischem Kretinismus verfallen zu sein, noch die Macht des Reichstags und die Kraft des Liberalismus zu überschätzen, um zu der Anschauung zu kommen, daß der Schwerpunkt unserer politischen Entwicklung wieder einmal im Reichstag ruht und die parlamentarischen Kämpfe uns in der gegebenen Situation ein erhebliches Stück vorwärts bringen können — natürlich nicht durch sich selbst allein, sondern durch ihre Rückwirkung auf die Massen, die die feste Grundlage unserer Kraft bleiben, wie immer sich die parlamentarischen Konstellationen gestalten mögen.

Die Reichstagswahlen sind längst vorüber, die „ganz neue Situation" ist nicht eingetreten, vielmehr wird der alte reaktionäre Kurs ruhig fortgesetzt. Unsere Fraktion von 110 hat sich gegen diese Reaktion, wie nicht anders zu erwarten war, im großen und ganzen ebenso machtlos erwiesen wie die frühere von 53. Der „neue Liberalismus" hat sich trotz „neuen Mittelstandes" als der älteste, greisenhafteste herausgestellt. Der preußische Wahlrechtskampf hat sich von der Erstarrung seit dem Frühjahr 1910 immer noch nicht erholt. Und die neue politische Situation, „die ihresgleichen in der bisherigen Geschichte Deutschlands nicht findet", kulminierte in einem Stillstand der Sozialreform und in der glatten Annahme einer Militärvorlage, die „ihresgleichen in der bisherigen Geschichte Deutschlands nicht finden".

Was ist nun heute die Losung Kautskys? Wieder Reichstagswahlen und nichts als Reichstagswahlen! „Das Wachstum der Bedeutung des Reichstags im Bewußtsein der Volksmassen" — das ist nach Kautsky auch heute noch der einzige Weg, wie wir vorwärts kommen! Wie seine Theorie auf eine offiziöse Beruhigung aller Skrupel und Rechtfertigung alles Bestehenden in der Partei hinausläuft, so seine Taktik auf das Bremsen der Bewegung auf dem alten ausgefahrenen Geleise des reinen Parlamentarismus, im übrigen auf die Hoffnung, daß die Geschichte schon die revolutionäre Entwicklung besorgen wird, und daß, wenn die Zeit reif ist, die Massen über die bremsenden Führer hinwegstürmen werden. Oder wie Kautskys Gesinnungsgenosse, der „Vorwärts", so schön formuliert hat: „Wenn die Massen in stürmischer Erregung sind, wenn sie vorwärtsdrängen, wenn sie um bremsende Führer sich nicht mehr bekümmern — dann ist der Augenblick, nicht wo der Massenstreik diskutiert und dann proklamiert ist, sondern wo er da ist, geboren aus der zwingenden unwiderstehlichen Gewalt der Massenbewegung."

Das ist eine Anweisung für unsere Führer, die an die Regierungsmaximen des seligen Kaisers Ferdinand vor der Märzrevolution erinnert: „Mich und den Metternich hält's noch aus". Solange es „aushält", sollen sich die Führer der Sozialdemokratie an die heilige Routine, an den Nurparlamentarismus halten und den neuen Aufgaben der Zeit mit Gewalt entgegenstemmen. Erst wenn alles Bremsen nichts hilft, soll der Beweis erbracht sein, daß „die Zeit erfüllet sei".

Sicher werden bremsende Führer schließlich von den stürmenden Massen auf die Seite geschoben werden. Allein dieses erfreuliche Ergebnis als ein sicheres Symptom der „reifen Zeit" ruhig erst abzuwarten, mag für einen einsamen Philosophen angemessen sein. Für die politische Leitung einer revolutionären Partei wäre es Armutszeugnis, moralischer Bankrott. Die Aufgabe der Sozialdemokratie und ihrer Führer ist nicht, von den Ereignissen geschleift zu werden, sondern ihnen bewußt vorauszugehen, die Richtlinien der Entwicklung zu überblicken und die Entwicklung durch bewußte Aktion abzukürzen, ihren Gang zu beschleunigen.

Nichts ist auch rascher und gründlicher von der wirklichen Entwicklung begraben worden wie die taktischen Weisungen Kautskys in den letzten drei Jahren: wie seine „Ermattungsstrategie", die auf den Nurparlamentarismus hinausläuft und von der jetzt die Mehrheit der Partei nichts wissen will, wie seine „Abrüstung", die im Orkus verschwunden ist, wie sein „neuer Liberalismus", wie seine „ganz neue Situation" nach den Reichstagswahlen, wie die unter seinem theoretischen Segen ausgeführte Dämpfungstaktik bei den Wahlen. So wird es auch in Zukunft gehen. Eine Theorie, die nicht dem Vorwärtsstreben der Massen, sondern dem Bremsen dient, kann selbst nur erleben, daß sie von der Praxis überrannt, achtlos auf die Seite geschoben wird.

Die politische Lage in Dänemark.

Von **Gustav Bang.**

Mitte September wird der dänische Reichstag unter recht eigenartigen Umständen zusammentreten. Außer den laufenden Geschäften wird ihn nur eine einzige Frage beschäftigen, die einer Verfassungsänderung, welche das allgemeine Wahlrecht als einzigen ausschlaggebenden Faktor in dem politischen Leben einführt. Schon vor fast einem Jahre wurde diese Frage auf die Tagesordnung gesetzt, und sie ist seitdem immer mehr in den Vordergrund getreten. Bei den Neuwahlen im Mai bildete sie den Brennpunkt des ganzen Wahlkampfes. Und während der nach den Wahlen folgenden Verhandlungen, als das bisherige Ministerium demissionierte, gab sie zu einer sehr sonderbaren Situation Anlaß, in der in allem Ernste die Aufforderung an die Sozialdemokratie gerichtet wurde, entweder selbständig oder im Verein mit der radikalen Partei eine neue Regierung zu bilden. Welche Bedeutung diese Frage für die dänische Sozialdemokratie hat und wie sich unter ihrem Einfluß die ganze politische Lage gestaltet, wird aus den folgenden Zeilen hervorgehen.

Die dänische Verfassung stammt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1866, einer Zeit, in der das Proletariat noch völlig unentwickelt war und

das Klassenbewußtsein der Bauern sich noch in seinen Anfängen befand, während andererseits die großen Gutsbesitzer schon die oppositionellen Strömungen zu fürchten begannen. Der Moment war damals für reaktionäre Bestrebungen außerordentlich günstig; der verlorene Krieg vom Jahre 1864 hatte die tiefste nationale Depression hervorgerufen und gleichzeitig den Zusammenbruch des besonders von der Intelligenz vertretenen Liberalismus bewirkt; ohne größeren Widerstand gelang es somit den Großagrariern, eine Verfassung durchzusetzen, die der genaue Ausdruck ihrer Klasseninteressen war. Wie früher, wurde der Reichstag von zwei wesentlich gleichberechtigten Kammern zusammengesetzt; aber während nach der bisherigen Verfassung von 1849 das allgemeine Wahlrecht in beiden Abteilungen herrschte, wurde es jetzt auf die eine Abteilung beschränkt. Zum „Folkething" wählen alle unbescholtenen Männer, die über 30 Jahre alt sind (Gesinde ausgeschlossen), und jede Stimme hat, von der verschiedenen Größe der einzelnen Wahlkreise abgesehen, den gleichen Wert; im „Landsthing" aber ist den Reichen, besonders den Gutsbesitzern eine sehr begünstigte Stellung gesichert. Unter den 66 Mitgliedern des Landsthings werden 12 von der Regierung ernannt, die übrigen 54 durch ein kompliziertes System gewählt, das auf einer Mischung von allgemeinem und privilegiertem Wahlrecht beruht. In den Städten gibt eine bestimmte Jahreseinnahme ein qualifiziertes Wahlrecht zum Landsthing: in Kopenhagen eine Einnahme von mehr wie 4000 Kronen (4500 Mark), in den Provinzstädten von mehr wie 2000 Kronen (2250 Mark); diese wohlsituierten Wähler nehmen zuerst mit den übrigen zusammen an den Wahlen der einen Hälfte der Wahlmänner, die die Landsthingsmitglieder wählen sollen, teil, und später wählen sie allein die andere Hälfte. Noch weit größer ist das politische Privilegium der Reichen in den ländlichen Distrikten; so viele von den größten Grundbesitzern, wie jeder Wahlkreis Gemeinden zählt, treten hier als unmittelbare Wahlmänner mit den von den einzelnen Gemeinden durch allgemeines Wahlrecht gewählten Wahlmännern zusammen, um die Landsthingsmitglieder zu wählen; jeder Großagrarier übt also kraft seines Besitzes denselben Einfluß auf die Zusammensetzung der Kammer, wie alle Einwohner einer ganzen Gemeinde zusammen. Und wie das flache Land durch die Verteilung der Wahlkreise stark bevorzugt ist, wird im Landsthing nicht nur den Reichen das absolute Übergewicht über die ärmere Bevölkerung gesichert, sondern auch den Junkern das absolute Übergewicht über die städtische Bevölkerung. Um nur die zwei Extreme zu nennen, waren bei den letzten allgemeinen Wahlen zum Landsthing in den Jahren 1906 und 1910 1111 Gutsbesitzer und Großbauern in der Lage, 19 Mitglieder zu wählen, während auf die 61 659 Kopenhagener Wähler mit weniger als 4000 Kronen Einkommen nur 3 Mitglieder entfielen.

Die Unerträglichkeit dieses Systems hat sich durch die ganze politische Geschichte seit 1866 erwiesen. Die zwei Kammern befinden sich sozusagen in permanentem Konflikt. Da sie die Interessen ganz verschiedener Bevölkerungsschichten vertreten, nehmen sie fortwährend eine gegensätzliche Stellung zu den auftauchenden Fragen ein, und das agrarisch-kapitalistische Landsthing hat immer und immer sein Vorrecht in der brutalsten Weise benutzt, um entweder den vom Folkething beschlossenen Gesetzen den Weg zu versperren oder ihnen möglichst viel von ihrer praktischen Bedeutung zu rauben. Das

Resultat dieses Gegensatzes war entweder ein Stocken der ganzen parlamentarischen Maschinerie oder schlechte und für die Volksvertretung entehrende Kompromisse. Zwei Perioden heben sich als typisch hervor. Erst die Zeit von 1885 bis 1894, als ein reaktionäres Gutsbesitzerministerium gegen das Folkething regierte und auf eigene Faust, nur auf das Landsthing gestützt, seinen Gesetzesvorlagen Gültigkeit gab. Später die Zeit nach 1901, als die wechselnden liberalen Regierungen jahraus, jahrein tiefer und tiefer in eine schnöde Kompromißpolitik hineinkamen und einen Punkt nach dem andern ihres alten Programmes preisgaben, um sich das Wohlwollen und die Zustimmung der Konservativen im Landsthing zu verschaffen.

Immer mehr näherten sich in den letzten zwölf Jahren durch diese Kompromißpolitik Rechte und Linke; ihre prinzipiellen Gegensätze wurden mehr und mehr verwischt. Unter dem Einfluß der wachsenden Furcht vor der sozialdemokratischen Bewegung unter den Landarbeitern und Kleinbauern wurde der früher demokratische Bauer von reaktionären Tendenzen durchtränkt. In der Militärfrage, in der Steuerfrage, kurz überall, wo es sich um große, für die allgemeine Bevölkerung wichtige Sachen handelte, machte die liberale Partei mit den Konservativen gemeinsame Sache. Die Idee von der „konservativen Sammlung" aller Besitzenden in einer einzigen antisozialistischen Partei schien verwirklicht werden zu sollen.

Mit einem Schlage änderte sich die ganze Lage, als am 23. Oktober 1912 der Premierminister Klaus Berntsen dem Folkething eine Vorlage zu einer neuen Verfassung von durch und durch demokratischer Gestalt unterbreitete und als er gleichzeitig den Konservativen den Handschuh hinwarf und scharf betonte, daß diese Vorlage, einmal eingebracht, nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden könne und daß sie keine Basis für einen Kompromiß bilde, sondern in ihren Prinzipien unverkürzt durchgeführt werden müsse. Die Beweggründe zu diesem Schritt, der in auffallender Weise mit der ganzen bisherigen Politik der liberalen Bauernpartei kontrastiert, mögen verschiedene gewesen sein; das stärkste Motiv findet man sicherlich in den bangen Ahnungen, die die bevorstehenden Wahlen einflößten — nach einer Reichstagsperiode, in der die Steuern, besonders die indirekten Steuern in beispielloser Weise hinaufgeschraubt worden waren, um die großen Militärausgaben zu decken. Die regierende Partei, deren Autorität in den unteren Schichten der Landbevölkerung schon längst geschwächt worden war, fürchtete sich nicht ohne Grund vor einer zerschmetternden Niederlage; nur wenn sie unter einer demokratischen Fahne den Kampf gegen das von alters her verhaßte Junkerregiment eröffnete, konnte sie hoffen, noch immer eine beträchtliche Masse der Wähler um sich zu scharen und den Verlust jedenfalls zu begrenzen.

Welches auch die Motive gewesen sein mögen, praktisches Interesse haben sie nur, insofern sie die politische Möglichkeit für die Durchführung der Regierungsvorlage beeinflussen. Die Vorlage selbst bedeutet einen sehr wichtigen Fortschritt im Vergleich mit der bestehenden Verfassung. Zum Folkething erweitert sie den Kreis der Wahlberechtigten, indem sie nicht nur den Dienstboten, sondern auch den Frauen das Wahlrecht gibt und das Wahlrechtsalter vom dreißigsten auf das fünfundzwanzigste Jahr herabsetzt. Das Landsthing läßt sie von den Gemeinderäten gewählt werden, und da das kommunale Wahlrecht (außer in Kopenhagen, wo ein niedriger Zensus

herrscht) prinzipiell allgemein ist für alle Männer und Frauen über 25 Jahre — und da übrigens die Lücken, die noch vorhanden sind, durch allgemeine Gesetzesänderung, ohne den großen parlamentarischen Apparat, der zu einer Verfassungsänderung notwendig ist, ausgefüllt werden können und dies zweifellos in der nächsten Zukunft geschehen wird, so wird auch das Landsthing, obwohl in anderer Weise wie das Folkething, auf dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht fußen und einen wirklichen Ausdruck der Gesamtbevölkerung bilden. Den städtischen Wählern wird, soweit es überhaupt möglich, eine verhältnismäßig ebenso starke Vertretung wie den ländlichen gesichert.

Vollständig hat uns diese Vorlage natürlich nicht befriedigen können; die politischen Forderungen unseres Gegenwartsprogrammes gehen ja viel weiter. Sie bedeutet aber eine so durchgreifende Verbesserung und wird ein solches Erstarken unseres öffentlichen Einflusses nach sich ziehen, daß wir — nach einstimmigem Parteibeschluß — der Regierung unsere Unterstützung zur Durchführung der Vorlage in unveränderter Gestalt zugesagt haben. So hat auch die radikale Partei, die hauptsächlich die Kopenhagener Intelligenz vertritt, getan. Im Dezember konnte also die Vorlage mit 95 gegen nur 12 Stimmen im Folkething angenommen werden, und sie wurde dann dem Landsthing zugesandt, in dem die Konservativen eine wenn auch sehr kleine Majorität innehaben, 34 von 66 Sitzen. Die Verfassungsvorlage hatte unter den Konservativen eine wahre Panik hervorgerufen — war ja hiermit die schöne Zeit der Kompromisse vorüber, in der die Rechte mit dem Beistand der Liberalen ihr Programm nach und nach hatte verwirklichen können. Alle Mittel wurden versucht, um das Ministerium zu stürzen und so die ganze Situation zu trüben, aber vergebens. Als die Konservative Partei sich endlich gezwungen sah, ihre Stellung durch positive Amendements zu präzisieren, war sie in voller Ratlosigkeit. Nicht e i n e n Entwurf hat man veröffentlicht, sondern mehrere, teilweise ganz sinnlose Entwürfe, die einander widersprechen und sich nur darin ähnlich sind, daß sie statt der alten Besitzprivilegien andere Besitzprivilegien fordern. Und als endlich am 3. April die Vorlage zur zweiten Lesung im Landsthing kam, brach man in Verzweiflung durch die Annahme einer Resolution die ganze Verhandlung ab. Der Kampf zwischen dem Ministerium und dem Landsthing war somit eröffnet, und die sofortige Auflösung des widerspenstigen Landsthing wäre jetzt die natürliche Maßregel gewesen. Da aber die Wahlen zum Folkething unmittelbar bevorstanden — am 20. Mai lief die Periode zu Ende —, wollte die Regierung zuerst die allgemeine Wählerschaft fragen. Es gestalteten sich darum diesmal die Wahlen zu einer Art von Referendum; die Frage, die mit Ja oder Nein beantwortet werden sollte, war die, ob man die Verfassungsvorlage der Regierung unverkürzt wollte oder nicht. Der ganze Wahlkampf drehte sich um diese Frage. Alle Bestrebungen mußten dahin gerichtet sein, die Rechte so energisch wie überhaupt möglich zu bekämpfen. Unsere Wahltaktik wurde natürlich davon wesentlich beeinflußt. Da das Stichwahlsystem bei uns noch nicht eingeführt ist und somit eine Zersplitterung der liberalen, sozialdemokratischen und radikalen Stimmen in mehreren Fällen den Erfolg der konservativen Kandidaturen hätte erleichtern können, haben wir in vielen Kreisen, wo wir recht stark in der Wählerschaft vertreten sind, auf eigene Kandidaten verzichtet und unsere Genossen ermahnt, mit allen Kräften den

liberalen oder radikalen Kandidaten zu unterstützen. Wir taten es mit leichtem Herzen, denn auch in solchen Kreisen benutzten wir den Wahlkampf zu einer regen sozialistischen Propaganda und hoben in scharfen Zügen die Unterschiede zwischen der Sozialdemokratie und den anderen, zeitweilig mit uns zusammenwirkenden Parteien hervor; und überall legten wir in unserer Wahlagitation das Hauptgewicht auf die Bedeutung der Verfassungsreform für die sozialistische Bewegung.

Am 20. Mai fanden die Wahlen zum Folkething statt; ihre Ergebnisse waren in jeder Beziehung außerordentlich günstig.

Was zuerst die numerischen Fortschritte der Sozialdemokratie betrifft, waren die Erfolge viel größer, als wir im voraus hätten erwarten dürfen. Von den 114 Wahlkreisen gehörten uns früher 24; davon sind leider 4 verloren gegangen, aber dieser Verlust wird durch die Neueroberung von 12 anderen Kreisen reichlich aufgewogen; der Reingewinn ist also 8; die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten ist von 24 auf 32 gestiegen. Auch unsere Stimmenzahl ist seit den letzten Wahlen von 1910 stark gewachsen, von 98 718 auf 107 365; 30 Prozent aller Wähler haben sozialdemokratisch gewählt. Wir stehen jetzt als die größte Partei in der Bevölkerung da; die Liberale Partei, die noch vor drei Jahren den ersten Platz innehatte, ist auf 100 894 Stimmen zurückgegangen, also von uns überholt worden; die zwei anderen Parteien, die konservative und die radikale, stehen viel mehr zurück. Und dies Resultat ist erreicht worden, obwohl wir nur in 68 der 114 Kreise durch selbständige Kandidaturen unsere Anhänger zählen konnten; hätte sich auch in den übrigen 46 Kreisen die sozialdemokratische Wählerschaft als solche manifestieren können, wäre die Gesamtziffer unserer Stimmen eine viel höhere gewesen. Besonders erfreulich sind unsere Fortschritte auf dem flachen Lande; fast die Hälfte der von uns gewonnenen Kreise sind von überwiegend agrarischer Struktur; in der deutlichsten Weise haben die Wahlen bestätigt, daß Landarbeiter und Kleinbauern in immer größeren Mengen für die Sozialdemokratie gewonnen werden und daß die Zerrbilder von dem sozialistischen Zuchthausstaat, die früher einen gewissen Eindruck auf manchen Kleinbauern übten, jetzt ihre agitatorische Kraft völlig verloren haben. Wie die Sozialdemokratie in den letzten 18 Jahren, nach dem Inkrafttreten eines neuen Wahlgesetzes, regelmäßig und ununterbrochen gewachsen ist im Gegensatz zu den anderen Parteien, die unruhig hin und her schwankten, geht aus den folgenden Ziffern hervor:

	Stimmen	Eroberte Kreise		Stimmen	Eroberte Kreise
1895 . . .	24 510	8	1906 . . .	76 612	24
1898 . . .	31 870	12	1909 . . .	98 079	24
1901 . . .	43 015	14	1910 . . .	98 718	24
1903 . . .	55 989	16	1913 . . .	107 365	32

Auch für die Aussichten auf eine rasche und vollständige Durchführung der projektierten Verfassungsänderung waren die Wahlergebnisse sehr günstig. Kaum ein Viertel der Stimmen wurde für die Konservativen und also gegen die Regierungsvorlage abgegeben; mehr wie drei Viertel fielen auf die drei Parteien, die alle für das allgemeine Wahlrecht eintraten. Die Konservative Partei verlor 6 von ihren früheren 13 Kreisen und wurde somit fast gänzlich aus dem Folkething weggefegt; in Kopenhagen und den größeren Provinzstädten brachte sie noch eine recht beträchtliche Zahl von

Stimmen auf, auf dem flachen Lande, wo sie einen starken Stimmenzuwachs erwartet hatte, waren ihre Minoritäten fast überall nur ganz winzig. Den 7 konservativen Mitgliedern gegenüber stehen also nach den Wahlen 107 liberale, sozialdemokratische und radikale Mitglieder, die alle auf das Programm der Verfassungsveränderung hin gewählt worden sind. Die Regierungsvorlage hat also eine außerordentlich starke Zustimmung gefunden. Und zwar ist die Liberale Partei, was im voraus zu erwarten war, numerisch geschwächt worden — übrigens ist ihr Verlust geringer, als wahrscheinlich unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre; von 57 ist sie auf 44 heruntergegangen, während die Sozialdemokratie 32 und die Radikale Partei 31 Abgeordnete zählt. Aber die Liberale Partei stand doch nach wie vor als die stärkste der drei sich um die Verfassungsänderung scharenden Parteien da, und die zwei anderen Parteien hatten ihr unbedingte Unterstützung zur Durchführung der Vorlage zugesagt. Es wäre also die natürliche Konsequenz der Wahlen gewesen, daß die bisherige Regierung, die die Verfassungsänderung eingeleitet hatte, sie auch durchführte; auf eine mächtige Mehrheit gestützt, konnte sie die Reform im Verlauf weniger Monate zu Ende bringen; und erst wenn die ganze Aufgabe mit gemeinsamen Kräften gelöst war, mochten sich die Parteien wieder scheiden.

Dies schien die natürliche Konsequenz der Wahlergebnisse zu sein, und daß sich die nächste Zukunft in solcher Weise gestalten würde, war in den Tagen unmittelbar nach den Wahlen die allgemeine Auffassung; es kann kaum bezweifelt werden, daß auch die führenden Mitglieder der Regierung unter diesen Umständen gern am Ruder geblieben wären. Aber man hat es nicht so gewollt. Von einer Seite der Liberalen Partei wurde sofort nach den Wahlen behauptet, daß die Partei infolge ihrer numerischen Schwächung nicht länger regierungsfähig sei und daß jetzt den Sozialdemokraten und Radikalen, die zusammen die Mehrheit des Folkething besäßen, die Pflicht obliege, ein neues Ministerium zu bilden. Mit solcher Kraft wurde diese Auffassung befürwortet, daß das bisherige Ministerium sich gezwungen sah, zu demissionieren und, sicherlich nicht ohne Widerstreben, seine Demission festzuhalten. Zum großen Teil findet diese Episode ihre Erklärung in dem persönlichen Hader zwischen dem Ministerpräsidenten Berntsen und dem Führer der liberalen Reichstagsfraktion Christensen, der seinem alten Todfeind nicht die Ehre gönnte, mit seinem Namen die neue Verfassung zu unterzeichnen. Daß es aber dem Christensen gelang, in dieser Frage seine Partei mit sich zu ziehen, das hängt mit den eigenartigen Klasseninteressen der liberalen Bauern zusammen. Der mittelgroße Bauer, der den Kern der Liberalen Partei bildet, hat zwar kein Interesse an der Erhaltung der jetzigen Verfassung — ist er doch selbst von dem qualifizierten Wahlrecht zum Landsthing ausgeschlossen; andererseits fürchtet er aber die Gefahr, mit der ihn eine völlige Verallgemeinerung des Wahlrechtes bedroht, wodurch die an Zahl so weit überlegene Masse von Arbeitern und Kleinbauern in wenigen Jahren die beiden Abteilungen des Reichstags beherrschen können. Sein Interesse für eine Verfassungsänderung ist sehr schwach, da sie zwar von der Liberalen Partei durchgeführt werden soll, aber nur durch Zustimmung der Sozialdemokratischen und der Radikalen Partei Wären die Liberalen so stark ins Folkething hineingekommen, daß sie nach Belieben mit den Konservativen oder mit den Sozialdemo-

kraten eine Majorität hätten bilden können, dann würden sie die Möglichkeit gehabt haben, durch Verhandlungen mit beiden Seiten einen Kompromiß zu erreichen, der jedenfalls gewisse Kautelen gegen allzu starke proletarische Einflüsse hätte feststellen können. Jetzt aber war diese Möglichkeit nicht vorhanden, und dies war wohl die hauptsächliche Ursache, warum die liberale Bauernpartei die Leitung der Verfassungsreform nicht weiterführen wollte.

Die Frage des Ministerialismus wurde damit für die Sozialdemokratie aktuell. Vom Jahre 1909 lag ein Parteitagsbeschluß vor, demzufolge die Partei das Eintreten in ein bürgerliches Ministerium unter allen Umständen abwies; es wäre also notwendig gewesen, wenn man im Ernste daran gedacht hätte, an einem Koalitionsministerium teilzunehmen, einen neuen Parteitag einzuberufen. So weit kam es aber nicht. Der Vorsitzende unserer Partei, Stauning, der mehrmals zum König gerufen wurde, sprach sich, im Auftrag der Reichstagsfraktion und des vom Parteivorstand erwählten Geschäftsausschusses, für das Verbleiben des früheren Ministeriums aus als diejenige Lösung der Frage, die die besten Aussichten für eine glückliche Durchführung der Verfassungsreform gewähre. Der Gedanke an ein rein sozialdemokratisches Ministerium sowie an ein gemischtes sozialdemokratisch-radikales wurde entschieden zurückgewiesen. Nur eine Eventualität wurde in der Reichstagsfraktion ernstlich erwogen: die nämlich, ob es anzuraten sei, an der Bildung eines von allen drei Parteien zusammengesetzten Ministeriums sich zu beteiligen, wenn ein solches Ministerium sich die Durchführung der Verfassungsänderung als einziges Ziel setzte und sofort mit aller Energie an die Lösung dieser Aufgabe schritt. Daß ein solches Experiment jedenfalls außerordentlich gefährlich wäre, wurde von allen Seiten anerkannt, und ob der Parteitag seine Zustimmung hätte geben wollen, war zweifelhaft; andererseits ist die praktische Frage, um die es sich hier handelt, von eminenter Bedeutung für unsere Partei, und ein Zusammenwirken aller auf dem Boden der Verfassungsvorlage stehenden Parteien ist unbedingt notwendig für ihre rasche Verwirklichung — muß doch nicht nur das Folkething, sondern auch das Landsthing mindestens einmal aufgelöst und neu gewählt werden, ehe die Reform Gesetzeskraft bekommen kann, und können doch schon kleine Divergenzen unter den drei Parteien den Konservativen zum Sieg verhelfen und damit bis auf weiteres alle Möglichkeiten für die neue Verfassung abschneiden. Als aber die Liberalen sich entschieden weigerten, an einer solchen Tripelentente teilzunehmen, konnte von dem Eintreten sozialdemokratischer Mitglieder in die Regierung überhaupt keine Rede mehr sein; die ganze Frage war unsererseits abgetan, und ein rein radikales Ministerium wurde schließlich der Ausgang der Krisis.

Das neue Ministerium Zahle hat sich vorläufig als einzige Aufgabe die Durchführung der von seinem Vorgänger vorgeschlagenen Verfassung gesetzt. Bis diese Aufgabe gelöst ist, sollen alle anderen Fragen ruhen; nur muß natürlich die geschäftsmäßige Verwaltung auf dem Boden der bestehenden Gesetzgebung fortgeführt werden. Um aber die Verfassungsfrage so weit als möglich zu isolieren, wird der Reichstag früher als gewöhnlich einberufen werden, und die Verfassungsvorlage wird im Folkething fertig gemacht werden, ehe die Budgetbehandlung anfängt. Dann wird sie dem Landsthing überschickt werden, und man wird abwarten, ob die Konserva-

tiven sich jetzt nachgiebiger zeigen oder durch eine nochmalige Ablehnung einen neuen Kampf eröffnen werden. Daß die Sozialdemokratie das Ministerium in diesem Bestreben mit allen Kräften unterstützen wird, ist selbstverständlich; aber auch die Liberalen sind so fest für die Vorlage verpflichtet, daß die Möglichkeit eines offenen Verrats kaum vorhanden ist — die Folge wäre jedenfalls eine furchtbare Niederlage, wenn sie beim nächsten Male von den Wählern zur Verantwortung gezogen werden sollen. Einmal in Fluß gebracht, läßt sich die Wahlrechtssache nicht mehr aufhalten.

Miliz und stehendes Heer.

Von **Fr. Mehring.**

IV.

Wie alle Geschichte, so ist auch die Geschichte der Heere und der Kriege eine ununterbrochene Entwicklung, die sich bald in langsameren, bald in schnelleren Umwälzungen vollzieht. Daß diese Umwälzungen im unmittelbarsten Zusammenhang mit den Umwälzungen der jeweiligen Produktionsweise stehen, ist auch in der bürgerlichen Geschichtschreibung längst zum Gemeinplatz geworden.

Daraus folgt aber weiter, daß es in der Kriegsgeschichte keine starren Gegensätze gibt. Auch Miliz und stehendes Heer schließen sich gegenseitig nicht aus, sondern gehen ineinander über. Mit dem Feldgeschrei: Hie Miliz! Hie stehendes Heer! ist im allgemeinen gar nichts gesagt; es kommt immer auf die besonderen historischen Umstände an. In wie hoffnungslose Verwirrung man gerät, wenn man die Miliz grundsätzlich über die stehenden Heere stellt, zeigen die Schriften des Herrn Karl Bleibtreu in abschreckender, aber überzeugender Weise.

Das gleiche gilt natürlich von dem Versuch, den stehenden Heeren ein für allemal den Vorzug vor der Miliz einzuräumen. Ihre Verteidiger pflegen bis auf den Vegez zurückzugehen, der schon gesagt habe: In omni praelio non tam multitudo et virtus indocta, quam ars et exercitium solent praestare victoriam; in jeder Schlacht pflegen nicht sowohl die Zahl und die ungelehrte Tapferkeit wie die Kunst und die Übung den Sieg zu verbürgen. Vegez war nun freilich kein großer Denker in Kriegssachen, sondern nur ein Kompilator, der aus den für uns verlorenen Werken der Alten über Kriegskunst — er selbst lebte im fünften Jahrhundert unserer Zeit — allerlei zusammengetragen hat, was ihm einleuchtend zu sein schien. Aber er hat lange Jahrhunderte bis in die neuere Zeit als Autorität in solchen Fragen gegolten, und jener Satz enthält allerdings im Keime alles, was die Befürworter der stehenden Heere zu deren Gunsten darzulegen pflegen.

Dazu ist nun vorerst zu bemerken, daß höchstens von jedem Feldzug gilt, was Vegez von jeder Schlacht sagt. Schlachten hat es genug gegeben, in denen die Zahl und die ungelehrte Tapferkeit den Sieg über gedrillte Soldaten davongetragen hat; bei allem abfälligen Urteilen über die Freiwilligen von 1792 meinte Carnot doch, daß nichts ihrem ersten Anlauf widerstände, und auch Napoleon gab trotz seiner Vorliebe für alte Berufssoldaten zu, daß man mit unerfahrenen Truppen wohl eine furchtbare Stellung stürmen könne. Er sagte nur, man könne mit solchen Truppen keinen Feldzugsplan bis ans

Ende verfolgen, oder wie es Carnot noch draſtiſcher ausdrückte, man könne mit ihnen keine Eroberungen machen. Er fürchtete ihre Auflöſung nach dem Siege ebenſo, ja vielleicht noch mehr, als nach der Niederlage; deshalb verſchmolz er ſie mit den alten Linienregimentern, um ſie an mechaniſchen Gehorſam zu gewöhnen.[1]

Gibt man nun aber auch zu, daß eine ſtramme und ſtraffe Diſziplin das A und O jeder brauchbaren Heeresverfaſſung iſt, ſo iſt damit noch keineswegs geſagt, daß eine ſolche Diſziplin ausſchließlich durch ſtehende Heere zu erreichen ſei. Auch die Miliz kann eine ebenſo gute Diſziplin haben, ja eine Diſziplin, die der Diſziplin ſtehender Heere weit überlegen iſt. Nur bleibt man an der Oberfläche haften, wenn man den Unterſchied darin ſieht, daß die Diſziplin der ſtehenden Heere ſich auf das phyſiſche, die Diſziplin der Miliz auf das moraliſche Gebiet beſchränke. Auch ſtehende Heere können von hohen moraliſchen Antrieben beſeelt ſein; ſo die franzöſiſchen Revolutionsheere, ſo das deutſche Heer, das bei Gravelotte und Sedan kämpfte. Selbſt den alten Söldnerheeren waren moraliſche Kräfte, kriegeriſcher Ehrgeiz, ſoldatiſches Ehrgefühl uſw. nicht abzuſprechen; trotz all ſeiner Vorliebe für den Stock vermochte ſie ſogar der alte Fritz ſeinen Truppen nicht völlig auszuprügeln; die oſtelbiſchen Junker brauchten noch ein paar Jahrzehnte nach ſeinem Tode, um dem Heere von Jena jede Spur moraliſcher Empfindung auszupeitſchen. Auf dieſe Leiſtung konnten ſie ſich immerhin ein hiſtoriſches Patent geben laſſen, denn eine ähnliche iſt in aller Kriegsgeſchichte kaum jemals ſonſt dageweſen.

Auf der anderen Seite iſt von vornherein klar, daß eine Miliz, die nur von moraliſchen Empfindungen beſeelt iſt, und wären es die edelſten und erhabenſten, im Kampfe mit geſchulten Truppen von vornherein verloren iſt. Und wiederum — ſehr berühmte, ja die berühmteſten Milizen der Geſchichte, die entſcheidende Abwandlungen der Kriegsgeſchichte herbeigeführt haben, ſind, wenigſtens in gewiſſem Sinn, aller moraliſchen Kräfte bar geweſen. Die Germanen, die im Teutoburger Walde die Legionen des Varus vernichteten und danach dem fein- und reichgegliederten Organismus des römiſchen Heeres nicht einmal in der Zahl, ſondern nur in der „ungelehrten Tapferkeit" einen unbezwinglichen Widerſtand entgegenſetzten, waren räuberiſche Barbaren, ebenſo wie die Urſchweizer, die ein feudales Ritterheer nach dem andern aufs Haupt ſchlugen.

Damit ſoll natürlich nicht die Bedeutung der moraliſchen Kräfte für das Kriegsweſen herabgeſetzt werden; es ſoll vielmehr nur geſagt werden, daß in ihnen nicht das entſcheidende Gewicht des Unterſchiedes zwiſchen Miliz und ſtehendem Heer liegt. Dies Gewicht liegt vielmehr in dem Unterſchied

[1] Nur aus dieſem Geſichtspunkt und nicht etwa weil er die Reſte des ehemaligen königlichen Heeres für kriegstüchtiger hielt als die Freiwilligen. Über dieſe Reſte urteilte ein Geſinnungsgenoſſe Carnots, der ſpätere Napoleoniſche Marſchall Gouvion Saint-Cyr, aus eigener Anſchauung: „Die Truppe war von einer körperlichen Schwäche, wie es diejenigen, die lange Zeit die Kaſerne bewohnt haben, immer ſein werden. Der Soldat erhält nur eine ungenügende Nahrung; die Laſter, denen er infolge des Müßigganges fröhnt, und die ſchweren Krankheiten, die ſie herbeiführen, haben bald die ſtärkſte Geſundheit zerrüttet, und machen es ihm unmöglich, die Anſtrengungen des Krieges zu ertragen." Es iſt nur die ars und das exercitium, die die Freiwilligen von den ehemals königlichen Truppen erlernt haben.

der Disziplin, die dem stehenden Heer angelernt, der Miliz aber angeboren sein muß. Angeboren oder, um den immerhin mißverständlichen Ausdruck näher zu erläutern: die der Miliz durch die Arbeits- und Lebensgemeinschaft der Mannschaft von vornherein gegeben sein muß. Delbrück hat in seiner Geschichte der Kriegskunst nachgewiesen, daß diese Tatsache die Germanen für das römische Heer unbesiegbar machte, und schon vor Delbrück hatte unser alter Genosse Bürkli den gleichen Nachweis für die Urschweizer in ihren Kämpfen mit den feudalen Ritterheeren geführt.

Beschränken wir uns jedoch auf die Zeit von der großen französischen Revolution bis zum Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71, so sehen wir die auf den ersten Blick anscheinend unverständliche, aber aus dem eben entwickelten Gesichtspunkt leicht begreifliche Tatsache, daß die Miliz sich am glänzendsten bewährt hat in der Verteidigung historisch zurückgebliebener Zustände. Ihre hervorragendsten Leistungen in diesem Zeitraum waren der Bauernaufstand der Vendee im Jahre 1792 und das Tiroler Aufgebot von 1809. Die Bauern der feudalen Vendee schlugen sich ungleich besser als zu gleicher Zeit die Freiwilligen der Republik, über deren militärische Leistungen wir das sachverständige Urteil Carnots gehört haben. Die Milizen der Vendee und Tirols schöpften ihre Kraft aus dem engen Zusammenhalt der patriarchalischen Zustände, innerhalb denen sie lebten; darüber hinaus waren sie verloren. Auf ungleich weiteren Gebieten verteidigten auch die spanischen Guerillas zurückgebliebene Zustände, und sie sind schließlich durch das stehende Heer nicht besiegt worden, aber doch nur deshalb nicht, weil ihnen ein stehendes Heer zur Seite kämpfte: das englische Söldnerheer, das sogar noch ein Heer von vorrevolutionärem Zuschnitt war.

Blicken wir nun aber auf die Milizen jenes Zeitraums, die sich unter historisch entwickelten Zuständen gebildet haben — unter Zuständen, in denen die kapitalistische Produktionsweise mit allen patriarchalischen Lebensverhältnissen mehr oder weniger schon aufgeräumt hatte —, so scheiden ihre eigentlichen Ruhmestitel, die französischen Freiwilligen von 1792 und die preußische Landwehr von 1813, von vornherein aus. Wir haben bereits gesehen, daß bei beiden historischen Erscheinungen nur in ganz uneigentlichem Sinne von Milizen gesprochen werden kann. Sieht man dann billigerweise von so lächerlichen Zerrbildern ab, wie der Berliner Bürgerwehr des Jahres 1848, und auch von den Revolutionskämpfern der Reichsverfassungskampagne im Jahre 1849, die von vornherein eine erdrückende Übermacht gegen sich hatten, so bleiben als großes historisches Beispiel für die Frage, die uns hier beschäftigt, nur die Milizen übrig, die Gambetta nach dem Tage von Sedan organisierte, um sie den deutschen Heeren entgegenzuwerfen; der amerikanische Sezessionskrieg, so lehrreich er in anderer Beziehung auch für die Milizfrage ist, schaltet hier insofern aus, als auf beiden Seiten Milizen standen. Nun waren für die französischen Milizen nach Sedan die günstigsten Vorbedingungen gegeben; sie kämpften für die Verteidigung des vaterländischen Bodens gegen ein stehendes Heer, das nur noch einen Eroberungskrieg führte, also unter Verhältnissen, unter deren Voraussetzung die Scharnhorst und Genossen die Miliz für berechtigt und notwendig erklärt haben. Auch bestreitet die preußische Militärliteratur keineswegs, daß die Milizen Gambettas Außerordentliches geleistet haben. Gleichwohl haben sie den endgültigen Sieg des deutschen Heeres nicht zu hindern vermocht, gleichsam um

zu bestätigen, was Carnot und Napoleon gesagt hatten, daß man mit Milizen wohl glänzende Schlachten schlagen, aber keine planmäßigen Feldzüge führen könne.

Es sei gestattet, die historische Bedingtheit der ganzen Frage: Miliz oder stehendes Heer? noch an einem besonders schlagenden Beispiel zu erläutern. Der Feldmarschall v. d. Goltz, augenblicklich die hellste Leuchte des preußischen Heeres, hat die Junker von Jena zu rechtfertigen gesucht mit dem Worte: Das Heer, das 1806 bei Jena von den Franzosen geschlagen wurde, war dasselbe Heer, das 1757 die Franzosen bei Roßbach schlug. Man hat ihm darauf treffend geantwortet: Eben deshalb verdiente es kurz und klein geschlagen zu werden. Kaum ein Vierteljahr nach der Schlacht bei Jena kämpfte aber das russische Heer mit den Siegern von Jena bei Eylau in einer unentschiedenen Schlacht, und von diesem Heere kann man allerdings sagen: das russische Heer, das 1807 den bis dahin unaufhaltsamen Siegeslauf des napoleonischen Heeres zum Stocken brachte, war dasselbe Heer, das 1758 bei Zorndorf dem friderizianischen Heere einen gleich starken Widerstand entgegensetzte.

So verschieden die Kampfweise des friderizianischen und des napoleonischen Heeres war, so vollkommen gleich war die russische Kampfweise bei Zorndorf wie bei Eylau. Massenhafte, ungemein tiefe Aufstellungen, unterstützt durch zahlreiche Artillerie und Verschanzungen; ungeheure, eben durch die Tiefe der Aufstellungen veranlaßte Verluste, die sich in jeder der beiden Schlachten auf fast die Hälfte der Mannschaft beliefen, aber ein zäher und am letzten Ende unzerbrechlicher Widerstand. Die Schlacht bei Zorndorf wird zwar in der preußischen Geschichtschreibung als preußischer Sieg gebucht, aber wenn überhaupt, so war sie es im denkbar dürftigsten Sinne; das treffendste Bild der Schlacht gab ein zeitgenössischer Diplomat, indem er sie mit einer starken Ohrfeige verglich, „da sich einer rund umdrehet, aber stehen bleibet". Das russische Heer blieb stehen und der König zog ab, um sich im nächsten Jahre von denselben Russen die Niederlage bei Kunersdorf zu holen, die furchtbarste, die das preußische Heer vor Jena erlitten hat. Napoleon zog eine weisere Lehre aus der Erfahrung von Eylau und schloß unter ihrem Eindruck den Frieden von Tilsit, der ihm dann freilich in anderer Weise zum Verhängnis geworden ist.

Worin lag nun die Kraft des russischen Heeres? In allem, worin sich das französische Heer im Jahre 1806 dem preußischen Heere überlegen erwies, war es auch dem gleichzeitigen russischen Heere überlegen. Eine bluttriefende Disziplin, scheußliche Mißhandlung der Soldaten, ihre schlechte Bewaffnung und Verpflegung, eine bestechliche und liederliche Verwaltung, alberne Paradekünste, ein verrücktes Gardeprinzip, alles das fand sich in dem russischen Heere ebenso, wenn nicht in noch verstärktem Maße, und namentlich in der Unfähigkeit seiner Offiziere übertraf das russische Heer selbst noch das preußische Muster. Im Winterfeldzug von 1806/07 war russischer Oberbefehlshaber der Feldmarschall Kamensky, ein im buchstäblichen Sinne des Wortes irrsinniger Mensch, der eines schönen Tages einfach davonlief; sein Nachfolger wurde der General v. Bennigsen, der bei Eylau befehligte; er verdankte seine Stellung jedoch nicht militärischen Talenten, die ihm vollkommen fehlten, sondern dem Umstand, daß ihn der Zar Alexander als einen Hauptmörder seines Vaters, des Zaren Paul, fürchtete. Wie wenig

der russische Generalstab, soweit überhaupt von einem solchen gesprochen werden konnte, sich auf moderne Strategie und Taktik verstand, bezeugt die Tatsache, daß der Zar den preußischen Generalstabsoffizier Phull, der die Niederlage von Jena mitverschuldet hatte, nach Jena zu seiner militärischen Leuchte erkor und selbst noch bis ins Jahr 1812 als solche beibehielt.

In einem wesentlichen Punkte unterschied sich 1806 das russische Heer allerdings von dem preußischen: während dieses immerhin noch zur kleineren Hälfte aus fremden Söldnern bestand, rekrutierte sich das russische Heer aus Landeskindern. Doch wäre es irrig, deshalb schon von einem „nationalen" Heere als einer moralisch höheren Potenz zu sprechen. Von dem Heere, das bei Zorndorf und Eylau schlug, sagt ein russischer Militärschriftsteller: „Der Russe kennt kein schrecklicheres Schicksal, weiß kein schrecklicheres zu denken als das, Soldat zu werden.... Die höchste und wirksamste Drohung, die ein Leibherr gegen seinen Leibeigenen auszusprechen weiß, ist, er werde ihn zum Soldaten abgeben." Die Regierung selbst machte auch gar kein Hehl daraus, wie schrecklich ihr selbst das Los des Soldaten erschien, indem sie die vorschriftsmäßige Dienstzeit von fünfundzwanzig Jahren als Strafe für schwere Verbrechen verhängte. Ebenso wie im preußischen Söldnerheere galt die Verlängerung der Dienstzeit auch als schwere Disziplinarstrafe, nicht anders wie Spießrutenlaufen; als in der Schlacht bei Austerlitz ein Infanterieregiment vor den Augen des Zaren flüchtig wurde, strafte er es dadurch, daß er der gesamten Mannschaft die Dienstzeit von fünfundzwanzig auf dreißig Jahre erhöhte. Mit der einzigen Ausnahme Suworows hat das altrussische Heer nie auch nur einen „nationalen Helden" erzeugt, wie selbst das altpreußische Söldnerheer in den Derfflinger, Schwerin, Zieten, Seydlitz, Blücher eine ganze Anzahl. Das Gewicht der Willenlosigkeit, das eine furchtbare Disziplin dem russischen Soldaten auf eine unabsehbar lange Reihe von Jahren auferlegte, erstickte in ihm jede moralische Empfindung — bis auf eine.

Der deutsch-russische Schriftsteller Bernhardi, der in einem sehr lehrreichen Aufsatz ein Bild des altrussischen Heeres am Vorabend des Krimkriegs, des russischen Jena, aufgenommen hat, schreibt unter anderem: „Die Stimmung, worin der russische Soldat lebt, ist eine schweigende Resignation. Er empfindet seinen Zustand als ein unabänderliches Verhängnis, das ihm die Verpflichtung des unbedingtesten Gehorsams auferlegt: die Notwendigkeit, unter den Augen seiner Vorgesetzten nichts zu tun und nichts zu sagen, als was befohlen wird. Er hat überhaupt das Gefühl, daß er unbedingt in der Gewalt einer ihrer Natur nach grenzenlosen, unermeßlichen Macht steht, die in letzter und höchster Instanz vom Kaiser ausgeht. ... Eine Vorstellung aber gibt es, die den nächsten begreiflichsten Verhältnissen des Soldaten entnommen, ganz von selbst unter allen Bedingungen und ohne daß sie besonders angeregt zu werden braucht, bestimmend in seinem Gemütsleben hervortritt: Naschy, die Unserigen. So nennt der Soldat im engeren Sinne die Regimentsgefährten, im weiteren das gesamte russische Heer. Er hält es für Frevel und schimpflich, ‚die Unserigen' in irgend einer Not und Gefahr zu verlassen, und ist großer Hingebung für die Genossen fähig."

Was Bernhardi und andere Kenner des russischen Heeres als unanfechtbare Tatsache hinstellen, erläutert Engels in seinen Ursachen, indem er

schreibt: „Der russische Soldat ist von unbezweifelt großer Tapferkeit. Solange die taktische Entscheidung in dem Angriff geschlossener Infanteriemassen lag, war er in seinem Element. Seine ganze Lebenserfahrung hatte ihn angewiesen auf den Anschluß an seine Kameraden. Auf dem Dorfe die noch halbkommunistische Gemeinde, in der Stadt die genossenschaftliche Arbeit des Artel; überall die Krugovaja pórnka, die gegenseitige Haftbarkeit der Genossen; kurz ein Gesellschaftszustand, der handgreiflich hinweist einerseits auf den Zusammenhalt, in dem alles Heil liegt, andererseits auf die hilflose Verlassenheit des vereinzelten, auf die eigene Initiative angewiesenen Individuums. Dieser Charakter bleibt dem Russen auch im Militär; die Bataillonsmassen sind fast nicht zu sprengen, je größer die Gefahr, desto fester ballen sich die Klumpen zusammen." Was Engels dann weiter darüber ausführt, daß dieser Instinkt des Zusammenhaltens, der sich noch zur Zeit der Napoleonischen Feldzüge als unschätzbar erwiesen habe, heute eine entschiedene Gefahr für das russische Heer geworden sei, das ist eine Sache für sich; ich habe schon angedeutet, daß der Krimkrieg das Jena des altrussischen Heeres gewesen sei. Hier kommt es nur darauf an, daß just in dem Jahrhundert, in dessen Verlauf ein wüster, noch halb asiatischer Eroberstaat entscheidend in das europäische Völkerleben einzugreifen begann, der innere Kitt seiner Truppen nicht die Disziplin des stehenden Heeres, sondern die Disziplin der Miliz gewesen ist, das heißt die aus der engen Arbeits- und Lebensgemeinschaft der Truppen entfließende Disziplin, ein Kitt so dauerhafter Art, daß ihn jene ungeheure Umwälzung der Kriegsweise, an der das preußische Musterheer in tausend Scherben zersplitterte, nicht einmal leise berührte.

Wo im russischen Heere selbst die Disziplin der Miliz mit der Disziplin der Knute zusammenstieß, siegte jene über diese. Der Instinkt des Zusammenhaltens führte zu jenen dichten, massenhaften, ungemein tiefen Aufstellungen, die ungeheure Verluste verursachten und deshalb namentlich auch von den deutschen Generalen des russischen Heeres bekämpft wurden, durch Anpassung sei es an die friderizianische Linear- oder die napoleonische Tirailleurtaktik, aber immer vergebens. „Es ist," schreibt Bernhardi verwundert, aber sehr bezeichnend, „als ob man selbst des sinnlichen Eindrucks einer massenhaften Aufstellung bedürfe." Er berichtet dann aber auch folgende Episode aus der russischen Kriegsgeschichte:

Bei dem Sturme von Warschau 1831 bemächtigte sich in sehr charakteristischer Weise ein Gefühl von Unmut und Beschämung, das zuletzt sehr laut wurde, der gesamten Infanterie der Garde, die auch hier wieder, wie den ganzen Feldzug über, außer dem Gefecht in Reserve gehalten wurde. Die Gardesoldaten sahen von ihrer Stellung aus in der Entfernung, gleichsam am Horizont, einen Teil des Gefechtes und hörten das Rollen des Feuers und mußten untätig zusehen. So sehr der russische Soldat gewöhnt ist, zu schweigen, erhoben sich doch hier aus den Gliedern unzufriedene Stimmen. Die Unsrigen raufen sich dort (derutsa) und haben einen harten Stand, und uns hält man hier zurück! Es ist eine Schmach! (stydno!) — in solchen Worten äußerte sich die wachsende Unzufriedenheit; der Stimmen wurden so viele, daß es nicht mehr möglich war, Stillschweigen zu gebieten. Die Offiziere mußten tun, als hörten sie nicht; es blieb nichts anderes übrig.

Dies Beispiel zeigt namentlich auch die Ohnmacht des korrumpierenden Gardeprinzips gegenüber der Disziplin der Miliz. Die preußischen Garden

haben 1813 und 1814 niemals aufgemuckt, weil sie aus sicherer Stellung dem Verbluten der Landwehr zusehen mußten.

Es mag nun aber der historischen Beispiele genug sein. Was sich aus ihnen ergibt, ist im wesentlichen folgendes. Die Frage: Miliz oder stehendes Heer? ist eine Frage der Heeresverfassung, und die Seele jeder Heeresverfassung ist die Disziplin. Rein gedanklich betrachtet ist die Disziplin der Miliz, die sich aus engster Arbeits- und Lebensgemeinschaft ergebende Disziplin, unendlich überlegen der Disziplin der stehenden Heere, der durch Mittel der Lehre und Zucht erzeugten Disziplin: so überlegen, wie etwa das Leben der Schule überlegen sein mag. Nicht die Schule, sondern das Leben schmiedet den Kämpfer. Aber die Voraussetzung jeder Miliz ist eben eine enge Arbeits- und Lebensgemeinschaft, wie sie nur durch eine historische Entwicklung geschaffen werden kann; wo sie fehlt, steht die Miliz dem stehenden Heere nach wie ein Analphabet dem Abc-Schützen.

Nun war es die historische Aufgabe der kapitalistischen Produktionsweise, alle ursprünglichen Gesellschaftszustände, in denen sich Reste des Urkommunismus erhalten haben, zu zersetzen und zu zerstören, sie in eine Masse aufzulösen, die durch den Konkurrenzkampf innerlich zersplittert ist. Damit zerfiel auch die Heeresverfassung dieser Gesellschaftszustände. Aber die modernen Klassenstaaten, die die kapitalistische Produktionsweise schufen, bedurften der Heere in noch weit höherem Maße als der Gesellschaftszustände, an deren Stelle sie getreten waren. Denn sie beruhten nach außen auf dem Prinzip der Eroberung, nach innen auf dem Prinzip der Unterdrückung. So entstanden die stehenden Heere als Werkzeuge, die, in mechanischem Gehorsam gedrillt, jederzeit tauglich waren, nach außen zu erobern und nach innen zu unterdrücken. Eben deshalb zeigten sie aber auch am ehesten und unmittelbarsten, daß der moderne Klassenstaat alles andere eher war als der Anfang vom tausendjährigen Reiche des Friedens und der Glückseligkeit.

Die bürgerliche Ideologie, die sich frühzeitig gegen sie erhob, verkannte in allen berechtigten Anklagen und allem treffenden Spotte, daß die bürgerliche Entwicklung untrennbar war von dem System der stehenden Heere. Sie hatte überhaupt die naivsten Vorstellungen vom Kriegswesen. Voltaire hat einmal gedichtet: Die Kugel fliegt hinweg, d a n n blitzt das Pulver auf, und ein andermal den König Friedrich mit der Frage belustigt, ob dieser während der Schlacht nicht von wilder Wut hingerissen sei. Und Fichte hat im Jahre 1813 in der Falstaffgarde des akademischen Landsturms in Berlin mit einer rostigen Ritterlanze seinen Spott über das Rechts- und Linksschwenken und Gewehrpräsentieren selbst verspottet. Diesen Ideologen gegenüber waren Carnot und Scharnhorst durchaus nicht beschränkte Kamaschenknöpfe, sondern Männer von historischem Blicke, sachkundige Kenner des Kriegswesens, die — wenn einmal der moderne Klassenstaat gegeben war — treffend nachzuweisen wußten, weshalb in ihm ein stehendes Heer notwendig und eine Miliz höchstens daneben, in zweiter Reihe und in bescheidenen Grenzen möglich sei. Die Beschränktheit dieser Männer lag nur darin, daß sie nicht über ihre Zeit hinaus die Vergänglichkeit des Klassenstaats zu erkennen vermochten.

Inzwischen je höher sich die kapitalistische Produktionsweise entwickelte, so mehr verstärkten ihre staatlichen Gebilde ihre erobernden wie ihre unterdrückenden Tendenzen, und die stehenden Heere wurden zu so furchtbaren

Geißeln der Völker, wie es die Fichte und die Voltaire nicht einmal geahnt hatten. Und in demselben Maße schwand jede Aussicht, daß wie einst das antike Berufsheer an den Germanen und das mittelalterliche Berufsheer an den Urschweizern gescheitert war, das moderne Berufsheer je an der überlegenen Disziplin einer patriarchalischen Miliz seinen Meister finden würde. Indessen die biederen Feudalen hatten schon im Morgengrauen der großen französischen Revolution entdeckt: die Barbaren, die von außen her die antike Zivilisation zerstört haben, brütet die moderne Zivilisation im eigenen Schoße aus. Mit anderen Worten: die kapitalistische Produktionsweise schafft selbst in der modernen Arbeiterbewegung die erste Voraussetzung einer Miliz, die auf unendlich höherer Stufenleiter die Disziplin ursprünglicher Gesellschaftszustände erneuert und alle Bürgschaften in sich trägt, die Disziplin der stehenden Heere weit zu überflügeln.

Die Forderung der Miliz gehört zum modernen Arbeiterprogramm ebenso untrennbar, wie die Forderung der stehenden Heere zum modernen Klassenstaat gehört. Und die moderne Arbeiterbewegung allein hat wie die historische Pflicht, so das historische Recht, die Miliz zu fordern, weil sie allein ihre unerläßliche Voraussetzung zu schaffen weiß: die Disziplinierung der Massen, ohne die alles noch so inbrünstige Gerede über die Miliz ein tönendes Erz und eine klingende Schelle bleibt. Die Forderung der Miliz durch die Sozialdemokratie kann gar nicht scharf genug getrennt werden von der Spielerei, die radikale Bourgeoiskreise mit dem Milizgedanken treiben und namentlich getrieben haben.

Jedoch hierüber und über einiges andere noch in einem Schlußartikel.

Mein Schlußwort.

Von **J. Meerfeld** (Köln).

Die von wohltuender Sachlichkeit getragene Diskussion, die sich an den Artikel „Nachdenkliche Betrachtungen" in Nr. 38 der „Neuen Zeit" geknüpft hat, erfordert kaum noch ein Zurückgreifen auf Einzelheiten. Einiges muß immerhin gesagt werden.

Ganz entschieden weise ich die irrtümliche Auffassung einiger meiner Kritiker zurück, als ob die Organisation etwa von mir unterschätzt werde. Davon kann — ich sage: selbstverständlich — keine Rede sein, und mein Artikel bietet auch für diese Annahme keinen Stützpunkt. Seit zwei Jahrzehnten, solange ich der Partei überhaupt angehöre, bin ich in der organisatorischen Kleinarbeit tätig, und wenn irgendwo, dann lernt man hier in meiner engeren Heimat, im deutschen Westen mit seinem in tausend Verzweigungen wunderbar organisierten Klerikalismus, den Wert und die gewaltige Macht der Organisation gerecht beurteilen. Nicht darum handelt es sich, ob der eine die Organisation etwas mehr, der andere sie etwas weniger schätzt: meine Kritik galt vielmehr ausschließlich gewissen Auswüchsen und üblen Begleiterscheinungen. Benno Pichler hat für diese Dinge in Nr. 47 der „Neuen Zeit" so treffliche Worte gefunden, daß ich auf weitere Erläuterungen verzichten kann. Namentlich die Gefahr der Herausbildung einer Bureaukratie in der Arbeiterbewegung hat er durchaus in meinem Sinne behandelt. Gegen die Gefahr der Verbürgerlichung aber ist das wirksamste Gegengift eine grundsätzliche sozialistische

Schulung und eine Agitationsführung, die auch im Kampfe mit dem Gegner nicht in Kleinlichkeiten versickert, sondern das Hauptgewicht auf die Herausarbeitung des großen weltbewegenden Gegensatzes legt: Hie Kapitalismus, hie Sozialismus! Ganz besonders ist das notwendig in dem zähen Ringen um jene proletarischen Schichten, die noch abseits von dem großen sozialistischen Heerlager stehen. Daß hier, freilich mehr noch von den Gewerkschaften als von der Partei, verhängnisvolle Fehler gemacht worden sind und immer noch gemacht werden, ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache.

Der Generalstreik! Mit allem Nachdruck sei da zunächst festgestellt, daß ich weit davon entfernt bin, ihn grundsätzlich zu verwerfen. Aber es handelt sich nicht darum, ob er ein geeignetes Kampfmittel ist, sondern nur noch darum, ob wir die Kraft haben, ihn durchzuführen. Das aber ist selbstverständlich der springende Punkt. Bezeichnenderweise ist das Gros der Massenstreikresolutionen, die gegenwärtig ins Land flattern, sehr vorsichtig formuliert. Man spricht vom Massenstreik, aber doch mehr als von einer noch etwas schemenhaften Idee; man setzt seine Verwirklichung in eine vorläufig noch nebelhafte Ferne und beschränkt sich meist auf die Forderung oder das Gelöbnis, durch die Stärkung der Organisationen die Vorbedingungen zu seiner Durchführung zu schaffen. Das ist der Ausdruck eines richtigen Gefühles für die Grenzen unserer Macht. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sind der Ansicht, daß in einer revolutionären Situation auch die unorganisierten Massen und selbst die christlich organisierten Arbeiter mitgerissen werden würden. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß ein Teil Unorganisierter in einen die Arbeiterschaft bis ins Innerste aufwühlenden Kampf mit hineingezogen wird. Bei den christlichen Arbeitern jedoch halte ich das für ausgeschlossen. Die christlichen Gewerkschaften sind heute ohnehin (und werden es noch auf Jahre hinaus sein) in einer äußerst prekären Lage. Völlig abhängig vom Zentrum und der katholischen Kirche, eingezwängt in die drückenden Fesseln, die ihnen die Hierarchie angelegt hat, abhängig sogar vom Wohlwollen der Regierung, die für ihre Existenz in Rom interveniert, droht ihnen Vernichtung von allen Seiten, sobald sie es wagen, dem ihnen zugedachten Zweck zuwiderzuhandeln und etwa allgemein eine Kampfparole für den politischen Massenstreik auszugeben. Die Führer sind überdies sogar an dem Bestand wenn nicht gerade des Dreiklassensystems, so doch eines anderen irgendwie gearteten Geldsackwahlrechtes persönlich interessiert, da sie nur diesem ihre Position in der preußischen Landstube verdanken. Es wäre verfehlt, bei jenen Leuten Klassenempfinden vorauszusetzen. Wo es ursprünglich vorhanden war, ist es ihnen im Dienste des Zentrums und der gesamten Reaktion längst ausgetrieben worden — daran müßte ihre Stellung zu der Reichsfinanzreform von 1909, erst recht aber der liebedienerische Streikbruch des christlichen Bergarbeiterverbandes von 1912 den letzten Zweifel zerstört haben. Die neuerdings versuchte Wiederannäherung des christlichen Verbandes an die freiorganisierten Bergarbeiter ist weniger ein Beweis besserer Einsicht als vielmehr ein schlau ausgesonnener Versuch, der Mitgliederflucht in den eigenen Reihen Einhalt zu tun. Der Pferdefuß ist nicht zu verbergen. Eine vom Zentrum abhängige, von den Generalstäblern des Katholischen Volksvereins dirigierte Organisation wird zu kraftvoller Arbeiterpolitik stets unfähig sein. Das Gegenteil wird durch einen vereinzelt geführten Streik nicht bewiesen.

Aber Liebknecht und Luxemburg wollen ja wohl nicht die Führer, sondern die Massen mitreißen. Auch diese Hoffnung wird trügen. Das Gros der christlich organisierten Arbeiter ist schon an sich reichlich träge und geistig wenig beweglich — es ist überdies aber auch viel stärker als die freigewerkschaftlich und sozialdemokratisch erzogenen Arbeiter an willenlosen Gehorsam gewöhnt. Das klerikale System verlangt von seinen Anhängern blinde Unterwerfung und Abtötung des eigenen Willens. In diesem Geiste ist der katholische Arbeiter aufgewachsen. Durchaus autoritäts- und führungsbedürftig, ist er gewohnt, auf das eigene Urteil zu verzichten und sich fremden Anordnungen willig zu unterwerfen. Das mag zehnmal gegen sein Klasseninteresse gerichtet sein, er geht doch immer wieder ins Joch. Der trüben Beispiele haben wir genug, angefangen von den Zolltarifkämpfen vor einem Dutzend Jahren, wo nach schwachen Oppositionsversuchen die katholischen Arbeiter gehorsam einschwenkten, bis zu der Streikbruchschmach im Ruhrgebiet im vergangenen Jahre. Zugunsten der preußischen Wahlrechtsbewegung sind vor sechs oder sieben Jahren, als die sozialdemokratische Bewegung so kraftvoll einsetzte, im katholischen Arbeiterlager einige Stimmen laut geworden: sie sind längst verstummt und haben einer trübseligen Gleichgültigkeit, wenn nicht unmittelbaren Feindschaft gegen jede stärkere Wahlrechtsaktion Platz gemacht.

Der Klerikalismus weiß seine Puppen zu dirigieren! Und wenn die Gegängelten dennoch rebellisch werden und alle Stränge zu reißen drohen, malt er flugs das Schreckgespenst des Kulturkampfes an die Wand. Vor etlichen Jahren begegnete er unseren Wahlrechtskundgebungen mit sogenannten Bekenntnisversammlungen, Kundgebungen unerschütterlicher Kirchen- und Religionstreue der katholischen Arbeiterscharen. Dieses Rezept wird er auch in Zukunft anwenden. Bei unserer Beurteilung der hinterhältigen Wahlrechtstaktik des Zentrums werden in der Regel die kirchen- und schulpolitischen Interessen der Klerikalen zu wenig berücksichtigt, die doch ihre Stellungnahme mindestens ebenso stark, wenn nicht noch stärker beeinflussen, als es durch die agrarischen Tendenzen dieser Partei geschieht. Liebknecht und Luxemburg dürfen versichert sein, daß das Zentrum an der religiösen Ideologie seines Arbeitergefolges noch auf lange Zeit hinaus einen starken Rückhalt für seine reaktionäre Politik haben wird. Diese in tausend Vorurteilen befangenen Arbeiter werden auch in Zukunft auf „das bißchen Wahlrecht" noch eher verzichten, als daß sie sich von einer Bewegung mit fortreißen lassen, deren Ziel nach der gleißnerischen Behauptung listiger klerikaler Führer der Kampf gegen Religion und Kirche, die Verdrängung des lieben Gottes aus dem Staate und die Untergrabung aller christlichen Sitte ist. Als einer von denen, die die Macht religiöser Vorstellungen selbst miterlebt und überdies die klerikalen Kniffe und Schliche hinreichend kennen gelernt haben, warne ich die Genossen dringend, die Hoffnung zu hegen, daß von einer mächtigen, im Massenstreik kulminierenden Wahlrechtsbewegung die katholischen Arbeiter in größerer Anzahl mitgerissen werden könnten! Von der an sich wohl etwas nüchternen, doch für hungrige Mägen keineswegs nebensächlichen Frage, wie denn die mitzureißenden Arbeiterschichten in der Zeit des Kampfes über Wasser gehalten werden sollen, will ich vorab noch gar nicht reden. Die politische Erziehung der katho-

lischen Arbeiter muß sich nicht allein als fernliegendes, sondern auch als unmittelbares und nächstes Ziel die Aufgabe setzen, sie zu Sozialdemokraten ohne Wenn und Aber zu machen und sie der Bevormundung des politischen Klerikalismus überhaupt zu entreißen. Dann erst, aber auch erst dann werden diese Proletarier zuverlässige Kämpfer für die Gesamtinteressen ihrer Klasse werden.

Schließlich: Die Stimmung der Masse! Wir sind darin einig, daß der Wille zum politischen Streik aus der revolutionären Stimmung der Masse herauswachsen müsse und jeder Versuch vergeblich sein würde, ihn von oben herab den Arbeitern gleichsam aufzudrängen. Darin herrscht erfreuliche Übereinstimmung. Viel weniger einmütig ist man dagegen in der zweiten Frage, ob die Kampfbereitschaft der Massen, zunächst nur der sozialdemokratischen, in absehbarer Zeit zu einer Situation zu führen verspricht, wo der wuchtige Ernst einer historischen Aufgabe alle kleinen und kleinlichen Bedenken in den Hintergrund drängt und wie ein mächtiger Strom die ausgetretenen Pfade beschaulicher Tagesarbeit hoch überflutet. Wir können da zunächst nichts weiter als hoffen. Vorläufig wissen wir nur das eine, daß ein Massenstreik weder heute noch morgen und ebensowenig übermorgen zu machen ist. Einige wenige starkbesuchte und begeisterte Versammlungen sind kein Maßstab, um die Stimmung der ausschlaggebenden Arbeiterschichten zu erkunden. Es mag bedauerlich sein, aber es ist Tatsache, daß in zahlreichen Orten das Thema Massenstreik die Versammlungslokale nur mäßig zu füllen vermag.

„Hüten wir uns vor einer Überschätzung unserer Macht" — so habe ich in meinem ersten Artikel warnend gesagt. Gegen die Bemerkung ist vielfach polemisiert worden, und doch wird kaum jemand ihre Berechtigung ernsthaft bestreiten, der die proletarischen Massen nicht bloß aus Volksversammlungen kennt. Ich lehne es entschieden ab, zu den Leisetretern und Bremsern gerechnet zu werden. Die ganze Tendenz meines Artikels in Nr. 38 weist nach der entgegengesetzten Richtung. Aber das hält mich keineswegs ab, Bedenken da zu äußern, wo sie mir nötig scheinen, und Warnungen auszusprechen, die nach meiner Ansicht im Interesse unserer Bewegung geboten sind. Die neueste Begeisterung für den politischen Streik ist vorab noch nicht überwältigend. Über ein Jahr etwa werden wir auch feststellen können, wieviel Strohfeuer und wieviel entschlossene Kampfbereitschaft dabeigewesen ist.

Zur Geschichte des Sozialismus in England.

Von **Gustav Eckstein.**

(Schluß.)

5. Masse und Organisation in der revolutionären Bewegung.

Doch warum konnte dieser so gewaltige Massenstreik nicht von Erfolg sein, warum mußte er scheitern? Friedrich Engels beantwortet diese Frage in seiner „Lage der arbeitenden Klasse":[1]

Daß der Turnout (Streik) von 1842 keine weiteren Folgen hatte, lag daran, daß teils die Arbeiter durch die Bourgeoisie in ihn hineingejagt wurden, teils selbst über ihren Zweck weder klar noch einig waren. ... Die Macht der Polizei im Turnout 1842 lag, wie gesagt, nur in der Ratlosigkeit der Arbeiter selbst. ... Die

[1] Vergl. Engels, a. a. O., S. 228, 230, 236.

Arbeiter, die ohnehin keinen Zweck hatten, gingen allmählich auseinander, und die Insurrektion verlief ohne schlimme Folgen.

Konnten aber die Chartisten nicht die Führung übernehmen und den Streikenden die Klarheit des Zieles und die Einigkeit im Handeln bringen? Der Streik war, wie gezeigt, keineswegs ihr Werk, er war von der unorganisierten Masse ausgegangen, und auf welche Anregung immer sein Ausbruch zurückzuführen war, dieser erfolgte zu einer Zeit, die nicht von den ihrer Verantwortung bewußten Vertretern der Arbeiter gewählt oder auch nur gebilligt war, sondern höchstwahrscheinlich von den Unternehmern bestimmt wurde, und schon aus diesem Grunde war es so gut wie aussichtslos, durch diesen Streik die Bourgeoisie zur Kapitulation zu zwingen. Nach langer, schwerer Wirtschaftskrise waren die Kräfte der Arbeiter fast erschöpft, die Kapitalisten hingegen fanden gerade durch den Streik oft Gelegenheit, alte Warenbestände zu guten Preisen abzustoßen. Unter diesen Umständen war es von vornherein unmöglich, daß der Streik das Ziel erreiche, das den chartistischen Generalstreiktheoretikern vorgeschwebt hatte, das ganze wirtschaftliche Leben der Nation derart lahmzulegen, daß die herrschenden Klassen zur Nachgiebigkeit gezwungen gewesen wären. Die Desorganisierung der Staatsgewalt durch den Massenstreik, das Ziel, das wir heute vor allem bei der Propagierung dieses Kampfmittels im Auge haben, war den Chartisten noch nicht als der eigentliche Zweck des Ausstandes zum Bewußtsein gelangt und konnte es auch nicht, weil die technischen Vorbedingungen dafür damals noch nicht gegeben waren. Das Eisenbahnnetz war auch in England erst ganz neu und von verhältnismäßig geringem Umfang. Weder der Warentransport, der noch zum großen Teil auf die Wasserwege angewiesen war, noch insbesondere die Militärmacht waren auch nur entfernt in dem Maße an den Schienenweg gebunden, wie das heute der Fall ist. Der Streik konnte daher zwar die Produktion von Industriewaren beeinträchtigen, aber kaum deren Zirkulation und noch weniger die Verschiebung der Truppen und die Übermittlung von Nachrichten und Befehlen.

Aber auch abgesehen von der Aussichtslosigkeit des Streiks war es den Chartisten nicht möglich, dessen Führung zu übernehmen. Die Massen, die sich so plötzlich zum Streik erhoben, waren weder an Organisation noch an Disziplin gewöhnt. Sie folgten ihren augenblicklichen Impulsen und den Rednern, die in diesem Sinne sprachen; eine wirkliche Führung, die das Vertrauen der Masse auch dann genießt, wenn sie um des Endzwecks willen, für dessen Erreichung sie dann allerdings mit der vollen Persönlichkeit, eventuell selbst mit dem Leben einstehen muß, den augenblicklichen Impulsen und Launen der Masse widerstrebt, war hier unmöglich, und die Chartisten konnten diese Führung um so weniger übernehmen, weil gerade der Mangel einer starken und geschlossenen Organisation von Anfang an einer der wundesten Punkte ihrer Bewegung gewesen war.

Beim ersten Auflodern des Chartismus, in den Jahren 1837 bis 1839, war der Frage der Organisation überhaupt sehr wenig Bedeutung beigemessen worden. Es bestanden lokale Vereinigungen, diese hatten aber nirgends besondere Bedeutung, und ihr Zusammenhalt untereinander war nur sehr lose. Solange die Bewegung in jähem Anstieg war, machte sich dieser Mangel einer festen Organisation weniger deutlich fühlbar, obwohl auch schon jetzt natürlich die Einheitlichkeit der Aktion schwer darunter litt.

Die verhängnisvollen Folgen zeigten sich aber vor allem nach dem Fehlschlag der ersten Massenpetition, als die wichtigsten Führer verhaftet wurden. Dieser Schlag brachte mit einmal die ganze Bewegung in Verwirrung und zum Stillstand. Die Masse stand plötzlich hilf- und ratlos da. Eine Organisation wäre imstande gewesen, einen neuen Vorstand zu wählen, der, selbst wenn er aus unbedeutenden Mitgliedern bestand, doch irgend eine einheitliche Führung und dadurch den Zusammenhalt nach außen verbürgt hätte, bis wieder fähige Männer an die Spitze traten. Die unorganisierte Masse zerfiel in ihre Bestandteile, löste sich in nichts auf, sobald ihr das einzige genommen war, was sie zusammenhielt, die Persönlichkeit des Führers.

Es wird manchmal, besonders von den Anarchisten, so hingestellt, als ob die unorganisierte Masse etwas Demokratischeres wäre als die Organisation, in der es stets Über- und Unterordnung gibt. Eine durchaus oberflächliche Auffassung, die von den Tatsachen der Geschichte auf Schritt und Tritt widerlegt wird. Unorganisierte Masse bedeutet die absolute, wenn auch stets unsichere Herrschaft des glänzenden Redners und Herdentum der Masse selbst. Unter der Masse mögen noch so viele klardenkende, ja selbst geniale Männer und Frauen sein, die bei sachlicher Beratung wohl imstande wären, ihre Meinung zu begründen und zu verfechten; in der großen Versammlung der unorganisierten Masse gilt nur der, der durch Appell an die allen gemeinsamen Gedanken und besonders Gefühle die Massen mit sich zu reißen versteht. Eine sachliche Diskussion ist hier kaum möglich, und so bildet sich der Typus des „beliebten", des „vergötterten" Redners aus, wie es in der Chartistenbewegung ein Vincent, ein O'Connor, ein Stephens waren, denen die Masse zu vertrauen sich gewöhnt, denen sie blindlings folgt. Wird ihr dieser Führer genommen, dann bleibt sie hilflos, weil sie nicht gelernt hat, selbst für sich zu sorgen und zu denken.

Doch nicht nur für die Masse bedeutet der Mangel an Organisation in stürmischen Zeiten die größte Gefahr, sondern auch für den Führer und dadurch indirekt wieder für die ganze Bewegung. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Versammlung gewählter Vertrauensmänner, die sich ihrer Verantwortung bewußt sind und wissen, daß ihr Votum für sie und andere die Verpflichtung zu bestimmten Handlungen bedeutet, und einer bunt zusammengewürfelten Masse Unorganisierter, deren Beifall nicht der Ausdruck eines Entschlusses ist, sondern eines Gefühls. Der Redner, der dem nicht klar bewußten Sehnen und oft nur heimlichen Wünschen seiner Hörer den klarsten Ausdruck gibt, findet den größten Beifall; aber dieser Beifall bedeutet keineswegs, daß die Versammlungsteilnehmer nun auch entschlossen sind, das in Wirklichkeit umzusetzen, was der Redner so lebendig vor ihnen ausgemalt. Wenn Pfarrer Stephens seine Hörer zum bewaffneten Aufruhr und zur Brandlegung aufrief, umtoste ihn der Beifall, weil er dem, was lange aufgespeicherter Haß und Rachedurst der Erniedrigten und Ausgebeuteten kaum zu wünschen wagten, was sie sich oft kaum selbst zu erhoffen eingestanden, brutal deutlichen Ausdruck verlieh, weil er es in alle Winde hinausschrie. Aber deshalb waren diese armen Töpfer oder Weber, diese verelendeten Spinnermädchen wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrheit doch weit davon entfernt, nun auch wirklich zu Mord und Brand

überzugehen. Aber der Jubel der Menge wirkt berauschend. Der Redner, den nicht ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl zurückhält, überbietet sich immer mehr, wird immer mehr zum Demagogen und hält dabei den tosenden Beifall, der ihn begrüßt und der seiner Rede folgt, bald für den Ausdruck des festen Willens der Masse, auch zu tun, was er so begeistert predigt. Auch hierfür bietet jene erste Periode des Chartismus in Pfarrer Stephens ein lehrreiches Beispiel. Nie hätte er vor einer Versammlung gewählter Vertrauensmänner, die sich der Verantwortlichkeit für ihr Votum bewußt waren, solch blutrünstige Reden zu halten gewagt wie die, mit denen er so oft unter jubelnder Begeisterung der Menge seine Hörerschaft in Versammlungen unter freiem Himmel zu haranguieren pflegte und die er dann vor den Geschworenen zu verleugnen suchte.[1] Noch deutlicher tritt dieser Zwiespalt bei O'Connor hervor, der bei den Konferenzen der chartistischen Führer besonnen sprach und die Aussichten und Möglichkeiten der verschiedenen Kampfmittel gegeneinander abwog, in der Massenversammlung aber, umbraust von dem Jubel seiner begeisterten Verehrer, die ihn als „den Löwen des Chartismus" begrüßten, sich nur zu oft zu revolutionären Kraftworten und blutigen Drohungen hinreißen ließ, deren Mißverhältnis zu den wirklichen Kräften er bei ruhigem Blut wohl ermessen konnte. Und so kam das Verhängnis. Von der Macht seiner eigenen Persönlichkeit berauscht, glaubte er nur rufen zu müssen, um Hunderttausende zum Sturm auf das Parlament um sich zu versammeln. Am 10. April 1848 kam es zur Probe, und statt der erwarteten Hunderttausende kamen etwa 50 000, die nicht gewaltsam nach dem Parlament zogen, sondern ruhig wieder auseinandergingen.

Schon nach dem Verebben der ersten chartistischen Hochflut wurden sich die Führer dessen bewußt, wie unbedingt notwendig für das Gedeihen der Bewegung eine feste Organisation sei, und dieser Frage galten daher ihre eifrigsten Bemühungen. Eine ganze Reihe von Organisationsentwürfen wurde ausgearbeitet, und am 20. Juli 1840 trat eine Konferenz von 23 Delegierten aus Mittel- und Nordengland zur Beratung über das Statut zusammen. Ein Entwurf O'Briens wollte Wahlvereine zur Grundlage der Organisation machen. Dr. M'Douall wollte die chartistischen Mitglieder der Gewerkschaften in fachlich gegliederten Vereinen zusammenfassen, um auf diese Weise in den Gewerkschaften festen Fuß zu fassen. Lovett und Collins schlugen (außerhalb der Konferenz) vor, die durch das Vereinsgesetz gebotenen Schwierigkeiten dadurch zu umgehen, daß neben den eigentlichen politischen Vereinen Bildungsvereine gegründet werden sollten, deren Zentralisation die Gesamtheit der chartistischen Organisationen zusammenfassen sollte. Das von der erwähnten Konferenz angenommene Statut vereinigte die Chartisten von Großbritannien in einem „Allgemeinen Chartistenverein" (National Charter Association), der in jeder Stadt Zweigvereine nach den Stadtteilen und -vierteln und in diesen wieder Zehnergruppen umfassen sollte. Der einheitliche Vereinsbeitrag von 1 Penny pro Woche sollte in wöchentlichen Zusammenkünften der Zehnergruppen eingehoben werden. Die Mitglieder des Stadtviertels sollten wöchentliche Vortragsabende veranstalten.[2] Es war also eine streng zentralistische Organisationsform vorgesehen, die auch nach Kräften durchgeführt wurde, doch schlossen sich im An-

[1] Vergl. Beer, a. a. O., S. 359. [2] A. a. O., S. 363, 364.

fang kaum 20 000 Genossen der Organisation wirklich an. Bloß zwei Jahre später konnte die junge Organisation keinesfalls gefestigt genug sein, um die ungeheure Belastungsprobe eines Generalstreiks unter so verzweifelten Umständen auf sich nehmen zu können. Aber in der Zwischenzeit bewährte sich die Organisation vorzüglich, und wenn die zweite Woge des Chartismus so viel höher stieg als die erste, wenn die Erfolge der Bewegung bis zu jenem unglückseligen Generalstreik so viel größer waren als in den Jahren 1838/39, dann verdankte das die Bewegung mit in erster Linie ihrer festeren, strafferen Organisation; und ihr war es auch zu danken, daß sich nach dem furchtbaren Zusammenbruch doch noch ein fester Kern erhielt, ein Kristallisationszentrum für künftige Neuorganisation, ein Ausgangspunkt für neuen Aufschwung.

So bestätigt auch die Geschichte des Chartismus die Erfahrung aller revolutionären Bewegungen, daß für ihren dauernden Erfolg das erste und notwendigste Erfordernis eine feste Organisation der Kräfte ist. Schon in der englischen Revolution sehen wir, wie jede auf die Revolutionsbühne tretende Partei sich sofort ihre feste Organisation schafft und erst auf diese gestützt ihren politischen Einfluß geltend zu machen vermag. Die Presbyterianer hatten ihre Organisation in ihrer Kirchenverfassung und im Parlament, die Independenten ihre noch straffere und hauptsächlich schlagfertigere Organisation in der Armee. Und als sich die Independenten spalteten, da fanden die „Granden" im Offizierkorps, die „Leveller" in den von den Truppen gewählten „Agitatoren" ihre organisatorische Vertretung.

Von welch ungeheurer Bedeutung für die Männer der französischen Revolution der Rückhalt an der mächtigen Organisation der Jakobinerklubs war, ist wohl zu bekannt, um hier ausführlicher dargetan werden zu müssen. Erkannte doch auch die Reaktion diese Bedeutung an, indem es eine ihrer ersten Handlungen nach ihrem Siege war, daß sie ihren Gegnern die stärkste Waffe aus der Hand schlug, den Jakobinerklub sprengte.

Doch noch eindringlicher als der Erfolg der Organisation für das Bürgertum spricht das Mißgeschick, das bisher der Mangel an Organisation für das Proletariat mit sich gebracht hat. Noch deutlicher als am Beispiel der Chartisten tritt dies bei den französischen Revolutionen des vorigen Jahrhunderts zutage. In den Julitagen des Jahres 1830 hatte das Volk von Paris, Proletarier und Kleinbürger, in blutigem Kampf auf den Barrikaden das feudalklerikale Regime der Bourbonen gestürzt. Kaum war das geschehen, als die Großbourgeoisie ihre wohlorganisierte Truppenmacht von 60 000 Nationalgardisten aufmarschieren ließ; die unorganisierte Masse war um alle Früchte ihres teuer erkauften Sieges geprellt.

Am 24. Februar 1848 hatte das arbeitende Volk von Paris, wieder in opferreichem Kampfe, das Königtum gestürzt, und nun wollte es sich nicht mehr um die Früchte seiner Mühen und Leiden bringen lassen. Als die Bourgeoisie versuchte, eine rein bürgerliche provisorische Regierung einzusetzen, erzwang das Volk die Aufnahme zweier seiner Vertrauensmänner, Louis Blancs und Alberts. Aber diese waren nicht gewählte Vertreter bestimmter Organisationen, sie waren Männer, die beim Volke beliebt waren. Sie hatten kein bestimmtes Mandat, aber sie hatten auch keine organisierte Macht

hinter sich, auf die sie sich stützen konnten. Solange das Volk im Aufstand war und das Bürgertum über keine Truppen verfügte, hatte die Stimme dieser Volkstribunen Gewicht. Als sich die Volksmassen verliefen, die Nationalgarde wieder gefestigt und die Truppen in der Nähe von Paris konzentriert waren, da war es auch mit dem Einfluß der beiden Vertreter der Arbeiterschaft in der Regierung vorbei. Aber selbst während der kurzen Zeit, wo diese vor den Volksmassen zitterte, war der unorganisierte Volkswille ohnmächtig. Diese Hilflosigkeit zeigte sich schon am 25. Februar, als der Arbeiter Marche an der Spitze einer Volksmenge in das Rathaus drang. Er wußte ebensowenig wie irgend ein anderer, was das Volk in diesem Augenblick wollte und was ihm not tat. Er gebrauchte starke Worte, aber er konnte nicht im Namen einer bestimmten Macht sprechen, er hatte keinen bestimmten Auftrag, er war der Vertreter der Konfusion und mußte als solcher vor der bürgerlichen Regierung notwendig sofort den kürzeren ziehen. Die Sache des Volkes war schon am 25. Februar verloren, am Tage nach dem Siege der Revolution, und diese Niederlage wurde in aller Form am 17. März, am 16. April und am 15. Mai bestätigt, an all den Tagen, an denen das arbeitende Volk von Paris krampfhafte Versuche machte, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, und an denen ihm seine Kopflosigkeit, sein Mangel an Einheitlichkeit des Zieles und der Aktion, sein Mangel an Organisation eine Niederlage nach der anderen zuzog.

Allerdings, es gab schon vor der Revolution Ansätze zu Organisationen. Besonders in den dreißiger Jahren waren geheime Gesellschaften und Klubs entstanden, in denen die Revolution gepredigt und vorbereitet wurde. Aber diese notwendig auf sehr enge Kreise beschränkten Geheimorganisationen waren ihrer eigenen Natur nach nicht imstande, den Kern einer die Massen umfassenden Organisation in Zeiten der Revolution zu bilden. Im Gegenteil, in diesen Klubs blühte der Sektengeist, auch hier scharte sich alles um einen „Matador", um den Mann, dessen Name das Programm des Klubs, der Sekte bildete, und diese Sekten und Vereine befehdeten sich untereinander mit verbissener Wut. Als nun die Revolution endlich die Bande sprengte, die bisher alle diese Sekten im Dunkel des Geheimnisses festgehalten oder doch ihre Agitation sehr gehemmt hatten, da stürmten sie alle zugleich auf das arbeitende Volk los, um es für sich zu gewinnen, und vermehrten dadurch nur noch die Verwirrung. Hier predigten Louis Blanc und seine Anhänger die „Organisation der Arbeit", dort deklamierte Proudhon über die Abschaffung des Eigentums und die Erhaltung des Besitzes. Cabet rief zur Verwirklichung des neuen Ikarien und Considérent zur Gründung von Phalanstères und proklamierte das Recht auf Arbeit, während die Babouvisten für absolute Gleichheit eintraten. Zu dieser theoretischen Verwirrung kam aber noch die taktische. Die Führer der alten Geheimklubs standen einander und den übrigen Führern des Volkes feindlich gegenüber: als sich am 17. März der Zug von 20 000 Männern der Arbeit nach dem Stadthaus bewegte und Blanqui den Versuch machte, die Liste der Regierung zugunsten der Arbeiterschaft zu revidieren, stieß er auf den Widerstand Louis Blancs, der die Regierung verteidigte, die ihn selbst bald darauf über Bord werfen sollte. Und als Blanqui denselben Versuch mit größerer Energie am 16. April wiederholte, eilte zum Schutze des Stadthauses und der Regierung die zwölfte Legion der Nationalgarde herbei unter Führung

des alten Revolutionärs und Chefs des „Revolutionsklubs" Barbes. Die Verwirrung war vollständig, die Revolution war besiegt.

Hätte es aber noch eines Beweises bedurft, daß selbst die größten Machtmittel in den Händen einer unorganisierten Masse nutz- und zwecklos bleiben, der Aufstand der Pariser Kommune hätte ihn erbracht. Am Abend des 18. März 1871 befand sich das arbeitende Volk von Paris, das Proletariat und das Kleinbürgertum, im Besitz von Machtmitteln, wie sie diese Klassen sonst noch nie besessen haben. Nicht nur die Belagerungswerke von Paris, 2000 Kanonen und 300 000 Flinten, vor allem standen ihnen die ungeheuren Schätze der Bank von Frankreich zur Verfügung, während der Gegner vollständig verwirrt und demoralisiert geflüchtet war. Und was wußten die Massen des Proletariats und Kleinbürgertums mit all diesen gewaltigen Waffen anzufangen? Nichts. Nicht daß es der Kommune an fähigen Männern gefehlt hätte. Ein Varlin oder Fraenkel, ein Dombrowsky oder Vaillant waren den Helden von Versailles nicht nur in moralischer Hinsicht weit überlegen. Aber ihr Wirkungskreis war eingeengt, ihre Tätigkeit gehemmt durch fortwährendes Mißtrauen, durch Gegenintrigen, durch den Mangel an Organisation. Dafür machte sich das Maulheldentum breit, die aufgeblasene Unfähigkeit. Gerade darin besteht ja die erschütternde Tragik der Kommune, daß aller Heroismus, alle Selbstaufopferung der Massen vergeblich waren, weil es ihnen nicht gelang, in dem furchtbaren Drange der Ereignisse, unter dem Donner der Geschütze sich eine Organisation zu schaffen, die dauerhaft und stark genug gewesen wäre, den Kampf mit der Regierungsmaschine, mit dem korrupten, aber bureaukratisch organisierten Regime der Krautjunker und Börsenjobber aufzunehmen. Das bedeutet natürlich keinen Vorwurf für die tapferen Kommunards. Unter der drückenden Wucht des kaiserlichen Absolutismus war es ebenso unmöglich gewesen, eine feste Massenorganisation zu schaffen, wie ehemals unter dem Julikönigtum. Und die Kommune sah selbst, wie der Mangel an Organisation ihre ganze Aktion lähmte, jeden Erfolg unmöglich machte. Sie versuchte zuerst im Zentralkomitee der Nationalgarde und dann im Gemeinderat sich solche Organisationen zu schaffen; aber es war zu spät. Keiner dieser Körperschaften gelang es, sich die nötige Autorität zu verschaffen, keine fand eine Stütze ihrer Macht in einem tragfähigen Unterbau festbegründeter Organisationen. So blieb dem Volke von Paris nichts übrig, als sich heldenmütig, aber vergeblich und nutzlos hinzuopfern. Der letzte Kriegsminister der Kommune, der alte Jakobiner Delescluze, setzte nur das letzte Siegel unter die Urkunde seiner Unfähigkeit, als er an dem Tage, als die siegreichen Versailler schon in Paris standen und sich zum letzten Sturme vorbereiteten, jenen berühmten romantisch-bombastischen Armeebefehl erließ, in dem er, wie Dubreuilh sagt, „das Heil in der Desorganisation suchte":[1]

Genug des Militarismus! Weg mit den Generalstäblern mit ihren Tressen und Goldborten an allen Nähten! Raum für das Volk, für die Kämpfer mit bloßen Armen! Die Stunde der revolutionären Kriegführung hat geschlagen. Das Volk weiß nichts von gelehrten Manövern; aber wenn es eine Flinte in der Hand hat

[1] Vergl. Louis Dubreuilh, La Commune (Hist. Soc. T. XI), p. 448. Über die Kopflosigkeit und anarchische Desorganisation in der Kommune siehe ebenda, S. 428 ff.

und Straßenpflaster unter den Füßen, dann fürchtet es sich nicht vor den Strategen der monarchischen Schule...

Delescluze hatte recht: die unorganisierte Masse ist hier wie in allen früheren revolutionären Kämpfen Kanonenfutter gewesen. Mit bloßen Armen, ohne verläßliche Führung, aber mit heldenmütiger Hingabe hat sie sich so oft in den Kampf gestürzt. Manchmal vermochte sie den Sieg zu erringen, aber es gelang ihr nicht, ihn festzuhalten, und noch weniger, ihn auszunützen. Nur von dunklen Gefühlen und Instinkten geleitet, denen sie meist nicht klaren Ausdruck zu verleihen vermag, fällt sie nur zu oft den Scharlatanen und Demagogen zum Opfer, die sich an sie herandrängen und ihr nach dem Munde reden und die dem wirklichen Revolutionär durch den Schwall ihrer verantwortungslosen Gewaltphrasen oft den Weg verlegen.[1] Aber trotzdem fühlt die Masse ihre Schwäche, sie sucht sich mitten im Sturm und Drang der revolutionären Ereignisse eine Organisatoin zu schaffen, sie benützt dazu jeden Anhalt, den ihr der Zufall bietet. Die russische Revolution bietet Beispiele genug dafür, wie anfangs durchaus harmlose Konferenzen und Delegiertentage plötzlich zum Tribunal, zum Kernpunkt der Revolution gestaltet wurden. Aber diese improvisierten Organisationen können natürlich stets nur einen schwachen, unvollkommenen Ersatz für jene festgefügten organisatorischen Gebilde bieten, die ihren Mitgliedern in jahrelanger Arbeit nicht nur den Geist der Zusammengehörigkeit und Solidarität, sondern auch den der Verantwortlichkeit eingeprägt, die einen Stab von Funktionären herangebildet haben, die das Vertrauen der Mitglieder auch dann genießen, wenn sie selbständig aufzutreten und zu handeln wagen.

Zum ersten Male in der Weltgeschichte sehen wir in der Sozialdemokratie eine riesenhafte, weite Massen umspannende und dabei festgefügte Organisation, die nicht das Interesse einer herrschenden Klasse oder Clique im Auge hat, sondern das der großen Masse selbst. In dieser Massenorganisation besitzen wir eine Waffe, wie sie noch keine Revolution der Welt besessen hat. Nur sie wird es uns ermöglichen, nicht nur den Sieg über unsere Gegner zu erringen, sondern ihn auch festzuhalten und auszunützen. Unmöglich können wir das Heil erwarten von der Desorganisation, von der unorganisierten Masse, und das um so weniger, als die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Massenorganisation immer mehr alle umfaßt, die sich nicht moralisch oder geistig unfähig erweisen, die Vorteile der Organisation zu würdigen. Was dann als „unorganisierte Masse" noch außen bleibt, davon dürfen wir immer weniger irgendwelche große Entschlüsse oder Taten erwarten.

Dieser so klare Sachverhalt wird allerdings dadurch etwas verschleiert, daß das so vieldeutige Wort „Masse" oft wieder in einem ganz anderen Sinne gebraucht wird, indem die „Masse" der Mitglieder einer Organisation in Gegensatz gestellt wird zu ihren Beamten. Tatsächlich wird eine revolutionäre Initiative stets von dieser Masse der Mitglieder ausgehen müssen und nicht von den Angestellten der Organisation, den „Führern", die ohne diesen Druck überhaupt außerstande wären, die Verantwortung für eine solche Aktion auf sich zu nehmen; aber es ist ein schlimmer Mißbrauch des

[1] Dieser Gegensatz zwischen dem wirklichen Revolutionär und dem demagogischen Schreier findet zum Beispiel in der französischen Revolution deutlichen Ausdruck in den Personen von Marat und Hébert.

Wortes, wenn man diese große Masse der Organisierten gleichsetzt der Masse der Unorganisierten, das heißt derer, die geistig oder moralisch zur Organisierung nicht fähig oder noch nicht reif sind.

Trotzdem bleibt natürlich die unorganisierte Masse immer von der größten Wichtigkeit. Gänzlich wird auch die beste Organisation nie die Massen umfassen können, aber sie muß dieses Ziel stets im Auge behalten, wenn sie nicht aristokratisch versteinern soll; und in Stunden revolutionärer Erregung wird sie stets damit rechnen müssen, nicht nur ihre Mitglieder, sondern auch die noch außenstehende Masse mit sich zu reißen. So wichtig daher auch das Verständnis der Organisation für jede revolutionäre Bewegung, so wichtig ist auch das Studium der großen, noch unorganisierten Massen.

In dieser Hinsicht erfahren wir leider in Beers Buch nicht viel. Allerdings ist die Darstellung des Denkens und Fühlens der Masse eine der allerschwierigsten Aufgaben für den Historiker, die ganz nur dem Künstler gelingen dürfte. So besitzen wir in Disraelis Roman „Sybil" lebendige Schilderungen des industriellen Proletariats zur Zeit der Chartisten, und auch hier tritt uns der Gegensatz zwischen der großindustriellen Arbeiterschaft der Textilfabriken und den oft noch recht handwerksmäßigen Meistern und Lehrlingen der damaligen Eisenindustrie entgegen. Ebenso schildert uns Dickens in den großartigen Aufruhrszenen seines „Barnaby Rudge" das ländliche und das Lumpenproletariat der Großstadt, allerdings aus einer etwas früheren Zeit. Aber auch dem Historiker bieten sich Mittel, um den Geist der Masse zur Anschauung zu bringen. So ist es zum Beispiel, wie schon früher erwähnt, zur Beurteilung der Massen von Wichtigkeit, zu wissen, welche Redner in den einzelnen Landesteilen, vor den verschiedenen Bevölkerungsschichten Anklang finden. Noch wichtiger sind eventuell die Äußerungen von Männern und Frauen, die noch ganz der Masse angehören, die sich noch nicht zu geübten Versammlungsrednern entwickelt haben. Gammage bietet in den ersten Kapiteln seiner Geschichte des Chartismus eine Reihe sehr interessanter Proben solcher Reden unbekannter Männer. Leider bleiben sie ziemlich vereinzelt; aber in der Parteipresse jener Zeit, besonders im „Northern Star", der sehr ausführliche Versammlungsberichte brachte, dürften ja auch in späterer Zeit diese Diskussionsredner zu Worte gelangt sein. Es ist schade, daß Beer, der diese Presse sonst so stark und so verdienstlich als Quelle benützt hat, uns darüber nichts mitteilt. Gerade für die chartistische Bewegung, die erste politisch-proletarische Massenbewegung, wäre ein eingehendes Studium der Psychologie der Masse von größter Wichtigkeit und Bedeutung.

6. Die neueste Zeit. Die Bedeutung von Beers Buch.

Der mißglückte Generalstreik von 1842 hatte dem Aufschwung der Chartistenbewegung ein jähes Ende gesetzt. Aber die Organisation bestand, wenn auch geschwächt, noch fort, und auch die chartistische Agitation erlahmte nicht. Tatsächlich glaubten auch die Zeitgenossen nicht an das Ende der chartistischen Bewegung, sondern nur an eine verhältnismäßige Ruhepause vor neuem Sturm. Doch dieser Sturm blieb aus, wenn man nicht das kurze Aufleben der Bewegung im Jahre 1848 als solchen bezeichnen will. Eine große Volksbewegung stirbt aber nicht an einem Mißerfolg. Was waren also die tiefer-

liegenden Ursachen, warum diese in den Jahren 1837 bis 1843 so mächtige Bewegung so bald im Sande verlief? Bei Beer suchen wir diese Erklärung umsonst. Von dem ungeheuren wirtschaftlichen Umschwung, der sich Ende der vierziger Jahre in England vollzog, erfahren wir nur nebenbei, und doch war er es, der auch den Charakter der ganzen Arbeiterbewegung verwandelte, worauf schon Engels besonders in seinem Vorwort zur Neuausgabe seiner „Lage der arbeitenden Klasse" vom Jahre 1892 hingewiesen hat.[1] Aber Beer hat bei seiner Geschichtsdarstellung die Berücksichtigung der ökonomischen Verhältnisse überhaupt immer mehr aus dem Gesicht verloren. In dem ersten Teil seines Werkes, in dem er die wirtschaftliche und geistige Welt schildert, aus der die englische Arbeiterbewegung und der Sozialismus hervorgewachsen sind, gibt er eine knappe, aber übersichtliche Darstellung des wirtschaftlichen Zustandes und der wirtschaftlichen Revolutionen Englands zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Doch schon im zweiten und wichtigsten Teil, der die Periode von 1825 bis 1854 behandelt, werden die wirtschaftlichen Momente nur mehr gestreift, im letzten Teil aber, der die Geschichte der Jahre 1855 bis 1912 skizziert, bleiben sie überhaupt unberücksichtigt, ebenso wie auch die politischen Ereignisse dieser Zeit, selbst soweit sie die Arbeiter ganz direkt in Mitleidenschaft zogen, kaum berührt werden.

Überhaupt bietet dieser letzte Teil eher die Sammlung von Materialien zu einer Geschichte des englischen Sozialismus als diese Geschichte selbst. Das tritt schon im Stil der Darstellung hervor. An die Stelle der Anschaulichkeit und Lebendigkeit, wie sie besonders den zweiten Teil auszeichnen, ist hier die Trockenheit des Chronisten getreten. Offenbar ist das Interesse des Autors nach der Darstellung der chartistischen Geschichtsperiode einigermaßen erlahmt, während ihm zugleich die Nähe der Ereignisse und die persönliche Bekanntschaft mit den noch lebenden Personen, die hier handelnd auftreten, die Aufrechterhaltung der Objektivität erschwerten. Er glaubte daher wohl, diese Unparteilichkeit am ehesten durch eine trockene Aufzählung der Tatsachen verbürgen zu können. Tatsächlich sind aber doch Licht und Schatten in dieser Darstellung nicht sehr gleichmäßig verteilt. Man braucht gewiß nicht alles gutzuheißen und zu unterschreiben, was die Social Democratic Federation getan und geschrieben hat; aber wer hier so strenger Richter ist, darf dann nicht alles gutheißen, was von der Independent Labour Party ausgegangen ist. Hätte Beer versucht, die Taktik dieser Parteien und ihre Spaltungen auf die ökonomischen, sozialen und politischen Zustände Englands zurückzuführen, dann hätte er sich vielleicht überhaupt eine Beurteilung dieser Parteien ersparen und diese dem Leser überlassen können; aber gerade dadurch, daß er nur als Chronist über sie zu berichten suchte, wurde er zu Stellungnahmen gedrängt, die vielfach anfechtbar erscheinen. So wie sich Beer in der Darstellung der inneren Kämpfe im chartistischen Lager entschieden auf die Seite Lovetts gestellt hat, so zeigt er hier seine Sympathien für die Taktik der I. L. P. Dadurch tritt um so schärfer die Ähnlichkeit in der Situation hervor. Der Gegensatz zwischen den „physical force men" und den „moral force men", zwischen der Gewalt- und der Schwanztaktik, beherrscht auch heute noch, wenn auch in etwas anderen Formen, das innere Leben der englischen Arbeiterbewegung.

Leider kann man diesem letzten Teil des Beerschen Buches auch den Vorwurf der Unvollständigkeit nicht ganz ersparen. So ist der Einfluß der Inter-

[1] Engels, a. a. O., S. VIII ff.

nationale auf die englischen Arbeiter, besonders auf die Gewerkschaften nur ganz flüchtig angedeutet, ein Einfluß, der nach der Darstellung Jaeckhs in seiner Geschichte der Internationale keineswegs so gering gewesen sein kann. Fast noch befremdlicher ist, daß der Einfluß des sogenannten „Neuen Unionismus" auf das Denken und Fühlen der englischen Arbeitermassen unbeachtet bleibt. Es wäre die Aufgabe einer hoffentlich bald notwendig werdenden Neuauflage, die erst skizzenhaften Ausführungen dieses letzten Teiles des Werkes zu einer wirklichen Geschichtsdarstellung auszubauen.

Aber auch so, wie das Werk heute vorliegt, ist es nicht nur für den Historiker von großer Bedeutung und großem Reiz. Fast noch mehr als dieser wird gerade der Politiker und Gewerkschaftspraktiker in ihm reichste Belehrung und Anregung finden.[1] Gewiß hat Beer mit seinem Buche die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung Englands noch lange nicht erschöpft. Neben seinem Werke wird der Historiker die ältesten Schriften nicht missen wollen, und noch so manches bleibt der weiteren Forschung überlassen; aber Beer hat uns vor allem erst gezeigt, welche Schätze von Wissen und Anregung besonders in der Geschichte der Chartistenbewegung noch ungehoben lagen, und er hat uns diese Schätze zuerst zugänglich gemacht. Er hat die Geschichte der englischen Arbeiterbewegung besonders der dreißiger und vierziger Jahre in ein neues Licht gerückt und dadurch erst unserem Verständnis näher gebracht. Gerade diese Bewegung, die bisher so wenig in ihren Details bekannt war, bietet die merkwürdigsten Analogien zur deutschen Sozialdemokratie unserer Tage, und die historische Distanz, in der wir zu den Dingen stehen, ermöglicht uns ein um so freieres und objektiveres Urteil. Natürlich wäre es gänzlich verfehlt, die Erfahrungen der Chartisten schablonenhaft auf unsere Bewegung zu übertragen. Aber gerade wenn wir untersuchen, worin sich die Verhältnisse der beiden Bewegungen unterscheiden, wird es uns um so leichter sein, die Lehren der Geschichte nicht einfach zu übernehmen, sondern für uns nutzbar zu machen. Und das ermöglicht zu haben, ist unzweifelhaft ein großes Verdienst Beers. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn unsere Parteidiskussionen durch allgemeine eifrige Lektüre dieses so ungemein interessanten Werkes neue Anregung und Belebung fänden.

Literarische Rundschau.

Die Vergebung der öffentlichen Arbeiten in Deutschland im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit. Eine Erhebung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. In deren Auftrag bearbeitet von Dr. Ernst Bernhard. Berlin 1913, Karl Heymanns Verlag.

Diese Schrift ist ein interessanter Versuch, festzustellen, inwieweit Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden sich bisher bei der Vergebung öffentlicher Arbeiten von den Gedanken praktischer Arbeitsmarktpolitik haben leiten lassen. Sie verdankt ihr Entstehen einem Beschluß der Internationalen Gesellschaft zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, der dahin geht, in den einzelnen Ländern Erhebungen darüber zu veranstalten, in welchem Umfang eine Verminderung der

[1] Es sei besonders noch hingewiesen auf die Polemik zwischen Sozialdemokraten und Syndikalisten (S. 263 ff.), die Diskussionen über Freihandel (S. 323 ff.) und über den Generalstreik (S. 347 ff.) sowie die wahltaktischen Auseinandersetzungen (S. 368 ff.).

Arbeitslosigkeit durch die Verschiebung öffentlicher Arbeiten auf die wirtschaftlich ruhigen Zeiten angestrebt wird. Die Notstandsarbeiten, als die nur für diesen Fall beschaffte Arbeitsgelegenheit, sind darin nicht inbegriffen. Es handelt sich vielmehr um bereits beschlossene Arbeiten, die den allgemeinen Bedürfnissen gerecht werden und deren Ausführung von den Behörden zweckbewußt auf die Perioden der Produktionsverminderung verschoben wird.

Das Resultat ist nicht sehr erhebend! Und auch davon wird man noch etliches abstreichen müssen, was die nur allein befragten Behörden zur Verschönerung ihrer sozialpolitischen Silhouette angegeben haben, indem sie zufällige Winterarbeiten als zweckbewußt verschobene Arbeitsaufträge einstellten. Vielleicht liegt in den Beschönigungen der Vorsatz zur Besserung.

Das Verdienstvolle dieser Schrift liegt nicht so sehr in der Darstellung dessen, was bereits geschehen ist, und in den Hinweisen, was noch getan werden kann, sondern vielmehr darin, daß mit der ihr zugrunde liegenden Erhebung eine ganze Anzahl von Behörden, die bisher ihre Arbeiten ohne Rücksicht auf den Arbeitsmarkt in Auftrag gaben, einen Fingerzeig erhalten, wie sie auf ganz einfache Art eine sozial nützliche Wirkung erzielen können.

Wenn die meist recht erheblichen öffentlichen Arbeitsaufträge gerade in die Zeit der Hochkonjunktur fallen, dann müssen sie eine Überhetzung des Produktionstempos, Überstunden, Nachtschichten usw. hervorrufen. Wenn dagegen diese Arbeitsaufträge in den Perioden intensiver Produktion zurückgehalten und erst dann herausgegeben werden, wenn im Herbst der Niedergang einsetzt, so wird ohne Zweifel an einer gesunden Regulierung des Produktionstempos, der Arbeitsintensität und des Arbeitsmarktes mitgewirkt. In Deutschland werden alljährlich für 5 bis 6 Milliarden Mark Arbeitsaufträge von Reich, Staat und Gemeinde vergeben. Wenn davon 5 Prozent planmäßig auf die alljährlich in fast jedem Beruf in Erscheinung tretenden Depressionsperioden verschoben würden, so würden jedes Jahr für 250 bis 300 Millionen Mark solcher Ausgleichsarbeiten verrichtet werden können, ohne daß damit auf der anderen Seite Arbeitslosigkeit erzeugt würde. Außerdem sind großzügig wirkende und weitblickende Behörden in der Lage, rechtzeitig weniger dringliche Arbeiten für die in größeren Intervallen wiederkehrenden allgemeinen Wirtschaftskrisen vorzubereiten.

Während die Notstandsarbeiten in der Hauptsache auf ungelernte Arbeiter zugeschnitten sind, wird durch die Verschiebung der ordentlichen öffentlichen Arbeiten besonders auch den qualifizierten Arbeitern Beschäftigung gegeben. Vor allem die Hoch- und Tiefbauten eignen sich zur Bekämpfung der periodisch erhöhten Arbeitslosigkeit. Sie bieten im Baugewerbe den Maurern, Zimmerleuten, Stukkateuren, Putzern, Glasern, Schlossern, Schreinern, Installateuren usw. Arbeit; durch teilweise Verschiebung anderer öffentlicher Arbeitsaufträge könnte den Lederarbeitern, Möbeltischlern, Schneidern usw. geholfen werden. Diese Maßnahmen bilden kein Allheilmittel, sie sind aber beachtenswert.

Das Buch Bernhards kann jedenfalls als ein lesenswerter Beitrag zur Diskussion über praktische Arbeitsmarktpolitik empfohlen werden. Erwin Barth.

C. F. Goldschmidt, **Heimarbeit, ihre Entstehung und Ausartung.** München 1913, Verlag Ernst Reinhardt.

Die Schrift soll aufrütteln und die Wohlgesinnten zur schleunigsten Abhilfe herbeirufen. Sie ist aber recht unzulänglich. Es werden darin Fragen aufgeworfen und nicht beantwortet, Urteile gegeben und nicht begründet, dazu kommt oft ein mangelhaftes Deutsch, sogar ungenügendes Denken. Die Verschleppung der Hausindustrie in einen anderen Bezirk kann man nicht als einen volkswirtschaftlichen Ursprung der Hausindustrie bezeichnen. Eine solche Verschleppung ist ein volkswirtschaftlicher Vorgang, der zur Verbreitung der Heimarbeit unter besonders geeigneten Voraussetzungen beitragen kann und in manchen Fällen tat-

sächlich beigetragen hat; aber diese Übertragung einer fertigen Produktionsform auf einen anderen Kreis von Produzenten erklärt nicht den eigentlichen Ursprung dieser Produktionsform, der ganz unabhängig von der späteren Übertragung vor sich gegangen ist. Arbeitet der Verfasser hier mit unfertigen Begriffen, so übersieht er andererseits wichtige volkswirtschaftliche Vorgänge, die zur Entstehung der Hausindustrie beigetragen und die späteren Formen der hausindustriellen Arbeit zum Teil erklären. Die sächsisch-erzgebirgische Spielwarenindustrie, die noch heute zu einem guten Teil Hausindustrie ist, verdankt ihre Entstehung der zahlreich von dem Erzreichtum des Bodens angelockten Bergarbeiterschaft, die mit der allmählichen Verarmung der Bergwerke an Erzgehalt gezwungen war, sich nach neuen Erwerbsquellen umzusehen und diese nur in dem vorhandenen reichen Holzbestand des Gebirgswaldes zu finden vermochte. Da aber die junge, sich langsam entwickelnde Holzindustrie von allem Anfang an auf den Handel angewiesen war, bildete sich mit ihr zugleich das Händlertum heraus, das die Erzeugnisse meist auf den Messen, so in erster Linie in Leipzig verhandelte. Dieses Händlertum war nötig zum Aufkommen der Industrie und drückte ihr auch den Stempel der Hausindustrie auf, dieses Händlertum schwang sich im Laufe der Jahrhunderte zum Beherrscher der Industrie auf und steckt noch heute den Löwenanteil des ganzen Arbeitsertrags in die Tasche. Der Ursprung dieser erzgebirgischen Hausindustrie ist weder auf eine Nebenbeschäftigung einer bäuerlichen Bevölkerung zurückzuführen, noch auf eine allmähliche Entwicklung aus dem Handwerk, noch auf eine Rückentwicklung der Fabrik zur Hausindustrie, noch auf einen Auflösungsprozeß früherer sozialer Verbände. Auf diese Ursachen führt der Verfasser den Ursprung aller hausindustriellen Arbeit zurück. Er versucht die psychologischen und wirtschaftlichen Ursachen zu finden, die den Bauer zur hausindustriellen Arbeit als Nebenbeschäftigung greifen ließen; aus der Nebenbeschäftigung wurde allmählich die Hauptbeschäftigung, denn: „der Acker ergab immer weniger." Und nun ist der bäuerliche Quietismus daran schuld, daß aus dem Bauer der Heimarbeiter wurde. Eine sehr bequeme Beweisführung, die aber, wie wir eben zeigten, falsch ist. ar.

Notizen.

Zur Literatur über Bakunin. In Nr. 46 des laufenden Jahrganges bemerkt Genosse Stiekloff am Schlusse der Rezension über Marc de Préaudeau, Michel Bakounine: „... es existierte (wenn man das Werk Nettlaus abrechnet) weder vor dem Erscheinen des Préaudeauschen Buches eine Biographie Bakunins, noch hat uns Préaudeau eine solche gegeben. Der berühmte Anarchist wartet noch auf seinen Biographen." Hierzu sei darauf aufmerksam gemacht, daß außer dem dreibändigen lithographierten Werk „Michael Bakunin, eine Biographie" (London 1896 bis 1900), von dem allerdings nur 50 Exemplare vorhanden sind, tatsächlich noch vom gleichen Verfasser eine 4 Bogen starke Broschüre verlegt wurde, und zwar: Dr. Max Nettlau, Michael Bakunin (Berlin 1901), die, augenblicklich vergriffen, in nächster Zeit neu erscheinen dürfte. Außerdem führt Nettlau in seiner „Bibliographie der Anarchie in deutscher Sprache" folgende Erscheinungen auf: Arnold Ruge, Erinnerung an Michael Bakunin, „Neue Freie Presse" (Wien) 28. und 29. September 1876; „Zur Biographie Bakunins", „Freiheit" (New York), Januar bis April 1891. So weit die Erscheinungen allein in deutscher Sprache. Übrigens ist für das nächste Jahr, zur hundertsten Wiederkehr von Bakunins Geburtstag, eine Reihe von Publikationen zu erwarten, die sich mit der Person des alten Revolutionärs beschäftigen werden. Vielleicht bringt auch Nettlau sein in der Broschüre von 1901 angekündigtes Resümee in Buchform heraus, das schon damals in Vorbereitung war. Ernst Drahn.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 50 Ausgegeben am 12. September 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zum Parteitag.

Von **Rudolf Hilferding.**

Ohne Bebel! Das Auge strahlt nicht mehr, das der Spiegel war der Seele des deutschen Proletariats, die helle Stimme klingt nicht mehr, die aussprach, was die deutsche Arbeiterklasse dachte und fühlte. Es ist dunkler und stiller geworden!

Nirgends wird uns Bebel mehr fehlen als auf den Parteitagen. Nicht nur wegen der instinktiven Sicherheit seines politischen Urteils, nicht nur wegen der einzigartigen Autorität, die sein Rat besaß, nicht nur wegen der Gewalt der Rede, des Temperamentes, der Überzeugungskraft; in ihm verlieren die deutschen Parteitage mehr als in jedem anderen: ihn, dem sie ihr eigentliches Wesen verdanken. Dies Wesen aber ist die rückhaltlose Prüfung der Politik der Partei, die Unterwerfung der Handlungen aller Vertreter und Vertrauensmänner unter die Kritik und Beschlußfassung der Gesamtheit. Wenn Marx und Engels theoretisch den Sektencharakter alles bisherigen Sozialismus zerstört hatten, indem sie, statt Rezepte für die Garküche der Zukunft zu bereiten, den Sozialismus als die notwendige Tat der proletarischen Gegenwart erwiesen, zerstörte Bebel jede Sektiererei praktisch, indem er die Prinzipien der Demokratie in der Verfassung der Partei verwirklichte.

Uns Jüngeren erscheint dies heute ja mehr oder weniger selbstverständlich. Aber wir müssen uns erinnern, daß die Demokratie als Verfassung einer Partei voll und lebendig nur in den sozialdemokratischen Parteien verwirklicht ist, in der deutschen und nach ihrem noch immer vorbildlichen Muster in größerer oder geringerer Annäherung in den ausländischen. Und wir müssen uns erinnern, daß der Kampf um die demokratische Organisation gegen die Diktatur der Leitung vielleicht der wesentlichste Gegensatz gewesen ist in dem Kampfe Bebels gegen Schweitzer.

Es war der Kampf des Arbeiters Bebel. Es ist für politische Führer — für die Intellektuellen besonders, aber auch für die aus der Arbeiterklasse selbst hervorgegangenen — eine starke Versuchung, ihre politischen Ent-

schlüsse allein zu fassen und ihre Selbständigkeit möglichst groß zu gestalten. Die Versuchung entspringt vorerst aus den Bedingungen des Kampfes selbst. Die öffentliche Erörterung taktischer Maßregeln, ihrer Motive und Absichten unterrichtet ja nicht nur den Freund, sondern auch den Feind, scheint also die eigene Kampfesposition zu schwächen. Polemische Auseinandersetzungen, Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei scheinen ihre Einheit zu bedrohen oder lassen dem Gegner ihre Geschlossenheit geringer erscheinen. Kommt noch hinzu, daß an die Spitze der eben erst entstehenden und noch völlig unentwickelten Partei ein Mann von den überragenden Fähigkeiten eines Lassalle tritt, dann sind die Bedingungen für eine diktatorische Leitung gegeben, die, einmal eingeführt, nur zu leicht erhalten bleibt. Diese Gefahr von der deutschen und damit von der internationalen Arbeiterbewegung radikal abgewehrt zu haben, ist neben der mit instinktiver Sicherheit geschehenen Begründung der sozialdemokratischen parlamentarischen Taktik, die die unablässige Reformarbeit in den Dienst der revolutionären Umwälzung gestellt hat, Bebels größte und folgenschwerste Tat. Die Demokratie der Parteiverfassung erst hat den Sozialismus und seine Politik in Wahrheit zu einer Angelegenheit der Arbeiter selbst, zur immerwährenden Massenaktion gemacht. Sie hat ihnen zugleich das lebendige Interesse und das Verantwortlichkeitsgefühl gegeben. Es hat sich zugleich erwiesen, daß, weit entfernt, eine Quelle der Gefahr zu sein, die demokratische Erledigung aller Parteiangelegenheiten in vollster Öffentlichkeit und Rückhaltlosigkeit das stärkste Band der Einheit, der stärkste Schutz vor allen Sonderbestrebungen und Eigenbröteleien geworden ist und zugleich auch ein einzigartiges Mittel der Aufklärung, der Erziehung und der Propaganda, ein Mittel, die gesamte politische Welt in den Bann dieser Tagungen zu zwingen. Die Demokratie hat die Führer der Arbeiterklasse in ihre Vertrauensmänner verwandelt und verhütet, daß ein irgendwie dauernder oder tiefergehender Gegensatz zwischen Führern und Massen entstehen kann. Denn die Führer sind ja nur die jederzeit zurückzurufenden Beauftragten der Massen, und jeder Vorwurf, der gegen sie erhoben wird, fällt schließlich zurück auf die Massen, die sie auf ihre Posten gestellt haben.

Das Vertrauen des Arbeiters zu seinen Klassengenossen hat Bebel zu seiner Tat befähigt. Daß er aber auch als gefeierter Führer immer und immer wieder die Souveränität der Parteigesamtheit wahrte, daß er selbst mit ungestümem Eifer die Genossen zum eigenen Urteil und eigener Kritik aufrief, sich selbst als erster dem Spruch der Gesamtheit unterwarf, das danken sie ihm heute, wo er nicht mehr unter uns ist, heißer denn je. Bebel ist unersetzlich wie all die Großen, die in ihren Ländern die Mitbegründer der Bewegung gewesen sind, ihr erstes Heldenzeitalter gesehen und in den stürmisch bewegten Zeiten des ersten Aufstiegs die Fahne entrollt und vorangetragen haben. Daß aber der Tod dieses Mannes, der so ganz die Verkörperung der Partei war, ertragen werden kann, das verdanken wir gerade ihm und seinem Leben. Bebel ist unersetzlich durch einen anderen Mann. Er wird ersetzt durch die Partei in ihrer Gesamtheit, die weiterlebt und nun als Ganzes ihre Aufgabe ohne den einen leisten muß und dank ihm leisten kann. Es ist eine große Aufgabe und eine große Verantwortung, die heute auf jedem einzelnen lastet, der an der Tagung der deutschen Arbeiterklasse teilzunehmen berufen ist.

Im Zeichen des Konjunkturrückganges tritt der Parteitag zusammen. Im Gegensatz zu der letzten Krise liegt diesmal der Ausgangspunkt nicht in der schweren Industrie, sondern infolge der langen kriegerischen Verwicklungen und ihrer Rückwirkung auf die Geld- und Kreditverhältnisse in den Fertigindustrien. Vor allem ist das Baugewerbe hart betroffen und mit ihm seine zahlreichen Nebenindustrien, die Holzindustrie und gewisse Zweige der Metallverarbeitung; stark leiden auch bereits die Bekleidungs- und Textilindustrie. Es sind Industriezweige mit großem Arbeitsfassungsvermögen, und die Arbeitslosigkeit ist jetzt bereits wieder eine Massenerscheinung geworden. Dies stellt dem Parteitag seine erste und dringendste Aufgabe. Die Arbeitslosigkeit ist die untrennbare Begleiterscheinung der kapitalistischen Produktionsweise, und die immer erneute, in den Krisen verschärft einsetzende Produktion der industriellen Reservearmee ist zugleich das stärkste ökonomische Machtmittel des Kapitals zur Niederhaltung der Ansprüche des Arbeiters. „Die industrielle Reservearmee," sagt Marx, „drückt während der Perioden der Stagnation und mittleren Prosperität auf die aktive Arbeiterarmee und hält ihre Ansprüche während der Periode der Überproduktion und des Paroxysmus im Zaume. Die relative Übervölkerung ist also der Hintergrund, auf dem das Gesetz der Nachfrage und Zufuhr von Arbeit sich bewegt. Sie zwängt den Spielraum dieses Gesetzes in die der Exploitationsgier und Herrschsucht des Kapitals absolut zusagenden Schranken ein.... Das Gesetz, welches die relative Übervölkerung oder industrielle Reservearmee stets mit Umfang und Energie der Akkumulation im Gleichgewicht hält, schmiedet den Arbeiter fester an das Kapital als den Prometheus die Keile des Hephästos an den Felsen. Es bedingt eine der Akkumulation von Kapital entsprechende Akkumulation von Elend."

Dieser Verelendungstendenz des Kapitals entgegenzuwirken, muß die Macht des Proletariats die bürgerliche Gesellschaft zwingen. So Bedeutendes auch die Gewerkschaften im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit geleistet haben, so ist doch ihre Aktion nicht ausreichend. Hier muß der Staat eingreifen, die Folgen der Arbeitslosigkeit durch die Arbeitslosenversicherung abwehren. Von allen Problemen der Sozialpolitik ist dies vielleicht das wichtigste und vornehmste. Ein ausreichender Schutz gegen die Arbeitslosigkeit würde die Kampffähigkeit des Proletariats, die Stellung seiner Organisationen außerordentlich stärken, nicht nur eine Unsumme von individuellem Unglück, Elend und Degradation aus der Welt schaffen, sondern den Aufstieg der gesamten Klasse beschleunigen. Gerade deshalb der Widerstand der Herrschenden gegen diese Reform. Um so dringender wird da die entschlossene Kundgebung der deutschen Arbeiter gegen den Stillstand der Sozialpolitik, der Entschluß, angesichts der Krise die Offensive aufzunehmen und einen Fortschritt in diesem Zentrum der gegenseitigen Machtstellung der Klassen zu erkämpfen.

Die hereinbrechende Krise wird auch die Diskussion der inneren Fragen, die den Parteitag beschäftigen werden, beeinflussen. Der rasche Aufschwung, den unsere Organisationen und unsere Presse genommen, ist mit und durch den Konjunkturrückgang, der die Arbeiterschaft bei der Fortdauer der Teuerung doppelt hart trifft, zum Stillstand gekommen. Die unausgesetzte Erregung in der äußeren und inneren Politik, die die letzten Jahre mit sich gebracht haben, ist momentan einer gewissen Stille gewichen,

die Aggressivkraft unserer wirtschaftlichen Organisationen durch die Krise gemindert. So vorübergehend wie die Ursachen werden aber auch die Folgen für das Wachstum unserer Organisationen sein, und es wird die Aufgabe unserer erfahrenen Organisatoren bilden, bei der Debatte auf dem Parteitag die Mittel zu besprechen, wie trotz der Ungunst der Verhältnisse durch gesteigerte Werbetätigkeit, durch erhöhte Intensität der Aufklärungsarbeit dieser Erscheinung entgegengewirkt werden kann.

Zeiten der Krise sind Zeiten, in denen die politische Erregung der bedrängten Massen steigt, in denen der ökonomische Druck nach politischer Erleichterung drängt. Sie sind aber zugleich Zeiten, in denen in Ländern mit starken Organisationen deren Angriffskraft vermindert, deren Widerstandsfähigkeit geschwächt ist. So sehen wir gerade zu Beginn der Krise zwei Tendenzen: das subjektive Bedürfnis nach gesteigerter, radikalerer politischer Betätigung auf der einen Seite, während auf der anderen die objektive Ungunst der Verhältnisse diesem Vorwärtsdrängen Schranken setzt. Es hängt von der politischen Gesamtsituation ab, welche der beiden Tendenzen sich durchsetzen kann. Aber aus ihrem Gegensatz entspringt eine Stimmung kritischer Unzufriedenheit, die zu erneuter Prüfung der Politik der Partei und ihrer Kampfmittel drängt.

Es ist diese Stimmung, die die Diskussion über den Massenstreik hervorgerufen hat, und der durch die preußischen Landtagswahlen wieder emporlodernde Zorn über die Dreiklassenschmach und das gleichzeitige Beispiel der Belgier haben dazu die Resonanz gegeben. Dem politischen Weitblick jener, die die Diskussion gerade in dem Moment rasch zunehmender Arbeitslosigkeit forciert haben, wird freilich damit noch kein gutes Zeugnis ausgestellt. Auf der anderen Seite hat aber der Verlauf der Erörterungen doch ergeben, daß wesentliche Meinungsverschiedenheiten in der Masse der Partei nicht vorhanden sind, und dies wird dem Parteitag seine nicht unschwierige Aufgabe erleichtern.

Daran ändert auch alle Heftigkeit nichts, mit der Genossin Luxemburg gegen das Offiziösentum gerade Karl Kautskys zu Felde zieht. Denn dieses vergiftende Schlagwort, das die Verdächtigung einer geistigen Abhängigkeit einem Manne gegenüber ausspricht, den dagegen auch nur verteidigen zu wollen schon beleidigende Anmaßung wäre, ist doch eigentlich nur ein widerwilliges Geständnis. Es sagt nur, daß die Ansichten Kautskys, die er gerade in dieser Frage jetzt mit derselben Konsequenz entwickelt hat wie damals, als vor dem Mannheimer Parteitag die Genossen Eisner und Stampfer in nicht unähnlicher Situation eine Massenstreikdiskussion hervorgerufen hatten, auch heute noch die Ansichten der großen Parteimehrheit darstellen. Und alle polemischen Künste, die so reichlich aufgewandt werden, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Artikel einen notgedrungenen Rückzug bedeutet. Denn als die Diskussion einsetzte, mußte man meinen, es handle sich bei ihren Wortführern darum, die Partei zu veranlassen, den Massenstreik für das preußische Wahlrecht unmittelbar zu organisieren. Es wurde uns gesagt, daß nunmehr eine Periode des Massenstreiks anbreche, daß es eine Unterlassung sei, nicht schon den Versuch eines Demonstrationsstreiks beim Besuch des Zaren in Berlin unternommen zu haben. Zwar wird uns jetzt versichert, wir müßten alles tun, um die Organisationen zur Tauglichkeit für große politische Kämpfe vorzubereiten. Aber da Genossin Luxemburg es zugleich mit

erfreulicher Entschiedenheit ablehnt, damit die Vorbereitungen zu irgend „einem" Massenstreik zu meinen, also jeden Gedanken an die Umwandlung unserer Organisationen nach syndikalistischem Muster abweist, so bleibt durchaus im unklaren, was mit dieser Vorbereitung eigentlich gemeint sei. Denn die etwas verschwommene Forderung, daß die Partei die politische Offensive ergreifen solle, ist kein Gegenstand theoretischen Streites, sondern eine Frage der jeweiligen Praxis, und wenn nur immer die richtigen Mittel und der richtige Zeitpunkt genannt werden, wird wohl kein Parteigenosse die politische Offensive, die ja die stete Politik der Sozialdemokratie darstellt, bekämpfen wollen. So liegt denn der Schwerpunkt des Artikels der Genossin Luxemburg für uns in dem Passus:

> Der politische Massenstreik ist eben nicht an sich, abstrakt genommen, ein wundertätiges Mittel. Er ist wirksam nur im Zusammenhang mit einer revolutionären Situation, als Äußerung einer hohen konzentrierten revolutionären Energie der Massen und einer hohen Zuspitzung der Gegensätze. Losgeschält von dieser Energie, getrennt von dieser Situation, verwandelt in ein von langer Hand beschlossenes, pedantisch nach dem Taktstock ausgeführtes strategisches Manöver, muß der Massenstreik in neun Fällen von zehn versagen.

Daß die revolutionäre Situation jetzt gegeben sei, behauptet aber auch Genossin Luxemburg nicht. Und so wird denn der Parteitag zur Frage des Massenstreiks nur in ähnlicher Weise Stellung nehmen können, wie es 1905 und 1906 die Parteitage in Jena und Mannheim getan haben. Erst von dem Verlauf weiterer Kämpfe, von der Offensivkraft, die die Massen in der preußischen Wahlrechtsbewegung entwickeln werden, vielleicht aber auch von ganz anderen Ereignissen wird es abhängen, ob jene Situation eintritt, die auch dem deutschen Proletariat diese schärfste Waffe aufzwingt. Auch dann erst, wenn es sich um die konkrete Ausführung handelt, können jene Fragen der Durchführung entschieden werden, die theoretisch zu diskutieren doch nur ein Gedankenspiel ist, weil sie nur in der Praxis des Kampfes angesichts einer bestimmten Situation ihre Lösung finden können. Dann wird sich auch die Richtigkeit des Satzes Kautskys zeigen, daß ein Massenstreik in Deutschland seine ganz spezifischen Bedingungen hat, die im voraus theoretisch auszuklügeln oder nach denen anderer Länder entscheiden zu wollen ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Es bleibt also dem Parteitag die Frage zu prüfen, ob die Partei die Offensivkraft der Arbeiterklasse in rechter Weise zu nutzen verstanden hat. Und hier wird vor allem die Haltung der Fraktion bei der Militär- und Deckungsvorlage der Kritik des Parteitags unterliegen. Auch hier hat die Diskussion zunächst mit einer gewissen Schärfe eingesetzt, aber allmählich zu größerer Klarheit geführt. In Heft 41 dieser Zeitschrift hatte Genosse Heinrich Schulz geschrieben:

> Daß die Fraktion durch ihre Zustimmung Militärforderungen bewilligt hätte, ist natürlich törichtes Gerede, das einigen bürgerlichen Blättern kein Parteigenosse nachreden wird. Ihre grundsätzliche Gegnerschaft zum heutigen Militarismus hat die Fraktion durch ihre wochen- und monatelange Bekämpfung der Wehrvorlage, durch ihre Abstimmung über die militärischen Forderungen und durch ihre Erklärung in unzweideutigster Weise bekundet. Nachdem die Militärforderungen aber von der bürgerlichen Mehrheit des Reichstags bewilligt worden waren, war es für die sozialdemokratische Fraktion nur noch eine Frage der parlamen-

taktischen Taktik, ob sie den Steuern, die ein neues Prinzip in die Steuergesetzgebung des Reiches einführen, unvollständig zwar noch und mit vielen Vorbehalten, aber doch ein Prinzip, für das die Sozialdemokratie von jeher eingetreten ist, ob sie solchen Steuern zustimmen und sie damit zur baldigen Wirklichkeit machen, oder ob sie sie durch ihre Ablehnung gefährden und damit die Bahn für schlechtere Steuern im Sinne des schwarzblauen Blockes, besonders der Konservativen, freimachen sollte.

Die Hoffnung, die Schulz aussprach, ist nicht ganz in Erfüllung gegangen, aber immerhin ist die Meinung, die Fraktion hätte mit ihrer Zustimmung prinzipiell falsch gehandelt, nur auf einen kleinen Kreis beschränkt geblieben. Da wir selbst schon einige Zeit vorher die taktischen Bedingungen sozialdemokratischer Steuerpolitik untersucht haben,[1] so können wir uns damit begnügen, unsere Übereinstimmung mit dem Genossen Pannekoek zu konstatieren, der hier kürzlich schrieb:

> Nun wird oft angeführt, daß wir den Militarismus unterstützen, wenn wir ihm Steuern bewilligen. Die „Bewilligung" der Ausgaben hat aber schon bei der Abstimmung über die Militärvorlage stattgefunden. Ist sie angenommen, dann sind nicht nur die Männer, sondern auch die Groschen bewilligt. Denn wie sich auch die Deckung gestaltet, das Geld wird verausgabt und wird irgendwoher beschafft. Die Abstimmung über die Deckung ist nichts anderes als einfach eine Wahl zwischen verschiedenen Steuern; sie hat mit unserer grundsätzlichen Stellung zum Militarismus nichts mehr zu tun und muß lediglich vom Standpunkt sozialdemokratischer Steuerpolitik beurteilt werden. Was für den Militarismus gilt, gilt auch für viele andere Staatszwecke: als Beispiel sind schon angeführt worden die Justizausgaben, die auch zur Aufrechterhaltung des Klassenstaats dienen. Und die Sozialdemokratie stellt sich ja auch auf den Standpunkt, daß sie für keinen dieser Zwecke Geld bewilligen will. Aber das bedeutet nicht, daß sie überhaupt nicht für direkte Steuern zur Deckung irgendwelcher Staatsausgaben stimmen darf. Die „Bewilligung" der Ausgaben findet bei der Etatsabstimmung statt; in der Budgetverweigerung bringt die Partei zum Ausdruck, daß sie dem Staate keine Mittel bewilligt. Aber deshalb tut sie doch alles mögliche, die Steuern so zu gestalten, daß sie möglichst von den Besitzenden getragen und vom Proletariat abgewälzt werden.

Die Abstimmung der Fraktion kann also nicht als Verletzung unserer Prinzipien angefochten werden. Es bleibt nur die taktische Frage übrig, ob die an sich notwendige Führung des Kampfes für die Deckung durch direkte Steuern nicht den Kampf gegen die Militärvorlage selbst erschwert hat, und sodann die steuertechnische Frage, ob die vorgeschlagenen Steuern wirklich Besitzsteuern waren.

Man wird die erste Frage durchaus verneinen müssen; in dem Kampfe gegen die Militärvorlage ist auf parlamentarischem Boden geleistet worden, was auf diesem Boden eben geleistet werden konnte, von den Kruppenthüllungen angefangen bis zur Ausnutzung des Erfurter Schreckensurteils für die Milderung des Militärstrafgesetzes. Wenn die Bewegung außerhalb des Parlamentes nicht stärker einsetzte, so hing dies nicht von der Fraktion und der Führung ab; die Massen sahen den schließlichen Ausgang unserer Protestbewegung als gegeben an, nachdem einmal die Gesamtheit aller bürgerlichen Parteien auf jede oppositionelle Regung verzichtet hatte, Zwangsmittel aber der proletarischen Minorität gerade in dieser Situation weder innerhalb noch außerhalb des Parlamentes zur Verfügung standen.

[1] Neue Zeit, XXX, 2, S. 221 ff.

Und noch weniger kann die steuertechnische Frage entscheidend sein. Sicher ist die Vermögenszuwachssteuer schlechter als eine reine Vermögens- oder Erbschaftssteuer. Aber das Ideal einer Steuer, die nur den kapitalistischen Konsumtionsfonds belasten würde, den Konsumtionsfonds der Arbeiter und den Akkumulationsfonds freiließe, läßt sich innerhalb einer auf Privateigentum und dem freien Verfügungsrecht des einzelnen über die Produktivkräfte beruhenden Gesellschaft überhaupt nicht verwirklichen. Für die Sozialdemokratie bleibt daher die Art der Besitzsteuer eine sekundäre Frage gegenüber der Entscheidung zwischen der Besteuerung des Mehrwerts oder der des Arbeitslohnes, zumal ihr Einfluß sich zwar heute als stark genug erweist, um eine neue Belastung der Arbeit zu verhindern, aber nicht als groß genug, um die Art der Besitzbesteuerung allein zu bestimmen.

Dazu kommt, daß manche Kritiker dieser Steuer darin zu weit gehen, daß sie die volkswirtschaftliche Wirkung der zweifellos vorhandenen individuellen Ungerechtigkeit überschätzen. Gewiß ist es völlig ungerechtfertigt, den Vermögenszuwachs zu besteuern, dafür aber das schon vorhandene Vermögen frei zu lassen. Doch da im ganzen und großen betrachtet Vermögen Vermögen zeugt, das dann in Form des Zuwachses zur Besteuerung kommt, ist der volkswirtschaftliche Effekt — von den großen feudalen Luxusvermögen freilich abgesehen — nicht allzu verschieden von der der Vermögenssteuer. Und wenn von uns mit Recht die Bevorzugung der Grundrente bekämpft wird, so darf doch wieder nicht argumentiert werden, als werde nur aus Profit, nicht aber aus landwirtschaftlicher Rente akkumuliert, heute, wo alles große Einkommen aus den verschiedensten Quellen zusammenfließt und durch die Vermittlung der Banken und Aktiengesellschaften wieder zur Anlage gelangt.

Und noch ein Moment kommt für unsere Stellung zur Besitzsteuer in Betracht. Für die künftige Entwicklung des Steuerwesens ist es schon von einiger Bedeutsamkeit, daß der bisher mit so großer Zähigkeit aufrechterhaltene Grundsatz der Regierung, dem Reiche die Steuerhoheit zugunsten der Bundesstaaten zu beschränken, endgültig aufgegeben werden mußte.

Weder aus der Zustimmung als solcher, noch aus der Zustimmung zu dieser bestimmten Art der Steuer läßt sich also der Fraktion ein Vorwurf machen. Sie stand vor der Frage des kleineren Übels und konnte deshalb ihre Zustimmung aussprechen. Sie mußte es tun, wenn mit ihrer Ablehnung die Gefahr schlechterer Steuern gegeben war, wie dies die Mehrheit der Fraktion aus beachtenswerten Gründen annahm.

Von diesem Standpunkt, den auch die Resolution des Referenten Wurm zur Steuerfrage einnimmt, läßt sich auch die Zustimmung zum Wehrbeitrag nicht grundsätzlich bekämpfen. Mit Recht ist gesagt worden, daß bei der Entscheidung über grundsätzliche Fragen der Umstand, ob unsere Stimmen den Ausschlag geben, nicht ins Gewicht fallen kann. Anders steht die Frage nur für denjenigen, der der Meinung ist, daß die Enthaltung oder die Ablehnung beim Wehrbeitrag unsere Feindschaft gegen den Militarismus noch demonstrativer zum Ausdruck gebracht, die prinzipielle Bedeutung der Fraktionserklärung noch verstärkt hätte. Die Mehrheit meinte demgegenüber, daß die propagandistische und agitatorische Wirkung, die die Verhinderung neuer indirekter Steuern ausüben muß, durch unsere Abstinenz verringert worden wäre, und die Haltung der Konservativen hat das Gewicht dieser Meinung noch verstärkt. Trotzdem können wir es verstehen,

daß gerade bei der Ungeheuerlichkeit dieser Militärvorlage vielen Genossen der Verzicht auf diese Demonstration zu weitgehend erschien.

Aber wie immer man zu dieser Frage steht, einen Mangel an Lust zur Offensive hat der parlamentarische Kampf der Fraktion gerade diesmal nicht ofenbart, und eine Kritik schießt über das Ziel, die von der parlamentarischen Taktik mehr verlangt als die energische Ausnützung der parlamentarischen Machtverhältnisse. Diese haben nach der Wahl von 1912 die Herrschenden verhindert, die neuen Steuerlasten auf das Proletariat abzuwälzen. Daß sie es noch nicht ermöglicht haben, die Forderungen des Militarismus selbst zu begrenzen, sollten gerade diejenigen nicht übersehen, die sich so gern als Spezialisten in den Fragen des Imperialismus gebärden.

Über die taktische Frage hinaus wird die Diskussion der Steuerfrage über dieses komplizierte und reichhaltige Gebiet Klarheit schaffen. Die Leitsätze des Genossen Wurm geben eine gute Grundlage der Debatte. Sie enthalten manchen Fortschritt gegenüber der traditionellen Auffassung und bieten mannigfache Anregung zu erneuter Untersuchung mancher Spezialprobleme, von denen die Wirkung der Steuern auf die Monopolprofite uns am bedeutsamsten erscheint.

In einer Zeit schwerer wirtschaftlicher Not, nach einer Zeit größter politischer Anspannung tritt der Parteitag zusammen. Die Stimmung der Unzufriedenheit in manchen Kreisen der Partei darf den Blick für das Erreichte nicht trüben, sie wird aber den Blick schärfen für kommende Kämpfe. Diese werden nicht ausbleiben, wenn auch dieser Parteitag noch in die Zeit des Überganges fällt, die das Proletariat zwingt, durch den Ausbau der Organisationen, durch die Stärkung seiner Erkenntnis mitzuarbeiten wie bisher an der Verstärkung seiner Rüstung für die kommenden Entscheidungen.

Die proletarische Frauenbewegung des verflossenen Jahres.

Von **Luise Zietz.**

Rein zahlenmäßig ist der Fortschritt der proletarischen Frauenbewegung des letzten Jahres hinter dem seiner Vorgänger zurückgeblieben, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß das „Geschäftsjahr" diesmal nur neun Monate umfaßt. Immerhin überholt aber die Zunahme der weiblichen Mitglieder der Partei (10 744) bei weitem jene der männlichen (2044).

Diese Erscheinung hat im wesentlichen zwei Ursachen: Zweifellos war die Agitation unter dem weiblichen Proletariat im verflossenen Jahr eine sehr intensive, wobei die Genossinnen die Hauptarbeit leisteten, sowohl bei der mündlichen als auch bei der schriftlichen Propaganda und vor allem bei der so überaus wichtigen und wertvollen Kleinarbeit.

Und daß der Erfolg diese Mühe in höherem Maße lohnte als bei den Männern, die sicher nicht weniger intensiv gearbeitet haben, resultiert aus der Tatsache, daß für die Frauen das Rekrutierungsgebiet noch bei weitem größer ist. Ein Blick auf den Anteil der Frauen am Gesamtmitgliederbestand der Partei beweist dies. Von 982 850 Mitgliedern sind nur 141 115 Frauen. Es haben sich also sogar recht viel weibliche Familienangehörige unserer Parteigenossen noch nicht politisch organisiert! Welchen Ursachen dieser Umstand geschuldet ist, soll hier nicht untersucht werden; wir erwähnen ihn nur,

um zu erklären, warum die gleichen Organisationshemmnisse, die in früheren Nummern dieser Zeitschrift und in der Tagespresse besprochen wurden, sich bei der Gewinnung der Frauen weniger fühlbar machten, während man, oberflächlich betrachtet, das Gegenteil hätte erwarten müssen.

Der Zuwachs an weiblichen Mitgliedern kam nicht zum geringsten Teil aus Familien, von denen männliche Angehörige unserer Partei bereits angehörten, also aus Familien, die bereits mehr oder minder vom sozialistischen Geiste erfüllt waren. Der Boden, der beackert worden ist, war also nicht lediglich Brach- und Sumpfland, sondern er war in früheren Jahren bereits mannigfacher Bearbeitung unterzogen.

Die Erkenntnis, daß jeder seiner politischen Überzeugung persönliche und finanzielle Opfer bringen muß, brauchte hier nicht erst vermittelt zu werden, die war bereits vorhanden, höchstens mußte man sie durch eine kräftige Anregung wiedererwecken, weil sie unter Alltagsstaub und -sorgen geschlummert hatte. Es galt, an das Ehr- und Verantwortlichkeitsgefühl dieser Frauen zu appellieren, um den Willen zur politischen Betätigung auszulösen. Und für diese Werbearbeit, wobei die Aufrüttelung vollständig Indifferenter natürlich gleichfalls nicht vernachlässigt wurde, war die politische Situation sehr günstig. Die schlimmen Wesenszüge des Kapitalismus der imperialistischen Periode traten im verflossenen Jahre besonders grell und scharf umrissen in Erscheinung. Kriegsgefahr und Kriegsrüstungen, Lebensmittelteuerung und harte wirtschaftliche Kämpfe, Stillstand der Sozialreform und innerpolitische Reaktion, die Not und Sorge, Qual und Leid in verschwenderischer Fülle auf die minderbemittelten Volksschichten ausgossen, sind aber auch in hohem Maße zum politischen Erwecker proletarischer Frauenschichten geworden.

Die schier unerträgliche Lebensmittelteuerung, die zu einer dauernden internationalen Erscheinung geworden ist, hatte im vergangenen Spätsommer und Herbst noch eine weitere Verschärfung erfahren, wodurch die schmerzlichen Entbehrungen der hart ums tägliche Brot Ringenden zur bitteren Not gesteigert wurden. Die drückenden Sorgen der Hausfrauen, die dem Hunger nicht zu wehren vermochten, die Verzweiflung der Mütter, die hilflos und ohnmächtig dem Siechtum und frühen Tod ihrer Kinder gegenüberstanden, sie haben auf die Lippen der Frauen die Frage nach dem Warum dieser Zustände gedrängt. Und die Antwort darauf erhielten sie durch unsere Protestversammlungen, die in großer Zahl im verflossenen Herbst in allen Gauen Deutschlands abgehalten wurden. Hier wurde aufgezeigt, daß es der Kapitalismus selbst ist, seine Eigentumsordnung, seine Produktionsverhältnisse, die es bedingen, daß die Schaffenden darben, daß die Lebensmittelteuerung zu einer internationalen Kalamität geworden, wobei allerdings auch nicht verschwiegen wurde, daß die Zoll- und Liebesgabenpolitik diesen Zustand oder Dinge in Deutschland ungemein verschärft. Der Protest gegen die Lebensmittelteuerung, zu dem die Frauen durch Flugblätter besonders nachdrücklichst aufgerufen worden und zu dem sie auch in großen Scharen erschienen, wurde damit zu einem wuchtigen Kampfe gegen die Zoll- und Protektionspolitik und darüber hinaus zu einem Kampfe gegen den Fortbestand des Kapitalismus.

Die aus dem Balkankrieg erwachsene, lange drohende Gefahr eines Weltkrieges mit ihren grauenhaften und entsetzensvollen Perspektiven rief in

großer Zahl auch die Frauen als die Lebengebenden und -erhaltenden, als die für den Sozialismus, dem Friedensbringer, Begeisterten auf den Plan bei allen Versammlungen und Demonstrationen, die leidenschaftlich Krieg dem Kriege erklärten. In verschiedenen Bezirken waren auch besondere Frauenversammlungen einberufen zur Demonstration gegen Lebensmittelteuerung und Kriegsgefahr, die sich durchweg eines glänzenden Besuchs erfreuten und viele neue Mitkämpfer der Partei zuführten.

Und als der außerordentliche internationale Kongreß in Basel, zu dem die deutsche Partei auch vier Genossinnen delegiert hatte, zu einem gewaltigen leidenschaftlichen Protest gegen den Krieg und die Kriegshetzer sich gestaltete, als die Delegierten aller Länder mit dem glühenden Bekenntnis zum Sozialismus auch den Schwur abgelegt, in ihrer Heimat mit allen Mitteln für die Erhaltung des Friedens zu wirken, da jubelten nicht zuletzt auch die Genossinnen begeisterten Herzens ob dieser großen geschichtlichen Tat, die den Sozialismus erneut als Friedensbotschaft gezeigt und die Macht, die Stärke und die Wachsamkeit der internationalen Sozialdemokratie illustriert. Zorn und Empörung ob der wahnsinnigen Rüstungen, die wiederum eine unerhörte Erweiterung durch die neue Wehrvolage erfuhren, stachelten erneut die Proletarierinnen zum gemeinsamen Kampf ihrer Klasse gegen den Militarismus, dem mächtigen Herrschaftsinstrument der Besitzenden, dem die Proletarier Sach- und Menschenopfer in ununterbrochener Steigerung zu bringen haben. So brachte die politisch äußerst bewegte Zeit Agitationsstoff und Agitationsmöglichkeiten in Überfülle, die gebührend genutzt wurden.

Dazu kamen die Landtagswahlen der verschiedenen Bundesstaaten, die sowohl zur politischen Erweckung Indifferenter als auch zur Betätigung der Organisierten gute Gelegenheit boten. So in Württemberg, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Altenburg, Hamburg und Preußen.

Zum Wahlkampf in Preußen gab der preußische Parteitag, zu dem zahlreich auch Frauen delegiert waren, die an seiner Leitung, an der Debatte und an allen sonstigen Arbeiten sich beteiligten, das Signal. An allen Volks- und Wählerversammlungen nahmen die Frauen starken Anteil, außerdem aber wurden sie auch zur eifrigen Teilnahme am Wahlkampf durch eine große Anzahl Frauenversammlungen aufgerufen. Und in dem Bewußtsein, daß der preußische Wahlkampf mehr bedeutet als ein Kampf um einige Mandate, der noch dazu auf dem für uns ungünstigsten Schlachtfeld des Dreiklassenwahlrechts ausgefochten wird, daß er vielmehr eine Phase des zähen, erbitterten Wahlrechtskampfes und damit des Ringens gegen das Bollwerk der preußisch-deutschen Reaktion darstellt, haben die Genossinnen begeistert dem Rufe Folge geleistet. Sie haben sich an allen Versammlungen, ferner bei der gerade in diesem Wahlkampf so besonders wichtigen Kleinarbeit und bei allen wahltechnischen Arbeiten sehr rege und fleißig beteiligt. An den erfochtenen Siegen und dem erzielten Stimmenzuwachs haben also auch sie guten Anteil.

Die Frauenversammlungen des internationalen Frauentags fielen gleichfalls in die Zeit des preußischen Wahlkampfes und haben ihm sicher neue Impulse gegeben. Als sehr erfreuliche Tatsache konnten wir buchen, daß, trotzdem die Zahl der Versammlungen geringer war als im Vorjahr, weil

beschlossen worden, daß nur in den Städten und größeren Industrieorten solche stattfinden sollten, doch die Zahl der Teilnehmer und die Wucht der Demonstration nicht geringer, sondern stärker war als seither.

Von Jahr zu Jahr wächst eben die Zahl der Frauen, die mit klarem, starkem Wollen und hoher Begeisterung den Kampf um das volle Bürgerrecht des Weibes führen. Durch die Wandlung ihrer Existenzbedingungen wird ihnen die Erkenntnis eingehämmert, daß ihre politische Rechtlosigkeit ein bitteres Unrecht und eine schwere Schädigung für sie bedeutet, die sie zudem als empörende Demütigung empfinden. Unsere nie erlahmende Agitationsarbeit schmiedet alsdann diese Erkenntnis zu einem zielklaren, festen Wollen, das zu einem mutigen und energischen Handeln innerhalb unserer Bewegung treibt. Daß den Wahlrechtsversammlungen auch eine starke Werbekraft für unsere Parteibewegung innewohnt, beweist die Zahl der neugewonnenen Mitglieder, wenngleich der reiche Same sozialistischer Anschauungen, der an diesem Tage ausgestreut wurde, natürlich statistisch nicht erfaßt werden kann.

Mit großer Arbeitsfreude und innerer Hingabe haben die Genossinnen an der Vorbereitung „ihres" Tages gearbeitet. Junge Genossinnen, die für die öffentliche Tätigkeit sich sonst noch nicht recht sicher fühlten — am Frauentag, wo es sich um ihre ureigenste Sache handelt, wagten sie es, zu reden, und die aus leidenschaftlicher Überzeugung geborenen Worte erwiesen ihre starke Überzeugungskraft. Alles in allem hat der Frauentag erneut bewiesen, daß die Proletarierinnen die Avantgarde und auch die Masse der Kämpferinnen für das Frauenwahlrecht stellen. Diese Tatsache ist um so bedeutsamer, weil sie ihren Kampf führen unter den Fahnen der Sozialdemokratie, der einzigen politischen Partei, die grundsätzlich und energisch für die soziale und politische Gleichstellung der Frau eintritt. Welche Zerklüftung in der Anschauung, welcher Mangel an Einheitlichkeit und Geschlossenheit kennzeichnet dagegen die bürgerliche Frauenbewegung in dieser Frage, die hinter sich die bürgerlichen Parteien hat, von denen nicht eine auch nur theoretisch das Frauenwahlrecht anerkennt, geschweige denn für seine Eroberung kämpft.

Außer für die Versammlungen am Frauentag sind noch für 42 Agitationstouren und einige hundert Einzelversammlungen Referentinnen vom Vorstand vermittelt worden. Daneben ist in den einzelnen Bezirken mit den eigenen agitatorischen Kräften eine fleißige Propaganda durchgeführt, so daß fast überall von einer regen, lebendigen Betätigung der Frauen berichtet werden konnte.

Wesentliches haben die Bezirksfrauenkonferenzen zur Förderung der Frauenbewegung beigetragen. Im Berichtsjahr fanden 16 statt, die sämtlich vom Vorstand beschickt wurden.

Einberufen und geleitet von den Bezirksvorständen, fügen sie sich fest in den Rahmen der Organisation ein. Und während sie so bei Männern und Frauen der Partei das Bewußtsein von der Notwendigkeit der gemeinsamen Arbeit in der Organisation und für sie stärken, geben sie dennoch der Initiative der Genossinnen einen gewissen Spielraum und erhöhen damit in weitem Maße ihre Tatkraft und ihre Arbeitsfreudigkeit.

Da ferner die Agitations- und Schulungsmethoden unter weitgehendster Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse besprochen wurden, erhielten die weiblichen Funktionäre wertvolle Fingerzeige und Richtlinien für ihre prak-

tische Arbeit und damit die Fähigkeit, leichter und gründlicher der Hemmnisse Herr zu werden, die sich ihrem Tun entgegenstellen.

Die mündliche Agitation ist überall unterstützt durch eine entsprechende schriftliche. Durch Artikel und Notizen in der Parteipresse und in den Agitationskalendern, durch vier besonders für Frauen geschriebene Flugblätter, die in vielen Hunderttausenden Exemplaren Verbreitung fanden. In zirka 100 000 Exemplaren wurde eine sechzehnseitige, reich illustrierte Frauenwahlrechtszeitung verbreitet und 112 000 Abonnenten hat in diesem Jahre die „Gleichheit" zu verzeichnen. Da die „Gleichheit" als Obligatorium für die weiblichen Mitglieder in den meisten Bezirken eingeführt ist, steigt die Zahl ihrer Abonnenten in eben dem Maße, wie die weiblichen Mitgliedschaften dieser Bezirke sich vergrößern. In einigen anderen Bezirken wirken die Genossinnen eifrig für das Abonnement.

Unsere vor zwei Jahren geschaffene „Sozialdemokratische Frauenbibliothek" hat sich sehr gut eingeführt. Es sind bisher erschienen:

1. „Die Frauen und der politische Kampf" von Luise Zietz (52 000 Exemplare).
2. „Die Frauen und die Gemeindepolitik" von Klara Weyl (12 000).
3. „Kinderarbeit, Kinderschutz und die Kinderschutzkommissionen" von Luise Zietz (11 000).
4. „Die Frauen und der preußische Landtag" von Mathilde Wurm (5000).
5. „Die Entwicklung der Frauenarbeit in Württemberg" von A. Richter (5000).
6. „Die Frauen und die Gewerkschaftsbewegung" von Adolf Braun (10 000).

Außerdem sind als besondere Frauenschriften noch: „Zur Frage des Frauenwahlrechts" von Klara Zetkin, „Zur Frage des Mutter- und Säuglingsschutzes" von Luise Zietz, ein kleines Agitationsschriftchen „Bist du eine der unserigen" von Luise Zietz in 300 000 Exemplaren verbreitet.

Der Schulung unserer Genossinnen dienen außer den Parteiversammlungen die Diskussions- und Leseabende, deren wir gegenwärtig in 162 Kreisen 339 haben. Mit Recht wird diesen Einrichtungen überall die größte Bedeutung beigemessen. Zwar werden hier nicht, wie von mancher Seite ursprünglich angenommen wurde, „Rednerinnen gebildet", es werden auch nie alle oder auch nur der größte Teil der Teilnehmerinnen befähigt werden, die dort gewonnene Erkenntnis mündlich oder schriftlich klar und präzis zum Ausdruck zu bringen. Sicher ist jedoch, daß die in den Schulungsabenden vermittelte Erkenntnis uns innerlich gefestigte Anhängerinnen schafft, deren Tätigkeit in der Bewegung der Ausfluß ihrer Anschauungs- und Erkenntnisweise sein wird.

Und selbst dort, wo diese Frauen aus wirtschaftlichen und familiären Gründen zu einer wesentlichen Mitarbeit in der Bewegung nicht kommen, leisten die Schulungsabende Unentbehrliches, weil sie unsere weiblichen Mitglieder befähigen, die politische Bewegung zu verstehen, sie mitzuerleben und zu beurteilen, und nicht zuletzt, weil sie Wesentliches dazu beitragen, daß eine einheitliche Weltanschauung als festes sittliches Band die Glieder der Proletarierfamilie umschließt und die Mütter befähigt, ihre Kinder mit sozialistischem Geiste zu erfüllen. Mit einer gewissen Einschränkung gilt hier das Wort Ruskins, daß die Vermittlung von Bildung nicht darin liegt, daß man den Menschen etwas beibringt, was sie vorher nicht wußten, sondern daß man sie zu etwas macht, was sie vorher nicht waren. —

Die Parteileitungen in einer Reihe von Orten haben erfreulicherweise außer den Leseabenden besondere Kurse zur Schulung der fortgeschrittenen

Genossinnen und der weiblichen Funktionäre eingerichtet und an den allgemeinen Bildungskursen der Partei haben im Berichtsjahr 4529 Frauen und Mädchen teilgenommen. Zwei Genossinnen besuchten mit gutem Erfolg die Parteischule.

In seiner ersten Sitzung hat sich auch der Parteiausschuß eingehend mit der Frage der Frauenbewegung beschäftigt. Er stimmte den Vorschlägen des Vorstandes zu, daß nach wie vor das Hauptgewicht unserer Agitation ganz allgemein auf die Gewinnung des weiblichen Proletariats zu legen sei, daß daneben jedoch, je nach dem Stande der Bewegung in den einzelnen Bezirken, eine besondere Agitation zur Gewinnung sozialer Frauengruppen, die bisher zwar ganz allgemein mit aufgerufen, jedoch von der Agitation nicht so recht erfaßt, von Nutzen sein werde. Agitationsmaterial soll je nach Bedarf vom Vorstand zur Verfügung gestellt werden.

Vom Vorstand wurde ferner empfohlen, zur Schulung der Frauen für ihre ehrenamtliche Tätigkeit in den Gemeinden möglichst Kurse einzurichten. In einem Bezirk ist seitdem so verfahren worden. Die Zahl der in den Gemeinden tätigen Frauen nimmt zwar langsam, aber ständig zu.

Die erfolgte Aussprache beschäftigte sich ferner noch mit dem Frauentag, den Bezirkskonferenzen und mit der Anstellung von Parteisekretärinnen.

Vom Vorstand ist die Anstellung der ersten Sekretärin für die Provinz Schlesien im Juli vollzogen worden. Im Bezirk Niederrhein war die Anstellung einer Sekretärin von der Bezirksleitung erfolgt; infolge Verheiratung scheidet die Genossin leider am 1. Oktober wieder aus. Die Stelle wird durch einen Genossen wieder besetzt. Der Oberrhein hat im Bezirksbureau eine rednerisch befähigte Genossin als Hilfskraft angestellt, und in Harburg ist im Kreissekretariat eine Genossin tätig.

Die planmäßige Mitarbeit der Genossinnen ist überall als gut zu bezeichnen. In 228 Kreisen sind 722 Genossinnen als Vorstandsmitglieder an der Leitung beteiligt, und in den meisten Bezirksleitungen sind sie gleichfalls vertreten.

Von besonderer Bedeutung ist die Tätigkeit unserer Genossinnen in den Kinderschutzkommissionen. In 202 Orten bestehen zurzeit solche Kommissionen; davon sind 67 Neugründungen des letzten Jahres. Die Kommissionen haben sich zur Aufgabe gemacht, Verstöße gegen das Kinderschutzgesetz aufzudecken, durch gütliche Überredung und wo diese fruchtlos durch Anzeige bei den Überwachungsbehörden der Erwerbsarbeit der Kinder entgegenzuwirken. Außerdem nehmen sie sich der verwahrlosten, der sittlich gefährdeten und der mißhandelten Kinder an. Sie stehen mit unseren Stadtverordneten und Gemeindevertretern in Verbindung, um auf dem Verwaltungsweg eine Erweiterung der Kinderschutzbestimmungen durchzusetzen, soweit das Gesetz solches zuläßt. Sie verkehren mit den Lehrern, den Waisen- und Armenpflegern, mit den Kinderämtern, den weiblichen Polizeiassistenten usw., um hilfsbedürftigen Kindern wirksam beistehen zu können. Sie sammeln Material über die Erwerbsarbeit der Kinder und deren schlimme Folgen, um dieses propagandistisch und legislativ nutzbar zu machen zu einem dreifachen Zweck: die Erkenntnis über die Schädlichkeit der Kindererwerbsarbeit zu verbreiten und die öffentliche Meinung zu beeinflussen zugunsten eines vollständigen Verbots der Kindererwerbsarbeit für alle Kinder unter 14 Jahren und zugunsten der Schaffung von Arbeitsschulen. Ferner in den Gemeinden zu wirken für die Schaffung und den Ausbau von Einrichtungen, die der

Verwahrlosung und der Kindererwerbsarbeit entgegenwirken: Schulspeisung, Schulärzte, Kindergärten, Kinderhorte, Ferienkolonien usw. Und schließlich um durch Übermittlung des gesammelten Materials an unsere Landtags- und Reichstagsabgeordneten deren Kampf in den Parlamenten um Ausbau des Kinderschutzes zu unterstützen. Durch Einrichtung von Ferienausflügen für die Arbeiterkinder, an denen sich diese zahlreich beteiligten, in einigen Städten bis zu drei-, fünf- und sechstausend, sind segensreiche Einrichtungen geschaffen. Den Kindern, die man aus der Enge, dem Staub und den Gefahren der Straße hinausführte in die köstliche, reine Landluft, in das Grün der Wiesen und in den Schatten der Wälder, hat man herrliche Stunden frohen Spiels und der Erholung, ein wenig Lebenssonne verschafft und dabei gleichzeitig einen nicht unwesentlichen Einfluß auf ihre Denkrichtung, ihre Anschauungsweise bekommen.

Durch eine im vergangenen Jahre vom Vorstand herausgegebene Broschüre (Heft 3 der „Frauenbibliothek") über die Aufgaben der Kinderschutzkommissionen haben viele derselben ihre Tätigkeit nach den dort gegebenen Anleitungen erweitert.

Eine hübsche Anzahl unserer Genossinnen ist auch in der Jugendbewegung tätig, wozu gerade sie am meisten mitbefähigt sind, durch das warme, mütterliche Gefühl, das in den Frauen schlummert und das, erwacht, nach Betätigung drängt. Jedoch ist hier noch eine weit größere Beteiligung dringend vonnöten. Die Anteilnahme der weiblichen Jugend an unserer Jugendbewegung steht weit hinter jener der männlichen zurück. Der Einfluß der Frauen wird sicherlich in zwiefacher Beziehung bessernd und fördernd wirken können. Einmal in den Jugendausschüssen bei deren Veranstaltungen und vor allem bei dem Bestreben, jene philisterhaften Anschauungen auszurotten, die als „unschicklich" und „unsittlich" brandmarken, wenn unsere weibliche Jugend, lebensfreudig und wissensdurstig, sich in schöner, offener Kameradschaftlichkeit mit den jungen Burschen in unserer Jugendbewegung zusammenfindet.

Auch hier wird das Wachstum unserer weiblichen Mitgliedschaft, der Ausbau und die steigende Inanspruchnahme unserer Bildungseinrichtungen wie auf allen anderen Gebieten des Parteilebens in immer höherem Maße die Proletarierinnen befähigen, am Aufstieg und am Befreiungskampf ihrer Klasse lebendigen Anteil zu nehmen.

Ein rüstiger Fortschritt der proletarischen Frauenbewegung ist von der Partei im Jubiläumsjahr als erfreuliche Erscheinung zu buchen.

Die deutsche Sozialdemokratie und die Agrarfrage.[1]

Von **Otto Braun.**

Der Parteitag in Chemnitz 1912 hat dem Parteivorstand folgenden Antrag zur Erledigung überwiesen:

„Eine Studienkommission für die Agrarfrage einzusetzen. Die Kommission, zu der nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Praktiker der land-

[1] Nachstehende Ausführungen wurden von mir in der Sitzung des Parteiausschusses vom 9. Juni 1913 gemacht. Auf Wunsch des Ausschusses sollen sie weiteren Parteikreisen durch Drucklegung zugänglich werden.

wirtschaftlichen Betriebsweise zuzuziehen sind, soll unter Verwendung einwandfreien statistischen Materials namentlich die landwirtschaftlichen Entwicklungstendenzen und die soziale Lage der Kleinbauern objektiv erforschen und dadurch die Unterlagen für ein sozialdemokratisches Agrarprogramm schaffen."

Der Parteivorstand will der Ausführung dieses Antrags nähertreten. Es verlohnt sich daher wohl, auf die seitherige Behandlung der Agrarfrage in unserer Partei einen kurzen Rückblick zu werfen.

Mit der Agrarfrage hat sich unsere Partei seit ihrem Bestehen beschäftigt. Das ist nicht verwunderlich, denn die Landwirtschaft ist ein so wichtiger Zweig unseres Wirtschaftslebens, daß eine Partei, die ihre Kräfte aus der wirtschaftlichen Entwicklung zieht, die sich die Umwälzung der bestehenden Wirtschaftsordnung zum Ziele gesetzt hat, sich klar sein muß über die Entwicklungstendenzen, die diesem Zweige wirtschaftlicher Betätigung innewohnen.

Über diese Entwicklungstendenzen herrscht in der Partei noch stark die Auffassung vor, die Marx einst in seinen grundlegenden Schriften vertreten hat. Schon in dem Kommunistischen Manifest geht er davon aus, daß die kapitalistische Entwicklung in der Landwirtschaft sich nicht anders darstellen könne als in der Industrie. Der Großbetrieb siegt infolge seiner technischen Überlegenheit auch hier. Die Kleinen verelenden und gehen zugrunde, indem die Großen wachsen. Für Marx war der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft ebenso dem Untergang geweiht wie in der Industrie.

> Das freie Eigentum des selbstwirtschaftenden Bauern — so schreibt er im dritten Bande des „Kapital" — ist für die Entwicklung der Agrikultur selbst ein notwendiger Durchgangspunkt. Die Ursachen, an denen es untergeht, zeigen seine Schranke. Sie sind: Vernichtung der ländlichen Hausindustrie, die seine normale Ergänzung bildet, infolge Entwicklung der großen Industrie; allmähliche Verarmung und Aussaugung des dieser Kultur unterworfenen Bodens; Usurpation, durch große Grundeigentümer, des Gemeineigentums, das überall die zweite Ergänzung der Parzellenwirtschaft bildet und ihr allein die Haltung von Vieh ermöglicht; Konkurrenz der, sei es als Plantagenwirtschaft, sei es kapitalistisch betriebenen Großkultur. Verbesserungen in der Agrikultur, die einerseits Sinken der Preise der Bodenprodukte herbeiführen, andererseits größere Auslagen und reichere gegenständliche Produktionsbedingungen erheischen, tragen auch dazu bei, wie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in England.

Diese Ausführungen zeigen, wie stark Marx in seiner Stellung zur Agrarfrage von den spezifisch englischen Verhältnissen beeinflußt wurde. Der Bauer, der Marx vorschwebte, brauchte Nebenbeschäftigung in der Hausindustrie. Da diese, durch die Großindustrie verdrängt, unterging, war für ihn, wie er im ersten Bande des „Kapital" ausführt, auch der Untergang des bäuerlichen Kleinbetriebs besiegelt.

Wie sehr Marx die englischen Verhältnisse seinen agrarpolitischen Anschauungen zugrunde legte, erhellt auch daraus, daß er im dritten Bande des „Kapital" es als Ausnahme bezeichnet, wenn der Landwirt sein eigenes Grundstück bewirtschaftete. Er schreibt:

> Solche Fälle kommen in der Praxis vor, aber nur als Ausnahme. Ganz wie die kapitalistische Bebauung des Bodens Trennung des fun-

gierenden Kapitals und des Grundeigentums voraussetzt, schließt sie als Regel Selbstbewirtschaftung des Grundeigentums aus.

Marx sah eben in dem englischen Pachtsystem die nächste Etappe in der kapitalistischen Entwicklung der Landwirtschaft. Für ihn unterlag es keinem Zweifel, daß ebenso wie in der Industrie auch in der Landwirtschaft auf dem Kontinent die Entwicklung zum kapitalistischen Großbetrieb die gleiche Richtung einschlagen würde wie in England.

Dieser Marxsche Grundgedanke beherrscht seit Jahrzehnten die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie zum Agrarproblem. Schon vor Gründung der Partei, als im Jahre 1848 die revolutionären Wellen von Frankreich nach Deutschland schlugen, erhob der Bund der Kommunisten seine „Forderungen der kommunistischen Partei Deutschlands", in denen es unter anderem hieß:

> Die fürstlichen und anderen feudalen Landgüter, alle Bergwerke, Gruben usw. werden in Staatseigentum umgewandelt. Auf diesen Landgütern wird der Ackerbau im großen und mit den modernsten Hilfsmitteln der Wissenschaft zum Vorteil der Gesamtheit betrieben.
>
> Die Hypotheken auf den Bauerngütern werden für Staatseigentum erklärt; die Interessen für jene Hypotheken werden von den Bauern an den Staat gezahlt.
>
> In den Gegenden, wo das Pachtwesen entwickelt ist, wird die Grundrente oder der Pachtschilling als Steuer an den Staat bezahlt.

Schon hier sehen wir den landwirtschaftlichen Großbetrieb in den Vordergrund gerückt. Ebenso ist die Resolution von dem Gedanken des Großbetriebs beherrscht, die die später im Jahre 1864 gegründete Arbeiterassoziation auf ihrem Kongreß in Brüssel 1868 zum Beschluß erhob. Diese Resolution lautet in ihrem ersten Teile:

> In Erwägung, daß die Erfordernisse der Produktion und die Anwendung der bekannten Gesetze der Agronomie den Großackerbau erheischen und die Einführung der Maschinenarbeit und die Organisation der ländlichen Arbeitskraft notwendig machen und daß im allgemeinen die moderne ökonomische Entwicklung dem Großackerbau zustrebt;
>
> in Erwägung, daß demgemäß die ländliche Arbeit und das Landeigentum auf denselben Fuß gesetzt werden muß wie die Bergwerke;
>
> ist der Kongreß der Meinung, daß die ökonomische Entwicklung der modernen Gesellschaft es zu einer gesellschaftlichen Notwendigkeit machen wird, Grund und Boden in gemeinschaftliches, gesellschaftliches Eigentum zu verwandeln, und daß der Boden von Staats wegen an Ackerbaugesellschaften (Produktivgenossenschaften) zu verpachten sei, unter ähnlichen Bedingungen wie die Bergwerke und Eisenbahnen.

Wir sehen auch hier wiederum den landwirtschaftlichen Großbetrieb in den Vordergrund gerückt.

Auch in den Agitationsschriften jener Zeit wurde die Entwicklung der Landwirtschaft der industriellen Entwicklung völlig gleichgestellt. So schrieb Eccarius, Schneider von Beruf, der in der alten Internationale eine große Rolle spielte, in seiner Broschüre: „Eines Arbeiters Widerlegung der nationalökonomischen Lehren John Stuart Mills" auf Seite 48:

Die kleine Bauernwirtschaft steht in demselben Verhältnis zur modernen großen Agrikultur wie die Handspinnerei und -weberei zur Maschinenspinnerei und -weberei,

und auf Seite 52:

Wenn in der großen Agrikultur 100 Arbeiter durch kombinierte Arbeit mit Hilfe des Dampfes und der Mechanik so viel produzieren können als 300 kleine Bauern durch übermenschliche zersplitterte Anstrengungen, so gebietet die Ökonomie, die kleine Bauernwirtschaft zu unterdrücken, wo sie existiert. Ist die Verminderung der Handarbeit unter gegebenen Umständen den Handarbeitern schädlich, so ist es ihre Sache, die Zustände zu ändern oder umzustürzen, wenn sie nicht zu ändern sind, und bessere zu schaffen. Die kleine Bauernwirtschaft ist politisch, sozial und ökonomisch gerichtet.

Man sieht: viel Federlesen machte man mit der Bauernwirtschaft damals nicht. Wie sehr der Vergleich mit der Hand- und mit der Maschinenweberei hinkt, wird auch heute dem oberflächlichsten Beobachter der tatsächlichen Verhältnisse einleuchten.

Der im nächsten Jahre (1869) in Basel tagende vierte Kongreß der „Internationale" beschränkte sich darauf, einfach die Vergesellschaftlichung des Grund und Bodens zu fordern.

Er beschloß:

1. Der Kongreß erklärt, daß die Gesellschaft das Recht hat, das individuelle Eigentum an Grund und Boden abzuschaffen und den Grund und Boden in Gemeineigentum zu verwandeln.

2. Der Kongreß erklärt, daß es im Interesse der Gesellschaft notwendig ist, den Grund und Boden in Gemeineigentum zu verwandeln.

Daß mit dieser trockenen Erklärung zum Kollektiveigentum unter der ländlichen Bevölkerung wohl kaum agitatorische Erfolge zu erzielen wären, leuchtete auch dem Kongreß ein, und er beschloß daher, noch eine Kommission zum Studium der Agrarfrage einzusetzen. Von dem Ergebnis der Tätigkeit dieser ersten Agrarkommission ist nichts bekannt geworden.

Auch Liebknecht schrieb damals in seiner Broschüre: „Die Grund- und Bodenfrage", Seite 20:

Die Baseler Beschlüsse sind wesentlich theoretischer Natur und haben keinen unmittelbaren praktischen Charakter.

Deshalb beschloß wohl auch der Allgemeine Deutsche Arbeiterkongreß in Eisenach 1869 die Herausgabe eines Manifests zur Agitation unter der Landbevölkerung. In diesem von dem Zentralkomitee der Sektionsgruppe deutscher Sprache in Genf unterm 16. November 1869 herausgegebenen, von Becker verfaßten Manifest werden die programmatischen Forderungen der Partei ausführlicher dargelegt.

Wiederum wird auf englische Verhältnisse zurückgegriffen und unter Bezugnahme auf diese unter anderem ausgeführt:

Die kleinbäuerliche Bewirtschaftung ist deshalb durch die Allmacht des Kapitals, durch den Einfluß der Wissenschaft, den Gang der Tatsachen und das Interesse der Gesamtgesellschaft unwiderruflich und ohne Gnade zum allmählichen Tode verurteilt.

Von den Forderungen, die daraufhin erhoben wurden, seien nur folgende wiedergegeben:

1. Die Kleinbesitzer einer Gemeinde bilden, indem sie ihre Grundstücke, Viehstände, Wirtschaftsgebäude, Ackergerätschaften, Arbeitskräfte in Anwendung aller Mittel der Wissenschaft und Technik zu gemeinschaftlichem Betrieb vereinigen, eine Produktivgenossenschaft.

2. Alle besitzlosen Arbeiter, die bis jetzt nur Taglöhnerei betreiben, als Knechte und Mägde dienen, werden gleichberechtigte Mitgenossen und erhalten, wie alle anderen, die durch ein besonderes Reglement festzustellenden Mittel ihres Lebensunterhaltes.

3. In Gemeinden, wo die Kleinbesitzer die Notwendigkeit genossenschaftlicher Bewirtschaftung noch nicht begreifen oder aus fauler Gewohnheit und engherziger Selbstsucht vom alten Schlendrian nicht lassen können, mögen die Besitzlosen unter sich allein zunächst einen Feldarbeiterverein gründen und dann, gestützt auf ihr Naturrecht, der Gemeinde, dem Staat, der Kirche gehörendes oder in anderer Weise zu beschaffendes Land mit ganzer Energie zu gemeinschaftlichem Betrieb verlangen.

Dann wird noch Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Kontrolle der gutsherrlichen Buchführung als Vorbereitung der Selbstbewirtschaftung gefordert.

Dieses Manifest läßt an Klarheit wie an Radikalismus nichts zu wünschen übrig. Doch erkannte Liebknecht, der wohl einige Erfahrung in der Agitation hatte, daß sich mit diesem Agrarprogramm Erfolge für die Partei bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung wohl kaum erzielen ließen, und lehnte daher die Veröffentlichung ab. Später, im Jahre 1870, hat er es sodann im „Volksstaat" dennoch abgedruckt, was wenigstens den einen Erfolg hatte, daß es im Hochverratsprozeß gegen Bebel und ihn als Belastungsmaterial ins Feld geführt wurde. Verbreitet zur Agitation auf dem Lande ist es nicht.

Der Kongreß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Eisenacher Richtung, der 1870 in Stuttgart tagte, nahm deshalb erneut zu der Frage Stellung. Die Ausführungen Bebels, der referierte, bewegten sich überwiegend in den Marxschen Gedankengängen. So führte er über die Entwicklungstendenzen in der Landwirtschaft unter anderem aus:

> Die Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse hat aber gezeigt, daß das Parzelleneigentum in der Zeit der Dampfmaschine ein überwundener Standpunkt ist. Die Unmöglichkeit, auf der Parzelle eine rationelle Bewirtschaftung des Bodens einzuführen, der Mangel an Kapital, die Unmöglichkeit, Maschinen und verbesserte Einrichtungen auszunutzen, die Vererbung und damit Zersplitterung des Ackerlandes hat das größte Elend der französischen Parzellenbauern zur Folge gehabt....
>
> ... Die Lage eines großen Teiles des kleinen Bauernstandes in Deutschland ist um kein Haar besser als in Frankreich, die zahlreichen Taglöhnerfamilien in Deutschland kaum besser daran als ihre Leidensgenossen in England. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Steigerung der mißlichen Lage der niederen bäuerlichen Bevölkerung und die allmähliche Vernichtung des mittleren Bauernstandes die notwendige Folge der weiteren Entwicklung unserer ökonomischen Verhältnisse sein wird.

Die Resolution, die der Kongreß annahm, deckte sich im wesentlichen mit der auf dem Kongreß der Internationale in Brüssel beschlossenen. Als

Übergangsstadium von der Privatbewirtschaftung des Ackerlandes zur genossenschaftlichen Bewirtschaftung forderte sie mit den Staatsdomänen, Schatullengütern, Fideikommissen, Kirchengütern, Gemeindeländereien, Bergwerken, Eisenbahnen usw. zu beginnen und erklärt sich gegen jede Verwandlung des oben angeführten Staats- und Gemeindebesitzes in Privatbesitz.

Dieses ist die erste Resolution, die die deutsche Partei zur Agrarfrage beschlossen hat. Sie stellt sich auf den Standpunkt, den die Internationale in dieser Frage eingenommen hat. Nach ihr erwartet die Partei in der Landwirtschaft die gleiche Entwicklung zum Großbetrieb, wie sie die Industrie aufzuweisen hatte, und fordert daher einzig die Vergesellschaftlichung des Grund und Bodens und seine genossenschaftliche Bewirtschaftung.

Den gleichen Gedanken vertrat Genosse Liebknecht in seiner Broschüre: „Die Grund- und Bodenfrage". Wir lesen dort auf Seite 52:

> Die landwirtschaftliche Kleinproduktion kann die Konkurrenz mit der landwirtschaftlichen Großproduktion nicht aushalten und muß dieser geradeso Platz machen wie die industrielle Kleinproduktion der industriellen Großproduktion.

Liebknecht konnte freilich nicht verkennen, daß die Entwicklung in Deutschland nicht so schnell vor sich ging wie in England. Er schrieb:

> Man kann zugeben, daß die Lage unserer Landbevölkerung in manchen Gegenden Deutschlands nicht so schlimm ist wie in England und Frankreich; auch unsere industriellen Zustände, für welche die gleichen ökonomischen Gesetze gelten, sind noch nicht so auf die Spitze getrieben wie in den beiden genannten Ländern, was aber nicht hindert, daß sie, und zwar mit wachsender Geschwindigkeit, genau in der nämlichen Richtung vorwärtsdrängen.

Er führt dann weiter aus:

> Da, wo weder das Parzellensystem noch der Großgrundbesitz zur vollen Entwicklung gelangt ist und noch ein relativ wohlsituierter Bauernstand sich erhalten hat, ist derselbe nach den unabänderlichen Gesetzen der heutigen Produktion, nach Gesetzen, deren verderbliche Wirkung nur zugleich mit ihrer Ursache, das ist mit der heutigen Produktion aufgehoben werden kann, dem Untergang geweiht. Sein Todesurteil ist gesprochen.

Daß Bebel und Liebknecht und mit ihnen die Gesamtpartei die Verhältnisse damals so beurteilten, ist durchaus verständlich. War man doch selbst in konservativen Kreisen der gleichen Anschauung. So schrieb die „Kreuzzeitung" im Oktober 1873 in einem Artikel über Abwanderung vom Lande unter anderem:

> Kommt aber erst einmal die Zeit heran, wo ein namhafter Teil des bestellten Grund und Bodens mittels der Maschinen bearbeitet wird, die Zeit, in der immer allgemeiner durch Maschinen gesät, gemäht und gedroschen wird, dann können diejenigen Besitzer von Grund und Boden, welche die Maschinen ihrer Kostspieligkeit wegen und weil deswegen ihre Beschaffung für den bäuerlichen Landwirt nicht rentabel ist, nicht halten können, nicht mehr mit dem Großgrundbesitz konkurrieren und müssen zugrunde gehen. Hören wir nicht schon heute aus Mecklenburg, Pommern usw Klagen zu uns dringen, daß die kleinen Besitzer und Pächter, die

unter 150 bis 200 Morgen bewirtschaften, nicht „rund kommen" können, weil die Flächen für die Maschinenarbeit zu geringe sind?

Mit der Resolution des Stuttgarter Kongresses war für die Partei einige Jahre hindurch die Agrarfrage erledigt. Freilich, Erfolge unter der Landbevölkerung wurden damals nicht erzielt. Doch fiel das wenig ins Gewicht, da der Partei in der schnell wachsenden Zahl der Industriearbeiter sich ein großes Rekrutierungsfeld darbot, das mehr Erfolg versprach. Dann kamen die Jahre des Schandgesetzes, die die Landagitation unmöglich machten. Doch in der letzten Zeit der Geltung des Ausnahmegesetzes, so auf dem Parteitag in St. Gallen, wurde bereits auf die Notwendigkeit, Landagitation zu treiben, hingewiesen. Auf dem ersten Parteitag nach Fall des Sozialistengesetzes wurden lebhafte Wünsche laut nach Schaffung eines Agrarprogrammes und der Herausgabe von Agitationsschriften für die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung.

In den nächsten darauffolgenden Jahren hatte die Partei andere wichtige Fragen zu lösen, so daß man die Landagitation ohne Agrarprogramm begann und dort, wo sie geschickt betrieben wurde, auch Erfolge zu verzeichnen hatte.

Inzwischen beschäftigte sich der Internationale Kongreß in Zürich 1893 mit der Agrarfrage und gelangte zu folgender Resolution:

> Der Kongreß bekennt sich zu dem Grundsatz des Gemeineigentums an Grund und Boden.
>
> Der Kongreß erklärt es für eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialdemokratie aller Länder, auch die landwirtschaftlichen Arbeiter neben den industriellen zu organisieren und in die Kampfesreihen des universellen Sozialismus einzugliedern.

In dieser Resolution wird lediglich das Bekenntnis zu dem Grundsatz des Gemeineigentums erneuert und zudem auf die Notwendigkeit, die Landarbeiter zu organisieren, hingewiesen. Über Forderungen, die im Interesse der Landarbeiter und Kleinbauern erhoben und in der Agitation wie in den Parlamenten zu vertreten wären, also über das eigentliche Agrarproblem, konnte man sich nicht einigen, das sollte den einzelnen Nationen überlassen bleiben.

Da aber darüber Klarheit notwendig war, stimmte der deutsche Parteitag in Köln 1893 einem Antrag Schönlank zu, auf die Tagesordnung des nächsten Parteitags zu setzen: „Die Landarbeiter, die Kleinbauern und die Sozialdemokratie."

Der Parteitag in Frankfurt 1894 beschäftigte sich dann eingehend mit der Frage. Vollmar und Schönlank referierten. Der letztere sprach unter Zitierung von Max Weber davon, daß das Junkertum im Osten den chronischen Fäulnisprozeß in der Landwirtschaft repräsentiere und daß sich daneben „die gewaltige Tragödie des untergehenden Kleinbetriebs, des Bauerntums vollziehe".

Wir sehen, auch Schönlank hält daran fest, daß der Kleinbetrieb dem Untergang geweiht sei, von dem Großbetrieb verdrängt werde, der dann der Sozialisierung entgegengeführt werden müsse. Indes verkennt er nicht, daß mit dieser einfachen Formel agitatorische Erfolge auf dem Lande wohl nicht zu erzielen sein würden, und erklärt daher zum Schluß: „Wir müssen praktisch werden.... Die Medizin des Sozialismus muß der Landbevölke-

rung in homöopathischen Dosen beigebracht werden, sonst bringt sie den Bauern um."

Vollmar bestritt die Richtigkeit der Marxschen Auffassung von den Entwicklungstendenzen in der Landwirtschaft, von der Verdrängung des Kleinbetriebs durch den Großbetrieb. Er empfahl praktische Bauernpolitik. Diese kommt dann auch in der Resolution zum Ausdruck, in der es unter anderem heißt:

> Jetzt aber muß die Notlage der Bauern und Landarbeiter durch eine gründliche Reformtätigkeit gelindert werden. Die nächste Aufgabe der Partei ist ein besonderes agrarpolitisches Programm, das die dem Bauern wie dem Landarbeiter besonders nützlichen nächsten Forderungen des Erfurter Programmes in einer dem Verständnis der ländlichen Bevölkerung angemessenen Darstellung erläutert und ergänzt.
>
> Der Bauernschutz soll den Bauern als Steuerzahler, als Schuldner, als Landwirt vor Nachteilen bewahren.

Diese Resolution wurde fast einstimmig angenommen.

Daneben wird in der Resolution der alte grundsätzliche Standpunkt von der Proletarisierung der Bauern aufrechterhalten und verlangt, daß der Grund und Boden mit den Arbeitsmitteln den Produzenten, die als Lohnarbeiter oder Kleinbauern im Dienste des Kapitals das Land bestellen, zurückgegeben werden. Außerdem werden Landarbeiterschutzbestimmungen gefordert. Diese Resolution wurde, obwohl sie wesentlich neue Forderungen enthielt, gegen wenige Stimmen angenommen, nachdem die Anträge, die den Bauernschutz streichen wollten, mit großer Mehrheit abgelehnt worden waren.

Gleichzeitig wurde beschlossen, eine Agrarkommission einzusetzen, die die ganze Materie studieren und dem nächsten Parteitag ein Agrarprogramm vorlegen sollte.

Diese Kommission, in die Genossen aus allen Teilen des Reiches gewählt wurden, bildete drei Unterausschüsse, die jeder dem nächsten Parteitag einen Programmentwurf vorlegten. Alle in der Frankfurter Resolution aufgestellten Forderungen waren hier in eine programmatische Form gebracht. Obwohl der Frankfurter Parteitag der Resolution mit übergroßer Mehrheit zugestimmt hatte, stießen die Programmentwürfe der Kommission bei dem Parteitag in Breslau 1895 auf großen Widerstand. Schon vorher waren sie in der Presse und in Versammlungen scharf angegriffen, insbesondere der Bauernschutz verworfen.

Friedrich Engels hatte, veranlaßt durch die Agrardebatte, in Frankreich und vornehmlich durch die Ergänzung und Motivierung, die das im Jahre 1892 in Marseille beschlossene Agrarprogramm, das auch Bauernschutz vorsah, im Jahre 1893 auf dem Parteitag in Nantes erfahren hatte, in der „Neuen Zeit", 1894/95, 1. Band, einen Artikel erscheinen lassen: „Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland", in dem er sich gegen alle Forderungen wendet, die darauf gerichtet sind, den Bauern in seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit zu stützen und zu stärken. Der alten Marxschen Auffassung getreu schreibt er in seinem Artikel:

> Die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsform hat dem Kleinbetrieb in der Landwirtschaft den Lebensnerv abgeschnitten, er verfällt und verkommt unrettbar.

Und über die Stellung, die die Partei dieser Entwicklung gegenüber einzunehmen hat, heißt es weiter in dem Artikel:

Die Hauptsache bei alledem ist und bleibt die, den Bauern begreiflich zu machen, daß wir ihnen ihren Haus- und Feldbesitz nur retten, nur erhalten können durch Verwandlung in genossenschaftlichen Besitz und Betrieb. Es ist ja gerade die durch den Einzelbesitz bedingte Einzelwirtschaft, die die Bauern dem Untergang zutreibt. Beharren sie auf dem Einzelbetrieb, so werden sie unvermeidlich von Haus und Hof verjagt, ihre veraltete Produktionsweise durch den kapitalistischen Großbetrieb verdrängt.

Und zum Schluß:

Es ist die Pflicht unserer Partei, den Bauern immer und immer wieder die absolute Rettungslosigkeit ihrer Lage, solange der Kapitalismus herrscht, klarzumachen, die absolute Unmöglichkeit, ihnen ihr Parzellentum als solches zu erhalten, die absolute Gewißheit, daß die kapitalistische Großproduktion über ihren machtlosen veralteten Kleinbetrieb hinweggehen wird wie ein Eisenbahnzug über eine Schubkarre. Tun wir das, so handeln wir im Sinne der unvermeidlichen ökonomischen Entwicklung, und diese wird den Kleinbauern schon offene Köpfe machen für unsere Worte.

Diese Argumente Friedrich Engels' wurden auch in Breslau von den Gegnern der Agrarprogrammentwürfe hauptsächlich ins Feld geführt und schließlich auch von der Mehrheit geteilt. Keiner der Entwürfe fand die Zustimmung des Parteitags. Dieser stimmte vielmehr folgendem Antrag Kautsky zu:

Der von der Agrarkommission vorgelegte Entwurf eines Agrarprogrammes ist zu verwerfen. Denn dieses Programm stellt der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigentums in Aussicht; es erklärt das Interesse der Landeskultur in der heutigen Gesellschaftsordnung für ein Interesse des Proletariats, und doch ist das Interesse der Landeskultur ebenso wie das Interesse der Industrie unter der Herrschaft des Privateigentums an den Produktionsmitteln ein Interesse der Besitzer der Produktionsmittel, der Ausbeuter des Proletariats. Ferner weist der Entwurf des Agrarprogrammes dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zu und erschwert dadurch den Klassenkampf des Proletariats, und endlich stellt dieser Entwurf dem kapitalistischen Staat Aufgaben, die nur ein Staatswesen ersprießlich zur Durchführung bringen kann, in dem das Proletariat die politische Macht erobert hat.

Der Parteitag erkennt an, daß die Landwirtschaft ihre eigentümlichen, von denen der Industrie verschiedenen Gesetze hat, die zu studieren und zu beachten sind, wenn die Sozialdemokratie auf dem flachen Lande eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten soll. Er beauftragt daher den Parteivorstand, er möge unter Berücksichtigung der bereits von der Agrarkommission gegebenen Anregungen eine Anzahl geeigneter Personen mit der Aufgabe betrauen, das über die deutschen Agrarverhältnisse vorhandene Material einem gründlichen Studium zu unterziehen und die Ergebnisse dieses Studiums in einer Reihe von Abhandlungen veröffentlichen als „Sammlung agrarpolitischer Schriften der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands".

Der Parteivorstand erhält Vollmacht, die nötigen Geldaufwendungen zu machen, um den mit den erwähnten Arbeiten betrauten Genossen die Erfüllung ihrer Arbeit zu ermöglichen.

In diesem Beschluß wird abweichend von den oben zitierten Anschauungen Marx', Bebels und Liebknechts zum erstenmal anerkannt, daß die Entwicklungstendenzen der Landwirtschaft nicht denen der Industrie gleichen, daß vielmehr die Landwirtschaft ihre eigentümlichen, von denen der Industrie verschiedenen Gesetze hat. Gleichzeitig kam zum Ausdruck, daß über die Agrarfrage noch große Unklarheit in der Partei herrscht, die durch gründliches Studium der einschlägigen Verhältnisse und Veröffentlichung des gewonnenen Materials behoben werden müßte.

Als wertvollstes Ergebnis dieses Studiums kann man wohl das im Jahre 1899 erschienene Buch Kautskys: „Die Agrarfrage" und das Buch Davids: „Sozialismus und Landwirtschaft", 1. Band, Betriebsfrage, das 1903 erschien, betrachten.

Inzwischen hatte noch der Internationale Kongreß in London 1896 zu der Agrarfrage Stellung genommen und in einer Resolution die bereits in der Züricher Resolution von 1893 enthaltenen Grundgedanken wiederum zum Ausdruck gebracht. Es wurde erneut konstatiert, daß die Verhältnisse in den einzelnen Ländern zu verschieden seien, als daß es möglich wäre, eine für die Arbeiterparteien aller Länder bindende Regel aufzustellen. Die Länder, die Kommissionen zum Studium der Agrarfrage eingesetzt hätten, sollten deren Arbeiten durch gegenseitigen Austausch von Material unterstützen. Von nennenswertem praktischen Wert ist auch dieser Beschluß nicht gewesen.

Ein weiterer deutscher Parteitag hat sich mit der Agrarfrage nicht mehr beschäftigt, sie ist sozusagen auf dem toten Punkt angelangt.

Kautsky hält in seinem Buche an der Überlegenheit des Großbetriebs fest, während David in seinem Werke nachzuweisen versucht, daß der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft dem Großbetrieb technisch überlegen und produktiver sei. Er kommt daher zu dem Schluß:

Darum stehen wir nicht an, die Verwandlung der landwirtschaftlichen Großbetriebe in bäuerliche Kleinbetriebe als erstrebenswertes Ziel aufzustellen.

Artur Schulz hat diese Auffassung zur seinigen gemacht und propagiert in den letzten Jahren mit großem Eifer die Förderung des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs.

Kautsky kann in einer eingehenden Besprechung des Davidschen Buches in der „Neuen Zeit" 1902/03 seinen früheren Standpunkt nicht vollständig aufrechterhalten. Er schreibt unter anderem:

Soweit eine weiterreichende Revision unserer agrarischen Vorstellungen sich vollzogen hat, und sie hat sich vollzogen, das leugne ich am allerwenigsten, ist sie nicht aus dem wachsenden Bedürfnis, Bauernstimmen zu gewinnen, entsprungen, sondern aus neuauftauchenden Tatsachen.

Kautsky stellt hier also fest, daß neuauftauchende Tatsachen uns zu einer Revision unserer agrarischen Vorstellungen gezwungen haben, und führt dann weiter in dem Artikel aus:

In einem wichtigen Punkte mußten wir unsere Vorstellungen revidieren. Der Bauer verschwindet nicht so rasch, wie wir erwartet haben. Er hat in den letzten Jahrzehnten nur wenig, wenn überhaupt an Boden verloren. Der kommende Gang der Entwicklung läßt sich aber heute schwer übersehen. Die Neuheit und Zahl der die jüngsten Veränderungen der Landwirtschaft bestimmenden Faktoren (überseeischer Raubbau, Leutenot, Genossenschaftswesen, Industrialisierung der Landwirtschaft, industrielle Krise usw.) ist groß, und über deren Dauer, Wandlungen und Wirkungen lassen sich aus den bekannten Tatsachen noch keine bestimmten Schlüsse ziehen. Wir haben indes keinen Grund, in absehbarer Zeit eine rasche Abnahme der Kleinbetriebe in Europa zu erwarten. Aber auch keinen Grund, das Gegenteil anzunehmen, auf ein entschiedenes Vordringen des Kleinbetriebs oder gar eine Verdrängung des Großbetriebs durch ihn zu rechnen.

In dieser veränderten Sachlage sieht Kautsky jedoch keine Veranlassung zu anderer Änderung der Taktik der Partei. Darüber heißt es in dem erwähnten Artikel:

> Wir können auf dem Boden bleiben, auf den sich der Kommunistenbund 1848 stellte, der die Verstaatlichung der großen Güter und ihre Bewirtschaftung „im großen und mit den modernsten Hilfsmitteln der Wissenschaft zum Vorteil der Gesamtheit" forderte, dagegen in bezug auf die Bauerngüter nur die Verstaatlichung ihrer Hypotheken, nicht ihres Betriebs forderte. Dies ist der Standpunkt der Sozialdemokratie bis heute geblieben, und er wird es bleiben, wenn die hier dargelegte theoretische Auffassung die richtige ist.
>
> Wir erwarten nicht mehr den Untergang des Kleinbetriebs, aber auch nicht den des Großbetriebs in der Landwirtschaft unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise. Das siegreiche Proletariat wird beide Betriebsarten vorfinden. Es wird im Großbetrieb die Lohnarbeit durch genossenschaftliche Arbeit ersetzen, es wird den Kleinbetrieb nicht gewaltsam aufheben, sondern vielmehr ihm seine Existenz erleichtern.

Diese Ausführungen lassen erkennen, welche Wandlung in der Beurteilung der landwirtschaftlichen Entwicklungstendenzen sich in der Partei vollzogen hat.

Inzwischen sind aber weitere neue Tatsachen bekannt geworden, die darauf schließen lassen, daß die Entwicklung in der Landwirtschaft sich nicht in der Richtung bewegt, wie unsere Altvorderen annahmen. Dieses macht es immer mehr zur gebieterischen Notwendigkeit, daß die Partei sich auf dem agrarischen Gebiet neu orientiert und versucht, einheitliche Richtlinien für die Tätigkeit unserer Vertreter in den Parlamenten und somit auch für die Agitation abzustecken.

Der bevorstehende Parteitag wird daher nicht umhin können, dem Kölner Antrag vom vorigen Jahre stattzugeben und eine Kommission zum Studium der Entwicklungstendenzen in der Landwirtschaft einzusetzen. Ob diese Kommission direkt vom

Parteitag gewählt wird oder durch den Parteivorstand und Parteiausschuß, ist unerheblich. Die Hauptsache ist, daß Genossen hineingewählt werden, die nicht nur Lust und Liebe, sondern Sachkunde zur Erfüllung der ihnen gestellten schwierigen Arbeit mitbringen.

Selbstverständlich muß der Kommission das Recht gegeben werden, gemeinsam mit dem Parteivorstand sachkundige Genossen zur Durchführung ihrer Arbeiten anzustellen. Denn bei dem großen Umfang des statistischen Materials, der riesigen Menge von Literatur, die durchgearbeitet werden muß, ist es ganz ausgeschlossen, daß diese Arbeit von Kommissionsmitgliedern im Nebenamt durchgeführt werden kann.

Die Kommission wird vornehmlich die Dispositionen für die Arbeiten zu treffen haben, die Gebiete abzugrenzen, die erforscht werden sollen.

Ihr darf auch nicht die Aufgabe zugewiesen werden, ein Agrarprogramm zu entwerfen. Sie soll lediglich die Verhältnisse studieren und das durch dieses Studium gewonnene Material so der Partei unterbreiten, daß die Verhältnisse klar zutage treten, die Entwicklungstendenzen der Landwirtschaft erkennbar werden und sonach die Partei ihre agrarische Stellung entsprechend gestalten kann.

Bei dem großen Umfang der Materie wird die Kommission sich einige Beschränkungen auferlegen müssen, soll in absehbarer Zeit das Resultat ihrer Arbeit vorliegen. Gleichwohl wird sie mindestens folgende Punkte untersuchen müssen:

1. Größe der landwirtschaftlichen Betriebsflächen. Dabei wäre insbesondere festzustellen, wie sich das Verhältnis der landwirtschaftlich genutzten Flächen zur Gesamtfläche in den einzelnen Betriebsgrößen entwickelt hat; im Zusammenhang damit

2. die Moor- und Ödlandkultivierung.

Nach der Zusammenstellung der statistischen Ergebnisse der landwirtschaftlichen Berufszählung von 1907 waren in Deutschland von 43 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Gesamtfläche noch 2 532 649 Hektar Öd- und Unland, wie geringe Weide und Hutung; im Jahre 1895 waren es nur 2256786 Hektar. Die Tatsache, daß 1907 noch 1 471 357 Hektar Öd- und Unland vorhanden war, beweist, wieviel in Deutschland noch auf dem Gebiet der Bodenkultivierung zu tun ist.

3. Landesmeleorationen, Ent- und Bewässerung.

Hier wäre zu untersuchen, inwieweit diese Bodenverbesserungen durchgeführt werden, in welcher Weise und inwieweit die einzelnen Betriebsgrößen daran beteiligt sind.

4. Betriebsgrößen.

Dies ist der wichtigste Punkt für die Untersuchungen. Entgegen den oben zitierten Voraussagen unserer Vorkämpfer und den Beschlüssen unserer Kongresse hat auch die letzte Zählung wiederum ergeben, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe erheblich zugenommen hat. Man beachte folgende Zusammenstellung:

Jahr	Zahl der Betriebe	Gesamtfläche Hektar	Landwirtschaftlich genutzte Fläche Hektar
1882	5276344	40178681	31868972
1895	5558317	43284742	32517941
1907	5736082	43106489	31884874

Daraus ergibt sich, daß die Betriebe von 1882 bis 1895 sich um 8,7 Prozent und von da bis 1907 um 3,2 Prozent vermehrt haben. Im Durchschnitt entfielen auf einen Betrieb: 1882 6,0 Hektar, 1895 5,9 Hektar und 1907 gar nur 5,5 Hektar. Zugenommen haben die Zwergbetriebe bis zu 0,5 Hektar, die als selbständige Landwirtschaftsbetriebe kaum in Frage kommen, und die Betriebe in der Größe von 5 bis 20 Hektar, das sind die eigentlichen bäuerlichen Familienbetriebe.

Abgenommen haben die Betriebsgrößen von 0,5 bis 5 Hektar und die über 20 Hektar, die Großbetriebe erheblich. Dabei ist zu beachten, daß die Betriebe von 2 bis 5 Hektar an Fläche gewonnen haben, was darauf schließen läßt, daß sie sich in steigendem Maße zu selbständigen Bauernbetrieben entwickeln. Hervorgehoben muß auch noch werden, daß der größere Teil der landwirtschaftlich genutzten Fläche unter bäuerlicher Bewirtschaftung steht. Die Kommission wird daher ihre Hauptaufgabe darin erblicken müssen, zu ermitteln, ob dieses Vordringen des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs auf seine technische Überlegenheit dem Großbetrieb gegenüber, wie David und andere Genossen mit ihm behaupten, zurückzuführen ist, oder ob es vorwiegend durch agrarpolitische Maßnahmen der Regierung herbeigeführt worden ist.

Sie muß ferner untersuchen:

5. Die Entwicklung im Anbau der einzelnen Fruchtarten, die Produktivität der einzelnen Betriebsgrößen und ihr Anteil an der Versorgung des Marktes mit Lebensmitteln.

6. Die Entwicklung der Viehzucht und Milchwirtschaft.

Hierbei muß insbesondere eingehend untersucht werden, welche Einwirkungen die Zoll- und Grenzsperrpolitik ausgeübt hat, was ja auch noch bei anderen Punkten zutage treten dürfte.

7. Die Anwendung von landwirtschaftlichen Maschinen.

Diese hat in dem Zeitraum von 1895 bis zur letzten Zählung 1907 ganz gewaltig zugenommen.

So wurden angewandt in Betrieben:

	Dampfpflüge	Mähmaschinen	Dampfdreschmaschinen	Dreschmaschinen	Kartoffelerntemaschinen
1895 . .	1696	85084	259364	596869	—
1907 . .	2995	301325	488467	947003	11004
	+1299	+266241	+229503	+350134	

Das Beachtenswerteste aber ist, daß die gesteigerte Anwendung von Maschinen nicht nur in den Großbetrieben, sondern in großem Umfang auch in den bäuerlichen Betrieben zu verzeichnen ist. Das ist wohl in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß es der Industrie gelungen ist, kleinere und demnach billigere Maschinen herzustellen. Auch ist durch die Ausbreitung des Genossenschaftswesens die Anwendung von Maschinen im Kleinbetrieb erheblich gefördert worden.

Im engen Zusammenhang damit steht:

8. Die Arbeiterfrage.

Hier wird die Kommission zu untersuchen haben die soziale Lage der Arbeiter, die Ursachen der Landflucht, Zunahme der Frauen- und Kinderarbeit sowie der Beschäftigung ausländischer Arbeiter und die Einwirkung

dieser Erscheinungen auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse. Eine hervorstechende Tatsache ist, daß die Zahl der männlichen Arbeiter in der Landwirtschaft seit 1882 absolut abgenommen hat, während die erwerbstätigen Frauen und die Selbständigen zunahmen.

Weiter wäre zu untersuchen:

9. Das Fachschulwesen und die Versuchsanstalten sowie
10. das Genossenschaftswesen.

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen hat sich in den letzten Jahren gewaltig entwickelt und hat wohl auch — das festzustellen wird Aufgabe der Kommission sein — nicht unerheblich dazu beigetragen, daß die Entwicklung in der Landwirtschaft die Richtung genommen hat, die in dem Ergebnis der letzten Zählung von 1907 unverkennbar in die Erscheinung tritt. Nach der „Deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaftspresse" hatten wir Mitte 1912 bereits 26 026 landwirtschaftliche Genossenschaften in Deutschland, und zwar 98 Zentralgenossenschaften, 16 735 Spar- und Darlehenskassen, 2373 Bezugsgenossenschaften, 3467 Molkereigenossenschaften und 3353 sonstige Genossenschaften. Wie schnell die Genossenschaften zunehmen, erhellt daraus, daß der Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften allein im Jahre 1910 469 neue Genossenschaften gründete, darunter unter anderem 24 Viehverkaufs- und Viehverwertungsgenossenschaften, 31 Geflügelzucht-, Eier- und Hühnerverwertungsgenossenschaften, 55 Dampfdreschgenossenschaften, 179 Elektrizitätsgenossenschaften und 31 Wasserleitungsgenossenschaften. Im Jahre 1907 zählte man bereits 68 Prozent aller Landwirte zu den Genossenschaftsmitgliedern.

Die Entwicklung der Betriebsgrößen würde kein klares Bild geben, wollte man nicht auch

11. die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse (Erbgang, Kauf), des Fideikommißwesens und des Pachtwesens eingehend studieren. Wie Karl Marx in der Annahme geirrt hat, daß auch die deutsche Landwirtschaft sich ebenso wie die englische zum kapitalistischen Pachtbetrieb entwickeln, derart, daß die Selbstbewirtschaftung des eigenen Bodens nur noch eine Ausnahme bilden würde, geht daraus hervor, daß 1907 in Deutschland nur 5 360 041 Hektar oder 12,8 Prozent der Gesamtfläche als Pachtland bewirtschaftet wurde und davon gar nur 2 912 645 Hektar in reinen Pachtbetrieben, wovon wiederum 1 678 057 Hektar auf die Großbetriebe mit über 100 Hektar entfielen.

Die Kommission wird dann weiter

12. die Entwicklung der Bodenpreise,
13. Verschuldung und Hypothekenwesen,
14. die Entschuldungsmaßnahmen und das öffentliche rechtliche Kreditwesen,
15. die Rentengutsbildung,
16. die innere Kolonisation,
17. die Forstwirtschaft, soweit sie die Landwirtschaft berührt,
18. die landwirtschaftlichen Nebengewerbe,
19. die Kommunalverwaltung auf dem Lande und in Verbindung damit
20. das Schul- und Steuerwesen

eingehend studieren müssen.

Die Aufgaben, die der Kommission gestellt werden müssen, sind nicht gering. Indes wenn die Sache richtig angefaßt wird und es gelingt, für die Arbeiten die richtigen Personen zu finden, dann muß es gelingen, in verhältnismäßig kurzer Zeit aus der Fülle von Material, das in der Statistik und Literatur zur Verfügung steht, die Angaben herauszuziehen und übersichtlich zusammenzustellen, die der Partei ein Urteil über die derzeitigen Verhältnisse der Landwirtschaft und die in ihr wirkenden Entwicklungstendenzen ermöglichen.

Die Agrarfrage länger als ein „Blümchen Rührmichnichtan" zu behandeln, geht nicht. Wie liegen die Dinge denn heute? Wir haben in Breslau im Jahre 1895 Forderungen, deren Durchführung geeignet ist, den Bauern als selbständigen Landwirt zu stärken und zu fördern, abgelehnt; das ist die Theorie. In der Praxis werden seither diese Forderungen aber von unseren Genossen in einzelnen Landtagen vertreten und zur Durchführung gebracht.

Dieser Zustand ist auf die Dauer unhaltbar. Es muß gelingen, durch objektive Feststellungen Klarheit über die tatsächlichen Verhältnisse zu schaffen, damit die Partei auch auf agrarpolitischem Gebiet zu einheitlichen Richtlinien für die parlamentarische und agitatorische Tätigkeit unserer Genossen gelangt. Die Schwere der Aufgabe kann und darf uns nicht schrecken. Denn nur durch eine einheitliche, klare, den wahren Interessen der minderbemittelten Landbevölkerung entsprechende Stellungnahme auf agrarpolitischem Gebiet können wir auf dem Lande, dort, wo das Junkertum mit allen Fasern wurzelt und seine Kraft saugt, für die befreiende Idee des Sozialismus Erfolge erzielen und schließlich auch diesen letzten Damm, hinter dem sich die preußisch-deutsche Reaktion verschanzt hat, niederlegen.

Der Jenaer Parteitag und die Agrarfrage.

Von **K. Schmidt** (Würzburg).

Der bevorstehende Parteitag in Jena wird sich in verstärktem Maße wieder mit der Agrarfrage beschäftigen. Daß sich die Partei um die Landbevölkerung kümmern muß — und zwar um die Landarbeiter so gut wie um die bäuerlichen Besitzer — ist klar, darüber herrscht fast kein Zweifel mehr: einesteils um sie für uns zu gewinnen, andernteils um ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen, soweit sie allgemeine Kulturinteressen sind, zu wahren. Weniger Übereinstimmung freilich herrscht über das Wie der Agitation auf dem Lande.

Mehr als je wird deshalb von allen Seiten her der Wunsch laut nach einem Agrarprogramm, um die Agitation auf dem Lande besser betreiben zu können. Nun ist nicht zu bestreiten, daß gewisse Richtlinien in dieser Hinsicht notwendig sind, allein im gegenwärtigen Stadium des landwirtschaftlichen Produktionsproblems mangelt es noch an den zur Schaffung notwendigen sicheren Grundlagen. Bis jetzt haben wir noch keine Gewißheit, nach welcher Richtung sich die landwirtschaftliche Betriebsform entwickelt und welche Betriebsform am vorteilhaftesten produziert. Feststeht, daß sich die Auffaugung der Kleinbetriebe durch die Großbetriebe nicht so vollzieht wie in der Industrie, und daß sich die Kleinbetriebe nicht vermindern, sondern eher noch vermehren. Ein

Blick auf die landwirtschaftliche Betriebsstatistik auf Grund der Berufszählung vom 12. Juni 1907 lehrt dies.

Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe.

Staat	Erhebungsjahr	Unter 2 Hektar	2 bis 5 Hektar	5 bis 20 Hektar	20 bis 100 Hektar	100 Hektar und darüber
Preußen	1882	1865158	493254	474387	186958	20439
	1895	2048113	522780	528729	188114	20390
	1907	2100977	520914	583160	175976	19117
Bayern	1882	262343	165429	207986	45169	594
	1895	236575	165408	216999	44182	621
	1907	241642	162431	224640	40663	585
Sachsen	1882	116247	29881	36263	9772	758
	1895	116399	29368	37318	9868	755
	1907	100517	26904	37690	9573	744
Württemberg	1882	165135	81148	53950	7724	141
	1895	156828	84215	57670	7774	156
	1907	167878	83752	56372	6710	117
Baden	1882	126242	66429	36437	3096	83
	1895	127920	68554	36626	2942	117
	1907	153635	67977	36352	2087	119
Hessen	1882	74149	28678	23856	1719	124
	1895	79267	28511	24254	1685	123
	1907	93132	27920	24469	1444	118
Elsaß-Lothringen	1882	142581	55556	31259	4076	394
	1895	139773	54757	32981	4029	407
	1907	152246	54049	34471	3830	352
Deutsches Reich	1882	3061831	981407	926605	281510	24991
	1895	3236367	1016318	998804	281767	25061
	1907	3378509	1006277	1065539	262191	23566

Die Gesamttendenz läßt erkennen, daß die Klein- und Mittelbetriebe zu- und die Großbetriebe abnehmen. Bei den beiden untersten Gruppen (bis 2 Hektar und von 2 bis 5 Hektar Besitz) ist dies jedoch *nicht* strikte der Fall. So zeigen Bayern und Sachsen in diesen Gruppen eine Abnahme. Eine durchaus sichere Zunahme haben eigentlich nur die kleinbäuerlichen Betriebe (5 bis 20 Hektar); aber selbst hier macht Baden wieder eine Ausnahme, indem hier diese Betriebe — wenn auch nur um ein geringes — zurückgingen. Im übrigen sind die Ergebnisse noch so schwankend, daß man absolut keinen Schluß ziehen kann, ob diese oder jene Gruppe nun ständig ab- oder zunimmt. Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt man, wenn man die Zu- und Abnahme der *Bodenfläche* (der gesamten Bodenfläche sowohl wie der landwirtschaftlich benutzten Fläche) betrachtet.

Das gleiche Rätsel wie die *Betriebs*statistik gibt uns auch die *Produktions*statistik. Ich greife, um einige Beispiele zu geben, *Bayern*, das typische Land des Mittelbauerntums, heraus, weil da die lückenlosesten Zählungen vorliegen, und lasse die Zählungsergebnisse aus den beiden Hauptgruppen für *Schlachtvieh* hier folgen:

Jahr:	1882	1895	1904[1]	1907	1910	1912	1913[2]
Rinder .	3024491	3186640	—	3725430	3485810	3560723	—
Schweine	1074508	1418235	1857647	2056222	2236068	1814418	1749524

Im allgemeinen entfällt auf die Klein- und Mittelbetriebe sowohl auf das Hektar Bodenfläche als auch nach Rindvieheinheiten berechnet ein höherer Prozentsatz an dem Bestand von Schlachtvieh. Wenn nun die Zahl der Klein- und Mittelbetriebe steigt, müßte auch der Bestand oder die Produktion von Schlachtvieh oder von Vieheinheiten steigen, andererseits müßte bei einem Rückgang der Klein- und Mittelbetriebe auch die Produktion und der Bestand von Vieh sinken. Nun zeigt die Statistik von Bayern, daß in der Zeit, wo die Kleinbetriebe an Zahl zurückgingen, die Viehproduktion trotzdem ganz bedeutend zunahm, dann aber auf einmal wieder zurückging, bei gleichbleibender Entwicklungsmöglichkeit.[3] Diese Erscheinungen — andere Staaten haben wieder andere Eigenarten — geben unseren Agrartheoretikern beiderseits eine harte Nuß zu knacken; die Lösung des Knotens durch die Studienkommission und Schaffung eines Agrarprogramms wird wohl nicht so rasch gehen, wie manche Genossen sich dies vorstellen.

In der Frage der Landagitation muß aber schon früher etwas geschehen, es kann damit nicht zugewartet werden, bis die Studienkommission Material gesammelt und zu einem Agrarprogramm verarbeitet hat. Unabhängig von der Ausarbeitung eines Agrarprogramms muß die Landagitation auch von einer anderen Seite in Angriff genommen werden, und zwar von der agitatorischen. Dazu fehlt uns vor allem Material über die Verhältnisse in der Landwirtschaft, es fehlt an einer Stelle, die sich mit agrarstatistischen, agrartheoretischen und agrarpolitischen Aufgaben befaßt, die das landwirtschaftliche Produktionsproblem — unabhängig von der geplanten Studienkommission — in der Theorie und Praxis verfolgt, an einer Stelle, die das Material über die agrarpolitische Tätigkeit unserer Parteigenossen in den einzelnen Landesparlamenten sammelt und verwertet, die die Tätigkeit unserer Gegner verfolgt und diese der Landbevölkerung gegenüber ins rechte Licht rückt. Das Zentrum hat in der bekannten Volksvereinszentrale in München-Gladbach schon längst eine solche Einrichtung. Wenn heute einer unserer Parteigenossen ein unvorsichtiges Wort spricht oder schreibt, flattert diese Äußerung gehörig verdreht und gefälscht in einigen Tagen von München-Gladbach aus an Hunderte von Zentrums-

[1] Keine Angaben für Rinder vorhanden.

[2] Vorläufiges Resultat der Schweine-Zwischenzählung vom 2. Juni dieses Jahres.

[3] Die Schwankungen der Produktion zeigen recht deutlich die Ergebnisse der Schweine-Zwischenzählung vom 2. Juni dieses Jahres in den einzelnen Bundesstaaten. Während vom Dezember 1912 bis Juni 1913 der Rückgang des Schweinebestandes in Bayern 3,5 Prozent beträgt, hat Preußen einen Rückgang von nur 0,1 Prozent, Baden von 2,6 Prozent, Württemberg von 5,2 Prozent, Elsaß-Lothringen von 7,0 Prozent, während in derselben Zeit eine Zunahme erfolgte in Westpreußen von 3,4 Prozent, in Schleswig-Holstein von 6,2 Prozent, in Westfalen von 8,3 Prozent, in Schlesien von 8,6 Prozent, im Großherzogtum Oldenburg sogar von 12,3 Prozent und im Staatsgebiet Hamburg von 12,1 Prozent.

redaktionen und -sekretariate. Aber auch die Generalkommission der Gewerkschaften hat in ihrer „Sozialpolitischen Abteilung" eine Zentralsammel- und Verwertungsstelle für das ihr zuständige Gebiet.

Diese Agrarische Zentralstelle oder Agrarabteilung des Parteivorstandes, wie man sie nennen will oder kann, täte natürlich der Studienkommission zur Schaffung eines Agrarprogramms keinen Abbruch, im Gegenteil, sie könnte der Kommission viel Material aus dem Gebiet der Praxis liefern, was bei der Aufstellung eines solchen Programms notwendig ist. Weite Kreise der Landbevölkerung stehen der Sozialdemokratie nicht mehr wie früher feindlich, sondern durchaus freundlich gegenüber; sie haben erkannt, daß die sozialdemokratische Partei ihre politischen Interessen viel besser vertritt wie die Zentrumspartei, die die ländliche Bevölkerung durch ihre Steuer- und Heerespolitik immer schwerer belastet. Es gilt nun die Verbindung mit der Landbevölkerung herzustellen und sie über das Verhalten der bürgerlichen agrarischen Parteien aufzuklären. Das kann man auch jetzt schon, ohne Agrarprogramm. Die Agitatoren der Zentrumspartei arbeiten auf dem Lande auch nicht mit irgend einem Zentrumsprogramm, sondern renommieren mit einzelnen Taten der Partei. Daneben werden praktische wirtschaftliche Fragen mit behandelt. So ließ die Zentrumspartei in Bayern die „Aufklärung" über die Reichsfinanzreform und jetzt wieder über die Heeresvermehrung auf dem Lande durch die christlichen Bauernvereinssekretäre besorgen. (Jeder Regierungsbezirk hat einen festangestellten Bauernsekretär, natürlich einen waschechten Zentrumsmann.) Die Tagesordnung bei diesen Versammlungen sieht ungefähr so aus: „1. Warum mußte die Zentrumspartei die Reichsfinanzreform annehmen? Referent Kreissekretär N. N. 2. Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Kunstdüngers. Referent Herr Landessaatzucht- (oder Landesviehzucht-) Inspektor N. N." Über den ersten Punkt, das politische Thema, wird nur verhältnismäßig wenig gesprochen, Diskussion gibt es keine, und so können die Bauern nach allen Regeln der Kunst verkohlt werden, was selbstverständlich auch im ausgedehntesten Maße geschieht. Ausführlich wird dann das zweite Thema behandelt, das die Bauern weit mehr interessiert und das auch das beste Lockmittel für einen guten Besuch der Versammlungen abgibt. Auf diese Weise werden die Bauern „aufgeklärt", von einem Programm ist da das ganze Jahr nicht die Rede. Auf die Politik geht man in den Bauernversammlungen von Zentrumsseite nur ungern ein, aus Angst, die Bauern könnten aus dem politischen Getriebe zuviel über die Zentrumstaten erfahren. Wir können aus dieser Taktik des Zentrums die Lehre ziehen, uns auch mehr mit den wirtschaftlichen Interessen der Landbevölkerung zu befassen. Und um ein besseres Eintreten für die praktischen Bedürfnisse der Landbevölkerung zu ermöglichen, ist die Sammlung und Versorgung mit Material aus der Landwirtschaft notwendig, was Aufgabe der agrarischen Zentralstelle wäre.

Aus all diesen Gründen möchte ich dem Parteitag empfehlen, den Parteivorstand zu ermächtigen oder zu beauftragen, gemeinsam mit dem Parteiausschuß durch Errichtung einer Agrarabteilung eine bessere Agitation und Vertretung der Interessen der Landbevölkerung zu ermöglichen.

Der Gebärstreik.[1]

Von K. Kautsky.

Eine der überraschendsten Erscheinungen der jüngsten Zeit ist das enorme Interesse, das in Berliner Versammlungen für den Gebärstreik bekundet wurde. Es war erheblich größer als das für den Massenstreik. Was vor kurzem noch als sonderbare Schrulle verlacht werden mochte, muß jetzt ernst genommen werden, denn jede Idee, die die Massen bewegt, verdient Beachtung. Damit ist natürlich noch nichts für die Richtigkeit solcher Ideen gesagt. Wie der einzelne, kann auch die Masse irren, und es ist ganz unangebracht, wenn ein Massenverehrer einmal den Massen schmeichelt und ihnen zuruft, sie seien stets gescheiter als ihre Führer, um sich ein andermal der Massen zu schämen, wenn sie sich anschicken, andere Wege zu gehen, als ihrem Verehrer paßt. Weder schämen noch schmeicheln ist der Masse gegenüber am Platze. Was wir zu tun haben, ist zu versuchen, sie zu begreifen.

Und da scheint es mir kein Zufall, daß gleichzeitig mit der Idee des Massenstreiks und anscheinend noch mehr als diese die des Gebärstreiks das Interesse breiter Schichten des Proletariats erweckt. Beide bezeugen den mächtigen Drang, der in ihnen lebt, neue Methoden des Vorwärtskommens zu entdecken, da die alten uns anscheinend nicht vorwärts bringen. Die öko-

[1] Vorliegende Zeilen wurden in meinem Ferienaufenthalt geschrieben, fern von allen literarischen Behelfen, angeregt durch den Bericht, den der „Vorwärts" über die Berliner Versammlungen gab, die sich mit dem Gebärstreik beschäftigten. Eben, wie ich den Artikel nach Stuttgart zum Drucke befördern will, erhalte ich von dort die „Neue Zeit" mit dem langatmigen Angriff der Genossin Luxemburg auf mich. Sie hatte ausreichend Zeit gehabt, diesen Angriff früher zu veröffentlichen. Aber wenn sie mit seiner Einsendung bis zu einem Termin wartete, der es mir unter den gegebenen Umständen unmöglich machte, ihr ausreichend noch vor dem Parteitag zu antworten, so bin ich ihr dafür sicher Dank schuldig. Ich hätte mich sonst vielleicht verleiten lassen, den Rattenkönig von Entstellungen und Verdrehungen zu entwirren, den sie künstlich zurechtgemacht hat, um mich als offiziösen „Nichtsalsparlamentarier" zu präsentieren und so mit leichter Mühe totzuschlagen. Und doch wäre es recht überflüssig, mich dagegen zu wehren. Wozu der Genossin Luxemburg bei ihrem Bestreben helfen, die bisher rein sachlich geführte Diskussion über Meerfelds Artikel unmittelbar vor dem Parteitag in einen persönlichen Disput zu verwandeln und das Interesse von der entscheidenden Frage abzulenken, die sie selbst zu beantworten hat?

Nicht um den Massenstreik handelt es sich heute. Der ist theoretisch längst anerkannt, und praktisch will ihn unmittelbar niemand anwenden. Die Frage ist eine andere. Genossin Luxemburg und ihre Freunde wollen unsere bisherige, seit vier Jahrzehnten bewährte Taktik über Bord werfen, um sie, die sie wegwerfend als „Defensive" bezeichnen, durch eine neue Taktik zu ersetzen, die der „Offensive" und „kühnen Initiative". Diese beiden Worte gefallen ihnen so gut, daß sie sie unausgesetzt wiederholen. Aber mit keiner Silbe haben sie bisher verraten, welche besonderen Aktionen wir darunter verstehen sollen. Die Syndikalisten, die die gleichen Phrasen gebrauchen, lassen wenigstens deutlich erkennen, welche Taktik sie damit befürworten. Die Luxemburgsche Taktik will nicht mehr die bisherige sozialdemokratische, aber auch nicht die syndikalistische sein, trotzdem ihre Argumentation ganz auf diese hinausläuft. Eine ersprießliche sachliche Diskussion darüber ist natürlich erst möglich, wenn sie zu bestimmten Forderungen formuliert vorliegt. Warten wir ab, ob der Genossin Luxemburg diese Formulierung gelingt.

Tirol K. Kautsky.

nomische Situation des Proletariats verschlechtert sich seit einigen Jahren immer mehr, was um so unangenehmer empfunden wird, als es sich über ein Jahrzehnt lang an entschiedenes, ununterbrochenes Fortschreiten gewöhnt hatte und als seine gewerkschaftlichen und politischen Organisationen immer kraftvoller anwachsen. Wir sind die stärkste Partei im Reichstag geworden und den Proletariern geht es immer schlechter. Bezeugt das nicht deutlich, daß unsere bisherigen Methoden unzureichend sind?

Man kann es den Massen nicht verübeln, wenn sie so argumentieren. Gibt es sogar geschulte Marxisten, die in gleicher Weise schließen, und doch bezeugt die eben geschilderte Situation nur die Unwiderstehlichkeit der Gesetze der kapitalistischen Entwicklung, die sicher keine Gewerkschaft und keine parlamentarische Vertretung, aber auch kein Massen- und kein Gebärstreik in ihr Gegenteil zu wenden vermag, solange nicht das Proletariat mit der politischen Macht die Kraft gewonnen hat, den ganzen kapitalistischen Organismus in einen sozialistischen umzuwandeln.

Die gegenwärtige Situation macht es aber nicht nur begreiflich, daß die Massen nach neuen Mitteln des Vorwärtskommens suchen, da ihnen die bisherigen nicht auszureichen scheinen. Sie macht es auch begreiflich, daß gerade die Idee des Gebärstreiks ihre Aufmerksamkeit erregt.

Der Geburtenrückgang ist eine Erscheinung, die seit einigen Jahren in allen industriellen Ländern in auffallender Weise auftritt. Zum Teil kann er physiologischen Ursachen zugeschrieben werden, namentlich der Frauenarbeit und den Geschlechtskrankheiten, die beide eine wachsende Zahl von Frauen zur Unfruchtbarkeit verurteilen. Aber es ist gar keine Frage, daß daneben die bewußte Verhütung der Empfängnisse eine steigende und wohl die entscheidendste Rolle spielt.

Bisher waren es vornehmlich die Besitzenden, die ihre Kinderzahl beschränkten, einmal deswegen, weil sie ihr Erbe nicht zersplittern wollten, und dann, weil die Damen trachteten, alle Arbeit von sich abzuwälzen. Da es nicht anging, die Mühen der Schwangerschaft und Geburt Dienstsklavinnen zuzuweisen, blieb nichts übrig, als die Zahl der Empfängnisse möglichst einzuschränken.

Bei den Proletariern dagegen gibt es kein Erbe, das durch eine übermäßige Zahl von Kindern für das einzelne geschmälert werden könnte. Und die Frau des Proletariers war bisher das geduldigste Lasttier, so mit Plage überhäuft, so daran gewöhnt, für andere zu sorgen und zu denken, daß sie gar nicht dazu kam, an sich selbst zu denken und sich zu fragen, ob die herkömmlichen Anschauungen vom „Kindersegen" auch berechtigt seien. Ihr fiel der Löwenanteil an allen den Mühen und Sorgen zu, die eine zahlreiche Familie mit sich brachte. Sie trafen weit weniger den Mann. So empfand auch dieser keinen allzu starken Antrieb zur Beschränkung der Familie.

Dem ist es wohl zuzuschreiben, warum bisher Kinderreichtum als Kennzeichen der Armut, kleine Familien als eines der Wohlhabenheit galten. So gibt es auch heute bürgerliche Ökonomen, die in dem Geburtenrückgang das unverkennbare Zeichen dafür sehen, daß der Wohlstand der Massen in raschem Aufstieg begriffen ist. In Wahrheit ist er nur ein Zeichen dafür, daß die Armut anfängt, eines ihrer Merkmale aufzugeben, die sie bisher kennzeichneten. Das geschieht namentlich durch die Änderung in der Stellung der Frau.

Die industrielle und kommerzielle Erwerbsarbeit der Frauen beschränkt sich immer weniger auf die unverheirateten, und sie hört immer mehr auf, ein bloßes Durchgangsstadium zu sein. Ein neues Arbeitsgebiet ersteht für die Frau, wodurch es ihr immer schwerer gemacht wird, Mutterpflichten zu erfüllen und in jenem innigen Verhältnis zu ihren Kindern zu bleiben, das allein für die Opfer und Mühen der Mutterschaft zu entschädigen vermag.

Aber aus der neuen Arbeit für den Kapitalisten erwachsen der proletarischen Frau auch neue Aufgaben gegenüber der Gesellschaft und ihrer eigenen Klasse. Sie fängt an, selbständig über ihre Lage nachzudenken, sie wird es müde, bloße Koch-, Wasch- und Gebärmaschine zu sein. Wie die wohlhabende Frau beginnt jetzt auch die Proletarierin bewußt die Zahl ihrer Kinder einzuschränken, freilich aus ganz anderen Motiven als die Dame, nicht aus Faulheit, Genußsucht und Egoismus, sondern als Kämpferin für eine bessere Existenz und für die allgemeine Sache.

Aber das Resultat ist dasselbe: Verringerung der Geburten. Und diese wird nun recht fühlbar, seit sie in den Massen ebenso vor sich geht wie in den oberen Klassen.

Begünstigt wird diese Entwicklung noch durch die Fortschritte der medizinischen Technik. Schreckten früher viele Frauen vor der künstlichen Einschränkung ihrer Familien zurück, weil nur barbarische, vielfach schädliche Methoden dafür bekannt waren, so hat die Technik heute unschädliche und unmerkliche Mittel geschaffen, die bisher meist nur den wohlhabenden Frauen durch ihre Hausärzte bekannt waren, die jetzt aber auch im Proletariat Eingang finden.

Man sieht, der Geburtenrückgang ist eine notwendige Erscheinung. Er geht aus der Revolutionierung der Stellung der Frau durch den Kapitalismus und den technischen Fortschritt hervor, und er wird andauern, solange die kapitalistische Ausbeutung der proletarischen Frau das Mutterglück verkümmert und ihr die Aufziehung gesunder Kinder zu einem freudigen Dasein fast unmöglich macht.

Wollten die Verfechter des Gebärstreiks nichts anderes, als uns die Ursachen und die Unvermeidlichkeit des Geburtenrückgangs im Proletariat darlegen, vielleicht auch noch die Aufgabe der im Proletariat wirkenden Ärzte betonen, überall dort, wo eine Proletarierfrau aus physiologischen oder ökonomischen Gründen durch einen Familienzuwachs geschädigt würde, ihr an Stelle roher, primitiver Mittel verfeinerte der neuen Technik zugänglich zu machen, so ließe sich nichts dagegen einwenden. Nur hätte das alles mit Politik und Partei nichts zu tun.

Sie gehen aber weiter. Sie sehen in einer unvermeidlichen *Erscheinung* der kapitalistischen Gesellschaft eine scharfe *Waffe* gegen diese Gesellschaft. Sie wollen aus der Anwendung einer Methode, die bisher Privatsache war, eine Aufgabe des proletarischen Klassenkampfes machen, und dabei schießen sie weit über das Ziel hinaus.

Derselbe Vorgang gibt, als Massenerscheinung betrachtet, ein ganz anderes Bild wie als Einzelerscheinung. Wohl kann der einzelne Proletarier leichter kämpfen, wenn er keine Familie hat, aber wenn alle so dächten, hieße das, die Proletarierklasse zum Aussterben verurteilen. Wie soll sie dann die politische Macht erobern, wodurch allein die Möglichkeit ge-

boten wird, den Kapitalismus in eine höhere Gesellschaftsform zu verwandeln? Man glaubt doch nicht etwa, die Kapitalisten würden das freiwillig aus Furcht vor dem Aussterben der Proletarier tun?

Die Geburtsstreikler sagen, man müsse dem Heere die Soldaten, den Ausbeutern die Ausgebeuteten nehmen. Aber der Prozeß, durch den das erreicht werden soll, ist ein recht langwieriger. Nehmen wir an, es gelänge unserer Agitation, zu erreichen, daß im nächsten Jahre 50 000 Proletarierkinder weniger geboren werden, als sonst geschähe. So ergäbe das vielleicht nach zwanzig Jahren ein Minus von etwa 10 000 Rekruten. Was bedeutete das für die Armee! Vielleicht könnte sich nach dreißig Jahren ein fühlbarer Ausfall von Rekruten einstellen. Wir schmieden aber doch Waffen für den Kampf der Gegenwart, nicht für den nach dreißig Jahren.

Es wäre ja möglich, daß wir bis dahin den Sieg noch nicht errungen haben — wir Marxisten haben zwar bisher in der Regel recht behalten mit unseren Prophezeiungen über die Richtung der Entwicklung, über das Tempo aber haben wir uns bisher oft recht empfindlich getäuscht. Das braucht nicht immer der Fall zu sein, und die Revolution kann näher stehen, als wir glauben. Sie kann aber auch noch in weiter Ferne liegen — darüber läßt sich gar nichts Bestimmtes sagen. Wenn die Geburtsstreikler heute schon für die Kämpfe nach dreißig Jahren rüsten wollen, so kann man ihnen sicher nicht mit Bestimmtheit die Behauptung entgegenhalten, daß die entscheidenden Kämpfe bis dahin bereits geschlagen und das Heer, soweit ein solches noch notwendig, in ein Milizheer verwandelt sei. Aber wenn nach dreißig Jahren noch gekämpft werden muß, dann wird es sicher unter ganz anderen Bedingungen geschehen wie heute, denn die Welt bleibt bis dahin auf keinen Fall stehen. Unter Bedingungen, von denen wir zurzeit noch keine Ahnung haben können. Welchen Zweck hätte es da, heute die Kräfte unserer Agitation auf das Schmieden einer Waffe aufzuwenden, von der wir gar nicht wissen können, ob und wie sie jemals zur Anwendung kommen kann.

Aber nehmen wir den ganz unmöglichen Fall, nach dreißig Jahren herrschten noch die gleichen Zustände wie heute, und der Gebärstreik habe bis dahin seine volle Wirkung getan. Was hätten wir damit erreicht? Daß aus der Armee die sozialdemokratischen Soldaten so gut wie verschwunden wären, daß in ihr nur noch Soldaten aus den Schichten, die der Sozialdemokratie schwerer zugänglich sind, aus Bauern und Kleinbürgern gefunden würden.

Und noch eines ist möglich: es gibt Kolonien, die ein brauchbares Soldatenmaterial abgeben können. Frankreich beginnt bereits, von dort die Folgen des Geburtenrückganges für seine Armee wettzumachen. Sollte er sich einmal bei uns fühlbar machen, hindert nichts die deutsche Armeeverwaltung, desgleichen zu tun. Die Kolonien werden dann eine neue Funktion für den deutschen Kapitalismus erhalten: die, ihm Verteidiger zu liefern.

Eine unserer Hoffnungen auf den schließlichen Sieg unserer Sache beruht darauf, daß die Zahl der Sozialdemokraten in der Bevölkerung und damit auch in der Armee immer mehr zunimmt, bis diese Zahl so groß geworden ist, daß man nicht mehr wagt, das Heer gegen den „inneren Feind" aufzubieten. Die Geburtsstreikler glauben im Gegenteil unsere Sache dadurch zum Siege zu führen, daß die Armee ausschließlich aus den reaktionärsten Teilen des Landes, ja der Kolonien zusammengesetzt wird!

Ähnlich wie mit der Armee verhält sich's mit der Industrie. Auch da wird ein jetzt einsetzender Gebärstreik erst nach längerer Zeit, wenn auch etwas früher als im Heere, etwa nach zwanzig Jahren, seine Wirkungen geltend machen können. Nehmen wir abermals den Fall an, daß dann noch die gleichen ökonomischen und technischen Bedingungen herrschen wie heute, ein ganz unwahrscheinlicher Fall, aber der einzige, den wir untersuchen können, so wird das Versiegen der Quelle einheimischer Proletarier keineswegs den industriellen Kapitalismus zum Stillstand bringen. Soweit ihn nicht äußere Gewalt des Proletariats fällt, kann er sich stets weiterentwickeln, solange neben ihm Agrarländer bestehen, die ihm seine Industrieprodukte abnehmen und dafür Rohprodukte und Arbeitskräfte liefern. Je mehr die Zufuhr einheimischer Arbeitskräfte versagt, desto mehr wird er auswärtige Arbeitskräfte heranziehen.

Das industrielle Proletariat hört damit nicht auf, aber seine Zusammensetzung ändert sich. An Stelle „begehrlicher" Arbeiter treten bedürfnislose Kulis, unterwürfig und kampfunfähig, da fremd, ohne Rückhalt und ohne Rechte. National gespalten, verfügen diese ausländischen Arbeiter über keine Presse oder wenigstens über keine freie, da sie ganz von der Gnade der Verwaltungsbehörden abhängen; über kein Koalitionsrecht und unter allen Umständen über kein Wahlrecht.

Da hätten wir dann den richtigen Zukunftsstaat der Kapitalisten: ein Heer, aus dem alle Sozialdemokraten verschwunden sind, und ein Proletariat, dem alle Rechte fehlen, das ihrer Willkür völlig ausgeliefert ist.

Das ist das Ziel, dem die Geburtsstreikler zusteuerten, wenn ihre Agitation das ganze deutsche Proletariat erfaßte. Könnte es wirklich unsere Aufgabe sein, eine solche Agitation zu betreiben? Sicher nicht.

Birgt aber nicht auch schon der Geburtenrückgang, wie er sich bisher spontan eingestellt hat, eine große Gefahr für den proletarischen Klassenkampf?

Zunächst keineswegs. Seine schädlichen Wirkungen könnte er erst nach Jahrzehnten äußern. Die erste Wirkung der Verkleinerung der proletarischen Familien dürfte nur eine günstige sein, die Vermehrung der Kampffähigkeit und Energie der einzelnen Proletarier, namentlich der proletarischen Frauen, also ihrer Qualität. Und die Qualität der kämpfenden Proletarier ist nicht minder wichtig als ihre Masse.

Aber freilich, die schönsten Qualitäten nützen dem Proletariat nichts, wenn ihm die nötige Massenhaftigkeit fehlt. Eine Erhöhung der Qualität auf Kosten der Quantität wäre noch schädlicher als das Umgekehrte.

Ob der Rückgang der Geburten schließlich so weit kommt, daß seine schädlichen Wirkungen auf die Quantität der Masse größer sind, als seine vorteilhaften Wirkungen auf die Qualität der einzelnen überwiegen, was am Ende, wie wir gesehen haben, auch zu einer Verschlechterung der Qualität der Gesamtmasse führt, da an Stelle hochstehender rückständige Arbeiterschichten treten — darüber läßt sich natürlich heute gar nichts sagen. Doch braucht man nicht pessimistisch zu sein. Der Drang nach Mutterschaft ist im gesunden Weibe so stark und die Annahme neuer Sitten geht so langsam vor sich, daß es noch einige Zeit dauern dürfte, bis der Geburtenrückgang eine bedrohliche Höhe annimmt. Bisher macht er noch keine Miene, wenigstens nicht in Deutschland, eine Verminderung der Bevölkerung herbeizuführen, denn dem Geburtenrückgang steht ein starker Rückgang der

Sterblichkeit gegenüber, der nicht zum wenigsten durch den ersteren bedingt wird. Aber auch ein absoluter Rückgang der proletarischen Bevölkerung braucht noch lange nicht ein Rückgang der arbeitenden Bevölkerung zu sein. Er könnte zunächst nur einer des arbeitsunfähigen Teiles, der Kinder, sein.

Ob dann schließlich der Geburtenrückgang das einheimische Proletariat nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ schädigt und damit seinen Emanzipationskampf verzögert, hängt von den Erfolgen ab, die es bis dahin erzielt hat. Gelingt es dem Proletariat, innerhalb der nächsten Jahrzehnte eine Machtposition zu erringen, die es ihm ermöglicht, den Kapitalismus umzuwandeln, dann verschwinden die Ursachen des jetzigen Geburtenrückganges und damit auch seine Gefahren.

Die Frage nach den Wirkungen dieses Rückganges auf die soziale Entwicklung löst sich also auf in die Frage, welche der beiden Bewegungen rascher vor sich geht: die Verminderung der Masse des einheimischen Proletariats durch den Geburtenrückgang oder die Vermehrung seiner Macht. Je schneller die letztere Bewegung, desto weniger gefährlich die erstere, desto mehr kann diese für den Klassenkampf nur ihre anfänglichen günstigen und nicht ihre späteren ungünstigen Seiten entwickeln.

Zunächst liegt kein Grund für uns vor, dem Geburtenrückgang besorgt gegenüberzustehen, aber noch weniger einer, ihn durch unsere Agitation zu fördern. Wir müssen solcher Agitation vielmehr auf das entschiedenste entgegentreten. Sie bedeutet nicht bloß unnütze Kraftverschwendung, sondern direkten Kraftaufwand für eine schädliche Sache.

Miliz und stehendes Heer.

Von **Fr. Mehring.**

(Schluß.)

V.

Wenn anders die Heeresverfassung im ununterbrochenen Flusse der geschichtlichen Entwicklung steht und mit dem Feldgeschrei: Hie Miliz! Hie stehendes Heer! an sich gar nichts gesagt ist, sondern alles auf die besonderen geschichtlichen Umstände ankommt, so steht damit nicht im Widerspruch, sondern vielmehr im Einklang, daß unter gegebenen historischen Voraussetzungen Miliz und stehendes Heer sich ausschließende Gegensätze sein können. Und diese Voraussetzungen sind heute in dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Bourgeoisie und Proletariat gegeben.

Um aber diesen Gegensatz klar zu erkennen, muß man die Forderung der Miliz, wie sie die moderne Sozialdemokratie stellt, mit grundsätzlicher Schärfe von allen bürgerlichen Milizgedanken trennen. Sie spielen vielfach auch in die sozialistische Literatur über die Milizfrage hinüber und haben nicht wenig dazu beigetragen, das Urteil der Arbeiter über diese für ihren Emanzipationskampf entscheidende Frage zu verwirren. Im einzelnen hierauf einzugehen, würde zu weit führen, und es muß abermals an einem Beispiel genügen, aber eben deshalb mag ein Beispiel gewählt werden, das sozusagen den Stier bei den Hörnern packt.

Niemand kann die Verdienste, die sich Engels um die militaristische Aufklärung des Proletariats erworben hat, höher schätzen als der Schreiber dieser Zeilen. Er bekennt gerne, daß die Gedankenreihe, die er in den vor-

liegenden Artikeln auszuspinnen versucht hat, zuerst in ihm angeregt worden ist durch einen Satz, den er vor Jahr und Tag in einem von Engels an Marx gerichteten Briefe las. Dieser Satz lautet folgendermaßen: „Erst eine kommunistisch eingerichtete und erzogene Gesellschaft kann sich dem Milizsystem sehr nähern, und auch da noch asymptotisch.“ Es ist gerade auch das Verdienst von Engels, mit den bürgerlichen Milizschwärmereien aufgeräumt und die historische Bedingtheit aller Heeresverfassungen nachgewiesen zu haben; seine Militärschrift von 1865 trug ihm selbst von einem so namhaften Militärschriftsteller, wie Rüstow war, den Vorwurf ein, daß er sich damit einen Anspruch auf den preußischen Orden pour le mérite erworben habe.

Gleichwohl hat auch Engels den bürgerlichen Vorstellungen in der Milizfrage einige Zugeständnisse gemacht: allerdings erst in seinen letzten Lebensjahren, wo er gewiß nicht weniger revolutionär dachte als in den Tagen seiner frischen Manneskraft, aber wo ihn das mächtige Aufblühen der Arbeiterbewegung nach vierzigjährigem Hoffen und Harren die Hindernisse ihres Weges unterschätzen ließ. Es geschah aus demselben Optimismus heraus, der ihn in den dunkelsten und schwersten Tagen nicht hatte verzagen lassen. Aber deshalb dürfen wir den Fehler in der Rechnung nicht übersehen, den er in der letzten seiner Militärschriften begangen hat, in der Broschüre: „Kann Europa abrüsten?“ Er will in ihr den Beweis führen, daß die Umwandlung der stehenden Heere in eine auf allgemeiner Volksbewaffnung beruhende Miliz auch „für die heutigen Regierungen und unter der heutigen politischen Lage“ möglich sei. Er befürwortet für diesen Zweck in erster Reihe, das Schwergewicht der militärischen Ausbildung in die Jugenderziehung zu legen, und sieht gerade hierin den Unterschied des von ihm vorgeschlagenen Milizsystems mit irgendwelcher bestehenden Miliz, zum Beispiel der schweizerischen.

An und für sich ist das, was Engels ausführt, wohldurchdacht, wie sich von selbst versteht. Ebenso wie es sich von selbst verstand, daß Lassalles Schrift über den Krieg von 1859 an und für sich wohldurchdacht war. Es besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden Schriften insofern, als die preußische Regierung ja die Gewogenheit gehabt hat, auf die Vorschläge einzugehen, die Lassalle und Engels ihr gemacht haben, natürlich in ihrer Weise. Lassalle forderte, die preußische Regierung solle ihr Heer nach Schleswig-Holstein senden, und das geschah wenige Jahre darauf: freilich nicht, wie Lassalle wollte, in national-revolutionärer, sondern in dynastisch-reaktionärer Tendenz. In derselben Tendenz wird jetzt auch die militärische Jugenderziehung begonnen unter der obersten Leitung desselben Feldmarschalls von der Goltz, der den seligen Helden von Jena den Lorbeer gewunden hat, und mit einem Erfolg, der es nur zweifelhaft läßt, ob die widerlichen Zerrbilder in höherem Grade Empörung oder Spott herausfordern. Es ist übrigens anzuerkennen, daß Genosse Schippel schon vor fünfzehn Jahren diesen Erfolg in der „Neuen Zeit“ vorausgesagt hat, wenn auch entfernt nicht in so drastischer Weise, wie er heute jeden Tag von jedem Parteiblatt geschildert wird.

Wollte man jedoch deshalb den preußischen Staat anklagen, so würde er mit dem besten Gewissen von der Welt antworten: Aber so verlangt doch nicht mehr von mir, als ich leisten kann. In der Tat — wer kann von einem Raben verlangen, daß er singen, oder von einem Tiger, daß er sich von Obst

nähren soll? Für den modernen Klassenstaat, der eine internationale Großmacht sein will, löst sich die ganze Milizfrage in ein sehr einfaches Dilemma auf. Entweder bildet er seine Miliz aus atomisierten Massen, wie sie die kapitalistische Produktionsweise unermüdlich schafft, und dann ist er dem stehenden Heere der ersten besten Nachbarmacht geliefert. Oder er bildet sie aus organisierten Massen, wie sie der proletarische Klassenkampf erzeugt, und dann geht es ihm auch an Kopf und Kragen, gewiß mit den wohltätigsten Folgen für die gesittete Menschheit, aber deshalb um so gründlicher.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu beklagen, sondern zu begrüßen, daß die bürgerliche Opposition ihren Widerstand gegen den modernen Militarismus ein für allemal aufgegeben hat. Es ist schon gesagt worden, daß und weshalb dieser Widerstand an einem inneren Widerspruch litt, und es ist gezeigt worden, daß im besonderen die bürgerliche Opposition in Preußen damit begann, die Opposition gegen den Militarismus in eine elende Finanzfrage zu verpfuschen; bei seinen Gegenvorschlägen gegen den Reorganisationsplan Roons rechnete das preußische Abgeordnetenhaus am Anfang der sechziger Jahre eine jährliche Ersparnis von — sage und schreibe — $2^1/_2$ Millionen Taler heraus. Kurz vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges bestritt die fortschrittliche Presse wochenlang ihre Agitation gegen den Militarismus mit dem „ausgestopften Hauptmann"; das Kalkulatorengenie Eugen Richters hatte nämlich entdeckt, daß im Militäretat das Gehalt für einen Gardehauptmann ausgeworfen war, der in Wirklichkeit nicht existierte; die Stelle wurde durch den Kaiser bekleidet, der die paar tausend Mark Gehalt irgendwie sonst im Interesse des Regiments verwandte. Mit solchen Nörgeleien machte man dem Moloch höchstens eine vergnügte Viertelstunde.

Diese Opposition war schon deshalb ein verlorenes Spiel, weil sie überhaupt nur ein Spiel war. Als im Jahre 1893 der damalige Reichskanzler Caprivi der Freisinnigen Volkspartei — oder wie dies wechselnde Gebilde zur Zeit hieß — die zweijährige Dienstzeit anbieten ließ für ihre Zustimmung zu der damaligen Heeresvermehrung, lehnte Eugen Richter ab, weil die Partei sonst aufhören würde, eine „Volkspartei" zu sein. Diese Spekulation auf den Widerwillen der Volksmassen gegen den Militarismus hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn sie eine energische und konsequente Opposition zur Folge gehabt hätte. Die bürgerliche Opposition kam aber nie über schwächliche Halbheiten hinaus. Wenn sie sich überhaupt diese Halbheiten erlauben zu dürfen glaubte, so geschah es, weil die „Nichts-als-Freihändler" sich einbildeten, daß die Entwicklung des Kapitalismus zum allgemeinen Völker- und Weltfrieden führen würde. Sobald diese Illusion mit dem Anbruch der imperialistischen Ära zerrann, sobald es offenbar wurde, daß die Zukunft des Kapitalismus ganz und gar an eine rücksichtslose Eroberungspolitik gebunden ist, kam es dieser „Volkspartei" zu klarem Bewußtsein, daß sie ein Spiel mit dem Feuer aufgeben müsse, an dem sie sich doch einmal die Finger verbrennen könne. und sie sank als reuige Sünderin in Molochs Arme.

Immerhin — wenn man begreiflich finden mag, daß die bürgerliche Opposition nicht über ihren Schatten zu springen vermag, so ist es unverzeihlich, daß sie das deutsche Heer nicht einmal so weit zu verbürgerlichen vermocht hat, wie es sich mit den Aufgaben eines stehenden Heeres auch unter

den heutigen Verhältnissen durchaus verträgt. Es ist die historische Schuld der bürgerlichen Opposition, daß die deutsche Heeresverfassung noch vielfach in feudalen Formen steckt, die vor hundert Jahren schon Scharnhorst und seine Genossen für schädlich erklärt haben. Hiermit aufzuräumen, hatte die bürgerliche Opposition um so reichere Gelegenheit, als der Militarismus im steigenden Maße des bürgerlichen Geldes und der bürgerlichen Intelligenz bedurfte. Aber wenn sich die freisinnigen Parlamentarier à la Kopsch und Mugdan auf den wahrhaft idiotischen Standpunkt stellten, daß sie, edelmütig bis aufs Hühnerauge, keine „Erpresserpolitik" treiben könnten und wollten, so wußten die Schulze und Müller, die ins Offizierkorps gelangten, nichts Besseres zu tun, als den Itzenplitzen und Zitzewitzen abzusehen, wie sie sich räusperten und spuckten. Wie bei so vielen Reformen, die schon auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft möglich und nötig sind, überließen ihre geborenen Vertreter die Sorge für sie den dreimal vermaledeiten Sozialdemokraten, die denn auch mit allem Nachdruck dafür eingetreten sind und eintreten. Nur müssen wir uns hüten, in diesen Reformen eine Annäherung an die Miliz zu sehen, wie wir sie fordern. Denn diese Miliz ist ein revolutionäres Prinzip, das dem Prinzip der stehenden Heere, wie es sich heute entwickelt hat, unversöhnlich gegenübersteht; mit Reformen, die das Prinzip der stehenden Heere zuläßt, so notwendig und nützlich sie sein mögen, nähert man sich dem Prinzip der Miliz so wenig, wie mit Arbeiterschutzgesetzen der sozialistischen Produktionsweise.

Es ist deshalb auch prinzipiell anfechtbar, wenn in der Erklärung, die die sozialdemokratische Reichstagsfraktion vor der Abstimmung über die Deckungsvorlage abgegeben hat, über ihre Anträge zur Wehrvorlage gesagt wird, sie hätten schwere Mißstände des stehenden Heeres beseitigen und seine Umbildung zur Volkswehr vorbereiten wollen. Eine Umbildung zur Volkswehr wird damit noch nicht eingeleitet, daß schwere Mißstände des stehenden Heeres beseitigt werden. Ebenso anfechtbar ist es, wenn die Steigerung der Heeresrüstung als „völlig unbegründet" bezeichnet wird. Sie ist es gewiß, soweit es auf die fadenscheinigen Vorwände ankommt, mit denen die Bethmann Hollweg und Heeringen sie zu begründen versucht haben, aber sie ist nur allzu begründet als notwendige Konsequenz der imperialistischen Politik und notwendiges Produkt des heutigen Klassenstaats. Und eben deshalb verwerfen wir sie und würden sie auch dann verwerfen, wenn der Hinweis der Bethmann Hollweg und Heeringen auf die neuen Mächte des Balkans mehr gewesen wäre als ein fadenscheiniger Vorwand.

Indessen wenn es sich bei diesen Punkten vielleicht nur um eine ungenaue Wahl der Worte handelt, so ist wirklich bedenklich der Schlußsatz der Erklärung, wo die Zustimmung zu den Besitzsteuern mit der Überzeugung begründet wird, „daß die damit eingeleitete schärfere Heranziehung der Besitzenden zu den Rüstungskosten dazu beitragen wird, die Sympathien dieser Kreise für eine Fortsetzung der Rüstungstreibereien abzukühlen und uns dadurch den Kampf gegen den Militarismus zu erleichtern". Dieser Satz zeugt von einer allzu flachen Auffassung des militaristischen Problems und fordert deshalb entschiedenen Widerspruch heraus. Ob die Zustimmung zu den Besitzsteuern sich mit der Stellung der Partei zu den Steuerproblemen verträgt oder nicht, ist eine Frage für sich, um die es sich in diesem Zusammenhang nicht handelt. Aber die „Fortsetzung der Rüstungstreibereien" hängt viel zu eng

mit den wichtigsten Lebensinteressen des modernen Klassenstaats zusammen, als daß die Frage, ob die finanziellen Mittel in einer den besitzenden Klassen mehr oder minder unbequemen Weise aufgebracht werden sollen, dabei eine mehr als nebensächliche Rolle spielen kann. Sieht man selbst von dem Beispiel anderer Länder ab, so zeigt schon die erste „Rüstungstreiberei" in Preußen, wie wenig es gerade auf diesen Gesichtspunkt ankommt. Die Kosten der Militärorganisation von 1860 wurden durch die Aufhebung der feudalen Grundsteuerbefreiungen dem Junkertum auferlegt, und selbst das preußische Herrenhaus biß nach kurzem Zögern in den sauren Apfel.

Diese Unklarheit in der Erklärung der Reichstagsfraktion ist gewiß nur ein Zeichen der Unklarheit, die in der ganzen Partei über die Wehrvorlage geherrscht hat. Auch die Massen der Partei haben das notwendige Verständnis für das ungeheuerliche Attentat nicht gehabt, das mit der Wehrvorlage auf ihre Lebensinteressen gemacht worden ist. Zum Teil mag man sich ihre allzu große Gelassenheit daraus erklären, daß ihnen in gewissem Sinne die immer weitere Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht nur erwünscht sein kann; was sollten sie dagegen einwenden, daß die herrschenden Klassen einen immer größeren Teil der beherrschten Klassen im Waffenhandwerk unterrichten? Dazu mochte dann ein gewisses Gefühl des Behagens und selbst der Schadenfreude darüber gekommen sein, daß diesmal der Geldbeutel der besitzenden Klassen bluten soll. Allein gerade diese Entschuldigungsgründe, wenn man sie anders gelten lassen will, beweisen doch nur, daß die tiefere prinzipielle Anschauung den Massen der Partei zu schwinden beginnt. Eine Tatsache, die dann von der anderen Seite dadurch beleuchtet wird, daß eine — gelinde gesagt — kurzsichtige Agitation einiger zur Partei gehöriger Ärzte für die Bekämpfung des Kapitalismus und Militarismus durch einen „Gebärstreik" ein lebhafteres Interesse unter den Berliner Parteigenossen findet, als die Agitation gegen die Wehrvorlage gefunden hat.

Um so dankenswerter ist es, daß nun aber doch gerade in den Massen der Partei die Einsicht hervorbricht, daß es so nicht weitergehen kann. Wie immer bei solchen Selbstbesinnungsprozessen werden dabei übereilte Vorschläge der Besserung und ungerechte Vorwürfe gegen einzelne Personen oder einzelne Instanzen gemacht, und es ist sicherlich notwendig, daß diese Vorschläge, soweit sie übereilt, und diese Vorwürfe, soweit sie ungerecht sind, zurückgewiesen werden. Aber man soll sich nicht dem Irrtum hingeben, daß damit alles wieder im Lote sei. Der Gedanke, der diese neue Massenbewegung belebt, der Gedanke, den Todfeinden der Arbeiterklasse, wie sie sich in den Reichstagsverhandlungen über die Wehr- und Deckungsvorlagen von der Rechten bis zur Linken enthüllt haben, nicht mit allerlei Dämpf- und Kühlapparaten den Kopf zu waschen, sondern sie mit den alten prinzipiellen Waffen der Partei aufs Haupt zu schlagen, ist durch und durch gesund; er wird sich hoffentlich nicht wieder einlullen lassen durch die beredtesten Nachweise, daß sich die Dinge seit den letzten Reichstagswahlen durchaus in den richtigen Geleisen bewegt haben.

Gerade auf dem Gebiet der Militärfrage, mehr noch als fast auf jedem andern, ist die kräftigste Propaganda unserer prinzipiellen Anschauungen notwendig. Hier sind noch große Mißverständnisse und Unklarheiten zu beseitigen; es ist bezeichnend, wenn auch nicht schmeichelhaft, daß die klassischen Schriften unserer Parteiliteratur über militärische Fragen, die Schriften von

Engels und Bürkli, unter allen ihren Erzeugnissen so ziemlich am wenigsten verbreitet und selbst unzugänglich sind. Dann aber haben wir kein anderes Mittel, die stehenden Heere erfolgreich zu bekämpfen, als daß wir jene Disziplin der Massen schaffen, ohne die heute jede Miliz unmöglich ist. Die stehenden Heere gehören zum modernen Klassenstaat und sind von ihm unzertrennlich; alle Versuche, sie auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft zu beseitigen, müssen von vornherein versagen; herrschende und unterdrückende Klassen vermögen sehr viel, leider viel zu viel, aber sie können keine Miliz aus dem Boden stampfen, die ihre Klasseninteressen zu verteidigen fähig und geneigt ist.

Jedoch den stehenden Heeren ist auch keine Miliz gewachsen, die nicht in enger Arbeits- und Lebensgemeinschaft geschult und zu einem einheitlichen Körper zusammengeschweißt ist. Die Organisation der Massen durch die sozialdemokratische Agitation ist die praktische Vorschule einer kampftüchtigen Miliz; sie schafft den einheitlichen Willen, der über alle Tapferkeit und Tüchtigkeit der einzelnen hinaus allein befähigt, nicht nur einzelne Erfolge zu erringen, sondern planmäßig zu kämpfen und zu siegen. Dieser Wille ist nur durch die „kommunistische Erziehung" zu schaffen, wie auf allen anderen Gebieten des proletarischen Klassenkampfes, so auch in dem Kampfe der Arbeiterklasse gegen den Militarismus.

Man darf sich nicht darüber täuschen, daß heute schon die Disziplin der Arbeiterklasse ein gewichtiges Wort mitspricht in dem System der stehenden Heere. Wenn der Frieden unter den großen Militärmächten des europäischen Kontinentes verhältnismäßig lange erhalten worden ist, so ist das nicht der Weisheit der herrschenden Klassen zu danken, sondern ihrer Angst vor den unberechenbaren Kräften und Möglichkeiten, die heute die Entfesselung der Kriegsfurie heraufbeschwört. Aber gleichwohl hat das System der stehenden Heere seine eigene Logik, die so oder so zur Katastrophe führen muß, sei es zum ökonomischen Ruin der Völker durch die Militärlast, sei es zu einem allgemeinen Vernichtungskrieg; in jedem dieser Fälle treten Aufgaben an die Arbeiterklasse heran, für die sie sich gar nicht früh genug rüsten kann. Es handelt sich nicht um eine Frage von Jahrhunderten, sondern von Jahrzehnten und vielleicht selbst von Jahren.

Mit Recht hat Engels in seinem Buche gegen Dühring ausgeführt, daß der moderne Militarismus, das System der stehenden Heere nur von innen heraus gesprengt werden kann. Je klarer die Massen, die Moloch unter die Waffen ruft, sich ihrer gemeinsamen Interessen und dadurch ihres einheitlichen Willens bewußt sind, um so mehr wächst die Disziplin der Miliz über die Disziplin der stehenden Heere hinaus, deren Schicksal damit besiegelt ist.

Organisationsprobleme.

Von **Adolf Braun.**

Vor kurzem erschien in der Sammlung der „Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung", die Max Grunwald herausgibt, eine Geschichte der sozialdemokratischen Parteiorganisation.[1]

[1] Geschichte der sozialdemokratischen Parteiorganisation in Deutschland. Heft 4 und 5 der „Abhandlungen". Dresden 1912, Kaden & Co. 106 Seiten. 75 Pf.

Soweit ich die Literatur der politischen Parteien, auch des Auslandes, kenne und soweit ich diese Kenntnisse aus Anlaß des Erscheinens dieser Schrift ergänzt habe, bildet sie eine einzigartige Erscheinung. In keiner Partei der Welt scheint das Bedürfnis vorhanden gewesen zu sein, eine Geschichte der Parteiorganisation zu schreiben. Wohl hat auch in keiner Partei der Welt ein so starkes Interesse für ein Buch dieser Art festgestellt werden können. Das Streben nach der besten Organisation kennzeichnet die deutsche Arbeiterbewegung in besonders hohem Maße. Die Frage nach der Möglichkeit einer Organisationsverbesserung wird nie zur vollen Befriedigung beantwortet, immer wieder von neuem — wir sehen das bei den Anträgen und wenigstens bei den Anregungen zu jedem Parteitag — spielt die Frage nach der besten Organisation eine hervorragende Rolle. Dieses Suchen nach der besten Organisation kennzeichnet überhaupt das Wesen der deutschen Arbeiterbewegung, durchaus nicht nur der politischen. Wer sich eine Serie Gewerkschaftsprotokolle irgend einer Organisation vornimmt, der wird sehen, wie Vorstand, Verwaltungsstellen, einzelne Mitglieder immer wieder von neuem nach Mängeln der eigenen Organisation suchen und Vorschläge für eine bessere Organisation formulieren. Wer tiefer eindringt und unsere Gewerkschaftsblätter nach dieser Richtung durchstudiert, findet eine Fülle von Anregungen über die Organisation.

Sehr wohlmeinende, ihrer Sympathie für die Arbeiterbewegung Ausdruck gebende Leute außerhalb unserer Reihen haben schon des öfteren gesagt, daß dieses ruhelose Suchen nach der besseren Organisation, überhaupt die Bedeutung, die der organisatorischen Form der Arbeiterbewegung beigemessen wird, ihnen durchaus unverständlich bleibe, es scheint ihnen ein Haften am Äußerlichen, etwas Kleinliches und mit der Größe der Bewegung durchaus Unvereinbares. Dagegen ist aber einzuwenden, daß das Streben nach der besten Organisation etwas spezifisch Sozialistisches ist. Dieses ruhelose Streben nach der Organisationsverbesserung, nach dem besten Ausdruck des Gesamtwillens, dieses Suchen des Organischen, dieses Hinstellen der Organisation als etwas Selbständiges, das ist eben etwas Sozialistisches. Aus der Anarchie die heutige Gesellschaft zu bester Organisation zu führen, ist ja eine der großen Aufgaben des Sozialismus, und deshalb ist dieses instinktive unermüdliche Suchen nach der besten Organisationsform in jedem Körper, dessen Gestaltung und dessen Ausdruck die Arbeiter selbständig bestimmen können, eine der merkwürdigsten sozialistischen Übungen, es ist — und das ist vielleicht das Bemerkenswerteste — eine unbewußte sozialistische Gymnastik. Immer wieder ringen wir nach dem Ausdruck des Gesamtwillens, wobei wir streben, daß niemandes Interesse Unrecht leidet, aber dabei doch bedacht sind, daß sich der einzelne eingliedere und unterordne dem Ausdruck, dem Willen, dem Vorteil der Gesamtheit.

Wenn wir immer wieder im Kopfe das Problem Demokratie und Bureaukratie wälzen, wenn wir immer wieder von neuem fragen, wie wir den Gesamtwillen zu lebendigem Ausdruck bringen können, wie wir alle zu Mittätigen, Mitbestimmenden machen können, wenn wir immer wieder von neuem das Mißtrauen gegen die beamteten Geschäftsführer der Arbeitersache auftauchen sehen, so sind das doch immer wieder Organisationsprobleme.

Wir sehen in der Partei und in der Gewerkschaft, in den Anfängen der Bewegung in einer Zeit leichter Übersichtlichkeit über den Kreis der Organi-

sierten und Beeinflußbaren ein starkes Mißtrauen walten. Gaben wir uns einen Vorstand in der Partei oder in der Gewerkschaft, so gaben wir uns gleichzeitig einen Ausschuß, der den Vorstand überwachen soll, wir schränkten die Entscheidungsmöglichkeiten des Vorstandes ein sowohl bei der Anstellung von Personen wie bei der Verausgabung von Geldern, man schuf komplizierte Formen der Vorstandzusammensetzung, indem man, wie heute noch in manchen Gewerkschaften, einen Teil des Vorstandes von der Generalversammlung, den anderen Teil ganz unabhängig und unbeeinflußt von ihr von den Mitgliedern am Sitze des Vorstandes oder auch noch von den Mitgliedern benachbarter Verwaltungsstellen wählen ließ.

Nach und nach hat sich sowohl in den Gewerkschaften wie in der Partei die Notwendigkeit der Verselbständigung der leitenden Organe ergeben. Man konnte nicht mehr einen schwerfälligen Apparat mit zahlreichen Hemmungen für rasche Entscheidungen gebrauchen, man mußte sich entschließen, die Geschäfte vertrauensvoll in die Hände der immer wieder von neuem zur Wahl gestellten leitenden Personen zu legen. Immer mehr wuchs deren Verantwortlichkeit, immer häufiger hatten sie große Entscheidungen zu treffen. Waren die Mitgliedschaften mit diesen Entscheidungen auch oft unzufrieden, so bewies die fast ausnahmslos erfolgende Wiederwahl aller leitenden Personen sowohl in der politischen wie in der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, daß diese Methoden, so oft sie auch Widerspruch erregten, doch die einzig anwendbaren sind.

Aber deshalb ruhte nicht das Streben nach der besseren Organisation. Wir sehen einerseits zugunsten der zentralen Leitungen, sei es des Parteivorstandes, sei es des Hauptvorstandes einer Gewerkschaft formell, aber noch häufiger tatsächlich die Bedeutung der Kontrollorgane mindern, wir sehen aber andererseits, daß sich neue Organe dem Hauptvorstand angliedern und eine neue Verfassung vorbereiten.

Wir sehen überall mit starken Befugnissen ausgestattete Landes-, Bezirks- und Ortsbeamte, oft ganze Kollegien wirken sowohl in der politischen wie in der gewerkschaftlichen Organisation mit einer immer kräftiger zum Ausdruck kommenden Selbständigkeit, doch stets unter Kontrolle der Zentralleitung, freilich oft nur einer formellen, aber andererseits auf diese Zentralleitung rückwirkend, indem diese Neuschöpfungen in eine organische Verbindung kommen und als solche einen Beirat, eine Art Ausschuß des Parlamentes der betreffenden Organisation, sei es des Parteitags, sei es einer Generalversammlung einer Gewerkschaftsorganisation bildet.

Das gewaltige Wachstum der Arbeiterorganisation läßt nicht das an der Wiege der Arbeiterorganisation schon auftauchende Mißtrauen gegen die höchste Leitung der Organisation zur praktischen Wirksamkeit kommen, nach der es früher gestrebt hat und das als Hemmschuh gewirkt hat. Es treibt auch zu Zweifeln, ob das von Anfang an die deutsche Arbeiterorganisation kennzeichnende Prinzip strammer Zentralisation, zentraler Entscheidung und Verantwortung dauernd in gleicher Weise zum Ausdruck kommen soll. Gar zu viele Entscheidungen drängen sich auf, gar zu zahlreiche Orte und zu mannigfache Verhältnisse im einzelnen Orte heischen Entscheidungen, die Gefahr der Schablonisierung wird zu groß, und die Möglichkeit des Erstickens unter der Fülle von Entscheidungspflicht taucht als eine große Gefahr auf.

Zu stark sind alle diese Entscheidungen verknüpft mit dem Wesen der Persönlichkeit, zu wenig fühlt man das Nachwachsen und Eingliedern hochwertiger junger Elemente in die Beamtenkörper insbesondere der Gewerkschaften, deren Leitungen ohne große Veränderungen seit zwei bis drei Dezennien immer die gleiche Arbeit verrichten. Die Organisationen haben sich nicht nur nach der Zahl der Organisierten, der politisch wie gewerkschaftlich Organisierten außerordentlich stark vermehrt, sie haben auch an Aufgaben für die Organisationen in noch höherem Maße zugenommen als an Mitgliedern. Wegen der stark wachsenden Geschäftslast hat sich die Notwendigkeit ergeben, ein großes Heer von Beamten zu beschäftigen. Neunzig täglich erscheinende Zeitungen, nicht viel weniger andere publizistische Organe, zahlreiche Beamtungen der Arbeiterversicherung, ein großer Körper von Angestellten, dessen die Genossenschaften bedürfen, mehrere Tausend Gewerkschaftsbeamte, viele Hunderte für die politische Arbeiterorganisation beruflich Tätige, dazu nicht wenige in anderen Arbeiterorganisationen für uns wirkende Personen hat man in verhältnismäßig sehr kurzer Frist anstellen müssen. Jedes Jahr brachte uns die Aufgabe, hundert neue Personen zu finden infolge der Entfaltung und der Intensivierung der Arbeiterbewegung. Daß dabei so mancher Mißgriff geschah, so manche ungeeignete Person gewählt wurde, so mancher, der zu den besten Hoffnungen berechtigte, zu früh, in seiner Entwicklung gehemmt, in den Dienst gestellt wurde, kann nur der bestreiten wollen, der den Tatsachen nicht ins Gesicht sehen wollte.

Auch das hängt damit zusammen, daß immer wieder neue Organisationsprobleme aufgeworfen werden, obgleich sich immer wieder von neuem der Widerspruch gegen die beamteten Ausführer des proletarischen Willens regt. Jeder einigermaßen Überlegende weiß, mag er noch so viel gegen die Bureaukratie eifern, daß die immer rascher gewachsene Arbeit unserer Bewegung nicht von ständig wechselnden, neue Erfahrungen langsam gewinnenden Personen nach Feierabend ausgeführt werden kann. Was die Gegner der „Bureaukratie" ersehnen, das ist die Durchsichtigkeit, die leichte Kontrollierbarkeit, die Änderbarkeit der Entscheidungen der Beamten. Das ist aber vielfach schon deshalb nicht möglich, weil wir Gegnern gegenüberstehen, die hinter verschlossenen Türen die größten Entscheidungen treffen, Gegnern, deren einzelne Glieder oft der Macht von Zehntausenden Arbeitern entsprechen. Wir können nicht immer in voller Öffentlichkeit Hunderttausenden jede einzelne Entscheidung verständlich machen. Andererseits kann man sich nicht die Schwierigkeiten der Verwaltung allzu großer Körper verhehlen, die im wesentlichen nach den Regeln geführt werden soll, die zu Zeiten aufgestellt wurden, als die heute ins Unermeßliche gewachsenen Organisationen leicht zu übersehen waren.

Die Älteren von uns erinnern sich gar wohl noch der Zeiten, wo die Mitglieder der Arbeiterorganisationen ein Gefühl der Familienzusammengehörigkeit hatten, wo das brüderliche „Du" etwas allgemein Übliches und jedermann Begreifliches war. Heute sind wir — mag man das auch bedauern, es ist geschuldet der Größe der Bewegung — herausgewachsen aus diesem Verhältnis. Wir können uns nicht mehr als Individuum zu Individuum so nahestehen wie einst, aber wir müssen das Wesen der Organisation auf uns übertragen, uns dadurch immer nähertreten, daß jeder einzelne sich fühlt als ein Glied der Gesamtheit, und in dieser Gesamtheit, in dem höchsten

Ausdruck der Organisation das uns Zusammenfassende, das uns Gleichmachende, das uns nach einer Richtung streben Lassende erkennt.

Wenn wir über Organisationsprobleme sprechen und immer wieder das kaum Erprobte als verbesserungsbedürftig erörtern, so müssen wir andererseits sagen, daß wir einerseits von höchster Neuerungssucht, aber andererseits von stark konservativer Trägheit bestimmt sind. Unsere ganze politische Organisation baut sich auf den Reichstagswahlkreis auf. Lange ist aber nicht mehr das Um und Auf unserer Parteitätigkeit die Wahl zum Reichstag. Heute spielen bei uns die Wahlen zu den Landtagen, zu den Gemeindevertretungen, zu anderen Körperschaften eine sehr große Rolle. Ja zu unserer Freude ist unsere Tätigkeit in der Partei lange nicht mehr speziell gerichtet oder gar bestimmt durch die Wahlen zum Reichstag oder auch zu anderen Vertretungskörpern, so viele Bedeutung wir ihnen auch nach wie vor schenken. Aber wie chinesische Mauern umgrenzen unübersteigbar die Reichstagswahlgrenzen unsere Organisationseinheiten. Diese Begrenzungen werden uns immer mehr zu Schwierigkeiten, schon bei den Wahlen. Die unteren Abteilungen innerhalb des Reichstagswahlkreises, vor allem in den großen Städten, haben wir häufig von Wahl zu Wahl geändert gesehen, je nach dem Belieben der Verwaltungsstellen, die die Wahlbezirke innerhalb des Wahlkreises immer verschieden gestalteten, oft auch nach den Bestimmungen des Reichstagswahlgesetzes anders gestalten mußten, oft es aber auch taten, um uns organisatorische Schwierigkeiten zu bereiten. Bei allen anderen Wahlen war uns die Reichstagswahlkreisorganisation weit mehr Hemmnis wie Vorteil. Wahlen für die Landtage, Wahlen für die Gemeindevertretungen setzen durchaus andere Wahlkreisgrenzen, durchaus andere Umkreisungen der Agitationsgebiete und anders umschriebene Organisatonsarbeit voraus. Einerseits war das Zusammenwirken von Genossen verschiedener Wahlkreise notwendig, andererseits wurden die Genossen eines Reichstagswahlkreises zu Arbeiten in anderen Reichstagswahlkreisen genötigt. Das gilt ja alles natürlich vor allem für die Großstädte und einige Mittelstädte. Aber diese spielen für die Bevölkerung des Deutschen Reiches und auch für die Wirksamkeit unserer Organisationen eine entscheidende Rolle. Dazu kommt noch eines, was noch wichtiger ist und noch klarer zeigt, daß die Grundlagen unserer Parteiorganisation in höchstem Maße reformbedürftig sind.

Immer wieder klagen wir, daß die Abgrenzungen der Reichstagswahlkreise, die im Jahre 1867 und 1871 auf Grund noch älterer Feststellungen der Volkszahl vorgenommen wurden, durchaus nicht mehr den heutigen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechen. Das gilt nicht nur für die Entstehung der Riesenwahlkreise in den Städten und den sonstigen Industriebezirken, das gilt auch für die mannigfachen Änderungen, die in der Bevölkerungsgliederung stattgefunden haben. Der Reichstagswahlkreis ist etwas in sich — freilich nur territorial — Gleichgebliebenes, aber ganz bedeutende Änderungen hat erfahren die wirtschaftliche und Bevölkerungsstruktur in fast allen großstädtischen Agglomerationen. Zahlreiche Orte, die 1867 und 1871 bestanden, sind heute vollständig verschwunden. Die Eingemeindung, die zwar, wie gerade Berlin beweist, noch lange nicht den wirklichen Bedürfnissen Rechnung trägt, hat ganz gewaltige Umgestaltungen herbeigeführt, denen sich unsere Organisationen nicht anzupassen vermochten. Es erwuchsen große Gemeinden, die sich weit über die Grenzen eines Reichstagswahlkreises aus-

dehnten. Die Gemeinde bildet eine immer wichtiger werdende Einheit, in mannigfacher Beziehung auch für die politische Partei, die ja die Gemeinderats- oder Stadtverordnetenwahlen durchzuführen, die die Interessen der Arbeiter den gemeindlichen Behörden gegenüber zu wahren hat. Aber es gibt in zahlreichen Großstädten, so in Köln, Magdeburg, Nürnberg, Stuttgart, keine Parteiorganisation, die tatsächlich das ganze Gemeindegebiet umfassen würde, zwei, drei, oft mehr Parteiorganisationen grenzen in einem Gemeindegebiet aneinander. Das lähmt vielfach die Tätigkeit der Partei, es erschwert die Agitation, es hindert die Kontrolle über die Organisationszugehörigkeit der Genossen, es macht mannigfache Überweisungen von einer Organisation an die andere notwendig, es ergeben sich hieraus zahlreiche Schwierigkeiten, hier und da ganz bedenkliche Hemmungen für Aktion und Organisation. Jeder Praktiker der Organisation wird hierfür zahlreiche Beispiele anführen können.

Wenn wir wirklich einmal zu einer großzügigen Änderung der Organisation kommen werden, wird sich uns die Aufgabe aufdrängen, nicht nur am Haupte, sondern erst recht an den Gliedern, an den Einheiten und Unterlagen der Parteiorganisation zu reformieren. Daß jede Gemeinde einem Parteikörper angehört, ist aus den mannigfachsten Erwägungen eine Bedingung für die höchste organisatorische Leistung. Aber freilich, das historisch Gewordene spielt auch bei uns eine weitaus größere Rolle, als man gemeinhin annimmt. Das historisch Gewordene ist natürlich nicht immer etwas ideologisch in der Luft Schwebendes, es kann auch etwas ökonomisch sehr Reales sein. Eine Organisation, in der das Prinzip, daß keine Gemeinde mehreren Organisationen angehören soll, eine der Grundlagen der Verfassung bildet, eine derartige Organisation wird natürlich zuerst mannigfache Interessen verletzen. Wenn die städtisch gewordenen Teile eines vornehmlich ländlichen Wahlkreises einer Großstadt eingemeindet wurden, so bleibt heute dieser stark proletarisch durchsetzte neue Teil der benachbarten Stadt bei der Organisation des ländlichen Wahlkreises. Wohl streben diese eingemeindeten Glieder nach einer geistigen Gemeinsamkeit und nach einer Geschlossenheit der Interessen mit den Genossen in der Großstadt, aber sie bleiben Mitglieder der Organisationen des vornehmlich ländlichen Wahlkreises. Dieser würde, wenn er auch durch das Organisationsstatut nicht gehindert würde, auf diese sich für ihn in der Regel nur wenig betätigenden Mitglieder nicht verzichten können, weil sie die ökonomische Kraft, weil ihre Beiträge die finanzielle Grundlage der Tätigkeit in den schwer zu bearbeitenden, zu kostspieliger Agitation zwingenden ländlichen Wahlkreisen bilden.

Während wir in vielen städtischen Wahlkreisen glänzendste Finanzen unserer Parteiorganisation haben, die die höchsten Solidaritätsleistungen für die Gesamtpartei und für benachbarte Wahlkreise ermöglichen, leiden die mehr ländlichen Wahlkreise — von den ganz ländlichen völlig zu schweigen — unter überaus schwierigen Finanznöten. Es bleibt den Wahlvereinen und erst recht den Sektionen innerhalb dieser Wahlkreise so wenig Geld von den Beiträgen, von denen sie für Reichs- und Landesorganisation erhebliche Teile abliefern müssen, daß die größten persönlichen Opfer erforderlich sind, um das zu leisten, was heute in oft bewunderungswürdiger Weise getan wird. Nun kann es nicht eine Aufgabe der Organisationsreform sein, die großen Städte von der Einengung durch die Reichstagswahlgrenzen zu

befreien und sie organisatorisch zu vereinheitlichen, ihre ohnedies guten Finanzen auf diese Weise noch erheblich zu verbessern, aber dadurch die finanzieller Kräftigung bedürfenden ländlichen Wahlkreise auf das schwerste zu schädigen. Hier widerstreiten zwei gleich wichtige Reformnotwendigkeiten, die Umgrenzung der politischen Organisationen nach den tatsächlichen Bedürfnissen und die Verbesserung der Finanzen der ländlichen Wahlkreise. Wir glauben, daß diese Probleme viel bedeutsamer sind als so viele andere Organisationsfragen, denen wir bisher auf den Parteitagen unser Interesse gewidmet haben. Die Reform der organisatorischen Grundlagen der Partei scheint mir eine unserer bedeutsamsten Aufgaben zu sein.

Wohl wird diese Frage auf dem diesjährigen Parteitag nicht zur Beratung stehen, aber schon das nächste Jahr wird uns aller Wahrscheinlichkeit nach vor eine neue Erörterung des Organisationsstatuts stellen.

Diese wichtigen Fragen aufzuwerfen, kann nicht früh genug geschehen.

Die Stellung der Sozialdemokratie zur Bewilligung von Reichsmitteln zum Baumwollbau.

Von **B. Krähig.**

Da ich in diesem Jahre der Redner der Reichstagsfraktion zur „Baumwollfrage" gewesen war, hielt ich mich für verpflichtet, auf einen Artikel zu antworten (in Nr. 34 und 36), den Genosse Quessel im Heft 8 der „Sozialistischen Monatshefte" veröffentlicht hatte und in dem meiner Überzeugung nach recht unberechtigte Angriffe gegen die Reichstagsfraktion, insbesondere gegen ihren „radikalen Flügel", wie Genosse Quessel ihn nannte, enthalten waren. In dem Artikel wurden der Fraktion Unterlassungen vorgeworfen, in denen Genosse Quessel einen Widerspruch zu finden glaubte zwischen den Reden der Fraktion und ihrem Votum in bezug auf die Förderung der Eingeborenenkulturen in den afrikanischen Kolonien Deutschlands. Ich habe in meiner Antwort nachgewiesen, daß Genosse Quessel unrecht hat. Jetzt hat Genosse Quessel in dem Artikel „Sozialdemokratie und tropische Landwirtschaft" (in Nr. 48 der „Neuen Zeit") auf meine damalige Erwiderung eine Antwort veröffentlicht, welche zeigt, daß er damals in dem Artikel der „Sozialistischen Monatshefte" weit über das Ziel hinausgeschossen hat. Ich könnte mich mit diesem Eindruck, den jeder, der die Artikel miteinander vergleicht, gewinnen muß, zufrieden geben, wenn der jetzige Artikel des Genossen Quessel in der „Neuen Zeit" nicht einige Stellen enthalten würde, die aus sachlichen Gründen eine Erwiderung nötig machen. Genosse Quessel sagt an einer Stelle, daß der Gegenstand der Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und mir kurz der sei, daß ich die zur Förderung des Baumwollbaues bereits bewilligten 350 000 Mark für ausreichend erachte und jede Erhöhung dieser Summe durch einen Nachtragsetat verwerfe, während er der Ansicht sei, daß kein Grund vorlag, gegen die Vorlage eines Nachtragsetats sich zu erklären.

So liegen aber die Dinge ganz und gar nicht! Ich habe mich zu der Frage, ob die im Etat eingestellte Summe ausreichend sei oder nicht, gar nicht geäußert, ebensowenig habe ich irgendwo Äußerungen getan, aus denen

hervorgehen soll, daß ich jede Erhöhung dieser Summe verwerfe. Ich wandte mich lediglich deshalb gegen die Resolution, welche in einem Nachtragsetat „ausreichende" Mittel, also Mittel in unbeschränkter Höhe für den Baumwollbau forderte, weil mir bekannt war, daß diese Mittel einer privaten Korporation als Beihilfe zur Durchführung einer den Baumwollbau betreffenden Vereinbarung mit der Kolonialverwaltung gewährt werden sollte. Selbst Genosse Quessel, der jener privaten Korporation, nämlich dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee, seine Anerkennung für die Leistungen auf dem Gebiet des Baumwollbaues glaubt aussprechen zu müssen, erklärt, daß er sich dazu auch nicht verstehen könnte, diesem Komitee Reichsmittel zu bewilligen. Aber er bestreitet, daß dem Komitee die in dem geforderten Nachtragsetat zu bewilligenden Summen hätten zur Verfügung gestellt werden sollen. Zum Beweis dafür beruft er sich auf den Wortlaut der Resolution, in dem nichts davon zu finden sei.

Darauf mögen folgende Tatsachen Antwort geben:

In den letzten Monaten des Jahres 1912 tagte im Reichsamt des Innern die sogenannte Baumwollkonferenz, eine aus Vertretern von Industrie und Handel zusammengesetzte Konferenz, die unter der Leitung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees stand. Diese Konferenz faßte den Beschluß, an den Reichstag und Bundesrat den Antrag zu stellen, zur besseren Förderung des kolonialen Baumwollbaues dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee eine Million Mark zur Verfügung zu stellen. Mitte Januar 1913 ging darauf dem Reichstag ein gedrucktes achtseitiges Schriftstück zu, welches auf der ersten Seite folgenden Antrag enthielt:

An den Deutschen Reichstag, Berlin.

Dem Hohen Reichstag beehren sich das Kolonialwirtschaftliche Komitee, wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft und die ihm angeschlossenen 1100 Handelskammern, Städte, Missionen, wissenschaftlichen, kaufmännischen, industriellen und kolonialen Institute, Körperschaften und Firmen in Ausführung eines in der vom Reichsamt des Innern einberufenen Baumwollkonferenz 1912 von Vertretern aus Industrie und Handel gefaßten Beschlusses:

für die Baumwollunternehmungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees vermehrte Mittel auf weitere drei Jahre aus Industrie und Handel aufzubringen und beim Reichstag und Bundesrat eine Beihilfe von 1 Million Mark zu beantragen,

die ergebenste Bitte zu unterbreiten:

Zur Durchführung und Erweiterung der aus der Vereinbarung zwischen dem Reichskolonialamt und dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee vom 14. März 1910 dem Komitee zufallenden Baumwollunternehmungen in einen Nachtrags- oder Ergänzungsetat für die Schutzgebiete 1913 eine Beihilfe von 200000 Mark und in die ordentlichen Etats 1914, 1915, 1916 und 1917 eine jährliche Beihilfe mindestens in gleicher Höhe für die gleichen Zwecke einzusetzen und dem Reichskolonialamt zur Verfügung zu stellen.

Berlin NW., Unter den Linden 43, den 11. Januar 1913.

Kolonialwirtschaftliches Komitee. Der Vorsitzende: gez. Supf.

Diesem Antrag war eine längere Begründung beigegeben, in der auch die Vereinbarung erwähnt ist, die am 14. März 1910 zwischen dem

Reichskolonialamt und dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee abgeschlossen worden ist. Nach dieser Vereinbarung organisiert die Kolonialverwaltung das staatliche Baumwollversuchswesen; sie übernimmt die Errichtung landwirtschaftlicher Stationen mit besonderer Berücksichtigung der Baumwollsortenversuche, Saatzucht, Düngung und Bewässerung, die Bekämpfung von Schädlingen, die wissenschaftliche Untersuchung von Baumwollböden und den meteorologischen Dienst. Für diese Zwecke sind die 350 000 Mark in die Etats für Deutsch-Ostafrika, Togo und Kamerun eingestellt und bewilligt worden.

Das Kolonialwirtschaftliche Komitee umfaßt nach dieser Vereinbarung die im folgenden aufgeführten Unternehmungen, für welche für das Jahr 1913 ein Kostenvoranschlag von 315 000 Mark aufgestellt worden ist. Zur Deckung dieser 315 000 Mark stehen nach der obigem Antrag beigegebenen Begründung zur Verfügung:

Vom Reichsamt des Innern für den Ankauf von deutschen und solchen ausländischen Baumwollkultur- und Erntebereitungsmaschinen, welche zurzeit in Deutschland nicht gebaut werden, sowie zu Bestrebungen, welche auf eine Verbesserung der deutschen Maschinen abzielen, 30 000 Mark; aus Industrie und Handel 85 000 Mark. Die in dem Antrag des Komitees erbetenen 200 000 Mark pro Jahr für die Dauer von fünf Jahren will das Komitee auf Grund der Vereinbarung folgendermaßen verwenden:

1. Zur Errichtung einer kaufmännischen Geschäftsstelle mit Pflug- und Gerätedepot in Deutsch-Ostafrika, ferner zur Errichtung von Entkörnungsanstalten mit deutschen Maschinen und zur Errichtung von Aufkaufmärkten sowie zum Selbstkauf zu Garantiepreisen 100 000 Mark.

2. Zum Aufkauf und zur Lieferung von Saatgut, zur Leistung von Pflanzprämien, Qualitätsprämien, Transportvergütungen und Erntevorschüssen, zur Verwertung der Nebenprodukte, zur Bereisung von Baumwollgebieten, für wasserwirtschaftliche Vorarbeiten, zur Kontrolle und Begutachtung der Baumwollqualitäten in Deutschland und zur Arrangierung von Ausstellungen der Baumwolle und von Baumwollkultur- und Erntebereitungsmaschinen weitere 100 000 Mark.

Dieser Antrag des Kolonialwirtschaftlichen Komitees lag der Budgetkommission bei der Beratung des Etats für das Reichskolonialamt als Petition vor. Der Abgeordnete Dr. Waldstein (Fortschrittliche Volkspartei) war Referent für diesen Etat. Er begründete kurz einen Antrag, dem Reichskanzler die Petition als Material zu überweisen. So wurde auch zunächst beschlossen. Offenbar aber war Waldstein von den Absichten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, welches doch bald Geld haben wollte, nicht richtig informiert gewesen, denn am anderen Tage, als der Etat für Ostafrika zur Verhandlung stand, erbat er an einer Stelle, wo die Sache gar nicht verhandelt werden konnte, das Wort, um, wie er zugab, materiell noch einmal auf den Inhalt der Petition zu sprechen zu kommen. Man ward sich einig, daß über die Baumwollfrage bei diesem Etat eine allgemeine Debatte stattfinden solle, sobald der betreffende Etattitel zur Debatte stehe. Bis dahin ging der Abgeordnete Dr. Waldstein an die Abfassung einer Resolution, für die er nun Unterschriften sammelte. Als er zu mir kam, frug ich ihn, ob es sich bei der Forderung des Nachtragsetats um die Summen handeln solle, die vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee verlangt werden. Um diese Sache handle

es sich, erwiderte er mir. Ich erklärte ihm darauf, dann hätte er doch die Resolution so abfassen sollen, daß dies darin zum Ausdruck komme. Das wollte er aber nicht, um nicht der Regierung bei der Festsetzung der Summe nach oben eine Grenze zu setzen. Je mehr, je lieber, das war sein Standpunkt. Die Kommissionsmitglieder unserer Fraktion verständigten sich darauf dahin, nicht mitzumachen. In der dann einsetzenden Debatte über die Baumwollfrage nahm der Abgeordnete Dr. Waldstein wieder das Wort und begründete seine Resolution, für die er inzwischen die Unterschrift der bürgerlichen Kommissionsmitglieder erhalten hatte. Seine Begründung der Resolution bestand in der Hauptsache darin, daß er auf die Begründung des oben abgedruckten Antrags des Kolonialwirtschaftlichen Komitees verwies, in der alles, was für Annahme der Resolution spreche, enthalten sei. Und dieser Begründung wurde nur von den Mitgliedern unserer Fraktion widersprochen. Wir lehnten es ab, die Regierung aufzufordern, einen Nachtragsetat einzubringen, in dem, wie aus der Begründung des Antrags hervorging, einer privaten Körperschaft Reichsmittel ausgeliefert werden sollen. Die aus den Abgeordneten der bürgerlichen Parteien bestehende Mehrheit der Budgetkommission aber nahm die Resolution mit der vom Abgeordneten Dr. Waldstein gegebenen Begründung an, und es lag daher für unsere Fraktion gar keine Ursache vor, im Plenum eine andere Stellung einzunehmen wie in der Budgetkommission.

Genosse Quessel ist jedoch anderer Meinung. Er schreibt in der „Neuen Zeit":

> Wenn unsere Fraktion erklärt hätte, sie habe gegen die Vorlage eines Nachtragsetats zur Förderung der Baumwollkultur im Prinzip nichts einzuwenden, behalte sich aber vor, denselben abzulehnen, wenn sich bei seiner näheren Prüfung herausstellen sollte, daß durch die angeforderten Summen nicht die Kulturen der Eingeborenen, sondern großkapitalistische Zwecke gefördert werden sollten, so hätte sie meiner Meinung nach ihren prinzipiellen Standpunkt nach jeder Richtung hin vollkommen gewahrt. Eine solche Stellungnahme hätte der Fraktion vollkommene Freiheit gelassen, den Nachtragsetat ganz oder teilweise abzulehnen oder anzunehmen, und ihr gegnerische Vorwürfe erspart.

Was zunächst die Ansicht betrifft, die Genosse Quessel über die Art der Wahrung des prinzipiellen Standpunktes der Fraktion vertritt, so glaube ich, wird ihm wohl niemand zustimmen. Die Fraktion hat recht gehandelt, daß sie es ablehnte, einem Antrag zuzustimmen, durch den die Regierung angetrieben wurde, in einem Nachtragsetat Reichsmittel bereitzustellen, die nach der Begründung des Antrags einer privaten Korporation, einer Vereinigung von Kapitalisten und kapitalistischen Gruppen ausgehändigt werden sollten. Wir würden uns, sagt Genosse Quessel, gegnerische Vorwürfe erspart haben, wenn die Fraktion auf die von ihm vertretene Art ihren prinzipiellen Standpunkt gewahrt hätte. Ich muß sagen, trotzdem ich mich doch auch etwas nach Publikationen über die Baumwollfrage umsehe, mir sind gegnerische Vorwürfe nicht zu Gesicht gekommen. Allerdings haben sich einige kapitalistische Blätter, zum Beispiel das „Leipziger Tageblatt", mit der Angelegenheit beschäftigt, aber gegnerische Vorwürfe für die Fraktion fand ich dort nicht abgedruckt, sondern die Vorwürfe des — Genossen Quessel.

Vorwürfe, die ebenso unberechtigt waren wie der, den Genosse Quessel auch jetzt in der „Neuen Zeit" wieder gegen die Fraktion erhebt.

„Es geht meiner Meinung nach nicht an," sagt er, „der Kolonialverwaltung fortgesetzt den Vorwurf zu machen, sie fördere nicht genügend die Eingeborenenkulturen, trotzdem aber, wenn sie einmal Anstalt macht, unserem Verlangen nachzukommen, von vornherein die Mittel dazu zu verweigern."

Ein unberechtigterer Vorwurf kann der Fraktion nicht gemacht werden. Die Fraktion hat der Kolonialverwaltung jeden Pfennig bewilligt, den sie für die Baumwollkultur forderte; wie kommt denn Genosse Quessel dazu, es so hinzustellen, als sei das Gegenteil der Fall?

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über den, milde gesagt, grenzenlosen Opportunismus, der bei dem Genossen Quessel in der Bewunderung der Tätigkeit des Kolonialwirtschaftlichen Komitees zum Ausdruck kommt. Ich hatte das Kolonialwirtschaftliche Komitee als eine Propagandagesellschaft zur Förderung der kolonialen Bautenspekulation bezeichnet, als eine Propagandagesellschaft, die auf dem Gebiet der Kolonialpolitik ebenso für Aufträge der schweren Industrie wirbt, wenn auch zum Teil mit anderen Mitteln wie der Wehr- und Flottenverein. Genosse Quessel ist ganz verwundert darüber. Er hat ein sehr günstiges Bild über die Tätigkeit des Kolonialwirtschaftlichen Komitees gewonnen und fragt mich ganz naiv nach den Beweisen für meine Behauptung. Nun — gegen solche Naivität läßt sich nicht ankämpfen; wer nicht sehen kann — der sieht nicht.

Die Fortentwicklung der öffentlichen Arbeitslosenversicherung.

Von **Friedr. Kleeis** (Halle a. d. Saale).

Wieder stehen wir an der Schwelle einer wirtschaftlichen Krise, und das Gespenst der Existenzlosigkeit droht in größerem Umfang als je zuvor. Aber im Deutschen Reich ist die öffentliche Arbeitslosenfürsorge noch immer nicht zur Tat geworden, obwohl sie im Ausland seit der letzten Krisis ganz beträchtliche Fortschritte gemacht hat.

Seitdem ich an dieser Stelle[1] über den Stand der Arbeitslosenfürsorge berichtet habe, hat zunächst die „erste internationale Konferenz zur Besprechung des Problems der Arbeitslosenfürsorge" in Paris stattgefunden (September 1910). Mehr wie 300 Teilnehmer waren aus allen Kulturländern erschienen, auch aus Amerika und Australien, zum größten Teil Delegierte von Regierungen, Gemeinden, Gewerkschaften usw., auch einige Parteigenossen. Verhandelt wurde über die Arbeitslosenzählungen, den Arbeitsnachweis, die Arbeitslosenversicherung und die Schaffung einer internationalen Verbindung zur Förderung der Arbeitslosenfürsorge. Die Diskussion der Arbeitslosenversicherung zeigte zwei Hauptrichtungen: die eine, welche eine staatliche Versicherung auf der Grundlage des Versicherungszwanges forderte, und die andere, welche die Fürsorge den Gewerkschaften überlassen und diesen öffentliche Zuschüsse zukommen lassen will (Genter System).

[1] „Neue Zeit", XXVIII, 1, 1910, S. 154, Die Entwicklung der öffentlichen Arbeitslosenversicherung.

Den Standpunkt der deutschen Gewerkschaften legte Genosse Umbreit-Berlin an der Hand einiger von der Generalkommission der Gewerkschaften eingereichter Denkschriften dar: Die Arbeitslosenversicherung ist ohne die Mitwirkung der Organisation der Arbeiter nicht durchzuführen, deshalb ist das Genter System die beste Lösung. Eine staatliche Arbeitslosenversicherung (etwa wie die Invalidenversicherung) ist zwar nicht unmöglich, unter den gegenwärtigen politischen Zuständen aber unzweckmäßig. Diese in das Arbeiterleben so tief einschneidende Versicherung gehöre in die Hände der Arbeiter. Gerade in Deutschland könne infolge der guten gewerkschaftlichen Organisationen diese Arbeitslosenversicherung am frühesten durchgeführt werden. Goldschmidt-Berlin, der Vertreter der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, empfahl eine Reichsarbeitslosenversicherung auf der Grundlage des Versicherungszwanges, da viele Arbeiter nicht sittlich stark genug seien, um von der freiwilligen Versicherung Gebrauch zu machen.

Beschlüsse wurden grundsätzlich nicht gefaßt; am Schlusse der Tagung wurde eine internationale Vereinigung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gegründet. Die Geschäfte führt ein ständiges internationales Sekretariat.

Die Vereinigung hielt 1911 eine Konferenz in Mailand und 1912 eine in Zürich ab. Letztere war von 20, auch außereuropäischen Staaten beschickt. Man verhandelte über Arbeitsvermittlung, Arbeitslosenstatistik, Vergebung öffentlicher Arbeiten und Bibliographie der Arbeitslosenfürsorge. Es wurde festgestellt, daß die Literatur über die Arbeitslosigkeit bereits über 3000 Nummern zähle. In mehreren Ländern erscheinen sechs regelmäßige Publikationen über den Gegenstand. In der Diskussion wurde auch die Ausländerfrage erörtert; mehrere Redner sprachen sich für einen Schutz des inländischen Arbeitsmarktes gegen kulturell tiefstehende Ausländer aus. Vom 3. bis 6. September 1913 fand die erste Generalversammlung der Vereinigung in Gent statt. Die Vereinigung hat in 16 Staaten nationale Sektionen mit rund 1000 Mitgliedern, meist Körperschaften und Behörden, ein Sekretariat mit Archiv und großer Bibliothek und gibt ein regelmäßiges „Internationales Bulletin" heraus. Genosse Eduard Anseele in Gent ist Schatzmeister der Vereinigung.

Im September 1910 verhandelte der Internationale Sozialistenkongreß zu Kopenhagen über die Arbeitslosenversicherung und nahm (nach einem Referat des Genossen Molkenbuhr in der Kommission und des Genossen Adolf Braun im Plenum des Kongresses) eine Resolution an, welche zunächst darauf hinwies, daß innerhalb des Systems der kapitalistischen Produktionsweise es sich nicht um die Beseitigung der Arbeitslosigkeit handeln könne, denn diese sei von der kapitalistischen Produktionsweise untrennbar und werde nur mit dieser verschwinden, sondern nur um die Milderung der Arbeitslosigkeit und um die Milderung ihrer Folgen. Die Resolution lautet:

Der Kongreß fordert von den öffentlichen Gewalten:

Die von den Arbeiterorganisationen verwaltete, allgemeine, obligatorische Arbeitslosenfürsorge, deren Kosten die Besitzer der Produktionsmittel zu tragen haben.

Die Vertreter der Arbeiterklasse sollen fordern:

1. Genaue und regelmäßige statistische Feststellungen der Arbeitslosigkeit.
2. In ihrem Umfang ausreichende Notstandsarbeiten für die Arbeitslosen mit Bezahlung der tarifmäßigen oder sonst von den Gewerkschaften anerkannten Löhne.
3. Außerordentliche Unterstützung der Arbeitslosenkassen während der Krise.
4. Leistungen an Arbeitslose dürfen nicht eine Minderung der politischen Rechte zur Folge haben.
5. Errichtung und Unterstützung von gewerkschaftlichen oder paritätischen Arbeitsnachweiseinrichtungen, in denen die Wahrung der Freiheiten und Interessen der Arbeiter den Gewerkschaften übertragen werden muß.
6. Verkürzung der Arbeitszeit durch gesetzgeberische Maßnahmen.
7. Bis zur Verwirklichung der allgemeinen öffentlich-rechtlichen obligatorischen Arbeitslosenunterstützung haben die öffentlichen Gewalten die gewerkschaftliche Arbeitslosenunterstützung finanziell zu fördern. Diese Unterstützung darf die Unabhängigkeit der Gewerkschaften in keiner Weise hindern.

In Belgien, dem Mutterland des „Genter Systems", hat die Arbeitslosenfürsorge eine verhältnismäßig gute Entwicklung erfahren. Die Zuschüsse an die Arbeiterorganisationen mit Arbeitslosenfürsorge werden von den Gemeinden, Provinzen und dem Staate gewährt. Pro Jahr betragen die Subventionen rund 120 000 Franken.

Wohl am besten ist die Arbeitslosenfürsorge in Dänemark durchgeführt. Nach dem Gesetz von 1907 müssen Arbeitslosenkassen, wenn sie gewisse Bedingungen erfüllen, vom Staate und können von den Gemeinden unterstützt werden. Die Gemeindebeiträge dürfen nicht ein Drittel des Betrags der Mitgliederbeiträge übersteigen, die Staatsunterstützungen betragen die Hälfte des Gesamtbetrags der Mitglieder- und Gemeindebeiträge. Ein vom Staate angestellter Arbeitsloseninspektor überwacht das ganze Getriebe. Im Jahre 1911 bestanden 51 vom Staate anerkannte Arbeitslosenklassen mit 105 161 Mitgliedern, darunter 11 578 Frauen. Damit waren 59,8 Prozent der Männer und 21,2 Prozent der Frauen, soweit sie nach der Berufszählung gegen Gehalt oder Lohn beschäftigt sind, gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit bei den staatlich anerkannten Kassen versichert. Der Staatszuschuß betrug im Jahre 1911 zusammen 772 500 Mark, dazu kamen von Gemeinden 352 500 Mark. Ausgegeben wurden 2 195 000 Mark.

In England wurde der bisher bedeutsamste Schritt auf dem Gebiet der Arbeitslosenversicherung unternommen. Ende 1911 wurde eine Zwangsversicherung gegen die Arbeitslosigkeit geschaffen, die im Juli 1912 in Kraft trat. Sie erfaßt $2^1/_2$ Millionen Personen, hauptsächlich Bau- und Maschinenarbeiter. Der Versicherte und sein Arbeitgeber zahlt wöchentlich je 20 Pfennig Beitrag, der Staat 15 Pfennig, aber auch mehr, wenn die Ausgaben hoch sind. Die Unterstützung beträgt 6 bis 7 Mark pro Woche auf die Längstdauer von 15 Wochen im Jahre. Die Gewerkschaften verwalten die Versicherung für ihre Mitglieder. In der Zeit vom Januar bis Juni 1913 wurden 559 000 Arbeitslosenansprüche erhoben und dafür 4,7 Millionen Mark Unterstützungen ausgezahlt. Die Einnahmen aus den Beiträgen der Arbeiter und Unternehmer betrugen 18 Millionen Mark. Es wurde also ein großer Überschuß erzielt; überhaupt waren die Resultate gut.

In Finnland ist vor einiger Zeit von der Regierung ein Spezialausschuß eingesetzt worden, welcher die Frage einer staatlichen Arbeitslosen-

versicherung prüfen soll. Er veröffentlichte bereits einen Entwurf. In der Stadt Hammerfors besteht das Genter System.

In Frankreich enthält das Staatsbudget regelmäßige Kreditposten zur Verteilung an die beruflichen Arbeitslosenkassen nach dem Verhältnis ihrer arbeitslosen Mitglieder. Außerdem haben 8 Departements und 48 Städte Zuschüsse an die Arbeiterorganisationen bewilligt. Insgesamt stehen auf diese Weise etwa 130 000 Franken zur Verfügung. Die Gesamtzahl der gegen Arbeitslosigkeit versicherten Gewerkschafter beträgt etwa 60 000.

Italien kennt in einigen Städten (Mailand, Bologna) das Genter System. Es ist jetzt ein Gesetz in Vorbereitung, welches staatliche Zuschüsse bereitstellen will.

Luxemburg besitzt Staatszuschüsse; die Stadt Luxemburg zahlt außerdem noch an acht Kassen gelernter Arbeiter Beihilfen.

In den Niederlanden bestehen 30 kommunale Arbeitslosenfonds, die den Zweck haben, die den arbeitslosen Mitgliedern der Gewerkschaften gewährte Unterstützung zu erhöhen. Ein Gesetzentwurf über staatliche Unterstützung ist in Vorbereitung.

Norwegen besitzt seit 1906 ein Gesetz über anerkannte Arbeitslosenkassen, das diesen obligatorische Unterstützung durch Staat und Gemeinde vermittelt. Die Wirkungen des Gesetzes kommen 60 000 Arbeitern und 6000 Angestellten zugute. Der Staat vergütet den Kassen ein Drittel der von ihnen gewährten Entschädigungen, wobei er zwei Drittel dieser Zuschüsse auf diejenigen Gemeinden abwälzt, in denen die unterstützten Arbeitslosen wohnen.

In Schweden haben verschiedene Gesetzentwürfe über die Subventionierung der Arbeitslosenversicherungskassen der Arbeiter vorgelegen, doch scheiterten diese an dem Widerstand der Abgeordneten der ländlichen Bezirke. Im Jahre 1912 wurde eine staatliche Arbeitslosenkasse für Seeleute eingeführt.

In der Schweiz bestehen verschiedenartige Einrichtungen. Bern besitzt eine kommunale Versicherungskasse gegen Arbeitslosigkeit, die Kantone St. Gallen und Baselstadt haben ein Gesetz über die Arbeitslosenversicherung und der Kanton Genf eine staatliche Subventionierung der gewerkschaftlichen Arbeitslosenkassen. Letztere erhalten 60 Prozent der ausbezahlten Arbeitslosengelder zurückerstattet. Ähnliche Zuschüsse leistet auch der Kanton Appenzell. Im Kanton Neuenburg ist für die Arbeiter der Uhrenindustrie und Feinmechanik (rund 12 000) eine Zwangsversicherung gegen die Arbeitslosigkeit in der Einführung begriffen. Arbeiter, Unternehmer und Staat zahlen Beiträge in gleicher Höhe. Die tägliche Unterstützung beträgt 2 Franken für Ledige und 2,50 Franken für Verheiratete und 1,50 bezw. 2 Franken für Arbeiterinnen.

In Spanien ist von der Regierung „das Landesinstitut für soziale Fürsorge" beauftragt worden, die Grundlinien einer Arbeitslosenversicherung unter finanzieller Beteiligung des Staates zu entwerfen.

In den übrigen Staaten wie Österreich, Rußland usw. sind Einrichtungen von Staat und Gemeinde noch nicht getroffen worden.

Überblicken wir nun, was inzwischen im Deutschen Reich unternommen wurde. Im Jahre 1911 beschäftigte sich der Deutsche Städtetag in Posen mit der Arbeitslosenunterstützung und erklärte sich für die

staatliche Zwangsversicherung. Allerdings müsse jeder Beruf seiner Eigenart wegen für sich behandelt werden. Die Überweisung der Bearbeitung der Fragen der Arbeitslosenversicherung an die Gemeinden sei nur eine Verlegenheitsauskunft, um die eigentlich verantwortlichen Stellen — Regierungen wie Parlamente — von der Verantwortlichkeit zu befreien. Die Gemeindeverwaltungen forderten von den Regierungen, daß von diesen unverzüglich die nötigen Schritte zur Befriedigung des Versicherungsbedürfnisses eingeleitet werden. Zur Beschaffung schneller Hilfe sei zunächst eine obligatorische Arbeitslosenversicherung für Bauarbeiter zu empfehlen.

Auf der Tagesordnung der Versammlung des Vereins für Kommunalwirtschaft am 3. Juni 1912 in Berlin stand auch die Entwicklung der Arbeitslosenversicherung. Der Referent Stadtrat Wedel-Kiel stellte fest, daß ein guter Erfolg nur erreicht worden ist mit dem Anschluß an die Gewerkschaften und sonstigen Organisationen. Die Spareinrichtungen hätten überall versagt. Wedel und die Debatteredner sprachen sich dahin aus, ein Vorgehen der Reichsregierung zu empfehlen. Landrat v. Halem wollte einen reichsgesetzlichen Zwang, um Arbeitslose nach dorthin zu verpflanzen, wo es daran mangelt, zum Beispiel nach Ostelbien!

Der Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands im Jahre 1911 beschäftigte sich ebenfalls mit der Arbeitslosenunterstützung. Die Generalkommission hatte zu dem Zwecke eine umfangreiche Denkschrift herausgegeben, die die Entwicklung der staatlichen und kommunalen Arbeitslosenversicherung im Ausland und in Deutschland schildert und auf die Leistungen der Gewerkschaften an Arbeitslosenunterstützung hinwies. Der Referent Umbreit-Berlin legte eine Resolution vor, welche fordert, daß das Reich den Gewerkschaften einen Teil der für die Arbeitslosenfürsorge gemachten Aufwendungen zurückvergütet, ohne sie in ihrer freien Selbstverwaltung zu beeinträchtigen. Nach einer überaus eingehenden Diskussion wurde der Resolution zugestimmt.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion brachte gleich bei Eröffnung des Reichstags im Jahre 1912 den Antrag ein, „die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, der die Arbeitslosenversicherung durch Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln an die Arbeitslosenkassen der Gewerkschaften regelt." Der Antrag ist bis jetzt nicht zur Beratung gelangt. Aber die Beratung des Etats des Reichsamts des Innern 1912 benutzte Staatssekretär Delbrück, um am 29. Februar die vom Städtetag dem Reiche zugewiesene Aufgabe der Arbeitslosenversicherung ganz energisch von diesem abzuwälzen und die Gemeinden als die einzig in Frage kommende Instanz zu bezeichnen.

Er sagt:

> Die Frage der Arbeitslosenversorgung hängt so eng zusammen mit einer Reihe von Aufgaben der Kommunen, sie ist auch so abhängig von den besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen innerhalb der einzelnen Kommunen, daß ich mir eine andere Lösung als auf kommunaler Grundlage vorläufig nicht denken kann. Nun könnten Sie mir ja sagen: selbst wenn die Frage auf kommunaler Grundlage gelöst werden soll, könnte doch vom Reich diese Lösung durch eine Ge-

setzgebung geregelt werden. Aber um eine solche Lösung in Angriff zu nehmen, fehlen noch die erforderlichen Grundlagen. Ehe die Dinge in den einzelnen Kommunen nicht weiter gefördert sind, ist das Reich völlig außerstande, dieser Frage im Wege eines Reichsgesetzes irgendwie näherzutreten.

Also — die im Städtetag vereinigten Vertreter der besitzenden Klasse, die ja in den Gemeinden fast überall den Ausschlag gibt, erklären, es sei nicht ihre Sache, die Arbeitslosenversicherung einzuführen, sondern Aufgabe des Reiches — und das Reich wieder läßt durch seine Vertreter, sicherlich zur geheimen Freude der besitzenden Klasse, erklären, nicht das Reich, nur die Kommunen könnten helfen — „und da keiner wollte leiden, daß der andre für ihn zahle, zahlte keiner von den beiden".

Dasselbe Gaukelspiel wiederholt sich zwischen den Regierungen der Bundesstaaten und den Gemeinden oder zur Abwechslung auch einmal gegenüber dem Reiche. Vergeblich haben unsere Genossen in der Zweiten sächsischen Kammer beantragt, 200 000 Mark in den Etat einzustellen, um den Gemeinden mindestens 50 Prozent der von ihnen für die Arbeitslosenfürsorge gemachten Aufwendungen zu erstatten. Der Antrag wurde am 12. Januar 1910 einer Kommission überwiesen und später abgelehnt, nachdem die Regierung dies gefordert hatte. Vom badischen Ministerium des Innern war Ende 1909 eine Konferenz nach Karlsruhe einberufen, in der sich die Vertreter der Arbeitgeberverbände und Handelskammern entschieden gegen die Arbeitslosenversicherung aussprachen. Im Großherzogtum Hessen hat die Regierung 1910 eine Umfrage bei den Stadtverwaltungen veranstaltet. Die größeren Städte bejahten das Bedürfnis nach einer Versicherung, die kleinen verneinten es. Die großherzogliche Regierung sprach sich für eine reichsgesetzliche obligatorische Arbeitslosenversicherung aus. In Bayern ist von der Regierung den einzelnen Gemeinden ein Entwurf einer Satzung einer Arbeitslosenversicherung zugestellt worden. Er sieht eine selbständige Versicherungskasse (für Nichtorganisierte) und eine Zuschußkasse (für die Arbeiterverbände) vor. Die sozialdemokratische Fraktion der Abgeordnetenkammer beantragte die Einstellung von 150 000 Mark zu Zuschüssen an die Städte, welche die Versicherung einführen. In Württemberg hat sich die Zweite Kammer auch inzwischen mit der Frage beschäftigt, aber keine Beschlüsse gefaßt. Im preußischen Abgeordnetenhaus gab der Handelsminister auf Anfrage der sozialdemokratischen Abgeordneten die Erklärung ab, daß es sich um eine Sache handle, die nur im Wege der Reichsgesetzgebung zu lösen sei.

Die einzigen öffentlichen Körperschaften im Deutschen Reiche, die eine Arbeitslosenversicherung praktisch versucht haben, sind eine Anzahl großer Städte. Zurzeit bestehen in 11 deutschen Städten Arbeitslosenversicherungen. Den Anfang machte 1906 Straßburg i. E. Es wurden Zuschüsse an die Verbände gewährt, welche die Arbeitslosenfürsorge besitzen. Die Nachbargemeinden Schiltigheim, Bischheim und Illkirch-Grafenstaden haben sich der Einrichtung angeschlossen. 1909 folgte Mülhausen i. Els. mit derselben Maßnahme und Erlangen, wo Zuschüsse an Verbände und eine reine Arbeitslosenunterstützung eingeführt wurden. 1910 kam hinzu Schöneberg mit Zuschüssen an Verbände und Einzelsparer

und sodann Freiburg i. B. mit derselben Einrichtung. 1911 gestaltete Köln eine schon früher errichtete freiwillige Versicherung aus und schloß eine Rückversicherung von Verbänden an. Schwäbisch Gmünd führte Zuschüsse an Verbände und eine freiwillige Versicherungskasse ein. Die Institution wurde im Jahre 1912 ausgestaltet. Auch Mannheim führte 1911 Zuschüsse an Verbände und eine reine Arbeitslosenunterstützung ein, die 1913 umgestaltet wurde. 1912 folgte Stuttgart mit Zuschüssen an Verbände und Sparer und Kaiserslautern mit Zuschüssen an Verbände und einer freiwilligen Versicherungskasse. Die Einrichtung wurde ebenfalls 1913 umgestaltet. Schließlich folgte in den letzten Wochen noch Offenbach a. M. Es werden den Arbeiterorganisationen Zuschüsse gewährt; für Nichtorganisierte ist die Errichtung einer Sparkasse vorgesehen. Soeben hat auch Fürth beschlossen, eine Arbeitslosenversicherung einzuführen.

Vorstehend sind nur alle jene Einrichtungen registriert, die eine wirkliche Arbeitslosenversicherung oder eine ähnliche Maßnahme (wie sie insbesondere das Genter System ist) darstellen. Dagegen ist die reine Arbeitslosenunterstützung, auch wenn sie unabhängig von der Armenverwaltung und unter Mitwirkung der Gewerkschaften (wie zum Beispiel in Mainz und München) erfolgt, ausgeschieden. Solche Unterstützungen wurden und werden noch gewährt (größtenteils unter Vermittlung eines besonderen Komitees) in Wernigerode, Rixdorf und Flensburg. In Lübeck und Rostock wurden an die Arbeitslosen Gutscheine verteilt; in Altenburg wurden nach freier Auswahl des Magistrats Barunterstützungen verteilt, ohne daß diese als Armenunterstützung angekreidet wurden. Auch die auf reiner Freiwilligkeit des Beitrittes beruhende Arbeitslosenversicherungskasse in Leipzig ist, obgleich sie städtischen Zuschuß erhält, nicht registriert.

Von den 11 Städten, die hiernach eine Arbeitslosenversicherung hatten, kennen 10 die Zuschüsse an solche Arbeiterorganisationen, die eine Arbeitslosenfürsorge besitzen. Außer diesen Zuschüssen gewähren 4 Städte noch Zuschüsse an Sparer, 2 haben noch reine Arbeitslosenunterstützungen und 2 besitzen nebenher eine freiwillige Versicherungskasse. Eine Sonderstellung nimmt eine Stadt (Köln) mit ihrer freiwilligen Versicherung und ihrer Rückversicherung der Verbände ein. Was die Zuschüsse an die Arbeiterverbände anbetrifft, so schwanken diese von 50 Prozent der von diesen geleisteten Unterstützungen (wie in Straßburg) bis zu 80 Prozent (wie in gewissen Fällen in Mülhausen). Meist kennt man einen genau bezifferten Höchstbetrag sowohl des Zuschusses als der gesamten Unterstützung (in der Regel 1 Mark beziehungsweise 3 Mark). Der Zuschuß hört auf (Erlangen, Mülhausen usw.), wenn dem Arbeitslosen „passende Arbeit" nachgewiesen wird, sonst nach 6 bis 13 Wochen. Die Zuschüsse an die Sparer sind so geregelt, daß diejenigen Arbeiter und Angestellten, die der Invalidenversicherungspflicht unterliegen, bei Abhebungen von Spareinlagen bei der Sparkasse die Hälfte der abgehobenen Summe erstattet bekommen. Der Zuschuß darf aber 1 Mark täglich nicht übersteigen (Schöneberg). Die „reinen Arbeitslosenunterstützungen" werden so gewährt, daß (wie in Erlangen) der festgesetzte gemeindliche Zuschuß in der gleichen Höhe und Dauer auch solchen Arbeitslosen, die nicht einer Arbeitslosenversicherungs- (Unterstützungs-) Kasse angehören, gewährt wird, die die für die organisierten Ar-

beiter festgesetzten Voraussetzungen und Bedingungen erfüllen. Kommen dabei für die Berechnung des Zuschusses verschiedene Unterstützungssätze und -zeiten in Betracht, so wird der Durchschnitt angenommen. In diesen Fällen wird der Zuschuß von der Stadt ausbezahlt.

In folgenden Städten wurde in den letzten Jahren von den städtischen Körperschaften die Einführung einer Arbeitslosenversicherung geplant oder erwogen, ohne daß es bisher zu einer Entscheidung gekommen wäre: Groß-Berlin, Kassel, Kolmar i. E., Dresden, Düsseldorf, Essen, Eupen (wo bereits die Geldmittel bewilligt sind), Frankfurt a. M., Guben, Heidelberg (wo Geldmittel zur Vorbereitung bewilligt wurden), Mainz, München (wo ebenfalls schon Geldmittel bewilligt sind), Neukölln, Neumünster, Nürnberg (wo die Geldmittel ebenfalls schon zur Verfügung stehen), Pforzheim und Weißensee.

Vorbereitende Schritte oder Anträge entweder aus der Arbeiterschaft (besonders der Gewerkschaften) oder der Stadtverwaltung auf Einführung der Arbeitslosenversicherung wurden abgelehnt in Augsburg, Berlin-Wilmersdorf, Charlottenburg, Braunschweig, Danzig, Dessau, Duisburg, Elberfeld, Halle a. d. S., Hamburg, Hof, Köpenick, Kulmbach, Regensburg, Solingen, Spandau, Wiesbaden, Würzburg.

Die beginnende Krise gab dem Prinzregenten Ludwig von Bayern Anlaß, an den Minister des Innern unterm 27. Juli 1913 ein Schreiben zu richten, in dem er diesen beauftragt, der Arbeitslosenfürsorge auch ferner volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit Befriedigung habe er vernommen, daß die vielerörterte Frage der Arbeitslosenversicherung in den Kreis der Erwägungen gezogen wurde. Das ist zwar eine versteckte Gegenerklärung gegen Delbrücks Dogma, daß allein die Gemeinden sich um die Arbeitslosenfürsorge zu kümmern hätten — aber ob nun wenigstens der bayerische Staat einen Schritt vorwärts tun wird, davon verlautet bis jetzt noch nichts.

Nun regt es sich in Groß-Berlin. Nachdem die von unseren Genossen in den dortigen Gemeindevertretungen auch bei der letzten Krisis wieder gestellten Anträge auf Einführung kommunaler Arbeitslosenversicherung abgelehnt worden sind, hat jetzt der Magistrat von Neukölln eine Denkschrift ausarbeiten lassen, die für Groß-Berlin eine Arbeitslosenversicherung fordert. Der Direktor des Statistischen Amtes zu Neukölln Dr. Büchner hat das Genter System dieser Vorlage zugrunde gelegt und eine ins einzelne gehende Berechnung angestellt, wieviel auf die einzelnen Gemeinden von Groß-Berlin Beiträge an die Versicherungsstelle entfallen würden, wenn die Zahl der Einwohner und auch deren Steuerkraft in Betracht gezogen wird. Nun ist allerdings der Zweckverband von Groß-Berlin nicht gesetzlich berechtigt, andere als ihm zugewiesene Aufgaben zu übernehmen — und die Arbeitslosenfürsorge hat der preußische Landtag ihm nicht überwiesen. Und ein freiwilliger Verband wird bei denjenigen Gemeinden, die hauptsächlich von zahlungsfähigen Bürgern bewohnt und durch die Bauordnung sich Arbeiter ferngehalten haben, keine Gegenliebe finden. Aber wenn Berlin und Neukölln und Schöneberg ernstlich wollten, könnte eine Versicherung schon zustande kommen. Das paßt aber der besitzenden Klasse nicht, die keinen Pfennig dafür hergeben will. Schon hat der Zentralverband der Industriellen sich energisch gegen den Neuköllner Plan aus-

gesprochen. Die „Berliner Politischen Nachrichten" und geistesverwandte Blätter reden bereits wieder von „Herabsetzung der Arbeitsenergie", vom Glauben, „auch im Gegenwartsstaat sei schon ohne Arbeit eine Existenz möglich". Diese Einwendungen sind zu albern, um sie zu widerlegen.

Inzwischen steigt die Not! Es ist Aufgabe der Arbeiter und unseres Parteitags, dem dringenden Ruf nach endlicher Einführung der Arbeitslosenversicherung auch in Deutschland lauten Ausdruck zu geben. Das Genter System hat sich bewährt — es kann zur Grundlage einer Versicherung gemacht werden. Nur der Wille fehlt bei der herrschenden Klasse.

Rentendrückerei und Unfallrechtsprechung.

Von **S. Mattutat.**

Die Klagen über die fortgesetzte Verschlechterung der sozialen Rechtsprechung nehmen kein Ende, und besonders auf dem Gebiet der Unfallversicherung treten sie stärker denn je hervor. Leider kann man ihnen die Berechtigung nicht abstreiten, denn die Bestrebungen der Versicherungsträger, vor allem der Berufsgenossenschaften, sich ihrer Verpflichtungen möglichst schnell zu entledigen beziehungsweise die Entschädigungen der Versicherten auf das äußerste Mindestmaß herunterzudrücken, sind fast durchgehend erfolgreich. Die Wirkung zeigt sich in einer weitgehenden Schädigung der Versicherten und in einer kaum noch zu überbietenden Rechtsunsicherheit. Als die Nordwestliche Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft ihre erste Zusammenstellung der Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes über „die Gewöhnung an Unfallfolgen als Besserung im Sinne der Unfallversicherungsgesetze" herausgab, da glaubte wohl noch mancher, daß es sich hierbei um ein tendenziöses Machwerk handle, das eine Anzahl von Ausnahmeentscheidungen zum Zwecke der Rentendrückerei verallgemeinere. Heute kann man das nicht mehr sagen. Die Zusammenstellung der Nordwestlichen Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft hat seitdem verschiedene Auflagen erlebt, und jede brachte neues und weiteres Material als Beweis dafür, *daß die Unfallrechtsprechung ihren sozialen Charakter mehr und mehr verloren hat*. Wer keine Gelegenheit hat, dies aus eigener Praxis kennen zu lernen, der braucht nur eine der älteren Zusammenstellungen der Entschädigungssätze, welche das Reichsversicherungsamt bei dauernden Unfallschäden zuerkannte, mit einer neueren zu vergleichen. Ein solcher Vergleich zeigt auf den ersten Blick die ungeheure Verschiedenheit zwischen früher und heute und beweist, daß die Behauptung einer Verschlechterung der Unfallrechtsprechung keine leere Redensart ist, sondern auf nicht wegzuleugnenden Tatsachen beruht.

In welchem Maße sich die Unfallrechtsprechung zum Nachteil der Versicherten verschlechterte, beweist in besonders deutlicher Weise *die Statistik über die Rechtsprechung der Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung und des Reichsversicherungsamtes*.[1] Die nachstehenden *Tabellen* lassen erkennen, *wie die Entscheidungen prozentual für die Verletzten immer un-*

[1] Siehe auch: Friedrich Kleeis, Der Krebsgang der Unfallversicherung. XXXI, 2, 1913, Nr. 34, S. 288.

günstiger, für die Versicherungsträger dagegen immer günstiger wurden.

Durch Entscheidung der Schiedsgerichte erledigte Streitsachen.

	1886 Proz.	1890 Proz.	1895 Proz.	1900 Proz.	1905 Proz.	1910 Proz.	1912 Proz.
Zugunsten der Versicherten	41,7	35,6	27,9	26,4	22,8	17,5	15,5
Zugunsten der Versicherungsträger . .	58,3	64,4	72,1	73,6	77,2	73,8	74,02

Durch Entscheidung des Reichsversicherungsamts erledigte Streitsachen.

	1886 Proz.	1890 Proz.	1895 Proz.	1900 Proz.	1905 Proz.	1910 Proz.	1912 Proz.
Zugunsten der Versicherten	—	23,5	22,1	25,2	20,7	19,5	18,1
Zugunsten der Versicherungsträger . .	—	35,6	43,8	46,3	53,2	56,7	50,8

Von 1886 an sind somit die den Versicherten günstigen Entscheidungen bei den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung von 41,7 Prozent auf 15,5 Prozent herabgegangen, die Entscheidungen zugunsten der Versicherungsträger dagegen von 58,3 Prozent auf 74,02 Prozent gestiegen. Ähnlich beim Reichsversicherungsamt, wo die entsprechende Ziffer für die Versicherten von 23,5 Prozent auf 18,1 Prozent sank, die der Berufsgenossenschaften aber sich von 35,6 Prozent auf 50,8 Prozent erhöhte. Die für das Reichsversicherungsamt angeführten Zahlen lassen die Verhältnisse der Versicherten noch einigermaßen günstig erscheinen. Das hat seinen Grund darin, daß im Jahre 1912 von den Berufsgenossenschaften nicht weniger wie 44 782 Rentenänderungsanträge gestellt wurden. Dieser Hochflut gegenüber fühlte sich das Reichsversicherungsamt doch veranlaßt, seinen bis dahin eingenommenen Standpunkt ein klein wenig zu ändern und das rigorose Verlangen der Berufsgenossenschaften in einer größeren Zahl von Fällen als sonst zurückzuweisen. Wie rücksichtslos die Berufsgenossenschaften vorgehen und wie diese Rücksichtslosigkeit durch das ständige Entgegenkommen der Entscheidungsinstanzen der Reichsarbeiterversicherung gefördert, ja geradezu gezüchtet wurde, läßt sich aus einer Gegenüberstellung der von den Berufsgenossenschaften und den Versicherten gestellten Rentenänderungsanträge ersehen.

Jahr	Anträge der Berufsgenossenschaften		Anträge der Versicherten	
		Prozent		Prozent
1901	4563	79,3	1146	20,1
1903	7707	79,8	1940	20,0
1905	11270	82,5	2378	17,4
1907	18547	88,1	2503	11,8
1909	36403	92,5	2911	7,4
1911	42715	93,5	2952	6,4
1912	44782	93,7	3000	6,2

Bei den Berufsgenossenschaften ein fortgesetztes starkes Steigen der Rentenänderungsanträge, bei den Versicherten ein ebenso ständiges Zurückgehen. Das paßt schlecht zu der den Verletzten so oft nachgesagten Rentensucht oder Rentenbegehrlichkeit! Wenn man von einer Renten-

gier reden kann, so nur bei den Berufsgenossenschaften, die, angestachelt durch die andauernde Nachgiebigkeit des Reichsversicherungsamtes, die Rentendrückerei immer unverfrorener betreiben. Das allein erklärt die gewaltige Zunahme der von ihnen gestellten Anträge. Anders bei den Verletzten! In den wenigsten Fällen werden ihre Anträge berücksichtigt, ihre Beschwerden und Angaben bleiben unbeachtet. Die Masse der Abweisungen und die Resultatlosigkeit ihrer Bemühungen lassen sie resignieren, was freilich wiederum die Berufsgenossenschaften dazu anreizt, in ihren Rentenherabdrückungsbestrebungen nicht zu erlahmen. Der Erfolg ist ihnen so gut wie sicher, da sie stets auf entsprechende ärztliche Unterstützung ihrer Bestrebungen rechnen können.

Die Folgen machen sich für die Verletzten in sehr unangenehmer Weise bemerkbar, um so besser schneiden die Berufsgenossenschaften ab. Die Kosten der von ihnen betriebenen systematischen Rentendrückerei, bei der auch das mediko-mechanische Heilverfahren keine geringe Rolle spielt, machen sich gut bezahlt. Es ist ihnen damit gelungen, den auf den einzelnen Unfall entfallenden Entschädigungsbetrag ganz erheblich herabzudrücken. In welchem Umfang dies erreicht wurde, machen folgende Zahlen ersichtlich.

Jahr	Zahl der erstmalig entschädigten Verletzten	Durchschnittliche Entschädigung für 1 Unfall	Kosten des Heilverfahrens	Kosten der Heilanstaltspflege
		Mark	Mark	Mark
1887	17102	237,17	49,85	97,23
1890	42038	202,64	41,37	120,04
1892	55654	180,58	38,60	139,86
1894	69619	165,40	33,92	143,19
1896	86403	152,54	33,15	144,21
1898	98023	146,12	31,52	139,72
1900	107654	145,66	33,49	141,31
1902	121284	151,05	35,06	148,77
1904	137673	151,70	34,79	153,37
1906	139726	152,10	35,59	155,55
1908	142965	155,71	37,25	164,89
1910	132064	160,51	37,90	164,76
1911	132114	162,43	38,44	167,33

Diese Gegenüberstellung von Entschädigungsaufwand und Kosten der Heilfürsorge ist nach mehr als einer Richtung interessant. Sie ergibt ein sehr erhebliches und rapides Sinken der durchschnittlichen Entschädigung, die erst wieder in den letzten Jahren eine kleine Aufwärtsbewegung erkennen läßt, welche aber keineswegs als ein Zeichen günstigerer Beurteilung dienen kann. Prozentual ist vielmehr die Zahl der erstmalig Entschädigten im Sinken begriffen, wie auch die kleinen Renten in steigendem Maße in Wegfall kommen. Während sich die Kosten des Heilverfahrens annähernd gleichbleiben, steigen die Kosten für Heilanstaltspflege ganz beträchtlich an und überragen schließlich den durchschnittlichen Entschädigungsaufwand. Der weitaus größte Teil der Heilanstaltskosten entfällt hiervon wohl auf die mediko-mechanischen Anstalten, auch Rentenquetschen genannt, die im Laufe der Jahre eine immer weitere Ausbildung erfahren haben. Sie tragen diesen

ihnen von den Unfallverletzten verliehenen Namen nicht mit Unrecht! Ohne die Vorzüge und Erfolge der mediko-mechanischen Behandlung herabsetzen oder verkleinern zu wollen, muß doch gesagt werden, daß diese Heilanstalten die schikanöse Rentendrückerei der Berufsgenossenschaften in weitgehendem Maße zum Teil mit sehr anfechtbaren Mitteln fördern. Diese Anstalten liefern zum großen Teil die berufsgenossenschaftlichen Vertrauensärzte, deren Gutachten für die Unfallrechtsprechung eine sehr erhebliche Bedeutung erlangt haben und leider in nur zu vielen Fällen gegenüber den Angaben der Verletzten und der sie behandelnden Ärzte als maßgebend angesehen werden.

Mit wie wenig Recht, zeigt der Fall eines süddeutschen mediko-mechanischen Instituts, gegen dessen Chefarzt gegenwärtig ein Verfahren wegen Urkundenfälschung und sonstiger Verfehlungen schwebt. Ihm wird zur Last gelegt, daß er, um die Heilerfolge seiner Anstalt günstiger zu gestalten, die Gutachten des ihm unterstellten Anstaltsarztes in willkürlicher Weise zum Nachteil der Verletzten abänderte. An der Tatsache, daß solche Fälschungen vorgekommen sind, ist nicht zu zweifeln. Dabei galt dieser Arzt trotz aller gegen ihn erhobenen sachlichen Einwendungen bis zuletzt bei Schiedsgerichten und Reichsversicherungsamt als einwandfreie Autorität, und zahlreiche Verletzte haben durch ihn ihre Rente verloren oder sich doch eine unberechtigte Kürzung gefallen lassen müssen. Es bleibt ihnen jetzt nur die Möglichkeit, durch ein Wiederaufnahmeverfahren in den Genuß der zustehenden Rente zu gelangen zu suchen; ein leider sehr schwacher Trost!

Selbstverständlich kann dieser Vorgang nicht als Beweis dafür dienen, daß nun bei allen mediko-mechanischen Heilanstalten die gleichen Maximen für die Begutachtung der Verletzten in Anwendung gebracht werden. Wohl aber mahnt er zur Vorsicht, die diesen Anstalten gegenüber höchst notwendig ist. Die große Mehrzahl dieser Institute befindet sich in privaten Händen, und sie sind nicht aus idealen Gründen, sondern lediglich des Gelderwerbes wegen geschaffen worden. Wenn sich ihrer auch die Krankenkassen und Versicherungsanstalten für die Behandlung der Versicherten in weitem Umfang bedienen, so bleiben sie doch in weit höherem Maße auf die Berufsgenossenschaften angewiesen. Von der Behandlung der Unfallverletzten hängt im wesentlichen ihre Existenz ab. Diese Abhängigkeit kann nicht günstig für die Verletzten wirken. Die Berufsgenossenschaften erwarten schnelle und weitgehende Heilerfolge, die schließlich auch in Rücksicht auf die Erhaltung des berufsgenossenschaftlichen Wohlwollens oft genug in einer den tatsächlichen Verhältnissen geradezu Hohn sprechenden Weise konstatiert werden. Zum sehr großen Teil haben die mediko-mechanischen Institute mit dazu beigetragen, daß heute Unfälle, die früher anstandslos entschädigt wurden, unentschädigt bleiben, die Entschädigungssätze in unerhörter Weise herabgedrückt sind, der Begriff „Dauerrente" inhaltlos geworden ist und das Gewöhnungsmoment bis zur Unsinnigkeit malträtiert wird. Die Berufsgenossenschaften nützen die Abhängigkeit dieser Anstalten nach Kräften aus, ein Umstand, der es zur gebieterischen Notwendigkeit macht, hier im Interesse der Verletzten eine Änderung anzustreben. Damit allein wäre selbstverständlich noch nicht genug getan, um der für die Verletzten so ungünstigen Entwicklung der Entschädigungspraxis entgegenzuwirken. Es soll und muß gelingen, in dieser Beziehung sowohl auf die Gesetzgebung wie auf die Recht-

sprechung Einfluß zu gewinnen, wenn eine Wandlung zum Besseren erreicht werden will.

Es ist weit genug gekommen. Wo früher zum Beispiel für Arm- und Beinverluste 70- bis 75prozentige Dauerrenten gewährt wurden, werden jetzt schon solche von 40 bis 50 Prozent festgesetzt. Der Verlust sämtlicher Finger an einer Hand wurde früher mit einer 50prozentigen Rente entschädigt, heute werden dem Verletzten 35 bis 40 Prozent, bei dem Verlust von 4 Fingern sogar nur 15 bis 25 Prozent der Vollrente geboten. Es ist beinahe unglaublich, was sich die Berufsgenossenschaften, gestützt auf entsprechende ärztliche Gutachten, erlauben. Durch die Reichsversicherungsordnung ist der Begriff „Dauerrente" in der Weise festgelegt, daß darunter Renten von einjähriger Dauer zu verstehen sind; früher nannte man nur dauernde, lebenslängliche Renten so. Den unausgesetzten Bemühungen der Berufsgenossenschaften ist es gelungen, den Begriff „Dauerrente" so auszuhöhlen, bis fast nichts mehr davon übrig blieb. Das Reichsversicherungsamt hat diese Bemühungen im weitesten Umfang zum Nachteil der Verletzten gefördert. Unter der Behauptung, daß Angewöhnung vorliege, werden jetzt Renten aufgehoben, die vor 25 Jahren als dauernde festgesetzt wurden, obgleich sich in den Verhältnissen der Verletzten nicht das geringste geändert hat. Der Begriff „Gewöhnung" muß zu allem herhalten, mit ihm wird der schlimmste Mißbrauch getrieben. Ist es bei einem Verletzten nicht möglich, eine wesentliche Besserung der Unfallfolgen zu konstatieren, wie es die Reichsversicherungsordnung für die Vornahme einer Rentenänderung erfordert, so konstatiert man einfach „Gewöhnung", und der gewollte Zweck ist erreicht. Der Laie glaubt vielleicht, das gehe doch nur einmal, und mit der einmaligen Anwendung des Begriffes „Gewöhnung" habe es auch sein Ende. Weit gefehlt! Berufsgenossenschaften und Reichsversicherungsamt unterscheiden schon längst nicht mehr nur „Gewöhnung", sondern in fortgesetzter Reihenfolge: „weitere Gewöhnung", „bessere Gewöhnung", „noch bessere Gewöhnung", bis schließlich mit der „vollkommenen Gewöhnung" die Unfallentschädigung zur Einstellung gebracht wird. Dabei ist es gleichgültig, ob der Verletzte sich wirklich in dem behaupteten Umfang an seine Unfallfolgen gewöhnt hat und ob er imstande ist, es in bezug auf Leistungsfähigkeit den unverletzten Arbeitern gleichzutun. Die Hauptsache bleibt die Entlastung der Berufsgenossenschaften und damit der Unternehmer.

Wie erfolgreich die Berufsgenossenschaften in dieser Beziehung mit Unterstützung der Ärzte und der Unfallrechtsprechung arbeiten, läßt die Tabelle auf Seite 937 über die Häufigkeit, Dauer und Folgen der Entschädigungsfälle erkennen.

In immer schnellerem Tempo und umfassenderem Maße gelingt es, den Verletzten die Rente abzuzwacken, so daß nach durchschnittlich 5 Jahren nur noch ein verhältnismäßig kleiner Rest übrig bleibt. Nicht bestritten soll werden, daß zu dieser Entwicklung auch die Ausbildung der Heilfürsorge beigetragen hat, viel mehr aber ist sie durch die den Verletzten ungünstigere Gestaltung der Entschädigungspraxis und der Unfallrechtsprechung gefördert worden. Trotzdem kann diese Entwicklung noch nicht als abgeschlossen gelten; es ist eine noch weitere Verschlechterung zu befürchten. Von den Berufsgenossenschaften wird unausgesetzt daran gebohrt, um die Entschädigungs-

Jahr der ersten Entschädigungszahlung	Zahl der Verletzten überhaupt	Von 100 Verletzten waren									
		aus dem Rentengenuß infolge Wiedererlangung völliger Erwerbsfähigkeit ausgeschieden nach durchschnittlich				nach durchschnittlich 5 Jahren noch im Rentengenuß					tot
						überhaupt	und zwar für eine Erwerbsunfähigkeit				
		1 Jahre	2 Jahren	3 Jahren	4 Jahren		unter 25 Proz.	25 bis 50 Proz.	50 bis 75 Proz.	75 bis 100 Proz.	
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Gewerbliche Berufsgenossenschaften.											
1896 . . .	38538	20,82	28,37	32,68	35,09	53,89	34,42	12,68	4,39	2,50	11,02
1900 . . .	51697	19,67	27,32	31,78	34,53	55,07	36,13	12,49	4,16	2,29	10,40
1905 . . .	68360	23,49	35,42	42,18	46,98	45,11	30,69	9,69	3,00	1,73	7,91
1908 . . .	74581	27,98	40,41	47,79	52,88	38,89	26,86	8,15	2,56	1,32	8,23
1910 . . .	69811	29,86	44,57	—	—	—	—	—	—	—	—
1911 . . .	70423	30,19	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften.[1]											
1896 . . .	17537	14,58	29,38	37,82	41,97	51,14	30,59	14,56	3,66	2,42	6,89
1900 . . .	20830	14,31	31,00	36,75	43,55	50,27	31,98	12,74	3,80	1,75	6,18
1905 . . .	25709	18,49	38,09	45,24	51,25	43,19	28,72	9,98	2,55	1,94	5,56
1908 . . .	25676	18,83	41,40	50,16	55,79	38,79	26,39	8,53	2,83	1,54	5,42
1910 . . .	23244	18,89	43,83	—	—	—	—	—	—	—	—
1911 . . .	23360	19,42	—	—	—	—	—	—	—	—	—

sätze weiter herabzudrücken. So hat man es besonders auf die Entschädigung für Augenverletzungen abgesehen. Der Verlust eines Auges wurde anfänglich mit einer $33^1/_3$- bis 40prozentigen Rente entschädigt, jetzt wird in der Regel nur noch eine solche von 25 Prozent festgesetzt; lediglich die qualifizierten Arbeiter erhalten noch eine solche von $33^1/_3$ Prozent. Der Begriff „qualifizierter Arbeiter" ist aber allmählich so eng begrenzt worden, daß nur noch ganz wenige Berufe darunter fallen. Auch das genügt den Berufsgenossenschaften noch nicht. Sie berufen sich, ebenfalls gestützt auf ärztliche Gutachten, darauf, daß der Verlust eines Auges nach eingetretener Gewöhnung an das einäugige Sehen keine meßbare Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit verursacht und die Unfallentschädigung deshalb in Wegfall kommen kann, mindestens aber reduziert werden muß. Es liegen auch bereits Versuche vor, die Rente für Augenverluste auf 15 Prozent herabzusetzen. Das ist der Anfang, dem schließlich in nicht zu langer Zeit die völlige Rentenentziehung folgt. So gewinnen die Berufsgenossenschaften durch ihr zähes, energisches und planvolles Vorgehen fortgesetzt neuen Boden für weitere Rentendrückerei und üben auf die Unfallrechtsprechung einen für die Verletzten immer unheilvolleren Einfluß aus. Sie haben es freilich auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen sehr leicht, ihre Absichten durchzuführen, stehen ihnen doch hierfür alle Mittel zur Verfügung. Sie gebieten über einen Stab geschulter Beamten, jeder Arzt, jede Heilanstalt stellt ihnen auf Erfordern Gutachten aus, die sie für ihr Vorgehen benötigen. Dazu haben sie eine ziemlich weitgehende Verfügungsgewalt über den Verletzten,

[1] Diese Angaben beziehen sich auf 22 landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften, die über den Verlauf der Unfallfolgen Angaben machen.

die oft genug in schikanöser Weise zur Anwendung gelangt, können sie ihn doch zu jeder Zeit zur Beobachtung oder Behandlung in eine Heilanstalt einweisen.

Anders der Verletzte! Er ist gegenüber dem Vorgehen der Berufsgenossenschaft im wesentlichen auf die Abwehr beschränkt. Nicht oder nur wenig vertraut mit den praktischen Verhältnissen der Unfallversicherung, vermag er in der Regel nur einen wenig intensiven Widerstand zu leisten. Auch sonst befindet er sich im Nachteil. Seine Angaben über die von ihm empfundenen, mit dem Unfall in Zusammenhang stehenden Beschwerden werden überall mit Mißtrauen aufgenommen. Nur schwer gelingt es ihm, die zur Unterstützung seiner Behauptungen erforderlichen ärztlichen Gutachten zu erhalten. Durch die Reichsversicherungsordnung haben sich in dieser Beziehung die Verhältnisse zwar etwas gebessert, befriedigend sind sie aber noch keineswegs. Von einer Beeinflussung der Unfallentschädigungspraxis und Rechtsprechung durch die Verletzten ist unter diesen Umständen gar keine Rede. Ebensowenig ist in dieser Richtung von einem Zusammenwirken der Versicherten zu spüren. Die große Masse der Versicherten steht der Unfallversicherung wie schließlich der gesamten Arbeiterversicherung teilnahmlos gegenüber. Eine Erregung über erlittenes Unrecht tritt nur bei dem einzelnen, speziell davon Betroffenen auf; die anderen rühren sich nicht! Wie groß die Teilnahmlosigkeit ist, kann man fast bei jeder Versammlung sehen, die sich mit der Versicherungsgesetzgebung befaßt, der Redner spricht vor leeren Tischen und Stühlen. Ausnahmen sind beschämend selten. Bei dieser Sachlage sind es einzig die Arbeitersekretariate, welche dem Drängen der Berufsgenossenschaften nach weiterer Verschlechterung der Unfallversicherung entgegenwirken. Dieser Widerstand ist zum großen Teil nur ein spezieller, auf einzelne Fälle beschränkter und darum nicht allgemein wirkungsvoll. Eine dahingehende Erweiterung wäre wohl möglich durch die öffentliche Verwertung der von den Arbeitersekretären auf Grund ihrer Tätigkeit gemachten Erfahrungen. Allein die Mehrzahl der Arbeitersekretäre ist zu überlastet, um in weiterem Umfang publizistisch tätig zu sein. Das ist zu bedauern, aber nicht leicht zu ändern, besonders da für die Ausgestaltung der Arbeitersekretariate mit ausreichenden Kräften die erforderlichen Mittel nur schwer flüssig zu machen sind. Für andere, oft sehr nebensächlichere Dinge ist dies viel leichter!

Trotzdem ist ein energisches Vorgehen der Versicherten und ihrer Organisationen gegen die Rentendrückerei der Berufsgenossenschaften und die immer ungünstigere Gestaltung der Unfallrechtsprechung dringend notwendig. Soll einer noch ungünstigeren Gestaltung der Verhältnisse vorgebeugt werden, so läßt es sich nicht umgehen, die heute bestehende Teilnahmlosigkeit der Versicherten zu bekämpfen und sie zum Widerstand gegen Bestrebungen und Verunglimpfungen à la Bernhard aufzurütteln. Eine solche Aufrüttlung ist auch im Interesse einer Weiterentwicklung der Arbeiterversicherung erforderlich. Die Gestaltung der Reichsversicherungsordnung, wie sie durch den Blockreichstag zustande kam, kann nicht befriedigen. Zweifellos wäre mehr und Besseres erreicht worden, wenn die Versicherten den von der Partei veranstalteten Protestversammlungen ein größeres Interesse entgegengebracht hätten. Leider waren diese zum großen Teil geradezu kläglich besucht. Die Ursache hierfür ist nicht nur darin zu suchen, daß es sich bei der Versiche-

rungsgesetzgebung um einen trockenen, spröden und wenig interessanten Stoff handelt, sondern auch, daß man lange Zeit in der Partei- und Gewerkschaftspresse die Arbeiterversicherung als etwas sehr Nebensächliches behandelte. Das mußte sich rächen. In neuerer Zeit ist es in der Gewerkschaftspresse in dieser Beziehung etwas besser geworden. Auch die Gewerkschaften geben sich an vielen Orten Mühe, das Interesse für die Arbeiterversicherung zu fördern; leider nicht mit dem gewünschten Erfolg. Das darf jedoch nicht abschrecken. Im Gegenteil, die Aufrüttlungsarbeit muß energisch fortgesetzt und gesteigert werden. Das ist vornehmlich Aufgabe der Presse, die mehr als bisher in dieser Richtung tätig sein müßte! Das entspricht auch der Stellung, welche die Konferenz der Arbeitersekretäre vom 3. und 4. Juni 1911 in Dresden eingenommen hat. Sie beschloß, die Berichterstattung der Arbeitersekretäre über ihre Erfahrungen auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung in den Jahresberichten der Sekretariate einzuschränken, dafür aber die bei ihrer Tätigkeit sich ergebenden interessanteren Fälle in der Presse zu behandeln. Dieser Beschluß ist aber nur zu einem sehr kleinen Teil verwirklicht worden. Teilweise wohl, weil — wie schon bemerkt — den Arbeitersekretären die zu einer solchen publizistischen Tätigkeit erforderliche Zeit fehlt, zum anderen Teil aber auch aus dem Grunde, weil die Parteipresse für derartige Veröffentlichungen gar kein Interesse zeigt. Letzteres trifft nicht allgemein zu. Verschiedene Partei- und Gewerkschaftsblätter leisten in dieser Beziehung Vorzügliches und Mustergültiges, andere dagegen — und das trifft besonders für die Parteipresse zu — lassen alles zu wünschen übrig. Was nicht in den politischen, wirtschaftlichen, gewerkschaftlichen oder lokalen Teil paßt, wird als nebensächlich behandelt. Es ist bezeichnend, wie manche Redaktionen ihre Aufgabe auffassen. Für die Vorgänge auf dem Gebiet der Strafrechtspflege hat man eigene Berichterstatter. Jeder kleine Skandal, jede Körperverletzung, jeder unbedeutende Diebstahl wird sorgfältig registriert, weil man es für selbstverständlich erachtet, die Leser über diese Dinge auf dem laufenden zu halten. Über die Entscheidungen der Gewerbegerichte findet man schon weniger, und von den Urteilen der Oberversicherungsämter, der Landesversicherungsämter und des Reichsversicherungsamtes hört und sieht man gar nichts. Es ist eine höchst bedauerliche, aber nicht wegzuleugnende Tatsache, daß sich die soziale Rechtsprechung im wesentlichen unter Ausschluß der Öffentlichkeit vollzieht! Abgesehen von den Fachzeitschriften bekümmern sich weder Publikum noch Presse darum. Die Einsendungen der Arbeitersekretäre weist man zwar nicht zurück, aber man gebraucht sie nur als Füllmaterial oder Lückenbüßer, so daß ihnen zu häufigeren Einsendungen bald die Lust vergeht.

Hierin muß eine Änderung eintreten, und sollte sie durch Parteitagsbeschluß erzwungen werden! Wenn dem antisozialen Vorgehen der Berufsgenossenschaften und der weiteren Verschlechterung der Unfallrechtsprechung — das gleiche trifft übrigens auch bis zu einem gewissen Grade für die Invalidenversicherung zu — wirksam entgegengetreten und eine den Arbeitern günstigere Entwicklung der Arbeiterversicherung angebahnt werden soll, dann muß die Parteipresse und der noch rückständige Teil der Gewerkschaftspresse eine andere Haltung einnehmen. Die Änderungen der Reichsversicherungsordnung fordern dies ganz ge-

bieterisch. Durch sie ist den Oberversicherungsämtern in zahlreichen Fällen die endgültige Entscheidung übertragen, das Reichsversicherungsamt ausgeschaltet. Um so wichtiger ist die Beobachtung der von ihnen geübten Rechtsprechung und deren Kritik. Diese, maßvoll und mit Sachkunde geübt, kann und wird nicht eindruckslos bleiben. Wir wollen keine einseitige Begünstigung der Versicherten, sondern eine objektive, den wirtschaftlichen und körperlichen Verhältnissen der Verletzten Rechnung tragende Rechtsprechung. Solche herbeizuführen, ist in allererster Linie die lokale Parteipresse berufen. Sache der Parteigenossen allerorts muß es sein, darauf hinzuwirken, daß sie dieser Aufgabe auch in nachdrücklichster Weise gerecht wird.

Neueinteilung der Reichstagswahlkreise.

Von **R. Kolb**, Posen.

Die Presse durchläuft die Nachricht, daß eine Neueinteilung der Reichstagswahlkreise bevorstehe. Es liegen zwei Vorschläge vor, der neueste von dem bekannten Fortschrittler Dr. Potthoff[1] in Düsseldorf, der im „Berliner Tageblatt" den Antrag stellt, die Norm einzuführen, daß kein Wahlkreis über 300 000 Seelen zählen darf. Nach dem Stand der Gegenwart, analog der Volkszählung 1910, sowie der in diese Legislaturperiode fallenden Volkszählung 1915 sind 30 solche Wahlkreise vorhanden. Dieselben zählten 1910:

Wahlkreis	Seelenzahl in Tausend	Zuwachs von 1905 bis 1910	Zuwachs von 1900 bis 1905	Wahlkreis	Seelenzahl in Tausend	Zuwachs von 1905 bis 1910	Zuwachs von 1900 bis 1905
		in Tausend				in Tausend	
Teltow-Charlottenburg	1316	357	270	*Hannover	393	39	30
Berlin VI	866	80	90	*Kiel	370	48	58
Bochum-Gelsenkirchen	765	105	96	*Chemnitz	359	46	37
Hamburg III	723	164	111	*Nürnberg	357	41	34
Duisburg	616	115	112	Köln Land	349	66	56
*Niederbarnim	588	154	118	*Frankfurt a. M.	341	39	38
Leipzig Land	572	73	78	*Elberfeld	334	20	20
*Dortmund	568	84	78	Dresden Land	328	24	29
*Essen	567	93	72	Berlin II	313	−24	−11
München II	536	68	47	Dresden rechts	306	20	18
Berlin IV	518	9	63	*Bremen	300	37	39
*Düsseldorf	450	80	60	*Mannheim	296	38	33
*Recklinghausen	444	113	80	Stuttgart	288	31	30
*Kattowitz	420	61	60	*Saarbrücken	275	34	38
*Beuthen	414	51	54	*Hagen i. W.	257	31	26

[1] Im „Berliner Tageblatt" vom 29. August hat Dr. H. Potthoff abermals die Teilung der Riesenwahlkreise vorgeschlagen, wobei 26 Wahlkreise in 33 zerlegt werden. Ich habe die Hinzuziehung der 10 Städtekreise beibehalten, denn es können nicht, wie zum Beispiel in Berlin, der 1. Kreis bei 62 000 Einwohnern bleiben und die 2 zerlegten Kreise des 4. Berliner Wahlkreises dann je 260 000 Einwohner zählen. Was das politische Resultat betrifft, komme ich auf Grund der Untersuchungen der Einzelwahlbezirke der Städte zu meinen Feststellungen. Die neugebildeten Kreise von Dortmund, Essen, Recklinghausen, Hannover, Kiel, Chemnitz, Nürnberg, Frankfurt, Elberfeld, Bremen, Mannheim usw. werden in erster Linie

Wir geben in der Tabelle zugleich ein Bild des Wachstums der Kreise. Da nun nicht rein mechanisch verfahren werden kann, kommen dazu noch die 10 Stadtkreise: Berlin 1, 3, 5, Hamburg 1, 2, München-Stadt, Leipzig-Stadt, Köln-Stadt, Dresden-links sowie Cannstatt. Aus diesen 40 Kreisen werden nun 75 Kreise = 35 mehr geschaffen. Von der Zerlegung werden noch getroffen durch Abtrennung der Stadtteile Elberfeld, Köln und Frankfurt a. M., die 4 Kreise Lennep, Wipperfürth, Höchst und Hanau.

Von den obigen 30 Wahlkreisen werden 17 (die mit einem * versehenen) in 2 Wahlkreise zerteilt. Unter Hinzuziehung der obenbenannten 10 Stadtkreise werden die anderen 23 Wahlkreise in mehrere zerteilt, oder wie bei Stuttgart-Cannstatt wird nur eine Neuabgrenzung vorgenommen.

Die	Stadt	Berlin	erhält	statt	6	dann	10	Abgeordnete
"	"	Hamburg	"	"	3	"	5	"
"	"	Dresden	"	"	3	"	4	"
"	"	München	"	"	2	"	3	"
"	"	Leipzig	"	"	2	"	3	"
"	"	Köln	"	"	2	"	3	"

Der Teltower Kreis wird von 1 in 5, der Bochumer von 1 in 3 und der Duisburger von 1 in 3 zerlegt.

Die Gesamtabgeordnetenzahl steigt dadurch von 397 auf 432. Natürlich wird die Neueinteilung zugunsten aller bürgerlichen Parteien erfolgen, wie dies bei Städtewahlkreisen besonders gut möglich ist. Die Erhöhung der Abgeordnetenzahl kann aber auch noch etwas beschränkt oder ausgedehnt werden. Das politische Resultat des Antrags Potthoff dürfte in erster Linie ein Gewinn der beiden liberalen Parteien sein, die zirka 20 Mandate, die Sozialdemokratie ungefähr 8 bis 10, den Rest das Zentrum gewinnt, dem zugleich diverse Kreise gesichert werden.

Der zweite Vorschlag ist älter und stammt von Professor H. Schröbel-Chemnitz, Direktor des dortigen Statistischen Amtes. Er schlägt für die großen Wahlkreise die Verhältniswahl vor, wählt die Abgeordnetenzahl aber ganz willkürlich. Nach seiner Darlegung kommen dieselben Kreise, wie oben angeführt, in Frage, also dieselbe Norm. Bei jeder Neuwahl werden die Kreise in den Bezirk der Verhältniswahl einbezogen, die über 300 000 Seelen kommen. Es ist aber ein Nonsens, für die übervölkerten Kreise die Verhältniswahl verlangen, während die Wahlkreise bestehen bleiben, die konträr mit dem Durchschnitt der Bevölkerungsziffer nicht mitkommen, weil letztere zufällig meistens reaktionäre Kreise sind. Das ist ein Hohn auf den Ausgleich und hat den Zweck, für die Reaktion zu retten, was zu retten ist, was sich auch aus der Berechnung des Resultats ergibt. Die 40 Kreise, die jetzt durch 29 Sozialdemokraten, 6 Liberale, 3 Zentrümler und 2 Polen vertreten sind, würden gemäß der Verhältniswahl nach dem 1912er Stimmenresultat dann 28 Sozialdemokraten, 14 Liberale, 6 Zentrümler, 2 Konservative, 1 Antisemiten und 1 Polen = 52 Abgeordnete aufweisen.

Schreiber dieser Zeilen verweist erneut auf seinen Vorschlag der 1911 erschienenen Broschüre,[1] die einen fukzessiven, aber gerechten Ausgleich aller Wahlkreise verlangt. Nachdem kürzlich das Proportionalwahlrecht abgelehnt wurde, bleibt nur die Neueinteilung der Reichstagswahlkreise übrig, was im Wahlkampf 1912 nicht nur von der Sozialdemokratie, sondern auch von den liberalen Parteien gefordert wurde.

---

den Liberalen, sodann dem Zentrum, eventuell auch der Reichspartei zufallen. Dafür sorgt schon die Neueinteilung, welche die Städte nicht in zwei sozial gemischte Hälften teilt, sondern die inneren Stadtteile im Umkreis für sich, andererseits die äußeren Stadtteile für sich läßt.

[1] A. Kolb, Die Neueinteilung der Wahlkreise, ein neuer Vorschlag. Würzburg 1911.

Die sozialistische Jugendorganisation.

Von **Paul Schiller** (Charlottenburg).

Hätten nicht Polizei und Staatsanwalt die vor einigen Jahren kräftig emporblühenden freien Jugendorganisationen vernichtet, uns wäre die Diskussion über die Frage, wie wir die Jugend nach dem achtzehnten Jahre gewinnen können, erspart geblieben; denn jene selbständige Jugendorganisation erfaßte nicht nur die Jugend bis zum achtzehnten Jahre, sondern weit über dieses Alter hinaus.

Diese ältere Jugend geht uns heute vollständig verloren. Die Veranstaltungen der Jugendausschüsse interessieren nur die Jugendlichen bis zum achtzehnten Jahre; der ältere Teil läuft zum Tanz, zur Kneipe oder zu irgendeinem Klimbim- oder bürgerlichen Sportverein. Wir sehen sogar, daß selbst diejenigen Jugendlichen, die ein Jugendheim besucht haben, nicht stets den Anschluß an die Partei finden, und wenn auch an die Gewerkschaft, so doch nicht als tätige Mitglieder. Hier verläuft unsere Jugendbewegung im Sande. Gerade in der Zeit, wo uns das Vereinsgesetz ein Recht gibt, politisch zu werden, wo der Jugendliche reif ist für unsere Ideen und seine Militärpflicht beginnt, überlassen wir ihn kampflos unseren Gegnern.

Diese Lücke wollte schon der Chemnitzer Parteitag durch einen Antrag ausfüllen, der die Bildungsausschüsse verpflichtet, die ältere Jugend zu den bildenden und belehrenden Veranstaltungen heranzuziehen. Dieser Antrag hatte wohl einige Versuche zur Folge, sonst aber blieb er ohne Wirkung und mußte es bleiben. Denn einen dauernden Zusammenhalt der Arbeiterjugend können solche lose Veranstaltungen nicht geben. Auch Sektionen für Jugendliche innerhalb der Parteiorganisation, wie sie in der jetzt wieder einsetzenden Diskussion über diese Frage vorgeschlagen werden, können nicht den gewünschten Erfolg bringen. Hätte die Partei den Reiz für die Jugend in diesem Alter, so würden wir sie längst haben. Jugendsektionen würden immer nur die wenigen jungen Mitglieder, die sich der Partei bereits angeschlossen haben, zusammenfassen, nie aber die außenstehenden Massen der Jugendlichen uns zuführen, denen der Schritt zur Sozialdemokratie zu groß und vor der Militärzeit zu gefährlich erscheint.

Wir müssen deshalb einen anderen Weg gehen, um die Jugend zwischen 18 und 21 Jahren zu erfassen. Und dieser Weg heißt: Die sozialistische Jugendorganisation. Vor allen Dingen betone ich: eine Organisation — im Gegensatz zu den Vorschlägen, die bisher hauptsächlich gemacht wurden. Keine lose Veranstaltung, sondern eine festgefügte Vereinsform für die älteren Jugendlichen. Dann aber brauchen wir eine besondere Organisation hauptsächlich aus agitatorischen Gründen. Was der Partei nicht gelingt, was die losen Veranstaltungen nicht fertig bringen, wir können hiermit die Massen gewinnen. Die Jugendlichen, die das Jugendheim verlassen, werden dann ganz natürlich in die sozialistische Jugendorganisation übergehen. Die Gewerkschaften werden ebenfalls einen großen Teil der Mitglieder stellen. Dann aber kommt die Jugend zu uns, die durch diejenige Agitation gewonnen wird, welche von der Organisation selbst ausgeht. Aber auch nur eine selbständige Organisation, in der alle Verwaltung, Beratung und Handlung von den

Jugendlichen ausgeht, wird imstande sein, die Jugend dauernd zu fesseln. Wenn dann Zweck und Ziel sich dem Empfinden der Jugend in diesem Alter anpassen, so wird der Erfolg nicht ausbleiben, die Jugend den Gegnern zu entziehen. Neben geistiger Fortbildung durch Vorträge in den Versammlungen, Unterrichtskurse (von den Bildungsausschüssen), Diskussionsabende und Bibliotheken sollen Spiel und Sport gepflegt werden, ferner gilt es, Aufklärung über den Alkohol zu verbreiten und vor allen Dingen über den Militarismus.

An Betätigung würde es also nicht mangeln. Durch die Vereinsarbeit könnten Funktionäre für die Arbeiterbewegung herangebildet werden. Die Arbeit der Bildungsausschüsse hätte hier einen gewissen Rückhalt. Die Jugendheime wären der neuen Organisation nutzbar zu machen. Für die Verbreitung der „Arbeiterjugend" eröffnet sich ein neues großes Gebiet. Neue Kräfte für die bestehende freie Jugendbewegung könnten herangebildet werden. Außerdem würde die sozialistische Jugendorganisation ein Stützpunkt für die freie Jugendbewegung sein.

Die Mitgliedschaft in der Jugendorganisation darf aber nicht wie bei der Jugendsektion von der Zugehörigkeit zur Partei abhängig gemacht werden. Diese ergibt sich von selbst. Wie für viele der Weg zur Partei über die Gewerkschaft geht, so dann auch über die Jugendorganisation. Ohne Zwang werden die Jugendlichen zur Partei kommen und, weil daran gewöhnt, Mitarbeit leisten, ebenso werden die Gewerkschaften ihre tätigsten und regsamsten Mitglieder von hier aus erhalten.

Nach alledem müssen wir zur Schaffung einer sozialistischen Jugendorganisation kommen, besonders auch im Hinblick auf die starke bürgerliche Jugendbewegung, die zur Gewinnung der älteren Jugendlichen mit Erfolg die größten Anstrengungen macht.

Literarische Rundschau.

M. Nachimson, **Die Staatswirtschaft.** Eine kritisch-theoretische Beleuchtung. Leipzig 1913, Verlag von Artur Kabe. 271 Seiten.

Das Buch behandelt die Entwicklung der Staatsausgaben und -einnahmen. Der Verfasser sucht die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung der Staatswirtschaft zu erforschen, indem er diese vom Standpunkt der nationalökonomischen Theorie untersucht. Er knüpft dabei an die Steuertheorie Ricardos an, die er in manchen Punkten zu kritisieren und zu ergänzen sucht. Was Renner in seiner Broschüre „Das arbeitende Volk und die Steuern" (Wien 1909, Volksbuchhandlung), die der Verfasser merkwürdigerweise nicht zitiert, kurz skizziert, die Grundlage einer Steuertheorie vom marxistischen Standpunkt aus, soll in diesem Buche ausführlich dargelegt werden.

Im Mittelpunkt einer solchen Steuertheorie müßte die Lehre von der Abwälzung stehen. In der Tat finden sich bei Nachimson zahlreiche Erörterungen über die Abwälzbarkeit der Steuern, die aber der systematischen Zusammenfassung entbehren und uns auch nicht immer zwingend begründet erscheinen. So stimmen wir zum Beispiel dem Verfasser bei, wenn er im Gegensatz zu Ricardo und Lassalle meint, daß eine Grundsteuer die Rente treffen würde und nicht auf die Konsumenten abgewälzt werden könnte; wir halten aber die Polemik des Verfassers gegen Ricardo nicht in allen Einzelheiten für richtig. Auch die Behandlung der Verkehrssteuern scheint uns zu wenig eingehend zu sein. Der Verfasser berücksichtigt

insbesondere zu wenig, daß gewisse Formen der Profitaneignung, so insbesondere der Spekulations- und Gründergewinn, die auf andere Weise schwer zu treffen sind, ganz rationell durch bestimmte Verkehrssteuern herangezogen werden können.

Jedoch liegt der Schwerpunkt des Buches für uns weniger in den theoretischen Ausführungen als in der geschichtlichen Darstellung und dem reichen Material, das der Verfasser zur Kritik der einzelnen Steuern und der Zölle insbesondere in Deutschland beibringt. Mit größter Sorgfalt wird der statistische Beweis erbracht, wie hart die Steuerlasten die arbeitenden Klassen treffen und wie besonders in Deutschland die Ausbildung der Verbrauchsauflagen in Verbindung mit dem Schutzzollsystem zu einer unerträglichen Belastung der Besitzlosen geführt hat.

Das Buch wird also unseren Parteigenossen gute Dienste leisten können. rh.

Pfarrer Fritz Rudolf, **Das Alkoholverbot in Amerika.** Seine Erfolge und seine Grenzen. Basel 1913, Druck und Verlag Friedrich Reinhardt. 112 Seiten. 2 Mark.

Der Verfasser stellt sein Thema in Zusammenhang mit der ganzen Organisation und dem Kreislauf des amerikanischen Lebens und bietet daher mehr, als der Titel des Buches verspricht. Wir finden darin eine Fülle interessanter Beziehungen zwischen Alkoholkonsum und ökonomischen Verhältnissen aufgedeckt, zum Beispiel die geschichtlichen Zusammenhänge, die zwischen dem Aufblühen der Produktion und des Handels mit Rum und der dadurch entstehenden alkoholischen Verseuchung des amerikanischen Volkes im achtzehnten Jahrhundert und dem Sklavenhandel bestehen. Die große Nüchternheit und die strenge, dauernde Durchführung des Alkoholverbots in einigen nördlichen Staaten der Union wurde schon seit langem, vor allem von Rowntree und Sherwell in ihrem Buche „The Temperance Problem and Social Reform" (1899) auf die geringe Bevölkerungsdichte dieser Staaten zurückgeführt. Rudolf faßt diese Beziehung genauer. Die ehrlichen Abstinenzstaaten sind rein bäuerliche Agrarstaaten, aber mit einer Siedlungsweise, die von der europäischen ganz verschieden ist. Nicht in Dörfern zusammenwohnend, sondern isoliert auf weitläufigen Farmen bestellen die Bauern ihr Land. Dadurch sind sie bei ihrem arbeitsamen Leben selber nüchtern geworden und haben das größte Interesse, daß die spärlich vorhandenen und teuren Arbeitskräfte nicht durch alkoholische Exzesse ihre Leistungsfähigkeit herabsetzen. Ferner legen die Farmer darauf Wert, das bei den großen Entfernungen gefährliche Raub- und Lumpengesindel durch Schließung aller Spelunken aus seinen Schlupfwinkeln zu vertreiben. Diese Auffassung wird in umgekehrter Richtung bestätigt durch die Staaten des wilden Westens. Dort findet sich noch geringere Bevölkerungsdichte und trotzdem starker Alkoholkonsum. Es befinden sich hier die großen Bergbaureviere im Gebiet der Rocky Mountains und der Sierra Nevada. An einigen wenigen Punkten sind hier große Menschenmassen konzentriert, und die geringe durchschnittliche Bevölkerungsdichte kommt zustande, weil diese Punkte dichter Ansiedlung inmitten weiter wüster Gebiete liegen, während die Bevölkerung der bäuerlichen Staaten gleichmäßig dünn über das Land gebreitet ist. In den nördlichen Agrarstaaten ist das Verbot ehrlich gemeint und in den Verhältnissen tief begründet. Bei den sechs Südstaaten mit starker Negerbevölkerung, die erst in den Jahren 1908 bis 1909 zum Verbot übergegangen sind, bedeutet dies weiter nichts als eine Handhabe für die Verwaltung, nach Belieben die Kneipen der Neger schließen zu können. Mit echt reaktionärer Oberflächlichkeit sollen dadurch Exzesse der Neger in der Öffentlichkeit unterdrückt werden. Bezeichnend für die „freie Lohnarbeit" ist übrigens, daß der Neger zu Alkoholmißbrauch und Gemeingefährlichkeit erst seit seiner „Befreiung" gekommen ist. Vorher galt er zwar als faul und dumm, aber er war nüchtern und harmlos.

Das Gemeindebestimmungsrecht der Städte stellt sich nach Rudolfs Untersuchung dar als ein Recht der wohlhabenden Villenstädte und Außenquartiere, Schnapsbuden von sich fernzuhalten und diese den Proletariervierteln konzentriert zu überlassen. Charakteristisch war in dieser Hinsicht die Abstimmung zweier „trockener" reicher Vorstädte von Boston: Cambridge und Quincy. Mit

großer Mehrheit stimmten sie für das Alkoholverbot auf ihrem eigenen Gebiet, mit noch größerer Mehrheit lehnten sie aber zur selben Zeit ein allgemeines Staatsverbot ab. Da die „trockenen" Städte mit Nichtverbotsstädten stets eng zusammenhängen und auch Staatsgesetze wegen der amerikanischen Verfassung niemals die Einfuhr von Alkohol aus anderen Staaten verhindern können, gibt es keinen Ort in den Vereinigten Staaten, wo man sich nicht Alkohol verschaffen könnte. Der vorbildliche sozialpolitische Charakter, den die bürgerlichen Alkoholgegner in Europa dem Verbot in Amerika immer gern anhängen möchten, erweist sich also als eitel Trug und Illusion.

Das Buch kann als wertvoller Beitrag zum Studium der Alkoholfrage warm empfohlen werden. Albert Wilhelm.

Adolf Cohen, **Die Technik des Gewerkschaftswesens.** (Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung. Herausgegeben von Max Grunwald, Heft 9.) Dresden 1913, Verlag von Kaden & Co. 21 Seiten Oktav. Preis 40 Pf.

Als ich den Titel des Büchleins las, meinte ich: Das ist das, was wir brauchen. Aber leider verspricht der Titel anderes, als der Inhalt birgt. Eine Technik des Gewerkschaftswesens müßte eine Darstellung der inneren Wirksamkeit, der Orientierung und Regulierung der Massenkräfte, ihrer Zielführung, des Gegenspiels der Kräfte, der Überwindung der Widerstände sein, es müßte eine Darstellung eines der wichtigsten Teile aus dem inneren Leben der Gewerkschaften sein. Und da uns das fehlt und da wir es so benötigen und da der Verfasser der Leiter der größten gewerkschaftlichen Verwaltungsstelle nicht bloß Deutschlands, sondern wohl der ganzen Welt ist, versprach ich mir viel von diesem Schriftchen. Es wurde sofort gelesen, nicht wie so vieles andere auf bessere Zeit verspart. Aber das Schriftchen ist etwas anderes, als was es verspricht. Es würde sicher höher gewertet werden, wenn es einen Titel hätte, der sich dem Inhalt anpaßt. Es ist keine Technik, und es zeigt uns nicht die Verhältnisse des Gewerkschaftswesens überhaupt. Fehl ginge der, der aus dem, was er aus Cohens Schrift gelernt hat, Schlüsse ziehen wollte für das Gewerkschaftswesen überhaupt. Was uns Cohen zeigt und was den Wert dieser Schrift so besonders eigenartig macht, ist, daß er uns — sagen wir — die Architektur dieser größten gewerkschaftlichen Verwaltungsstelle der Welt, der der Metallarbeiter Berlins, darlegt. Nur für diese gilt das, was diese Schrift zeigt, sicherlich aber nicht für die Zahlstelle der Töpfer in Velten oder für die der Zimmerer in Regensburg oder gar für die der Schneider in Zürich und die der Maler in Laibach. Aber leider ist ja nicht jeder Leser ein Kenner des Ortsstatuts für die Mitglieder der Verwaltungsstelle Berlin des Deutschen Metallarbeiterverbandes, daß ihm klar wird, daß erweiterte, mittlere und engere Ortsverwaltung keine typischen Erscheinungen der gewerkschaftlichen Organisationen sind. Nach Cohen müßte man das glauben, denn er schließt seine Darstellung, daß er „ausreichend die innere Struktur der gewerkschaftlichen Organisation geschildert" haben will, daß sich nun „auch der Fernstehende ein Bild des Ganzen machen" kann, ja er sagt, daß „die umfangreichen und verschiedenartigen Aufgaben der Gewerkschaften diesen Apparat erfordern". Er spricht also ganz allgemein vom Gewerkschaftswesen überhaupt, ohne jede Einschränkung, er veranlaßt die große Masse derer, die sein Buch zur Hand nehmen, das, was er darstellt, als die Regel erscheinen zu lassen, während es sich um einen wenn auch höchst bedeutsamen Ausnahmefall handelt. Ich glaube, es wäre weit klüger gewesen und hätte dem Schriftchen auch sehr viele Leser zugeführt, wenn er es als das gegeben hätte, was es ist, als die Verwaltungsgliederung der größten gewerkschaftlichen Zahlstelle. Wer da weiß, daß auch die große Mehrzahl der Verwaltungsstellen des Metallarbeiterverbandes weniger wie 500 Mitglieder zählen, daß das natürlich bei anderen Verbänden in noch viel höherem Maße der Fall ist, der würde über alle Maßen erstaunt sein, daß eine so komplizierte Verwaltung notwendig ist. Aber in Wirklichkeit handelt es sich um ganz spezielle Verhältnisse, die man gar nicht verallgemeinern kann. Der Bezirksleiter

in Berlin, der der engeren Verwaltung des Ortsverbandes angehört, ist ein durchaus anderer Bezirksleiter als die anderen im Metallarbeiterverband. Was in Berlin die Bezirksleitung der Metallarbeiter ist, ist etwas durchaus anderes in Frankfurt oder Nürnberg oder Stuttgart. Es ist natürlich etwas erst recht anderes bei Bauarbeitern, Schuhmachern und Bildhauern.

Die Schrift würde auch sonst manche Gelegenheit zu kritischen Bemerkungen geben, aber wir wollen nicht allen Gelegenheiten nachgeben, die zum Widerspruch reizen. Die Schrift enthält eben nicht das, was ihr Titel erwarten läßt. Sie erschöpft nicht das, was über die Berliner Verwaltungsstelle der Metallarbeiter zu sagen wäre, sie gibt aber sehr viele Belehrung über die größte lokale Verwaltungsstelle der größten gewerkschaftlichen Organisation. Das ist sehr dankenswert. Bei einer etwaigen zweiten Auflage wäre vor allem der Titel der Schrift zu ändern.

ad. br.

Kurt Wiedenfeld, Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat. Bonn 1912, Verlag von A. Marcus & E. Weber. 172 Seiten und 5 Tafeln. Preis 10 Mark.

Das Kölner Museum für Handel und Industrie hat sich die Aufgabe gestellt, Grundlagen, Aufbau und Entwicklung des rheinisch-westfälischen Wirtschaftslebens darzustellen. Das soll in zwanglosen Heften unter dem allgemeinen Namen: „Moderne Wirtschaftsgestaltungen" geschehen. Als erstes Heft ist nun das angeführte Werk über das Kohlensyndikat erschienen. Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile. Im ersten gibt Wiedenfeld eine allgemeine Untersuchung und zugleich Erklärung der Tafeln, die den zweiten Teil ausfüllen.

Wie Wiedenfeld selbst angibt, sagt er über das Kohlensyndikat wenig Neues, glaubt aber die Erkenntnis der inneren, ursächlichen Zusammenhänge gefördert zu haben. Daß schließlich die ganze Arbeit eine Verteidigungsschrift für das Syndikat ist, war zu erwarten, da er seine Kenntnis der Dinge ausschließlich aus Unternehmerkreisen holte.

Wir wollen auch mit Wiedenfeld nicht darum streiten, ob das Syndikat einen wirtschaftlichen Fortschritt darstellt, ob es auf die Kohlenverbraucher mit seiner Preispolitik Rücksicht nimmt und ob schließlich die Steigerung der Großbetriebe dem sozialen Ausgleich dient oder nicht — darüber haben wir selbstverständlich eine andere Ansicht als die Kohlenbarone. Nur eines möchten wir bemerken. Die Behauptung des Kohlensyndikats, daß die Erhöhung der Kohlenpreise ausschließlich im Interesse der Arbeiter vorgenommen wird, ist nur für mindestens naive Leser gemacht. Wiedenfeld sucht diese Behauptung dadurch zu stützen, daß im Kohlenbergbau die Lohnsteigerung nicht durch Erhöhung der Arbeitsproduktivität ausgeglichen werden kann. Er beruft sich dabei auf das Zurückgehen der durchschnittlichen auf den Kopf des Arbeiters entfallenden Förderung, läßt aber außer acht, daß der Hauptfortschritt gerade in der technischen Ausnutzung der Kohle besteht. An einer anderen Stelle führt er recht interessante Angaben dafür an. 1890 waren im Ruhrkohlenbezirk 5968 Koksöfen und 20 Brikettpressen; 1910 dagegen schon 12 420 Koksöfen und 232 Pressen. 1903 wurden 53 636 Tonnen schwefelsauren Ammoniaks und 132 945 Tonnen Teer gewonnen; 1911 waren die entsprechenden Zahlen 236 220 und 569 862 Tonnen, wobei die meisten Zechen — 46 von 80 — auch die Destillation des Teers selbst ausführten.

Noch wichtiger vielleicht ist der Fortschritt in der Ausnutzung der Gase aus den Kokereien und Hochöfen, die eine sehr reiche Einnahmequelle schuf. 1903 wurden 1,4 Millionen Kubikmeter Leuchtgas gewonnen, 1911 dagegen 84 Millionen. Ebenso stieg die Erzeugung elektrischer Kraft im Oberbergamtsbezirk Dortmund in den Jahren 1905 bis 1911 von 58 auf 595 Millionen Kilowattstunden!

Die bessere Ausnutzung der Nebenprodukte und der Gase — in dieser Richtung bewegte sich der technische Fortschritt, während die Anwendung der Schrämmaschine für die Bohrarbeit sich im Ruhrgebiet wenig entwickelt hat. Wiedenfeld meint, daß die Enge der Ruhrflöze die maschinelle Arbeit hindert. Mag sein, auf jeden Fall

sind die Einnahmen der Unternehmer mindestens ebenso rasch gestiegen wie der Arbeitslohn.

Nach Wiedenfelds Berechnungen stellte sich der Lohnanteil am Werte der Förderung:

	Oberbergamtsbezirk Dortmund Prozent	Oberschlesien Prozent	Saarbezirk Prozent
1893	54,4	36,5	47,6
1899	59,7	34,0	42,6
1902	55,0	33,3	39,8
1907	60,2	33,8	42,8
1910	54,4	36,3	43,4

Daraus geht hervor, daß eine Steigerung des Lohnanteils am Förderungswert nirgends eingetreten ist. Nur in den Hochkonjunkturjahren stieg dieser Anteil. Dann aber sank der Lohn wieder, neue Verbesserungen wurden vorgenommen — und das Gesamtresultat war, daß der Lohnanteil am Produktenwert wiederum herabgedrückt wurde.

In der Tat sind auch die Dividenden der Unternehmungen gestiegen, wie dies klar hervortritt, wenn man mehrere Jahre miteinander vergleicht.

Trotz all dieser tendenziösen Färbungen der Schrift Wiedenfelds bringt sie eine recht gute Untersuchung über das Kohlensyndikat. Besonders interessant ist das dritte Kapitel, das die inneren Gegensätze im Syndikat behandelt. Richtig ist es auch, wenn Wiedenfeld die Grundlage der Syndizierung im Anwachsen des „stehenden" Kapitals sieht, ebenso wie seine Feststellung, daß das Kohlensyndikat die Preise nach den Produktionskosten der unter ungünstigen Bedingungen arbeitenden Werke bestimmt. Die anderen Werke, meint er, erhalten eine „Bodenrente" — in der Tat ist es jedoch eine Kartellrente. Wiedenfeld bemerkt dabei gar nicht, daß mit der Feststellung dieser Tatsache die härteste Verurteilung des Syndikats ausgesprochen wird. Denn mit welchen Gründen läßt sich dieser Extraprofit verteidigen, der doch nur entweder auf Kosten der anderen Unternehmer oder der Arbeiter gemacht werden kann! Wiedenfeld meint allerdings, daß die Kohlenverbraucher die Preise ihrer Waren ebenfalls erhöhen. Ob aber in dem Maße, daß sie trotz erhöhter Rohstoffpreise die gleiche Profitrate erhalten können? Diese Frage kommt Wiedenfeld gar nicht in den Kopf, weil ihm das Problem der Profitrate wohl unbekannt blieb. Gelingt es aber der Schwerindustrie wie der weiterverarbeitenden Industrie, die Warenpreise zu erhöhen, welchen Zweck hat dann die Preistreiberei überhaupt? Augenscheinlich nur den, die Konsumenten, also die Arbeiter zu schröpfen. Daher genügt schon diese Feststellung, daß das Syndikat den meisten seiner Teilnehmer Extraprofite verschafft, um die Notwendigkeit der Verstaatlichung des Bergbaus zu begründen, ganz abgesehen davon, ob das Syndikat seine Macht mißbraucht oder nicht. Sp.

Wilhelm Schröder, Geschichte der sozialdemokratischen Parteiorganisation in Deutschland. Anhang: Die Organisationsstatuten, Geschäftsanweisungen, Verwaltungsordnung und Entwürfe von 1863 bis 1912. (Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung. Herausgegeben von Max Grunwald, Heft 4 und 5.) Dresden 1912, Verlag von Kaden & Co. 106 Seiten Oktav, Preis 75 Pfennig.

Bei dem großen Interesse, das alle Parteigenossen in Deutschland der Organisation, ihrer Wirksamkeit wie ihren Entwicklungsmöglichkeiten entgegenbringen, sollte dieses Buch das lebhafteste Interesse bei allen in unserer Parteiorganisation Wirkenden finden. Das Buch ist eine Ergänzung jeder Geschichte der Partei, es ist trotz des sonst eigenartigen Standpunktes des Verfassers eine sich durch ruhige Sachlichkeit und Objektivität auszeichnende Schrift, die den „Wert einer straffen Disziplin, einer freiwilligen Unterordnung unter die einmal gefaßten Beschlüsse" kräftig unterstreicht. So hohe Bedeutung der geschichtliche Abriß Schröders hat, in

noch höherem Maße dankenswert ist der Anhang der Schrift, der uns die Urkunden der Organisationsgeschichte, vom Statut des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins bis zum heute geltenden Organisationsstatut im Wortlaut mitteilt. Ein kleiner Fehler, der freilich mit der Organisationsgeschichte gar nichts zu tun hat, ist dem Verfasser unterlaufen: er scheint anzunehmen, daß es zur Zeit des Sozialistengesetzes noch keine Rotationsmaschinen gab. Diese waren aber schon Anfang der 1870er Jahre so vervollkommnet, daß man auf ihnen in Deutschland, Frankreich, England und Österreich Zeitungen regelmäßig druckte.

Das Schriftchen bietet jedem Belehrung, der sich für die Organisationsfragen und für die Organisationsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie interessiert.

ad. br.

Notizen.

Die Uraufführung der Hekatoncheiren. Die Komposition der im Feuilleton der „Neuen Zeit" Nr. 56 vom 18. Oktober 1912 mitgeteilten wuchtigen Dichtung Karl Weisers „Die Hunderthändigen", eines großen Chorwerkes mit Orchesterbegleitung von Ernst G. Elsäßer, das vom Deutschen Arbeitersängerbund angekauft und veröffentlicht wurde, wird auf dem Parteitag in Jena zum Vortrag gelangen; seine Uraufführung hat es bereits in Erfurt durch den dortigen Arbeitersängerbund und Frauenchor erlebt. Der Komponist weiß durch Technik des Orchester- und Chorsatzes den Zuhörer sofort zu packen. Ein Leitmotiv, wegen seiner Kürze und Einfachheit um so eindringlicher und mehr harmonischer als melodischer Natur, durchzieht das ganze Stück. Dieses Motiv ist charakteristisch in seiner meist in Moll beginnenden, tiefernsten Anlage, in der Anwendung des außerordentlich heftig dissonierenden, übermäßigen Dreiklanges und in der Auflösung zu einem siegesgewissen Durakkord — als seufze hier eine Welt unter schwerem Drucke und sehne sich in glühendem Verlangen nach Befreiung! Das breit angelegte Orchester schildert in plastischer Art das Leben und Weben, das Schaffen und Ringen, das Kämpfen und endliche Siegen des Proletariats. Die erzählende Baritonstimme, vielfach dem Leitmotiv in ihrer Melodieführung sich anpassend, bereitet jedesmal die nach dem Schlusse hin sich ganz gewaltig steigernden Chorpartien vor, und während wir im Orchester unablässig die Arbeitermassen schaffen hören und fast zu sehen glauben, braust der erhabene Kampfgesang daher und klingt mit freudiger Siegesgewißheit aus. Franz Bothe.

Zur Ergänzung einer Richtigstellung. Wenn ich in meiner Kritik des Préaudeauschen Buches über Bakunin bemerkte, der berühmte Anarchist warte noch auf seinen Biographen, so wollte ich damit natürlich nicht sagen, daß über die Lebensschicksale dieses Mannes überhaupt noch nicht geschrieben wurde. Die Aufzählung von Publikationen über Bakunins Leben in deutscher Sprache, die Genosse Drahn in seiner Notiz gibt, ist übrigens keineswegs vollständig. So hat Dragomanow in seiner Vorrede zu den von ihm herausgegebenen „Lettres de Bakounine à Herzen" (deutsch erschienen unter dem Titel „Sozialpolitischer Briefwechsel Bakunins", übersetzt von Theodor Schiemann, in der „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten", Stuttgart-Gotha 1896) eine Skizze von Bakunins Leben gegeben, die immerhin vollständiger ist, als sie die von Drahn angeführte Broschüre Nettlaus bietet. Ferner wären hier noch zu erwähnen das Werk „Rußland vor und nach dem Kriege" (Leipzig, Brockhaus 1879), in dem das Thema „Bakunin und der Radikalismus" speziell behandelt wird. Ebenso wäre die Schrift von Varchins zu nennen „Die soziale Frage" (1876), endlich die bekannten Werke von Laveleye „Der Sozialismus der Gegenwart" und R. Meyer „Der Emanzipationskampf des vierten Standes" sowie auch meine Artikel über Bakunin, die im Jahrgang der „Neuen Zeit", 2. Band, erschienen sind. Briefe Bakunins, die für seine Biographie wichtig sind, finden sich in dem Buche „1848. Briefe von und an Georg Herwegh", München

1896, sowie in „Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebücher aus den Jahren 1825 bis 1880", Berlin 1886, 2 Bände.

Woran es bisher, abgesehen eben von dem nie im Druck erschienenen Werke Nettlaus, gefehlt hat, ist nicht eine Aufzählung der Begebenheiten in Bakunins Leben, sondern eine wissenschaftliche und vollständige Biographie, die nicht nur eine Lebensbeschreibung des berühmten Agitators zu geben hätte, sondern zugleich eine historisch-wissenschaftliche Analyse seines Werkes und seines geistigen Entwicklungsganges. Ich hoffe, daß das von mir vorbereitete Werk über Bakunin, das, etwa 500 Seiten stark, noch im Laufe dieses Winters in russischer Sprache erscheinen soll, von dem aber auch ein Auszug unter dem Titel „Michael Bakunin, sein Leben und seine Tätigkeit" als Bändchen der bei Dietz erscheinenden „Kleinen Bibliothek" in Aussicht genommen ist, diese Lücke ausfüllen wird. G. Stiekloff.

Die ökonomische Rückständigkeit Frankreichs wird gut beleuchtet in einer Studie, die Marcel de Ville-Chabrolle im Bulletin statistique de la France (April 1913) veröffentlicht.

Er fand, daß von je hundert industriellen Betrieben zugehörten in

Größenklasse	Frankreich 1906	Deutsches Reich 1907	Österreich 1902	Schweiz 1905	Dänemark 1906
1 bis 5 Personen	96,75	89,43	94,09	92,42	92,87
6 " 10 "	1,52	4,70	3,12	3,24	3,54
11 " 20 "	0,80	2,46	1,23	2,00	1,85
21 " 50 "	0,54	1,97	0,84	1,36	1,11
51 " 100 "	0,19	0,78	0,35	0,56	0,37
über 100 "	0,20	0,66	0,37	0,42	0,26

Frankreich weist also relativ die meisten Kleinbetriebe auf, mehr sogar als das ökonomisch so rückständige Österreich.

Noch deutlicher tritt aber diese Rückständigkeit zutage, wenn man nicht die Betriebe, sondern die in ihnen beschäftigten Personen zählt. Es waren von je hundert industriell beschäftigten Personen tätig in Betrieben:

Größenklasse	Frankreich	Deutsches Reich	Österreich	Schweiz	Dänemark
1 bis 5 Personen	54,02	28,78	43,72	39,22	47,04
6 " 10 "	4,87	6,58	6,46	6,03	8,72
11 " 20 "	4,83	6,77	4,98	6,99	8,35
21 " 50 "	6,73	11,77	7,47	10,82	10,60
51 " 100 "	5,17	10,31	6,87	10,13	8,06
über 100 "	24,38	35,79	30,50	26,81	17,23

Noch schlimmer aber als die räumliche erscheint die zeitliche Vergleichung. Frankreich ist nicht nur ökonomisch rückständig, es macht auch keine großen Anstrengungen, der Rückständigkeit zu entgehen. Die Vergleichung in diesem Punkt ist leider in der Studie nur mit Deutschland vorgenommen.

Es wuchs (+) beziehungsweise nahm ab (—) die Zahl der Betriebe in

Größenklasse	Frankreich (1896 bis 1906)	Deutsches Reich (1895 bis 1907)
1 bis 10 Personen	+ 9,37 Proz.	— 5,69 Proz.
11 " 50 "	+ 11,50 "	+ 46,37 "
51 " 100 "	+ 11,73 "	+ 60,90 "
101 " 500 "	+ 25,67 "	+ 63,48 "
über 500 "	+ 37,00 "	+ 69,72 "
Zusammen	+ 9,44 Proz.	— 3,60 Proz.

In anderer Weise zeigt sich dieselbe Entwicklung, wenn man nicht die Zahl der Betriebe, sondern der beschäftigten Personen ins Auge faßt. Es wuchs die Zahl der industriell tätigen Personen in

Größenklasse	Frankreich	Deutsches Reich
1 bis 10 Personen	6,14	3,81
11 „ 50 „	10,00	50,7
50 „ 100 „	15,00	60,88
100 „ 500 „	28,00	66,40
über 500 „	43,00	84,38
Zusammen	18,00	37,00

Um wie viel gewaltiger die Zunahme des in den Großbetrieben beschäftigten Personals in Deutschland als in Frankreich! Aber es ist bemerkenswert, daß selbst im kleinbürgerlichen Frankreich die Zunahme der Arbeitskräfte in den Kleinbetrieben weit hinter der Zunahme der gesamten industriellen Bevölkerung zurückbleibt und daß auch dort die Arbeiterzahl der Riesenbetriebe am raschesten zunimmt.

Die glänzendste Bestätigung der Marxschen Prognose.

Zeitschriftenschau.

Das Augustheft des „Kampf" bringt einen Artikel von Otto Bauer: „Der zweite Balkankrieg", in dem die Interessengegensätze, die zu diesem Kriege gedrängt haben, und die Bedeutung, welche die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse für Österreichs Geschick gewinnen, untersucht werden.

Serbien, Bulgarien und Griechenland, die einander in Mazedonien als Todfeinde gegenübergestanden waren, hatten sich zur Beseitigung der Türkenherrschaft vereinigt. Serbien und Griechenland verzichteten auf den größten Teil Mazedoniens, das erstere, um einen „Korridor zum Meer", das letztere, um Kreta und Epirus mit bulgarischer Hilfe zu gewinnen. Nach dem Siege forderte Bulgarien das ihm im Bündnisvertrag zugedachte Gebiet, das zum größten Teil von Serbien und Griechenland besetzt war. Aber Serbien hatte den „Korridor zum Meer" nicht erlangt und suchte darum in Mazedonien Entschädigung. Den Griechen war Saloniki in die Hände gefallen. Sie wollten die wertvolle Beute nicht preisgeben, noch auch in Orfani oder Kawala einen bulgarischen Konkurrenzhafen entstehen sehen. Die beiden Bundesgenossen verweigerten Bulgarien die Erfüllung seiner Forderungen und beriefen sich auf die reiche Beute, die Bulgarien in Thrazien gemacht, an dessen Eroberung man gar nicht gedacht hatte. So kam es zum zweiten Balkankrieg. Noch sind die Friedensbedingungen nicht bekannt, aber man kann das Ergebnis des Krieges schon erraten. Bulgarien wird wahrscheinlich einen großen Teil Thraziens behalten, aber die Bulgaren sind unter den Bewohnern des Landes in der Minderheit. Den Verlust Mazedoniens, das es mit bulgarischen Kirchen und Schulen besät hat, wird Bulgarien nie verschmerzen. Serbien wird sein Gebiet um das Doppelte vergrößern, aber die neu gewonnene Bevölkerung besteht nur zum kleinen Teil aus Serben. Die Küstenstädte, die Griechenland gewinnt, sind nur zum Teil von Griechen bewohnt, und die wirtschaftliche Zukunft dieser Städte ist gefährdet, da sie vom Hinterland getrennt sind. Der Krieg hat die Gegensätze auf der Balkanhalbinsel nicht beseitigt, auch in Zukunft werden die Großmächte Gelegenheit zur Einmengung haben.

Seit der Annexionskrise fürchtet Österreich, Serbien werde jede Verlegenheit des Habsburgerreiches ausnützen, um die südslawischen Länder von Österreich und Ungarn loszureißen. Zwischen Bulgarien und Österreich dagegen gibt es keine Interessengegensätze. Schon oft hat Österreich versucht, Bulgarien gegen Serbien auszuspielen. Rußland dagegen rückt immer mehr von Bulgarien ab, seit die Möglichkeit aufgetaucht, es könnte Bulgarien gelingen, was Rußland stets vergeblich angestrebt hat, Konstantinopel in Besitz zu nehmen. Um so fester ist Serbien durch Österreichs Feindschaft an Rußland gekettet. So war der Krieg zwischen Bulgaren und Serben ein Ringen zwischen Österreich und Rußland. Das wichtigste Ergebnis des zweiten Balkankriegs ist infolge der Stärkung von Serbiens

Macht und Selbstbewußtsein eine empfindliche Schwächung der militärischen und politischen Machtstellung Österreich-Ungarns in Europa.

Die slawischen Nationen Rußlands sind von denen der Balkanhalbinsel durch Rumänien getrennt. In allen Kriegen zwischen Rußland und der Türkei war Rumäniens staatliche Selbständigkeit durch Rußland gefährdet. Wollte Rußland dereinst die Balkanhalbinsel erobern, dann mußte es das staatliche Leben Rumäniens zerstören. Österreich hatte aber gerade darum das stärkste Interesse an Rumäniens Selbständigkeit.

Im Pariser Vertrag 1856 wurde Rumänien gezwungen, Bessarabien an Rußland abzutreten. Dadurch wäre Rußland Nachbar Bulgariens geworden. Um dies zu verhindern, schlugen die Mächte auf dem Berliner Kongreß das an Bessarabien grenzende Gebiet Bulgariens, die Dobrutscha, zu Rumänien. Dieses aber mußte fürchten, daß Bulgarien versuchen werde, seine Volksgenossen in der Dobrutscha von der Fremdherrschaft zu befreien. So wurde es gezwungen, sich noch enger an Österreich anzulehnen, das gleichfalls nicht wünschen konnte, daß Bulgarien in der Dobrutscha Rußlands Nachbar werde. 1891 schlossen Österreich-Ungarn und Rumänien ein Bündnis zur gegenseitigen Unterstützung gegen russische Angriffe. Der Gegensatz zu Bulgarien führte auch zur Freundschaft zwischen Rumänien und der Türkei. Infolge der beiden Balkankriege hat sich das Verhältnis Rumäniens zu Rußland und zu Österreich vollständig geändert. Nach dem Siege der Balkanvölker über die Türkei kann Rußland nicht mehr hoffen, Bulgarien und Thrazien zu russischen Provinzen zu machen. Rumänien ist daher für Rußland kein Hemmnis seiner Pläne mehr und braucht den russischen Marsch nach dem Balkan nicht mehr zu fürchten. In einem Siege Bulgariens im zweiten Balkankrieg mußte Rumänien eine schwere Gefahr für die seinem Wirtschaftsleben unentbehrliche Dobrutscha erblicken. Österreich aber hoffte auf den Sieg Bulgariens, damit Serbien geschwächt werde. Dadurch wurde die Freundschaft zwischen Rumänien und Österreich erschüttert. Man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß Rumänien in künftigen Krisen nicht mehr an der Seite Österreichs, sondern im Gefolge Rußlands erscheinen wird.

Österreich besitzt nur mehr eine einzige Stütze: das Bündnis mit dem Deutschen Reich. Aber nirgends auf der ganzen Erde stehen sich heute Deutschlands und Rußlands Interessen feindlich gegenüber, dagegen kreuzen einander an nicht wenigen Stellen russische und englische Interessen. Der deutsche Imperialismus könnte Rußlands Freundschaft gewinnen und Frankreich der russischen Unterstützung berauben, wenn er mit Österreich nicht verbündet wäre. Rußland wäre schon heute der wertvollere Bundesgenosse. Eine Erneuerung der Freundschaft zwischen Rußland und dem Deutschen Reiche ist für die Zukunft sehr wahrscheinlich. In diesem Falle würde die Stellung Österreichs in Europa auch ohne förmliche Auflösung des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche ungünstiger, als sie jemals seit 1866 war.

Die Annexion Bosniens und der Kampf um das „selbständige" Albanien waren folgenschwere Fehler der österreichischen Diplomatie. Aber Österreichs Mißgeschick hat tiefere Ursachen. Das Nationalitätsprinzip, das die bürgerliche Revolution der Vergangenheit geleitet hat, lebt in den Umwälzungen unserer Tage wieder auf und bedroht, wie 1848 bis 1866, auch heute wieder Österreichs Stellung. In den nächsten Jahrzehnten wird es sich zeigen müssen, ob Österreich stark genug ist, durch innere Umgestaltung die auseinanderstrebenden Teile zu binden, oder ob es zerfallen muß.

In einem Artikel „Der § 14 im österreichischen Parlament" schildert August Lindner die schädliche Wirkung, die der § 14 der österreichischen Verfassung auf den österreichischen Parlamentarismus ausübt, da dieser Paragraph die Regierung ermächtigt, wenn das Abgeordnetenhaus nicht beisammen ist, dringende Angelegenheiten im Verordnungsweg zu regeln. Zwar hat die Regierung nachträglich die Genehmigung des Abgeordnetenhauses einzuholen, aber bisher hat sich noch jedesmal das Parlament mit der vollendeten Tatsache abgefunden. Durch die Drohung mit dem § 14

gelingt es der Regierung, sich das Parlament gefügig zu machen. In Parteikreisen ist man schon lange der Ansicht, daß die Hochachtung vor dem Parlament des allgemeinen Wahlrechtes nicht dazu führen dürfe, bei reaktionären Gesetzesvorlagen den Parteigenossen in ihrem Radikalismus deshalb Schranken zu setzen, weil die Regierung die Abgeordneten nach Hause schicken würde, um mit dem § 14 durchzusetzen, was das Volkshaus ihr verweigert. Zur Gesundung des österreichischen Parlaments ist die Beseitigung der Fessel des § 14 nötig. Diese durchzusetzen, muß eine der wichtigsten Aufgaben unserer Abgeordneten werden.

In Erwiderung auf diese Ausführungen des Genossen Lindner legt Otto Bauer in einem „Der § 14 und die Obstruktion" betitelten Artikel dar, daß der § 14 nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Krankheit unseres Verfassungslebens ist. Das fühlen auch die Volksmassen, und darum ist es trotz aller Bemühungen noch niemals gelungen, eine Massenbewegung zur Bekämpfung des § 14 hervorzurufen. Noch niemals hat eine Regierung gewagt, „auf Grund des § 14" Bestimmungen gegen den Willen der Parlamentsmehrheit zu treffen, dieser Paragraph ist bisher immer nur gegen eine obstruierende Minderheit gebraucht worden und erscheint dadurch gar nicht mehr als ein Machtmittel der Krone gegen das Parlament, sondern als Machtmittel der Mehrheit, ihr natürliches Recht gegen eine gewalttätige Minderheit durchzusetzen. In Deutschland, England, Frankreich gibt es keinen § 14, weil jede Minderheit sich der Entscheidung der Mehrheit fügt, denn sie kann hoffen, bald Mehrheit zu werden. In Österreich aber ist jede Partei verurteilt, Minderheit zu bleiben. Darum ist auch keine Reform der Geschäftsordnung durchzuführen, die die Obstruktion ganz beseitigen könnte. In Österreich ist nicht wie in anderen Staaten eine Bourgeoisie zur Herrschaft berufen, sondern deren acht. Sie können nicht gemeinsam herrschen und müssen daher immer wieder zugunsten der Bureaukratie abdanken. Solange der § 14 besteht, ist keine Demokratie möglich. Das Problem der Aufhebung des § 14 ist jedoch das Problem der Überwindung der nationalen Kämpfe. Nur in der Stunde einer großen geschichtlichen Umwälzung wird der § 14 fallen. Es wäre ein Fehler, für eine bloße Aufgabe der parlamentarischen Taktik zu halten, was nur das Produkt geschichtlicher Entwicklung sein kann.

In einem Artikel „Herr Oppenheimer, der marxistische Bourgeois" widerlegt Paul Brunner eingehend die Einwendungen, die Dr. Franz Oppenheimer in seiner Schrift „Die soziale Frage und der Sozialismus" gegen die marxistische Wertlehre, die Erklärung des Mehrwertes, das Gesetz der Kapitalsakkumulation und die Entwicklungstendenzen der Landwirtschaft erhebt.

Karl Renner zeigt in einem Artikel „Die ‚Volksfürsorge' im Befreiungskampf des Proletariats", wie auch die Untersuchung des Wesens der heutigen Versicherungsanstalten und die Ausdehnung der proletarischen Praxis auf das Versicherungswesen das Verständnis für die sozialistischen Theorien erhöht. Er stellt dar, wie sich das Versicherungswesen als notwendige Folge der durch die kapitalistische Wirtschaft umgestalteten Lebensbedingungen historisch entwickelt hat, wie aber auch diese im Aufbau sozialistischen, im Geiste humanitären Einrichtungen für den Kapitalismus und die Staatsgewalt ein Hilfsmittel zur Ausbeutung der Massen geworden sind. Neben den staatlichen und privaten Kreditanstalten stellen die Versicherungsinstitute die zweite große Schatzkammer des Proletariats dar, die vorläufig noch in Verwaltung seiner Gegner steht. Noch kommt es dem Proletarier nicht klar zum Bewußtsein, daß die Aktionäre und Agenten der Versicherungsanstalten nur Zwischenhändler der Versicherung sind, daß es seine Klasse ist, die ihn versichert. Die fortschrittliche Emanzipation des Proletariats wird diese Zwischenfunktion ausschalten. Schon haben die deutschen Parteigenossen durch die Gründung der Volksfürsorge diesen Weg zu beschreiten begonnen und so ein Vorbild auch für die österreichische Arbeiterschaft geschaffen.

a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

2. Band Nr. 51 Ausgegeben am 19. September 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Landtagswahlkampf in Baden.

Von **G. K. Lehmann** (Mannheim).

Am Dienstag, den 21. Oktober finden die Wahlen zur Zweiten badischen Kammer statt. Es ist das drittemal, daß unter dem neuen direkten Wahlrecht gewählt wird. 1905 fielen uns 12 Sitze von 73 zu gegen 6, die wir von 63 unter dem allgemeinen und geheimen, aber indirekten Wahlrecht vorher inne gehabt hatten. Bei der nächsten Wahl im Jahre 1909 steigerten wir die Zahl unserer Mandate von 12 auf 20 und unsere Stimmenziffer von 50 431 auf 86 835, während Nationalliberale, Demokraten und Freisinnige 5 Sitze einbüßten und von 105 929 auf 95 550 Stimmen zurückgingen. Zentrum und Konservative verloren 3 Sitze und gingen von 137 000 auf 118 000 Stimmen zurück. Das Stärkeverhältnis hatte durch die Wahl eine Verschiebung zugunsten der Sozialdemokratie und zuungunsten der Nationalliberalen und des schwarzblauen Blockes erfahren. Es hatten Mandate:

	1905		1909	
Zentrum	28		26	
Konservative, Bund der Landwirte	4		3	
Schwarzblauer Block		32		29
Nationalliberale	23		17	
Fortschrittler, Demokraten	6		7	
Sozialdemokratie	12		20	
Großblock		41		44
		73		73

Dieses für die Schwarzblauen recht ungünstige Resultat war erreicht worden durch das bekannte Großblockabkommen. Wir unterstützten 1909 die Nationalliberalen in 12 Kreisen, von welchen sie 8 eroberten, und den Fortschrittlern halfen wir in 6 Kreisen, von welchen ihnen 5 zufielen. Für diese in 18 Kreisen geleistete Wahlhilfe erhielten wir die Unterstützung der Nationalliberalen und Fortschrittler in 6 Kreisen, von welchen uns 5 zufielen. In 11 Kreisen fochten wir mit den Liberalen den Kampf aus, wobei wir in 5 Kreisen Sieger blieben.

Durch die den Liberalen unsererseits gewährte Unterstützung steigerten die Nationalliberalen ihre Stimmenzahl in den 12 Kreisen im zweiten Wahlgang von 21 504 auf 29 752 und die Fortschrittler in den 6 Kreisen von 8332 auf 11 728, so daß der Gewinn (Nationalliberale 8248 und Freisinn 3328) der liberalen Parteien 11 644 Stimmen betrug. Demgegenüber vermochten wir in den 6 Kreisen, in welchen wir die Unterstützung der bürgerlich liberalen Parteien erhielten, unsere Stimmenziffer von 11 220 nur auf 16 722, also um 5502 zu steigern. Wenn man annimmt, daß der gesamte Stimmengewinn der unterstützten Partei dem Stichwahlverbündeten zu danken gewesen sei, so führten wir den Liberalen 11 728 Stimmen zu, während wir dafür nur eine Gegenleistung von 5502 Stimmen erhielten. Der bürgerliche Liberalismus erhielt von uns mehr, als er gab oder zu geben vermochte. Das erklärt, weshalb, wie ihr früherer Führer, Landgerichtsdirektor Obkircher, auch rechtsstehende Nationalliberale das Großblockabkommen wenn auch nicht ohne heftige Schlingbeschwerden geschluckt haben.

Bei den diesjährigen Vorbereitungen zum Wahlkampf ist nun die Frage aufgeworfen worden, ob es sich nicht empfehle, schon im ersten Wahlgang den Großblock in solchen Kreisen zu proklamieren, wo das Zentrum durch die von ihm angekündigte Unterstützung rechtsstehender Nationalliberaler die Großblockparteien gegeneinander zu verärgern und dadurch das Zustandekommen von Großblockabkommen für den zweiten Wahlgang zu verhindern versuche. Die hierüber im Frühjahr gepflogenen Verhandlungen haben dazu geführt, die Frage im verneinenden Sinne zu entscheiden.

Dafür hat man einen Weg gefunden, auf den von unserer Seite schon früher hingewiesen wurde, der ebensogut wie der Großblockweg zum Ziele führt, ohne dessen Nachteile für die beteiligten Parteien zu haben.

Es handelt sich darum, zu verhindern, daß in solchen Kreisen, in welchen — wie bei der Reichstagswahl in Pforzheim — die berüchtigte Wackertaktik angewandt werden kann, das heißt wo Liberale und Sozialdemokraten um den Sitz ringen, der liberale Kandidat durch Zentrumsunterstützung gleich im ersten Wahlgang siegt. So wird erreicht, daß ein zweiter Wahlgang stattfinden muß. Es ist dann unterm 1. Juni zwischen den Vertretern der Nationalliberalen Partei, der Fortschrittlichen Volkspartei und der Sozialdemokratischen Partei folgende Vereinbarung getroffen worden:

„1. Die Vertreter der drei genannten Parteien sind darüber einig, daß bei den im Herbst 1913 stattfindenden Landtagswahlen zur Abwehr einer drohenden klerikal-konservativen Mehrheit ein Großblockabkommen für den zweiten Wahlgang abgeschlossen werden muß.

2. Um dies zu ermöglichen und vorzubereiten, werden die Nationalliberale Partei und die Fortschrittliche Volkspartei in folgenden Kreisen selbständige Kandidaturen für den ersten Wahlgang aufstellen: Lahr-Stadt; Heidelberg-Wiesloch; Schwetzingen; Mannheim-Schwetzingen; Heidelberg-Eberbach."

In den am 22. Juni abgehaltenen Landesversammlungen haben Sozialdemokraten und Fortschrittler einstimmig und die Nationalliberalen mit erdrückender Mehrheit dieses Abkommen gutgeheißen.

Von den obengenannten Kreisen waren vier seit der letzten Wahl und einer (Mannheim-Schwetzingen) seit 1905 in unserem Besitz.

Lahr und Heidelberg-Eberbach eroberten wir 1909 in der Stichwahl gegen die Nationalliberalen, während wir in Heidelberg-

Land und Schwetzingen die Unterstützung der Nationalliberalen und Fortschrittler erhielten. Mannheim-Land war uns schon im ersten Wahlgang zugefallen. Der Kreis ist für uns durch die Eingemeindung einiger Orte mit Mannheim jetzt weniger sicher geworden, so daß mit einer Stichwahl gerechnet werden muß.

Das Stimmenverhältnis war in den fünf Kreisen folgendes:

	Sozialdemokratie	Nationalliberale	Freisinnige	Zentrum Konservative
Lahr-Stadt	974	905	—	198
Heidelberg-Land	2215	1320	115	1384
Heidelberg-Eberbach	1502	1309	601	956
Schwetzingen	1975	694	645	1686
Mannheim-Land	2544	602	388	1278

Nationalliberale und Fortschrittler hatten vorher schon den sogenannten Kleinblock abgeschlossen, wonach mit Ausnahme von Mannheim III beide Parteien einander keine Kandidaten gegenüberzustellen sich verpflichteten. Hierbei waren den Nationalliberalen 52 und den Fortschrittlern 20 Kreise zugedacht. Von den obengenannten fünf Wahlkreisen, in welchen jetzt nach dem mit uns getroffenen Abkommen beide liberalen Parteien Kandidaten aufstellen, waren Schwetzingen und Eberbach den Fortschrittlern zugesprochen worden.

Die Opposition der Nationalliberalen in den betreffenden Kreisen und die Erkenntnis, daß die Sozialdemokraten dann im Oberland, wo die Liberalen auf unsere Hilfe gegen das Zentrum angewiesen sind, unter diesen Umständen schwerlich geschlossen für die Liberalen im zweiten Wahlang an die Urne gebracht werden könnten, hat sie unseren vernünftigen Forderungen nach Aufstellung von je zwei liberalen Kandidaten geneigt gemacht.

Was unsererseits vereinzelt befürchtet wurde, nämlich, daß die Nationalliberalen bei der Auswahl ihrer Kandidaten die rechtsstehenden bevorzugen würden, um entgegen dem Abkommen der drei Linksparteien — wie die Formel zu lauten pflegt — der Hilfe des Zentrums schon im ersten Wahlgang teilhaftig zu werden, ist leider eingetroffen. In Rastatt — welchen Kreis die Fortschrittler jetzt im Besitz haben und der ihnen nach dem Kleinblockabkommen wieder zugesichert war — haben die Nationalliberalen ihrem Verbündeten sogar einen Gegenkandidaten gegenübergestellt. Als Wiedervergeltung proklamierten die Fortschrittler dann in dem den Nationalliberalen zugedachten Kreise Ettlingen auch ihrerseits einen eigenen Kandidaten. Als die Parteileitungen hiergegen Widerspruch erhoben, zogen sie die Kandidatur mit der lächerlichen Ausrede zurück, daß es sich „um ein Versehen gehandelt habe".

Aber nicht allein, daß die Nationalliberalen bei der Aufstellung ihrer Kandidaten die weit rechtsstehenden vielfach bevorzugen, um konservative und Zentrumsstimmen auf sie zu vereinigen, werden zu diesem Zwecke vom Zentrum auch vielfach Kandidaten unter falscher Flagge als unabhängige, Mittlerparteiler usw. präsentiert, um Verwirrung unter den liberalen Parteien anzurichten. Im Kreise Lahr-Land ist in der Person des Bürgermeisters Fischer aus Weissenheim sogar ein ehemaliger Fortschrittler als unabhängiger Kandidat proklamiert worden. Und in Stockach-Meßkirch hat der Bürgermeister Martin von Dielingen eine ihm vom Zentrum und den Konservativen angetragene Kandidatur angenommen,

obgleich er heute noch Mitglied der Nationalliberalen Partei und sogar auch noch ihr Vertrauensmann ist.

Der Führer der Nationalliberalen, Oberschulrat Dr. Rebmann, hat diesen Mangel an Disziplin und die Neigung vieler seiner Parteifreunde, den Parteikarren möglichst weit nach rechts zu schieben, vorausgeahnt und hat auf der Landeskonferenz dringend gebeten, strenge Disziplin zu halten. Er sagte damals:

> Die Wackersche Taktik ist auch eine Spekulation auf die Charakterlosigkeit. In einer ganzen Reihe von Wahlkreisen wird heute schon der nationalliberale Mann gesucht, nicht von uns, sondern vom Zentrum und den Konservativen, der sich gegen seine eigene Partei aufstellen läßt, der sich von den Feinden seiner Partei wählen läßt. Ich möchte hoffen, daß sich derartige Männer unter uns nicht finden.... Aus dieser ganzen Situation heraus müssen wir mit aller Schärfe von allen unseren Kandidaten fordern, daß sie sich aller und jeder geheimen und offenen direkten und indirekten Verhandlungen mit dem Zentrum und den Konservativen durchaus enthalten. Das ist diesmal nicht eine Frage des Taktes, sondern eine Frage der persönlichen Ehre des einzelnen, der geneigt wäre, sich auf ein derartiges Geschäft einzulassen.

Der Mangel an liberaler Gesinnung und der Mandatshunger haben, wie man sieht, verschiedene liberale Herren über den Ehrenpunkt hinwegsehen und sich lieber als charakterlos stigmatisieren lassen, ehe sie auf den Versuch verzichteten, die Wähler unter falscher Flagge einzufangen und ihnen scheffelweise Sand in die Augen zu streuen. Nach den Erfahrungen vom Jahre 1909, wo das Zentrum in wenigen Kreisen bereits dieselbe unehrliche Taktik betrieben hat, ist zu hoffen, daß die politischen Brunnenvergifter nicht auf ihre Rechnung kommen werden.

Wenn, wie das jetzt in Baden der Fall ist, es sich um die Abwehr einer schwarzblauen Mehrheit handelt, so werden in den Wahlkreisen, wo Sieg oder Niederlage auf des Messers Schneide steht, ganz naturgemäß die zwischen dem Zentrum und den Konservativen einerseits und den Liberalen und Sozialdemokraten andererseits vorhandenen Gegensätze in den Vordergrund geschoben werden. In den Kreisen aber, in welchen wir mit einer der bürgerlichen Parteien um den Sitz ringen, wird das, was uns von den bürgerlichen Parteien überhaupt trennt, im Vordergrund des Kampfes stehen. Und bürgerliche Parteien wie die Regierung haben uns im liberalen „Musterländle" eine Unmenge Material an die Hand gegeben, um auch dem politisch indifferenten Wähler die Augen zu öffnen über den Klassencharakter der bürgerlichen Gesellschaft. Die Arbeitskämpfe in Pforzheim und Rastatt, die Bauarbeiteraussperrung, das Mannheimer Schreckensurteil wegen der Vorgänge beim Streik in Friedrichsfeld und dann vor allem die ungeheure Verteuerung der Lebenshaltung dürften manchen Arbeiter, der sich bisher noch im Schlepptau der bürgerlichen Parteien befand, veranlassen, zu uns abzuschwenken.

Vor vier Jahren war die Situation für unsere Partei insofern günstig, als kurz vor den Wahlen die sogenannte Finanzreform mit ihrer für Baden besonders nachteiligen Belastung des Tabaks vom Reichstag eingeführt worden war. Die jetzt von allen bürgerlichen Parteien des Reichstags beschlossene ungeheuerliche Heeresvermehrung mit ihrer furchtbaren Belastung der Volkswirtschaft im allgemeinen und mit der so drückenden Steigerung

der von der großen Masse des Volkes zu tragenden persönlichen Lasten des Heeresdienstes im besonderen wird uns jetzt zweifellos auch zugute kommen, so daß die Sozialdemokratie sicherlich ehrenvoll den Kampf bestehen und zahlreiche neue Anhänger werben wird.

Ein Beitrag zur Frage des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs.

Von Dr. Helena Landau-Gumplowicz (Lemberg).

Während die Erörterungen über die Agrarfrage, die an das Buch von Kautsky anknüpften und in die Sturm- und Drangperiode des Revisionismus fielen, einen rein theoretischen Charakter trugen, ist die Wiederbelebung der agrarischen Debatten, die sich bereits angekündigt hat, durch ein praktisches Interesse hervorgerufen. Der neue Kurs der Agrarpolitik, den Bethmann Hollweg bei Beantwortung der Fleischteuerungsinterpellation am 25. Oktober 1912 angekündigt hat, zwingt die preußische Sozialdemokratie, ihre Stellung zu den agrarischen Problemen in bindender Weise festzulegen. Es heißt Stellung zu nehmen gegenüber der Agrarpolitik der preußischen Regierung und die parlamentarische Taktik auf einem neuen Gebiet zu erproben. Theoretische Irrtümer können jetzt nicht nur zu vorschnellen Resolutionen führen, die ein nächster Kongreß gutmachen kann, sondern auch zu parlamentarischen Abstimmungen, die die Stellung und die Werbekraft der Partei stark schädigen.

Die eifrige Propaganda, welche die „Sozialistischen Monatshefte" für den bäuerlichen Kleinbetrieb wie auch für „den entwicklungsfähigen grundbesitzenden Landarbeiterstand" betreiben, hat sich nun in der Richtung der „staatlich geleiteten Güteraufteilung und Besiedlung" weiterentwickelt. Man kann nicht von der königlich preußischen Agrarpolitik sprechen, ohne sich mit den Genossen Schippel und Artur Schulz auseinanderzusetzen. Und nun stehen wir vor der Frage: Nachdem sich schon die preußische Regierung von der Trefflichkeit der revisionistischen Agrarforderungen hat überzeugen lassen, ziemt es noch der Sozialdemokratie, sie weiter zu bekämpfen?

In seinem Artikel „Agrarpolitische Lehren Mitteldeutschlands für Preußen und unsere Partei"[1] bemüht sich Artur Schulz noch einmal, die größere Leistungsfähigkeit des agrarischen Kleinbetriebs aufzuzeigen. Zuerst kommt der Vergleich der Ernteergebnisse Thüringens, der Regierungsbezirke Kassel, Wiesbaden und des Großherzogtums Hessen — alles Länder mit überwiegendem Kleinbesitz — mit den Zahlen des Reichsmittels an die Reihe. Der Vergleich fällt einmal zugunsten des Reichsmittels, das zweitemal zugunsten der Bauernbetriebe aus. Doch der Genosse Schulz erklärt sich für befriedigt, weil sich der Kleinbetrieb sowohl im Winterroggen wie im Klee leistungsfähiger zeigt als der Großbetrieb. Diese Leistungsfähigkeit kommt aber zustande nur dank der besonderen Sorgfalt, die der Genosse Schulz immer auf die Auswahl seiner Daten verwendet. So vergleicht er auch hier Bauernländer mit den höchsten Ernteerträgen mit dem Reichsmittelertrag, der heruntergedrückt ist durch andere Bauernländer mit viel niedrigerem Ernteertrag! Hätte er Länder mit überwiegendem Kleinbesitz nicht dem Reichsmittel, sondern Ländern mit überwiegendem Großbesitz

[1] Sozialistische Monatshefte, 1912, Heft 25.

— und das ist ja unser Problem — gegenübergestellt, so würde uns der Vergleich augenblicklich die größere Leistungsfähigkeit des Großbesitzes im Körnerbau zeigen.[1]

Die Zahlen, deren sich sonst der Agrarrevisionismus bedient, sind auch ohne besondere Mühe und Kunst zu erlangen. Für alle hier in Betracht kommenden Länder steht es fest, daß der bäuerliche Kleinbetrieb sowohl an Zahl der Wirtschaftseinheiten wie an Gesamtbodenfläche zunimmt. Und wenn Artur Schulz von der „neuzeitlichen ökonomischen Entwicklung mit ihrer Begünstigung des landwirtschaftlichen Kleinbesitzes“[2] spricht, so kann er amtliche Zahlen aus aller Herren Länder anführen, die ganz übereinstimmend die Vermehrung der kleinen Formen des Bodenbesitzes aufzeigen.

Die „Begünstigung“ des Kleinbetriebs im Sinne einer quantitativen Vermehrung ist für alle in Betracht kommenden Länder festgestellt, und nun steht die Wissenschaft vor der Aufgabe, die ökonomische Bedeutung der durch die Zählung festgestellten Tatsachen zu erforschen, ihre soziale Wertung zu gewinnen.

Ich stimme auch vollkommen mit dem Genossen M. M.[3] überein, der da meint, „es wäre von größter Wichtigkeit, die Ursachen dieser Erscheinung aufzusuchen und kennen zu lernen“, weil sicher „ganz bestimmte Gründe vorliegen, welche die Entwicklung in diese Richtung lenken“. Wenn er aber glaubt, daß „*Betriebe, die sich vermehren, den Landwirten irgendwelche Vorteile, die sie vor den anderen auszeichnen, bieten müssen*“, daß es sich daher „*nur um den Ertrag in der einen wie in der anderen Form handeln kann*“, so weist er die wissenschaftliche Forschung auf einen Weg, der ihr unter Umständen verhängnisvoll werden kann. Und ohne behaupten zu wollen, daß die Vermehrung der bäuerlichen Kleinbetriebe nie und nirgends durch wirtschaftliche Momente, welcher Art auch, hervorgerufen werden kann, will ich am Beispiel Galiziens zeigen, wie sie in Erscheinung tritt bloß als Folge der *allgemeinen* historischen und wirtschaftlichen Verhältnisse eines Landes. Gewiß sind die Wirtschaftsverhältnisse Galiziens nicht typisch für die deutsche Landwirtschaft; aber gerade in der hier zu behandelnden Frage ist das Beispiel Galiziens insofern besonders lehrreich, weil hier Momente scharf hervortreten, die anderwärts zwar ebenfalls vorhanden, aber nicht so leicht nachweisbar sind.

Galizien ist das typische Land des bäuerlichen Kleinbesitzes. Von der Million landwirtschaftlicher Betriebe, die durch die Betriebszählung des Jahres 1902 — leider gibt es keine neueren Zahlen für das ganze Land — festgestellt sind, entfallen auf die einzelnen Größenkategorien:

Größenkategorien	Gesamtzahl der Betriebe	Größenkategorien	Gesamtzahl der Betriebe
bis 2 Hektar	42,1 Prozent	10 bis 20 Hektar	3,8 Prozent
2 bis 5 „	37,5 „	20 „ 100 „	1,1 „
5 „ 10 „	15,0 „	über 100 „	0,5 „

[1] Diese Zusammenstellung ist bereits von K. Kautsky in dem Artikel: Fleischteuerung und Kleinbetrieb, Neue Zeit, XXIX, 2, vorgenommen worden.

[2] Die deutschen Landarbeiter und ihre Gewerkschaft. Sozialistische Monatshefte, 1912, Heft 26.

[3] M. M., Die landwirtschaftlichen Betriebe im Deutschen Reiche, Neue Zeit, XXIX, 2.

Die Kleinbauern, die der untersten Klassengröße — bis 2 Hektar — angehören, geben zwar die Landwirtschaft als ihren Hauptberuf an, sind jedoch durch die Kleinheit ihres Grundbesitzes ausnahmslos genötigt, einen Nebenerwerb in dem Verkauf ihrer Arbeitskraft zu finden. Auch die nächstfolgende Größenklasse (2 bis 5 Hektar) findet in überwiegender Mehrzahl der Fälle in ihrem Besitz keine genügende Beschäftigung und Nahrung für eine mehrköpfige Familie und ist in ihrem wirtschaftlichen Bestand vom Lohneinkommen abhängig. Beinahe 80 Prozent aller Besitzer der landwirtschaftlichen Betriebe erscheinen als Verkäufer von Arbeitskraft und nicht von Waren auf dem Markte.

Die von der österreichischen Regierung durchgeführte Bauernbefreiung in Galizien änderte nichts an der noch aus der Feudalzeit überkommenen Besitzverteilung. Die zirka 6000 Adelsfamilien blieben weiter im Besitz von 3,32 Millionen Hektar (42 Prozent der Gesamtfläche des Landes), zirka 790 000 Bauernfamilien saßen weiter zusammengedrängt auf 4,52 Millionen Hektar, die sie nun ihr Eigen nennen durften. Zweifellos ein starker Großgrund- und ein kümmerlicher Bauernbesitz, und doch haben die Bauern bis zum Jahre 1890 schon 70 000 Hektar herrschaftlichen Bodens käuflich an sich zu bringen vermocht.[1] Die Großgrundbesitzer, die wohl an den Verkauf des Getreides, aber nicht an den Kauf der Arbeitskraft gewohnt waren, kamen, wie es scheint, trotz hoher Geldentschädigung und trotz der niedrigen Löhne in Geldschwierigkeiten, die bei ihnen hie und da die Neigung erweckten, auf den Besitz schlechtgelegener, weniger ergiebiger Grundstücke gegen Entgelt zu verzichten. Der Bauer dagegen bekam jetzt zusammen mit der Geldentlohnung auch die Möglichkeit, Ersparnisse zu machen. Die ganz nahe geschichtliche Vergangenheit hinterließ ihm ja niedrige Lebenshaltung als das wichtigste Erbe.

Anfangs der neunziger Jahre war aber der Großgrundbesitz schon in die Hände einer Generation übergegangen, die inmitten der Geldwirtschaft aufgewachsen war. Doch trotz des Wechsels der Menschen blieb der an ihrem Besitz haftende Vorgang fortbestehen. Vom Jahre 1890 bis zum Jahre 1902 (Betriebszählung) verliert der Großgrundbesitz zugunsten der bäuerlichen Betriebe weitere 117 000 Hektar, das ist 9000 Hektar im Jahresdurchschnitt, und in den letzten zehn Jahren beträgt sein jährlicher Verlust durchschnittlich schon 20 000 Hektar![2]

Die neue ungewohnte Art der Wirtschaftsführung, die dem Großbetrieb manche Schwierigkeit bereitete, kann als Ursache seines Bodenverlustes in der ersten Epoche angesehen werden. Für die nächstfolgende Zeit kann in den fallenden Getreidepreisen der wirtschaftliche Grund seines Zurückweichens vor dem Kleinbetrieb gefunden werden: je mehr sich die amerikanische Konkurrenz auf den europäischen Märkten fühlbar machte, desto mehr schwoll in Galizien die Verlustziffer des herrschaftlichen Bodens an und erreichte in den Jahren 1902 bis 1905 — Jahre der niedersten Getreidepreise und großer

[1] Der Verlust des Großgrundbesitzes infolge der Ablösung der Servituten (zirka 160 000 Hektar) ist hier nicht miteingerechnet.

[2] Dr. Brzeski, Parcelacya wlasnosci tabularnej w Galicyi (Die Parzellierung des Großgrundbesitzes in Galizien, von Dr. Brzeski). Band 23, Heft 2 der Landesstatistischen Nachrichten. Lemberg 1912.

Unsicherheit über die handelspolitische Richtung der nächsten Zukunft — mit 45 000 Joch ihren höchsten Stand.

An dem Mißgeschick des landwirtschaftlichen Großbetriebs in Galizien schien nur der Weltmarkt, wo sein Produkt immer niedriger notierte, schuldig zu sein. Zur Abwehr des mächtigen Feindes — der amerikanischen und besonders der russischen Konkurrenz — verlangte er nun im Bunde mit den westösterreichischen und ungarischen Agrariern hohe Schutzzölle, die ihm auch im Zolltarif von 1906 gewährt wurden. Und da der Weizenbedarf Österreich-Ungarns immer schwerer durch die eigene Erzeugung gedeckt werden kann, wurden die Zölle immer wirksamer. In den Jahren 1902 bis 1909 ist die Differenz zwischen dem Wiener und dem Londoner Weizenpreis von 10,70 Mark auf 80,80 Mark, die Differenz zwischen den Weizenpreisen in Wien und Odessa von 25,80 Mark auf 99,10 Mark gestiegen. Der Getreidepreis übertrifft nun mit 312 Mark pro Tonne die höchsten Hoffnungen der Agrarkreise — doch die Verlustziffer des galizischen Großgrundbesitzes, die sich in den Jahren 1906 bis 1908 schon zu senken schien, ging wieder schnell in die Höhe. Von den Gütern der Mitglieder der galizischen Bodenkreditanstalt (Lemberg) wurde in dem Jahre der höchsten Bodenpreise (1909) eine genau so große Fläche parzelliert — 10 000 Hektar — wie in dem Jahre 1902, in dem Jahre des heftigsten Wehgeschreis der Landwirte in Österreich.

Es läßt sich also kein Zusammenhang nachweisen zwischen dem Zurückweichen des landwirtschaftlichen Großbetriebs und der Preisbewegung seiner wichtigsten Produkte. Die „ökonomische Entwicklung", die dem Großgrundbesitz nicht hold ist, obwohl sie den Märkten immer höhere Preise für Getreide, Futtermittel, Holz aufzwingt, scheint also abseits des Warenverkehrs vor sich zu gehen. Ihr wunderlicher — man wäre versucht zu sagen unökonomischer — Charakter wird auch durch den Umstand gekennzeichnet, daß zu ihren Auserwählten gerade jene Kategorien der Bauernbetriebe zählen, die weder als Getreide- noch als Fleischproduzenten in Betracht kommen. In der Monographie des Dr. Stanislaus Hupka: „Über die Entwicklung der westgalizischen Dorfzustände" usw., die an der Hand von Quellenstudien mit dem Schicksal eines ländlichen Kreises — 16 Dörfer mit einem Gesamtgrundareal von 18 723 Joch — bekannt macht, läßt sich dies genau verfolgen.[1]

Zur Zeit der Grundentlastung betrug hier das gutsherrliche Land etwas über 9000 Joch und verlor dann bis zum Jahre 1890 durch häufige kleine Abtretungen von Grundstücken an die Bauern 444 Joch = 4,8 Prozent seines Gesamtumfanges. In den Jahren 1890 bis 1900 verschlang hier die Parzellierung schon 7757 Joch = 8,9 Prozent des gesamten aus der ersten Phase übriggebliebenen gutsherrlichen Areals. Und nun mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts nimmt die Parzellierungsbewegung mit reißender Schnelligkeit zu: bis zum Jahre 1907 sind weitere 4450 Joch verkauft worden, und bis zum Jahre 1912 ist aus der ganzen Anzahl der 18 Landgüter, die sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in relativ blü-

[1] Über die Entwicklung der westgalizischen Dorfzustände in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Auf Grund von Spezialuntersuchungen im oberen Wielopolkagebiet (Kreis Ropczyce). Teschen 1910. 1 Joch ist gleich 0,575 Hektar, also etwas über einen halben Hektar.

hendem Zustand befunden haben, nur ein einziger Gutshof (316 Joch) geblieben![1]

Mit dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts ändert sich nicht nur das Tempo der Parzellierungsbewegung, sondern auch die wirtschaftliche Struktur der kauflustigen Bauernbetriebe. „Der prozentuale Anteil der Zwergbetriebe, die an der Parzellierung beteiligt waren, der in der ersten Phase nur 16 Prozent, in der zweiten schon 32,17 Prozent betrug, beziffert sich in der dritten schon beinahe auf 50 Prozent. Ähnliches ist auch in der Reihe der Neuansiedler zu beobachten. Auch hier ist der Anteil der ganz kleinen, oft landlosen Leute gewaltig gestiegen. Somit ist also die ganze parzellatorisch-kolonisatorische Bewegung, welche bei ihrem Beginn fast gänzlich von kleinen, mittleren und großen, jedenfalls noch nicht heruntergekommenen Bauernhöfen beherrscht war, heutzutage von den entgegengesetzten Elementen — wenn auch nicht in ausschließlicher Weise — sehr stark beeinflußt worden. „Die Ursache dieser Erscheinung liegt... in der namhaften Verbreitung der in den früheren Phasen nur schwach ausgebeuteten Erwerbs- und Kreditquellen, welche den mit Boden wenig ausgestatteten oder sogar landlosen Elementen die Möglichkeit bieten, ihren innigsten Herzenswunsch, Besitzer eines wenn auch kleinen, aber doch noch eine bescheidene und selbständige Existenz gewährenden Landstückes zu werden, realisiert zu sehen."

Die neue, nun reichlich fließende Erwerbsquelle, das ist der Verkauf der Arbeitskraft in Nordamerika und Westeuropa. Je mehr Leute im Dorfe von der Reise übers Meer erzählen können und das ersparte Geld bereits im Grund und Boden schon angelegt haben, desto mehr Lust wird ringsherum zu einem Abenteuer geweckt, als dessen Ergebnis — der Bodenkauf gesichert erscheint. Die große Entfernung hört auf, ein Hindernis zu sein. Bald gibt es keine Familie mehr im Kreise, die nicht einen Angehörigen in Amerika hätte — oder ein paar Sachsengänger zu den Ihrigen zählte. Und die Banken, die früher dem ländlichen Proletariat nicht zugänglich waren, unterstützen nun bereitwilligst die Kauflustigen mit ihrem Kredit, wenn sie nur zwei gesunde Arme zur Arbeit haben. Für die Abzahlung der Raten kann ja dann doch das „amerikanische Geld" herbeigeholt werden. Es wird auch jetzt mit dem Ankauf nicht mehr auf Ersparnisse gewartet. In der Mehrzahl der Fälle übernimmt die Frau die Führung der neuen Wirtschaft, und der Mann geht nach Amerika und bleibt fern von den Seinigen, bis die Schuld abgetragen ist. Während der Gutshof in dem von Dr. Hupka untersuchten Gebiet beinahe spurlos verschwand, stieg die Zahl der bäuerlichen Betriebe teils durch Erbteilung, teils durch Neuansiedlung auf dem früher gutsherrlichen Boden von 1153 auf 2768.

Es änderte sich dabei auch ihre Größengliederung:

Katastraljoch	1848		1908	
	Zahl der Betriebe	In Prozent	Zahl der Betriebe	In Prozent
0 bis 5	423	36,7	1252	46,92
5 " 15	377	32,7	1201	45,01
15 " 30	252	21,85	193	7,23
30 und mehr	101	8,75	22	0,80

[1] Economista, 1912, Heft 4, Warschau.

Als Resultat der ganzen parzellatorisch-kolonisatorischen Bewegung sehen wir ein riesiges Anschwellen der Zahl der kleinsten bäuerlichen Wirtschaften — eine Abnahme der mittleren und der großen. Und dabei, wie die Tabelle deutlich zeigt, handelt es sich nicht um ein bloß relatives Zurückgehen, das durch das Anschwellen der anderen Vergleichszahl verursacht wäre, sondern um eine absolute Abnahme der größeren Betriebe, und zwar in einem Maße, das von ihrer Vernichtung zu sprechen erlaubt.

Die von der „ökonomischen Entwicklung begünstigten" bäuerlichen Wirtschaften charakterisiert hier der Autor mit den Worten:

Der Besitzer einer solchen Bauernstelle — bis 5 Joch — ist eigentlich kein Bauer im wirtschaftlichen Sinne des Wortes, denn er besitzt zu wenig Grund und Boden, um selbständig nur von dem Bodenertrag und den Einkünften von seiner Wirtschaft nach ortsüblicher Weise mit seiner Familie zu leben. Die eigentliche kleinbäuerliche Wirtschaftsgruppe beginnt mit dem Besitz von 5 bis 15 Joch Kulturland. Diese zeichnet sich dadurch aus, daß sie ihren Leitern ein selbständiges Fortkommen gewährt und dieselben ohne unbedingt notwendige Mithilfe eines auswärtigen Erwerbes ernährt."

Getreide wird hier nicht verkauft, und die Betriebszählung vom Jahre 1902, die in den Wirtschaften bis 15 Joch im Durchschnitt bloß zwei Stück Hornvieh fand, zeigt, daß auch von einer Fleischproduktion hier keine Rede sein kann.

Die Untersuchungen des Dr. Hupka sind auf ein kleines Gebiet beschränkt — daß sie für ganz Galizien als typisch gelten können, zeigt ihre Übereinstimmung mit den Daten der vom galizischen Landesausschuß veranstalteten Enquete über die Parzellierungsbewegung.[1] Nach den Berichten der „Parzellierungsbank" und der „Landwirtschaftlichen Gesellschaft" wird in 80 Prozent der Fälle der parzellierte Boden in kaum 4 Joch großen Stückchen verkauft, und die Käufer sind meistens Häusler oder Besitzer von so kleinen Parzellenbetrieben, daß sie auch nach dem Landankauf kaum in die Kategorie der eigentlichen Landwirte aufsteigen. Die Antwort der galizischen Landesbank charakterisiert sogar die Bewegung mit den knappen Worten: „Es wird meistens zu 1 Joch Land noch 1 Joch zugekauft."

Die Konkurrenz der Ärmsten, der 1-Joch-Bauern, für welche der Zukauf von einem Joch die Verdopplung des Grundbesitzes bedeutet, hält die wohlhabenderen Bewerber oft vom Kaufe ab. Der warenproduzierende Landwirt wertet doch das zum Verkauf angebotene Land nach der Höhe des möglichen Ertrages, der Bauer, der noch nicht für den Markt produziert, nach — psychologischen Gesetzen. Je kleiner sein eigener Besitz ist, desto größer erscheint ihm der Grenzwert des kleinen Stückchens Erde, das er aus seinen Ersparnissen zukaufen kann. Der Parzellierung, bei der „in 80 Prozent der Fälle kaum 4 Joch große Stückchen Land verkauft werden", werden Preise zugrunde gelegt, die in einem sehr losen Zusammenhang mit dem Ertrag des Bodens stehen. Der Bodenertrag gibt nämlich dem Großgrundbesitzer, dem Verkäufer, die unterste Grenze an für seine Wertschätzung des Gutes — die Grenze nach oben, für den Käufer, hängt, auch abgesehen von der Kunst des „Feilschens", von einer Menge Umstände ab, die ganz fern von Getreidebau und Viehhaltung liegen!

[1] Sprawazdanie wydzialu Krajowego o parcelacyi (Bericht des Landesausschusses über die Parzellierungsbewegung). Lemberg 1905.

Der jährliche Bevölkerungszuwachs Galiziens beträgt 16,3 Promille — gegen 9,3 Promille in Böhmen und 7,9 Promille in Niederösterreich, und da die 800 000 Familien der proletarischen Kleinbauern (bis 5 Hektar) die stärkste soziale Gruppe bilden, ist auch ihr Anteil an der Bevölkerungsvermehrung entsprechend groß anzunehmen. Die große Kinderzahl, die den galizischen Groß- und Mittelbauern in einen Kleinbauern verwandelt, schafft für den kleinbäuerlichen Nachwuchs schon den Zwang, sich über das väterliche Erbe hinaus nach neuen Erwerbsquellen umzuschauen. Die galizische Industrie, die immer noch mühsam mit der übermächtigen Konkurrenz der westösterreichischen Länder kämpft, kann sie nicht aufnehmen — und so verlassen alljährlich über 300 000 Bauernknechte, -mägde und verheiratete Männer die heimatliche Scholle, um in der Fremde zu verdienen und zu — sparen. Und ob sie nun, in den elenden Baracken der preußischen Junker zusammengepfercht, von ihren Brotherren als Lohnarbeiter ausgebeutet und obendrein noch von der Polizei als polnische Gefahr schikaniert werden, ob sie in Amerika trotz der schweren Arbeit den trügerischen Schein der bürgerlichen Freiheit genießen können, ob sie Wochen oder Jahre fern von den Ihren zu verbringen gedenken — immer bildet das Sparen den ganzen Inhalt ihres Lebens in der Fremde.

Der Sparpfennig deckt die Defizite der kleinbäuerlichen Wirtschaft in der Heimat, der Sparpfennig bezahlt den zugekauften Boden, der Sparpfennig baut neue kleinbäuerliche Wirtschaften auf dem dem Großbetrieb abgerungenen Boden. Und seine Höhe kann man ja ungefähr berechnen! Die Volkszählung vom Jahre 1900 hat gezeigt, daß Galizien in den letzten zehn Jahren beinahe 500 000 Menschen von seinem natürlichen Zuwachs durch Auswanderung verloren hat. Und wenn nur der zehnte Teil davon ständig Zuschüsse, die mit 1500 Kronen pro Person im Jahresdurchschnitt ermittelt worden sind, an die zurückgebliebene Familie schickt, *so wird schon von Amerika aus die „ökonomische Entwicklung" der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe in Galizien mit 75 Millionen Kronen jährlich subventioniert.* Dazu kommen noch die Ersparnisse der „Sachsengänger", die nach mehrmonatigen harten Mühen 200 Kronen pro Person im Durchschnitt mitbringen. Mit 250 000 multipliziert — so hoch wird die Wanderbewegung nach Westeuropa berechnet —, gibt das wieder einen Zuschuß von 50 Millionen Kronen, die alljährlich in die kleinsten Bauernwirtschaften fließen.

Die häuerlichen Emigranten Galiziens fahren in die Fremde nicht um besser zu leben oder um zu lernen, sondern um zu sparen, und deswegen bleiben sie auch in ihrem innersten Wesen von dem Neuen, das sie in der Fremde sehen, unberührt. Der Besitz einer eigenen Wirtschaft — und wären es bloß ein paar Joch magerer Erde — erscheint ihnen nach wie vor als das würdigste Ziel menschlichen Strebens. Und wenn sich die Konjunktur in Amerika bessert, wenn die Löhne und damit die Ersparnisse der galizischen Auswanderer steigen, dann gehen auch die Bodenpreise in Galizien in die Höhe. Der Großbetrieb wird unrentabel — weil die Postsendungen aus Amerika öfter und schwerwiegender werden.

Man zahlte in Galizien für 1 Joch mittleren Bodens bis 1890 bis 200 Kronen, zwischen 1890 und 1900 bis 400 Kronen; jetzt zahlt man schon 600 Kronen und darüber. Diese rapide Preissteigerung — durch welche die

Steigerung der Lebensmittelpreise weit überholt wird — läßt den galizischen Großbetrieb, auch den rationellsten, modernsten Wirtschaftsbetrieb, als wirtschaftlich unrationell erscheinen. Ökonomisch rationell, vom privatwirtschaftlichen Standpunkt natürlich, ist hier nur der stückweise Verkauf des Bodens an Häusler und Kleinbauern, deren Söhne etwa in Kanada und deren Töchter in Pommern arbeiten.

Zur spekulativen Parzellierung werden auch in erster Linie jene Dörfer herangezogen, die als Auswanderungsherde gelten. Der Bodenverkauf im kleinen geht hier am schnellsten und zu den höchsten Preisen vor sich.

Aus dem Kampfe ums Dasein im galizischen Dorfe gehen der Kleinbauer und der Latifundienbesitzer, der den Versuchungen der bäuerlichen Sparpfennige gegenüber kalt und abwehrend bleibt, als Sieger hervor. Der Großbetrieb mit 1000 Joch und darüber ist in die Parzellierungsbewegung nicht hineingezogen worden, und gelegentlichem kleinem Bodenverkauf steht ein viel größerer Bodenzukauf gegenüber. Die an den hochadligen Besitz grenzenden Wirtschaften werden öfters zu den höchsten Preisen — der Grandseigneur ist ein nicht minder guter Käufer als der Häusler — erworben und zu Jagdzwecken eingeforstet! Der Kleinbauer, der noch kein Landwirt ist, der Latifundienbesitzer, der, gestützt auf sein großes Einkommen, schon hie und da auf das Wirtschaften zugunsten des Vergnügens verzichtet, werfen den wirklichen Landwirt, den Großbauern, den Gutshof zu Boden. Sicher hat ihr Sieg Ursachen, sogar wirtschaftliche Ursachen, wenn der Genosse M. M. auf diesem Wort besteht, aber diese wirtschaftlichen Ursachen stehen in gar keinem Zusammenhang mit dem Kostenpreis ihrer Produkte, wie er will, noch mit der Produktivität ihrer Betriebe, wie der Genosse Artur Schulz annimmt. Ihr Sieg ist verursacht: durch die historisch überlieferte Bodenverteilung in Galizien, durch die hohen Geldlöhne in Amerika, durch die Leutenot in Deutschland, durch die schwache Entwicklung der Städte und durch den Mangel einer heimischen Industrie.

„Der entwicklungsfähige grundbesitzende Landarbeiter" des Genossen Artur Schulz entwickelt sich nicht qualitativ zu höheren Wirtschaftsformen, sondern entwickelt sich nur quantitativ, indem er die ihm eigene Wirtschaftsform über ein wachsendes Territorium verbreitet, was auch vom Kleinbauern gilt. Immer mehr Land kommt auf diese Weise in den Besitz von sozialen Gruppen, die ökonomisch und deshalb auch kulturell zu schwach sind, um Waren oder auch nur Überschüsse zu produzieren, und die der Entwicklung der modernen Wirtschaftstechnik gegenüber eine hemmende Kraft darstellen. Und deswegen ist auch Galizien trotz seiner Bodenschätze, trotz der ungeheuren Energie, die seine Bevölkerung im Kampfe ums Dasein aufweist, ein Agrarland mit wachsendem Defizit an Nahrungsmitteln.

Anders wäre es vielleicht in Galizien, wenn das Wanderziel seiner Bauern ein anderes wäre. Die Fremde zieht an — aber sie läßt die Sehnsucht nach der Heimat, nach der Sprache und nach der Erde nie zur Ruhe kommen, und sie ändert auch psychisch wenig an den Neuankömmlingen — am wenigsten an jenen, die den Willen zur Rückkehr auch in die Tat umsetzen. Die heimatlichen Städte, die das Wanderziel der Dorfbewohner in industriell hochstehenden Ländern bilden, assimilieren den Ankömmling durch

die Kraft der höheren, aber näherverwandter Kultur und machen aus dem Bauernsohn einen Städter, der in seine früheren Lebensverhältnisse nicht mehr zurückkehren will. Die heimische Stadt entvölkert dann das flache Land und schafft dort die Möglichkeit einer Überschußwirtschaft.

Die sozialistische Partei Galiziens muß in ihrer Agrarpolitik an die Tatsache der Übervölkerung des flachen Landes und der allzu kleinen Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit in Galizien anknüpfen. Ihre Losung ist also: Die Entvölkerung des flachen Landes durch die Schaffung einer starken Industrie mit kurzer Arbeitszeit und guten Löhnen in den Städten und die Hebung der Bodenkultur durch die tätige Hilfe des ganzen Landes. Die Hilfe des Landes soll das mangelnde Fachwissen der Bauern ersetzen, sein mangelndes Kapital, Geräte, Inventar vervollständigen, seine alte Betriebsweise in eine moderne überführen, schließlich seine Defizit- in eine Überschußwirtschaft verwandeln. Unterstützung und Kontrolle, welche als Einleitung der Sozialisierung angesehen werden können! Sicher ein langer und mühseliger Weg, da doch das allgemeine Wahlrecht zum galizischen Landtag erst zu erobern ist!

Ob es die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie sein kann, die Zahl der „entwicklungsfähigen grundbesitzenden Landarbeiter" und der Kleinbauern zu vermehren, um sie dann mit unendlicher Mühe wenigstens auf die Stufe des eigentlichen Landwirtes zu heben, will ich nicht untersuchen. Aber auf die Gunst der „ökonomischen Entwicklung" soll man sich dabei nicht berufen.

Der Panamakanal und der Kampf um die Weltmärkte.

Von **M. Pawlowitsch.**

Unter den genialen Vorausſagungen Goethes gibt es wohl keine, die so interessant wäre wie die prophetische Äußerung über den Durchstich des Panamakanals. Gerade jetzt, wo wir unmittelbar vor der Verwirklichung dieses gewaltigen Unternehmens stehen, das von dem großen und unglücklichen französischen Ingenieur Ferdinand Lesseps vor dreißig Jahren begonnen wurde, dürfte es von Interesse sein, an diese merkwürdige Prophezeiung zu erinnern.

Mittwoch, den 21. Februar 1827, berichtet Johann Peter Eckermann, sprach Goethe viel und mit Bewunderung über Alexander v. Humboldt, dessen Werk über Kuba und Kolumbien er zu lesen angefangen und dessen Ansichten über das Projekt eines Durchstichs der Landenge von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schienen. „Humboldt," sagte Goethe, „hat mit großer Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziel käme als bei Panama.... So viel ist aber gewiß, gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nichtzivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben

wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Falle wäre es aber nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. Dieses möchte ich erleben, aber ich werde es nicht...."[1]

Ist es nicht erstaunlich, daß Goethe schon vor etwa einem Jahrhundert die Zukunft der Vereinigten Staaten vorausgesehen hat? Schon damals erkannte er den Gang der Entwicklung, die die westlichen Gestade der großen amerikanischen Republik mit ihrem mächtigen Handelshafen San Franzisko auf ihre heutige Höhe erhob; schon damals sah er, was die englischen, französischen und spanischen Diplomaten unserer Zeit bis zum letzten Augenblick nicht gesehen haben: daß die Vereinigten Staaten ungeachtet aller Hindernisse den Kanal an sich reißen würden, der zunächst erst im Kopfe des genialen Dichters existierte; schon damals ahnte er die gewaltige Bedeutung des Kanals nicht nur für den Handel, sondern auch für die strategische Lage. Ist es nicht erstaunlich, daß ein Mann, der die ganze Schönheit der antiken Poesie und Kunst erfaßte und so tief in die Vergangenheit zu schauen vermochte, zugleich auch einen solchen weiten Blick für die wirtschaftlichen Schicksale der nordamerikanischen Republik an den Tag legte?

1. Der Panamakanal und Asien.

Der Bau des Panamakanals wird in diesem Jahre beendet, und im Herbst soll der Kanal für die Schiffahrt geöffnet werden. So heißt es wenigstens in der Erklärung, die der Kriegsminister der Vereinigten Staaten vor kurzem darüber abgegeben hat.

Nach der Eröffnung des Panamakanals wird der neue Weltweg, der dem Äquator fast parallel läuft, den ganzen Erdball umspannen. Welchen Einfluß wird nun der durch die Wasserstraße über die Panamaenge eröffnete Weltweg auf den Warenaustausch der Völker ausüben? In welche Bedingungen werden von nun ab Europa und die Vereinigten Staaten im Kampfe um Südamerika, Australien und den gigantischen asiatischen Markt gestellt werden? Entgegen den tendenziösen Versicherungen Taft's, wonach der Kanal in erster Linie strategischen Zwecken dienen soll, ist es klar, daß dieses größte Wunderwerk der Ingenieurkunst, das die Welt je gesehen, zu dem Zwecke geschaffen worden ist, die Märkte des Stillen Ozeans für die Vereinigten Staaten zu erschließen und den Yankees die Möglichkeit zu geben, ihre industrielle Hegemonie in dem Ameisengewimmel der gelben Welt aufzurichten. Die Aufgabe besteht darin, den zahlreichen Völkern an den Küsten des Stillen Ozeans amerikanische Manufakturwaren zu den allerniedrigsten Preisen und auf dem kürzesten und billigsten Wege zuzu-

[1] Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1909, Brockhaus, S. 475, 476.

stellen. Sehen wir nun zu, wie weit der Panamakanal dieses Problem löst und die Aussichten der Vereinigten Staaten auf die Erringung der Hegemonie auf dem Stillen Ozean fördert.

Nach den neuesten Angaben (Statesman's Year Book 1912) wurden im Jahre 1910 in China Waren eingeführt: aus Großbritannien für 9,5, aus Britisch-Indien für 5,9 und aus den Vereinigten Staaten nur für 3,3 Millionen Pfund Sterling. Der Löwenanteil des chinesischen Handels entfällt auf Großbritannien, während die Vereinigten Staaten hier nur eine untergeordnete Rolle spielen. Betrachtet man die übrigen asiatischen Märkte, so ergibt sich, daß im Jahre 1910 in Japan eingeführt wurde: aus Großbritannien für 95, aus Britisch-Indien für 106 und aus den Vereinigten Staaten bloß für 95 Millionen Yen. Was endlich die Einfuhr in Indien, diesem zweitgrößten asiatischen Markt, betrifft, so ist der Einfluß der Vereinigten Staaten hier noch verschwindend klein. Während die englische Einfuhr 66 Prozent der indischen Gesamteinfuhr beträgt, steht die amerikanische Einfuhr mit ihren 1,5 Prozent hinter der Einfuhr Deutschlands, Belgiens, Österreich-Ungarns usw. zurück. Es ist aber nicht bloß der asiatische Markt, auf dem Europa und in erster Linie Großbritannien die amerikanische Konkurrenz erfolgreich bekämpft. Das gleiche gilt auch hinsichtlich aller anderen Länder an den Küsten des Stillen Ozeans. Während die Ausfuhr Großbritanniens nach Australien (1910 bis 1911) 37 Millionen Pfund Sterling betrug, belief sich die Ausfuhr der Vereinigten Staaten auf 6,4 Millionen Pfund Sterling, das heißt auf ein Sechstel der großbritannischen. Am erstaunlichsten und für die Devise: Amerika für die Amerikaner! am verletzendsten ist es aber, daß selbst Südamerika bisher der Schutzbefohlene Europas ist und daß die Vereinigten Staaten im südamerikanischen Außenhandel hinter England, Deutschland und Frankreich rangieren. Insgesamt entfallen auf die Vereinigten Staaten nur 10 bis 15 Prozent des Außenhandels der südamerikanischen Staaten. Im allgemeinen kann die Behauptung aufgestellt werden, daß die Vereinigten Staaten, ungeachtet ihrer günstigen geographischen Lage und der erstaunlichen Fortschritte der amerikanischen Industrie in den letzten Jahrzehnten, sich nur mühsam ihrer mächtigen Konkurrenten: Japans, Deutschlands und vor allem Großbritanniens, erwehren, das noch heute die Hegemonie auf dem Weltmarkt in Händen hält. Die Ursache dieser auf den ersten Blick schwer begreiflichen Erscheinung beruht in dem Vorsprung, den der Suezkanal den Ländern Europas im Kampfe um den Stillen Ozean bisher verlieh. Im Vergleich mit den Engländern oder Deutschen müssen die Amerikaner 4000 Kilometer mehr zurücklegen, um an die Küsten Chinas oder Japans zu gelangen. Eine erfolgreiche Konkurrenz mit Europa ist für die Vereinigten Staaten hier nur in dem Falle möglich, wenn der durch den Suezkanal herbeigeführte gewaltige Vorsprung der europäischen Länder ausgeglichen wird. Diesem Zweck dient nun der Panamakanal, der die Chancen der Yankees im Kampfe um die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozean außerordentlich verstärkt. Das Streben nach dieser Herrschaft bildet das grundlegende Ziel der Diplomatie der Vereinigten Staaten. Schenkt man den amerikanischen Gelehrten und Publizisten Glauben, so nähert sich die atlantische Periode der Weltgeschichte nunmehr ihrem Ende, und der Schwerpunkt des Wirtschafts-

lebens verschiebt sich schnell nach dem Stillen Ozean, der bisher im Hintertreffen der Weltereignisse stand.

„Von nun ab," erklärte Roosevelt, „beginnt in der Geschichte der Menschheit die Ära des Stillen Ozeans. Die Herrschaft über diesen Ozean muß den Vereinigten Staaten gehören, und als Mittel zur Verwirklichung dieses Zieles muß der Panamakanal dienen."

Betrachten wir nun, welchen Einfluß auf den Kampf um die Märkte am Stillen Ozean die Eröffnung des Panamakanals für Europa selbst haben wird. Zunächst jedoch einige Worte über die Zukunft des Suezkanals. Die Wirklichkeit wird ohne jeden Zweifel die meisten Befürchtungen der europäischen Pessimisten zerstreuen und die Illusionen der amerikanischen Optimisten zunichte machen. Der Panamakanal kann in keinem Falle die Bedeutung des Suezkanals vernichten, der nach wie vor für ganz Europa den kürzesten Weg nach den asiatischen und australischen Küsten des Stillen Ozeans bildet. Der Panamakanal erleichtert den Handelsverkehr zwischen Europa und Asien nicht im geringsten und ist in dieser Beziehung für unseren Kontinent vollkommen zwecklos. Denn nach wie vor gibt der Suezkanal den aus den europäischen Häfen (Liverpool, Havre, Antwerpen, Hamburg) nach dem fernen Osten abgehenden Schiffen einen Vorteil von Tausenden Kilometer.[1]

Verkürzt aber der Panamakanal auch nicht die Entfernungen zwischen den wichtigsten Handelsplätzen Europas und den Küsten Asiens und Australiens, so führt er in dem Verkehr zwischen dem Osten der Vereinigten Staaten und den asiatischen, australischen und amerikanischen Küsten des Stillen Ozeans eine völlige Umwälzung herbei. Nachstehende Tabelle illustriert diese Tatsache zur Genüge. Es beträgt die Entfernung von New York (in Meilen):

	Durch den Suezkanal	Durch den Panamakanal	Unterschied zugunsten des letzteren
Nach Hongkong	11700	11000	700
„ Schanghai	12600	10400	2200
„ Yokohama	13800	9300	4500

Der Panamakanal verkürzt also die Entfernung von New York nach den wichtigsten Handelsplätzen am Stillen Ozean um Tausende von Kilometern. Während der neue Weltweg Europa nur sehr wenig gibt, erweist er sich von gewaltigem Nutzen für die Vereinigten Staaten und verschiebt infolgedessen zugunsten der letzteren das Handelsgleichgewicht am Stillen Ozean. Viele Märkte Chinas, Japans, Britisch-Indiens, Australiens und Südamerikas, die bisher näher zu Europa lagen, werden nach der Eröffnung des Panamakanals von New York und anderen amerikanischen Städten leichter zu erreichen sein. Die nachstehende Tabelle zeigt dies vollkommen deutlich:

	Vom Ärmelkanal durch den Suezkanal	Von New York durch den Panamakanal in Seemeilen	Unterschied zugunsten des Panamakanals
Nach Schanghai . .	18600	10400	8200
„ Yokohama . .	11000	9300	1700
„ San Franzisko	8000	4700	3300

[1] So beläuft sich die Entfernung von den Häfen am Ärmelkanal bis nach Hongkong durch den Suezkanal auf 9700, durch den Panamakanal auf 14 300 Meilen, was dem ersten Wege einen Vorteil von 4600 Meilen gibt.

Nach der Eröffnung des Panamakanals werden die Vereinigten Staaten auf allen Märkten Japans, auf den Hauptmärkten Chinas und vor allem in Australien siegreich gegen die europäische Konkurrenz vordringen können. Der Hegemonie des englischen Handels droht nun von dieser Seite eine furchtbare, beispiellose Gefahr. Schon jetzt haben zahlreiche amerikanische Schiffahrtsgesellschaften wie zum Beispiel die American Hawaian Steamship Company, Oceanic Steamship Company, Pacific Steamship, Great Northern Steamship Company und andere neue Dampferlinien geschaffen. Und nicht lange wird es währen, bis an Stelle der „deutschen Gefahr" der Schreckruf: die amerikanische Gefahr! in allen Landen Großbritanniens erschallen wird.

2. Der Panamakanal und Südamerika.

Besonders weittragende Folgen wird aber die Eröffnung des neuen Verkehrswegs für die westliche Küste Südamerikas nach sich ziehen. Mit der Eröffnung des Panamakanals beginnt eine neue Ära in der wirtschaftlichen Entwicklung Perus, Boliviens, Chiles und Ecuadors, die, so reich an wertvollen Mineralien, den Kultur- und Industriezentren der Welt so weit entrückt sind. Von nun an wird es sich erübrigen, das ganze südamerikanische Festland zu umschiffen, um von New York nach Lima oder Valparaiso zu gelangen. *Bisher zogen es die Nordamerikaner vor, nach Südamerika über Europa zu reisen*, und zwar am häufigsten über Paris und von dort durch den Suezkanal nach ihrem Bestimmungsort. Um also diese Strecke zurückzulegen, unternahmen viele eine Reise um die Welt.

Es ist klar, welche Umwälzung die Eröffnung des Panamakanals in dem Wirtschaftsleben der Staaten Südamerikas herbeiführen muß. Zunächst werden die Hunderte Segelschiffe verschwinden, die bisher an der ganzen Küste Südamerikas geherrscht haben, und bald werden die gigantischen Dampfer aus Europa und Nordamerika in diesen Gebieten den Anbruch einer neuen Ära verkünden und Südamerika mit dem fieberhaften gewerblichen Leben der übrigen Welt verknüpfen. Die Eröffnung der neuen Fahrstraße wird zugleich besonders günstig auf den Warenverkehr zwischen den südamerikanischen Ländern und den Vereinigten Staaten einwirken. In dem Außenhandel dieser Länder wie der anderen Teile des Erdballs spielt heute noch dasselbe Großbritannien die Hauptrolle, über dessen angeblichen Rückgang im internationalen Handelsverkehr in der letzten Zeit so viel geschrieben wurde. England nimmt, wie aus den nachstehenden Zahlen hervorgeht, bisher die erste Stelle im Außenhandel Perus und Chiles ein. Es beliefen sich:

In Peru	1908	1909
Einfuhr aus England auf	1548000 Pfd. St	1587000 Pfd. St.
" " den Ver. Staaten auf .	1433000 " "	846000 " "
Ausfuhr nach England auf	2338000 " "	2672000 " "
" " den Ver. Staaten auf .	1284000 " "	1495000 " "

In Chile	1909	1910
Einfuhr aus England auf	87340000 Goldpesos	94083000 Goldpesos
" " den Ver. Staaten auf .	26401000 "	36629000 "
Ausfuhr nach England auf	128571000 "	127087000 "
" " den Ver. Staaten auf .	53839000 "	67618000 "

Die englische Einfuhr in Ecuador beläuft sich ferner auf 512 000 Pfund Sterling, die der Vereinigten Staaten auf 476 000 Pfund Sterling. Insgesamt betrug also der englische Handel mit Peru 1909 4 239 000 Pfund Sterling, der Handel der Vereinigten Staaten nur 2 341 000 Pfund Sterling. Der englische Handel mit Chile betrug 1910 221 Millionen Goldpesos, der Handel der Vereinigten Staaten nur 104 Millionen oder weniger als die Hälfte.

Die Eröffnung des Panamakanals schafft nun ungewöhnlich günstige Bedingungen für die Vereinigten Staaten im Kampfe um die südamerikanischen Märkte. Erst jetzt wird eine reale Grundlage geschaffen für die Verwirklichung der imperialistischen Formel: Amerika für die Amerikaner! Bis zu der amerikanischen Küste am Stillen Ozean wird es nun von New York um 2837 und von New Orleans um 3500 Meilen näher sein als von London. Dank ihren natürlichen Schätzen wird sich die Westküste Südamerikas in wirtschaftlicher Beziehung mit erstaunlicher Schnelligkeit entwickeln. John Barret, der Direktor des Statistischen Amtes der amerikanischen Republiken, hat berechnet, daß der Außenhandel dieser Küste, der zurzeit $1^1/_2$ Milliarden Franken beträgt, in kurzer Zeit mindestens die Höhe von 5 Milliarden erreichen wird. Eine Reihe von Tatsachen weist darauf hin, daß die Bourgeoisie der Vereinigten Staaten diesen Markt zu monopolisieren sucht und bereits Maßnahmen ergreift, um ihren Konkurrenten den Zutritt zu diesen Gebieten unmöglich zu machen.

Aus dem Angeführten folgt, daß die Eröffnung des Panamakanals den Handel, die Industrie und die Schiffahrt der Vereinigten Staaten ungeheuer fördern wird. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse und die Mineralprodukte Südamerikas, die bisher vorzugsweise nach Europa ausgeführt wurden, werden von nun ab nach den östlichen Häfen und Gebieten der Vereinigten Staaten gehen. Der Zucker von den Hawaiinseln, der Hanf von Manila, die indische Baumwolle, der Gummi aus Australien und Neuseeland, die chinesische und die japanische Seide — alle diese Erzeugnisse werden von den amerikanischen Trusts monopolisiert werden. Andererseits werden sich alle diese Länder in sehr wichtige Absatzmärkte für die amerikanische Industrie verwandeln.

Der Panamakanal wird unter anderem auch den Textilfabriken des Mississippitales zugute kommen und den amerikanischen Erzeugnissen die Möglichkeit geben, auf dem japanischen Markt mit der indischen Baumwolle erfolgreich zu konkurrieren. Die Metallindustrie der Vereinigten Staaten wird eine enorme Anzahl Maschinen, Ackergeräte, Stahldraht usw. in Südamerika und in den anderen Ländern am Stillen Ozean absetzen können. Auch die Nachfrage nach amerikanischer Kohle, nach Bauholz usw. wird gewaltig steigen.

Der Panamakanal wird nicht nur die wirtschaftliche Macht, sondern auch die militärische Stärke der Vereinigten Staaten außerordentlich heben. Von jetzt ab werden die Eskadren der nordamerikanischen Republik mit derselben Schnelligkeit an den Küsten des Atlantischen wie des Stillen Ozeans konzentriert werden können. Noch im Jahre 1899 mußte das Kriegsschiff „Oregon" vom 19. März bis zum 25. Mai, das heißt 67 Tage von San Franzisko bis Florida unterwegs sein. Jetzt jedoch wird es denselben Weg in 15 Tagen zurücklegen können!

3. Der Panamakanal und der Kampf mit Kanada. Der amerikanische Protektionismus.

Wir zeigten, welch eine unvergleichliche Waffe der Panamakanal in den Händen der Vereinigten Staaten sein wird, um die Märkte am Stillen Ozean zu erobern und die Vorherrschaft in Südamerika zu gewinnen. Indessen begnügt sich die Bourgeoisie der Vereinigten Staaten keineswegs mit dem gewaltigen natürlichen Vorsprung, den die geographische Lage der amerikanischen Industrie gibt. Die amerikanische Bourgeoisie will diese Vorteile noch künstlich steigern, und zu diesem Zweck wendet sie Mittel an, welche Keime internationaler Konflikte und neuer Rüstungen in allen Ländern in sich bergen.

Nicht zufrieden damit, daß der Panamakanal die Entfernungen von der atlantischen Küste bis zu den wichtigsten südamerikanischen Märkten um Tausende Kilometer verkürzt und damit der amerikanischen Industrie glänzende Aussichten eröffnet, sucht die Regierung der Vereinigten Staaten um jeden Preis zu verhindern, daß auch Europa einen ernsten Gewinn aus der Eröffnung des Kanals davontrage. Ich wies schon darauf hin, daß der Panamakanal die Entfernungen von der europäischen Küste bis zum asiatischen und australischen Festland nicht verkürzt. Dafür bringt er aber San Franzisko, Valparaiso und andere amerikanische Häfen am Stillen Ozean Europa um vieles näher. So wird die Entfernung von Plymouth bis Callao um 4000, die Entfernung von Plymouth bis Valparaiso um 1500 Meilen verkürzt. Allerdings gewinnen New York, New Orleans in bezug auf die Verbilligung der Fahrt hierbei noch mehr. Das erscheint aber der Habgier des Kapitals als ein zu kleiner Gewinn.

Am 7. August vorigen Jahres nahm der amerikanische Senat mit 47 gegen 15 Stimmen eine Bill an, die erstens allen Schiffen, welche den Eisenbahnen gehören und sich auf der Küstenfahrt zwischen den Häfen der Vereinigten Staaten befinden, das Passieren des Kanals vollkommen verbietet, zweitens allen Schiffen, die zwischen amerikanischen Häfen verkehren, die Kanalabgaben erläßt, und drittens alle amerikanischen Kriegsschiffe und die Handelsschiffe, deren Besitzer sich verpflichten, sie im Falle eines Krieges der Regierung der Vereinigten Staaten zur Verfügung zu stellen, von der Zahlung der Abgaben vollkommen befreit.

Diese Bill stellt eine zynische Verhöhnung der feierlichen Versprechungen dar, die hinsichtlich der Öffnung des Kanals für alle Nationen zu gleichen Rechten unzählige Male von den Vereinigten Staaten abgegeben worden sind. Zu gleicher Zeit steht diese Bill im schroffen Widerspruch zu dem Hay-Pauncefote-Vertrag, der am 18. November 1901 zwischen England und Amerika abgeschlossen und am 16. Dezember ratifiziert worden ist. Artikel 3 dieses Vertrags lautet wie folgt:

Die Vereinigten Staaten übernehmen als Grundlage der Neutralität dieses Kanals nachstehende Regeln, die hinsichtlich der freien Durchfahrt durch den Suezkanal in die Konstantinopeler Konvention vom 28. Oktober 1888 aufgenommen worden sind: § 1. Der Kanal muß für alle Handels- und Kriegsschiffe sämtlicher Nationen, die die Bestimmungen dieses Vertrags beobachten, auf den Grundlagen der völligen Gleichheit frei und offen stehen, und kein Unterschied ist zulässig, der irgend eine Nation, ihre Bürger oder Untertanen beeinträchtigen könnte, sei es hinsichtlich der Durchfahrtsabgaben oder anderer Schiffahrtsbedingungen....

Der Wortlaut dieser Bestimmung ist vollkommen klar; er kann weder dem Geist noch dem Buchstaben nach verschieden ausgelegt werden. Das Regime des Panamakanals wird dem des Suezkanals gleich gesetzt, der für alle Nationen auf gleicher Grundlage offen steht. Der glühende Verteidiger der Protektionsbill, Taft, hat während seiner staatsmännischen Tätigkeit so viel über die Achtung vor den bestehenden Verträgen und Traktaten und über die schiedsgerichtliche Austragung aller internationalen Streitigkeiten und Konflikte geschwatzt, daß er zur Verteidigung der erwähnten Bill zu den unmöglichsten Sophismen seine Zuflucht nehmen mußte.

„Allerdings," sprach er, „haben wir das Versprechen abgegeben, den Kanal unter gleichen Bedingungen den Schiffen aller Nationen zu öffnen. Unter ‚allen Nationen' müssen aber sämtliche fremden Nationen mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika verstanden werden, die den Kanal auf eigene Rechnung, ohne Teilnahme der anderen Staaten erbaut und befestigt haben und nicht des natürlichen Rechtes beraubt werden dürfen, nach eigenem Gutdünken über den Kanal zu verfügen."

Der Panamakanal wird also hier als ein „amerikanisches Binnengewässer" behandelt, hinsichtlich dessen der Regierung der Vereinigten Staaten die unbedingte Jurisdiktion zusteht. Eine solche Auslegung steht in schroffem Widerspruch zu dem Wortlaut und dem Geist des englisch-amerikanischen Vertrags.

Ein weiteres Sophisma, das von Taft und seinen Anhängern benutzt wird, besteht in folgendem: Die in der Bill formulierten Privilegien und Verbote, erklären sie, beziehen sich nicht auf die Schiffe bestimmter Nationen, sondern auf bestimmte Schiffahrtsrichtungen und Schiffsarten, unabhängig davon, unter welcher Flagge diese Schiffe fahren. Danach hätte also die amerikanische Flotte durch die neue Bill keinerlei besondere Vorrechte erhalten.

Prüfen wir diese Einwendungen eingehender. Punkt 1 der Bill verbietet die Durchfahrt durch den Kanal den den Eisenbahngesellschaften gehörigen Schiffen. Diese Bestimmung richtet sich in ihrer ganzen Schärfe gegen den nördlichen Nachbar der Vereinigten Staaten, Kanada, dessen „Canadian Pacific Railway" eine bedeutende Dampferflotte besitzt, und bezweckt, diesen dafür zu bestrafen, daß er den Taftschen Zollvereinsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada ausschlug, der die Bande zwischen England und Kanada lockern, ein Zollbündnis zwischen diesem Lande und den Vereinigten Staaten vorbereiten und die spätere Annexion durch die Vereinigten Staaten in die Wege leiten sollte. Es ist bekannt, welches Aufsehen die Enthüllungen Roosevelts über die Kanada-Pläne Tafts in England und Kanada erregt haben. Indem Roosevelt, der im Kampfe gegen seinen würdigen Gegner vor keinem Mittel, auch nicht vor der Enthüllung von Staatsgeheimnissen zurückschreckte, dessen Schreiben an ihn vom Januar 1911 zitierte, erbrachte er den Beweis, daß Taft, als bloßes Werkzeug der Trusts und der politischen Drahtzieher, eine Verschwörung gegen Kanada eingeleitet hatte und dem Nachbarlande gegenüber Angriffspläne verfolgte. Aus dem Wortlaut dieses Briefes, zu dessen Veröffentlichung sich Taft genötigt sah, geht in der Tat hervor, daß der frühere Präsident der Vereinigten Staaten den Zollvertrag als ein Mittel zur Auffaugung Kanadas durch die Vereinigten Staaten be-

trachtete. Der skandalöse Zweikampf zwischen den beiden Politikern führte auf diese Weise zur unerwarteten Aufdeckung der geheimen Pläne der amerikanischen Imperialisten. Tafts Brief in Verbindung mit der ungeschickten Erklärung des Abgeordneten Clark hinsichtlich der unvermeidlichen baldigen Angliederung Kanadas an die Vereinigten Staaten und im Verein mit dem dummdreistesten Vorschlag des Abgeordneten Bennet, mit England wegen der Annexion Kanadas in Unterhandlungen zu treten, rief in Großbritannien und namentlich in Kanada selbst eine heftige Beunruhigung hervor. Das liberale kanadische Ministerium, mit Sir Wilfred Laurier an der Spitze, das die Beseitigung der Zollmauer zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten anstrebte, erlitt bei den Wahlen vom September 1911 eine völlige Niederlage und wurde durch das konservative Ministerium Borden ersetzt. Die kanadischen Konservativen, die als Verteidiger der nationalen Unabhängigkeit und der Aufrechterhaltung des Bandes mit Großbritannien auftraten, benutzten nun die unvorsichtigen Erklärungen der amerikanischen Imperialisten über die baldige Ausbreitung des Sternenbanners über das ganze nordamerikanische Festland zur Festigung ihrer Positionen. Viele Organe der kanadischen Presse, die früher die Annäherungspolitik an die Vereinigten Staaten unterstützt hatten, begrüßten nun enthusiastisch die Rede des Premierministers Forster in Ottawa, in der dieser erklärte, „die bekannt gewordenen Tatsachen hätten den Gedanken an eine Gemeinsamkeit für immer begraben", denn es habe sich herausgestellt, daß „die Vereinigten Staaten ein Attentat auf unsere Unabhängigkeit und auf unsere Verbindung mit England planten, was wir nie vergessen werden". Auf diese Weise erlitt der Versuch der amerikanischen Imperialisten, die Bande zwischen Kanada und dem Mutterland mittels eines Tarifvertrags wenn auch nicht völlig zu zerreißen, so doch jedenfalls zu lockern, und hiernach diese autonome englische Kolonie durch wirtschaftliche Mittel den Vereinigten Staaten anzugliedern, ein völliges Fiasko.

Im ersten Punkte der Panamakanal-Bill zeigen die amerikanischen Imperialisten der kanadischen Regierung bereits die Krallen und eröffnen einen wirtschaftlichen Angriffskampf gegen ihren nördlichen Nachbarn. Denn dieser Punkt richtet sich gegen die kanadische Pazifikbahn, die eine ganze Flottille von Schnelldampfern in beiden Ozeanen besitzt, während die amerikanischen Eisenbahntrusts — mit Ausnahme einer Gesellschaft, die drei Ozeandampfer besitzt — fast gar keine Dampfer ihr eigen nennen. Überhaupt muß hervorgehoben werden, daß die Handelsflotte der Vereinigten Staaten zunächst noch eine verschwindend kleine Rolle im Außenhandel der nordamerikanischen Republik spielt. So hat diese Flotte nach amtlichen Angaben im Jahre 1910 bloß 8,7 Prozent der gesamten Tonnage des Außenhandels der Vereinigten Staaten befördert. Jetzt jedoch wird diese Flotte, die gegen die ausländische Konkurrenz nicht anzukämpfen vermag, in eine bevorzugte Stellung gesetzt. Die kanadischen Dampfer sind der Möglichkeit beraubt, den Panamakanal zu benutzen, und dies versetzt die westlichen Provinzen Kanadas, seine ganze Küste am Stillen Ozean in eine äußerst ungünstige Lage gegenüber den nordamerikanischen Weststaaten. Um ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf die europäischen Märkte schaffen zu können, werden sie entweder die Transkontinentalbahnen nach den nächst-

liegenden kanadischen Häfen am Atlantischen Ozean benutzen oder ganz Südamerika umschiffen müssen. Infolgedessen werden die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Westkanadas auf den europäischen Märkten mit denen der Vereinigten Staaten nicht konkurrieren können und de facto aus Europa verbannt sein. Ebenso wird Westkanada, infolge derselben Bill, von Brasilien, Argentinien, von der ganzen atlantischen Küste Amerikas abgeschnitten werden.

Punkt 2 der Bill befreit sämtliche Schiffe, die sich auf der Küstenfahrt zwischen amerikanischen Häfen befinden, von der Zahlung der Kanalabgaben. Nun dürfen aber in den Vereingten Staaten ausländische Schiffe keine Küstenschiffahrt betreiben, da diese laut amerikanischem Gesetz ein Privileg der Schiffe unter nationaler Flagge bildet. Infolge dieser Bestimmung herrscht die amerikanische Flotte, die in dem Außenhandel eine verschwindende Rolle spielt, unbeschränkt im inneren Handel zwischen den amerikanischen Häfen. Punkt 2 der Bill kommt auf diese Weise nur der amerikanischen Handelsflotte zugute. Mehr noch. Die amerikanischen Schiffe, die von Europa nach Westamerika gehen, brauchen nur unterwegs den Hafen von New Orleans anzulaufen, um als Schiffe, die zwischen zwei amerikanischen Häfen verkehren, von der Zahlung der Kanalabgaben befreit zu werden. So wird die amerikanische Flotte in dem inneren und äußeren Seeverkehr in eine privilegierte Stellung versetzt.

Punkt 3 der Bill, der sämtliche Handelsschiffe, die sich im Kriege der Regierung der Vereinigten Staaten zur Verfügung stellen, von allen Abgaben befreit, kommt naturgemäß bei ausländischen Schiffen nicht zur Anwendung, denn ausländische Untertanen sind nicht berechtigt, derartige Verpflichtungen einzugehen. Die amerikanischen Dampfergesellschaften jedoch werden dieses Versprechen gern geben, und auf diese Weise wird die amerikanische Handelsflotte de facto das Vorrecht genießen, den Panamakanal unentgeltlich zu passieren. In dieser Gestalt stellt die erwähnte Bill, die am 7. August 1912 im Senat votiert und am 20. August von Taft unterzeichnet worden ist, eine offene Verletzung des Vertrags vom Jahre 1901 dar, da sie in verhüllter Form abweichende Bestimmungen für die Schiffe verschiedener Nationen festsetzt. Die Bill hat denn auch einen Sturm der Entrüstung in der englischen und kanadischen Presse hervorgerufen, die energisch verlangte, daß die Frage dem Haager Tribunal unterbreitet werde. Auch viele amerikanische Blätter, wie „New York Sun", „New York Herald", „New York Times" und andere einflußreiche Organe kritisierten die Bill als einen „Akt, der den Vereinigten Staaten zur Schande gereicht", als einen „Fleck auf unserer nationalen Ehre, mit dem wir uns vor Europa werden schämen müssen". Nach den energischen Worten von Professor Giddings, einer wissenschaftlichen Koryphäe der Vereinigten Staaten, stellt die von Taft unterzeichnete Bill „einen wegen seiner Unsittlichkeit empörenden Akt dar, aus Anlaß dessen jeder ehrliche Amerikaner vor den Ausländern erröten muß". Es versteht sich aber von selbst, daß dieser Appell an die amerikanische Ehre, daß alle energischen Proteste von Taft und seinen Anhängern wirkungslos zurückprallen mußten. Die Protektionisten gingen sogar so weit, daß sie gegen die Gegner der Bill die Anschuldigung vorbrachten, sie sorgten keineswegs um die allgemein-nationalen Interessen.

sondern seien von den transkontinentalen Eisenbahngesellschaften bestochen, die die Konkurrenz des Panamakanals fürchteten.

Wie dem auch sei, stellt die erwähnte Bill eine Herausforderung sämtlicher europäischen Länder dar. In dieser Beziehung hat der Senator Cummins, der Vertreter des Staates Jowa, das eigentliche Wesen des heutigen internationalen Rechtes am offenherzigsten dargelegt. Anläßlich der Debatte über die Bill erklärte er im Senat, Amerika brauche sich um die von ihm unterzeichneten Verträge nicht zu kümmern, denn der einzige Richter bei allen Konflikten sei das Schwert. Diese zynische Wiederholung des Bismarckschen Wahlspruchs „Macht geht vor Recht" war ganz nach dem Geschmack der amerikanischen Imperialisten, die ungeachtet der energischen Proteste des Senators Root im Sinne der Ausführungen von Cummins votierten.

Indem die Vereinigten Staaten ihren Vertrag mit England zerrissen, forderten sie nicht nur Großbritannien, sondern ganz Europa heraus. In meinen Artikeln in der Petersburger Revue „Sowremennik" verteidigte ich seinerzeit mit aller Energie die Politik der amerikanischen Regierung in ihrem Konflikt mit Rußland hinsichtlich der jüdischen Frage. Ich verteidigte den amerikanischen Standpunkt hinsichtlich der Politik der „offenen Tür" in China und in der Mandschurei. Ich verurteilte mit aller Entschiedenheit die Politik der russischen Regierung, die das Eindringen des amerikanischen Handels in die Mandschurei durch Verbote aufzuhalten suchte, und wies nach, daß alle Bemühungen, diese Provinz der ausländischen Konkurrenz zu verschließen, im Widerspruch stehen mit den Gesetzen der wirtschaftlichen Entwicklung, mit den mächtigen Anforderungen des modernen Lebens, das die früheren primitiven Lösungen über den Haufen wirft. Im Kampfe um China und die Mandschurei, schrieb ich, ist das Recht auf seiten der Vereinigten Staaten, denn ihrem Vorgehen entsprechen die Tendenzen der ökonomischen Entwicklung, die Anforderungen des modernen Lebens, der ganze Geist der neuen Zeit. Dies berechtigt mich nun zu der Erklärung, daß die amerikanische Bourgeoisie im Kampfe mit der ausländischen Konkurrenz in der Panamafrage die rückständigen russischen Methoden anwendet. Enthusiastische Anhänger des Prinzips der „offenen Tür" in Asien, begnügen sich die amerikanischen Kapitalisten nicht mit hohen Schutzzöllen in ihrem Lande, sondern errichten jetzt noch bei dem atlantischen Eingang in den Panamakanal eine Zollmauer für ganz Europa und versperren dadurch de facto den Kanal für die europäische Schiffahrt. Es unterliegt aber dennoch keinem Zweifel, daß die Schutzzöllner der Vereinigten Staaten angesichts der Besserung der Beziehungen zwischen England und Frankreich einerseits und Deutschland andererseits — bei der die Panamapolitik der amerikanischen Imperialisten eine Rolle spielen kann — sich gezwungen sehen werden, den Panamakanal für die europäischen Handelsschiffe weiter zu öffnen. Jedenfalls weist die Energie, mit welcher sich viele englische, deutsche und französische Dampfergesellschaften für den Kampf um die Öffnung des Panamakanals rüsten, darauf hin, daß Europa seine Positionen in Südamerika nicht ohne weiteres an die Vereinigten Staaten abtritt. Es sind schon jetzt Anzeichen dafür vorhanden, daß einige europäische Regierungen offene oder geheime Prämien an die Schiffe ihrer Flotte ausgeben werden, die den Panamakanal passieren. Auf diese Weise wird das ameri-

kanische Protektionssystem gegenüber dem Kanal nur eine Verschärfung der wirtschaftlichen Kämpfe in Europa herbeiführen, keine positiven Ergebnisse nach sich ziehen und lediglich dem amerikanischen Proletariat überflüssige Lasten auferlegen. Der Bau des Panamakanals kommt schon ohnedies auf zirka 400 Millionen Dollar zu stehen. Die Zinsentilgung, die Instandhaltung des Kanals, der militärische Schutz dürften sich mindestens auf 30 Millionen Dollar im Jahre stellen. Im Vergleich mit diesen Aufwendungen werden die Einnahmen des Kanals nur sehr gering sein. Dies wird kein Sachverständiger, der sich mit dem künftigen Warenverkehr durch den Kanal mehr oder minder eingehend beschäftigt hat, bestreiten. Unter diesen Umständen wird die amerikanische Protektionsbill, die eine Herausforderung Europas darstellt, nur einem kleinen Häuflein Kapitalisten zugute kommen und den Volksmassen der großen transatlantischen Republik in Gestalt der erforderlichen Jahreszuschüsse von 25 bis 30 Millionen Dollar nur noch neue schwere Lasten auferlegen.

Die Lage der deutschen Rechtsanwaltsangestellten.

Von **Max Kette.**

In neuerer Zeit beginnt der Sozialismus auch in den Reihen der Privatangestellten mehr und mehr Fuß zu fassen. Die Entwicklung zum Großbetrieb bringt auch hier wie überall den Angestellten zum Bewußtsein seiner Klassenlage. Während noch vor einigen Jahrzehnten der Angestellte der Vertrauensmann des Unternehmers war, bestimmt, die Arbeiter zu überwachen und anzutreiben, ist er jetzt ebenso Ausbeutungsobjekt wie der Handarbeiter. Gibt es doch heute Großbetriebe, in denen Tausende von Angestellten männlichen und weiblichen Geschlechts zusammengepfercht arbeiten. Wir erinnern hier nur an die Versicherungsgesellschaft „Viktoria", die allein in ihrer Zentrale in Berlin weit über 2000 Beamte beschäftigt, an die „Berliner Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft", an Siemens-Schuckert, Krupp, an die riesigen Warenhäuser usw. Ein raffiniert ausgeklügeltes System der Arbeitsteilung und -organisation, ein ausgedehntes Netz von „Vorgesetzten", Stech- und Kontrolluhren sorgen dafür, daß der Angestellte restlos ausgebeutet wird. Von einer „gehobenen" Stellung kann nicht mehr die Rede sein, und für die große Mehrzahl wird die Möglichkeit, in eine besser bezahlte Stellung aufzurücken, immer aussichtsloser. Unter diesen Umständen bricht sich allmählich auch unter diesen Erwerbsschichten die Erkenntnis Bahn, daß zwischen Kapital und Angestellten eine Interessengemeinschaft nicht besteht. Das sogenannte „Standesbewußtsein" schwindet mehr und mehr, und einem nach dem anderen kommt zum Bewußtsein, daß er nichts weiter als „Stehkragenproletarier" ist. Tatsächlich unterscheidet heute nichts mehr den Angestellten von dem Handarbeiter als höchstens seine schlechtere Bezahlung und Behandlung. In mancher Hinsicht steht er diesem sogar nach, so zum Beispiel in bezug auf politische Bildung.

Einen Einblick in die geradezu jammernswerte Lage einer Gruppe dieses sogenannten „neuen Mittelstandes" gestattet die vom „Verband der Bureauangestellten Deutschlands" im Jahre 1910 veranstaltete Erhebung über die soziale und wirtschaftliche Lage der deutschen Rechtsanwaltsangestellten.[1] Sie ist die erste einheitliche Statistik auf diesem Gebiet, das Ergebnis ein geradezu beschämendes.

Durch die Umfrage sind etwa 25 Prozent sämtlicher Angestellten erfaßt worden. Nämlich 7321, und zwar 6234 männliche und 1087 weibliche in 1973 Betrieben.

[1] Die soziale und wirtschaftliche Lage der deutschen Rechtsanwaltsangestellten. Verlag des Verbandes der Bureauangestellten Deutschlands (E. Giebel). 35 Seiten.

Da die rund 10 000 deutschen Rechtsanwälte und Notare schätzungsweise 8000 Bureaus unterhalten, kann die Gesamtzahl der vorhandenen Angestellten auf 30 000 angenommen werden. 1054 der männlichen Angestellten sind verheiratet und haben 2223 Kinder, so daß wir hier inklusive der Ehefrauen mit einer sozial interessierten Bevölkerungszahl von rund 43 000 Köpfen zu rechnen haben. Von den 7321 erfaßten Personen waren 2649 Lehrlinge = 36,2 Prozent, 1858 männliche Gehilfen = 25,4 Prozent, 1087 weibliche Gehilfen = 14,8 Prozent und 1727 Bureauvorsteher = 23,6 Prozent. Rechnet man zu den Lehrlingen die jugendlichen weiblichen Arbeitskräfte bis zum 17. Lebensjahr hinzu, dann kommt man zu dem unerfreulichen Resultat, daß 39,9 Prozent aller Beschäftigten sich in diesem jugendlichen Alter befinden. 3475 Personen oder 58,1 Prozent stehen erst im Alter von 14 bis 20 Jahren. Lehrlingszüchterei und Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte sind hier also in vollster Blüte. Und dabei ist der Prozentsatz in den letzten Jahren etwas gesunken. In den Jahren 1904 bis 1907 wurden 42 Prozent Jugendliche bis zu 17 Jahren gezählt. Der Anteil der über 20 Jahre alten ist in diesem Zeitraum von 36 Prozent auf 41,8 Prozent gestiegen. Nur 15,7 Prozent der Angestellten waren älter als 30 Jahre, was seine Ursache darin hat, daß der größte Teil in höherem Alter in andere Berufe abwandert und die weiblichen Gehilfen durch Heirat ausscheiden. Ein Beweis dafür, daß der Beruf auch nicht einigermaßen imstande ist, seinen Mann zu ernähren.

Und tatsächlich fördert die Erhebung über die Höhe der Gehälter ein beschämendes Bild zutage. Hatten doch 29 weibliche und 9 männliche Gehilfen unter anderem ein Monatsgehalt von sage und schreibe 15,00 Mark. Eine dem „neuen Mittelstand" gewiß recht würdige Bezahlung. Ferner bezogen ein Gehalt von monatlich

	Männliche Gehilfen	Weibliche Gehilfen	Vorsteher
16 bis 30 Mark	128	90	—
31 „ 50 „	369	223	3
51 „ 75 „	580	305	29
76 „ 100 „	501	248	144
101 „ 125 „	209	110	251
126 „ 150 „	89	63	498
151 „ 200 „	23	19	536
über 200 „	—	—	266
Summa	1849	1058	1727

Die Mehrzahl der männlichen und weiblichen Gehilfen hat also nur ein Einkommen bis 75 Mark monatlich. 218 Angestellte beziehen das königliche Gehalt von 16 bis 30 Mark im Monat. Als Kuriosum kann man die 3 bezw. 29 „Bureauvorsteher" mit 31 bis 50 bezw. 51 bis 75 Mark Einkommen betrachten.

Die Lehrlinge mit einbezogen hatten ein Gehalt bis zu 50 Mark 47,3 Prozent, 51 bis 100 Mark 25,1, 101 bis 150 Mark 16,0, 151 bis 200 Mark 7,9, über 200 Mark 3,7 Prozent der Personen.

Nimmt man als Mindestgehalt, das notwendig ist, um dem Bezieher ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen, 150 bis 200 Mark an, dann muß man mit Betrübnis feststellen, daß nur ein Bruchteil, nämlich 578 oder 7,9 Prozent, diesen Betrag erhalten. Der Bericht sagt dazu: „Entsprechend der Steigerung, die die Preise aller Lebensbedürfnisse in dem letzten Jahrfünft erfahren haben, sind auch die Gehälter durchgängig gestiegen. Namentlich dort, wo die gewerkschaftliche Organisation stärker einsetzen konnte, ist ein Sinken in der niedrigsten und ein Steigen in den höheren Gehaltsklassen zu verzeichnen." Also waren die Gehälter in den früheren Jahren noch weit elender.

Dazu herrscht noch eine verhältnismäßig lange Arbeitszeit. Von 7299 Angestellten arbeiten 2620 oder 36 Prozent 8 Stunden und weniger, 1029 oder 14 Pro-

zent 8½ Stunden, 3145 oder 43 Prozent 9 Stunden, 454 oder 6,3 Prozent 9½ und 10 Stunden und 51 oder 0,7 Prozent mehr denn 10 Stunden. Die Hälfte aller Personen arbeitet 9 Stunden und länger. Dazu kommt noch Sonntagsarbeit, die 1130 oder 15,5 Prozent leisten müssen, davon 839 oder 11,5 Prozent bis 2 Stunden und 291 oder 4 Prozent mehr als 2 Stunden.

Die einzige erfreuliche Erscheinung ist die Gewährung von Urlaub, den 83,2 Prozent erhalten. Es erhalten 1,2 Prozent 3 Tage, 27,9 Prozent 1 Woche, 58 Prozent 2 Wochen, 10,3 Prozent 3 Wochen und 2,6 Prozent 4 Wochen Urlaub.

Recht interessante Aufschlüsse gibt die Frage nach der sozialen Herkunft. 44,2 Prozent der männlichen Personen stammen aus Arbeiterkreisen, während der Rest vorwiegend aus den Schichten des Kleinbürgertums hervorging. Von den weiblichen Angestellten kamen aus diesen Schichten 72,4 Prozent, während 27,6 Prozent Arbeiter als Eltern haben. 29,2 Prozent besuchten eine höhere Töchterschule, 70,8 Prozent die Volksschule. Von den männlichen Angestellten genossen 8,6 Prozent höhere Schulbildung (Realschule, Gymnasium), während 75,5 Prozent Volksschulbildung besaßen.

Entsprechend der sozialen Abstammung ist auch die Denkungsart und der politische Standpunkt der Anwaltsangestellten. Hier sind die Ursachen des Indifferentismus und der schweren Organisierbarkeit zu suchen. Besonders unter den weiblichen Personen vermag der gewerkschaftliche Gedanke nur sehr schwer Fuß zu fassen. Obwohl die Lage der Angestellten rein proletarisch ist und sich von der der Handarbeiter in nichts unterscheidet, wird es hier noch geraume Zeit dauern, ehe sich die Mehrzahl von der Notwendigkeit des gewerkschaftlichen und politischen Kampfes wird überzeugen lassen. Aber auch hier werden elende Entlohnung und schrankenlose Ausbeutung diesen Schichten die alte Wahrheit lehren, daß nur durch gemeinsamen organisierten Widerstand bessere Zustände zu schaffen sind.

Literarische Rundschau.

Adolf Braun, **Statistik.** Aufgaben, Methoden und Resultate der Statistik. Ein kurzer Abriß für Arbeiter. (Sammlung von Unterrichtsanleitungen, herausgegeben von der Zentralstelle für das Bildungswesen der deutschen Sozialdemokratie in Österreich, 4. Heft.) Wien 1912, Verlag von Robert Danneberg, Wien V, Rechte Wienzeile 97. Preis 70 Heller.

Dr. Ernst Müller, Assistent am Seminar für Statistik und Versicherungswissenschaft an der Universität München, **Einführung in die Statistik.** München und Leipzig 1912, Verlag von Duncker & Humblot. 46 Seiten. Preis 1,50 Mark.

Bei der ständig wachsenden Bedeutung der statistischen Erhebungen für die Organisationen der Arbeiterklasse ist die Schrift des Genossen Braun freudig zu begrüßen. Kapitel I setzt die Aufgaben der Statistik auseinander; Kapitel II verbreitet sich über den Nutzen und die Fehlerquellen der Statistik; Kapitel III charakterisiert die verschiedenen Arbeitsgebiete der Statistik. Mit besonderem Nutzen werden alle, die in der Arbeiterbewegung mit Statistik zu tun haben, Kapitel IV und V lesen. Hier wird die Technik einer fehlerfreien Erhebung behandelt und wertvolle Winke für die zweckmäßige Veröffentlichung statistischer Ergebnisse gegeben. Den Schluß bilden einige Zahlen aus den reichsdeutschen und österreichischen Volks- sowie Berufs- und Betriebszählungen. Bei der Auswahl dieser Zahlen hat wohl den Genossen Braun der Wunsch geleitet, seinen Lesern einiges positive Wissen an volkswirtschaftlichen Daten zu übermitteln. Ohne jeden Kommentar fallen nach unserer Meinung jedoch diese Zahlen etwas aus dem Rahmen einer statistischen Arbeit. Vielleicht wäre es möglich, nach der Mitteilung dieser Ziffern einige belehrende Abschnitte einzufügen, in denen gezeigt wird, wie man die Ergebnisse früherer Statistiken kritisch verwerten muß, daß es nicht darauf ankommt, Zahlen mit Zahlen

zu vergleichen, sondern die Erhebungsart und das Zustandekommen der Ziffern berücksichtigt werden muß, um richtige Vergleiche ausführen zu können.

Schließlich möchten wir noch einen Wunsch aussprechen. Der Abriß ist doch für klassenbewußte Arbeiter geschrieben. Wäre es deshalb nicht wünschenswert, auch einiges über den Klassencharakter der heutigen amtlichen Statistik zu sagen? Statistik wird in vielen Fällen erst wertvoll und nutzbringend, wenn ihre Vollständigkeit durch das Aufgebot des staatlichen Apparats gewährleistet wird. Dadurch haben aber die herrschenden Klassen auf die Statistik einen weitgehenden Einfluß. Ihr Bedürfnis bestimmt, was erhoben wird. Sie verhindern eine Erfassung dessen, was ihnen unbequem ist. Was im Interesse der Arbeiterklasse zu erforschen liegt, wird jahrelang nicht ausgeführt, und wenn, dann noch oft mit ungenügenden Mitteln. Dies müßte unseres Erachtens an konkreten Beispielen den Arbeitern deutlich zum Bewußtsein gebracht werden; daraus ergibt sich dann mit großer Selbstverständlichkeit, wie notwendig und wichtig es für die Arbeiterorganisationen ist, mit ihren Hilfsmitteln selbständig Statistik zu treiben.

Die Darstellung aller Fragen ist dem Genossen Braun so vorzüglich gelungen, daß wohl jeder Arbeiter das Büchlein mit großem Nutzen studieren wird. Die gut faßliche Auseinandersetzung der Prozent- und Zinsenrechnung im Anhang von Alexander Täubler wird manchem willkommen sein. Wir können dem Hefte nur weiteste Verbreitung wünschen.

Die an zweiter Stelle angezeigte Schrift soll nur erwähnt werden, um Arbeiter zu warnen, auf den Titel „Einführung in die Statistik" hineinzufallen. Im wesentlichen bringt der Herr Assistent trocken eine Menge Begriffe und Definitionen, die der von ihm assistierte Professor der Statistik G. v. Mayr in seinen Werken zur begrifflichen Bewältigung und Ordnung des statistischen Stoffes eingeführt hat. Wie Mayr sich räuspert und spuckt, hat dabei Herr Müller ihm glücklich abgeguckt. Für Examenskandidaten mag daher die Einführung ganz wertvoll sein, für Arbeiter ist sie nutzlos. Aus dem Wirrwarr von gelehrten Abstraktionen kann kein Arbeiter das nötige Verständnis für statistische Methode und die Kritik statistischer Resultate gewinnen. Die eine oder andere Angabe, die Müller mehr als Genosse Braun bringt, kann die Mängel — vor allem die pädagogischen, die bei einer Einführung am schwersten wiegen — nicht wettmachen. Wer über das, was Genosse Braun gegeben hat, hinaus will, greift vielleicht am zweckmäßigsten zu den Vorlesungen über Sozialstatistik von Schnapper-Arndt (Leipzig, Klinkhardt, 1908, Volksausgabe), wo eine Fülle von Stoff in gefälliger und leicht lesbarer Form verarbeitet ist. (Vergl. „Neue Zeit", XXVII, 2, S. 586.) Albert Wilhelm.

Sidney und Beatrice Webb, **Das Problem der Armut.** Autorisierte Übertragung von Helene Simon. Jena 1912, E. Diederichs. 216 Seiten.

Die Armenwesenkommission 1905 bis 1909, deren Mitglied Beatrice Webb war, ist zum Ausgangspunkt eines bedeutenden Aufschwunges des englischen Munizipalsozialismus geworden. Unter der Fahne „Kampf gegen die Armut" (war against poverty) wurden (1910 bis 1912) zahlreiche Versammlungen und Demonstrationen veranstaltet, und eine Organisation unter dem Namen National Conference for the prevention of destitution hat sich 1911 als Organ der Bewegung konstituiert. S. und B. Webb sind die anerkannten Führer. Ihrer Feder entstammte der Bericht der Minderheit der Armenwesenkommission (Minority Report); sie versorgten außerdem den „Kreuzzug", wie sie die Bewegung nennen, mit fünf dicken Propagandabüchern: „Nieder mit dem Armengesetz" (Break up of the Poor Law), „Armenwesenpolitik" (Poor Law Policy), „Der Staat und der Doktor" (The State and the Doctor), „Die Staatszuschüsse" (Grants in aid) und schließlich „Die Vorbeugung der Verelendung" (Prevention of destitution), und dieses Buch wurde für den deutschen Leser unter dem Namen „Das Problem der Armut" von Helene Simon übertragen.

Die fünf Bücher popularisieren die Forderungen der Bewegung mit Hilfe des Materials der Armenwesenkommission und dienen vor allem praktischen Propagandazwecken respektive der Aufklärung der englischen öffentlichen Meinung. „Die Vorbeugung der Verelendung" ist bestimmt, einen Überblick über das ganze Programm zu geben. Die gedrängte Ausführung der Grundgedanken und zahlreiche Abschweifungen, die durch polemische Rücksichten bedingt sind, machen aber das Buch für einen, der in die Einzelheiten der englischen Sozialpolitik nicht eingeweiht ist, schwer verständlich. Das neue Webbsche Programm ist jedoch beachtenswert und von Interesse, wir wollen es daher in aller Kürze skizzieren.

Das Programm bezweckt die Herstellung eines „sozialen (nationalen) Kulturminimums", das es als Gesundheits-, Bildungs- und Beschäftigungsminimum betrachtet. Es sollen, anders gesagt, die gegenwärtig physisch und moralisch verelendeten Elemente, deren Zahl die Verfasser auf drei bis vier Millionen einschätzen, auf das Niveau der ständigen Lohnarbeiter emporgehoben werden.

Die Armenverwaltung, Wohlfahrtsgesellschaften und die Kommunalverwaltungen sind seit Jahrzehnten auf dem Gebiet der englischen Volksfürsorge tätig, doch ist ihre Arbeit ungenügend und ohne Zusammenhang. Die Verfasser fordern daher, daß sämtliche Fürsorgepflichten den Kommunalbehörden übergeben würden, wobei die Armendepartements als kultur- und sinnwidrige Einrichtungen überhaupt aufgehoben würden und ihre Klienten je nach der Art der Bedürftigkeit den verschiedenen schon vorhandenen oder neu zu schaffenden kommunalen Orts- respektive Kreisbehörden zur Behandlung übergeben werden sollten. Die freiwillige Liebestätigkeit soll unter kommunalbehördliche Aufsicht gestellt werden und in diesem Rahmen die Fürsorgearbeit zu „veredeln" suchen.

Die bisher angewandte Unterstützungsmethode respektive Geld- oder Medizinalhilfe in Notfällen muß als verfehlt anerkannt werden und der Methode der Vorbeugung respektive der Behandlung der Notdürftigkeit an ihren verschiedenen Wurzeln den Platz räumen, und zwar müssen so viele verschiedene Mittel angewandt werden, als es Einzelursachen gibt, die die Verelendung zur Folge haben. Was die Verfasser unter diesen Einzelursachen verstehen, ist aus den zahlreichen Einzelforderungen ersichtlich.

Zum Gesundheitsminimum: Sanierung der Armenviertel, Wohnungsreform, aufmerksame ärztliche Behandlung der Unbemittelten von der Geburt an nebst systematischer hygienischer Belehrung des Volkes, organisierte Hauspflege, Mutterschulen, Milchverteilungsstellen, Überwachung der Kinder durch Medizinalbeamte, staatliche Erziehungsanstalten zur Übernahme der Erziehung der Kinder in Fällen ungenügender häuslicher Fürsorge usw.

Zum Bildungsminimum: Das Programm fordert obligatorischen, gewerblichen und allgemeinen Fortbildungsunterricht für Jugendliche von 14 bis 18 Jahren, was die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit dieser Personen auf 30 Stunden pro Woche notwendig macht; sorgfältige Beobachtung materieller und kultureller Lebensverhältnisse der Schüler, so daß die Schulbehörden mit etwa notwendiger Hilfe immer rechtzeitig eingreifen könnten. Den Schülern soll der für einen erfolgreichen Lernfortschritt erforderliche Lebenskomfort von den Behörden geboten werden, falls die Familie versagt; bei besonders ungünstigen Verhältnissen der Umgebung des Kindes soll es in Schulinternate aufgenommen werden usw.

Zum Beschäftigungsminimum: Durch ein Reihe von Maßnahmen kann und soll die Arbeitslosigkeit auf ein Minimum reduziert werden, das die Webbs für notwendig und unabwendbar halten. Die meisten gegenwärtig vorkommenden Fälle von Arbeitslosigkeit können und sollen vermieden werden. Den Konjunkturschwankungen wird eine zweckentsprechende Ausgabe von Staatsaufträgen entgegenarbeiten; die Saisonschwankungen werden durch eine flotte Or-

ganisation des staatlichen Arbeitsnachweises paralysiert, die zugleich auch die Übel der unständigen Arbeit respektive der Unterbeschäftigung beseitigen soll. Der durch diese Herstellung des Beschäftigungsminimums neu geschaffenen Arbeitslosenmasse soll im wirtschaftlichen Leben durch weitere Reformen Platz geschaffen werden, und zwar durch Verkürzung der Arbeitszeit in verschiedenen Industriezweigen, Halbierung der Arbeitszeit der Jugendlichen, teilweise Beseitigung der Frauenarbeit sowie durch Schulung der Arbeitslosen in speziellen Bildungsanstalten und Hebung ihrer gewerblichen, physischen und kulturellen Anpassungsfähigkeit. Für den verbleibenden Rest von Arbeitslosen soll der Staat mit Hilfe der Arbeitslosenkolonien sorgen, wobei der Familie der Arbeitslosen die notwendigen Existenzmittel zur Verfügung gestellt werden.

Von der Durchführung des Programms erwarten die Verfasser die Vertreibung der Krankheiten aus den Armenvierteln in dem Maße, wie sie aus den Vierteln der Reichen vertrieben sind, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und die Ausbildung eines physisch und geistig starken Nachwuchses.

Das Webbsche Programminimum ist durch zweierlei Umstände bedingt; einmal ist es die Rückständigkeit der englischen Kommunalverwaltungen, die jahrzehntelang das Werk der Sozialreform vernachlässigt haben und grobe Mißstände in den elementaren Lebensbedingungen der unteren Arbeiterschichten entstehen ließen, und zweitens ist es der imposante Umschwung, den der englische Liberalismus im letzten Jahrzehnt von sozialpolitischer Nichteinmischung zur sozialen Reform radikalen Stils durchgemacht hat, und der durch eine für eine Zeitperiode von sechs Jahren unübertroffen große Anzahl von bedeutenden Reformgesetzen die englische Sozialpolitik nach der Richtung in Bewegung gebracht hat, die die Webbs so weit wie möglich treiben möchten. Die Sozialreform von Lloyd George weiterzutreiben, ist das Ziel, das die Webbs mit ihrem Programm verfolgen! Und für die Arbeiterpartei, die dem Programm von Lloyd George recht wenig entgegenzuhalten hatte, bieten die neu systematisierten und formulierten Forderungen zum mindesten eine Stütze in ihrer Gegenwartsarbeit.

Die Webbs sind bestrebt, die Regierung und die führenden bürgerlichen Kreise für ihr Programm zu gewinnen, ihnen zu zeigen, wie praktisch und zugleich wohltätig, keinem schädlich und allen nützlich ihr Plan ist.

Dementsprechend ist ihre gesamte Beweisführung eingerichtet, was in der „Vorbeugung der Verelendung" deutlich hervortritt. Die Verfasser hüten sich als kluge Realpolitiker, die ihre heimischen Pappenheimer kennen, auch nur im geringsten prinzipiell zu sein, sie sind bestrebt, recht viel plausibles Material zusammenzubringen, um das Programm dem englischen Bürger praktisch und gut erscheinen zu lassen. Zu diesem Zwecke sammeln sie Argumente, die vom Standpunkt der Eugeniker, der Unternehmer, der Regierung, der Schutzzöllner und Imperialisten, religiöser und moralischer Wohltäter und dergleichen mehr für ihre Forderungen gefunden werden können. Dabei müssen die Verfasser stets auf der Hut sein, um innere Widersprüche zwischen diesen verschiedenartigen Argumenten zu vermeiden. Diese Methode entwertet vom wissenschaftlichen Standpunkt das Buch, wenn sie auch viel dazu beiträgt, dem deutschen Leser das Studium der englischen Agitationsart zu erleichtern.

Es sei hier noch die Aufmerksamkeit auf ein Kapitel der „Vorbeugung" gerichtet, das mit dem Programm nur indirekt respektive negativ zusammenhängt. Dieses Kapitel hat aber augenscheinlich die Verfasser angeregt, ihr fünftes Buch zu schreiben. Es ist das Kapitel über die Arbeiterversicherung. Die Verfasser sind Gegner des im vorigen Jahre in Kraft getretenen Gesetzes der Staatsversicherung in England, weil es, sagen sie, eine neue Form der Unterstützung und nicht eine Vorbeugung der Verelendung einführt; mit dem größten Eifer ziehen die Webbs

gegen die obligatorische staatliche Krankenversicherung zu Felde, die in der Tat ihr Programm durchkreuzt, indem sie die ärztliche Verpflegung nicht durch die kommunalen Medizinalbehörden, sondern im Anschluß an den Versicherungsapparat, an die sogenannten „anerkannten Vereine", den Versicherten zukommen läßt und sich nicht nur auf die im Webbschen Sinne „Bedürftigen", sondern auf die gesamte Lohnarbeitermasse, die 15 Millionen Lohnarbeiter erstreckt.

Gegen dieses Gesetz bringen die Verfasser eine Anzahl von Argumenten vor, die wiederum durch ihre oben angedeutete „Methode" bestimmt sind und nur vom agitatorischen Standpunkt aus betrachtet begreiflich werden. So erscheinen die Beiträge der Arbeiter zur Versicherung als die verhaßte „Kopfsteuer, die wir (die Engländer) 1381 los wurden", die Beiträge der Regierung und der Unternehmer, besonders der Unternehmer, ungerecht, das Eintreiben von Beiträgen „lächerlich, kostspielig und unbequem", die Wirkung des Gesetzes auf die Arbeiter sittlich erniedrigend und zur Simulation anregend und dergleichen mehr. (Nebenbei bemerkt sind diese Argumente von den englischen Konservativen gegen das Versicherungsgesetz voll ausgenutzt werden.) Das sinnreichste Argument ist jedoch der Hinweis auf den Bankrott der deutschen Krankenversicherung in folgenden drastischen Worten:

„Durch das deutsche Experiment ist bereits schlagend dargetan, daß jeder Staat, der sich an den allgemeinen Versicherungszwang wagt (namentlich bei erheblichen Beiträgen von anderer Seite als der der Nutznießer), einmal die Versicherten moralisch schädigt, andererseits sich immer wachsenden Ansprüchen gegenübersieht, die entweder ein entsprechendes Steigen der Beiträge oder der Staatszuschüsse und auf alle Fälle der Gesamtlasten der Gesellschaft bedingen." (S. 111.)

Derartige Offenbarungen müssen uns als Torheiten erscheinen. Sie sind aber auch nicht für die deutschen Leser geschrieben. Für sie hat auch die Übertragung eines Werkes keinen Wert, das rein praktische, propagandistische und agitatorische Zwecke verfolgt und sich so eigenartiger, speziell an das Denken der englischen Sozialpolitiker angepaßter theoretischer Mittel bedient. L. Pumpiansky.

S. Prokopowitsch, **über die Bedingungen der industriellen Entwicklung Rußlands.** Zehntes Ergänzungsheft zum Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Tübingen 1913, Verlag von J. C. B. Mohr. 88 Seiten. 3 Mark.

Eigentlich behandelt Prokopowitsch nicht die Bedingungen der industriellen Entwicklung Rußlands, sondern bloß eine Bedingung, nämlich die des Kapitalwachstums, in dem er „die innere Kraft der ökonomischen Expansion" erblickt. Auch diese Frage wird nur vom Standpunkt der Finanzpolitik aus erörtert. Die ganze Untersuchung dreht sich darum: Welcher Teil des Volkseinkommens wird vom Staate verschlungen? Dabei beziehen sich die Angaben auf das Jahr 1900, sind also veraltet. Selbst Prokopowitsch, der in der angeführten Schrift zu recht pessimistischen Schlußfolgerungen in bezug auf Rußlands Zukunft kommt, schlägt in einem Artikel in den „Rußkja Wjedomosti" (vom 1. Januar 1913) andere Töne an, wo er allerdings ein rasches Anwachsen des Kapitals in den letzten Jahren konstatieren muß.

Man sieht daraus, daß, wie bedeutend auch die Finanzpolitik eines Staates für dessen industrielle Entwicklung ist, in ihr doch keineswegs alle Bedingungen dieser Entwicklung gegeben sind. Deshalb ist es auch umgekehrt falsch, wenn man aus der Tatsache des wirtschaftlichen Aufschwunges eines Landes schließt, daß auch seine Finanzpolitik die richtige ist.

Gibt uns somit die Schrift von Prokopowitsch nicht die Bedingungen der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands an, so sind seine Berechnungen über die Höhe der Steuern in Rußland doch nicht wertlos. Er kommt nämlich zu dem Schlusse, daß Rußland das auf den Kopf der Einwohner berechnet niedrigste Einkommen hat, nämlich 63 Rubel gegen 273 in England, 233 in Frankreich, 184 in Deutschland, 127 in Österreich und 104 Rubel in Italien. Die Zahlen für die übrigen Länder

entnimmt Prokopowitsch dem bekannten Werke von Mulhall für das Jahr 1896. Die Steuern verschlingen in Rußland rund 20 Prozent, in England 10,7 Prozent, in Frankreich 15 Prozent, in Deutschland 12,8 Prozent, in Österreich 15 Prozent und in Italien 24,5 Prozent des Einkommens. Es ist nun gewiß richtig, daß eine so hohe Steuerbelastung die Entwicklung des Landes hemmen muß, und zwar nicht allein infolge der verlangsamten Kapitalakkumulation, sondern vielleicht noch in höherem Maße dadurch, daß sie den kulturellen Fortschritt der Arbeitermasse sowie die Einführung technischer Verbesserungen in der Landwirtschaft aufhält.

Prokopowitsch untersucht dann das Anwachsen des Kapitals in Rußland. Die Zahlen, die er dafür bringt, können natürlich nicht auf Genauigkeit Anspruch erheben. Als Beweis für den sich vollziehenden Prozeß der Kapitalisierung Rußlands sind sie von Interesse. Danach vermehrte sich das Kapital des Landes:

Im Durchschnitt	Kapital russisches in Millionen Rubel	Kapital ausländisches in Millionen Rubel
1893 bis 1896	103,7	144,9
1897 » 1900	111,8	450,7
1901 » 1904	209,4	181,6
1905 » 1908	339,1	370,7
1909 » 1911[1]	913,1	284,0

Trotz aller Hindernisse entwickelt sich also die Kapitalakkumulation in den letzten Jahren geradezu in sprunghafter Weise. Die Erklärung dafür finden wir bei der Betrachtung der Bauernbudgets. Während das Geldeinkommen einer Bauernfamilie mit 3,3 bis 3,6 Deßjätinen Land in den Jahren 1887 bis 1896 51,9 Rubel war, stieg es 1905 auf 154 und 1911 gar auf 285,3 Rubel an. Die untersuchten Bauernbudgets beziehen sich auf Familien, die in verschiedenen Gegenden Rußlands wohnen. Immerhin geht aus ihnen die allgemeine Tendenz richtig hervor. Wir könnten dasselbe Resultat durch verschiedene andere Angaben bestätigen, so durch die Zunahme des relativen Getreidetransportes auf den Eisenbahnen im Verhältnis zur Gesamternte. Die Kapitalisierung der russischen Landwirtschaft macht große Fortschritte. Da der Wert der Ernte von 1906 bis 1910 um 71 Prozent höher war als der von 1891 bis 1895, so ist dieses Kapitalanwachsen erklärlich.

Interessant ist speziell die Zunahme des Kapitals in der Industrie. Es betrug der durchschnittliche Kapitalzuwachs:

	Kapital russisches in Millionen Rubel	Kapital ausländisches in Millionen Rubel
1897 bis 1900	340,7	190,6
1901 » 1904	167,8	1,0
1905 » 1908	198,1	69,5
1909 » 1911	427,0	122,5

Auch hier eine starke Vermehrung des Kapitals in den letzten Jahren. Betrachtet man also die Frage der russischen industriellen Entwicklung allein vom Standpunkt der Kapitalakkumulation aus, so könnte man meinen, daß Rußland nun alle Hindernisse in seiner Entwicklung überwunden hat. Dem ist aber keineswegs so. Der jetzige wirtschaftliche Aufschwung ist durch spezielle Ursachen hervorgerufen und durch die rasche Kapitalakkumulation bloß begünstigt worden.

Es kommen zunächst drei Momente in Betracht: gute Ernte, hohe Getreidepreise und die Zersetzung der naturalwirtschaftenden Bauernwirtschaft. Die Bauern bekamen mehr Geld, konnten Industriewaren kaufen (der Verbrauch von landwirtschaftlichen Maschinen stieg von 1908 bis 1911 von 54 auf 111,4 Millionen Rubel); ein Teil der Bauern wanderte nach den Städten ab, so daß der innere Markt rasch wuchs. Daß er aber immer noch sehr schwach ist, zeigt die andauernde Baumwoll-

[1] Die Zahlen für 1909 bis 1911 sind dem erwähnten Artikel aus den Rußkja Wjedomosti entnommen.

krise in Rußland, insbesondere in Polen. Dagegen ist der Bedarf nach Produktionsmitteln nachhaltiger. Arbeitet doch nicht allein der Bauer, sondern auch der Industrielle mit ganz veralteten Produktionsmitteln. Das Aufleben der Industrie einerseits und die Steigerung der Löhne andererseits veranlaßten die Unternehmer zur Anschaffung von modernen Maschinen. Und schließlich darf man in Rußland nie die Bedeutung der Regierungsaufträge für Eisenbahnbauten oder für Rüstungen, die Milliarden verschlingen, außer acht lassen....

Es will mir scheinen, daß die Theorie Tugan-Baranowskys, daß sich der Kapitalismus ohne Rücksicht auf den inneren Markt entwickeln kann, Prokopowitsch einen schlechten Dienst erwiesen hat, indem sie ihn für die wichtigsten Faktoren der industriellen Entwicklung blind machte. Sp.

Notizen.

Herr Brandes, der Historiker. Vor einigen Jahren erschien ein Büchlein „Die Urheberschaft des Kommunistischen Manifests", in dem der Anarchist Tscherkessoff den Nachweis zu führen suchte, Marx und Engels hätten die Grundgedanken zu ihrem berühmten „Kommunistischen Manifest" einer Schrift des utopistischen Sozialisten Considerant entlehnt, ohne die Quelle zu nennen, sie hätten dessen „Manifeste de la Democratie" plagiiert. Die von Marx und Engels begangenen Plagiate, meinte Tscherkessoff, seien um so unverzeihlicher, „als sie, statt wie andere Plagiatoren es zu machen pflegen, Wort für Wort das Original abzuschreiben, Ideen, Gedanken und Theorien von anderen Denkern plagiierten, jedoch dieselben Denker ... entweder beschimpften oder als unwissende Hohlköpfe hinstellten". Es wird also hier behauptet, die Grundgedanken des Kommunistischen Manifests seien bereits von Considerant in seinem „Manifest der Demokratie" ausgesprochen worden, eine Behauptung, die jedem von vornherein als unmöglich und lächerlich erscheinen mußte, der von den Gedankengängen Considerants überhaupt etwas weiß. Tatsächlich ist denn auch an dieser Beschuldigung des Plagiats kein wahres Wort, wie Kautsky bereits in der „Neuen Zeit" (XXIV, 2, S. 693 ff.) ausführlich und überzeugend dargetan hat.

Das hat aber Herrn Georg Brandes nicht gehindert, kürzlich in einem Feuilleton des „Berliner Tageblatts" (Abendausgabe vom 19. August dieses Jahres) wörtlich folgendes zu schreiben:

> „So ist — wie vor wenigen Jahren nachgewiesen wurde — das berühmte Kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels aus dem Jahre 1849 fast nur eine Übersetzung aus Viktor Considerant."

Hier geht also Herr Brandes in seiner Anschuldigung noch viel weiter, als Herr Tscherkessoff zu gehen gewagt hatte. Denn dieser hatte ausdrücklich festgestellt, Marx und Engels hätten dem Manifest Considerants nicht den Wortlaut, wohl aber die Grundgedanken entlehnt. Herr Tscherkessoff hatte jedenfalls Considerants Schrift gelesen oder doch in der Hand gehabt, als er jene Behauptung aufstellte. Herr Brandes hat aber offenbar nur einmal ein vages Gerücht darüber gehört, daß das Kommunistische Manifest als Plagiat an Considerant entlarvt sei, und scheut sich nun nicht, aus dem Gedächtnis eine so schwere, durch nichts bewiesene, wohl aber eingehend widerlegte Beschuldigung als unumstößliche Wahrheit hinzustellen. Wie schludderig er dabei zu Werke ging, zeigt nicht nur die falsche Jahreszahl, die das Kommunistische Manifest erst nach der achtundvierziger Revolution entstehen läßt, sondern vor allem die groteske Unterstellung, das Kommunistische Manifest sei „fast nur eine Übersetzung aus V. Considerant"; eine Behauptung, die zeigt, daß Herr Brandes mindestens eine der beiden Schriften nie in der Hand gehabt hat.

Bisher pflegte man Herrn Georg Brandes höher einzuschätzen. G. E.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 67 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 19. September 1913

Inhaltsverzeichnis: Neue Schriften über Marx. Von Fr. Mehring. Die bildende Kunst in der Urzeit. Von Arnulf. III. Glückspelle. Von Robert Grötzsch. — Lose Blätter: Ein journalistischer Katilinarier.

Neue Schriften über Marx.

Von **Fr. Mehring.**

Klara Zetkin, **Karl Marx und sein Lebenswerk.** Vortrag, gehalten anläßlich seines dreißigsten Todestags in fünf Orten des Niederrheins. Mit einem Anhang: Literatur über Marx und von Marx. Druck und Verlag: Molkenbuhr & Co., Elberfeld. 47 Seiten. Preis 25 Pfennig.

Fritz Brupbacher, **Marx und Bakunin.** Ein Beitrag zur Geschichte der Internationalen Arbeiterassoziation. Mit fünf Bildern. München bei G. Birk & Co. m. b. H. 202 Seiten. 2 Mark.

Im Augenblick, wo der Briefwechsel zwischen Marx und Engels erscheint und der Forschung über die beiden großen Denker neue Bahnen eröffnet, erscheinen in Parteiverlagen zwei Schriften, die sich ausschließlich oder überwiegend mit Marx beschäftigen, die eine anerkennend und bewundernd, aber nicht unkritisch, die andere kritisch, aber nicht feindselig oder gehässig.

Die Schrift der Genossin Zetkin ist, wie schon ihr Titel angibt, ein erweiterter Vortrag und verrät seinen Ursprung auch in dem leidenschaftlichen Feuer, das, wir möchten sagen aus jeder Zeile emporlodert. Nicht als ob er dadurch im schlechten Sinne des Wortes „rhetorisch" würde; er ist ganz frei von allen angeblich schmückenden und tatsächlich entstellenden Floskeln, die man abbrechen oder ansetzen kann, ohne den Gedankeninhalt zu berühren. Temperament aber soll auch der Historiker haben, sobald er seine kritische Vorarbeit gründlich getan und seinen Gegenstand in sicherer Hand hat.

Dies Lob gebührt der Genossin Zetkin in erster Reihe; sie hat ihren Marx gründlich studiert, sein Leben wie sein Werk, und wer selbst auf diesem Gebiet einigermaßen bewandert ist, wird noch seinen besonderen Genuß daran haben, zu sehen, wie sie den massenhaften Stoff zu gliedern und bis auf die leisen Abtönungen der Worte ins richtige Licht zu setzen weiß. Es steckt in jedem Satze redliche Arbeit. Der Leser, der sich in erster Reihe zu unterrichten wünscht; muß freilich auf diesen Genuß verzichten, und er kann es auch, da das Bild unseres großen Vorkämpfers um so frischer und unmittelbarer auf ihn wirken wird.

Ungemein wertvoll ist auch der Anhang, worin die Genossin Zetkin die Literatur über Marx und von Marx behandelt. Sie gibt hier dem klassenbewußten Arbeiter einen Leitfaden, sich Schritt für Schritt in die Gedankenwelt hineinzuarbeiten, die Marx in seinen Werken erschlossen hat. Sie sagt mit Recht, ein solches Studium sei kein bequemer Ausflug in ebene Gefilde, sondern ein mühsames Emporklimmen zu schroffen, starrenden Gipfeln, aber wann hätten sich bildungseifrige Proletarier durch Schwierigkeiten abschrecken lassen? Mit Recht haben bereits viele Parteizeitungen diesen Anhang abgedruckt und ihm dadurch die weiteste Verbreitung gegeben.

Als ein besonderer Vorzug der Schrift ist dann noch der kritische Blick zu rühmen, den die Genossin Zetkin bei aller Verehrung für Marx auch gegenüber Marx nicht vermissen läßt. Sie macht kein Federlesens mit jener „Marxpfafferei", die von Marxens Geist keinen Hauch gespürt hat, und mit ihrem Aufspüren von Ketzereien, die angeblich an Marx begangen sein sollen, noch unter die Praxis bürgerlicher Gerichte bei Auslegung des Majestätsparagraphen sinkt.

Die Genossin Zetkin erinnert daran, daß Marx die historische Tat Lassalles nicht richtig eingeschätzt habe, und so sehr sie mit Recht das blöde Geschwätz zurückweist, daß Marxens „Diktatur" die Internationale Arbeiterassoziation zugrunde gerichtet haben soll, so wenig macht sie die angeblichen Umtriebe Bakunins dafür verantwortlich.

Mit der Bakunin-Frage, das heißt mit dem Verhältnis zwischen Marx und Bakunin befaßt sich dann eingehend die Schrift des Genossen Brupbacher in Zürich, die der Münchener Parteiverlag herausgegeben hat: dankenswerterweise, wie gleich hinzugefügt werden mag, obgleich die Schrift eine Verteidigung Bakunins gegen Marx ist und der Verfasser mitunter die Grenzen einer rein sachlichen Verteidigung überschreitet. Diesen oder jenen persönlichen Ausfall gegen Marx hätte er sich sparen können, nicht sowohl um Marxens als um seiner selbst willen; seine Arbeit würde dadurch nur gewonnen haben.

Denn im allgemeinen ist sie eine fleißige und sorgfältige Studie, und es kann auch gar nicht daran gezweifelt werden, daß Genosse Brupbacher ehrlich bemüht gewesen ist, beide, sowohl Marx wie Bakunin, gleich unbefangen zu beurteilen. Er weiß seine psychologische Sonde geschickt zu handhaben, und wenn seine Beobachtungen keineswegs immer überzeugen, so regen sie doch immer an. Im wesentlichen unterscheidet er zwischen Bakunin und Marx als dem naiven und dem bewußten Revolutionär. „Marx hatte seine Theorie als den Leitfaden seines Handelns. Bakunins Leitfaden war der Wille zur Freiheit, den er in sich und in aller lebendigen Substanz sah. Wer seinem Drange zur Freiheit entgegenstand, der war sein Feind und der Feind der Menschheit." Sobald die beiden Männer auf demselben Gebiet zusammenarbeiteten, mußten sie feindselig zusammenstoßen und mußte Marx der Sieger bleiben. Brupbachers Darstellung ist objektiv genug, diesen Sachverhalt für jeden Leser klarzulegen, und wir halten es für ausgeschlossen, daß sie auch nur einen Leser als Proselyten für bakunistische Tendenzen gewinnen wird.

Aber es ist immer eine üble Sache, wenn die Sieger die Geschichte des Besiegten schreiben, und soweit Brupbachers Schrift unter dem Schutze des Dichterwortes steht: „Wenn des Liedes Stimmen schweigen Von dem überwundenen Mann, So will ich für Hektor zeugen", ist sie ein nützliches und verdienstliches Werk. Sie löst eine Schuld ein oder hilft eine Schuld einlösen, an deren Einlösung namentlich auch der marxistischen Literatur im engeren Sinne des Wortes gelegen sein muß. Diese hat an Bakunin vieles gutzumachen, wobei ich mich selbst keineswegs ausnehmen will, obgleich ich in meiner Parteigeschichte, wo ich die Frage nur beiläufig streifen konnte, gegen Marx, Engels, Lafargue, Karl Hirsch usw. schon wesentlich eingelenkt habe. Freilich ist Brupbacher auch erst Partei, und seine Schrift spricht keineswegs das letzte Wort in der Sache, aber indem sie die Wage allzusehr

nach der anderen Seite neigt, hilft sie doch dazu, sie nach und nach ins Gleiche zu bringen.

Werfen wir nun einige Blicke auf das Verhältnis der beiden Männer, so ist von bakunistischer Seite viel zu sehr aufgebauscht worden, daß die „Neue Rheinische Zeitung" einmal eine Notiz über Bakunins angebliche Beziehungen zur russischen Regierung gebracht hat, die ihr von zwei verschiedenen Seiten zugegangen war. Damals hatte Bakunin schon, wie die Briefe bezeugen, die er 1847 aus Brüssel an Herwegh richtete, eine recht gehässige Stellung zu Marx eingenommen, auch im Frühjahr 1848 den unsinnigen Freischarenzug Herweghs gegen Marx verteidigt. Gleichwohl war jene Notiz keineswegs etwa eine Revanche, die Marx an Bakunin nahm, sondern ein Versehen, wie es namentlich in aufgeregten Zeiten einer Tageszeitung mit unterlaufen kann. Marx hat sich beeilt, den Fehlgriff auszugleichen, sich auch mit Bakunin persönlich auseinandergesetzt im Sinne der „intimen Freundschaft", die sonst zwischen ihnen bestanden hatte, ihn dann später (1853), als Bakunin in russischen Kerkern schmachtete, in der englischen Presse ritterlich gegen den Verdacht verteidigt, ein Werkzeug des Zaren zu sein. Als Bakunin 1861 aus Sibirien geflohen und nach London gekommen war, ließ er sich durch die Klatschereien der Herzen und Konsorten davon abhalten, Marx zu besuchen. Dagegen suchte Marx im Jahre 1864, bei einem späteren Aufenthalt Bakunins in London, den alten Genossen auf, um ihn seiner fortdauernden Freundschaft zu versichern. Bakunin aber erwiderte, wie er selbst angibt, den Besuch nicht und ließ auch nichts von sich hören, als ihm Marx 1867 ein Dedikationsexemplar des „Kapitals" nach der Schweiz sandte.

Auf der anderen Seite jedoch ist anzuerkennen, daß Bakunin sich durch seine persönliche Voreingenommenheit gegen Marx nicht abhalten ließ, dessen wissenschaftliche Bedeutung anzuerkennen. Er hat das Kommunistische Manifest für Herzens „Kolokol" übersetzt und sich auch an eine Übersetzung des „Kapitals" gemacht, ein Versuch freilich, der ihn durch eine seltsame Verkettung der Umstände um seinen ehrlichen Namen bringen sollte. Jedenfalls hat Bakunin das „Kapital" als „ein im höchsten Maße positives und realistisches Werk in dem Sinne" anerkannt, „daß es keine andere Logik als die Logik der Tatsachen zulasse"; er fügte nur hinzu: „Unglücklicherweise ist es mit Formeln und metaphysischen Feinheiten gespickt, die es unzugänglich machen für das große Publikum." Und wenn Bakunin den Empfang des Werkes mit keinem Worte des Dankes angezeigt hatte, so schrieb er doch reichlich ein Jahr später, im Dezember 1868, an Marx: „Mehr als je, denn besser als je verstehe ich jetzt, wie sehr Du recht hast, wenn Du die Heerstraße der ökonomischen Revolution verfolgst und uns einladest, sie zu betreten, und diejenigen unter uns tadelst, die sich in den Seitenpfaden teils nationaler, teils ausschließlich politischer Unternehmungen verirren. Ich tue jetzt dasselbe, was Du seit zwanzig Jahren tust.... Mein Vaterland ist von jetzt an die Internationale, zu deren hervorragendsten Gründern Du gehörst. Du siehst, lieber Freund, daß ich Dein Schüler bin — und ich bin stolz darauf, es zu sein —, das genügt, Dir meine Stellung und meine persönlichen Gesinnungen zu erklären." Es liegt nicht der geringste Grund vor, anzunehmen, daß es Bakunin mit diesem Briefe unehrlich gemeint und Marx zu täuschen versucht habe; wenn er jemand täuschte, so nur sich selbst.

Marx aber empfing den Brief nicht ohne Mißtrauen. Inwieweit dabei persönliche Ohrenbläsereien mitgespielt haben, kann hier dahingestellt bleiben; daß sie mitgespielt haben, ist leider nicht zu bestreiten. Hauptschuldiger war in dieser Hinsicht ein gewisser Utin — Brupbacher nennt ihn den Sohn eines reichen Schnapshändlers —, der aus irgendwelchen persönlichen Gründen Bakunin haßte und mit giftigen Verleumdungen verfolgte; ein wie unsicherer Kunde er selbst war, hat er dadurch gezeigt, daß er später einen demütigenden Frieden mit demselben Zarismus geschlossen hat, als dessen feiles Werkzeug er Bakunin denunzierte. Diese Beschuldigung hat Marx allerdings niemals übernommen, wenn er auch nicht widersprochen hat, daß ihm so nahestehende Politiker wie Borkheim und Liebknecht sie kolportierten. Aber einen „höchst gefährlichen" Intriganten, der die Organisation der Internationalen innerlich zu zerrütten bestrebt sei, um sie in sein Werkzeug zu verwandeln, hat Marx in Bakunin erblickt und ihn als solchen fortan bis aufs Messer bekämpft.

Hiergegen wendet sich nun Brupbacher, und man muß anerkennen, daß er nicht übel Marx g e g e n Marx ins Feld führt. Er fragt: Kann man denn unmarxistischer denken, als wenn man behauptet, daß eine historische Erscheinung wie die Internationale durch die böswilligen Intrigen eines einzelnen Menschen zerrüttet werden könne? Nach Brupbacher hat Bakunin in guten Treuen innerhalb der Internationalen gewirkt, freilich in seiner Weise, was an und für sich jedoch noch kein Unrecht war. Denn der Rahmen der Internationalen war weit genug gespannt, um den verschiedensten Richtungen der Arbeiterbewegung freien Spielraum zu lassen. Aber in Bakunin und Marx verkörperten sich so grundverschiedene Prinzipien, daß sie über kurz oder lang zusammenstoßen mußten und gerade als Prinzipien zusammenstießen. Speziell an den Jurassiern, bei denen der Streit zuerst entbrannte, dann auch an den belgischen, französischen, italienischen, spanischen Arbeitern, die sich zu Bakunin bekannten, weist Brupbacher nach, daß sie durch ihre Klassenlage zu den anarchistischen Prinzipien gedrängt worden seien, deren beredtester Vertreter innerhalb der Internationalen Bakunin war. Er hat seine Anhänger nicht mit demagogischer Lockung verführt, sondern sie haben ihn als ihre Standarte erwählt; er war mindestens ebensosehr der Geschobene wie der Schiebende, und er wäre nie der Schiebende geworden, wenn er nicht der Geschobene gewesen wäre.

Im wesentlichen hat Brupbacher seinen Beweis geführt, wenn man über manche Einzelheit auch noch mit ihm streiten mag. Ganz so frei von Herrschsucht, wie er meint, ist Bakunin schwerlich gewesen; es ist doch sehr verdächtig, daß Bakunin auf dem Baseler Kongreß der Internationalen im Herbst 1869 im Widerspruch mit seinen anarchisch-föderalistischen Grundsätzen die Befugnisse des Generalrats zu verstärken beantragte, das heißt zu einer Zeit, wo er hoffte, der leitende Kopf des Generalrats zu werden, aber dann, je mehr diese Hoffnung schwand, um so heftiger gegen den „autoritären Despotismus" des Generalrats eiferte. Allein wenn Bakunin nicht das Lamm gewesen sein mag, das Brupbacher in ihm sieht, so war er doch auch nicht der Wolf, den der Generalrat der Internationalen in seinen Kundgebungen aus ihm machen wollte.

Liest man diese Kundgebungen heute, so ist man versucht, zu sagen, daß niemals ein historisches Recht unhistorischer begründet worden ist. Nehmen

wir zum Beispiel das Rundschreiben des Generalrats, das den Titel führt: Les prétendues scissions dans l'Internationale — eine deutsche Übersetzung gibt es meines Wissens nicht —, so datiert es vom 5. März 1872, ist vom gesamten Generalrat unterzeichnet und unzweifelhaft von Marx verfaßt. Darin heißt es von den Anhängern Bakunins:

Die Anarchie ist das große Streitroß ihres Meisters Bakunin, der von den sozialistischen Systemen nur die Aufschriften genommen hat. Alle Sozialisten verstehen unter Anarchie dieses: sobald das Ziel der proletarischen Bewegung, die Abschaffung der Klassen, einmal erreicht ist, verschwindet die Macht des Staates, die dazu dient, die große arbeitende Mehrheit unter dem Joche einer wenig zahlreichen ausbeutenden Minderheit zu erhalten, und die Tätigkeit der Regierung verwandelt sich in die Tätigkeit der Verwaltung. Bakunin faßt die Sache am umgekehrten Ende an. Er verkündet die Anarchie in den proletarischen Reihen als das unfehlbarste Mittel, um die mächtigen politischen und sozialen Kräfte zu zerbrechen, die sich in den Händen der Ausbeuter zusammenfassen. Unter diesem Vorwand verlangt er von der Internationalen in dem Augenblick, wo die alte Welt sie zu vernichten strebt, ihre Organisation durch die Anarchie zu ersetzen.

Damit ist das Wesen des anarchischen Prinzips, wie es Bakunin vertrat, klar und knapp ausgedrückt. Aber was ist der Ursprung einer so handgreiflich törichten Auffassung? Darauf hat der Generalrat nur die Antwort: So ist einmal das Sektenwesen.

Er schreibt:

Der erste Abschnitt in dem Kampfe des Proletariats gegen die Bourgeoisie wird durch die Sektenbewegung gekennzeichnet. Sie hat ihr Recht in einer Zeit, wo das Proletariat noch nicht entwickelt genug ist, um als Klasse zu handeln. Vereinzelte Denker unternehmen die Kritik der sozialen Widersprüche und wollen sie beseitigen durch phantastische Lösungen, die die Masse der Arbeiter nur anzunehmen, zu verbreiten und ins Werk zu setzen hat. Es liegt in der Natur der Sekten, die sich um solche Bahnbrecher bilden, daß sie sich abschließen und sich jeder wirklichen Tätigkeit, der Politik, den Streiks, den Gewerkschaften, mit einem Worte jeder Massenbewegung entfremden. Die Masse des Proletariats bleibt ihrer Propaganda gegenüber gleichgültig oder selbst feindlich. Die Arbeiter von Paris und Lyon wollten ebensowenig von den Saint-Simonisten, den Fourieristen, den Ikariern wissen wie die englischen Chartisten und Trade-Unionisten von den Owenisten. In ihrem Ursprung Hebel der Bewegung, werden sie ihr Hindernis, sobald sie von ihr überholt werden. Dann werden sie reaktionär. Zeugen dessen sind die Sekten in Frankreich und England und letzthin die Lassalleaner in Deutschland, die, nachdem sie jahrelang die Organisation des Proletariats gehemmt haben, schließlich einfache Werkzeuge der Polizei geworden sind. Kurzum, die Sekten stellen die Kindheit der proletarischen Bewegung dar wie die Astrologie und die Alchimie die Kindheit der Wissenschaft.

Was hier über die utopistischen Sekten gesagt ist, stand schon im Kommunistischen Manifest und vordem in der Streitschrift, die Marx gegen Proudhon richtete. Es ist ganz unanfechtbar, aber wenn von den Lassalleanern und Bakunisten dasselbe gelten sollte wie von den Fourieristen und Ikariern, so hielt sich der Generalrat eben auch, nur an die Aufschrift und nicht an den Inhalt, an den Namen und nicht an die Sache. Lassalleaner und Bakunisten waren keine Sekten, sondern sie waren wirkliche Arbeiterbewegung. Der Anarchismus mochte so verkehrt sein wie er wollte, aber er ist bis auf den heutigen Tag in wechselnder Form immer wieder in der inter-

nationalen Arbeiterbewegung aufgetaucht. Darüber mochte bei seinem Entstehen ein Irrtum möglich sein. Jedoch gemessen an den Maßstäben, die der Generalrat selbst angab, war jeder Zweifel daran ausgeschlossen, daß die Lassalleaner keine Sekte waren, sondern eine Massenbewegung. Eben in den Frühlingstagen von 1872 strömten ihnen die Massen in Berlin, Hamburg, Elberfeld, Frankfurt und anderen Handels- und Industriestädten in hellen Haufen zu, führten sie den politischen und auch den gewerkschaftlichen Kampf mit größter Energie; gerade damals fochten die Berliner Bauarbeiter ihre erfolgreichen Streiks aus. Und nicht nur eine reaktionäre Sekte sollten diese Lassalleaner sein, sondern auch einfache Werkzeuge der Polizei, eine geradezu verblüffende Behauptung, die nicht einmal durch persönliche Voreingenommenheit erklärlich wird, denn Schweitzer war damals schon seit Jahr und Tag aus der Bewegung ausgeschieden. Die angegebenen Sätze zeigen bereits, daß die internationale Arbeiterbewegung dem Generalrat über den Kopf gewachsen war. Die Internationale ist nicht an den elenden Intrigen eines gewissenlosen Demagogen untergegangen, sondern sie ist eines ungleich ehrenvolleren Todes gestorben: an der Erfüllung einer großen historischen Mission.

Marx und Engels haben wenig später sich in ähnlichem Sinne geäußert, ja schon im Herbste desselben Jahres haben sie auf dem Haager Kongreß in solchem Sinne gehandelt. Wenn sie noch einmal ihre ganze Kraft daransetzten, um Bakunin niederzuringen, dann aber die Verlegung des Generalrats nach New York durchsetzten, so lösten sie den Bund tatsächlich auf, wenn auch in einer Form, die seinen gefürchteten Namen nicht zum Spielball des Anarchismus werden ließ. Das war eine durchaus berechtigte Taktik, aber der Versuch, Bakunin zugleich um seinen ehrlichen Namen zu bringen, hätte unterbleiben sollen. Das „authentische Dokument", das eine gemeine Gaunerei Bakunins beweisen sollte, ist vor einigen Jahren von Bernstein in einer russischen Zeitschrift veröffentlicht worden, beweist aber nichts Ehrenrühriges gegen Bakunin.

Man mag die Einzelheiten der unschönen Sache bei Brupbacher nachlesen. Im März 1870, als Marx sein erstes Rundschreiben von London gegen den „höchst gefährlichen Intriganten" erließ, schwitzte Bakunin in Locarno über dem Versuch, das „Kapital" ins Russische zu übersetzen. Er wurde damit nicht fertig, teils weil ihm die „metaphysischen Feinheiten" große Schwierigkeiten machten, teils auch weil gleich darauf der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, der und dessen Folgen Bakunin in einen Strudel heftiger Agitation rissen. Darüber ist er bei seinem Verleger mit einem Vorschuß von 300 Rubel hängen geblieben. Er hat diese Schuld nie bestritten und sich — armer Teufel, wie er war — auch erboten, sie anderweitig abzuarbeiten. Woran diese Absicht gescheitert sein mag, ist nicht klargestellt; der geschädigte Verleger selbst scheint sich mit philosophischer Gelassenheit in ein Schicksal gefunden zu haben, an das sein Stand ja reichlich gewöhnt ist. Denn wie viele Schriftsteller, und darunter die berühmtesten Namen, sind schon mal mit einem Vorschuß bei ihrem Verleger hängen geblieben! Das mag nicht nett sein, aber deshalb gehört der Übeltäter doch noch lange nicht an den Galgen.

Wenn nun aber Brupbacher meint, Marx habe mit dieser Art des Vorgehens seinem Charakter einen Flecken aufgedrückt, den man niemals werde

auswischen können, so erfährt er gleich am eigenen Leibe, daß man mit dem Moralisieren recht vorsichtig sein soll. Er beruft sich auf das von Bernstein geäußerte Bedauern darüber, daß Marx den Kampf mit Bakunin nicht mit anderen Mitteln und in anderen Formen geführt habe. Aber er vergißt zu sagen, daß Bernstein unmittelbar hinzufügt, daß ungeachtet aller Verstöße Marx doch auch unter ethischen Gesichtspunkten die höhere Sache vertreten habe: das Recht einer auf wissenschaftliches Forschen gegründeten gegenüber einer dilettantenhaft betriebenen Politik. Und das gehört doch auch dazu.

Es ist nun einmal so in dieser unvollkommenen Welt, daß Revolutionen niemals mit Rosenöl gemacht werden. Die historische Gerechtigkeit gebietet, dem Besiegten nicht noch sein Recht zu nehmen und dem Sieger nicht auch sein Unrecht zu schenken. Aber die Entrüstung der spießbürgerlichen Moral über solch Unrecht ist nicht berechtigter als die Seelenangst der Strümpfe strickenden Betschwestern, die jeden Fleck an ihrem Heiligen vertuschen möchten. Die Genossin Zetkin ist das gerade Gegenteil solcher Betschwester, während Genosse Brupbacher einen Mann wie Marx mitunter mit allzu engem Maße mißt, womit jedoch der sonst durchaus sympathische Eindruck seiner Schrift nicht bestritten werden soll.

Die bildende Kunst in der Urzeit.

Von **Arnulf.**

III.

Den geschilderten Zusammenhängen zwischen der materiellen und künstlerischen Produktion des australischen Archipels und anderer fremder Kontinente begegnen wir mit geringen Abwandlungen auch auf dem Boden Europas. Von den bei Butmir zahlreich gefundenen, ganz überwiegend menschlichen Tonfiguren meint Hörnes wohl mit Recht, daß sie als Schutzgottheiten von den in der großen Steinwerkstätte daselbst schaffenden Handarbeitern, als tragbare Fetische mitgeführt seien. Der Formengebung nach erscheinen die Figuren steif und unbeholfen, als stammten sie von Kinderhand. Wahrscheinlich wurden sie von geistlichen Parasiten in Massen produziert und dienten den Käufern als Amulette.

In Anbetracht dieser Produktionsumstände kann es nicht wundernehmen, daß aus neolithischer Zeit selbst da keine naturwahren Darstellungen vorliegen, wo ein so bildsames Material wie der Ton in Gebrauch genommen wurde. Auch die Skulpturen an manchen Menhirs, diesen aufgerichteten Felssteinen, sind überaus primitiv und durchaus schematisch, was aber nur zum Teil auf Rechnung der Materialschwierigkeit zu setzen ist.

Außer den rein technischen hatten, wie gezeigt wurde, auch andere, soziale Bedingungen auf die Neugestaltung des Stiles ihren Einfluß. Die starke industrielle Entwicklung dieser Stufe auf der schmalen Basis eines halbseßhaften Lebens gab im Anfang weder Zeit noch Muße zur sorgfältigen und naturgetreuen Ausarbeitung plastischer Werke, sondern konnte nur eine einförmige mechanische Geräteproduktion erzeugen, ohne irgendwelche oder doch nur mit einer denkbar primitiven Ausschmückung der Gebrauchsgegenstände. Diese bewegte sich zunächst streng innerhalb der Grenzen der ökonomischen

Zielsetzung. Durch die mechanische Vervielfältigung einfacher Formelemente entstand das Ornament, auf Tongefäßen zum Beispiel aus Strichen und Punkten das geometrische Ornament. Die Weiterentwicklung über das rein Praktische hinaus erklärt sich aus dem „Spiel mit der Technik" sowie dem Streben, ästhetisch Wirksames zu erreichen. Bei den Tongefäßen sind zum Beispiel die vertieften Verzierungen, wie auch Hörnes, allerdings aus anderen als den von uns angeführten Gründen findet, älter als die aufgemalten. Diese sind ausschließlich durch das ästhetische Bedürfnis hervorgerufen, während jene auf den Ursprung der Gefäßdekoration überhaupt zurückleiten.

Figürliche Darstellungen, plastische wie gezeichnete, die auch als Ornamente verwandt wurden, zeigt uns in großer Entfaltung die gleichzeitige Kunst der außereuropäischen Völker. Die bildkünstlerische Leistung wird hier aus den bezeichneten Gründen auf einem im allgemeinen niedrigen Niveau festgehalten; doch bringt die spätere Entwicklung im Kunsthandwerk, beispielsweise auf den australischen Inseln, vielfach recht Ansehnliches hervor. Durch die beständige Wiederholung, durch das Kopieren der Kopie aber entfernt sich die figurale Darstellung immer mehr von dem Naturvorbild oder dem reinen Erinnerungsbild. Sie wird fratzenhaft verzerrt, oft rätselhaften Ursprunges; sie erscheint stilisiert, als etwas Abstraktes, was ihrer Verwendung zu symbolischen Zwecken besonders förderlich sein mußte.

Die konventionelle Formgebung begünstigt ferner die Entwicklung einer Formensprache, der Bilderschrift. Je naturfremder, farbloser die Darstellung des Einzelgegenstandes wird, je mehr nur einzelne charakteristische Merkmale übrig bleiben von einer naturwahren Wiedergabe, also je schematischer sie wird, um so leichter lassen die Bildertypen sich kombinieren zum Zwecke des Gedankenausdruckes und -austausches. So sieht man den „Götzenbildern" oft nicht mehr an als das menschliche Wesen gewissermaßen in abstracto, höchstens daß sie noch als männlich oder weiblich durch die oft ungebührliche Betonung der Geschlechtsmerkmale gekennzeichnet sind. Sie stellen eben nur Symbole dar, teils isolierte Abstraktionen, teils „abenteuerliche Mischformen", „phantastische Fabelgestalten", mythische Personen mit ihren symbolischen Beigaben, ja ganze mythische Begebenheiten werden auf diese Weise zur Anschauung gebracht. Verworn führt unter anderem das Beispiel vom Mann im Monde bei den Haida-Indianern an. In den Mond ist ein phantastischer Mann mit einem Wassereimer und einem Strauch gezeichnet, entsprechend der Mythe, nach der „einst der Mond einen Mann mitsamt seinem Eimer und dem Strauche, an dem er sich festhielt, zu sich hinaufzog, so daß es nun regnet, sobald der Mann seinen Eimer umkippt".

In der Möglichkeit, die Bildertypen auf mannigfache Weise zusammenzusetzen, liegt aber auch eine Fehlerquelle, die besonders häufig in Kinderzeichnungen zutage tritt. Ihnen widmet Verworn in diesem Zusammenhang ebenfalls sein Augenmerk, da sie zur prähistorischen Kunst mit Recht in Parallele gestellt werden können. Die Kinder „malen" zum Beispiel sehr oft ein Haus, durch dessen Wände man hindurchsehen kann. Man erblickt die in die Umrisse des Hauses hineingezeichneten Innenräume, Stube, Kammer, Boden usw., als solche durch hineingezeichnete Tische, Stühle, Betten und

dergleichen gekennzeichnet. Das Kind liefert keine naturgetreue Abbildung des Hauses, sondern es beschreibt, indem es zeichnet, und erzählt, was es von dem Hause weiß. Bekommt es zuerst Schiefertafel und Griffel oder Papier und Bleistift in die Hand, so fängt es an zu „kritzeln". Hat es einigermaßen gelernt, mit seinen Arbeitsmitteln umzugehen, und stellt sich vielleicht die Absicht der naturalistischen Wiedergabe gesehener Gegenstände bei ihm ein, so entspricht doch sein Können nicht entfernt der Massenhaftigkeit seiner Kritzeleien, die es viel weniger für sich selbst als für die umgebende Gesellschaft der Kinder und Erwachsenen produziert. Unter dem Einfluß des Mitteilungsdranges bilden sich daher sehr bald feste Typen für einzelne Gegenstände wie Haus, Tisch, Stuhl, Bett usw. heraus, die mit wenigen Strichen und ohne Rücksicht auf Perspektive und andere Regeln der naturalistischen Darstellung hingeworfen werden. Ein analoger Vorgang also zu der Entstehung der stilisierenden Kunst in der jüngeren Steinzeit. Die Massenproduktion zeichnender Kinder, die natürlich keine industrielle genannt werden kann, aber doch einem gesellschaftlichen Zwecke entspringt, bringt die Elemente der Kombinationszeichnungen, die Bildertypen hervor. Die Sorgfalt der Naturbeobachtung und der Darstellung der Objekte muß dabei natürlich zurücktreten, während das Vorstellungsleben des Kindes durch diese zeichnende Tätigkeit gewissermaßen eine Festigung erfährt. Vor allem bildet sich die Fähigkeit der Abstraktion von der sinnlichen Wahrnehmung aus.

Man muß natürlich sagen, daß die stärkere Befähigung zum abstrakten Denken ihrerseits auf die zeichnerische Darstellung wieder zurückwirkt und beiträgt zur Erhaltung und Befestigung der konventionellen Formgebung; verkehrt wäre es jedoch, diese stärkere Fähigkeit des begrifflichen Denkens und die reichere Entwicklung des Vorstellungslebens als Ausgangspunkt zu nehmen und zur eigentlichen Quelle der stilisierten, schematischen, naturunwahren Darstellungsart zu erheben. Verworn nennt die Kunst des Kindes wie die der Völker auf neolithischer Stufe, um Wesen und Ursprung dieser Kunst auszudrücken, geradezu „ideoplastisch", im Gegensatz zur „physioplastischen", nämlich naturwahren Kunst der paläolithischen Menschen. Damit stellt er die Sache natürlich auf den Kopf, indem das Ergebnis auf solche Weise zur Ursache wird. Darum legt er auch, um die zeichnerische Art des Kindes zu erklären, den Nachdruck ausschließlich auf die Herabminderung der Beobachtungsgabe durch den Einfluß der Erziehung. „Wie bei unserer gesamten Erziehung, so hat auch hier die weitaus größte Fülle des geistigen Inhaltes nicht durch das Tor der Sinne ihren Einzug gehalten. Die sinnliche Beobachtungsgabe ist ebenso wie die motorische Geschicklichkeit im Vergleich mit dem hochentwickelten Vorstellungsleben völlig zurückgeblieben." (Zur Psychologie der primitiven Kunst, S. 21.)

Daß die Schulerziehung in der von Verworn bezeichneten Richtung die geistige Entwicklung des Kindes beeinflußt, ist wohl nicht zu bezweifeln; doch darf man den Einfluß der Schule in diesem Falle nicht überschätzen. Die Malereien des Kindes, dem sich die Pforten der Schule noch nicht geöffnet haben, tragen genau denselben Stempel wie die freien Gedächtniszeichnungen des schulpflichtigen Kindes. Es müssen hier also Einflüsse am Werke sein, die nicht in erster Linie aus der geistigen Natur des Kindes entspringen. Es sind die bereits angegebenen gesellschaftlichen Bedingungen,

unter denen das Kind produziert. Ich weise zum Beispiel hin auf das mit der Puppe spielende Kind, bei dem diese Bedingungen fortfallen. Das Kind schmückt seine Puppe für sich selbst, zu seiner eigenen Freude, und sie bleibt sein Eigentum, im Gegensatz zu den hingekritzelten Malereien. In der Art, wie das Kind die Puppe ankleidet, zeigt sich daher ganz entschieden ein naturalistisches Interesse; die neuerdings vielverbreiteten „Charakterpuppen" berücksichtigen dieses Interesse auch. Und wie das Kind sein Spielzeug möglichst naturwahr zu gestalten sucht, so formte auch der paläolithische Jäger sein Gerät, das sein Eigen blieb und mit ihm oft für sein ganzes Leben verwuchs.

„Je reicher das Vorstellungsleben entwickelt ist," sagt Verworn, „um so größer wird die Gefahr sein, daß die Vorstellung, das heißt das Erinnerungsbild eines Gegenstandes, durch Assoziation von den verschiedensten Seiten her verändert wird, also durch unzählige Faktoren, die nicht der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung des Gegenstandes entsprungen sind." (Zur Psychologie der primitiven Kunst, S. 20.) Da dieser Satz die Begründung für den Übergang von der paläolithischen zur neolithischen Kunst geben soll, so sei demgegenüber bemerkt, daß die Entwicklung des Vorstellungslebens an sich niemals ein Hindernis der naturgetreuen Wiedergabe eines Objekts sein kann, sonst hätte nicht unser gegenwärtiges, geistig jedenfalls sehr vorgeschrittenes Zeitalter noch eine naturalistische Kunstrichtung hervorbringen können. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß die neolithische Kulturentwicklung mit ihrer schematisierenden Kunstproduktion gleichzeitig eine geistige und religiöse Bewegung hervorrief, die mit den künstlerischen Tendenzen der Zeit aufs innigste zusammenging, so daß die gegenseitige Befruchtung nicht ausbleiben konnte. Die oben angezogenen Beispiele neolithischer Kunst zeigen bereits, ein wie großer Teil von plastischen Arbeiten (Totenpfähle, Amulette usw.) kultischen Zwecken diente.

IV.

Es ist notwendig, hier einen Blick auf die Entwicklung des Kultus in der neolithischen Epoche zu werfen, um das Verhältnis von Kunst und Religion dieser Zeit, das Verworn als Abhängigkeit der Kunst von der Religion erklärt, in aller Kürze klarzustellen. Auf allen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung ist die Kultform durchaus abhängig von der jeweiligen Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenlebens, während die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode wiederum ihre besondere Ausprägung durch die Formen der Totenbestattung und des Kultes erhalten. Die eigentümliche Bestattungsform der neolithischen Stufe war, entsprechend der seßhafteren Lebensweise der Völker, die Bestattung an einer gemeinsamen Begräbnisstätte, die in der Nähe des Wohnplatzes und Ackerlandes lag. Die Vergesellschaftung der Toten ergab die Möglichkeit, sie in corpore durch in gewissen Zeiträumen wiederholte Opfergaben zu versorgen. Dabei ging die Ausübung der heiligen Gebräuche in die Hände von Personen über, die den religiösen Glauben der anderen geschäftsmäßig auszubeuten verstanden und schließlich ganz auf Kosten der Gemeinde lebten, eine Form der Arbeitsteilung, die ebenfalls erst eigentlich wirksam werden konnte, nachdem die Menschen einigermaßen seßhaft geworden waren. Die Vergesellschaftung der Toten aber bedeutete die Vergesellschaftung der Geister zum Geisterreich,

und es war natürlich, daß die einzelne Seele recht bald nach dem Tode in der Masse der Geister verschwand. Wo ein Fetischbildnis äußerlich die Stelle des Verstorbenen einnahm, war dieses, wie es bei den oben bekanntgewordenen Produktionsumständen nicht anders sein konnte, in der Regel so ausdruckslos und nichtssagend, daß es selten dazu angetan war, individuelle Züge des Verstorbenen festzuhalten. So wurde die Kunst zu einem Ausdrucksmittel für Ideen, namentlich religiöse, unbeschadet ihrer Funktion im profanen Leben. Schematischer Art, wie die figurale neolithische Plastik war, leistete sie den aus dem Kultus geborenen, symbolisierenden Tendenzen Vorschub; Kunst und Religion begegneten einander und flossen zusammen, beide genährt aus denselben Quellen, nämlich der materiellen Kulturentwicklung.

Indem nun Verworn den Ausdruck „ideoplastisch" auf die neolithische Kunst anwendet und die paläolithische im Gegensatz zu ihr „physioplastisch" nennt, erhellt schon daraus, daß er das Verhältnis von Kunst und Religion wesentlich anders auffaßt. Er präzisiert mit jenen Ausdrücken deutlich die Ansicht vom Ursprung der neolithischen Kunst aus dem Ideenleben ihrer Zeit. Auf dieser Suche nach den psychologischen Wurzeln der Kunst bleibt ihm aber schließlich nichts übrig, als eine neue, gleichsam überweltliche Ideenquelle zu erfinden, die von außen her dem neolithischen Menschen zufloß.

Das ist nicht zuviel gesagt: Verworn verlegt nämlich in die Übergangszeit von der paläolithischen zur neolithischen Periode die Konzeption der Seelenidee, der Vorstellung der dualistischen Spaltung des menschlichen Wesens in Leib und Seele, die dem damaligen Europa seiner Auffassung nach vom Orient übermittelt wurde. „Die primitive Kunst hat um so mehr physioplastische Züge, je mehr die sinnliche Beobachtung, sie hat um so mehr ideoplastische Züge, je mehr das abstrahierende, theoretisierende Vorstellungsleben der Völker im Vordergrund steht. Den ersten mächtigen Antrieb zur Entwicklung des theoretisierenden Vorstellungslebens in prähistorischer Zeit gab die Konzeption der Seelenidee. Die aus dieser Idee entspringenden religiösen Vorstellungen lieferten die allgemeinen Bedingungen für die Entstehung einer ideoplastischen Kunst." (Zur Psychologie usw., S. 34.) — Zwar will Verworn die Beteiligung anderer Momente an der Entwicklung „ideoplastischer" Kunstformen nicht unterschätzen, indes alle diese speziellen Momente treten doch „in ihrer ideoplastischen Wirkung ganz in den Hintergrund gegenüber der allgemeinen und fundamentalen Bedeutung der Konzeption des Seelengedankens und seiner Konsequenzen".

Nachdem wir den materiellen Wurzeln der prähistorischen Kunstwandlungen nachgegangen sind, könnte es sich eigentlich erübrigen, im Rahmen dieser Betrachtung noch mit Verworn über den Ursprung der Seelenidee zu streiten. Um jedoch auch auf diesem Gebiete den Abstand meiner Auffassung von derjenigen Verworns zu zeigen, was für die vorstehenden kunsttheoretischen Erörterungen nicht unwesentlich ist, mögen noch einige Sätze zu diesem Thema vom Ursprung der Religion hier Platz finden.

Verworn ist zunächst in einem fundamentalen Irrtum mit seiner Ansicht über das Alter der Seelenvorstellung. Der Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum in Europa, wenn er auch recht verschieden datiert wird, liegt wahrscheinlich, wenn man die abweichenden Schätzungen berücksichtigt, innerhalb des Zeitraums von 10 000 bis 20 000 Jahren vor unserer Zeitrechnung;

bis zum Ursprung der Seele aber haben wir einige hunderttausend Jahre in die Vergangenheit hinabzusteigen, sofern die Schätzungen der Geologen zuverlässig sind. Der älteste uns bekannte Fall von Totenbestattung ist der von Le Moustier in der Dordogne (Südwestfrankreich); sie ist ein Zeugnis für das Vorhandensein des Glaubens vom Weiterleben der Seele nach dem Tode des Körpers. Die Seelenidee ist demnach nicht vom Orient nach Westeuropa gelangt, sondern in Europa autochthon entstanden. Verworn befindet sich hier unter dem Einfluß einer älteren prähistorischen Schule, die ihrerseits unter dem Banne der biblischen Legende stehend das gesamte Kulturinventar des urgeschichtlichen Europa vom Orient kommen läßt und so gut wie jede selbständige Entwicklung auf europäischem Boden leugnet. Wie jene, so importiert auch Verworn, wo er am Ende seines Lateins ist, den gesamten neolithischen Kulturbesitz einschließlich Seelenidee aus dem fernen Morgenlande.

In Konsequenz seiner Theorie, daß die Seelenvorstellung im Denken des paläolithischen Jägers noch keine Rolle gespielt habe, streitet Verworn denn auch den paläolithischen Kulturen der Gegenwart einfach den Besitz religiöser Ideen ab. Die Buschleute Südafrikas haben eine naturwahre Kunst, aber trotzdem ist der Seelenglaube bei ihnen schon ausgezeichnet entwickelt; wohl noch stärker bei den Eskimos, von deren naturalistischen Kunstleistungen ebenfalls die Rede war. Wenn nun Verworn einmal vorsichtig Deckung sucht: aber selbst wenn man annähme oder nachweisen könnte, daß die Seelenidee bereits in paläolithischer Zeit konzipiert worden sei, so wäre jedenfalls so viel sicher, daß diese Idee zu jener Zeit unmöglich schon das Denken des Menschen in dem Maße beherrscht haben kann, wie es in späterer Zeit tatsächlich der Fall ist — so hat er doch wieder für den Aufschwung des religiösen Lebens in der neolithischen Zeit, den wir oben aus seinen materiellen Bedingungen zu begreifen suchten, keine Erklärung, es sei denn eben diese, daß die Herrschaft der Seelenidee über das Denken des Menschen sich plötzlich sprungweise erweitert habe. Eine Bereicherung des Vorstellungslebens in der neolithischen Periode haben auch wir angenommen. Auch das religiöse Leben nahm infolge der industriellen und kultischen Entwicklung festere, greifbare Formen an. Aber darum hat das Emporwuchern des Seelenglaubens doch nichts Geheimnisvolles an sich, sondern erscheint mit den Wandlungen der gesellschaftlichen Produktion in durchaus organischer Verbindung; während bei Verworn die Seelenidee einem Deus ex machina gleich in die Szene platzt.

Eine Theorie des Seelenursprunges entwickelt Verworn in einem anderen Werke: „Die Mechanik des Geisteslebens.“ Als ihr Hauptfehler ist zu nennen, daß sie den Gedanken von der Sonderexistenz der Seele als eines reinen Naturproduktes entstehen läßt, losgelöst von allen historischen Bedingungen. Um so verwunderlicher erscheint es, daß das Auftreten der Seelenvorstellung in diesen Werken des Verfassers über prähistorische Kunst an bestimmte gesellschaftliche Bedingungen geknüpft wird oder doch an Phasen der künstlerischen Entwicklung gebunden erscheint.

Die besprochenen Schriften Verworns können wohl ein Schulbeispiel sein, um zu erkennen, wie wenig die Methoden unserer ideologischen Denker und Forscher gerade in der Urgeschichtsforschung ausreichen; denn nirgends wird die gesamte Daseinssphäre der Menschen so sehr von den ökonomischen

Lebensbedingungen durchdrungen und von ihnen gestaltet wie auf den früheren und frühesten Stufen der Menschheitsentwicklung. Wir finden bei Verworn wohl eine feine Durchdringung des prähistorischen Stoffes und manche geistreiche Kombination des Forschungsmaterials mit ethnologischen und naturwissenschaftlichen Tatsachen; aber er bleibt an der Oberfläche haften, da er die Verhältnisse der materiellen Produktion ignoriert und den gesellschaftlichen Zusammenhängen nirgends auf den Grund geht. Doch das ist ein Mangel der Methode, den er mit seinen Kollegen von der bürgerlichen Wissenschaft teilt.

Glückspelle.

Von **Robert Grötzsch.**

Arm an Proletarierromanen sind wir nicht gerade. Seit Zola haben Berufene und Unberufene die Federn gewetzt, um die äußere und innere Welt des vierten Standes episch zu erfassen. Was der Arbeiterschaft bisher fehlte, das war weniger der Proletarierroman als das Epos des modernen Proletariats, das sozialistische Weltbild, worin Ziel, Werden und Kämpfen des proletarischen Menschen das Ziel, Werden und Kämpfen seiner Klasse widerspiegelt. Selbst Gorki, der mit seinem Roman: Die Mutter einen breiten Ausschnitt des proletarischen Klassenkampfes gab, ließ seinen Gestalten die erdhaft-wuchtige Vertiefung ins Klassensymbolische fehlen. Dafür hat uns jetzt ein dänischer Gorki den Roman der Arbeiterschaft geschenkt: Pelle der Eroberer von Martin Andersen Nexö.[1]

Daß eine Dichtung von solch sozialem Schwergewicht gerade aus Dänemark kommt, ist nicht verwunderlich an einem Lande, in dem seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Forderung, die Poesie solle Zeitfragen behandeln, zum künstlerischen Schlagwort ganzer Dichtergenerationen geworden ist. Ein Kuriosum wäre höchstens, daß gerade das Bauernland jene proletarisch-sozialistische Dichtung gebar, nach der wir so lange sehnsüchtig ausgeschaut haben, und Pelle der Eroberer strömt denn auch den Schollenduft seiner Wiege so derb aus wie sein Schöpfer, der aus bäuerlicher Umwelt herkommende Proletarier Nexö.

Pelle der Eroberer könnte nicht das Buch sein, das es ist, wenn sein Autor nicht selbst von allen Feuern der Armut gebrannt worden wäre. In einem Elendsviertel Kopenhagens kam er zur Welt. Arbeit war sein Los, „seit er kriechen konnte", wie er in einer selbstbiographischen Skizze erzählt: „... Ich hatte bereits bitter genug das Leben des Proletariats gekostet, als wir in meinem neunten Jahre nach Bornholm zurückfuhren. Auch hier hieß es arbeiten, aber durch meine Arbeit lernte ich die schöne Natur Bornholms kennen: im Winter, wenn ich mit meinem Vater in den Felsen war und Steine klopfte, des Sommers, wenn ich auf den großen Weiden das Vieh hütete." Nach einer arbeitsharten Kindheit dient er als Bauernknecht, wird dann Schuhmacher, fliegt ins Weite, schlägt sich bald schusternd, bald handlangernd durch die Welt, besucht im Winter die Volkshochschule, avanciert zum Lehrer, zerarbeitet sich zwischen Kindern und Büchern, macht sich auf den Weg gen Süden, streift in Italien, Spanien und Marokko umher, schreibt Reisebilder und Novellen, wirft als Dreißigjähriger seine erste Novellensammlung unters Publikum und steht heute als Fünfundvierziger in den Reihen unserer besten europäischen Dichter.

Im Winter Steine klopfen, im Sommer Vieh hüten — aus dieser Arbeitsmischung seiner Kindertage bezieht Nexö seine stärksten, lebendigsten Farben.

---

[1] Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. Leipzig, Inselverlag. 1334 Seiten. 8 Mark, gebunden 10 Mark.

Die Leute der derben Arbeit, die Fischer, Bauern, Landproletarier, Arbeiter und Kleinbürger seiner Heimat liefern ihm das Material, aus dem er seine prächtigsten, prallsten Gestalten knetet. Und in all den Novellensammlungen, die in deutscher Ausgabe vorliegen,[1] ist er dort am stärksten und lebendigsten, wo er sich mit denen beschäftigt, die die breiten Schichten seiner Heimat ausmachen: die Menschen der Derbfäustigkeit, die Bauern, Knechte und Landproletarier. Sie geben auch dem Pelleroman jene harte Wucht und realistische Erdgebundenheit, die das Werk so schollenschwer machen.

Der inneren Idee nach müßte das Buch Glückspelle heißen, denn sein alles tragender philosophischer Gedanke ist die menschliche Glückssehnsucht, der Traum vom Glücksland, die Jagd nach dem Glück, die traditionelle Lieblingsidee der dänischen Literatur. Vor reichlich hundert Jahren stellte schon Adam Ohlenschläger die Glücksfrage in den Mittelpunkt seines dramatischen Märchens vom armen Aladin mit der Wunderlampe und fand: „Dem Glück am nächsten ist der wackere Sohn der Natur." Vierzig Jahre später schrieb Paludan-Müller seine humoristische Zeitsatire Adam Homo und ließ darin auf der Jagd nach dem Glück den Streber siegen, der als Stütze der Gesellschaft unter Titeln, Orden und Ehrenzeichen endet. Und wieder ein halbes Jahrhundert später stellt Pontoppidan in seinem gewaltigen Romanwurf: Hans im Glück einen Glücksritter des Industriezeitalters auf die Beine: einen Techniker, der, als seine phantastischen Träume an des Lebens Wirklichkeiten zerschellen, sein Glück in religiös-mystischer Resignation findet. In der inneren Zerrissenheit dieses bürgerlichen Hans im Glück spiegelt sich ein typischer Wesenszug seiner Klasse wider, und Nexös Pelle ist so etwas wie eine proletarische Antwort auf den Glückshans des anderen Zeitgenossen, eine Antwort, in der die Gegensätze zwischen Ober- und Unterklassen mit schneidender Schärfe formuliert sind. Wie Pontoppidans Hans träumt auch Pelle den berauschenden Traum von Glück und Erfolg; wie Hans zieht auch Pelle aus, das Glück zu suchen; aber während Hans ebenso isoliert kämpft wie isoliert stirbt, findet Pelle den Weg zu seinen ringenden Klassengenossen und den Schlüssel zum Glücksland der Menschheit. Es liest sich wie eine Entgegnung auf das traurige Ende des Pontoppidanschen Glückshans, wenn Nexö seinem Roman die Worte vorausschickt: „Welcher Weg des Entsetzens wäre die Wanderung der Armen durch die Wüste — wenn ihnen nicht die Feuersäule voranginge: wie licht und froh ist die Bewegung! Der Arme legt sich nicht hoffnungslos zum Sterben in den Sand — er wandert, und draußen in der Verlängerung der Marschroute liegt das Land des Glückes...."

Während von Ohlenschläger bis Pontoppidan die dänische Dichtung in echt bürgerlicher Lebensauffassung den einzelnen als Macher seiner irdischen Seligkeit behandelt, erhebt in Pelle ein sozialistisch schauender Dichter die ganze Klasse des Helden zum Träger des ewigen Traumes vom Menschheitsglück. Dieser Held ist Pelle, der im Siegerhemd geborene Proletarier, in dessen Werdegang das Werden und Siegen des modernen Proletariats symbolisiert ist; Pelle, der Sohn eines schwedischen Häuslers, der die überschuldete Hütte verlassen muß und als Landarbeiter nach Bornholm verschlagen wird. Mutterlos, auf fremdem Herrensitz ins Joch der Kinderarbeit gespannt, unter Entbehrungen und Demütigungen leidend, die Sehnsucht nach einem großen, unbekannten Glück im Herzen — so wird Pelle zum Jüngling, der da auszieht, das Glück zu suchen; der vom Lande erwartungsvoll in die Stadt pilgert und froh ist, als er zunächst auf einem Schusterschemel als Lehrling unterkommt. Seine zweite Fahrt geht aus dem Krähwinkel Bornholms in die Residenz Dänemarks, und was er in Kopenhagen findet, ist wiederum nicht die Erfüllung seines Glückstraumes, sondern das soziale Elend der Kleinstadt zu

[1] „Der Morgen graut." Verlag Vorwärts. 190 Seiten. 1 Mark. — „Bornholmer Novellen." „Lobgesang aus der Tiefe." Leipzig, Verlag Merseburger. — „Die Küste der Kindheit." München, Verlag Langen.

großstädtisch-ungeheuren Dimensionen aufgereckt. Pelles Glückstraum zerschellt an den unbarmherzigen wirtschaftlichen Gegensätzen unserer Zeit; es dämmert ihm, „daß da etwas war, das man ohne Unterlaß hassen mußte, Tag und Nacht, solange man atmete". Er stürzt sich in die Arbeiterbewegung, wird Agitator, Streikleiter, Redner, heiratet eine stille, über den Familienhorizont nicht hinausschauende Frau, wird zwischen Familienträumerei und politischem Pflichtgefühl hin und her gerissen, stürzt sich nach kurzem Eheidyll wieder in den Strudel der politischen Kämpfe und landet plötzlich im Zuchthaus, weil die Polizei bei ihm, dem gehaßten Volksführer, eine im Spiel geschnitzte Zehnkronenform findet.... Als er mit angegrauten Schläfen wieder ins Leben hinausschreitet, ist die Arbeiterbewegung eine anerkannte, unbesiegbare, praktisch wirkende Macht geworden, und Pelle findet seinen Wirkungskreis als Gründer und Leiter einer Arbeiterproduktivgenossenschaft. Es ist so recht der Schluß eines sozialistischen Romans, der in einem demokratischen, von Bauerngenossenschaften gekennzeichneten Lande geboren wurde. In Familienglück und sozialistischer Gegenwartsarbeit findet Pelle eine Erfüllung seines Märchentraums, und hinter seinem Glücke sieht er langsam, aber unaufhaltsam das Glücksland der Menschheit heraufdämmern. „Es lag wie ein lichter Glaube in ihm, daß er und die Seinen die Erde erneuern sollten; das Volk sollte sie zu einem Paradies der Vielen machen — wie es sie bereits zu einem Paradies für einige Wenige gemacht hatte. Es gehörte ein großer und langmütiger Sinn dazu, aber sein Heer war ja gründlich erprobt! Sie, die durch undenkbare Zeiten geduldig den Druck des Daseins für andere getragen hatten, mußten dazu geeignet sein, die Führung in die neue Zeit hinein zu übernehmen." Auf diese geruhigte Siegeszuversicht ist der Lebensabend des ehemaligen Stürmers gestimmt.

Man sieht, der gewaltige zweibändige Wälzer ist nicht in allen Partien gleich stark. Im ersten Band, in dem das animalisch-derbe Leben des flachen Landes lebendig gemacht ist, kommt auch das Ewig-Menschliche der Hauptfigur am stärksten heraus. Im zweiten Band, in dem das Klassentypische des modernen Proletariers im Vordergrund steht, ist Pelle nicht ohne Konstruktionen, die aus dem Rahmen des Typisch-Proletarischen auffällig herausfallen. Daß der draufgängerische Volksführer nicht einer revolutionären Tat wegen, sondern eines läppischen Zufalles halber als Falschmünzer in den Kerker geht, mag als eine der bodenlosen Narreteien des Lebens noch hingehen. Aber daß dieser Mensch einer neuen Zeit sich schließlich für das althergebrachteste, hausbackenste Frauenideal begeistert, ist wirklich mehr für den in einer bäuerlichen Heimat wurzelnden Nexö denn für das moderne Proletariat typisch. Die unermüdlich um nichts anderes als das Wohl des Hauses und seiner Kostgänger besorgte Frau Pelles ist die vorbildliche Bauernfrau, aber die ideale moderne Proletarierin fehlt dem Buche. Noch manche Schwäche und manche Abirrung von der Linie des Typischen wäre aufzuzählen, aber wozu ein Beginnen, das sich angesichts des gewaltigen sozialen Horizontes des Pellewerkes wie pedantisch-schulmeisterliche Krittelei ausnehmen müßte.

Es beweist die Wucht des Buches, daß man die Mängel noch im Lesen vergißt. Seine Kraft und Tiefe beruht im Schwunge der Geschehnisse, in den großen Etappen der Entwicklung des Helden und in jenem Gestaltenreichtum, der das Ganze zu einem mächtigen, reifen, anklagenden Weltbild auswachsen läßt. Da ist Typ an Typ gereiht zu lebendigem Kaleidoskop. Da ist der protzige Hofbesitzer neben dem hartringenden Kleinbauern, das knechtische, dumpf-rebellische Landgesinde neben dem revolutionären Stadtproletariat, der Streikbrecher neben dem kämpfenden Arbeiter, der Anarchist neben dem Sozialisten, der proletarische Agitator neben dem proletarischen Dichter; da spreizen sich Gut und Böse, Säufer und Verbrecher, Unschuld und Gemeinheit, Tapferkeit und Feigheit, Reichtum und Armut, Wohlleben und dumpfes Laster. Und inmitten des brodelnden Hexenkessels voll Verzweiflung und Sattheit, voll Verbrechen und Ehrpusselichkeit, voll Niedrigkeit und Heldentum steht Pelle, der im Siegerhemd Geborene, der gesunde, unverbrauchte,

robuste Mensch, der aus Schmutz wie aus Reinheit, aus Siegen wie aus Niederlagen stetig wachsende Kraft saugt. Es ist ein in seiner Fülle und seinen Fugen krachendes Weltbild, so üppig und weitwürfig angelegt, daß es da und dort zu breit auszuladen und die Form des Entwicklungsromans zu sprengen droht. Das Kunstwerk verliert dadurch an Straffheit und leidet unter demselben Reichtum der Gesichte, mit dem das Zeitbild an Vollkommenheit und Totalität gewinnt. Kapitel sind darin, die als Milieustücke für sich bestehen könnten. So die Schilderungen der Arche, eines Massenquartiers, aus dessen Fensterhöhlen Armut und Not grinsen und das wie eine moderne Märchenruine des Elends düsterfarbig himmelan dräut. Wie es überhaupt das Merkmal der Nexöschen Form ausmacht, daß sein breit und schwer dahergehendes Schildern ständig auf der Wegspur zwischen Realistik und Romantik einherwechselt. Er fängt das Leben naturalistisch ein, um es märchenromantisch auszumünzen. Dabei sticht seine Sprache tief an den Wurzeln der Dinge hinab, und zwischen den Zeilen schwingt da und dort ein bitterironischer Humor, geboren aus jenem heiligen Zorne über alles das, „was man Tag und Nacht hassen muß".

In dem Vorwort, mit dem Nexö seinen im Vorwärtsverlag erschienenen Markband einleitet, heißt es am Schlusse: „Es ist notwendig, daß einer der Gesellschaft auch die unbarmherzigen Wahrheiten sagt...." Nexö ist dazu nicht nur berufen, sondern auserwählt wie wenige. Das Pellebuch ist eine der unbarmherzigsten Wahrheiten, die der Gegenwartsgesellschaft gesagt werden konnten: es ist ein Roman der leidenden, kämpfenden und siegenden Arbeitermassen.

Lose Blätter.

Ein journalistischer Katilinarier. Unter diesem wenig schmeichelhaften Titel behandelt Genosse Kreowski im „März" denselben Friedrich Reusche, dem ich im vorigen Hefte den Glorienschein einer Autorität auf dem Gebiet der Lassalle-Forschung abstreifen mußte. Hätte ich von Kreowskis Artikel gewußt, so hätte ich mir meine Beweisführung sehr abkürzen können. Genosse Kreowski schildert besagten Reusche aus persönlicher Kenntnis als einen phantastischen Hochstapler, dessen Aufschneidereien sich namentlich um die flüchtige Berührung, in die er mit Lassalle gekommen war, als um das große Ereignis seines Lebens bewegt hätten; noch im Wahlkampf von 1893 hat er die Parteigegner durch den Nachweis erfrischt, daß Lassalle mit der heutigen Sozialdemokratie aber auch gar nichts zu tun haben würde.

Ein alter Leser der „Neuen Zeit" macht mich ferner darauf aufmerksam, daß Reusche augenscheinlich auch in den Spalten dieser Wochenschrift schon porträtiert worden ist, und zwar im Briefwechsel seiner angeblichen „Mitvorkämpfer" Rüstow und Johann Philipp Becker. („Neue Zeit", Jahrgang 1888, Seite 569.) Rüstow schreibt dort an Becker über einen beiden bekannten, aus der Sozialdemokratie ausgestoßenen schweizerischen Literaten, er sei „Chefredakteur einer sehr ehrenwerten liberalen Zeitung der Habsburger Monarchie" geworden und fügt hinzu: „Sie haben ihn nach dem vollen Wert taxiert, als sie ihn einen Generalfeldzeugmeister aller Lügen nannten." Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß damit Reusche gemeint war.

Indessen, der Mann ist tot und vergessen. Worauf es mir nur ankam, war, zu verhindern, daß seine Schwänke wieder auftauchen, um das Bild Lassalles das allzu lange unter unkontrollierbarem Klatsch gelitten hat, von neuem zu verdunkeln. Und dieser Zweck ist nunmehr wohl erreicht worden.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
CANCELLED
APR 12 1982

WIDENER
JAN 26 2002
CANCELLED